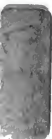
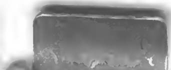

Die Gesellschaft





Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Herausgegeben

von

M. G. Conrad.



Jahrgang 1892. Erstes Quartal.

Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich,

K. R. Hofbuchhändler.

Inhaltsverzeichnis.



Die Schein-Frömmigkeit und die Litteratur.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Uralte Erfahrung: so oft die im Staate tonangebenden Klassen und Klassenbruchstücke durch irgend einen Skandal-Prozeß, eine Krisis, eine Katastrophe auf die in ihren Kreisen oder deren Umgebung im Steigen befindliche Sündhaftigkeit mit der allerwertesten Nase gestoßen werden, entzündet sich in ihrem tadellosen Busen ein fabelhafter Buß- und Bekehrungseifer mit der Kraft einer Explosion. Hat sich der erste Rauch verzogen, so gewahrt der ruhige Beobachter ein merkwürdiges Bild: die Suche nach Sündenböcken hat sich auf der ganzen Linie entwickelt und zornige Finger fuchteln und deuten nach allen Richtungen: da ist der Sünder, da ist der Sünder, an den Pfahl mit ihm!

Der Sünder ist nämlich nie in den eigenen Reihen — er haust immer bei den Anderen. Ein Lieblingsversteck für sein unfrommes Treiben wird seit alten Zeiten bei den bösen Dichtern und Künstlern vermutet. So oft sich ein neuer Tugend- und Sittlichkeitsbund aufthut, heißt sein Feldgeschrei: Revidieren wir Litteratur und Kunst, da hat der arg böse Feind seinen liebsten Unterschlupf! Und mit Hussa und Hurrah stürzen sich die frommen Herrschaften auf die arme Litteratur. Die ist an allem schuld, an den unehelichen Kindlein, an den verwahrlosten Rangen, an den Zuhältern, an den kommerzienrätlichen Finanzschuften, an Sünd' und Schand' in allen Schattierungen. — — Und da fliegt denn alles in einen Topf, der Kolportage-Roman, den die vornehme Dame in liebreicher Abwechslung mit ihrer Köchin heftweise erworben oder aus der Leihbibliothek bezogen hat, die Hintertreppen-Sudelschriftwerkerei und das ehrliche litterarische

Kunstwerk. Und die Staatsanwälte sitzen dabei in heißer Arbeit und rücken sich die schärfste Brille auf die Nase. Ah, diese verdächtige Litteratur, nun geht es ihr gründlich an den Kragen. — — —

Alle drei bis vier Jahre kommt es vor, daß ein deutscher Staatsanwalt Boccaccio entdeckt und als unzüchtigen Schriftsteller mit Beschlag belegen läßt, den nämlichen Boccaccio, der vor einem halben Jahrtausend mit seinem bei allen Scheinfrommen so übelberufenen „Dekamerone“ die moderne italienische Sprache schuf und mit diesem Meisterwerke, das unbeanstandet in alle Litteraturen der Welt übersetzt wurde und selbst wieder eine ganze Litteratur hervorgerufen hat, sich einen unverwelklichen Ruhmeskranz um die Stirne wand.

Desgleichen kommt es alle drei bis vier Jahre vor, daß ein deutscher Staatsanwalt irgendwo im Reich eines der zartempfundensten und olympisch heitersten Gedichte des größten und berühmtesten Schriftstellers deutscher Nation, das „Tagebuch“ von Goethe, als unzüchtige Schrift entdeckt und konfiszieren läßt. Auch unseres herrlichen Grimmelshausen „Simplicius“, ein deutsches Litteratur- und Sittendenkmal ersten Ranges aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, soll ab und zu von dem gleichen Schicksal ereilt werden (bestimmte Angaben hierüber sind mir zur Zeit aus unserer deutschen Litteratur-Unfallstatistik nicht zur Hand). Byron's „Don Juan“, Aristophanes' Sokratesverhöhnung in den „Wolken“ und einige ähnliche Werke der fremdklassischen Litteratur scheinen in deutscher Uebertragung noch nicht zur Lektüre dieser bewußten Staatsanwälte gehört zu haben, denn sie sind meines Wissens bis zum heutigen Tag in Deutschland unkonfisziert geblieben, obwohl sie von der poetischen Lizenz keinen geringeren Gebrauch machen, als der italienische Hofdichter Boccaccio und der Weimarer Minister und Geheimrat von Goethe.

Allein noch ein anderes Buch ist ungeschoren geblieben, von dem nicht anzunehmen ist, daß es nicht jeder Staatsanwalt, als er noch im Flügelkleide in die kleine Schule ging, jahrelang in der Hand gehabt und daraus mit heißem Bemühen eine Unzahl von Kapiteln und Sprüchen auswendig gelernt habe — die Uebersetzung der Bibel. Bei uns Protestanten wenigstens ist die Bibel das erste Schul- und Hausbuch, und wir rühmen unserer Lutherschen Uebersetzung nach, daß sie die Schöpferin unserer hochdeutschen Schriftsprache geworden. Jeder junge Protestant wächst mit diesem Buche auf, er erhält es in schöner, unverstümmelter Gestalt bei der Konfirmation am Altare als Geschenk, und zahlreiche Stiftungen sorgen dafür, daß es auch in der ärmsten Familie nicht fehle. Denn das ist uralter Protestanten-Glaube:

„Wo keine Bibel ist im Haus,
Da sieht es öd' und traurig aus.“

Und so oft auch von den Prüden oder Überängstlichen bald mit zelotischem Ungestüm, bald mit dem Auskramen von bestechenden pädagogischen Gründen der Versuch gemacht wurde, die unverfälschte Luther-Ausgabe als sittengefährlich den Händen der Kinder und des Volkes zu entreißen und durch eine kastrierte Ausgabe zu ersetzen: Die alte Lutherbibel hat siegreich das Feld behauptet.

Wie der echte Geist des Katholizismus die großen Kunst- und Dichtwerke der Renaissance vor jeder Beengung oder Vergewaltigung der ewigen Phantasie- und Wahrhaftigkeits-Rechte geschützt, so hat der echte Geist des Protestantismus niemals eine frevelnde Hand an die Lutherbibel rühren lassen, die mehr als irgend ein Litteraturwerk der Welt von den höchsten Künstlerrechten der gottgläubigen Menschheit den erschöpfendsten Gebrauch macht. Für eine tiefere Auffassung ist durch diese Ausnahmestellung, welche die Sammlung der sogenannten „heiligen Schriften" als „Wort Gottes" genießt, das ewige Recht des Künstlers und Dichters, die ganze Fülle seiner Individualität frei zum Ausdrucke zu bringen, unter den direkten Schutz Gottes gestellt. Die Bibel umschreibt als Dicht- und Kunstwerk heiligsten Ranges den vollen Kreis der Freiheiten, die dem Dichter und Künstler als unveräußerliches Gottesrecht eingeboren, sie ist die magna charta des großen Freistaates der Geister. Daran ist nicht zu rütteln, der Geist der gesammten Kulturmenschheit hat sein Insiegel darauf gedrückt, das heilig und unverletzlich.

Jeder einigermaßen religiös und litterarisch Gebildete kennt heute die sprachwissenschaftlichen und historischen Forschungs-Ergebnisse über Art, Zeit und Ort, wie die Bibel, diese großartigste Anthologie der urältesten monotheistischen Weltlitteratur, zustande gekommen, dieses „Buch der Bücher", das neben den tiefsinnigsten Legenden, neben den ergreifendsten Historien und Idyllen, neben den heldenhaftesten Kapriccios und grandiosesten Phantasiestücken, neben den wundersamsten Hymnen und Sprüchen so furchtbar ungeschminkte Sittenschilderungen enthält, daß der excessivste moderne Naturalismus mit seinen brennendsten Wahrheits-Farben daneben verblaßt. Nur „eines Riesen Feder" konnte in göttlicher Naivität und Rücksichtslosigkeit eine solche Schrift schaffen. Nur an dieses Ur- und Musterbuch gigantischer Schriftstellergröße und Schriftsteller-Selbstherrlichkeit konnte unser jüngstdeutscher Wilhelm Arent gedacht haben, als er die schwungvollen Rhythmen konzipierte:

Jahrtausende vergehen,
Doch das Wort eines Meisters,
Eines Riesen der Feder,
Dauerhafter ist es
Als Marmor und Erz!

Bestehen wird es,
Wenn im Zeitensturme
Die Werke der Bildner morsch verwehen,
Die Farben verblassen,
Die einst göttlicher geleuchtet
Als das nackte Fleisch,
Der herrliche Leib der Lebendigen!
O Wunder aller Wunder!
Wenn der schaffende Geist —
Gefäß dämonischer Allkraft —
Aufschlürft den Weckruf
Von Jahrtausenden,
Dem Traum der Zeit
Nahrung und Bildung gibt!
Wenn die glühende Sehnsucht
Ausatmet im unsterblichen Rhythmus!
Jahrtausende vergehen,
Doch das Werk eines Dichters,
Eines Riesen der Feder,
Jedem Sturm steht es,
Dauerhafter als Marmor und Erz!

Nur durch die Käuflichkeit und die geistige Sünd- und Schandwirtschaft unserer politischen Tagespresse im schmachvollen Sklavendienste der Parteien, der Spekulation und Sensation — spiegelt euch in eurem Geschöpf, ihr großmächtigen Zauberer, Schürer und Löffelschwinger am politischen Hexenkessel der internationalen Tagesgeschichtmacherei, es ist eurer würdig! — ist die Achtung vor dem Schrifttum der Völker so tief gesunken, daß heute fast nirgends mehr Ehrfurcht vor dem Geiste und seinen Bekennern und Zeugen in unserer erbärmlichen, naturlosen, leid- und verderbensvollen Bastard-Zivilisation zu spüren.

„Das Wort sie sollen lassen stahn!“ wetterte Martinus Luther, deutschgeistiger Heldensöhne der größten einer, obwohl nur eines armseligen Bergmannes Kind, hinaus ins Sturmgebrause der sich neugebärenden Zeit der Reformation. „Das Wort sie sollen lassen stahn und kein Dank dazu haben!“ Das Wort, das Schriftwort, die göttliche Kunst und Dichtung, den fleischgewordenen Geist. — —

Ja, sie lassen es „stahn“, die Herren, die sich vermessen, auch über den Geist Gewalt zu haben und nach ihren Regeln zu meistern, was jeder Regel spottet. Wie wenn man einzelne Farben, Farbentupfen und Farbenübergänge aus einem großen Gemälde schnitte, um sie zu prozessieren, so mutet es an, wenn man sieht, wie sie einzelne Worte, Wortverbindungen und charakterisierende Satzfragmente aus einem Schriftwerke schneiden, um darauf ihre Anklagen zu gründen. Liegt da vor mir ein Büchlein, 31 eng-

gedruckte Seiten stark, mit dem schamlosen Titel: „Die Stellen der Bibel, welche Geschlechtliches enthalten"*), um den frechen Beweis zu bringen, daß diese Bibelproben „dem Sittlichkeitsgefühle unserer Tage nicht entsprechen", daß sie gleich schlechten Romansudeleien „die Phantasie unnatürlich erregen, den gesunden Verstand zu Grunde richten, die Sittlichkeit untergraben und unsäglich viel Familienunglück verursachen."

Und dieser schnöde Bibelankläger beginnt mit dem 1. Buch Mosis und schneidet als straffällig die Stelle aus: „Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn: und schuf sie ein Männlein und ein Fräulein. Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch. Und sie waren beide nackt, der Mensch und sein Weib, und schämten sich nicht", — um zu schließen mit einem Fragment aus dem 17. Kapitel der Apokalypse: „Und es kam einer von den sieben Engeln und sprach: Komm, ich will dir zeigen das Urtheil der großen Hure, mit welcher gehuret haben die Könige auf Erden, und die da wohnen auf Erden, und trunken worden sind von dem Weine ihrer Hurerei. Und das Weib war bekleidet mit Scharlach und Rosinfarb und hatte einen güldnen Becher in der Hand voll Greuels und Unsauberkeit ihrer Hurerei."

Was soll man dazu sagen? „Das Wort sollst du lassen stahn", wollen wir diesem Bibelschänder mit Luther zurufen, und mit der Bibel selbst: „Dem Reinen ist alles rein" — Du Schmutzian! —

Und die Bibel ist bis auf den heutigen Tag Schul- und Hausbuch, soweit der Geist des Protestantismus reicht, und kein christlicher Staatsanwalt wird an dieses Kleinod der Weltlitteratur, an dieses Urkund- und Erziehungsbuch des Menschengeschlechts die Hand legen, es sei denn zu eigener Erbauung und Einkehr, trotz der zahllosen „Stellen, welche Geschlechtliches enthalten und dem Sittlichkeitsgefühle unserer Tage nicht entsprechen."

*) Zürich, Verlagsmagazin. 1872.



Aus der Zeit, für die Zeit.

Sozial-psychologische Dokumente, gesammelt von Max Herold.

(Berlin.)

Die Prinzipienerklärung der sozialdemokratischen Partei Österreichs, angenommen zu Hainfeld, 1. Januar 1889, sagt:

„1) Die sozialdemokratische Arbeiterpartei in Österreich ist eine internationale Partei, sie verurteilt die Vorrechte der Nationen ebenso, wie die der Geburt, des Besitzes und der Abstammung, und erklärt, daß der Kampf gegen die Ausbeutung international sein muß, wie die Ausbeutung selbst."

Die hierher gehörige Stelle in dem Programm-Entwurf der sozialdemokratischen Partei Deutschlands lautet:

„Mit der Ausdehnung des Weltverkehrs und der Produktion für den Weltmarkt wird die Lage der Arbeiter eines jeden Landes immer abhängiger von der Lage der Arbeiter in den anderen Ländern; die Befreiung der Arbeiterklasse ist daher nicht eine nationale, sondern eine soziale Aufgabe, an der die Arbeiter aller Kulturländer gleichmäßig beteiligt sind. In dieser Erkenntnis fühlt und erklärt die sozialdemokratische Partei Deutschlands sich eins mit den klassenbewußten Arbeitern aller übrigen Länder. Die sozialdemokratische Partei kämpft für gleiche Rechte und gleiche Pflichten Aller, ohne Unterschied des Geschlechts und der Abstammung."

„Es gelte," so sagt eine erklärende Stimme in einem sozialdemokratischen Organ über den hierhergehörigen Passus, „zu erkennen, und im neuen Programm zu dokumentieren, daß national und international keine Gegensätzlichkeit darstellt, daß beides aufgeht in dem Begriffe sozial." Die Vergleichung des letzten Programmentwurfs der sozialdemokratischen Partei mit der österreichischen Erklärung zeigt sofort, daß die Deutschen an Einsicht und an „praktischer" Vernunft unendlich überlegen sind. Es macht unbedingt einen komischen Eindruck, oder um in Liebknecht'scher Sprache zu reden, es muß den Fluch der Lächerlichkeit heraufbeschwören, wenn eine Anzahl von Menschen die Vorrechte der „Nationen" ebenso, wie die der „Geburt" und „Abstammung" „verurteilt"; diese Leute sind in ihrer Art nicht mehr und nicht weniger als Fetischpriester, welche gewisse Naturerscheinungen mit dumpfen Beschwörungsformeln bannen zu können wähnen, und die noch keine Ahnung davon zu besitzen scheinen, daß die Thaten des lebenden

Geschlechtes sich zu den Thatsachen der Abstammung ursächlich etwa ebenso verhalten, wie die Blüten und Blätter eines Baumes zu dem Entwickelungsgange des Stamms!

Es ist überhaupt eine ganz merkwürdige Erscheinung, wie in einem Zeitalter, das die natürliche, und namentlich die wirtschaftliche Bedingtheit aller, auch der höchsten Erscheinungsformen des Daseins wie kein früheres erkannt hat, sich Programme mit dem Anspruche der fortgeschrittensten Zeitgemäßheit hervorwagen können, die im Handumdrehen aus Walfischen Elefanten und aus Krokodilen Störche machen zu können vorgeben. Es ist ja wohl möglich, daß gerade in dem Völkerbrei und Sprachenhäckerling z. B. Österreichs die Sehnsucht nach einer allgemeinen Gleichheit dieser „Nationen" am heißesten sein mag, aber es dürfte trotzdem nicht gelingen, alle die verschiedenen Tschechen, Slowaken, Magyaren, Romanen, Deutschen u. s. w. auf ein gemeinsames Kommando aus der ehrlich im Laufe von Jahrhunderten ererbten Haut in eine neue gemeinsame fahren zu lassen. Wenn selbst amerikanische Fachvereine, deren Weitherzigkeit man nicht zu bezweifeln vermag, die Neger aus ihren Reihen ausschließen, wenn in Kalifornien ganz besondere Bestimmungen für die Chinesen getroffen werden müssen, so ist dies eben nur die einfache Folge ihrer kulturellen Verschiedenheit, die nicht durch irgend eine „Erklärung" aus der Welt geschafft wird! Auch entspringen derartige Dinge ebenso wenig einem durch die „Bourgeoisie" gehegten Vorurteil, wie etwa die Ausdünstung des Negerkörpers einem Vorurteile der Nasen der europäischen Bourgeoisie entspringt.

Nach diesem Seitenblicke kehren wir zur Programmentwickelung der deutschen Sozialdemokratie zurück. Es dürfte jedem aufmerksamen Leser des Gothaer Programms und des jüngsten Entwurfes des sozialdemokratischen Parteiausschusses auffallen, daß gerade in der Bestimmung des Verhältnisses der einzelnen nationalen Arbeitergruppen zu den übrigen nationalen Arbeitergruppen eine wesentliche Aenderung vorliegt. Das Gothaer Programm hat noch die feste Absicht, die Verbrüderung aller Menschen zur Wahrheit zu machen, und setzt fest, daß die internationale Arbeiterbewegung den nationalen Gruppen gewisse Pflichten auferlegen kann. Der neue Entwurf ist weit vorsichtiger. Er findet sich zunächst bewogen, eine in der That zutreffende Erklärung der internationalen Lage der Arbeiter zu geben, aber anstatt zu sagen, die Befreiung der Arbeiter sei daher nicht eine nationale, sondern eine „internationale" Aufgabe, statt dessen erklärt er, das sei eine soziale Aufgabe, an der die Arbeiter aller Länder „gleichmäßig" beteiligt seien. Auch fühlt und erklärt sich die Sozialdemokratie Deutschlands nur in der „Erkenntnis" dieser Lage mit den übrigen klassenbewußten Arbeitern aller Länder eins. Wenn nun auch hier gleiche Rechte

und gleiche Pflichten Aller ohne Unterschied des Geschlechts und der Abstammung als Kampfobjekt angeführt werden, so fehlt die Begrenzung, d. h. es ist wahrscheinlich, daß die Sozialdemokratie es dem Einzelnen überlassen will, dies auf die Menschen innerhalb der Nationen zu beziehen oder aber auf die Menschheit schlechtweg, wie die Österreicher dies thun. Freilich hat Singer, der Hauptsprecher der Gegenwart, in Brüssel gelegentlich der Besprechungen über die Frauenbewegung erklärt, daß die sozialistische Partei die Gleichberechtigung von Allem statuiert, was Menschenantlitz trägt, aber im Grunde genommen handelt es sich doch bloß um die Angehörigen der modernen Kulturstaaten.

Zieht man aus diesen rein aktenmäßigen Vergleichen das Fazit, so ist zu bemerken, daß trotz aller Betonungen der internationalen Beziehungen, Solidarität u. s. w. doch die Thätigkeit innerhalb der Einzelnationen gesonderte Wege einschlagen muß. Während der Brüsseler Kongreß mit seinen stark verwässerten Resolutionen ein unfreiwilliger Beweis davon ist, dürfte die Erörterung, welche der Verfassung des gegenwärtigen deutschen Programms im Schooße der Verfertiger vorhergegangen ist, einer mehr bewußten Einsicht in diese Sachlage entsprungen sein. Bebel hat am 17. Juli in Berlin gesagt, daß er und Liebknecht je einen Entwurf gemacht hätten, der vom Vorstand beraten wurde; später machte Liebknecht nochmals einen Entwurf, der von Engels, Bernstein, Kautsky und anderen begutachtet wurde, und erst der von Engels eingesandte Entwurf bildete die Grundlage desjenigen, der im Obigen zitiert und der in Erfurt beraten wurde.

Für die theoretische Beweisführung und Aufklärung mag die „internationale" Beweisführung stets aufhellend, ja bis zu einem gewissen Grade sogar maßgebend sein. Sobald es sich aber darum handelt, von der „Erkenntnis — vgl. den Entwurf — der Klassenlage" zu wirklichen Maßregeln der Verbesserung überzugehen, ebenso bald versinkt die „Internationalität" in die Nacht der Begriffsnebeleien, und vor uns stehen national, bezw. staatlich begrenzte Menschengruppen. Ueber diese Thatsache werden die besten, die menschheitsfreundlichsten und wirtschaftswissenschaftlichsten sozialdemokratischen Programme stolpern, denn die soziale Frage ist eine Organisationsfrage, und organisiert werden nur ganz bestimmt begrenzte Dinge, welche einen einheitlichen Organismus überhaupt zu bilden vermögen.

Wenn daher ein Georg von Vollmar gegen die russische Kosakengefahr sich wendet, wenn ein Ignaz Auer sich mit Stolz zu dem Leitartikel bekennt, den er anläßlich des Todes des Kaisers Friedrich geschrieben hat, wenn ein Karl Grillenberger die „Dummheit" begehen kann (wie Auer sich entschuldigend ausgedrückt hat), die „Fränkische Tagespost" beim Tode des Kaisers Friedrich mit Trauerrand auszugeben, und wenn die deutschen

Delegierten in Brüssel diejenigen waren, welche sämtliche Beschlüsse des Kongresses zur Mäßigung wendeten — dann ist noch keine Gefahr, daß bei uns im Deutschen Reiche die internationale Idee dauernd über die nationale Wirklichkeit triumphieren könne.

Im Gegenteil, daraus, daß die deutsche Wissenschaft die thatsächliche Klassenlage des Proletariats, den thatsächlichsten Produktionsprozeß der Gegenwart in allen kapitalistischen Ländern am klarsten und schärfsten durchschaut hat, ist zu schließen, daß sie auch bei der wirklichen Durchführung der sozialen Neubildung diejenigen Maßregeln ergreifen wird, welche die Wirklichkeit unbedingt fordert, nämlich: zunächst soziale Neubildung innerhalb einer bestimmten Nation!

Wie einer der genialsten Philosophen der Gegenwart in seinem Werke „Manchestertum und deutscher Beruf" mit prophetischem Geiste ausgeführt hat, wird Deutschland, im Herzen Europas liegend, dadurch „Internationalität" und „Nationalität" versöhnen, daß es selbst durch seine eigene ökonomische Wiedergeburt das Beispiel für eine internationale Höherkultur geben wird. An die Stelle der zersplitterten Sondererwerbsbestrebungen und ihrer bedauerlichen Folgen wird einstens, so sagt Jener, treten „die nie zu erschöpfende Fülle des universellen Berufsgesetzes und seiner mannigfach besonderen, individuellen Daseinsform, des nationalen Berufsstaates!"

* * *

Daß in Deutschland die Behörden so hartnäckig dem Frauenstudium Widerstand entgegensetzen, während doch in andern Ländern, so namentlich in der kleinen Schweiz, die Universitäten schon seit Jahren den Frauen offen stehen, gereicht denselben nicht zur Ehre. Sie sperren sich da gegen einen Kulturfortschritt, den sie doch nicht aufzuhalten vermögen. Namentlich das Bedürfnis nach Frauenärzten macht sich allgemein immer dringender fühlbar und schon aus Gründen der Humanität muß man wünschen, daß man mit Hindernissen aufräumt, die den Frauen das Studium der Medizin verwehren. In Deutschland half bisher alles unterthänige Petitionieren an Landtagen und Reichstag nichts, und Frau Joh. Fried. Wecker-Westner scheint uns ganz das Richtige zu treffen, wenn sie Bezug nehmend auf die Verhandlungen des schwäbischen Landtages über das „Frauenstudium" in einem in der von Frau Lina Morgenstern redigierten „Deutschen Hausfrauen-Zeitung" veröffentlichten Protestschreiben sich wie folgt ausspricht:

„Die gebildete, steuerzahlende, volljährige Deutsche beansprucht mit ihrem Verlangen, von weiblichen Ärzten an ihrem eigenen Leibe behandelt zu werden, keine „Gnade" oder „Vergünstigung", sondern ein vollauf begründetes

Recht, um das ich, als mündiger Mensch, nicht bettele in allerlei verschnörkelten Redensarten von Anno Domini, sondern, das ich so lange verlange, bis es mir gewährt wird. — Es heißt den „Reichstag" wie „Landtag" in seinem Grundprinzipe als vom und durch das Volk erwählten Vertretungskörper einzig und allein für das Volk, vollständig verkennen, wenn ich einem sachlichen Gesuche an denselben Eigenschaften beilege, die seiner Natur nicht angepaßt. Der Reichstag hat pflichtschuldigst die Interessen aller Reichszugehörigen zu vertreten.

„Demnach war zu erwarten, daß selbst unsere Gegner sich einer fortgeschrittenen Zeit gegenüber in der Wahl ihrer vorsintflutlichen Ausdrücke etwas gebesserter Tonart befleißigen würden; aber bewahre! Sätze, wie sie der weimarische Kultus-Chef in öffentlicher Sitzung sich nicht scheute, kund zu geben, — daß er seine Gymnasien für zu gut halte, um Versuche mit weiblichen Schülern zu machen, — in einem Ländchen, dessen schönste Geschichtsblätter von der langen, reformreichen Regentschaft Anna Amalia's berichten, der Schöpferin und Begründerin jenes „klassischen Weimar", das die Blüte unseres Landes um sich versammelte, — sie sind ein trauriges Merkmal unserer Zeit, am Ausgange des größten Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Verkündigung der allgemeinen Menschenrechte. Allein selbst diese Aussprüche wurden noch übertrumpft durch jene zwei schwäbischen Salomos allerneuester Observanz, durch die in der That, selbst einen Pastor Knack noch überholenden Epitheta der Herren Klaus und von Herman, nebst dem Universitätskanzler v. Weizsäcker! Mit Herrn Klaus und seiner sachlichen Unwissenheit wollen wir kurzen Prozeß machen, denn genannter Herr stellt sich selbst das allergrößte Armutszeugnis aus durch seine Äußerung: „Die Frau sei für wissenschaftliche Thätigkeit nicht geeignet und — auch nicht aufgelegt! Ausnahmen bestätigten nur die Regel. (sic.) Er habe noch nie gehört, daß eine Frau für die Wissenschaft befruchtende Gedanken zu Tage gefördert habe." Der Herr scheint noch nicht die neueste Kunde von solch einem „befruchtenden Gedanken für die Wissenschaft" seitens der Züricher preisgekrönten Louise Müller gelesen zu haben: „Frankfurter Zeitung" Abendblatt 30. April 1891; oder von jener hervorragenden, leider zu früh verstorbenen Frau auf dem Lehrstuhle der Mathematik zu Stockholm, S. v. Kovalewska (auch preisgekrönt für „befruchtende Gedanken"); oder von S. Germain, der preisgekrönten Forscherin zu Paris; oder von Caroline Herschel, der Planetenentdeckerin, oder von jenen zahlreichen akademischen Siegerinnen auf englischem Boden, gegenüber ihren minderwertigen männlichen Mitbewerbern. Sollte „Herr Klaus in Schwaben" nie etwas von der Mitarbeit der ebenbürtigen Frau des berühmten Entdeckers der Überreste von Troja gehört haben? Derselben Frau, die so ungeeignet zu „wissen-

schaftlicher" Thätigkeit, daß sie den kostbaren Nachlaß ihres Gatten selbständig sichtet und herausgibt? Nicht allzuweit vom Sitze dieser phänomalen Verhandlungen, (auch Herr Hausmann, der „Demokratische", brachte lahme Gründe für uns vor) liegt jenes historische Schorndorf, dessen prächtige Weiber einstmals den total „mangelnden" befruchtenden Gedanken ihrer „Männer", hinter Schloß und Riegel, die notwendige „Erleuchtung" beibrachten, die den Landesfeind zu Paaren trieb! Nach Schorndorf, Herr Klaus! Bleibt uns noch der Herr Kanzler Weizsäcker. Was Professor Weizsäcker vorgebracht, setzt Allem die Krone auf; während das „Schamgefühl" bei der Frage des weiblichen Arztes einer reaktionären Gegnerschaft gegenüber den Ausschlag zu Gunsten dieses Arztes geben sollte, stellt der Herr Kanzler die Wahrheit der Thatsachen geradezu auf den Kopf; denn so fadenscheinige, kindische Gründe gegen den weiblichen Studenten der Medizin wären in vorgeschrittenen Kulturländern nicht denkbar, (wie rasch wurden die Pariser Studenten eines besseren belehrt). Angenommen, der angegebene Grund hätte etwas für sich, was ich ebenso entschieden bestreite, denn der „Mediziner" am Seziertische arbeitet als „Diener seiner Wissenschaft", und sein „Geschlecht" bleibt vor der Thür, — also, selbst im Sinne des Herrn Weizsäcker wäre das kein Grund gegen unser Verlangen; welche ungeheure Summen gibt das Deutsche Reich alljährlich für bloße Versuche auf dem Gebiete der „zerstörenden" Wissenschaften aus! Ungezählte Millionen! Und da sollte bei ernstem Willen nicht so viel für seine weiblichen Steuerzahler übrig sein, um getrennte Lehrkurse für die Medizin einzurichten?! Die wegwerfende Art, mit welcher derselbe Herr von den ausländischen Ärzten spricht, erscheint mir auch nicht berechtigt. Das herrliche, mustergiltige Hospital für Frauen und Kinder Neu-Englands zu Boston ist das ruhmwürdige Werk einer deutschen Frau, Maria Zakrzewska, die eben nicht bloß Hebamme bleiben wollte und darum den deutschen Boden verließ, um auf freiem zu beweisen, was die Deutsche an „befruchtenden" Thaten (um mit Landsmann Klaus zu reden) zu leisten vermag in schönster Gemeinschaft mit dem Manne! — Der „Mann" als solcher hat kein moralisches Recht uns vorzuschreiben, was wir wollen und was nicht, er bedient sich des schlechten Mittels der Gewalt, des Despotismus, um uns, der Hälfte der Menschheit, seinen Willen aufzuzwingen! Aber, es hilft ihm nicht: der Fortschritt zum Besseren ist unaufhaltsam wie die Zeit! Vergebliches Bemühen, die Frau in die reaktionäre Zwangsjacke überlebter Anschauungen zu schnüren! Nicht die rohe Faust der Landsknechte, sondern die befreiende Macht der bessern Erkenntnis kämpfen an unserer Seite. Nicht das geistige Junkertum, sondern die Jünger der freiheitlichen Ideen behaupten das Feld, auf welchem die Frau neben und mit dem Manne die höchsten Auf-

gaben der Menschheit gemeinsam lösen und pflegen wird! — Wir protestieren als Töchter des 19. Jahrhunderts gegen solche Herabwürdigungen unseres Selbstbestimmungsrechtes; wir protestieren gegen solche Beschimpfungen unseres geistigen Wertes, welche die denkende Deutsche ihrem Geburtslande entfremden und gegen die wir uns nicht an derselben Stelle verteidigen können. Es ist gebildeter Männer unwürdig, mit solchen ungleichen und schartigen Waffen unser unveräußerliches Recht auf menschliche Gleichwertigkeit zu bekämpfen und wir weisen solche heute und zu jeder Zeit mit entschiedener Verwahrung zurück."

* * *

Max Müller, der bekannte Sprachforscher und Orientalist an der Universität Oxford, hatte im letzten Winter die Gifford-Vorlesungen an der schottischen Universität Glasgow übernommen. Die Vorlesungen sind benannt nach Lord Gifford, welcher dieselben stiftete und zwar zu dem Zwecke, um die Entstehung der Religion in wissenschaftlicher Weise zu erklären und zu beleuchten. Alle Professuren der englischen und schottischen Universitäten beruhen nämlich im wesentlichen auf Stiftungen aus ältester und neuester Zeit, und aus diesem Ursprunge erklären sich die Namen, welche die einzelnen Vorlesungen oder Professuren führen. So gibt es z. B. verschiedene „Regius-Professuren", das sind solche, die von verschiedenen englischen Königen gestiftet wurden.

Die Einrichtung der Universitäten Englands und Schottlands ist eine andere als die der Deutschen; sie sind mehr lediglich Schule und setzen sich zusammen aus mehreren „Colleges", gegen deren Selbständigkeit die Einheit der Universität mehr zurücktritt. Die Vorsteher der „Colleges" bilden in ihrer Gesamtheit die leitende Körperschaft der Universität. Diese Körperschaft wird in Oxford „congregation", in Cambridge und Glasgow „senatus" genannt. Die Religion spielt, wie überall in Großbrittannien, so auch an den Universitäten noch immer eine hervorragende Rolle. Wenn auch die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen häufig mit den religiösen Überlieferungen in Konflikt geraten, was ja unvermeidlich ist, so hütet man sich doch, die letzten Konsequenzen zu ziehen und sucht so viel als möglich zwischen Religion und Wissenschaft eine vermittelnde Stellung einzunehmen; zum wenigsten muß der äußere Schein der Religiosität unter allen Umständen aufrecht erhalten werden.

In dieser Hinsicht nun hatte Max Müller gesündigt; er hatte mit dem Mute der Wahrheit, die überall den echten Gelehrten kennzeichnet, auch die Axt an den dürren Baum des christlichen Wunder- und Dogmenglaubens gelegt, und darum wurden seine Gifford-Vorlesungen in der letzten Monats-

versammlung (6. Mai 1891) der Kirchenältesten der presbyterianischen Staatskirche zu Glasgow zum Gegenstande heftiger Erörterungen. Man machte nicht den Versuch, ihn zu widerlegen, sondern man denunzierte ihn einfach als Ketzer, als Gegner Christi und seiner Lehre. Ein Mitglied der Versammlung, der Advokat Robert Thompson, machte den Vorschlag, folgenden Beschluß zu fassen:

„Da die Lehren Max Müllers, des Professors der Gifford-Vorlesungen an der Universität Glasgow, sich gegen den christlichen Glauben richten und geeignet sind, pantheistische und freidenkerische Ansichten unter den Studierenden und anderen Personen zu verbreiten, da es ferner fraglich ist, ob der Senat der Universität das gesetzliche Recht hat, ein solches Vermächtnis, wie das des Lord Giffords, anzunehmen und eine Professur dafür einzurichten, so sei beschlossen, daß das Presbyterium (die Kirchenältesten) ein Komitee ernennt, um die in den Vorlesungen ausgesprochenen Ansichten des Professors zu prüfen, sowie das Recht des Senats in Bezug auf die Annahme der Gifford'schen Stiftung und die Berufung eines Professors für dieselbe zu ermitteln und darüber in einer der nächsten Versammlungen Bericht zu erstatten."

Zur Begründung dieser Resolution sagte Thompson etwa Folgendes:

Die Universität sei eingerichtet, um die freien Künste und Wissenschaften zu fördern und die Religion zu lehren. Es befänden sich ordinierte Geistliche der Landeskirche im Senat und auch diese hätten sich dadurch, daß sie den Vorlesungen beiwohnten, der Verführung der Studenten und der anderen Personen, welche die anstößigen Ansichten des Professors mit anhörten, schuldig gemacht. Diese Ansichten seien lediglich ein Mischmasch von deutschem Mystizismus, Pantheismus und den veralteten Grundsätzen des ungläubigen Philosophen Hume, zusammen mit der Afterweisheit jenes Auswurfs der Geister aller Nationen, die in ihrer Auffassung des Gottesbegriffs, der sittlichen Weltordnung und der physischen Entwicklung der Welt in alle erdenkliche Irrtümer verfallen wären.

Der Professor habe außerdem das Christentum angegriffen, da er die Grundlehren desselben, die Inkarnation (Fleischwerdung Christi), die Auferstehung und Himmelfahrt geleugnet habe. Die schottische Kirche habe daher jetzt das Recht, durch ihre Kirchenältesten eine genaue Inspektion der theologischen Fakultät vornehmen zu lassen und er mache deshalb dem Presbyterium den Vorschlag, die Resolution anzunehmen.

A. T. Donald unterstützte den Vorschlag. Nach seiner Ansicht hätten die Vorlesungen schon sehr viel Unheil angerichtet. Er höre diese irrtümlichen Ansichten jetzt täglich von Mitgliedern seiner Gemeinde aussprechen und er glaube, je eher das Presbyterium Stellung zu der Sache nehme, desto besser. Man habe es schon zu lange gehen lassen.

Dr. Matt schlug vor, der Resolution folgende Fassung zu geben:

„Beschlossen, daß die Kirchenältesten ihr tiefes Bedauern aussprechen darüber, daß Lehren, welche einen die Gemüter verwirrenden Charakter tragen, unter der Oberaufsicht des Senats der Universität verbreitet werden, es aber für unpassend erachten, weitere Stellung zu der Sache zu nehmen."

Dr. John Mc. Leod erklärte sich bereit, dieses Amendement zu unterstützen.

Dr. J. L. Robertson dagegen stellte sich auf einen wesentlich anderen Standpunkt. Nach seiner Ansicht, sagte er, hätten die Kirchenältesten überhaupt keine richterliche Gewalt über den Senat der Universität. Sie hätten ohne Zweifel die Macht, gewisse Mitglieder des Senates zur Rechenschaft zu ziehen, aber über den Senat als solchen hätten sie keine richterliche Gewalt irgend welcher Art und sie sollten sich doch nicht als Richter einer Körperschaft aufwerfen, welche von ihnen ganz unabhängig wäre. Er machte den Vorschlag, der Resolution folgende Fassung zu geben:

„Die Kirchenältesten, welche erfahren haben, daß die Gifford-Vorlesungen, welche gegenwärtig von Professor Max Müller gehalten werden, durch Lord Gifford gestiftet wurden, um den Ursprung der Religion in wissenschaftlicher Weise zu erörtern, erklären hiermit, daß es ihnen nicht zukommt ihre Meinung zu äußern, weder über die Weisheit des Stifters, indem er das Vermächtnis stiftete, noch über die Schicklichkeit der Universität, indem sie es annahm, oder über die Art und Weise, wie es bis jetzt verwaltet wurde."

Darauf stellte Thompson den Antrag, beide Abänderungen zur Abstimmung zu bringen, um zu erfahren, wer für und wer gegen Christus sei. Wegen dieses Ausdrucks wurde der Antragsteller zur Ordnung gerufen, und erst, nachdem er denselben zurückgenommen hatte, konnte zur Abstimmung geschritten werden.

Diese ergab siebzehn Stimmen für die Robertson'sche und fünf für die Matt'sche Fassung.

Als das Resultat bekannt wurde, rief Thompson aus: „Also fünf sind für Christus!"

Diese Äußerung rief abermals eine große Entrüstung unter den Anwesenden hervor und erst nach einer längeren Auseinandersetzung fand Thompson sich bereit, den Ausdruck zurückzunehmen. Er that es mit den Worten: „Ich sagte, daß fünf für Christus und die Kirche von Schottland seien; ich denke, wir sind es alle." Darauf wurde das Amendement angenommen und die Versammlung vertagte sich.

Die Herren haben in der That der Vergangenheit der schottischen Hochkirche alle Ehre gemacht; sie haben wieder einmal bewiesen, daß der alte Geist eines Knox und Calvin, jener Geist der Unduldsamkeit und Anmaßung, noch in ihnen lebendig ist, und sie würden auch heute noch Verfolgungen anzetteln und Scheiterhaufen anzünden, — wenn sie nur könnten.

* * *

Eine Studie Dr. Max Ferenczys über die medizinischen Kenntnisse der alten Skandinavier in der „Deutschen Medizinal-Ztg." beansprucht nicht bloß ein medizinisches, sondern auch ein allgemein kulturgeschichtliches Interesse.

Nach der Schlacht bei Siklastad kam der schwerverwundete Thormoder Kolbrunarskald in eine Hütte, wo viele verwundete Männer waren, deren Wunden eine Frau verband. Auf der Erde war ein Feuer angemacht, über dem jene Wasser wärmte zum Auswaschen der Wunden. — In einem steinernen Kessel hatte sie zerhackte Zwiebeln und andere Wurzeln zusammengekocht, wovon die Verwundeten essen mußten, um — die Tiefe der Wunden zu erfahren. Denn man glaubte auf dieselbe daraus schließen zu können, wenn ein Zwiebelgeruch in denselben hervortrat. Auch am Geschmack des Blutes sollte sich dies bestimmen lassen; so sagte Snorre Gode, einer der weisesten Männer im alten Skandinavien, als er einmal nach einem Treffen auf dem Schnee einen Blutklumpen fand, ihn aufhob und davon kostete: „Das Blut ist aus einer tiefen Wunde; es ist von einem Mann, der des Todes ist." Die Art der Behandlung war natürlich nicht die zarteste und geschah, da als chirurgische Hilfsmittel nur Zangen allerursprünglichster Form und allenfalls Nadel und Zwirn zur Verfügung standen, ohne Kunst und viel Umstände mittelst Auflegens von Salben und weichen Umschlägen aus heilenden Kräutern. Als Thormoder Kolbrunarskald zu der oben erwähnten, in der Arzneikunst erfahrenen Frau kam, untersuchte sie seine Wunden, insbesondere die, welche er in der linken Seite hatte, woselbst er von einem Pfeil getroffen war. Sie fühlte, daß das Eisen noch in der Wunde steckte, aber wohin die Spitze sich gewandt hatte, konnte sie nicht mit Bestimmtheit angeben. Da sich nun Thormoder weigerte, etwas von dem bereiteten Zwiebeltrank einzunehmen, nahm das Weib eine Kneipzange, um das Eisen herauszuziehen. Dieses saß aber so fest, daß es sich nicht rührte, und überdies stand nur sehr wenig davon heraus, da die Wunde angeschwollen war. Da sagte Thormoder zu ihr, daß sie erst das Fleisch bis an das Eisen aufschneiden möchte, damit man mit der Zange an dasselbe kommen könne; dann wolle er das Eisen wohl selbst herausreißen. Sie that, wie er begehrte. Darauf nahm Thormoder

seinen goldenen Ring und nachdem er ihn der Frau geschenkt hatte, ergriff er die Zange und zog sich den Pfeil aus der Seite; dieser hatte aber Widerhaken, und es folgten daher Fasern von dem Herzen mit, einige rot und andere weiß. Thormoder betrachtete sie und äußerte: „Wohl hat König Olof uns genährt, weil die Fettigkeit mir bis an die Wurzeln des Herzens geht.“ Darauf fiel er rücklings zu Boden und gab seinen Geist auf. Ein anderes Beispiel von der Kunstlosigkeit bei chirurgischen Eingriffen und der Nichtachtung körperlicher Schmerzen bietet die Erzählung von dem Snorre Hode, der sich darüber wundert, daß einer seiner Gäste so wenig ißt, da doch Jener nach einem kurz zuvor gehabten Scharmützel gerade Eßlust bekommen haben müßte. Als Snorre nach der Ursache fragte, antwortete ihm sein Gast: Die Lämmer wären saumselig zu fressen, nachdem sie zerquetscht wären. Snorre verstand diese Antwort, untersuchte die Wunde seines Gastes und fand, daß ihm ein Stück von einem Pfeil quer durch die Gurgel gegangen war und in der Zungenwurzel festsaß. Snorre zog darauf den Pfeil mit der Kneipzange heraus, und der Mann aß hernach. Züge wie diese von heldenmütiger Schmerzverachtung sowohl bei den Kranken als bei dem Arzte finden sich vielfach in den skandinavischen Sagen der Vorzeit. Wie Dr. Ferenczy weiter erzählt, läßt nach der alten Sage ein König Rolf Hötrikson den Thorer Jernsköld fragen, ob er viel Hiebe bekommen hätte. „Es kann wohl nicht gerade etwas Großes sein,“ antwortete Thorer; „doch bekam ich einen Schlag von Deinem Schwerte, so daß ich mich etwas steifer befinde, denn vorher. Ich glaube jedoch nicht, daß es sehr tief gekommen ist.“ Der König wollte die Wunde sehen, und Thorer öffnete sein Wamms. Da zeigte sich denn, daß der ganze Magen aufgeschlitzt war, und daß nur die dünne innere Haut noch zusammenhielt. „Du bist schwer verwundet,“ sagte der König, „so daß Du kaum geheilt werden kannst; aber sofern nicht die Eingeweide herausliegen, möchte ich wohl ein Arzneimittel für Dich suchen und mich erbieten, Dich zu heilen.“ Er wusch darauf die Wunde aus, nahm Nadel und Zwirn und nähte selbige zusammen, bestrich sie mit einer Salbe, machte einen Verband und pflegte die Wunde, so gut er konnte. Bald meinte Thorer, daß alle Schmerzen verschwunden wären; er fand sich ziemlich im Stande, zu gehen wohin er wollte.

Einen besonderen Stand der Ärzte dürfte es im alten Skandinavien nicht gegeben haben, weil die Kunst auf wissenschaftlichen Theorien noch nicht aufgebaut war; auch geschieht in den alten Sagen nirgends Erwähnung, daß es Männer gab, die den Heeren in den Krieg folgten, um für die Verwundeten zu sorgen. Der Sage nach scheinen die Weiber besonders erfahren in der Wundheilkunst gewesen zu sein; und daß auch schon in

jener rauhen Zeit eine leichte und zarte Hand von den Verwundeten geschätzt wurde, wird daraus ersichtlich, daß, als nach der großen Schlacht auf Hlyreskogsheb in Jütland, welche der König Magnus der Gute den Wenden im Jahre 1044 lieferte, nicht so viel Ärzte im Heere sich befanden, als erforderlich waren, der König selbst unter den Kriegsleuten umherging und ihre Hände untersuchte und zwölf, deren Hände weich waren, die Wunden der Männer verbinden ließ. Keiner hatte sich je zuvor mit dergleichen befaßt, aber Alle wurden nach der Sage die besten Ärzte. Als sehr geschickter Heilkünstler galt Thorgeir. Derselbe war in ganz Norwegen als ein Mann bekannt, der sich vor nichts fürchtete, und man sagte von, ihm: „Gretter Starke ist vor der Dunkelheit, Thormod vor Gott bange, aber Thorgeir fürchtet sich vor nichts." Als Thorgeir endlich starb, untersuchte man sein Herz. Es war sehr klein und — wie die Sage schreibt — bestätigte so, was erfahrene Männer längst behauptet hatten, daß das Herz des mutigen Mannes kleiner sei, als das des feigen; denn in dem größeren Herzen sei mehr Blut, und gerade das Blut sei es, welches dem Menschen die Furcht einjage.



Karl Henckell.

(Mit Bildnis.)

Von Edgar Steiger.

(Leipzig.)

„Ich bin ein schwertgegürteter
Vorkämpfer in der Schlacht,
Ich bin ein zartbemyrtheter
Spielmann auf stiller Wacht.
Droht die Verlogenheit,
Bin ich zum Hieb bereit;
Lieb' ich ein süßes Kind,
Wind' ich ein Angebind.
Kein Wahn von himmlisch blinkender
Unsterblichkeit mich narrt,
Ich bin ein zukunftwinkender
Poet der Gegenwart."

Karl Henckell: Amselrufe.

Ist damit nicht Alles gesagt? — Und doch gibt es Leute, die damit noch nicht zufrieden sind, zumal in Deutschland, wo das verehrte Publikum statt einen Dichter selbst zu lesen, sich bei den „Ratten der Kritik" nach dessen Lebenswandel und Weltanschauung, Reimkunst und Lieblingsgetränk erkundigt. Ob es sich eigentlich verlohnt, einem sothanen lesefaulen Publikum

seine kritischen Gedanken zum behaglichen Wiederkäuen zwischen die Zähne zu stecken? Ich glaube kaum; aber ich habe mir nun einmal vorgenommen, meinen lieben Karl Henckell unter das kritische Seziermesser zu legen, und der Dichter selbst hat, wie er schreibt, gegen diese seine Vivisektion nichts einzuwenden. So geschehe es also. Aber eine kitzlige, ja widerwärtige Aufgabe ist und bleibt es, einen Lyriker kritisch zu zergliedern und zu zerfasern. Schon auf dem Gymnasium packte mich jedesmal ein Grauen, wenn uns der Schultyrann in dem lobenswerten Bestreben, seinen Pflegebefohlenen die schöne deutsche Muttersprache und Litteratur gründlich zu verleiden, die geschmackvolle Aufgabe stellte, ein Goethesches oder Schillersches Gedicht in Prosa zu übersetzen. Es war mir immer, als zappelte ein armer Schmetterling in meiner Hand, und ich sollte auf höheren Befehl mit meinen plumpen Fingern ihm den Blütenstaub von den schimmernden Flügeln streifen. Und so geht es mir heute noch, wenn ich ein Bändchen Lyrik zu kritisieren habe. Der Blütenstaub geht zum Teufel, so zart man das Ding auch anfassen mag. Was nützt da aller kritische Verstand, wo Alles Anschauung, Empfindung, Stimmung ist? Man denke nur an Lessing, der, so scharfsinnig er bisweilen über das Drama und das Epos urteilte, den großen Lyrikern seiner Zeit gegenüber hilflos wie ein Knabe dastand. Und warum? Weil er das, was nur als Ganzes mit- und nachzuempfinden war, verstandesmäßig zergliedern wollte. Als ich zum ersten Mal seine läppische Kritik über Klopstock's herrliche „Frühlingsode" las, hätte ich dem großen Dramaturgen am Liebsten eine Ohrfeige gegeben! Wohl hatte er recht, wenn er sich beklagte, daß ihm nur ein Häufchen grauer Staub auf der Handfläche zurückgeblieben sei; aber wer war schuld daran, der ehedem so farbenprächtige Schmetterling des seraphischen Dichters oder der unverständige Kritiker, der ihn zwischen seinen plumpen Fingern zerrieben hatte?

Darum vorsichtig, lieber Steiger! Nimm dir ein Beispiel an Lessing und — mach' es besser! Du hast es ja an dir selbst erfahren, wie ein Lied in des Dichters Seele aufdämmert und, ehe man's ahnt, Gestalt gewinnt. Drum zerpflücke, zerfasere, zerzause mir meinen Karl Henckell nicht, sondern laß Alles hübsch beieinander! Thu' nur deine Augen auf, daß sie die vorüberjagenden Bilder der Laterna magica, genannt Dichterhirn, ruhig wiederspiegeln! Thu' nur deine Ohren auf, daß sie das wechselnde Gewoge der Rhythmen, den verschlungenen Gleichklang der Reime wiederläuten! Und thu' dein Herz auf, daß die gedankenträchtige Hochflut der Gefühle aus des Dichters Seele in die deine hinüberströme, bis alle deine Nerven mitzittern in dem ebenmäßigen Takte der dunkeln Stimmung, aus der das klare Lied herausgeboren wurde! So, nur so wirst du das Geheimnis des Lyrikers —

nicht verstehen, nein, schauen, hören und fühlen, und hast du's geschaut, gehört, gefühlt, dann, aber auch nur dann magst du darüber reden.

Merkwürdig! Ich schrieb diese Zeilen nieder, um über alle Kritik der Lyrik den Stab zu brechen, und nun scheint es mir fast, als verberge sich hinter ihnen gerade das so schnöd verleugnete und belächelte kritische Prinzip. Oder besteht der große Unterschied zwischen dem Meister des Liedes und dem Stümper nicht gerade darin, daß Jener aus einer dunklen Stimmung heraus dichtet und eben deshalb durch sein Gedicht im Herzen des Hörers dieselbe dunkle Stimmung weckt, während dem Versmacher und dessen Reimen dieser tiefe, stille Hintergrund fehlt? Und gestaltet sich nicht dem echten Dichter diese dunkle Stimmung immer zum klaren Bilde, das in der Phantasie des Hörers sich ebenso klar wiederspiegelt, während der Reimschmied lediglich mit geborgten Clichés, ohne scharfe Umrisse, ohne Farbe und Perspektive arbeitet? Und wird endlich dem Meister des Liedes nicht Form und Inhalt miteinander geboren, so daß er oft nicht zu sagen wüßte, ob Gefühl, Gedanke, Wort, Rhythmus oder Reim zuerst dagewesen sei, während der Stümper dem mühsam ertiftelten oder noch häufiger gestohlenen Gedanken erst nachträglich die Reimhosen anzieht oder aber umgekehrt zu seinen überall aufgelesenen Rhythmen und Reimen hinterher einen abgenutzten Gedankengemeinplatz sucht? Die Hauptsache aber ist und bleibt jene dunkle Stimmung, die sich im Kunstwerk in klare Anschauung auflösen will und muß. Wer ohne sie arbeitet, mag ein Reimvirtuos ersten Ranges sein — ein Dichter im wahren Sinne des Wortes ist er nicht.

Wie steht es nun mit Karl Henckell? Ist er Dichter oder bloßer Virtuos? Wer so toll mit Bildern und Reimen um sich wirft, wie der himmelstürmende Bannerträger von „Gründeutschland", muß sich diese Frage schon gefallen lassen. Aber nur die seichteste Oberflächlichkeit könnte Henckell zu jenen Formfexen zählen, die hinter blendenden Reimspielen und kühnen Gleichnissen ihre Gedankenarmut zu verbergen suchen. Schon Henckell's Unarten — und er hat deren gottseidank nicht wenige — widerlegen diese Meinung auf das Schlagendste. Wie mancher unschöne Reim, wie manches schwülstige Bild, wie manche sprachliche Geschmacklosigkeit läuft da mit unter, die ein bloßes Formtalent nie geschrieben, sicherlich aber hinterdrein fein säuberlich ausgemerzt hätte! Henckell aber hat diese Unarten aller Welt zum Trotz stehen lassen, weil sie zu seinem ganzen Wesen gehören, wie bisweilen ein paar Sommersprossen in ein hübsches Mädchengesicht. Zwischen dem Menschen und dem Dichter Karl Henckell gibt es eben keinen Unterschied. Wie er ist, mit all seinen Fehlern, mit seinem Uebermut, seiner Laune, seiner Schnodderigkeit, so gibt er sich auch in seinen Liedern. Und wahrhaftig, wer so durch und durch „ein ganzer Kerl" ist, darf sich vor aller Welt in voller Seelen-

nacktheit sehen lassen. Man durchblättere nur seine Dichtungen! Das prasselt oft wie ein ganzes Bündel Raketen und Leuchtkugeln, das schnurrt wie das Rädergetriebe einer Maschinenfabrik, das lacht und weint wie ein Kind in einem Atemzuge, das pfeift und höhnt wie der Wind im Schornstein, das grollt wie der ferne Donner des nahenden Gewitters, das zwitschert wie der unverschämte Spatz vor dem Fenster, und während aus dem ersten Stockwerk ein weiches Liebeslied in die laue Abenddämmerung hinausflutet, wird auf dem Turm die rote Fahne gehißt, und die Sturmglocken läuten die Revolution ein.

Mit einem Wort: Henckell ist ein ganzer Dichter. Wer sich davon überzeugen will, schlage das erste beste Lied von ihm auf!

„Viel Trauben schwellen an den Reben,
Gelb runzelt sich das Lindenblatt,
So quillt und welkt mein Erdenleben,
Saftüberfüllt und sterbensmatt.

Gehorsam Glied wie alle andern
Der gährend-modernden Natur,
Durch Tod und Fülle muß ich wandern
Des Daseins uralt frische Spur.“

Haben wir da nicht Alles, was wir von einem echten und rechten Lied verlangen dürfen? Haben wir da nicht jene einheitliche Stimmung, die sich wie die graue Atmosphäre eines Herbsttages über das Ganze breitet, die klaren Anschauungen und Bilder, in die sie sich für das Auge der Phantasie, und die weiche rhythmische Form, in die sie sich für das Ohr auslöst? Aber noch mehr! Obwohl wir nur ein einfaches Naturgedicht vor uns haben, erkennen wir aus der Art und Weise, wie hier das uralte Thema „Herbst—Tod“ behandelt wird, ganz deutlich, welchem Jahrhundert der Dichter angehört. Kein alter Grieche, der hinter jedem Busch und Baum eine Nymphe zu schauen wähnt, kein Mönch des Mittelalters, der beim Gedanken an den Tod um seiner Seele Seligkeit bangt, redet hier zu uns, sondern ein moderner Mensch, den Robert Mayer und Darwin die ewigen Gesetze der Weltentwickelung gelehrt haben. Henckell ist eben, wie jeder wahre Dichter, ein ächtes Kind seiner Zeit, und aus jeder Zeile, die er niederschreibt, schaut uns jenes uns so wohlbekannte und doch so rätselhafte Wesen an, das wir auf den nichtssagenden Namen „moderner Mensch“ getauft haben. Aber wie viele Abstufungen gibt es unter diesen modernen Menschen! Und es ist gut so; denn wären alle über einen Leisten geschlagen, könnte man es vor langer Weile gar nicht aushalten. Die Meisten, so frei- und starkgeistig sie sich auch geberden, stecken immer noch, ohne es zu merken, mit

dem einen Fuß tief im grauesten Mittelalter, und von den Wenigen, die die allergröbsten Vorurteile überwunden haben, schleppt fast Jeder noch sein besonderes Bündel Aberglaube, sei's nun ein Götzenbild oder ein Krönchen oder eine alleinseligmachende liberale Idee, auf seinem Rücken weiter.

Ganz anders Karl Henckell! Er hatte den Mut, mit Allem zu brechen, was sich als ererbte oder anerzogene Autorität in seinem Gehirn und Herzen eingenistet hatte. Er hatte den Mut zu denken, und das in einer Zeit, wo in Deutschland der seichte Rationalismus des wohlmeinenden Egidy und der helldunkle Gehirnschwund des überdeutschen Rembrandt-Mystikers die erste Geige spielen. War er doch keine jener Jammerseelen, die aus Furcht, ihr deutsches Gemüt zu verlieren, die alten, abgestorbenen Ideale vergangener Jahrhunderte ängstlich hüten. Nein, eben weil er sich der ganzen Stärke dieses Gemüts bewußt war, warf er, ein wahrheitsuchender Tempelschänder, unerschrocken ein Götzenbild nach dem andern zum Fenster hinaus. Nicht rückwärts, in den Friedhof der Vergangenheit, wo die Freunde des Bestehenden vor Grabsteinen knieten und langweilige Litaneien sangen, führte sein Weg; vorwärts in die Zukunft schweifte sein Blick, wo eine jauchzende Menge zu neuen Heiligtümern wallfahrtete; und die Götter dieser Zukunft hießen Freiheit und Gerechtigkeit.

Es verlohnt sich wohl, den Entwickelungsgang des jungen Dichters, die Kämpfe, die er mit und in sich auszufechten hatte, an der Hand seiner Dichtungen zu verfolgen. Wie alle denkenden Schüler empfand er die Verkehrtheit unserer Gymnasialbildung auf das Lebhafteste.

„Was hab' ich nun in diesen Jahren
Gelernt, gesehen und erfahren?
Zu welcher Stufe klomm der Geist,
Daß für das Leben
Der Schule Frucht sich endlich reif erweist?"

fragt er in den „Amselrufen", und die Antwort lautet:

„Wohl lernt' ich im Abstrakten schweifen,
Doch nimmer Wirkliches begreifen;
Die Sinne, ungeübt, erschlafft,
Verloren längst Geschick und Kraft,
Und kläglich klein ist meine Wissenschaft.
Zwar kann ich Roms Monarchen haspeln
Von Cäsar bis Augustulus
Und ciceronisch Süßholz raspeln
Zum Ueberdruß,
Zwar kann εἰμί ich konjugieren,
Am Schnürchen rattr' ich's nur so hin,
Doch muß ich mich vor mir genieren,
Frag' ich mich einmal, wer ich bin."

Und die bloße Erinnerung an die Gymnasialzeit entpreßt ihm noch später die höhnischen Verse:

„Staatskrüppelschaft! Erziehungsideal!
Menschen zu bilden ist euch ganz egal!
Ihr preist als klassisch-humanistisch an,
Was nur der pure Hohn so nennen kann.
Wärt ihr doch ehrlich! Klägliches Verbrämen
Mit Griechenidealen! Sollt' euch schämen!
Euch schämen! Ach, wer wird vor Scham noch rot,
Wo Freiheit tot?"

Kein Wunder, daß er nach einem kurzen Versuch, Philologie zu studieren, in dem launigen Lied „Ich bin ein Bürgersöhnchen" zu dem kurzen Entschluß kommt:

„Praeceptor Germaniae werd' ich nie
Und nie Philologe auf Erden."

Er war und blieb eben ein Dichter oder, wie er sich in dem stimmungsvollen „Thorenlied" so schön ausdrückt, „ein großer Träumerheld mit off'nen Kinderaugen". Diese offenen Kinderaugen aber schauten diese Welt, wie sie wirklich war; und der Knabe, der schon auf der Schule darüber geklagt hatte, daß der moderne Erziehungsdrill die Sinne abstumpfe, wußte trotz oder vielleicht gerade vermöge des „Schleiers, der auf seine Netzhaut niederhing", seiner Zeit in's innerste Herz zu sehen. Wie tief er seinen Beruf auffaßte, beweist die ernste Mahnung, die er an seine Mitkämpfer richtet:

„Laßt ein ehrlich Lied erklingen,
Mit Gedankenfracht beladen,
Herzerschütternd müßt ihr singen,
Dichter von der Wahrheit Gnaden!

Laßt das Rauschen dunkler Zeiten,
Laßt der Menschheit Leidensfluten
Durch den Rhythmenhochwald schreiten,
Durch das Sprachgeäder bluten!"

Diese Verse kennzeichnen Henckells Eigenart nach Inhalt und Form wohl am Besten, inhaltlich durch die starke Betonung des sozialen Momentes, das in solcher Wucht von keinem anderen Anhänger des „jüngsten Deutschland" ausgeprägt wurde, formell durch die Vorliebe für üppige Bilderpracht, die schon hier die Grenze des Erlaubten streift, bisweilen aber sogar in Schwulst ausartet und aus dem Erhabenen in's Lächerliche umschlägt. So sehr man aber solche Auswüchse, die sich bei Henckell fast auf jeder dritten Seite finden, bedauern mag, so wenig darf man verkennen, daß es eben die überschüssige Kraft, der gährende Most ist, der so trübe Blasen treibt, und nichts wäre verkehrter, als diese kraftstrotzenden Geschmacklosigkeiten mit

dem mühsam erklügelten Bilderschwulst gewisser phantasiearmer Stümper zusammenzustellen. Denn die Gedankenfracht, die Henckell von den Liedern seiner Freunde verlangt, führt er selbst auf seiner Galeere, und wohl selten hat sich der moderne Gedanke nach jeder Richtung hin so frei und unerschrocken ausgesprochen, wie in Henckells Gedichten. Wie übermütig bespöttelt er z. B. von der Höhe der darwinistischen Weltanschauung herab die menschliche Selbstüberhebung:

„Du Glied im Universumsring,
Du Laus, die kaum zu sehn,
O wunderbares Menschending,
Könnt' ich dich je verstehn!

Aus gleichem Stoffe wie das All
Und aus der gleichen Kraft,
Verwandt mit Pflanze, Schlamm und Schall,
Mondlicht und Himbeersaft" rc. rc.

Und mit welcher Kühnheit legt er sein atheistisches Glaubensbekenntnis ab:

„Ich klage nicht, daß mir die Götter fehlen,
Die demutsvoll verirrter Sinn umfaßt;
Und schrein zum Herrn noch Millionen Seelen,
Ich bin allein mit meiner Lust und Last — — —
— — — — — — — — — — — — —
Was Ihr begehrt, das wird Euch niemals werden,
Kein Himmel ist und keine Hölle da,
Des Menschen Reich ist nur von dieser Erden,
Hier ist sein Wehe! sein Hallelujah!"

Weil ihm aber das Jenseits ein Traum, die ewige Seligkeit ein Kindermärchen war, beschloß er, als warmfühlender Mensch, den Millionen, die die Kirche auf den Himmel vertröstet, hier auf Erden die Erlösung erkämpfen zu helfen. Der Atheist muß im Angesicht des Massenelends unserer Tage zum Sozialisten werden. Hat er aber mit dem religiösen Fetischismus zugleich auch den politischen abgestreift, so ist der Sozialdemokrat fertig. Freilich ging das bei Henckell, wie bei jedem denkenden Menschen, nicht von heute auf morgen. Bekennt er doch selbst ganz offen:

„Als ich ein Kind war, liebte ich den Kaiser
Und sang aus treuer Brust ihm manches Lied,
Er war mir Armenvater, Held und Weiser,
Der des geringsten Mannes Schmerzen sieht.
In meine Kammer heimlich eingeschlossen,
Oft unter Thränen eig'ner Herzensqual,
Hab' ich das Horn des Balsams ausgegossen
Auf meines alten Kaisers Wundenmal."

Aber schon in der farbenprächtigen Vision „Deutschland“ (1884), in welcher er die ganze heimatliche Geschichte von Hermanns Tagen an vor seinem Auge vorüberrauschen läßt, predigt Germania selbst dem jungen Feuergeist, der noch eben den Großthaten von Sedan freudig zugejauchzt hat, das Evangelium der Zukunft in folgenden ergreifenden Worten:

„Ja, dann nur ist der Preis der Zukunft dein,
Gehst du voran, das Elend zu befrein.
Wo, schamlos von der gold'nen Faust geduckt,
Die Arbeit wimmert und im Schmerze zuckt,
Hülflos sich mühend, aller Freuden bar,
Das Leben hinzuschleppen Jahr um Jahr —
Da schleudre, daß kein Krampf dich tief verletze,
Den Retterstrahl erleuchteter Gesetze!“

Freilich ist sich das „Bürgersöhnchen“, wie er sich selbst später stichelnd nennt, über Weg und Ziel der Menschheiterlösung noch nicht klar. Die alten Ideale von allgemeiner Menschenliebe und Gerechtigkeit huschen noch wie blutlose Gespenster, denen Knochen, Muskeln und Nerven fehlen, durch seine „Strophen“. Wohl stammelt er verzückt:

„— Auf der dunkeln Fläche — ja!
Es täuscht mich nicht, schon steht es da —
Erscheint in Zeichen, die noch nie
Ein Mensch geschaut auf Erden hie,
Erlösender denn Christi Blut,
Ein Wort aus goldner Flammenglut.
— — — — — — — — — —
Durch alle Leiber rinnt ein Strom,
Und ist kein Tempel, ist kein Dom,
Und ist kein Gott in Menschgestalt,
— — — — — — — — — —
Ein Jeder blickt zum Andern hin,
Durch Alle zieht ein einz'ger Sinn,
Der Jenem wirkt, was er ersehnt,
Weil er im Andern nur sich wähnt,
In sich erkennt des Ganzen Glied,
In Jedem Eins und Alles sieht.“

Aber so gewiß in diesen und ähnlichen Herzensergießungen der Kern der sozialen Zukunftsmoral enthalten ist, so verschwommen sind noch des jungen Dichters Vorstellungen über den Charakter der ganzen Bewegung, über das streitende Interesse der realen Machtfaktoren und über die einzig mögliche Art des Kampfes. Oder klingt es nicht fast wie Carlyl'scher Harmoniedusel, wenn Henckell in „Der Liebe Lied“ einen verkommenen Schnapsbruder, der seiner hungernden Familie das letzte Geld rauben will,

um es in Fusel anzulegen, durch seinen Psalm von der schon hier auf Erden erlösenden Menschenliebe bekehrt und in einen nüchternen, fleißigen Arbeiter verwandelt? Viel realistischer schon mutet uns seine „Sedanfeier“ an, in der er sein Vaterland vor „Großmannssucht“ warnt und das Jubilieren zu lassen bittet.

„Sei wach zur Freiheit! Zuviel Böllerkrach
Betäubt die Ohren. — Sei zur Freiheit wach!“

schließt das beherzigenswerte Gedicht.

Aber welch ein Unterschied zwischen diesen „Strophen“ (Zürich 1887. Verlagsmagazin) mit ihrem unsicheren Umhertasten, ihrer etwas verschwommenen Humanitätsduselei, und der kühnen politischen Lyrik des „Diorama“ (ebendaselbst. 1890), in dem der junge Feuerkopf seinem ganzen Ingrimm über das von Bismarck erfundene Ausnahmegesetz und die damit verbundene Sozialistenhetze Luft macht. Ja, man darf ohne weiteres sagen, außer Barbiers Jamben gegen das Julikönigtum, Herwegs Revolutionsliedern und Victor Hugos „Châtiments“ gegen Napoleon III. kennen wir in der modernen politischen Lyrik nichts, was an ätzender Schärfe, vernichtendem Hohn und Kraft des dichterischen Ausdrucks dem „Diorama“ sowohl wie den zwei Jahre vorher erschienenen „Amselrufen“ an die Seite zu setzen wäre. Nirgends freilich auch trüben uns die bekannten Henckellschen Unarten den Genuß an der vollblütigen, leidenschaftlichen Poesie so häufig, wie gerade hier, aber man nimmt gewisse Schnodderigkeiten, Geschmacklosigkeiten, Uebertreibungen und Cynismen gern mit in den Kauf, weil man durch die Fülle des Schönen und Kraftvollen, das uns aus diesem heißen Liederquell entgegensprudelt, reichlich dafür entschädigt wird. Man lese nur einige Strophen der gewaltigen Hymne „An das Proletariat“, die so recht zeigt, wie sich die Weltanschauung des Dichters im Laufe der Jahre geklärt und geläutert hat:

„Auf dem Blätterfeld das Werde!
Heil dir, Retterheld der Erde,
Siegfried Proletariat!
Leuchtend in der Kraft des Schönen
Trittst einher du, Streit und Stöhnen
Schweigt, wo deine Hoheit naht.

Keine Krone auf dem Haupte,
Frei die zweiggranatumlaubte,
Reine, furchtberaubte Stirn!
Milde Sicherheit im Blicke,
Stolz im stählernen Genicke,
Deine Wangen Purpurfirn.

Holder Wahrheitsmut dein Wandeln,
Lebensvollgenuß dein Handeln,
Bildung dein geadelt Kleid.
Die Natur dein Herr und Heiland,
Kühne Kunst dein Wallfahrtseiland,
Deine Wehr Gerechtigkeit.“

Hier ist keine Rede mehr von süßlichem Mitleid oder von natürlicher Harmonie der Interessen; die Lösung der sozialen Frage von unten herauf gilt ihm von nun an als der einzige Weg zur Erlösung der Menschheit. Darum ruft er in seiner prächtigen Kapuzinade „der Reformer und sein Metrodist“ zum Schrecken aller Philister:

„Wahrlich, das ist der Menschheit Stolz,
Ist das ewig grüne Holz,
Dieses Idealismus Flug,
Dieses stürmische Niegenug!
Mit dem Bestehenden allezeit
Heilige Unzufriedenheit.“

Und fragt ihn Einer, von wem er diese Weisheit gelernt habe, so bekennt er freudig:

„Der Mann mit dem Riesenhaupt,
Von gewaltigem Bart umlaubt,
Heißt Karl Marx, und was er gelehrt,
Ist fernrauschenden Ruhmes wert.“

Ja, der junge Mann hat seinen Marx studiert; und beim Lampenschein brütet er über den dürren Zahlen der „Statistik“, (Trutznachtigall, Stuttgart, Dietz, 1891) die ihm lauter als tausend Flüche und Klagelieder das Elend des armen Volks ins Ohr schreien:

„Sieh die Linie, wie sie Zickzack steigt,
Hunger, Wahnsinn und Verbrechen zeigt!
— — — — — — — — —
Wie sie grinsen, meine Zahlen,
Nackt und spindeldürre hupsen,
Aus zerschoss'nen Idealen
Federn über Federn rupsen!
Sieh! Nun reihen sich zwei Lager,
Hier die Guten, dort die Schlechten,
Meistens sind die „Sünder“ mager,
Fett sind meistens die „Gerechten“.“

Man sieht, die soziale Frage ist ihm kein unfaßbares Nebelgespenst mehr; sie hat Knochen, Fleisch und Blut angenommen, und weil er sie lebendig und greifbar vor sich sieht, gestaltet sie sich ihm wie von selbst zum Liede. Es gibt kaum ein wichtiges Ereignis in dem großen Weltkampf der letzten Jahre, das Karl Henckell nicht dichterisch verherrlicht oder gegeißelt hätte. Dem Sozialistengesetz widmet er die klassischen Worte:

„Es steht ein Blatt beschrieben im Buch der deutschen Schmach,
Das muß der Teufel lieben bis an den jüngsten Tag.“

Und als die saubere Wohlgemuthaffaire durch die Zeitungen geht, bereichert er die deutsche Sprache um das reizende Wort „Lockspitzel“ und veröffentlicht in der „Züricher Post“ sein nach der Melodie des „kreuzfidelen Kupferschmieds“ zu singendes Lockspitzellied:

„Dreitausend Mark, heidi, per Jahr
Von seiner Excellenz —
Wie schirmt der Himmel wunderbar
Lockspitzels Existenz!
Kein Gentleman, kein Gentleman,
Als wär' das ein Malheur,
So bin ich denn und bleib' ich denn
Agent provocateur!“

Die Frankfurter Friedhofaffaire, der große Bergarbeiterstreik, die Hinrichtung der Anarchisten in Chicago, der Arbeitercongreß in Paris — kurz Alles, was sich auf dem großen sozialen Weltschauplatz abspielt, wird besungen oder bepfiffen, selbst der Reichshund Tyras II. erhält einen Fußtritt in Gestalt einer überschwänglichen Huldigungsode, und den schweizerischen Arbeitern widmet er zur Feier des Achtstundentages das Maifestspiel „Glühende Gipfel“.

Gewiß ist nicht Alles gleichwertig, gewiß findet sich viel Spreu unter diesen bisweilen allzu leicht hingeworfenen Gelegenheitsdichtungen, die sich nur zu oft wie schnodderige Improvisationen lesen. Aber die Ehrlichkeit der Gesinnung, die beispiellose Offenheit der Sprache, die nicht selten vom höchsten Pathos in die grimmigste Ironie und den krassesten Cynismus umschlägt, die männliche Unerschrockenheit, mit der er seinem Volk und dessen Fürsten und Mächtigen die bittersten Wahrheiten ins Gesicht schleudert, muß auch dem ehrlichen Gegner Achtung abringen. Man lese nur folgende Verse aus der großen Parabase „An die deutsche Nation“, die den Chauvinismus der Bismarck'schen Ära geißeln:

„Das schreit Hurrah, das kräht Hurrah, Juchhe, Halli, Hallo, Hallu!
Hoch unser Eisengott und hoch Germania, seine stramme Kuh!
Hoch von den Alpen bis zum Belt, zum schwarzen Popo auch zugleich,
Wir sind das erste Volk der Welt, wir sind das deutsche Kaiserreich!
So rasselt durch die Nacht der Lärm im Lande Lessings, Schillers, Kants,
Mir wühlt der Ekel ins Gedärm, mich packt die Scham des Vaterlands.“

Niemand wird bestreiten, daß auch dieser Patriotismus seine volle Berechtigung hat.

Doch genug! Lassen wir die hohe Politik, in der sich Henckells klang- und farbenreiche Rhetorik so pomphaft austönt, und werfen wir noch einen Blick auf die kleinen sozialen Genrebilder, die er mit verschwenderischer Hand dazwischen gestreut hat. Hier ist Alles greifbare Wirklichkeit und

zuckendes Leben in blitzartiger Beleuchtung. Hütte und Palast, Kommerzienratstochter und Proletarierweib, Banquier, Junker, Lieutenant, Corpsstudent, Fabrikarbeiter und Straßendirne — Alles huscht in tollem Faschingszuge lächelnd und knixend, kreischend und wimmernd an unserm Auge vorüber. Henckell liebt es, die sozialen Gegensätze unvermittelt nebeneinanderzustellen. Welche Wirkung er damit erzielt, zeigen namentlich Dichtungen wie „Christnacht" (die Ausweisung eines Sozialisten am heiligen Abend darstellend) und „Hurrah Kornzoll und Deutschland" — Dichtungen, in denen gleichsam die brutale Wirklichkeit in ihrer anschaulichen Nacktheit grollt und stöhnt und flucht, ohne daß der Dichter selbst das Wort zu ergreifen braucht. Welch rührende Töne aber der bittere Satiriker zu finden weiß, wenn es gilt, das verzweifelnde Elend zu trösten, davon nur ein Beispiel! Der „sterbenden Proletarierin" gibt er folgende schöne Worte mit in den Tod:

„O gib zum Abschied mir die Hand!
Der Adern blau Gewebe zuckt,
Die Abenddämmrung leckt die Wand,
Gleich hat sie dich und mich verschluckt.
Geh' du zum schönsten Schlummer ein
Und stärke deine schwache Brust
Mit diesem Ungarfeuerwein
Und höre, was du träumen mußt:

Der Knabe, den dein Leib gebar,
Den du mit Kummer aufgesäugt,
Zieht hoch voran der Heldenschar,
Die alle Not von hinnen scheucht.
Sein blaues Auge glänzt voll Kraft
Ins Lichtmeer einer freien Zeit,
Die Eisenhand umspannt den Schaft
Der purpurnen Gerechtigkeit."

Das ist der ganze Karl Henckell, wie er leibt und lebt. Der ganze?

Nein! Wahrhaftig, das Beste hätt' ich beinahe vergessen. Henckell ist ja kein Reichstagsabgeordneter, sondern — ein Mensch. Und dazu ein junger Mensch mit einem warmen Herzen, das nach Liebe schreit, und mit einem brennenden Mund, der sich trotz aller hohen Politik das Küssen nicht abgewöhnen kann. Soll ich den Leser noch mit einer schulmeisterlichen Darstellung der Henckell'schen Liebeslyrik langweilen? Gott bewahre mich davor! Lest sie selbst, diese bald lustig zwitschernden, bald sehnsüchtig klagenden, bald neckisch lachenden Liebeslieder, die von gesunder Sinnlichkeit strotzen und dabei doch so keusch, so rein, so wahr sind, wie der Jüngling und Mann, der sie gesungen. Ja, Henckell, der dereinst mit Hermann Conradi die Fahne des „jüngsten Deutschland" aufhißte, ist eben eine durch und durch gesunde

Natur. Das pathologische Sichselbstzerfleischen, mit dem sich so viele seiner Zeit- und Leidgenossen abquälen, ist ihm gänzlich fremd. Er hat sich aus Sündenwahn und Gewissensnot durchgerungen zur vollen Freiheit des Geistes, er hat sich aus dem Elend der Zeit in die schönere Zukunft geflüchtet, wo seine Ideale blühen. Was schert ihn also das Gewimmer der Übergangsmenschen? Ist er nicht selbst ein Stück Zeitgewissen?



Unser Dichteralbum.

Gedichte von Karl Henckell.

Im Morgennebel.

Mein Liebchen sucht' ich
Im Morgennebel
An silberdämmernder Fluten Strand.
Die Büsche weinten
Dem Licht entgegen,
Die Tropfen sprühten auf Haupt und Hand.

„Wo bist du, Liebchen?
Du meine Sonne,
Hast du verschlummert dein Stelldichein?
Ich muß dich halten,
Ich muß dich küssen,
Willst du denn nimmermehr bei mir sein?"

Die Büsche lachten,
Die Wasser blitzten,
Die stillen Boote schaukeln sacht.
Dein rotes Mieder
Aus schimmernden Schleiern
Hat mir den leuchtenden Tag gebracht.

Geburtstagsgruß.

(Meiner Schwester Bertha.)

Sieh in ihrem Glück wie rot
Dort die Kapernblüten prahlen!
Meiner Seele blinkend Boot
Tanzt auf einem Meer von Strahlen.
Wie ein leiser Schatten nur
Zittert's um des Kieles Spur.

Morgen liegt der Sommer tot
In dem Nebeltuch, dem fahlen . . .
Sieh in ihrem Glück so rot
Wie die Kapernblüten prahlen!
Prangend schwillt der bunte Flor
Am Geländer breit empor.

Durch des Äthers gold'nen Glanz
In die duftdurchhauchte Weite
Meiner Wünsche voller Kranz,
Veilchenblaubebändert, gleite!
Schwebe, den kein Sturm beraubt,
Schweb' auf meiner Schwester Haupt!

Warmer Blütensegen soll
Durch dein Blondgelock sich schmiegen,
Glück, das aus der Güte quoll,
Dich auf sanften Fluten wiegen!
Lächle, liebes Sonnenlicht,
Treu dem treusten Angesicht!

Aus dem spiegelblanken See,
Freudig folgsam dem Befehle,
Sprengt dir die Geburtstagsfee
Auf den Kranz viel Taujuwele.
Wo das blitzt und tropft und sprüht,
Quillt ein Flor, der nie verblüht.

Müde.

Soll ich es einmal sagen,
Wie tief ich trostlos bin?
Ich hab' so viel verkündet
Vom Glück, das mir verbündet,
Ich darf es kaum noch wagen —
Soll ich es einmal sagen,
Wie tief ich trostlos bin?

Arm, der die Welt umschlossen,
Sinkst mir so schläfrig hin.
Die Früchte lass' ich fallen,
Der Mund verschmäht zu lallen,
Die Seele gähnt verdrossen —
Arm, der die Welt umschlossen,
Sinkst mir so schläfrig hin.

Nun treiben alle Tage
Gleichgiltig ab und zu.
Wie schlürft mein Aug' noch Leben?
Wo fühl' ich's brausend beben?
Kaum dämmert dumpfe Sage —
Nun treiben alle Tage
Gleichgiltig ab und zu.

Sternennacht.

Wie fließt der Schimmer der Gestirne
Beseligend durch diese Nacht!
In weichen Linien taucht die Firne
Durch zarte Schleier traumessacht.
Auf kühler Gärten stille Pfade
Rinnt baumdurchsilbernd blaues Licht,
Ich bade meine Seele, bade
Im Sternenstrom mein Angesicht.

Verrauscht der Festklang lauter Chöre,
Dem sich der Beifall brausend weiht!
Ich bin allein im All und höre
Das leise Lied der Ewigkeit.
Ich lausche: was so wild durchschüttert
Der jähen Jugendtage Schwall,
Vom blauen Lichte kühl durchzittert,
Wiegt sich verklärt im Weltenall.

Im Kerker.

(Joliet, Illinois.)

In den Kerkern Joliets schmachten
Kühner Freiheitskämpfer drei,
Die der Fackel Glut entfachten
Wider gold'ne Tyrannei.

Fünf Genossen für den Henker,
Drei für das lebend'ge Grab,
Weil ihr Mut dem Wort der Denker
Flügel in die Tiefe gab.

Und wir ließen sie uns hängen.
Die Gewalt blieb ungerührt . . .
Leichengang mit Grabgesängen —
That, o That, die wir vollführt!

Hinter Schloß und Riegel trauern
Unsre Freunde Jahr für Jahr,
Doch um Joliets Kerkermauern
Ruhlos kreist der Freiheit Aar.

Unter seinen Schwingen tropfen
Rote Tropfen schwer hervor,
Nächtlich muß sein Schnabel klopfen
Dreimal an das dunkle Thor.

Wird einmal Erlösung tagen
Aus der Knechtschaft Schmach und Not,
Wird der Aar die Flügel schlagen
Freudenweit ins Morgenrot.

Schneeglöckchen.

Schneeglöckchen drunten im Weiler sprießen
Weiß mit hellgrünen Zünglein zum Licht,
Wo die Wellen zur Schleuse schießen,
Wo der Bauer sich Weiden bricht.

Tief in die hohle, die knorrige Weide
Über das Wasser aushäng' ich mein Nest,
Du suchst sprießendes Blumengeschmeide
Zum erwachenden Frühlingsfest.

Well' über Welle murmelt so munter,
Munter kreist mein genesendes Blut.
Hinter dem Tannenhäuptling hinunter
Trieft die blutrote Sonnenflut.

Abwehr.

Es hilft euch Alles nichts,
Mein Lied ist nicht zu lähmen,
Die Schlagkraft des Gedichts
Muß euren Neid beschämen.

Was, freien Geistes Sproß,
Sich formenfest gebunden,
Kein Kritiolentroß
Kann seinen Wert verwunden.

Ob ihr zu Tod mich schweigt,
Ob ihr mein Können ächtet,
Die Liederlerche steigt,
Die gern zu Fall ihr brächtet.

Sie steigt mit Lust und Mut
Die gold'ne Sonnenleiter,
Sie badet in der Flut
Des blauen Lichts sich heiter.

Es giebt so manchen Schuft,
Der Schiechtes führt im Schilde,
Rings knallt es durch die Luft,
Mein Lied quillt auf's Gefilde.

Verpufft eu'r Pulver nur
Und schwärzt die feigen Flinten!
Mir duftet Feld und Flur
Wie blüh'nde Hyazinthen.

Ich bin ein Kind des Lichts
Und schmett're meine Lieder,
Den Klang des Weltgedichts
Tönt meine Lyrik wieder.

Zürich. Karl Henckell.



Ein Gegenüber.

I.

Gestern gab es beim Gesandten
Ball zum Besten der Abgebrannten.
Welch ein Nackenschimmern rings!
Sonnenglühn der Diamanten,
Durch die Säl' ein Flimmern rings,
Gleich dem Meeresleuchten gings
Von dem Busen aus der Damen —
Für die Armen, in Christi Namen.

Wie die Frauenaugen gleißen,
Stumm dem Manne Glück verheißen!
Parfümiertes Fächerschwirrn
Durch die Adern glüht, die heißen, —
Odemsäuseln, lispelnd Girrn,
Schleppenknistern ihm das Hirn
Wird durchtobt, — bloß um die Armen,
Namens Christi, aus Erbarmen.

II.

Als gestern seufzt und flehte
Nachts auf die Straße der Schall
Von Geige und von Flöte
Her vom Gesandtschaftsball,

Da guckt von gegenüber
Herauf aus dem Kellergeschoß,
Barfüßig, ein Hemd nur über,
Ein heulender Kindertroß:

„Die Mutter hängt am Haken,
Macht Augen und Zunge — so!
Schlägt an einander die Hacken, —
Brot! Brot! uns hungert so!"

Die Nachbarn finden im Keller
Nur Stroh, — kein Krümchen Brot;
Kein Tisch, kein Bett, kein Teller,
Die Mutter am Haken tot!

Ins Geheul der armen Würmer
Klingt es von des Wohlthuns Fest,
Als spielt mit dem Nord, dem Stürmer,
Ein lispelnd linder West.

Nun fahren den Leib, den starren,
Im Korb sie vom Hause weg;
Der leidige Leichenkarren
Kreuzt mancher Karosse den Weg.

Drin kichern zart die Damen
Und duften hoch parfümiert —
Sie haben in Elends Namen
Sich göttlich amüsiert.

Magdeburg. Peter Merwin.



An Th. Schultze.

Verfasser von „Das Christentum Christi und die Religion der Liebe“.

In dem wilden, wüsten Handgemenge,
Das die Welt „das Menschenleben“ heißt,
In des Daseins grauenhafter Enge,
Kämpft gar mancher Held in dem Gedränge,
Mancher Ritter von dem heil'gen Geist.

Und er kämpft für Wahrheit wie ein Mann,
Wähnt gekommen schon die große Stunde,
Wo die Menschheit sich von ihrem Bann,
Jenem ew'gen Wahn erlösen kann,
Der ihr schlug die unheilbarste Wunde.

Und er ruft: fahr' wohl du alter Glaube,
Der die Völker in das Dunkel warf,
Der sie knieen hieß im Erdenstaube!
Alter Wahn, laß' ab von deinem Raube,
Daß die Welt sich wieder freuen darf!

Und er trägt voran der Wahrheit Fahne,
Und dringt in die Feindesscharen ein,
Daß er Allen eine Gasse bahne,
Und die Feigen durch sein Beispiel mahne,
— Doch sie folgen nicht, er kämpft allein.

Seine Faust das Banner mächtig schwingt,
Bis er stürzt, von scharfem Pfeil getroffen,
Wilder Hohn zu seinen Ohren dringt,
Gellend laut der Menge Ruf erklingt:
„Wo ist nun dein Glauben und dein Hoffen?“

Und der Priester schwingt das Rauchfaß wieder,
Weil der alte Wahn gerettet ist,
Und die Gläub'gen singen fromme Lieder,
Denn die Wahrheit sank ja wieder nieder,
Und das Denken neu gekettet ist!

Kawi.

Sorge.

Willkommen, stiller Mond, im Schlafgemach!
Gieß deine Lichtflut neben mich aufs Kissen
Und laß in deine Strahlen mich die bleichen
Gedanken meines Grames flechten!
Wohl,
Du bist gewohnt, der Liebe sanfte Klagen,
Der Wonne Hauch als Opfer zu empfangen,
Und Glück, das in verschwieg'ner Nacht erblüht,

Vor dem verwandten Zauber deines Lichtes
Erschließt es seufzend seinen Kelch. Doch ich —
Mit der gemeinsten Sorge nah' ich dir,
Und deine Freundschaft, dein Vertrau'n erfleh' ich
In wacher Einsamkeit der stummen Nacht.
Ja, küsse dieses Weib! Sieh, wie erlöst
Ihr edles Haupt in's Kissen hingesunken!
Ist sie nicht schön? Die Arme ausgebreitet,
Die Lippen warm erschlossen — hingegeben
Der Wonne ganz, vom Tag erlöst zu sein.
Befreit von nied'rer Sorge, und nun ganz
Ein Engel! Ja, verweil' mit deinem Lichte
Auf dieser Stirn, versenk' ihr Träumen ganz
In deine Silberflut! Ein hoher Geist
Träumt hinter dieser Stirn von lichten Tagen.
Doch ihn erdrückt des Tages harte Last,
Und er erstickt im Staube.
„Nahrung — Brot!"
In diesem Schrei stirbt unser Leben hin.
Vergebens hehl' ich ihr die grasse Not;
Verstellung schmilzt sobald im Strahl der Liebe!
Im Strahl der Liebe? Will er nicht erblassen?
In Hungers Knechtschaft ringen sie und ich
Mit Arm und Geist, und atemlos geschäftig
Geh'n wir am Tag einander stumm vorbei.
Kaum noch bekannt lebt Einer mit dem Andern,
Des Glücks nicht achtend ob der größern Not,
Durch Leid entfremdet nicht, allein durch Sorge.
„Fürs nackte Leben heisch' ich Eure Kraft,"
So schreit uns Armut an, „und nicht für's Lieben.
Was brauchen Bettler denn das Prachtgewand
Der Liebe, um ihr Leben dreinzuhüllen!
Das ist mein Fluch, das ist mein rastlos Müh'n:
Die Seelen so mit Sorge zu umklammern,
Daß sie einander nie gehören können
Und müd' und stumpf der Liebe sich entwöhnen!" —
Siehst du, o Mond, auf deiner weiten Bahn
Noch irgendwo im reichen Erdengarten
Aus dunkler Nacht so duft'ge Rosen blüh'n
Wie diese Kinder? Du umschmeichelst selbst
Der zarten Glieder weiche Lieblichkeit
Mit sanfter Welle. Sieh, ein Händchen hascht
Im Traum nach Früchten, die der Traum gereift!
Die Lippen lallen Worte eines Spiels —
Ein helles Lachen jetzt — und ganz im Schlaf,
Im festen, ruhigen, zufried'nen Schlaf!
Sie atmen noch im Ganzen der Natur;
Ihr Leben Traum, und selbst ihr Traum noch Leben.

Ein Engel hütet sie; sie pflücken Blumen
Am Abgrund uns'res Elends . . .
O verdammt
Sei diese ew'ge Qual und gift'ge Pein!
Willkommen, Schmerz! Zerreiße du mein Inn'res
Und laß mein Blut dahin in Strömen fließen,
So will ich sterben und die Erde segnen!
Laß mich auf deinem Schlachtfeld sterben, Erde;
Allein erstick' mich nicht durch deinen Schlamm,
Durch deinen ekeln Kot! Ist's denn erlaubt, —
O Narrenspiel der Welt! — Ist's denn erlaubt,
Daß diesen wunderbaren Bau des Hirns
In tausend Windungen nur ein Gedanke
Durchkreist, daß eine einz'ge Mahnung nur
In diesem Herzen klopft und pocht und daß
Sich dieses Lebens reicher Quell erschöpft
Nur um das Eine: daß wir fressen können?
O Schmerz, ein Sohn des Himmels bist du sonst;
Erlosch'ne Geister schürst du wieder an
Zu hellen Bränden; aus verdorrten Herzen
Lockst du in heißen Wellen rotes Blut;
Die Stirn des schwachen Menschen schmückst du herrlich
Mit Götterglanz; den Weg durch Meer und Wüste
Führt ihn fortan des Trotzes Feuersäule.
Doch diese Sorg' ums Brot — o pfui — sie ist
Ein widerwärtiges, gemeines Weib,
Das unverschämt im Haus die Herrin spielt,
Auf offnem Markt sich in den Arm uns hängt,
Vor Edlen uns erröten macht, zugleich
Vor Schurken uns erniedrigt. Heilig ist
Kein Winkel ihr in unserm ganzen Innern;
Sie höhnt mit schmutz'gem Lachen uns're Andacht
Und speit auf unsern Stolz. Ja selbst wenn Krankheit,
Wenn Tod uns und Verrat zu Boden schlugen,
So hockt sie triumphierend an den Herd
Und sucht mit frechem Grinsen unsern Blick,
Wenn er in's Leere starrt . . .
Du schwindest, Mond;
O fliehe nicht; denn bin ich einsam, raunt
Der Tod aus meinen Kissen . . . Nein, ans Fenster!
Ich will dich sehen, bis du ganz versinkst.
Laß mich mit dir durchwandeln diese Nacht!
Laß durch den Nebel, der mein Haupt umwogt,
Die Ströme deines weißen Lichtes rinnen —
Vielleicht ertastet doch mein müder Geist
Nach aller Qual den Weg zur Morgensonne! — — —

Hamburg. Otto Ernst.

Mascha.

Es giebt Namen wie ein blauer Maitag klar —:
Das Sonnenauge flammt im Wolkenlosen,
Im Frühwind schwankt der Weiden grünes Haar,
Und taufrisch lachen halberschlossne Rosen.
Pausbackige Knaben spielen dort am Bach,
Das Wasser spritzt um dralle nackte Beine;
Sie schauen dem papiernen Schiffchen nach
Und hüpfen über blanke Kieselsteine —
Mascha!

Und Namen giebt's wie müdes Abendrot,
Das durch der Föhren dunkle Wipfel blinkt:
Auf stillem Waldsee fährt ein einsam Boot,
Das Ruder langsam in der Flut versinkt.
Des Schilfes Halme stehn wie festgebannt,
Als lauschten sie des Tages letztem Dämmern,
Und durch die Totenstille tickt vom Land
Die Uhr der Einsamkeit, des Spechtes Hämmern —
Mascha!

Und Namen giebt's wie Sommernächte schwül,
Da scheu am Fenster die Gardine rauscht:
Der heiße Leib stemmt sich empor vom Pfühl
Und späht ins warme Dunkel aus und lauscht.
Ein fahler Schein blitzt auf wie Geistergruß —
Im finstern Winkel kichert es verstohlen —
Die Diele knarrt — es naht ein Kinderfuß —
Man hört ein tiefes, schweres Atemholen —
Mascha!

Ja, Namen giebt's, sie klingen fort im Ohr
Wie Ammensingsang um die Kinderwiege: —
Man trägt zu Grabe mich, ein schwarzer Flor
Bedeckt den schlichten Sarg, darin ich liege.
Die Seile kreischen und die Bohle knackt,
Und wie die ersten Schollen niederfallen,
Hör' ich noch in des Spatenklanges Takt
Als Erdenabschied deinen Namen schallen:
Mascha!

Leipzig. Edgar Steiger.

Federzeichnung.

Am versumpften Binsenteiche
Stehn zwei Buchen dicht gedrängt,
Zwischen ihren weißen Stämmen
Immergrüner Eppich hängt.

Auf den windbewegten Ranken
Wiegte sich ein Schmetterling,
Seine Flügel glänzten prächtig
Auf dem schwarzen Wasserring.

Als durchs Laubwerk golden schillernd
Ein gebrochen Streiflicht fiel,
Musizierten Finken fröhlich
Zu dem Licht- und Farbenspiel.

München. Heinrich v. Reder.

Aus einem Raubzuge.

Nahst du aus Ninive, schimmernde Schöne,
Nicht einen Schritt mehr, sofort machst du Halt,
Gleich auf den Thron hinauf, daß ich dich kröne,
Zitterst du, schämst du dich, brauch ich Gewalt.

Trauernde, träumende indische Augen,
Trinkt ihr aus Herzen und Seele mein Blut?
Wenn sich im Kusse die Lippen versaugen,
Sage mir, wird aus der Liebe dann Wut!

Wollen zwei Panther sich rasend zerreißen,
Feuer und Flammen entlodern der Hast,
Ringen und Raufen und Balgen und Beißen,
Sinkende Wimpern, entstürzende Kraft.

End' ohne Ende, nach kurzem Ermatten
Fliegen die Pfeile von neuem empor,
Fülle der Jugend und Sehnsucht erstatten,
Was sich verschwendrisch im Spiele verlor.

Grinsen der Schädelburg greuliche Zinnen
Deinen Triumph in die Lande, Despot,
Leichen, in Särgen verfaulendes Linnen,
Leben heißt Alles, Verwesung der Tod.

Küsse mich, küsse mich, denk nicht ans Sterben,
Noch ist mit Rosen die Welt überdacht,
Heimlich beschützt uns vor Dorn und Verderben,
Heimlich und huldvoll die herrlichste Nacht.

Ottensen (Hamburg). Baron Detlev v. Liliencron.



Von mir.

Von Karl Henckell.

(Zürich.)

Man muß von seinen Feinden lernen. Hohenzollern läßt neuerdings seine Geschichte rückwärts schreiben, von der Sozialpolitik Wilhelms II. bis auf die „faule Grete“ der brandenburgischen Markgrafen — diese Methode ist so modern, so originell jüngstdeutsch, daß ich sie mir aneigne und mein Leben ganz flüchtig in ein paar Zeilen rückwärts plaudere.

Jetzt habe ich Rast gemacht in Hottingen-Zürich und befleißige mich in mäßiger Behaglichkeit eines stillen Studierlebens in der Ecke, das äußerlich einen schwachen Stich ins Philiströse trägt. Aber nach dem tollen Frührausch des Lebens, nach diesem fabelhaft leichtsinnigen Stürzen ins pikant Incommensurable, nach diesen schäumenden Wildbachevolutionen über Schlund und Klippe, wo man sich hinterher verwundert an den Kopf faßt und fühlt, daß er doch noch da oben festsitzt, der alte, liebe, dicke Michel, da thut es so wohl, so wohl, wenn man sich ein wenig auf dem Kanapee leidenschaftsärmerer, aber besonnenheitsreicherer Beschaulichkeit ausstrecken kann und die Dinge an sich vorüberströmen läßt, ohne doch selber im gefährlichsten Strudel dahinzuschießen. Ich glaube fast, das Schlimmste ist vorbei, und atme tief auf. Noch einmal — tief auf. Bin ich mit heiler Haut davongekommen? Jedenfalls bin ich ein ziemlicher Glückspeter, daß ich überhaupt noch mit frischen, gesunden Sinnen in die Welt zu schauen vermag, und wenn ich jetzt ein süßes, edles, gutes Weib hätte und hätte den stimmungsvollen Komfort üppiger Schönheit um mich, so wäre mir geholfen .... Das war ein Herbst jetzt hier in Zürich! Diese zarten, goldgelben Horizonte um die krystallklare, hellblaue Atmosphäre, diese gütige, warme Sonne, das flüchtige Sommergrün von den Bäumen leckend und mit all den Buntfarben einer verschwenderisch üppigen Wehmut den Todesschmerz des Laubes verbrämend. Da ward zu Berge gewandelt und Farbenlicht getrunken; denn nach den Versicherungen meiner Herren Kritiker soll ich von Most und Sauser im Stadium ja schon so voll sein, daß es für mich seine Schwierigkeiten hat, noch mehr in diesem Stoff zu leisten — Farbenwonne getrunken, aber nun hat der dörferverbrennende Föhn den Nordwind gebracht, dicke, schwere Schneewolken überdunkeln den „himmelblauen See“, der Winterfleiß zwinkert mir halb schüchtern, halb verwegen zu, und ein Student ohne Paß „schinde“ ich zur Abwechselung einmal wieder

Physiologie bei dem gründlich eleganten Professor Gaule, und nationalökonomische Theorieen bei Dr. Schmidt, unserm wackeren neugebackenen Privatdozenten, den die Leipziger staatswissenschaftliche Fakultät wegen seines ausgesprochenen „Marxismus“ an der Pleiße nicht auf den sakrosankten Katheder steigen ließ, und die fesselnden Mitteilungen, die Jakob Bächtold aus dem Nachlasse Gottfried Kellers vor einem Publikum von Studenten der Universität und Studentinnen des Kochtopfes zum Besten giebt. Freundlich war meiner damals sehr bedenklichen Lebensentwickelung der Trieb gesinnt, der mich vor etwa fünf Jahren aus meiner Geburtsstadt Hannover nach Lenzburg im Aargau führte — mit Kleistischen Anwandlungen einer abenteuerlichen Landwirtschaftlichkeit im Kopf — nach dem hübschen Industriestädtchen, wo mein Bruder Gustav mit einem Schulkameraden die Fabrikation von Frucht- und Gemüsekonserven zu leiten begann. Seither sind uns auch unsere Eltern und Geschwister (mit Ausnahme meines in Nordamerika lebenden ältesten Bruders) in die Schweiz gefolgt, und ich selber bin vor zwei Jahren aus politischer Sympathie Bürger der Alpenrepublik im Kanton Zürich geworden. Entwickelungsfreundlich war jener dunkle Reisetrieb; denn frische, freie Luft, skrupelloses Naturleben thaten mir, der sich tiefverwundet, nahezu gebrochen fühlte, bitterlich not. Was war denn meine kurze deutsche Studentenperiode vorher in München, Heidelberg und Berlin, unterbrochen durch die seelische Barbarei des Freiwilligenjahres, was war sie anders als ein wirres Taumeln in Angst, Schwäche und Prophetenextase, ein verzehrend wühlendes Innenleben ohne Lebensluft und klare Lernfreudigkeit, indessen fortwährend die Geißel einer unbefriedigten, vehementen Sexualität auf mich niederprasselte! Das Schulsystem, dem ich zum Opfer gefallen war, hatte mich geknickt; als ich mit einer selbstgewählten öffentlichen Rede über die Geschichte des deutschen Volksliedes dem Kasseler Gymnasium Valet sagte. — Fahr wohl, mein Lieb, fahr wohl! — war ich reif zur völligen Verkümmerung, zur Verzweiflung, zum Untergang. Jahre lang, die bedeutsamsten, reizbarsten Jahre der Jugend, Zuchtschüler eines priv. kaiserlichen Gymnasiums in Hannover — und dabei mit einer unablässig vibrierenden Sensibilität des Empfindungslebens, mit den instinktiven Bewußtseinsforderungen des Geistesdienlichen ausgestattet zu sein . . . . . . Vorüber! Ich habe keine Lust, die Gespensterschatten meines Frühlebens von der Dauerplatte meiner Erinnerungen frisch abzuziehen. Unkraut verdirbt nicht . . . ich bin meinen Eltern dankbar. Mein Vater ist jetzt über die Achtzig und noch bis zum Bergklettern kregel. Ich bin freilich ein Haupt- und Residenzstadtkind und Muttersöhnchen. Aber daß ich kein rosablonder Findesieclker geworden bin, daran mag schuld sein, daß erst kurze Zeit vor meiner Geburt meine

Eltern aus dem Weserflecken Bodenfeld bei Karlshafen nach dem Thronsitze des blinden Jörg übersiedelten .... ich wurzele noch in der niederdeutschen kaufherrlich emporgediehenen Bauernsame mit mütterlich kurfürstlich hessischer Schulrektors- und Hofpredigersmischung. Wenn es in meinen Gedichten dann und wann ein wenig zu sehr drischt und predigt, so weiß man jetzt, von wannen und woher. ....



Schauspiel des Lebens.

Von Hermann Heiberg.

Erster Akt.

Der Theetisch war abgeräumt, die drei Jüngsten von den Kindern hatten sich zur Ruhe begeben, und der älteste Sohn zum Arbeiten auf sein Zimmer zurückgezogen. Nun saß der Amtsrichter Karl Günther mit seiner Frau allein, und während sie nach einer Stickerei griff, holte er aus seinem Zimmer nebenan die Pfeife und genoß, nach des Tages Last, die behagliche Ruhe.

„Daß Du einmal bei mir sitzen kannst, ist zu nett, Karl" — hub die Frau vergnügt an und richtete einen freundlichen Blick auf ihren Mann.

Er gab ihn nicht minder freundlich zurück, aber durch seine Gedanken beeinflußt, etwas zerstreut, dampfte er eine Weile wortlos und sagte dann:

„Ich wollte eigentlich einmal mit Dir über Ernst sprechen! Sein Abgang auf die Universität steht vor der Thür, aber wie ich's machen soll, ist mir ein Rätsel. Ich habe schon wiederholt mir durch den Kopf gehen lassen, ob ich einmal an Deinen Bruder Hans schreiben soll, ihm von neuem meine Lage vorstellen und bitten, daß er für Ernst die Mittel zum Studium hergiebt. Was meinst Du? Einem mehrfachen Millionär ohne Familie, wie er es ist, kann's doch wahrlich nicht auf fünfhundert Thaler im Jahr ankommen. Ich weiß keinen Rat. Auch in diesem Jahre decken sich die Einnahmen nicht mit den Ausgaben. Ich habe gestern im Bureau gerechnet und gesehen, daß mir wieder 300 Thaler fehlen. Schon zahle ich die Zinsen für die Vorschüsse aus dem vorigen. Wenns so weiter geht, sitze ich mit der Zeit stark in Schulden, und im Übrigen, an wen soll ich mich zuletzt wenden?"

„Armer Mann! Wenn ich Dir die Sorgen abnehmen könnte," fiel die Frau ein. „Ja, es ist sehr schwer für Dich. Ich habe auch noch allerlei und mag Dir garnicht damit kommen. Die Kinder müssen neue Anzüge haben, — übrigens fällt mir ein, Emil hat schon zweimal wegen des Schulgeldes gemahnt."

„Ja, wenn einem mal ein paar tausend Thaler in den Schoß fielen," stieß der bedrückte Mann heraus, erhob sich und wanderte auf und ab. Und dann: „Also Du meinst nicht, daß ich an Deinen Bruder Hans schreiben soll?"

„Ich halte es nach den bisherigen Erfahrungen so gut wie nutzlos. Er beantwortet ja nie Briefe, nur damals, als Martha geboren ward, und ich ihm schrieb, erwiderte er mit wirklich empörender Herzlosigkeit: „Ihr müßt Euch einrichten. Andere müssen es auch!"

„Ja, ganz recht, aber als Du vor fünf Jahren so lange schwer darniederlagst, und ich ihm die Verhältnisse schilderte, kam doch eine Anweisung auf 1000 Mark. Freilich, er gab's auch damals in recht unangenehmer Weise. Er ist einmal wie all dies reiche Volk, kalt und geizig. Ihr Silber und Gold lieben sie wie ihr Leben, und fletschen die Zähne, wenn man ihnen ein wenig von ihrem Zuviel kürzen möchte. Na, ich sollte nur seine Millionen haben! Wie würde ich andern damit Freude machen! Wie viele könnte man durch Deines Bruders Reichtum beglücken.

Meinem Bruder in Celle würde ich ein Viertel, Deiner Stiefschwester das andere Viertel zuwenden, den Rest aber auf Zinsen legen und genießen. Und den Dienst würde ich quittieren. Welche tägliche Plage! Ewige Unzuträglichkeiten mit den Kollegen oder Vorgesetzten. Man wird seines Lebens nicht froh.

20,000 Thaler Renten haben! Mehr kann man ja garnicht verzehren! Ich möchte gar keine Millionen besitzen, nicht einmal eine. Das giebt nur Last und Verdruß. Man kann doch nicht mehr als essen."

Die Frau hatte während ihres Mannes Reden schmerzlich gelächelt.

„Wie Du Dir das ausmalst!" hub sie an. „Als ob es jemals Dir zufallen könne."

„Na, unmöglich wäre es doch nicht, daß Du mal Deines Bruders Erbe würdest, Du und Deine Schwester."

„Ja, ich glaube, es ist so gut wie ausgeschlossen, Karl. Wir haben nie rechte Beziehungen zu Hans gehabt. Er besitzt gar keinen Familiensinn und ist nebenbei ein so unberechenbarer Mensch in allem, daß er ebenso gut im Stande wäre, sein Geld — wenn er es durch Spekulationen nicht etwa wieder verliert — Stiftungen zu vermachen. Aber nicht aus Gut-

herzigkeit, sondern aus Eitelkeit. Ich fühle mich auch immer gedemütigt, wenn er, wie damals, etwas schickt." —

„Aber ich werde doch schreiben, mag's kommen, wie's will! Ich weiß keinen andern Weg. Ich soll den Jungen doch auf der Universität halten. Und ich hab's nicht. In der Not giebt's keine Gräben. Es muß so sein."

Zweiter Akt.

Herrn Amtsrichter Karl Günther in Krempe.

Auf Ihre an meinen Herrn Chef gerichtete Zuschrift vom 17ten vergangenen Monats habe ich in dessen Auftrage ergebenst zu sagen, daß derselbe wegen einer sehr schweren Erkrankung zur Zeit auf den Inhalt des Näheren nicht einzugehen vermag, wahrscheinlich aber nach seiner Genesung eine Nachkur in Deutschland wird gebrauchen müssen und dann die Absicht hat, persönlich sich über den Inhalt mit Ihnen zu unterhalten. Herr Krug wird telegraphieren, wenn in seinem Befinden eine Besserung eintritt.

Hochachtungsvoll

J. A.: Adolf Jong.

Dreimal hatte der Amtsrichter Karl Günther diese Zeilen bereits gelesen. Namentlich der Schluß beschäftigte ihn. Er verglich das Datum des Poststempels mit dem heutigen Tage und rechnete heraus, daß zwischen Abfassung und Ankunft dieser Zeilen fünf Wochen vergangen waren. Ein Telegramm war nicht angekommen. Also schien seines Schwagers Zustand bedenklich. Es drückte sich überdies in dem Zusatz eine Rücksicht aus, die ganz ungewöhnlich war: „Zur Beruhigung für seine Schwester wollte er durch den Draht Mitteilung machen." Er versetzte sich also in ihre Unruhe und Sorge, er glaubte daran, es waren ihm auf dem Krankenbett offenbar weiche Stimmungen gekommen, und unter deren Einfluß beschäftigte er sich am Ende auch mit dem Wohl und Weh seiner Geschwister. Ganz besonders regte aber den Amtsrichter auf, daß acht Tage später ein an seine Frau gerichtetes Schreiben des Millionärs einging, das die Worte enthielt:

„Noch lebe ich. Aber ein elendes Dasein ist's, das ich führe, meine liebe Emma. Allmählich schwindet mir die Hoffnung, und deshalb will ich Dir noch einmal in dieser Weise die Hand drücken. In den langen schlaflosen Nächten kam mir der Gedanke, wie wenig brüderlich ich gegen Dich und Albertine gehandelt habe. Aber seid beruhigt. Ihr sollt, falls ich leben bleibe, nicht mehr darben, und sterbe ich, werdet Ihr sehen, wie Eurer gedacht hat Euer herzlich grüßender

Hans."

Die Gedanken des Mannes wurden so lebendig, daß sein Herz klopfte. Wenn sein Schwager starb und ihn zum Erben einsetzte, fielen ihm Millionen, sicher eine Million Dollar zu. Er hatte vor kaum zwei Jahren jemanden von drüben gesprochen, der Krugs Verhältnisse genau kannte. Von ihm war ihm bestätigt worden, daß Krug ein mehrfacher Millionär sei.

Schon sah er sich im Besitz der Erbschaft, und die Gedanken gingen hin und her, wie dann so alles anders werden würde. Sicher würde er die Stadt verlassen und sich an einem Ort ansiedeln, an dem man der Lebensfreuden teilhaftiger werden konnte. Vielleicht Berlin! Nein, Berlin lieber doch nicht. Da saß ja die Stiefschwester seiner Frau mit der großen Familie. Man würde dann die nimmer los werden, sie würden fortwährend Ansprüche erheben, Geld und immer Geld haben wollen. — — Ja, aber hatte er denn nicht die Absicht, ihr eine viertel Million Thaler zu überweisen? Unsinn, lächerlich! Wer schenkt einem andern eine solche Summe!? Ja, wenn die Erbschaft über eine Million hinausgehen, etwa eine und eine halbe betragen würde, dann ließe sich darüber sprechen. Aber eine Million wollte Karl Günther doch gern für sich behalten. Es würde ja auch noch so mancherlei an ihn herantreten, so vieles zu bezahlen sein: Erbschaftssteuer, Ablösung alter Schulden und Unterstützungen an Freunde, die es nötig hatten. Da hieß es ohnehin schon wenden und drehen, da, wenn das Kapital nicht angegriffen werden sollte, die Summe aus dem Zinsertrag des ersten Jahres bestritten werden müßte.

Ja, so war es gut! Eine Million für sich und die Seinigen, von dem Mehr zuerst die nach dieser Richtung sich herausstellenden eigenen Bedürfnisse, und der Rest an die beiden Verwandten. Wie viel würde also dann auf jeden kommen!?

Günther griff nach Papier und Feder und begann zu rechnen. Zum Glück aber fiel ihm noch vorher ein, daß doch auch noch andere Dinge zu berücksichtigen waren; er wollte sich jedenfalls ein eigenes Haus kaufen oder bauen. Das erforderte, wenns wirklich elegant sein sollte, in einer großen Stadt mindestens doch 60,000 Thaler und die Einrichtung mußte dem entsprechend sein. Also man konnte sagen — da die jetzigen alten Möbel garnicht zu verwenden sein würden — noch 30,000 Thaler, also rund: 100,000 Thaler! Ja, die gingen für diesen Zweck hin. Und sehr nett würde es doch auch sein, wenn wenigstens ein kleines Separatvermögen von vorneherein den vier Kindern überschrieben würde. Angenommen für jedes 50,000 Thaler, machte das noch 200,000 Thaler! Auf diese Weise würden die Verwandten nur jeder 100,000 behalten. Wohl etwas wenig! — Wenig? Du lieber Himmel, wenn jemandem, der nichts, garnichts besaß, plötzlich 100,000 Thaler in den Schoß fielen, der mußte doch bis

an die Decke springen. Das machte 4000 Thaler Zinsen zu 4%, gleich 12,000 Mark. War das nicht ein Einkommen, wie's nur die oberen Zehntausend besaßen! Nein, es war schon so sehr gut! 100,000 Thaler für das Haus und die Einrichtung, 200,000 Thaler für die vier Kinder, und der Rest des Kapitals für die Verwandten. So sollte es sein! —

Dritter Akt.

Karl Günther saß neun Monate später sehr sorgenvoll in seiner Wohnung. Vor vier Wochen war er aus Amerika zurückgekehrt und hatte für sich und seine Schwägerin die Erbmasse seines Schwagers, der seiner Frau und dessen Schwester sein sämtliches Hab und Gut hinterlassen hatte, reguliert. Freilich, der Ausdruck paßte nicht recht. Leider lagen noch große Kapitalien drüben fest, die nicht gleich hatten flüssig gemacht werden können. Überhaupt, welch ein Verdruß war mit dieser Angelegenheit verbunden gewesen! Die Welt war voll Schakalen, die gierig darauf lauerten, anderen ihre Beute zu entreißen. Welch ein Gesindel da drüben gewesen war. Er hatte sich sogar zu Bestechungen verstehen müssen, damit ihm nur sein Eigentum ohne Prozesse zugesprochen wurde. Die zwei Millionen und 300,000 Thaler betragende Hinterlassenschaft bestand leider nicht nur aus Wertpapieren und barem Gelde, sondern steckte in Terrains, Bergwerken, Häusern und in dem noch zu liquidierenden Geschäfte des Verstorbenen.

An barem Gelde hatte Karl Günther „nur“ die Summe von 1 500,000 Thalern mit herüber gebracht und bereits der Schwester seiner Frau die Hälfte ausgekehrt. — Also die Million, die erst mal als unantastbar bei Seite gestellt werden sollte, war nicht vorhanden. Es war vorläufig noch „Bröckelei“.

Und nun die Arbeit, die bevorstand, und die fortwährende Sorge und Angst, ob auch drüben alles rechtlich herginge, ob nicht Übervorteilungen durch die mit der Beaufsichtigung und Verwertung beauftragten Persönlichkeiten stattfanden. Wer konnte den Leuten dort trauen, wer konnte überhaupt jemandem trauen? Und etwas für diese Thätigkeit wollte sich Karl Günther auch jedenfalls voraus bedingen! Er hatte die ganze Arbeit und Verantwortung, und sein Schwager und seine Schwägerin lediglich den Nutzen. Da mußte eine Summe stipuliert werden. Und mißtrauisch waren diese Verwandten auch. — Es war nicht zu sagen, was man erlebte. Die Leute sollten doch ihrem Schöpfer danken, daß sie überhaupt etwas erhielten. Augenblicklich beschäftigte Karl Günther die Frage, wie er einen Barposten am sichersten anlegen könne. Es waren ihm Anerbietungen gemacht, Hypotheken zu nehmen; die Agenten bestürmten sein Haus. Und keiner wollte

etwas umsonst thun, jeder wollte ihm etwas abzupfen. Nun, da sie ihn für einen reichen Mann hielten, stürzten sie sich wie ein Tigertier auf das Opfer.

Er hatte auch seine Stellung nicht aufgegeben, nur Urlaub genommen. Weshalb die Einnahme von 4000 Mark wegwerfen, die mit der amtlichen Thätigkeit verbunden war? Rücksichten auf andere nehmen, die es nötig haben sollten? Du lieber Gott! Man mußte doch etwas zu thun haben. Und namentlich jetzt, wo's mit der vollen Million nichts war, war eine Nebeneinnahme gar nicht übel. Das andere hing ja noch in der Luft. Das hatte er auch dem Bürgermeister erklärt, als der ihn wegen der Einkommensteuer befragt hatte. Es seien knapp 750,000 Thaler, eigentlich nur 700,000, denn es ginge noch sehr viel ab. Das andere würde er, wenn's wirklich realisiert werde, später anmelden. Jetzt erst begriff er auch die Unzufriedenheit der Menschen mit den Steuern. Was das für Summen waren! Man konnte beinahe auf den Gedanken kommen, irgendwo hinzuziehen, wo man keine bezahlte. Und die endlosen Bettelbriefe, die eingingen. Es hatte auch die Stiefschwester seiner Frau geschrieben und angesichts der sieben Kinder und der schweren Not um eine Summe eventuell auf Abzahlung gebeten. Ja, das kannte man! Abzahlen! Davon war dann nachher nicht die Rede. Und mahnen mochte man dann auch nicht. Dann hieß es gleich, man sei ein herzloser Geizhals.

Seine Frau war für die Übersendung von 30,000 Mark als einmalige Abfindung. 30,000 Mark! Das war ein Posten! Und es paßte so schlecht, da Karl Günther dann auf eine größere Hypothek, die sehr vorteilhaft zu erwerben war, verzichten mußte. Es waren gerade 125,000 Thaler und nicht 115,000, die dann nur zur Hingabe bleiben würden, wenn er der Stiefschwester 10,000 Thaler schickte.

Nein, er hatte eine andere Idee. Er wollte ihr erstmal abschlägig 1000 Mark schicken. Wenn dann das übrige Geld in Amerika sich realisierte, dann sollte der Rest von den 10,000 Thalern folgen. Die 1000 Mark würden natürlich später abgezogen. Er würde schreiben, daß er es gleich so bestimmt habe. Was über eine gewisse Summe sich herausstelle, das solle zur Verteilung gelangen. Aber erst haben! Die 1000 Mark an seine Verwandte zu schicken, beauftragte Karl Günther jetzt gleich schriftlich die Kreditbank, mit der er seine Geschäfte machte.

Er wollte die Sache aus dem Kopfe haben, wie er auch seinem Bruder 10,000 Mark lieber gleich frisch aus der Hand geschenkt hatte, als der ihn in Hamburg, bei der Ankunft mit dem Dampfschiff begrüßt und sich nach dem Ergebnis erkundigt hatte.

Gewiß, auch der Bruder sollte noch haben, der in erster Linie. Aber nur keine Überstürzung. Warten, warten! Es würde sich ja alles finden!

Vierter Akt.

Als eben der Mann seine Briefe beendet hatte, erschien der Diener und erklärte, es sei Jemand draußen, der den Herrn Amtsrichter zu sprechen wünsche.

„Wer ist es denn? Hat er seinen Namen genannt?"

„Nein, er sagte, es sei eine persönliche Angelegenheit, es wäre gleich, wie er hieße."

„Ah, natürlich wieder eine Bettelei. Das kennt man. Wie sieht er denn aus? Anständig?"

„Ja, so weit. Er hat bloß ein Auge! Er ist von auswärts."

Nun wußte Karl Günther Bescheid, und die Mundwinkel schoben sich hin und her. Es war einer seiner Freunde, den er nicht abweisen konnte, schon deshalb nicht, weil der ihm vor Jahren bei der Verheiratung mit seiner jetzigen Frau das Geld für seine erste Einrichtung vorgeschossen hatte. Es sah doch zu schlecht aus, ihn nicht zu empfangen, obgleich es sich sicher um Geld handelte. Günther wußte, daß er sehr zurückgekommen war.

„Also gut! Ja! Ich lasse bitten!"

„Ich wollte Dir doch gratulieren, mein lieber Freund. Schon lange war's meine Absicht, einmal herzukommen. Ich las von Deinem Glück in den Zeitungen," hub der Freund, ein früher wohlhabender, solider Geschäftsmann an und streckte Günther herzlich und unbefangen die Hand entgegen.

„Sehr freundlich! bitte nimm Platz. Na, wie geht's Dir?"

„Schlecht! Ich habe Krankheit und immerfort Ungelegenheiten. Meine Frau liegt nun schon seit seit 18 Wochen fest im Bett. Es ist zum Verzweifeln. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf. Ich habe jetzt ein gutes Geschäft in Aussicht und kann ein hübsches Stück Geld verdienen. Nur das Anlagekapital fehlt mir —"

„Ja, ja, das ist denn so —," schob Günther im Innern schon recht ungeduldig, aber sich beherrschend, ein: „Indeß, auch das wird sich ja machen."

„Ja, das sagst Du wohl so. Aber es ist sehr schwer, jemanden zu finden, unmöglich fast! Ich komme auch, um Dich zu fragen, lieber Freund, ob Du mir vielleicht unter der Sicherheit des letzten Geldes auf meinem Hause die Summe vorschießen möchtest."

„Hm, hm — Ja, wie viel willst Du denn?"

„Zweitausend Thaler. Du kannst völlig beruhigt sein, daß Du das Geld in einem Jahr zurückbekommst. Willst Du es mal überlegen, lieber Günther, Du kannst es ja jetzt leicht. Ich würde Dir von Herzen dankbar sein. Ja, Du rettest mich wirklich dadurch vorm Untergang."

„Gewiß, es ist nur, daß ich gerade alles festgelegt habe. Ich müßte schon — Wart mal! Vielleicht — Na ja, ich werde nachsehen. Ich werde Dir morgen darüber schreiben. Ich denke, es wird sich machen lassen. Aber nun erzähle mir noch etwas von Deinem Bruder und den übrigen Freunden.“ —

Nach einer halben Stunde trennten sie sich. Noch an demselben Tage schrieb Karl Günther seinem Freunde:

Lieber Wilhelm!

Ich habe mich nach Deinem Fortgange gleich an die Überlegung gemacht, ob und wie ich Dir würde dienen können. Leider steht's aber so, wie ich Dir schon andeutete. Augenblicklich sehe ich, daß ich gar kein Geld in der Bank flüssig habe, es ist alles belegt und bei der Zerfahrenheit der ganzen Erbschaftsangelegenheit ist es sehr fraglich, wann ich wieder bares einbekomme. Ich denke, es wird Dir auch sonst gelingen, sonst will ich sehen, ob ich diesen Herbst darauf zurückkommen kann. — Also nichts für ungut. Es hat mich übrigens sehr gefreut, daß wir uns einmal wiedersahen, und Erinnerungen auffrischten. Die alten Freunde sind doch die besten, man erkennt's täglich von Neuem.

Bitte empfiehl mich Deiner Frau, der ich baldige Besserung von Herzen wünsche, und sei gegrüßt von Deinem alten

Karl Günther.

* * *

Zwei Tage später ging bei dem Amtsrichter Günther die Post ein. — Im Allgemeinen war sie sehr befriedigend. Auch aus Amerika waren vortreffliche Nachrichten angelangt. Die Zeilen eines Briefes aber enthielten einen Günther sehr wenig angenehmen Inhalt, und trugen zudem eine sehr bekannte Handschrift. Es war sogar seine eigne! Es kam der Brief, den er seinem Freunde geschrieben hatte, zurück und unten standen die Worte: „Brevi manu mit dem Bemerken zurück, daß ich nicht finde, daß die alten Freunde die besten sind, sondern sie stellen sich häufig als große Lumpen heraus. Auch Du bist einer, Karl Günther!“

Es brannte gerade an diesem Tage zum ersten Mal Feuer im Ofen. Obschon es eigentlich bei der nicht weit fortgeschrittenen Jahreszeit „Verschwendung“ war, hatte der Amtsrichter doch seinem Diener dazu Auftrag gegeben. Aber es paßte Karl Günther jetzt sehr gut. Er zerriß — blutrot im Kopf, das Schreiben und übergab es den Flammen.

Er wollte nicht daran erinnert werden, daß ihn das Geld zu einem Lumpen gemacht hatte — — —!



Grossvater und Enkel.

Skizze von Heinrich Ernst Wachler.

(Berlin.)

Ich sehe ihn noch, den alten Herrn mit seinem verwitterten, freundlichen Antlitz, wie er im verschossenen dunkelbraunen Sommerpaletot, aus dessen linker Tasche ein Zipfel des roten Schnupftuchs heraushängt, den runden Filzhut auf dem grauen Haupt, die Hände mit dem Krückstock auf dem Rücken zusammengeschlagen, — etwas gebückt auf der Stadtpromenade langsam einherkommt .... von Zeit zu Zeit bleibt er stehen, holt tief Atem und sieht sich ein wenig um, bis er dann wieder seinen Marsch aufnimmt: ein verkörpertes Abbild der alten Zeit.

Da geht er und macht seinen gewohnten Vormittagsspaziergang, der alte Stadtgerichtsrat. Es schlägt Eins; er wendet sich nach Haus, seiner Wohnung zu. An der Thür holt ihn in atemlosem Lauf ein achtjähriger Blondkopf ein, sein ältester Enkel. Der Knabe begleitet den alten Herrn die zwei Treppen hinauf und tritt mit ihm in sein Zimmer.

Eine kleine, schmale Stube, nach dem Garten hinaus. Dichter Tabaksqualm erfüllt die Luft, und dabei ist doch das Fenster einen Spalt offen.

Der alte Herr hat den Paletot ausgezogen und läßt sich behäbig im Lehnstuhl nieder. Der kleine Junge ist an den Tisch getreten und stöbert in den dort liegenden Papieren umher. Eine Photographie des Kaisers erregt seine Aufmerksamkeit.

„Großpapa,“ fragt er mit einem Mal, „ist's wahr, daß es eine Zeit gab, wo gar kein deutscher Kaiser regierte und kein deutsches Reich da war?“

„Jawohl, mein Kind,“ sagt der alte Achtundvierziger. „Die Zeit liegt noch gar nicht so weit hinter uns, acht Jahre erst. Du lieber Gott! Es gab keine Deutschen, nur Preußen, Sachsen, Bayern und Württemberger, und statt des „Deutschland, Deutschland über alles“ sang man „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben“. Daher siehst Du auch noch in den Straßen an Festtagen zwischen den dreifarbigen Fahnen einzelne schwarzweiße.“

„Weißt Du, Großvater, der Geschichtslehrer erzählte uns nämlich heute vom französischen Kriege und dann sagte er, daß wir überhaupt in einer neuen Zeit lebten, nicht nur, weil wir jetzt einen Kaiser und ein deutsches Reich hätten, sondern weil wir so furchtbar viel dazu gelernt hätten in kurzer Zeit .... Die Erfindungen, die gemacht seien ... die hätte man früher nicht gehabt: die Eisenbahn, den Telegraphen, das Telephon ... ja, Großvater?“

Der Alte nickte.

„Und dann, was ich Dir noch erzählen wollte . . . denk' mal, ich hab' eine Geschichte gelesen . . . das neue Buch, das mir Tante Mieze zum Geburtstag geschenkt hat . . . es ist fein, sage ich Dir, Großvater! — „Von der Erde zum Monde" . . . weißt Du, da lassen sich drei Männer in einer mächtig großen Kugel zum Monde emporschleudern . . . in einem Hui! Großvater . . . Aber wenn das möglich ist, so mitten durch den Himmel, wo bleibt denn da der liebe Gott?" —

„Es ist noch nicht möglich, Kind," sagte der Großvater. „Der Erzähler nimmt das nur so an. Du mußt nicht alles glauben, mein Junge, was in Deinen Geschichten steht."

„Aber es wird doch einmal möglich sein, nicht wahr?" —

Der Alte nickte wieder, er wollte dem Knaben keine Enttäuschung bereiten; er selbst freilich glaubte nicht recht daran.

Die Frau Rätin kam und rief zum Mittagessen. Der Enkelsohn verabschiedete sich und machte sich auf den Heimweg. Man speiste. Dann ging der Herr Rat in sein Zimmer zurück, um sein Mittagschläfchen zu halten.

Er setzte sich in den Lehnstuhl, griff nach der Zeitung und begann zu lesen.

Sozialistische Ideen . . . neue umstürzende Gedanken . . . Das Schlagwort der neuen Zeit . . . auch hier begegnete es ihm wieder.

Er schob die Brille hinauf; er hatte keine Lust weiter zu lesen. Woher kam der Junge, sein Enkel, wohl zu solchen Gedanken? — Freilich, man erzog die Jugend jetzt anders als früher, man brachte ihr anderes bei . . .

Ja, diese neue Zeit! Überall drängt sie sich hervor; keck, herrschsüchtig, siegesgewiß; und rüttelt an den Säulen des Bestehenden.

Der Großvater seufzte.

Sie ist da, diese neue Zeit . . . andere Menschen kommen, die nichts mehr werden wissen wollen von vielem, was uns Alten teuer und heilig gewesen . . . Kosmopoliten . . . Menschen ohne Gott und Religion. . . Es ist doch besser, daß ich sie nicht mehr erlebe . . . diese neue Zeit . . . es würde mir zu schwer fallen, mich in sie zu schicken . . .

So dachte er; dann stieg vor seinem Auge das Bild seines Enkels auf, des blühenden und kräftigen Knaben. Ein Strahl der Freude huschte über sein welkes Gesicht: seine eigne Jugend schien ihm darin erneut. Den wird sie brauchen können, die neue Zeit, und er sie . . .

Und dann nickte er ein.



Der Wert des Lebens.

Ein Mysterium in einem Vorspiel und vier Aufzügen

von Rudolf Lothar.

(Wien.)

Vorbemerkung der Schriftleitung. Aus diesem bedeutenden Werke des jungen österreichischen Dichters und Denkers bieten wir hier das Vorspiel und den ersten Aufzug, überzeugt, daß nach dieser Probe die Leser der demnächst bei Pierson in Dresden erscheinenden Dichtung das günstigste Vorurteil entgegenbringen werden.

Personen:

Der Tod.
Die Schuld.

Wilfried.
Der Kanzler.
Gothmar.
Lilith.
Hubert von Mainz.
Magda.
Herzog Giulio.
Laura.
Ascanio.
Ein Mönch.
Ein Krieger.
Soldaten. Herren und Damen.
Volk.

Vorspiel.

(Wilde Felsenwüstenei. Zerklüftetes, schwarzes Gestein. Nacht, Sturm und Ungewitter. Um die Zacken und Zinken jagen Nebelfetzen. Der Tod tritt auf, als Gerippe, die Sense in der Faust. Die Schuld unsichtbar.)

Die Schuld: Wo schreitest du hin?
Der Tod: Wer ruft mich?
Die Schuld: Ich, die Schuld!
Der Tod: Wo hausest du?
Die Schuld: Bin überall! —
Was blinkt dein Gewaffen?
Der Tod: Aufs Blachfeld eil' ich,
Dort wogt eine Schlacht!

Die Schuld: Bin auch dabei!
Der Tod: Wo bist du nicht?
Die Schuld: Seit Anbeginn
Ist mein das Leben!
Seit Anbeginn
Ersteh' ich, erwachs' ich
Mit jedem Wunsch,
Mit jeder Begier,
Mit jedem Gedanken
Ans eigene Selbst!
Mich zeuget das Hirn,
Mich zeuget das Herz,
Mich heget die Brust,
Und mein ist der Kampf,
Und mein ist das Streben
Nach vorwärts, nach oben!
Und mein ist die Krone des Sieges!
Der Tod: Und wen du gezeichnet,
Der ist mir verfallen.
Und wer dich erwählte,
Den wähle ich mir!
Die Schuld: Zu frühe, zu früh,
Du Guter, du Rascher!
Noch Keiner erkannte
Was meine Gewalt —
Du rissest zu früh
Noch Jeden zu Boden.
Der Tod: Uralte Thörin,
Was forderst du?
Wer dich erkannte,
Der hätte erreicht
Das Höchste im Leben.
Wer kennet die Schuld,
Der kennt den Besitz!
Wer dich erschaute
In deiner Größe,
Der hätte erfahren
Zu gleicher Stunde
Des Lebens Wert! —
Wem gönnte ich dies?

Die Schuld: Es fürchten die Menschen
Nur dich allein.
Sie beben vor dir,
Sie beugen sich zitternd,
Wenn du ihnen nahst!
Und ich!?
Was beben sie nicht
Vor meiner Gewalt?
Was bangen sie nicht
Vor meinem Hauch?
Der Tod: Weil Keiner noch sah
Sein innerstes Herz,
Sein innerstes Leben!
Ich strafe die That —
Du bist der Gedanke.
Wer kann dich sehen,
Wer dich erfassen?
Die Schuld: Es flamme empor
In meinem Reiche
Der Brand der Erkenntnis!
Es wisse der Mensch,
Daß, was er beginnet,
Daß, was er ersinnet
Für seine Begier,
Sein Ich zu erhöhen,
Ihn mir verpflichtet,
Ihn mir macht zu eigen!
Der Tod: Doch diesen Brand,
Ich lösche ihn aus! —
Was willst du noch?
Mich dränget die Zeit.
Die Schuld: Halt aus — halt aus!
Laß Einen mir leben
Bis er mich erkannte,
Wie er sich beugte
Vor meiner Gewalt!
Der Tod: Er beug' sich vor mir!
Die Schuld: Laß' Einen mir leben!
Er ringe sich durch,
Durchs Leben zu mir

Von Schuld zu Schuld,
Bis ich ihm erscheine!
Er soll mich erschauen,
Er wisse, daß ich
Die schreckliche Macht!
Nicht du!
Nein, ich!

Der Tod: Und für diesen Einen
Was giebst du mir?

Die Schuld: Ich jage Millionen
Milliarden dir zu!

Der Tod: Zu wenig, zu wenig!

Die Schuld: Was ich dir gebe?
Ich geb' dir Ergötzen
An höchster Qual!
Ich geb' dir Triumph,
Den nie du genossen!
Wenn Jener mich schaute
Mit sehendem Auge,
So sieht er die Menschheit
Zu seinen Füßen!
Wer stand je so hoch!
Dann magst du ihn fällen!
Dann schlage entzwei
Das einzige Herz,
Das das Leben getrunken
Bis göttlich es ward!
Dann magst du zermalmen
Das einzige Hirn,
Dem herrlich sich kund that
Der Wert des Lebens!
Wer hat je empfunden
So grausam dein Nah'n?
Wer hat je verstanden
Was du ihm genommen?
Doch Jener mag's wissen,
Was du ihm raubst. —
Verstehst du mich wohl
Und gilt der Handel?

Der Tod: Er gilt!

Die Schuld: Den Auserwählten
Den führe mir zu!
Und zeige ihm du
Des Lebens Tiefen.
Ich stehe dabei!
Was ist so tief
Wie das Menschenherz?
Auf seinem Grunde,
Da wohne ich —
Da führ' ihn hinab!
Der Tod: Er soll es vollbringen,
Das höchste Werk —
Dann steh' ich vor ihm!
Die Schuld: Dann sei er dein!
Der Tod: Nun komm' in die Schlacht!
Die Schuld: Nun komm'!

(Der Tod verschwindet in den Lüften. Wolken senken sich herab und bedecken die Szene. Aus weiter Ferne Trompeten und kriegerischer Lärm. Der erste Aufzug reiht sich unmittelbar an.)

Erster Aufzug.

(Wald. Uralte Bäume, gestürzte Stämme von Schlinggewächsen überwuchert. Im Hintergrund hellt sich der Wald auf; man sieht durch die Stämme hindurch in eine weite Ebene. Nach links führt ein Hohlweg. Rechts zerklüftete, phantastische Felsen, wild übereinander getürmt. Im Vordergrunde ein gewaltiger niedriger Block.)

1. Szene.

(Fliehende Krieger eilen aus dem Hintergrunde herein und flüchten durch den Hohlweg. Waffenlärm, Geschrei. Wilfried erscheint, das Gewand zerfetzt, das Haar gelöst, das Schwert in der Hand; die Schar der Fliehenden wächst immer mehr.)

Wilfried: Noch ist die Schlacht mir nicht verloren! Steht!
So steht doch! Euer König Wilfried fleht
Euch an: Mir nach! mir nach, ihr treuen Scharen,
Helft mir die Krone, helft mein Reich mich wahren!
(Fliehende Reiter füllen den Hohlweg in wirrem Fluchtgedränge.)
So steh' doch, feige, pflichtvergess'ne Brut!
Ist dies nun eure Treue, euer Mut?
Wie Wolkenfetzen, wenn das Sturmgewitter
Sie jagt mit seiner Donnerrosse Huf,
So fliehen meine Knappen, meine Ritter —
Umsonst — umsonst gellt der Trompete Ruf! —
Ich sag' euch, steht! Vertrauet meinem Glück
Und folget auf die Walstatt mir zurück!

Ein fliehender Soldat: Die Fahne, König, sank in Blut und Kot,
Und mit ihr sank dein Glück!
Wilfried: O, Schmach und Tod!
Wär' nur Ein Sklavenleib mein ganzes Heer,
Mit Peitschenhieben trieb ich's vor mir her.
Und könnt' dem Feind es nicht den Sieg entreißen,
Mit wildem Zahn sich in sein Herzfleisch beißen,
Mit seinem Blut mir neu den Mantel färben:
Mit dieser Hand lehrt ich den Sklaven sterben!

2. Szene.

(Wilfried, sein Kanzler, eilig auftretend.)

Wilfried: Du bringst mir Kunde?
Kanzler: Ja — doch gute nicht!
Wie sich am Schiffesbug die Woge bricht,
So stäubt dein Heer vor Gothmars Siegeszug.
Wilfried: Sein Sieg ist Blendwerk, toller Höllentrug!
Kanzler: Die Sonne ist mit Gothmar selbst verbündet;
Der Strahl, den seines Helmes Glanz entzündet,
Der blendet uns're Reih'n — und Gothmar siegt!
Wilfried: Weißt du es noch, wie ich aus nied'rem Stand
Empor ihn hob mit königlicher Hand?
Siehst du's, wie er vor meinem Throne liegt,
Beim großen Gott mir seine Treue schwört?
Du hast, mein Kanzler, seinen Eid gehört! —
Er hat mir offen in das Aug' geschaut,
Als dem Verräter ich mein Heer vertraut.
Er nahm es an und führt es gegen mich —
Kanzler: Mit deinem eig'nen Heer besiegt er dich!
Wilfried: Was stehst du hier? Laß alle Tuben blasen,
Laß meine Reiter in die Feinde rasen!
Du letzter Freund, mein letztes Hoffen geht
Mit dir zum Kampf! — O höre mein Gebet,
Gewalt'ger Herr, der über Wolken thront,
Der Meineid straft und der die Treue lohnt!
Hier kniee ich vor dir! In deine Hand
Leg' ich mein Szepter, lege ich mein Land,
Begnade mich mit deines Wunders Stärke!
Kanzler: Ich aber kenn ein einz'ges Wunder nur:
Das ist das Glück! Ich folge seiner Spur,
In Gothmar's Lager lob' ich seine Werke! (Ab.)

3. Szene.

(Wilfried, gleich darauf ein Krieger.)

Wilfried: So geh! Ich hab im Würfelspiel verloren
So Glück wie Glauben, Ehre so wie Treue.
Das Einzige, was bitter ich bereue,
Ist, daß ich ehrlich spielte mit den Thoren!
Ein Krieger (hereinstürzend): O, fliehet, Herr, verloren ist die Schlacht!
Zermalmt die Reih'n in erzenem Umarmen
Von eurer Feinde wilder Übermacht.
Mit eurem eig'nen Leben habt Erbarmen!
Wilfried: Was sahst du? — Sprich!
Der Krieger: Ich hielt am Waldesrand,
An unſ're Fahne war mein Blick gebannt.
Im Kampfgetümmel sah ich hoch sie ragen,
Von nerv'ger Faust dem Himmel zu getragen.
Und um sie her da wogt der heiße Kampf,
Vom Boden hebt sich schwerer Staub und Dampf.
Von Waffen sprüht ein Regen gold'ner Funken,
Verlöschend, purpurn gleißend dann im Blut —
Da ist manch' Einer in den Staub gesunken,
Der jetzo steht in Gottes sich'rer Hut.
Dann sah ich nichts! — Durchs Staubgewölke bricht
In breiter Flut der Sonne glühend Licht —
Und in dem gold'nen Strom sah' ich versinken
Der Fahne Gruß! Hell schmetterten die Zinken
Und Sieg' hallt es — und Sieg! aus Feindesmund.
Da warf ich denn mein Schwert hin auf den Grund
Und floh hieher! Siehst du den Himmel rot?!
Die Königsstadt als Todesfackel loht —
Hörst du der Todesraben wüst Geschrei,
Sie krächzen dir in's Ohr: vorbei, vorbei! —
Und näher kommt der Hörner Jubelton —
Wilfried: Da nimm für deine Botschaft deinen Lohn!

(Er stößt ihn nieder.)

(Der Himmel ist von Feuerschein blutrot gefärbt; Waffenlärm von Siegesfanfaren übertönt, hinter der Szene; dann erstirbt der Lärm in der Ferne; die Fliehenden nehmen eine andere Richtung, die Bühne wird leer.)

4. Szene.

(Wilfried allein, er setzt sich auf den Block.)

Wilfried: Besiegt — geschlagen! Mir vom Haupt gesunken
Der Krone Reif! Ja, blast nur siegestrunken —
So gellen die Posaunen des Gerichts.

Heut Morgen noch ein Gott und jetzt ein Nichts!
Heut Morgen hoben Tausende die Hand
Und schwuren Treue mir und meinem Land,
Und Alle, Alle floh'n! Im Wind verweht
Ist Eid und Treue — wie mein Sieggebet!
Du aber, der im Uebermut des Neides
Dein Schwert warfst in die Schale meines Leides,
Du, dem die Hand des Freundes ich gereicht —
War der Verrat dir, wie der Sieg so leicht?
Wirst du auf deinem Thron der Stunde denken
Wo ich, dein Freund, dich in die Arme schloß?
Du ließest dich mit deiner Huld beschenken
Und holtest aus zum mörderischen Stoß!
— Sieh nur, die Flamme der Empörung stieg
Der guten Königsstadt in ihre Wangen.
Auf Schutt und Trümmern feire deinen Sieg
Und blutrot laß den Königsmantel prangen!
Du steigst empor des Königsthrones Stufen,
Du schlingst den Reif der Krone in dein Haar —
Du siehst gebückt im Staub der Sklaven Schar
Und deinen Namen hör' ich jubelnd rufen —
Du streckst dein Szepter so, wie ich's gethan —
Es zuckt dein Aug' — es öffnet sich dein Mund,
Den Willen giebst du deinem Volke kund —
Und dieses Volk — du nennst dir's unterthan!
Und dieses Volk und deines Szepters Gold,
Das Glück, das klirrend meinem Griff entrollt —
Du hast es dir erstohlen, mir geraubt —
Du hast verraten, du, dem ich geglaubt! —
Gleichviel! du hast gesiegt! dein ist die Macht,
Dein ist der Tag und meiner harrt die Nacht! —
— — — — — — — — — — —
Mich fröstelt's! Rauhe Abendschauer wehn
Um meine Stirne! (Er steht auf.)
Ich will weiter gehn.
Wohin? . . Ich lasse mir die Straße weisen
Von schwarzen Fliegern, die ums Haupt mir kreisen
Und die Trabanten mir und Sänger jetzt! —
Der Wind bläst kalt — mein Mantel ist zerfetzt! —
(Er stößt an die Leiche des Soldaten.)

Was liegst du hier am Boden? Weißt du nicht,
Daß dieses Haupt nicht mehr die Krone trägt? —
Ich bin die Palme, die der Sturm zerbricht
Und deren Krone nun den Boden fegt . . . .
Man liegt vor mir nicht mehr im Staube, seit
Der Staub des Wegs auf meinem Haupte liegt.

— — — — — — — — — — —

(Er stößt die Leiche mit dem Fuße fort.)

Nur deine Treue, die ist nicht versiegt!
Du bliebst, o Tod, mir treu, mein stummer Knecht!
Ich war der Herr, du aber warst mein Recht!
Dich sandt' vom Thron mein Wink hinaus ins Weite,
Du standst als strenger Vogt an meiner Seite,
Gewärtig meines Wortes Stund um Stund,
Du lasest meine Wünsche mir vom Mund;
In meinen Träumen wichst du nicht von mir.
Und heut' noch in die Schlacht zog ich mit dir;
Du aber warst ein schlechter Kampfgenoß!

— — — — — — — — — — —

Zum letzten Dienst nun zäume mir mein Roß!

(Er wägt prüfend sein Schwert in der Hand.)

Nun, Tod, mein Knecht, nun halte mir den Bügel
Und deiner Knochenhand entreiße ich die Zügel.
Zum letztenmal nun will ich König sein
Und ich, der Herr, befehle dir: Erschein'!

5. Szene.

(Wilfried. Der Tod.)

Der Tod (als Einsiedler, schwarz gekleidet, hinter den Felsen hervortretend, fällt Wilfried, der das Schwert gegen die eigene Brust zückt, in den Arm):
Halt ein!

Wilfried: Was willst du mir? Ich rief den Tod!

Der Tod: Und Thor, du glaubst, er käm auf dein Gebot?

Wilfried: Mit diesem Schwert kann ich zum Dienst ihn zwingen!

Der Tod: Du willst, ein Schwacher, mit dem Stärksten ringen?
Willst seiner Laune dein Gesetz erlassen,
Mit keckem Griff den Überfeinen fassen?
Du wähnst dich frei und siehst die Kette nicht,
Die dich umschnürt: des Lebens harte Pflicht!

(Er hat Wilfried das Schwert entwunden und es auf den Block geschleudert, wo es zerbricht.)

Wilfried: Mein treues Schwert klirrt höhnend mir entzwei!
Der Abgrund dort — ein Sprung — und ich bin frei!

Der Tod: Die Kette rasselt dumpf bei jedem Tritt! . . .
Je mehr du suchst dich von ihr loszuringen
Um desto fester wird sie dich umschlingen.
Des Todes Diener folgen deinem Schritt;
Ins Ohr dir spricht sein Hofnarr: der Verstand,
Und Furcht, sein Herold, nimmt dich bei der Hand!
(Tritt näher zu Wilfried und legt ihm die Hand auf die Schulter.)
Hast du's so eilig mit dem jähen Ende?
Dein Schicksal nehme ich in meine Hände. —
Vertrau dich einem vielerfahrnen Mann,
Vielleicht, daß dir mein Rat noch helfen kann.
Wilfried: Der Ekel liegt auf mir mit Felsenschwere,
Erquickung such' ich in der ew'gen Leere,
Vor deren Pforte Wache hält die Nacht.
Ich klopfe an und mir wird aufgemacht. —
Und aus der heißen Stickluft dieser Welt
Steig ich zu dunkler Eiseskühle nieder.
Ist erst mein Herz zersprengt, mein Hirn zerschellt,
Find' ich das Glück, find' ich die Ruhe wieder.
Der Tod: Mein Freund, hast du in deinen jungen Jahren
Was Glück, was Ruhe ist, denn schon erfahren?
Wilfried: Den Wert des Lebens sucht' ich zu verstehn.
Ich riß des Daseins Trank an meinen Mund
Und hab' dem Becher auf den Grund gesehn.
Mit feuchten Lippen lechzt' ich nach Genuß
Und gierte nach des Rausches tollem Kuß —
Und biß am leeren Glas die Lippen wund! . . .
Die Scherben in den Sand!
Der Tod: Ein schlechter Zecher,
Der also wenig achtet seinen Becher
Und fort ihn wirft, weil er ihn ausgetrunken.
Füll ihn aufs neu' mit neuen Weines Funken,
Mit neuem Feuer golde seinen Rand.
Greif zu und heb ihn hoch mit starker Hand!
Wilfried: Wo kelterst du zum neuen Wein die Trauben?
Zum neuen Wein schaff mir den neuen Glauben!
Ich saß auf goldnem Thron, ein Herr der Welt,
Ich hob mein Schwert, ein ruhmesfroher Held.
Und Weihrauch stieg von flammenden Altären,
Um mich, wie meines Landes Gott zu ehren.

Ich zahlt' des Lebens Wert in blankem Gold.
Ich warf den reichen Schatz in alle Winde.
Im letzten Wurfe ist er fortgetollt —
Nun, Weiser, sprich, wo ich ihn wiederfinde?!

Der Tod: Mit allem Gold der Erde, allen Schätzen,
Kann ich, was du verloren, nicht ersetzen.
Was du verloren hast, ich will's dir sagen:
Ich höre dich um Thron und Szepter klagen —
Und wär' die alte Macht jetzt wieder dein,
Glaub mirs, du würdest dennoch elend sein.
Dein Glück fiel dem Verrate nicht zum Raube,
Doch deiner Brust entwich der alte Glaube.
Du hast geglaubt an deine Herrschermacht
Und an ihr heilig, gottgeweihtes Recht —
Du findest sie zerstoben über Nacht
Und heut ist Herr, der gestern war dein Knecht!
Geh nur zurück in deiner Ahnen Reihe
Und prüfe deine heilge Königsweihe:
Es spinnt aus Unrecht sich das Recht erst fort,
Die Zeit verschleiert gnädig auch den Mord.
Und Gothmars Enkel preisen ihren Ahn,
So stolz wie du auf deiner Väter Bahn:
Er hat für sie ein heilig Reich gebaut!
Er hat sich seinem Sterne anvertraut,
Mit festem, kecken Griff an sich gerissen,
Vom reichen Mahl die allerbesten Bissen . . . .
Gegolten hat es stets: Nur der wird satt,
Der zu dem Hunger auch die Fäuste hat.
Wie du zu deinem Hunger bist gekommen,
Ob du ihn von den Vätern übernommen,
Ob du mit tausend Rechten ihn umkleidet —
Sag mir, was ihn von seinem unterscheidet?
's ist immer nur die Gier, den eignen Willen,
Und sei's auf Kosten einer Welt, zu stillen.
Und Jenen, die der Gier zum Opfer dienen,
Hat's, wie ich höre, meistens gleich geschienen,
Ob dieser oder jener Mund sie speist,
Dem man dann schuldigst Reverenz erweist.
Und dieser Dank, der Speise bringt dem Bauch,
Man nennt ihn Ruhm, man nennt ihn Ehre auch —

Um den geschlagen ward so heiße Schlacht,
Der wird nun einem Andern dargebracht, —
Dein göttlich Recht darauf — es ist verflogen!
Um eines Scheines Schein wardst du betrogen.
Und darum willst du feig zu Grunde gehn? —
. . Ich sage dir — ich hab dein Herz gesehn
Und weiß es wohl — dein Hunger ist nicht tot,
Ich seh, wie Wunsch um Wunsch in deiner Seele loht!

(Für sich:)

Bei jedem einzelnen will ich dich fassen,
Von Schuld zu neuer Schuld dich jagen lassen!

Wilfried: Es ist vorbei! Ich blick' nicht mehr empor!

Der Tod: Des Lebens Wert hast du noch nicht gefunden!
Lass' neue Lieder klingen deinem Ohr,
Dann wird die müde Seele bald gesunden.

Wilfried: Sie soll gesunden, da ich sterben will?
Auf meinem Weg halt ich noch einmal still:
Wie liegt das Licht doch hinter mir so weit —
Und vor mir seh ich nur dein schwarzes Kleid.

Der Tod: Doch deine Augen will ich sehend machen,
Den Funken, der verlöscht, will ich entfachen:
Dann sieh des Lebens breite Ströme fließen,
Ihr Rauschen übertön' dein feiges Klagen.
Von starker Welle laß empor dich tragen,
Dich lehrt der Tod, das Leben zu genießen.

Wilfried: Genießen mag, der an Verrat nicht denkt!
Und allzutief ward in mein Herz gesenkt
Des Zweifels Keim! Nun ging er herrlich auf —
Ich fall' und sinke — lass' mir meinen Lauf!

Der Tod: Doch etwas giebts, was dich zurücke hält
In dieser ewig schönen, ewig falschen Welt.
Verzweifelt auch dein Geist und dein Verstand,
Mag kraftlos niedersinken deine Hand,
Mag starrer Frost das Herze dir umschleichen,
Zum Leben ruft dich neu ein flammend Zeichen.
Die Sinne gebens dir — vertrau dich ihnen,
Versuch es, ihrem raschen Zug zu dienen!
Sie führen dich in ihre Zaubergrotte,
Sie machen dich in toller Hast zum Gotte.

Die Himmel thun sich auf — du stehst geblendet,
Im selgen Glauben, daß das Weh geendet!
Um weiße Schultern ranke dein Gelüste,
Kühl deine Stirne in dem Schnee der Brüste,
Von Mädchengliedern lasse dich umschmiegen
Und deine Muskeln straff zu neuen Siegen!

Wilfried: Ist das dein weiser Spruch? Zum Überdruß
Ward längst mir schon des Weibes feiler Kuß!
Ich trat wohl über manchen weißen Leib
Mit goldnem Schuh; ich trank von mancher Brust
In Rausch und Taumel geil erlogne Lust:
Ich fand in allen Weibern stets das Weib,
Dem alles feil, wenn man den Preis nur kennt
Und ihn im rechten Augenblicke nennt.

Der Tod: Geschah es niemals, daß geträumt du hast
In deinem golderstrahlenden Palast
Von einem Mädchenbilde wunderbar,
Von einem nie geschauten Augenpaar,
Von einem nie gehörten süßen Wort,
Das leise klingt in deiner Seele fort —?
Wer ist der Mensch, in dessen Herzens Tiefe
Nicht solch ein seltsam Zauberbildnis schliefe?
Gar Manchem stieg es nicht empor zum Licht
Bis zu der Stunde, da das Auge bricht.
Gar Mancher ist ihm blindlings nachgejagt
Durch Nacht um Nacht, bis rot der Morgen tagt.
Mehr als ein Bild und wenger als ein Traum
Und doch zu fassen nicht in Zeit und Raum,
Das Beste ist's vielleicht im Menschenleben!
Doch dem Erinnern kann ich Farbe geben!
Im Augenblicke, da der Tod dir nah,
Siehst du mit Augen, was dein Herz nur sah.

Wilfried: Ach, eine Zeit gab es, so lang vergangen,
Wo ich den Kinderträumen nachgegangen,
Den Schmetterlingen, die ums Haupt mir flogen,
Den Vöglein allen, die ins Blaue zogen —
Da sah ich wohl, wenn ich die Augen schloß,
Ein märchenhaftes Bildnis, wesenlos . . . .
Was kommst du jetzt in meiner Todesstunde
Und lockst mich lächelnd mit dem süßen Munde?

Ein Traum bist du, aus längstvergess'nen Tagen,
Was winkst du mir, dir sehnend nachzujagen?
Vor meinem Auge stehst du, schönste Frau —
Im Strahlenglanz der Nacktheit schimmert golden
Dein holder Leib. Mit trunk'nen Blütendolden
Hast du das Haar bekränzt, die Stirn geschmückt —
. . Wer bist du —?

Der Tod: Ein Phantom, das dich berückt,
Das deine Sinne nur dir vorgegaukelt,
Ein Sonnenstäubchen, das im Licht sich schaukelt. —
. . Du siehst zwei Wege vor dir aufgethan,
Da lockt dich ein Phantom auf schwanke Bahn . .
Dort winkt der Abgrund! . . . .
Doch, ich kenn zu gut
Der Menschen Sinnen und der Menschen Blut,
Die Furcht des Nichts in jeder Menschenseele!
Ein Nichts winkt hier und dort ein Schein — nun wähle!

Wilfried: Was ich besaß, das hab ich stets vernichtet
Mit eignen Zweifels mörderischen Händen.
Ich habe über Macht und Ruhm gerichtet,
Eh' ich sie sah durch Gothmars Tücke enden.
Ich sucht' in allem nur des Wesens Kern,
Der in sich birgt den reinen, wahren Wert,
Ich sucht' ihn mit dem blutgetränkten Schwert,
Ich sucht' ihn im Genuß und in der Macht,
Ich sucht' ihn in der eitlen Königspracht.
Umsonst! Und jetzt erglüht von fern
Mir neues Licht! Und dem Verzweifeln naht
Das Hoffen wieder! Wink nur, neuer Pfad,
Ich folge dir! . . Wie du auch heißt, mein Traum,
Ich greife kühn nach deines Kleides Saum,
Des Lebens Wert such' ich in deinem Walten
Und zwingen will ich dich, mir Stand zu halten!
Den Schleier reiß ich dir vom Angesicht,
Ich will dich schaun, du meines Lebens Licht!

Der Tod: Dich lehrt die Schuld, den Schleier zu ergreifen!
So magst du mählich mir entgegenreifen.

Wilfried: Ich jauchz' dir zu, du glühnder, neuer Wein,
Ich bade neu in dir mein altes Sein!
Doch giebst du mir nicht Stärke, Mut und Kraft,

Hast du mir neues Leben nicht geschafft —
Dann Tod, mein Knecht, dann komm auf meinen Ruf!
(Er wendet sich zum Gehen.)

Der Tod (ihm nachblickend):
Wer war es denn, der dich zum Herren schuf?! —
Nun geh, zu leben! Laß die Zeit entscheiden,
Wer Herr, wer Knecht ist von uns Beiden!

(Der Vorhang fällt.)



Gegen das Zuhältertum.

Von Ludwig Fuld.

(Mainz.)

Der Allerhöchste Erlaß, welchen der Kaiser aus Anlaß des Heinzeschen Prozesses an das Staatsministerium gerichtet hat, wird zweifellos in Bälde die Folge haben, daß die gesetzgebenden Faktoren sich mit der Beratung von Maßregeln befassen werden, welche eine wirksamere Bekämpfung des nachgerade zu einer Landplage gewordenen Zuhältertums gestatten werden, als dies nach Maßgabe der bisherigen gesetzlichen Vorschriften möglich war. Der Erlaß ist eine höchst bedeutsame Kundgebung des Trägers der deutschen Kaiserkrone, er durchbricht den Bann, welcher Dank einer altjüngferlichen Prüderie bislang die Presse verhindert hat, die ebenso wichtige wie schwierige Frage in gebührender Ausführlichkeit zu besprechen, und wir glauben, daß es für das allgemeine Wohl nur vorteilhaft sein kann, wenn man die gesetzliche Behandlung von Zuständen und Verhältnissen, die, mögen sie auch noch so unerfreulich sein, nun einmal vorhanden sind, nicht mehr in der bisherigen Weise vorsichtig außerhalb jeder sachlichen Erörterung läßt. Darüber kann kein Zweifel obwalten, daß die geltende Strafgesetzgebung des deutschen Reiches den Behörden keine genügenden Handhaben bietet, um mit erfolgreicher Wirksamkeit gegen das Zuhältertum einzuschreiten. Man hat zwar in den letzten Jahren auf Grund der Rechtsprechung des Reichsgerichtes den § 180 Str. G. B. hierzu benutzt, welcher folgenden Wortlaut hat: „Wer gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz durch seine Vermittelung oder durch Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leistet, wird wegen Kuppelei mit Gefängniß bestraft, auch kann auf Verlust der

bürgerlichen Ehrenrechte sowie auf die Zulässigkeit von Polizeiaufsicht erkannt werden." Allein abgesehen davon, daß auch bei der weitestgehenden Auslegung dieser Bestimmung das Zuhältertum nicht in genügendem Maße gefaßt werden kann, ist die Anwendung der Bestimmung auf denjenigen, welcher auf der Straße oder in der Kneipe die Dirne beschützt, ohne eine gelinde Vergewaltigung der Vorschrift kaum möglich und es erscheint nicht unbedenklich, eine Lücke des Gesetzes im Wege der richterlichen Interpretation auszufüllen. Mit vollem Recht nimmt daher der Allerhöchste Erlaß die Ergänzung des Strafgesetzbuches nach dieser Richtung ins Auge und es scheint als sicher angenommen werden zu dürfen, daß eine das Zuhältertum als solches mit strenger Strafe bedrohende Bestimmung des einstimmigen Beifalles des Reichstages sicher ist. Ein merkwürdiger Zufall darf es genannt werden, daß in demselben Augenblicke, in welchem in Deutschland der Erlaß von Strafbestimmungen gegen die Zuhälter die Regierung beschäftigt, auch in Frankreich das Ministerium der Vorbereitung einer Gesetzesvorlage hierüber seine Arbeit widmet. In Frankreich handelt es sich allerdings nicht sowohl darum, neues Recht zu schaffen, als vielmehr das bestehende zu erweitern und zu verschärfen. Das im Jahre 1885 gegen die rückfälligen Verbrecher erlassene Gesetz beschäftigt sich in einem seiner Artikel auch mit den Zuhältern; der letzte Absatz des § 4 enthält folgende interessante Vorschrift: „Sont considérés comme gens sans aveu et seront punis des peines édictées contre le vagabondage tous individus qui, soit qu'ils aient ou non un domicile certain, ne tirent habituellement leur subsistance que du fait de pratiquer ou faciliter sur la voie publique l'exercice de jeux illicites ou la prostitution d'autrui sur la voie publique." Der Gesetzgeber betrachtet hiermit die Zuhälter als Vagabunden und unterwirft sie den strengen gegen die Vagabunden angedrohten Strafen, zu welchen auch die Deportation gehört, aber — und hierin liegt der Fehler des Gesetzes, er betrachtet sie nicht schlechthin sondern nur dann als Vagabunden, wenn sie auf öffentlicher Straße oder an öffentlichen Orten die gewerbmäßige Unzucht begünstigen bezw. ihre Ausübung erleichtern; gegen den Zuhälter, welcher nicht auf die Straße tritt oder sich an öffentliche Orte begiebt, kann nach Maßgabe dieser Bestimmung nicht vorgegangen werden. In diesem Punkte will nun die Regierung das Gesetz ändern und, entsprechend der in dem ursprünglichen Entwurfe vorhandenen, von der Kammer aber aus alberner Prüderie nicht angenommenen Fassung, den Satz dahin formulieren, daß den Vagabunden die unter dem Namen „Zuhälter", französisch souteneurs bekannten Personen, welche von der gewerbsmäßigen Unzucht leben, gleichgestellt werden. Wenn auch für unsere Gesetzgebung die Gleichstellung der Zuhälter mit den Vagabunden nicht möglich ist, weil die nach deutschem Rechte gegen die Vagabundage ange-

drohten Strafen für den Zuhälter viel zu mild sind, so scheint uns trotzdem die französische Gesetzgebung der Beachtung wert, und bei der nicht gerade leichten Formulierung des betreffenden Deliktsbegriffes wird man vielleicht Anlaß haben, sich in dem einen oder anderen Punkte an dieselbe anzulehnen. Die Formulierung wird eine präzise und doch nicht zu enge sein müssen, damit der Richter bei der Anwendung der betreffenden Vorschrift auf den einzelnen Fall nicht gehindert ist. Was das Strafmaß anlangt, so ist es im Hinblick auf die bekannte und, wie es scheint, unausrottbare Neigung der Gerichte zur regelmäßigen Anwendung des geringsten Strafsatzes geboten, die Strafe nach der unteren Grenze hin ziemlich hoch zu bemessen; mit geringeren Strafen macht man das Gesetz nur zum Hohn und Spott jenes rohen Gesindels, gegen das es gerichtet ist, und es ist nur zu bedauern, daß es nach Maßgabe des geltenden Rechtes ausgeschlossen ist, gegen die Zuhälter die Schärfungen anzuwenden, welche die Eigentümlichkeiten des strengen Arrestes bei dem Militär bilden, dunkle Zelle, harte Lagerstätte und Entziehung der warmen Nahrung! Wenn wir diese Strafen bei dem aus der Blüte der Nation bestehenden Heere anwenden, so wird es doch auch wohl zulässig sein, sie bei dem vertierten Gesindel in Anwendung zu bringen, welches den festen Stamm der „Zuhälterzunft" bildet. Es mag immerhin noch den einen und andern Kriminalisten geben, welchem dies „inhuman" erscheint, der überwiegenden Mehrheit der Juristen und Laien würde ein Gesetz dieses Inhaltes äußerst willkommen sein und mit Genugthuung begrüßt werden. Wenn wir nun auch die Ergänzung des Strafgesetzbuches in dieser Richtung für notwendig erachten, so möchten wir doch anderseits vor der Überschätzung der Wirkung des strafrechtlichen Vorgehens warnen; mit Polizeimaßregeln und Verurteilungen kann das Zuhältertum zurückgedrängt, jedoch nicht beseitigt werden; die Beseitigung läßt sich nur durch eine Änderung des gegenwärtig in Ansehung der Prostitution bestehenden Rechtszustandes herbeiführen. Das System der Freigebung der Prostitution hat kläglich Schiffbruch gelitten, wir müssen wieder zu dem Systeme der Kasernierung und Konzentrierung zurückkehren und dürfen uns hieran durch die mehr oder minder pathetischen Redensarten nicht hindern lassen, mit welchen man dasselbe bekämpft. Es handelt sich dabei um die Wahl zwischen zwei Übeln, und daß das Kasernierungssystem das geringere ist, haben die Erfahrungen seit zwei Jahrzehnten zur Genüge bewiesen.

Der Allerhöchste Erlaß hat auch auf die Übelstände hingewiesen, welche durch die öffentliche Gerichtsverhandlung gewisser, die Sittlichkeit gefährdender Straffälle entstehen können. In dieser Hinsicht bedarf es keiner Abänderung der Gesetzgebung, da die Bestimmungen der Gesetzgebung von

1888 vollständig ausreichen. Daß die öffentliche Verhandlung des Prozesses Heinze günstige Wirkungen gehabt hat, ist von der Presse fast aller Parteien angenommen worden und mit Recht; denn ohne die Öffentlichkeit wäre die allgemeine Aufmerksamkeit schwerlich in dem Maße den betreffenden Übelständen zu Teil geworden, wie es geschehen ist, ohne sie hätte sich der breitesten Schichten der Nation schwerlich die Entrüstung bemächtigt, welche gebieterisch verlangt, daß den in tageshelle Beleuchtung gerückten Zuständen mit größter Energie zu Leibe gegangen werde. Vor einigen Jahren wurde ebenfalls ein Prozeß öffentlich verhandelt, in welchem widrige Dinge und Verhältnisse zur Sprache kamen, der Prozeß Gräf. Damals hat die Öffentlichkeit der Verhandlung geschadet, aber in dem Prozeß Heinze hat sie genützt; übrigens bedingt die Öffentlichkeit nicht, daß man aufgeputzte Dirnen und stutzerhaft gekleidete Zuhälter als Zuhörer zulassen muß; der Vorsitzende des Gerichts kann Personen wegweisen, welche in einer der Würde des Gerichts nicht entsprechenden Weise erscheinen; wir meinen, daß auf Grund dieser Befugnis der Vorsitzende es sehr wohl verhindern kann, daß aufgedonnerte Dirnen im Gerichtssaale anwesend sind, wie es während des Heinzeschen Prozesses der Fall war.



Ueber die Methode des Geschichtstudiums.*)

Von M. Schwann.
(Fürstenfeldbruck.)

Vor zwei Jahren war es, daß sich die Mitglieder des historischen Seminars an der Münchener Universität versammelten, und es stellte sich die frappierende Thatsache heraus, daß sich unter 18 oder 19 jungen Herren nur ein einziger Bayer befand. Ebenso frappierend ist eine zweite Thatsache, daß sich zu einer zweistündigen Vorlesung über „bayerische" Geschichtsquellen, also zu einer vollkommen neutralen, rein technisch-wichtigen Vorlesung, nur drei Mann einfanden, von denen auch wieder nur einer ein Bayer, die beiden anderen Norddeutsche waren. Dritte Thatsache: Ein hochinteressantes Kolleg über die Reformation Calvins fiel wegen zu geringer

*) Diese Abhandlung ist vor zwei Jahren geschrieben worden, dürfte aber auch heute noch, trotz der eingetretenen Reformbewegung, nicht zur Antiquität geworden sein und für manchen manche Anregung enthalten.

Beteiligung ganz aus. Vierte Thatsache: Ein wohl jeden Gebildeten interessieren-sollendes Kolleg über die Geschichte des 19. Jahrhunderts hatte das gleiche Schicksal, wie das vorige.

Es würde leicht sein, diese Fälle um ein Bedeutendes bei einiger Nachforschung zu vermehren. Doch genügen die genannten schon, um uns zum Nachdenken zu zwingen.

Die erste Frage ist wohl: warum in Bayern die jungen Leute anscheinend so wenig Sinn für Geschichte, ja für ihre eigene Geschichte haben, warum in München oftmals gerade andere Deutsche und Ausländer den zu den Vorlesungen notwendigen Stamm stellen? — Nun es liegt nahe, darauf hinzuweisen, daß an den meisten außerbayerischen Lehranstalten für den Geschichtsunterricht eigene Lehrkräfte angestellt werden, während derselbe in Bayern gleichsam als nebensächlich andern Lehrern zufällt. Dort also sichert das Studium der Geschichte den jungen Leuten doch noch ein Fortkommen, während dies in Bayern nicht einmal der Fall ist. Denn den Archivdienst wird man wohl nicht als normale Carrière für den Historiker hinstellen wollen. Es bleibt also nur das höhere Lehrfach an den Universitäten und das Privatisieren. Zu dem ersten gehört Geld und Geduld und Fassung für den Fall, daß man immer wieder hinter andern zurückstehen muß; zu dem zweiten gehört alles das noch in erhöhtem Grade, oder aber der Mut, seiner Wissenschaft zu Liebe jede Entbehrung tragen zu wollen. Beides ist anormal.

Es liegt ferner nahe, darauf hinzuweisen, daß die oben erwähnten andern Lehrkräfte, welche sich die Geschichte nicht als Hauptfach erwählt, auch nicht die genügende Liebe und Kenntnis dieses Faches besitzen, um bei ihren Schülern Sinn für dasselbe zu erwecken. Man kann sich denken, daß ein Lehramtskandidat, der eben im Staatsexamen auf die Frage: wann Muhamed gelebt? die Antwort schuldig blieb, der dann auf die gefällige Versicherung des Examinators: es komme ihm auf hundert Jahre nicht an, zur Antwort gab: „um 400 nach Christus", und darauf aufmerksam gemacht, daß er sich gerade um 200 Jahre verrechnet, schnell einfiel: „Nein, richtig 200 nach Christus", wohl nicht die notwendig erforderliche Vorkenntnis besitzt, um andere belehren zu können. Man kann sich ebenso denken, daß ein solcher Lehrer, der sich notdürftig zu jeder Unterrichtsstunde aus einigen ebenso notdürftigen Handbüchern vorbereitet, der Mann nicht ist, seinen Schülern das Studium der Geschichte anziehend und interessant zu machen, daß es da über das grausige „Ochsen" nicht hinaus kommen kann, daß also jeder Schüler schon der Geschichte abgeschworen hat, bevor er das Gymnasium verläßt. Kann man's ihm verdenken? Gewiß nicht! Und gewiß ist diesen Thatsachen auch ein Teil der Schuld beizumessen, daß sich in

Bayern die Liebe zur Geschichte noch weniger entwickelt, als außerhalb Bayerns. Wir sagen „noch weniger", denn allzu weit sind die Nichtbayern, trotzdem die Mängel erwähnter Art bei ihnen weniger vorhanden sind, den Bayern nicht voraus. Und woran liegt das? — An der Methode.

Wir sehen also von Bayern und Nichtbayern ab, wir sehen auch von der hier oder dort gebräuchlichen Methode und ihrer Besprechung ab, wir erwähnen in Parenthese, daß die sogenannte Methode gewöhnlich gar keine ist, da der Lehrer meist selbst nicht weiß, wie anfangen und wie fortfahren, sondern wir wollen uns einmal klar und deutlich darüber auslassen, wie wir uns eine fruchtbringende Art des Geschichtstudiums denken. Die Unterrichtsart ergiebt sich dann von selbst.

Die Geschichte ist eine Wissenschaft, welche wie jede andere ihre zwei Seiten hat: die absolute und die relative. Nur in der Vereinigung beider und der fortwährenden Befruchtung der einen durch die andere bleibt sie, was sie ist und sein soll: eine lebendige, lebengebende Wissenschaft. Absolut ist jede Wissenschaft, insofern sie sich selbst Zweck ist, insofern sie das Bestreben hat, sich weiter zu entwickeln und zu wachsen. Relativ ist jede Wissenschaft, insofern sie den Zweck außer sich sucht, insofern sie mit dem fortschreitenden Leben in Verbindung tritt und auf dasselbe eine Wirkung auszuüben strebt. Eine nur absolute Wissenschaft muß auf Abwege geraten und hier auf die Dauer zu Grunde gehen, denn ihr einziges Corrigens bleibt das reale Leben und die im realen Leben wirkende natürliche Vernunft. Eine bloß relative Wissenschaft aber muß ebenfalls auf Abwege geraten und ebenfalls hier mit der Zeit zu Grunde gehen; denn das Leben schreitet fort und entwickelt sich, während die Wissenschaft von dem Augenblicke an, wo sie rein relativ würde, sich nicht mehr fortentwickelt, sondern erstarrt, zum gelehrten Dogma, zum verknöcherten System werden muß und damit aufhört, eine Wissenschaft zu sein. Also das Leben ist der Wissenschaft so notwendig, wie die Wissenschaft dem Leben, soll in beiden der vorwärts dringende Fluß erhalten bleiben, und ich wage zu behaupten, daß ein Mann, der ganz zum akademischen Forscher wird, nichts Gesundes mehr leistet. Insofern nun die Wissenschaft zum Leben in Beziehung tritt, wird sie zur angewandten Technik. Insofern diese Technik ihren früheren Verband mit der absoluten Wissenschaft zerreißt und fahren läßt, wird sie zum Handwerk. Ob ein Forscher nur noch forscht, ohne zu fragen, wie seine vermeintlichen Resultate sich zum Leben stellen, ob er sich infolge dessen verbohrt und versimpelt, oder ob die Wissenschaft in die Hände der Handwerker gerät, ist für sie einerlei. Sie muß zu Grunde gehen und erstarren, sie wird zum Rezept und zum Dogma, und Leben fließt von ihr keines mehr aus, da sie selbst keines mehr besitzt und empfängt. Das wirklich Lebens-

fähige und Lebengebende liegt in der Mitte dieser beiden Extreme, da wo Technik und Forschung sich fortwährend berühren, befruchten und ergänzen.

Der Naturforscher sagt uns, daß für ihn alle Form Bewegung ist, daß unsere Sinne nur imstande sind, uns von Bewegungen Kunde zu geben. Gut! Aber warum soll dies nur für den Naturforscher gelten, warum nicht für alle andern Forscher? Und Forscher sind ja im gewissen Sinne alle Menschen von dem Augenblicke an, da die Thätigkeit ihrer Sinne sie zum Denken veranlaßt. Ein Kind fragt nach diesem und jenem — es forscht. Wonach forscht es? Nach dem, was seinen Sinnen entgegentritt und Fragen an sein Denkorgan stellt. Was ist das? Entweder Gegenstände, die sich direkt in der Natur vorfinden, oder aber abgeleitete, aus Menschenhand und Menschenverstand geschaffene und geformte Gegenstände. Da nun aber der Mensch nicht außerhalb der Natur steht, sondern mitten in derselben, so sind auch seine Schöpfungen nur durch ihn vermittelte Schöpfungen der Natur. In diesem Sinne also ist jeder Forscher, mag er seine Augen richten wohin er will, Naturforscher. Und so gilt für ihn, für uns alle das gleiche Gesetz: alle Form ist Bewegung. Der Geschichtforscher also kann auch nur das Werdende sehen, wie es wird oder wurde, die Entwicklung, nicht das Seiende oder Gewordene, da auch das sogenannte Gewordene sich weiter entwickelt und in fortlaufender Bewegung bleibt, also wieder zum Werdenden wird. In dem Augenblicke aber, wo der Geschichtforscher nur noch Gewordenes sieht, hört er auf zu sehen, er schließt die Augen und so erfährt er die von seinem vermeintlich Feststehenden ausgehende Bewegung nicht mehr. Er ist tot, und wenn noch etwas von ihm ausgeht, können es nur mehr tote Kinder sein, die man begraben oder in Spiritus setzen kann, je nach dem seine letztwillige Verfügung das eine oder andere bestimmte. Pietät muß man haben. Und so kommen wir hier wieder zu dem gleichen Schluß, daß alle Forschung, soll sie selbst gedeihlich weiter wirken, im beständigen Verbande mit dem Werden und Leben zu stehen hat, daß jedes Hinaustreten aus diesem Verbande nur ein lebensunfähiges, totes Resultat, niemals aber ein lebendiges, lebengebendes haben kann.

Gehen wir von diesen Vorbemerkungen direkt zur Geschichte über! Die Geschichte hat es zu thun mit der Erforschung und Darstellung eines Individuums. Das Werden und Wachstum desselben ist in allen seinen Äußerungen zu verfolgen und also zu zeigen, wie das Individuum zu dem wurde, als welches es sich vor unsern Augen bewegt und unser Interesse in Anspruch nimmt. Mag das Individuum sich nun als einzelnen Menschen darstellen, als einzelnes Volk oder als Gesamtmenschheit, so steht ihm der Geschichtschreiber doch immer mit gleicher Aufgabe gegenüber. Den vor ihm stehenden Organismus in seinem Werden und Wachsen zu verfolgen,

bleibt seine Aufgabe nach wie vor, und so ist es für den Geschichtforscher einerlei, ob er sich der Erforschung der allgemeinen Geschichte, oder einer Volksgeschichte oder der Geschichte eines einzelnen Menschen zuwendet. Hier wie dort ist es der Aufbau eines Organismus, den er zu erforschen, zu entwickeln und darzuthun hat. Wie sich aber für den Anthropologen die technische Kenntnisnahme eines einzelnen Körpers und seiner Teile zum Gesamtschema für die aller andern ähnlichen Körper entwickelt, und sich diese Kenntnisnahme als erstes Glied an den Anfang aller seiner Arbeit stellt, so sollte es auch für den Geschichtforscher und denjenigen, der Geschichte kennen lernen will, das erste sein, sich ein allgemeines Schema zu entwerfen und seinem Geiste einzuprägen. Ob ein solches Schema möglich ist, wäre also hier zu beweisen.

Der Anthropologe stellt uns zuerst das menschliche Knochengerüst dar und teilt es in den Kopf, den Rumpf und die Gliedmaßen. Alle Teile stehen miteinander in mechanischer Verbindung. Es käme also darauf an, hierzu die Analogie zu finden. Die aber ergiebt sich aus der Betrachtung der einfachen Thatsache, daß jeder Organismus in Teile zerlegbar ist, also auch der Menschheits-, Volks- oder Einzelorganismus. Er muß eine Form geben und hat dieselbe zu allen Zeiten gegeben, welche wie dort der Schädel zur Aufnahme des Gehirns und als Sitz der drei höheren Sinne dient, zur Aufnahme des Gesamtwillens bestimmt ist. Es ist die Form der Regierung.*) Die Gesamtheit der Regierungen aller Völker stellt sich als diese Form für die ganze Menschheit dar, die Einzelregierung als solche für das einzelne Volk, der Einzelwille für das Individuum. — Der Rumpf dient ferner zur Aufnahme der Zentralorgane, in der Brust derer, welche Atmung und Blutbewegung erzeugen und in dem Unterleibe derer, welche der Ernährung, Verdauung und Fortpflanzung des Gesamtorganismus dienen. Es wäre dies der den Verkehr erhaltende und der Arbeit gebende, damit zugleich Arbeit, Bewegung und Leben erhaltende Teil der Menschheit, des Volkes oder des Individuums. Die Gliedmaßen dienen der Fortbewegung, der Ausführung und der Aufrechterhaltung des Ganzen. Bei der Betrachtung des Menschheits-, Volks- oder Einzelorganismus wären dies also jene Teile, bei welchen sich die Arbeit der beiden vorhergenannten Teile in äußere, sichtbare Produkte umsetzt. Alle diese Teile dienen nicht einer dem andern, sondern der Gesamtheit. Die Gesamtheit aber ist der lebende Organismus selbst, an dem keiner seiner Teile eine hervorragendere Rolle spielt, als der andere, sondern jeder in seiner Rolle gleich bedeutungsvoll

*) Der Begriff „Regierung“ wird hier in seiner absoluten Bedeutung als Sammel- und Ausgangspunkt aller, der höchsten Intelligenz gefaßt.

für das Ganze ist. Seitdem Friedrich der Große das bedeutungsvolle Wort sprach: „der Fürst ist der erste Diener des Staates", ist die gleiche Bedeutung aller Teile bis zum Haupte hinauf anerkannt worden. Bedurfte es in früherer Zeit einer Außer-sich-setzung, einer thatsächlichen Verkörperung der idealen Gesamtheit, und erblickte man dieselben im Fürsten, so ist durch die spätere Entwicklung dieser idealen Verkörperung der Boden entzogen worden durch die gleichmäßige Anerkennung aller Teile, und die Hineinverlegung des Gesamtideales in den Organismus selbst. Das Volk ist sein eigener Souverän, aber nicht das Volk im Gegensatz gedacht zu seinem Fürsten oder Präsidenten oder seiner Regierung, sondern das Volk als Ganzes, in innigster Verbindung aller seiner Teile gedacht.

Wir müßten nun fortfahren mit der weiteren Entwicklung des Knochengerüstes und die Bedeutung der einzelnen Teile darlegen. Doch handelt es sich hier nicht um die Ausarbeitung des Schemas selbst, sondern nur um die Anregung zu derselben. Es möge also genügen, den Blick darauf hingelenkt zu haben, daß der Geschichtunterricht mit einer derartigen allgemeinen Demonstration zu beginnen hätte. Er hätte anzuknüpfen an dem, dem Kinde Naheliegenden und bereits Geläufigen. Wir wollen wieder eine kurze Andeutung geben und uns dabei direkt an Bayern halten?

Erste Frage: Was ist Bayern?

Antwort: Ein Königreich.

Zweite Frage: Was ist ein Königreich?

Antwort: . . . . .

Hier hätte also der Lehrer mit einer kurzen Darlegung der monarchischen Staatsform zu beginnen. Er hätte zu sagen, daß diese nicht die einzige, sondern bei andern Völkern andere Staatsformen herrschen und geherrscht haben. Alle diese hätten aber wieder den Zweck gehabt, den lebendigen Volksorganismus in ungestörter Entfaltung zu erhalten und sich als Ausdruck des Gesamtwillens darzustellen. Nur auf die einfachsten Unterschiede wäre dabei aufmerksam zu machen, und dann hätte an der Hand der Kenntnis des Kindes die Erklärung weiterzugehen. Jedes Kind kennt Soldaten, Offiziere, Polizisten, Arbeiter, Geistliche, Lehrer, Beamte, Aerzte rc. Dem Kinde wäre also in kurzen Sätzen mitzuteilen, was die Funktionen dieser Kategorien sind. Und nachdem diese Formen, welche ja für alle Staatsformen die gleichen und immerwiederkehrenden sind, vom Kinde erfaßt und demselben eingeprägt sind, hätte erst die Erklärung weiterzuschreiten von dem Knochengerüst zur Muskulatur.

Es wäre zu zeigen, wie da die einzelnen Bänder und Knorpel die Bewegung der ineinandergreifenden Teile erleichtern und zweckmäßig gestalten, wie so erst dem Ganzen ein äußerer Halt gegeben wird, der ver-

hindert, daß das Haupt herabfällt vom Rumpfe, daß die Glieder aus den Gelenken treten, wie der Rumpf mit seinem Gedeihen auf die Bewegung der Gliedmaßen angewiesen ist, wie er dann wieder zum Träger des Hauptes wird u. s. w. Es wäre darauf aufmerksam zu machen, daß es willkürliche oder animale Muskeln gibt und ebenso unwillkürliche oder organische, daß wir also zwischen willkürlicher, mit Bewußtsein hervorgerufener Thätigkeit und unwillkürlicher zu unterscheiden haben. Denn indem das ausführende Organ nicht nur Organ des Gesamtkörpers, sondern auch selbstlebend ist, verlegt sich der Schwerpunkt seiner Thätigkeit wechselnd bald in sich selbst, bald außer sich, d. h. die Energie des Gesamtwillens wird aufgehoben durch die Energie des Einzelwillens, und von hier aus geht dann eine direkte Wirkung auf jenen zurück. „Die stille Arbeit der Organe, auf welche der Wille direkt keinen Einfluß auszuüben vermag, welcher er aber als unerläßlicher Grundlage seiner Thätigkeit absolut bedarf, bezeichnen wir als unwillkürliche." Diese unwillkürliche Arbeit ist nun für den Geschichtforscher diejenige, welche sich als durch äußere Einwirkung hervorgerufen darstellt. Sie ist es, welche das Leben der Menschheit, eines Volkes, eines Individuums in direkter, steter Berührung mit der Außenwelt erhält und also auf dieses individuelle Leben fortwährend beeinflussend zurückwirkt.

Wollten wir diese Erkenntnis also im Geschichtunterricht zur Anschauung bringen, so hätten wir darauf aufmerksam zu machen, wie die einzelnen oben erwähnten Kategorien unter sich wieder in fortwährender Verbindung und Beziehung stehen, wie also alles darauf hinweist, daß ein Leben sie durchfließen soll, wie durch die Verbindung aller die zweckmäßige Arbeit und Bewegung der einzelnen Teile erst ermöglicht wird, wie es unmöglich ist, eine solche Verbindung zu zerreißen, ohne Teile dieses Organismus lahm zu legen und also dem Ganzen in seiner gedeihlichen Fortentwicklung zu schaden. Polizist und Nachtwächter stehen an ihrem Platze, wie Schuster und Regierungsrat, sie können ihren Platz nicht verlassen, noch weniger aber ihre Rollen vertauschen. Das Kind käme mit diesen einfachsten Darlegungen nicht nur zu einem Überblick über die es zunächst umgebende Welt, in der es dereinst zu leben hat, sondern schon früh würde ihm der gesunde Gedanke erweckt, nur den zu achten, der an seinem Platze wirklich steht und arbeitet, nicht aber schläft oder faullenzt. Würde dieses gesunde Denken dadurch wieder allgemeiner, so würde das nur gut wirken und manchen verhindern, im Schafspelz seine Wolfseele zu verbergen und sein Standeskleid durch seinen erbärmlichen Charakter zu schänden.

Es wäre nun an leichten, faßlichen Beispielen weiter darzuthun, daß nicht nur Knochengerüst und Muskulatur vorhanden sind, sondern auch Nerven. Diese fungieren in doppelter Weise, als sensible und als motorische,

Die sensiblen Nerven übermitteln dem Gehirn die von außen empfangenen Eindrücke, während die motorischen vom Gehirn zurückwirken nach außen und namentlich die Muskeln in Bewegung setzen. Denken wir uns also im Volksorganismus alle die hunderte und tausende verschiedener Anregungen auf den verschiedensten Gebieten, welche dem Sammelpunkt der Intelligenz des Volkes, also der Regierung schlechtweg, übermittelt werden durch ihren fortwährenden Konnex mit der Außenwelt, und sie dann zum Einschreiten veranlassen, so haben wir das sensible und motorische Nervensystem in schönster Weise vor unseren Augen, und an den leichtesten Beispielen ließe sich das dem Kinde klar machen.

Nachdem nun der Schüler mit dem Einfachsten und Nächstliegenden bekannt gemacht worden ist, kann ein weiterer Schritt geschehen, und zu ihm lenkt die einfache Frage:

Seit wann ist Bayern ein Königreich?

Antwort: Seit 1806.

Es ergiebt sich aus dieser einen Frage, daß nicht immer und zu allen Zeiten alles so war, wie es jetzt ist, und die Neugierde wird rege, zu erfahren, was denn vordem war. Und nun beginnen wir ab ovo. Es wird erzählt, daß die alten germanischen Völkerschaften sich auflösten und zu neuen Verbänden zusammenschlossen, daß also neue Völkerindividualitäten entstanden, die sich allerdings wie ein Ei dem andern noch ziemlich ähnlich gesehen hätten. Das Bestreben, zu dem heutigen Organismus zu gelangen, sei wohl im Keime vorhanden gewesen, aber dazu habe es der Zeit, des Wachstums und Werdens bedurft. Und nun folgt die Erzählung aller weiteren fördernden und hemmenden Ereignisse bis zum heutigen Tage in knappem, kurzem Rahmen. Für diese Erzählung haben wenige Zahlen das Knochengerüst abzugeben, die Thatsachen selbst sind die Muskulatur, die Darlegung der Ursachen und Wirkungen das Nervensystem. Das ließe sich in einem Jahre dem Schüler einprägen.

Der fernere Verlauf des Unterrichts nimmt wieder denselben Gang. Im 6. Jahrhundert treten die Bayern auf. Was war vor dem?

Vordem war die Völkerwanderung, durch welche es den Deutschen gelang, sich endgiltig in dem Lande festzusetzen, in welchem sie bis heute wohnen. Wo kamen sie her? Aus Asien. Wer wollte sie an der Einnahme ihrer Wohnsitze hindern? Die Kelten. Wo saßen sie? In Frankreich und Oberitalien. Warum wollten sie die Deutschen hindern? Weil ein anderer Völkerstrom von Asien aus, über Italien sie nordwärts und ostwärts zurückdrängte. Was geschah? Die Kelten wurden zwischen den beiden Strömungen vernichtet, die Germanen standen den Römern gegenüber. — Und so hätten wir einen Schritt weiter zurückgemacht und könnten nun in

ebenso kurzem Ueberblick eine Geschichte der Römer und Kelten geben: wie sie es waren, welche die Kultur Griechenlands und des Orients dem westlichen und nördlichen Europa vermittelten, 2c. 2c. Das Gerüst der bayrischen Geschichte erweitert sich, indem der gesamten deutschen Geschichte mehr Aufmerksamkeit zugewendet und schon langsam darauf vorbereitet wird, daß der Organismus des bayrischen Stammes in dem größeren des deutschen Volkes eine Rolle spielt.

Die deutsche Geschichte wird neben der bayrischen entwickelt. Es ergeben sich Analogien. Darauf wird aufmerksam gemacht. Und nun langsam wieder einen Schritt weiter! Ueber Rom nach Griechenland, über Griechenland in den Orient, nach Persien und Babylonien, nach Palästina, Phönizien und Ägypten, nach Indien und China. Das ganze Bild steht in der einfachsten Skizze vor den Augen des wachsenden Schülers. Schon hat er bei den Analogien zwischen Deutschland und Bayern Farben gesehen. Er versucht es nun auch hier zu beleben. War es dort das Volk, welches einer höheren Organisation zustrebte, war es dann Deutschland, welches er den gleichen Weg gehen sah, hatte er die Empfindung, daß in der Geschichte Roms sich der Versuch offenbarte, die Entwicklung Athens und Spartas zu vereinen und so die eigene Entwicklung über das Ziel hinauszuleiten, an welchem jene stehen blieben, so ist es nun die Menschheit, welche er als ein großes Individuum die Bahnen zu einer höheren und höchsten Organisation einschlagen sieht. Zur Römerzeit mühte sich die Kulturarbeit der Menschheit noch an der Übersteigung der Alpen ab, jetzt steht sie an der Grenze Asiens. Von allen Seiten umwirbt sie den großen Weltteil, von allen Seiten das sonnige Afrika und hinüber drang sie über das Weltmeer und unterwarf sich den westlichen ungeheuren Kontinent, wie einstens das winzige Europa.

Das Gerüst ward entworfen nach und nach, indem wir den Teil, den der Schüler unmittelbar sah, ferner Liegendem verbanden, indem wir der Entwicklung rückwärts schreitend folgten bis zu jenem Anfange, mit dem man heutzutage die armen jungen Köpfe a priori drangsaliert, anstatt auf ihre Fragen nach dem Anfange zu warten. Und so erreichten wir das Ziel, von dem aus nun in den höheren Klassen eine neue Wanderung angetreten werden kann. Die Entwicklung der Menschheit im Gesamtbilde zu erkennen ist die uns nun gewordene Aufgabe. Durch die drei- bis viermalige Repetition in den unteren Klassen, verknüpft mit neuen Zugaben und allmähliger Erweiterung des Gesichtskreises haben wir es erreicht, daß der Schüler die Jahrhunderte auseinanderhält. Und wie der Mediziner erst die einfache Anatomie zu studieren hat, bevor er zur vergleichenden Anatomie schreiten kann, so kann auch der Geschichte-Studierende erst dann zur vergleichenden Chronologie schreiten, wenn er gelernt hat, sich in den Jahrhunderten zurecht

zu finden. Die vergleichende Chronologie soll aber nicht so gelehrt werden, daß man einfach zu dem und dem Jahre alle möglichen Thatsachen aus den verschiedenen Ländern dem jungen Kopfe einprägen will, sondern langsam steigend von den ersten offenkundigen Kulturbestrebungen der alten Völker zu den ersten Verzweigungen, und dann weiter dem Hauptstamme folgend bis zur Spitze in der heutigen Welt. Auch auf diesem Wege ist absolute Einschränkung notwendig. Man muß stets darauf hinarbeiten, daß der Schüler selbst zu sehen, zu forschen und zu fragen beginnt, und auf seine Fragen dann eine knappe, verständliche Antwort geben, welche geschickt ist, ihn einstweilen zu beruhigen und zu befriedigen. Immer aber muß wieder von dem ausgegangen und zu dem zurückgekehrt werden, was der Schüler schon weiß. So ließe sich im Zusammenhange die Weltgeschichte in einer höheren Klasse in einem Jahre behandeln. Es käme dann in den weiteren Jahren darauf an, den Schüler von Frage zu Frage zu leiten. Wird eine solche Frage gestellt, so hätte der Lehrer allmählich den Schüler in die Lektüre und Litteratur einzuführen. „Dort und dort steht die Antwort, lies das und das und sage mir dann, ob du die Antwort gefunden und verstanden!" Unsere vorzüglichsten historischen Werke müßten zu Rate gezogen werden; der Lehrer für Geschichte hätte die geschichtliche Interpretation eines Cäsar, eines Tacitus, Thukydides und Herodot 2c., dann auch die mittelalterlichen besseren lateinischen Historiker vorzunehmen; in den deutschen Unterrichtstunden wäre der historischen Entwicklung der deutschen Sprache mehr Aufmerksamkeit zu widmen, und wieder hätte der Lehrer für Geschichte ein älteres deutsches Geschichtwerk daran anknüpfend vorzunehmen, um das langsame Wachstum der Sprache, der Geschichtforschung und Geschichtschreibung daran darzuthun. Und nachdem so fortwährend demonstrierend und experimentierend vorgegangen wurde, dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß sich in vielen Schülern die Liebe zur Sache in ganz anderer Weise stärken würde, als heutzutage, daß sie auch in späteren Jahren gerne wieder ein geschichtliches Werk zur Hand nähmen, um die mittlerweile durch Selbstsehen und Selbstdenken erweckten Fragen zu beantworten.

Die Anforderungen, welche wir so an den Lehrer stellten, waren keine kleinen. Es kommt nun darauf an, zu zeigen, wie er etwa in den Stand gesetzt würde, diesen Anforderungen gerecht werden zu können. Nehmen wir also an, daß nach einer solchen Vorbereitung ein junger Mann zum Studium der Geschichte die Universität besucht! Die Vorlesungen würden seinen Gesichtskreis wieder erweitern. Er würde langsam mit der intimeren Litteratur bekannt gemacht, ebenso aber mit anderen größeren und freieren Auffassungen der Dozenten. Das wirkt befriedigend und anregend zugleich. Dann aber wären zwei Vorschläge betreffs dieser Vorlesungen und der Seminarstunden zu machen.

Wir halten uns wieder an das Beispiel der Naturforscher und insbesondere an dasjenige der Mediziner. Will einer Mediziner werden, so weiß er ganz genau, daß er in den ersten vier Semestern sich zum Physikum vorzubereiten hat. Es ist dies ein Examen, in welchem der Kandidat seine mittlerweile erlangten Kenntnisse in Anatomie, Physiologie, Anthropologie, Zoologie, Chemie, Botanik und Physik, kurz in denjenigen Fächern darzuthun hat, welche ihm als unbedingte Vorstufe zu gelten haben, bevor er zur Behandlung des lebenden Organismus zugelassen werden kann. Der gesunde Organismus als solcher muß von ihm in seinen Funktionen erkannt worden sein, bevor man ihn auf die Abweichungen, Erkrankung und Heilung desselben aufmerksam machen kann. Dem synthetischen Verfahren geht also das analytische voraus, oder, wenn man will, beide gehen neben einander her. Am aufgelösten, zerlegten Körper wird seine Zusammensetzung, am toten der lebendige demonstriert. Dazu ein Analogon für das Studium der Geschichte! Man nehme sich ein Volk her und bespreche seine Bestandteile, aus denen es sich zusammensetzt; man gebe eine Lehre vom Volke, indem man seine Entwicklung als eine ideale erfaßt und durch bis heute erkannte Thatsachen belegt; man zeige, wie ein Volksorganismus funktioniert und funktionieren müßte, wenn er ideal zusammengesetzt wäre, wenn alle seine Teile so ineinander griffen, wie dies der Anlage nach sein sollte. Und wie der in der Anatomie zergliederte Leichnam nicht der ideale Menschenleichnam war, so kann man auch irgend ein Volk, am besten ein totes, als Leichnam auf den historischen Seziertisch legen, um an ihm das ideale Volk, die ideale Entwicklung desselben zu demonstrieren. Nennen wir das Volk in seiner Organisation „Staat", so wäre es also eine Lehre vom Staate, welche das Studium der Geschichte einzuleiten hätte. Diese Einleitung würde den Zweck haben, dem Schüler alle diejenigen Begriffe geläufig zu machen, mit denen er später zu hantieren hat.

Es wäre dann unter den Dozenten die Vereinigung zu treffen, daß für allgemeine Geschichte, dann für allgemeine Volksgeschichte, also Geschichte der Griechen, Römer, Deutschen, Franzosen, Engländer zc. die Kollegien parallel neben einander hergingen; in einem späteren Semester müßte etwa der deutschen Geschichte besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden; die Dozenten teilen sich wieder in die Arbeit. Der eine hätte zu lesen: Römer und Germanen bis zur Völkerwanderung einschließlich; der zweite: Geschichte der Franken bis zum Ende der Karolinger; der dritte: Geschichte des deutschen Reiches von Konrad I. bis Rudolf von Habsburg; der vierte: Geschichte des Städtewesens oder Geschichte des deutschen Reiches bis zur Reformation; der fünfte: Geschichte der Reformation; der sechste: Geschichte der Gegenreformation und des 30jährigen Krieges; der siebente: Geschichte

des 17. und 18. Jahrhunderts; der achte: Geschichte der Revolution; der neunte: Geschichte des 19. Jahrhunderts bis heute. Die Arbeit wäre zu groß für Lehrer und Schüler! Gut, verteilen wir sie auf mehrere Semester! Die Hauptsache ist, daß diese Vorlesungen im regelmäßigen Wechsel wiederkehren, daß daneben ebenso regelmäßig der Geschichte der außerdeutschen Länder in ihren Hauptpunkten entschiedene Aufmerksamkeit gewidmet, daß dieselbe zur Vergleichung mit der deutschen Geschichte herangezogen wird, daß die Kulturgeschichte zu Rate gezogen wird und zwar in ebenso proportionellem Fortschreiten, daß die Geschichten der Philosophie, der Verfassung, des Rechtes, der Religion, der Litteratur und Kunst rc. allmählig und systematisch mit in den Kreis hineingezogen werden, daß ein geistiger Rapport zwischen den Dozenten besteht, welcher dazu dienen soll, die Anknüpfung an Bekanntem, die fortwährende Verknüpfung der einzelnen Gebiete und Zeiten möglich zu machen. Wer griechische und römische Kunstgeschichte, wer Geschichte der griechischen und römischen Philosophie liest, soll wissen, was der andere in politischer Geschichte vorträgt. Es soll dem Schüler stets gegenwärtig bleiben, daß nichts Abgerissenes in der Geschichte der Menschheit dasteht, daß alles seine Verbindungen hat in der Vergangenheit wie in der Zukunft, daß das Heute nicht so sein könnte, wenn das Gestern ein anderes gewesen wäre; es soll dem Schüler ebenso vor Augen geführt werden, daß die Entwicklung auf dem einen Gebiete nicht so hätte vorschreiten können, wenn die Entwicklung auf anderem Gebiete nicht gleichen Schritt gehalten hätte oder vorangeeilt wäre; es soll darauf hingewiesen werden, daß der Fortschritt auf diesem Gebiete in der Zeit eine Notwendigkeit war, um den Fortschritt auf einem anderen Gebiete in der folgenden Zeit zu ermöglichen, daß die Thaten dieses Volkes notwendig waren, um das andere weiter führen zu können rc. rc. Stellen wir die Schüler so in den beständigen Konnex mit dem fließenden Leben, eröffnen wir ihnen einen Einblick in die unendlichen Verzweigungen und Verbindungen in der Geschichte der Menschheit, so wird er von selbst darauf gelenkt, Antwort auf aufsteigende Fragen zu suchen. Und eine solche Frage, deren Ursprung der Schüler darzuthun, deren Lösung er dann schriftlich zu versuchen hat durch Eindringen in den speziellen Teil der Epoche, in welcher die Frage spielt, hätte als Befähigungsnachweis bei einem etwaigen Examen mitzureden, ohne Rücksicht darauf, ob er wesentlich Neues zur Welt geschafft. Denn zuerst muß der Schüler Fortschritte machen, bevor die Wissenschaft durch ihn Fortschritte machen kann. Auch hier dienen die medizinischen Dissertationen als Vorbild. Ein Überblick über die allgemeinere und speziellere Litteratur hat vorauszugehen, in welchem der augenblickliche Stand der Frage dargelegt wird. Dann kommen die Fälle der eigenen Beobachtung in sachlicher Darstellung,

zuletzt der logische Schluß, daß, wenn sich diese Beobachtungen anderweitig bestätigen und erweitern sollten, die Ansicht dieses oder jenes Vorgängers so oder so modifiziert werden müßte.

Die Vorbereitung zu solchen Arbeiten fiele den Seminaren zu. Hier ist der Ort, den Schüler mit der Technik und Kenntnis des Materials vertraut zu machen. Und hier ist auch der Ort, wo der Schüler zur Selbstarbeit herangezogen werden muß, wo er seine Präparate zu machen hat. Nicht der Lehrer soll hier seinen Scharfsinn darthun, sondern er soll den des Schülers wecken. Ein Thema soll gestellt werden, an welchem sich jeder versucht; es soll das Thema möglichst knapp und glatt gehalten sein, um ein Ausschweifen und ein zu langes Haftenbleiben an demselben Punkte zu verhüten. Nehmen wir an, in zehn Stunden sei durch die gemeinsame Arbeit von Lehrer und Schülern, bei der ersterem nur die allgemeine Leitung zufiele, das Thema besprochen, bearbeitet und so weit als möglich gelöst, so hätten die Schüler den Gewinn daran, selbst nachgedacht und selbst mit den technischen Hülfsmitteln hantiert zu haben. In vorgeschrittenen Semestern wäre den Schülern die Wahl der Themata zu überlassen. Finden sie keins, muß der Dozent nachhelfen, nicht indem er ihnen eins nennt, sondern indem er sie an eine Lücke langsam hinanführt und sie zwingt, selbst zu sehen, wo es fehlt und was fehlt; denn so nur wird dem Schüler möglich, das Ziel klar zu erkennen, auf welches er mit seiner zu suchenden Antwort loszusteuern hat. Unter den Augen und der direkten Beteiligung des Lehrers und der Mitschüler, denen er kurz zu berichten hat, wie er an die Frage gekommen, hat dann der Betreffende die ersten Schritte zu seiner Arbeit zu thun. Wäre dies eingeleitet, so sind die Arbeiten der Schüler und ihre Fortschritte in den folgenden Stunden durchzusprechen. Der Lehrer überläßt die einzelne Arbeit, nachdem der Betreffende kurzen Rapport darüber gemacht, der allgemeinen Kritik, sich selbst möglichst zurückhaltend, damit er erkennt, wie die Meinungen, Ansichten und Kenntnisse der Schüler beschaffen sind, damit er nachhelfen kann, wo er Lücken bemerkt. Der Vorteil dieses Zusammenarbeitens wäre für die Schüler wieder der, daß sie ihre Augen auch nach andern Seiten wenden müßten, als nur auf die eigene Arbeit, daß sie sich gegenseitig anregen und von einander lernen würden, und so ein geistiger Rapport zwischen ihnen hergestellt würde, der unfehlbar sein Gutes haben müßte. So übernähmen die Älteren gewissermaßen die Instruktion und Einführung der Jüngeren, und es würde ihnen Gelegenheit geboten, auch hier kurz, sachlich und dem Zweck der Verallgemeinerung dienend vorzugehen. Erwähnen wir dann noch kurz, daß auch die verschiedenen Arbeiten der Schüler ziemlich in einem einheitlichen Zeitrahmen gehalten sein müßten, so würde sich damit zugleich die intimere Kenntnisnahme der

betreffenden Zeit verbinden, die eine Arbeit würde alle andern wieder fördern, das tiefere Eindringen würde für jeden Mitarbeiter zur unumgänglichen Notwendigkeit und durch den fortwährenden Meinungsaustausch würde der einzelne doch trotz des tieferen Eindringens vor Einseitigkeit und Verbohrung bewahrt bleiben, abgesehen davon, daß die betreffenden Vorlesungen ihn immer wieder von neuem aus seinem engeren Gesichtskreis hinausführen und seine spezielle Arbeit in beständigem Verbande mit dem allgemeinen Fleiße der Entwicklung erhalten würden.

Und nun sage man nicht, daß ich Unausführbares und Unmögliches vorschlage! Alle Vorschläge beruhen auf Anfängen, die hier und da gemacht worden sind. Riehl z. B. las in meiner Zeit Kulturgeschichte des Mittelalters, Kulturgeschichte der Renaissance, Kulturgeschichte der Neuzeit in drei sich folgenden Semestern. Er las ebenso eine Lehre vom Staate. Seine Vorlesungen waren gerade für Anfänger höchst instruktiv und fanden nicht umsonst lebhaften Zuspruch. Cornelius las Geschichte der deutschen Reformation und vollendete das Bild im folgenden Semester durch die Vorführung der Reformation Calvins; dann las er Geschichte der Revolution und wieder im folgenden Semester Geschichte des 19. Jahrhunderts. Zu derselben Zeit las Heigel Geschichte Deutschlands vom westfälischen Frieden bis zu Friedrich dem Großen, dann folgte die Geschichte Friedrichs des Großen selbst, und jetzt liest er dazu deutsche Geschichte in der Zeit der großen Revolution. Sind das nicht Anfänge, auf denen fortzubauen ist? Mir hat das Herz im Leibe gelacht, als ich so schön in der Zeit fortgeführt wurde, und wo Lücken waren, suchte ich sie durch Lektüre größerer Werke zu ergänzen. Auch besteht ja, wenn ich nicht irre, bereits ein Anfang des geistigen Rapports zwischen den Lehrern in der gegenseitigen Ankündigung ihrer Vorlesungen. Stellt das sachliche Motiv an die Stelle des persönlichen und ihr habt den schönsten Anfang! Allerdings mußte dann auch dafür gesorgt werden, daß Willkür und Liebhaberei das System nicht mehr durchbrächen. Ebenso werden derartige Versuche, wie die oben verlangten, bereits hier und dort in den Seminaren gemacht, nur noch nicht intensiv und allgemein genug. Und so sind auch meine anderen Forderungen nur Fortbildungen von Anfängen, denen ich hier und dort begegnete, und von denen ich mir nur gewünscht hätte, daß sie nicht bloß Anfänge geblieben wären. Den Wunsch, daß das in einer Vorlesung den Schülern Gebotene diesen ein *κτῆμα εἰς ἀεί* bleibe, hörte ich nur einmal, und nur zwei meiner Lehrer sah ich außerdem ihre Rolle, wie sich's der Zuhörer wünscht, auffassen, den andern schien die Zuhörerschaft mehr oder weniger nur als Staffage ihrer werten Persönlichkeit und Weisheit zu dienen.

Kommen wir nun zu unserem Ausgangspunkte zurück und fragen, ob die erhoffte Wirkung wohl eintreten würde, nachdem so der zum Lehren Berufene sich vorbereitet und des großartigen Stoffes wenigstens einigermaßen Herr zu werden gesucht hat? Wir sagen unbedingt: ja! Schon auf dem Gymnasium mußte den Schülern die Erkenntnis aufgegangen sein, daß die Entwicklung des einen Organismus ebenso schön und interessant ist, als die eines andern, daß in der Beziehung Römer und Griechen vor den Deutschen und Bayern gar keinen Vorsprung haben, daß vielmehr die Entwicklung der germanischen Völker viel interessanter ist, als diejenigen der alten Völker, weil wir, wenn auch bruchstückweise, Kenntnis von dieser Entwicklung haben in einer Zeit und auf einer Stufe, wo uns von den alten Völkern nur Märchen und Anekdoten berichtet werden, weil uns die Entwicklung der germanischen Völker außerdem auf einen weit höheren Kulturgrad hinaufführt, als Römer und Griechen je erreicht haben und je erreichen konnten. Kein altes Volk hat einen Cäsar und Tacitus als Kommentar zu seinen ersten Kinderschritten, wie die Germanen. Wir können also hier die Entwicklung eines Volksorganismus viel weiter zurück verfolgen, als dort, und außerdem ist dieses Volk das unsrige. Während wir dort mehr oder weniger auf den Ausbau eines Knochen- und Muskelgerüstes uns beschränken müssen, da das Nervensystem zu sehr zerrissen und verletzt ist, um es aus sich selbst heraus rekonstruieren zu können, besitzen wir hier ein fließendes, frisches Leben zu unserer Beobachtung. Diese wird allerdings dadurch erschwert, aber auch weit interessanter.

Indem wir dann ferner von Anfang an alle vorangegangene Entwicklung als Vorstufe zu der Ausbildung unserer heutigen Daseinsformen kennen lernen, gewinnen wir diese lieb, und von dem hochwogenden Leben der heutigen Zeit fließt ein lebendiger Strom zurück in die Vergangenheit, dieselbe ebenso belebend und wieder erweckend. Diese Erkenntnis muß jedem die natürliche Grundlage zu der Liebe seines Volkes und Vaterlands abgeben; alle andere führt wohl zu Patriotismus und Chauvinismus, aber zu deutscher Vaterlandsliebe niemals. Auch mit den Anekdoten und Erzählungen von Heldenthaten ist da nichts gemacht. Sie wirken vielmehr in ihrer Abgerissenheit geradezu verderblich auf den Volkscharakter und erhalten erst einen Wert, wenn wir durch Kenntnisnahme des Zusammenhanges die Heldenthat in ihrer Ursache und Wirkung als eine dem ganzen Volke und damit dem Menschengeschlechte nutzbringende That erkennen, wenn wir uns dann sagen dürfen, ein Deutscher war es, ein Bayer, der sie vollbracht. Nicht der Mann soll uns lieb sein, weil er zu dem oder jenem Geschlecht gehörte, sondern weil seine That eine Kulturthat war. Nicht darum sollen wir unsere Liebe zu dem angestammten Fürstenhause pflegen, weil dasselbe so und so viele Ahnen

aufzuweisen hat und darunter auch einige, welche als Schöpfer hoher Kulturthaten sich den Anspruch auf unsere Liebe, Verehrung und Dankbarkeit errangen, sondern weil wir das Vertrauen haben, daß dieser Heldengeist im Geschlechte fortlebt und daß wir uns wohl getrost seiner Führung überlassen dürfen. Nicht ein totes Gespenst oder System soll uns zur Verehrung zwingen, sondern das ewige Wachsen und Werden der menschlichen Fortentwicklung und das dieselbe fördernde und höher leitende Denken, Streben und Leben der Kulturhelden unseres Volkes! Das ganze Volk ist es, welches den ganzen Organismus darstellt, von dem das Haupt nur ein Teil, allerdings ein durchaus notwendiger, aber auch durchaus abhängiger Teil ist. Und wie der ganze Organismus das Haupt und seine Fähigkeiten bilden hilft, so auch das Volk seine Regierung und ihre Intelligenz. Nicht immer und niemals allein ihre Schuld ist es daher, wenn sie krank ist; die Krankheit kann auch in ganz andern Teilen des Volkes stecken. In ewiger Wechselwirkung zwischen den einzelnen Organen fließt das Leben dahin. Jedes Organ hat seinen bestimmten Platz, an dem es zu wirken hat. Verläßt es den oder stellt es seine Thätigkeit ein, giebt es eine Störung, eine Revolution im ganzen Organismus. Also suche jeder, daß er an seinem Platze stehe und nach Kräften zum Ganzen schaffe, so wird das Haupt erhalten und wirklich in den Stand gesetzt, seinen Funktionen ebenso obliegen zu können, es wird gezwungen dazu und kann nicht anders als es muß! So nur wird man es dahin bringen, daß das Haupt wirklich und für immer der Sitz der höchsten Intelligenz wird, und haben wir das erreicht, werden die Gespenster fliehen, auch das Schreckgespenst, welches man „die soziale Frage" nennt. Sie ist ja nur die Bestätigung dafür, daß viele Organe nicht an ihrem Platze stehen, nicht dahin gelangen können und ihre notwendige Arbeit nicht verrichten. Wie sie in die Welt gekommen?

Nun, es war eine Zeit, da wurde die Luft reiner, die Menschen wurden gesunder und begeisterten sich für Objektivität. Und diese Objektivität ward von ihren Erfindern wirklich zu schöner Entwicklung geführt. Aber dann kam eine andere Zeit, welche vergessen hatte, daß jene Erfinder zur Objektivität nur durch die Erzeugung der höchst möglichen Subjektivität gelangt waren. Die sogenannte falsche Objektivität erstarrte zum Dogma, und das Dogma erzeugte die Charakterlosigkeit. Dagegen regte sich die subjektive Ahnung eines andern Teiles der Menschheit. Sie folgte ihrem Drange, konnte aber die Bahn nicht gewinnen, da die objektive Charakterlosigkeit sie besetzt hielt. Da wuchs auch sie zum Ungeheuer aus und ward zum Egoismus. Es war die naturgemäße Reaktion. — Man hüte sich also vor Charakterlosigkeit und Egoismus! Sie sind den Deutschen fremd und nur importiert, wie Cholera und Pocken. Man impfe sich dagegen mit Selbstbewußtsein

und Gerechtigkeit, und den Weg zu diesem Impfstoffe findet man, wenn man der vaterländischen Geschichte, der Geschichte seines Landes und Volkes wieder mehr Liebe und Interesse zuwendet, wenn man dadurch die Liebe anderer zu ihrem Lande und ihrem Volke wieder besser verstehen und achten lernt.



Oh, treue Hand!

Himmelsschlüssel, präsentiert von Otto Julius Bierbaum.*)

(Diessen a. Ammersee.)

Es ist merkwürdig, zu was allem man in diesem Jammerthale der deutschen Litteratur (früher war's ein hoher, luftiger, lichtragender Berg) avancieren kann.

Man geht ruhig seines Weges und hat einen guten Humor, man ist vielleicht hinlänglich verliebt, um etwas übermütig zu sein, und es ist um Sommers Ende, da noch sorglose Schwalben durch das goldene Sonnenmeer schwimmen und die holdesten Strohhütchen, mit Mullsegeln und Blumenguirlanden und seidenen, samtenen Flatterwimpeln gar liebenswürdig zu Aphroditenprunkgaleeren aufgetakelt, weich in lauter Liebeslüften gondeln, — und siehe, da kommt einem der Geist Walzertakt in die Tanzsohle, und Heiland Dionysos, der kein Kreuz schleppt, sondern das Freudenszepter schwingt, das bekrönt ist mit dem Symbol der zeugenden Freude, schelmteufelt einem einen fidelen Einfall in den „Busen", wie die deutschen Dichter sagen.

Es ist vielleicht eine Sünde, einen so langen, atemraubenden Satz zu bauen, wie der da einer ist, aber wie sollte es Sünde sein, um Sommers Ende, da die Schwalben schießen und die Mullhüte gondeln, einen lustigen Einfall zu haben?

Und, wenn es Sünde wäre, — wie in aller Welt ist es menschlich und vernünftig und gerecht, deshalb zu einem Petrus, zu einem Himmelsthürsteher und Schlüsselbundcerberus, womöglich mit einem Heiligenschein, gemacht zu werden?

Oh, treue Hand, ich frage dich! Ich hefte meine erstaunten Augen in feuchter Bitte auf deine Finger, die auf mich deuten mit dem Ausdrucke: „Der da, dieser junge Knabe, der Tisch und Bänke bemalt mit kecken

*) Vergleiche Novemberheft 1891 der „Gesellschaft", Seite 1560.

Karrikaturen, he, will er uns wohl sagen, was ihn berechtigt, selbst den heiligen Heinrich mit seinem Spottgriffel zu kitzeln, und: wer sind denn eigentlich seine Genossen und Hilfstruppen, wer steckt hinter dem gewaltigen „Wir“ dieser pietätlosen Jugend?“

Das ist doch wohl der „treuen Hand“ Frage und Klage. Nicht wahr?

Die Klage: Laesa majestas divina Henrici sancti.

Die Frage: Wer sind die neuen Götter, die sich mit Recht über den heiligen Heinrich moquieren dürfen?

Alle Achtung vor der „treuen Hand“, die mich züchtigen möchte, aber sie gestatte mir, daß ich sie ergreife und sachte hinführe auf die einzelnen Zeilen und Sätze jener kleinen Farce, die sich „Ibsen auf der Flucht“ nennt. Ich hoffe, daß sie dann ihren Irrtum einsieht und ihre Klage zurücknimmt; denn, bei allen Göttern und Götzen! ich wüßte nicht, daß ich den eisgrauen Gott der modernen Edda gelästert hätte. Ich habe eigentlich nur gesagt, daß es wohl auch noch andere Götter geben möge neben ihm und, na ja: daß „wir“ „uns“ nach diesen anderen Göttern sehnen, obwohl wir viele und rechte Verehrung haben für den eisgrimmigen Pui-Pui aus dem grauen Nordland.

Oder sollten wir vielleicht sein wie die Goethegötzendiener, in deren Geschichtstabellen unter dem Jahre 1832 steht: „Todesjahr der deutschen Poesie“?

Aber nein, das ist es ja nicht, das der „treuen Hand“ ärgerliches Jucken bereitet. Sondern das „wir“ und „uns“ ist es.

Und ich soll nun herausrücken mit den „jungen Göttern“, deren Himmel ich bewache mit geheimnisvollen Schlüsseln.

Wie gesagt, es ist grausam, wegen eines kleinen Scherzes aus schönen Sommertagen verpetrust zu werden, und eigentlich sollte ich, da es in Deutschland nicht erlaubt ist, deutsch zu reden wie der alte Götz zum Hauptmann der Reichstruppen, gut französisch nichts weiter darauf erwidern als die schöne Unübersetzbarkeit: Je m'en fiche. Aber, wenn ich nun mal ein himmlischer Portier sein soll, so bin ich keiner von den brummigen, sondern eher freundgefällig und höflich, wie ein Kastellan, der Kuriositäten zeigt. Und so rufe ich denn mit rund einladender Handbewegung: „Nur immer herein in den neuen Götterhimmel der Dichtung, meine Herrschaften. Sie sind alle lebendig und echt, wie Sie sie da herumdichten sehen. Keine Imitation, lauter Originale. Besonders die Waden sind beachtenswert, mit Ausnahme von denen der Decadents. Aber bitte nicht angreifen. Es gilt von ihnen dasselbe, wie in den zoologischen Gärten von den Lamas: sie spucken.“

Bums, ein Klaps von der „treuen Hand“: „Wirst Du wohl Deine Späße lassen? Wirst Du wohl ernsthaft sein?“

Gut denn also, ernsthaft, Sie Treuhändiger. Dann verzeihen Sie aber auch, wenn ich vielleicht (vielleicht überleg' ich mir's aber auch anders und bleibe gemütlich) ein wenig derb werden sollte.

Es scheint, Sie Mann mit der Treue auf dem Handteller, bemessen die geistige Jugend lediglich nach den Jahren, und Sie meinen, auch ich hätte solcherlei verkehrtes Maß in Anwendung bei meinem Ausdrucke „Bewegung der Jugend“. Aber ich bitte Sie! So was! Nein, mein Ruf heißt nicht: „Baby for ever“, und nur die ältesten Esel (alt in jeder Beziehung) sind imstande, uns solche Albernheiten unterzuschieben.

So aber ist die Sache:

Wie M. G. Conrad mit der Keule seiner gesunddeutschen Männlichkeit anfing, in die Puppenstubenzierlichkeit und in die Großvaterstuhlbehäglichkeit der deutschen „Dichtung“ hineinzuschlagen, und wie Karl Bleibtreu mit seinem Gewitterbuche „Revolution der Litteratur“ die dumpfe Kranken- und Redaktions-Stubenluft unseres Geisteslebens reinigte, da trat zum ersten Male das in Erscheinung, was ich die „Bewegung der Jugend“ nenne, nämlich die Reaktion gegen die Leidenschaftslosigkeit, gegen die Blutleere, gegen die impotente Lendenlahmheit, gegen den Begeisterungsmangel, gegen die Kompromißlichkeit, gegen die Feigheit, gegen die Schwachheit, gegen die Verhocktheit, kurz, dies Alles in Einem gesagt, gegen die Vergreisung, den **Marasmus senilis** unserer Litteratur. Ein Jüngling war schon damals Conrad nicht mehr, — und doch gab er der Bewegung der Jugend den Anstoß; und gar viele unter den „Jungen“, die hinzukamen, sind gleichfalls keine Jünglinge, — daß ich nur Einen nenne: den Hauptmann a. D. Detlev Freiherrn v. Liliencron; und noch mehr: auch ganz Alte gehören zu dieser Bewegung, wie der herrliche Theodor Fontane, der mit jung geworden ist in dem großen Neulenze.

Andrerseits gehören zu den „Alten“ die entschiedensten Babys. Ich meine nicht kindisch gewordene Kunstgreise, sondern wirkliche unausgewachsene Schreihälse, die sich zu ganzen lyrischen Kinderstuben vereinigen und mit gräßlichem Bambino-Geleier die Luft erfüllen im ältesten Tone.

Also: auf das Geburtsjahr kommt es keineswegs an, oh treue Hand! auch nicht auf den Bauch, wie Sie mir schnöde andichten wollen, sondern lediglich auf die Gesinnung, auf Herz und Hirn.

Wessen Herz alt wird, das ist: wer nicht mehr mitlieben kann mit allem, das vom Geiste des Frühlings ist; wer behutsam wird und sehnsüchtig nach wattierten Hauben und Decken und guter Versorgung in den litterarischen Spitälern unserer wackeren Familienpresse; wem Winterwehtum in die Seele kriecht, daß er im Frühling das Reißen hat und den Ärger auf die Jungen, die da voller Triebe sind: das, oh treue Schüttelfaust, das ist ein Alter, und säße er auch noch auf der Schulbank.

Wer aber fröhliche Augen macht dem Frühlinge und sein Herz aufthut der Liebe zu allem Jungen, Stürmischen, Kühnen: der steht zu uns und wird mit uns getragen von der Bewegung der Jugend, und ob er auch schon siebenzig Lenze gesehen hätte.

Soll ich nun vielleicht noch Rühmens vermelden, was diese Bewegung der Jugend, wie ich sie verstehe, geleistet hat, daß sie sich erkühnen darf, noch andere Götter haben zu wollen neben Heinrich dem Grauen?

Nur Eines will ich sagen. Zugegeben, daß sie weder im Drama, noch im Roman volle Frucht getragen, aber Eines hat sie jetzt schon vermocht: eine neue und herrliche Lyrik.

Und wir sind lyrische Menschen, wir Deutschen, trotz unserer Erfolge in den exakten Wissenschaften des Friedens und des Krieges, und in der Lyrik werden wir das Höchste moderner Kunst erreichen. Darum aber eben auch erlauben wir uns die gehorsamste Sehnsucht nach Sonne und Frühling und gedenken keineswegs, uns an die Fjordnebel des grauen Heinrich zu gewöhnen, wenn gleich wir allen Respekt vor ihnen haben.

Dies, oh treue Hand, ist meine Meinung. Sieh es ihr gütig nach, wenn sie nicht ganz manierlich einher geschritten kam. Sie gehört halt auch zur Bewegung der Jugend.



Berliner Theater.

Von L. Heinrich Mann.

(Berlin.)

Alphonse Daudet, das Hindernis (L'obstacle), (Residenztheater). — Ludwig Fulda, die Sklavin (Deutsches Theater). — Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg, die Großstadtluft (Lessingtheater).

Das neue Daudetsche Stück läßt sich wohl am leichtesten auslegen und dem Unkundigen vor Augen führen, wenn man es recht einfach behandelt, als ein Intriguantenstück längst verflossenen Geschmacks. Der böse Vormund, der sein Mündel ihrem Verlobten zu entreißen sucht, da er selbst auf die Hand und den Reichtum des Mädchens spekuliert, dieses abgenutzte Cliché beherrscht Bühne und Schicksal. Dieses Altertum wird durch die Art des Kniffes, den der schlimme Herr Rat seinen schlimmen Absichten dienstbar macht, so viel wie nötig modernisiert. Er benutzt nämlich den Umstand, daß der Vater des unbequemen Liebhabers in Geisteskrankheit gestorben, um die Vererbungsfrage aufs Tapet zu bringen. Wenn er, der Bösewicht, sie natürlich eifrig bejaht, so wird sie von der Mutter und dem alten Lehrer des Gehirnerweichungskandidaten um so hitziger verneint. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß die Leute so reden, wie es ihr Interesse verlangt.

Sie brauchen ja nicht einmal zu lügen; ihre Überzeugungen gestalten sich ihnen eben nach ihren Wünschen. Die angewandte Charakterzeichnung aber läßt uns den Vormund, wie gesagt, als einen fälschenden Bösewicht erscheinen, während die Meinung der beiden anderen, über ihre Subjektivität hinaus, einen stark tendenziösen Beigeschmack erhält. Letzterer wird aber noch stärker, als schließlich der umstrittene junge Mann selbst sich energisch allen Zweifels entledigt, in den ihn die Entdeckung der ihm bisher sorgich verheimlichten Umstände gestürzt, unter denen sein Vater die letzte Zeit seines Lebens verbracht. Thäte er es nicht, so würden wir als Gründe für seine völlige Verzweiflung folgendes zur Hand haben. Erstens seine eifrige Lektüre modern-medizinischer Werke, aus deren einem er uns einen etwas unmöglich naiven Satz vorliest, in welchem die hereditäre Belastung des Sohnes eines Geisteskranken als auf jeden Fall feststehend bezeichnet wird. Dann die Bemerkung, wie völlig seine Braut, in ihrer widerstandsbaren Willenlosigkeit, ein Produkt der Erziehung ist — eines immerhin schwächern Faktors aus der Gesamtwirksamkeit der Suggestionsmittel. Endlich das beklemmende Beispiel, das ihm sein Waldwärter gewährt, ein Mensch, den er einer Wildererfamilie entnommen, und der seinen Versuch, ihn in ein neues Milieu zu verpflanzen, glänzend zu Schanden macht; der Brave kehrt aus der sichern Versorgung zum gehetzten Buschklepperdasein zurück, nur weil es ihm „im Blute liegt". Sein Herr dagegen schließt sich trotz alledem und alledem dem Schlußsatze seiner Mutter an, der den Glauben an einen freien Willen, gegen die Macht des Blutes anzukämpfen, betont. Dafür daß er dies thut, haben wir wieder nur die eine Erklärung, die jedoch der Autor vermeidet, von der Anschauung, die sich nach dem Wunsche formt. Der „glückliche" Schluß (in den Armen liegen sich beide) ist, wie man sieht, recht gewaltsam herbeigelockt, und man könnte also wirklich ein etwas ungeschicktes Intriguenstück gesehen zu haben glauben. Aber das Gefühl der Beruhigung, welches die absolute Sicherheit in der Wertschätzung zu gewähren pflegt, kommt nicht auf vor der peinlich unentschiedenen Frage: Ist das Ganze vielleicht eine mißlungene Parodie auf Ibsen oder, bei der Ähnlichkeit des Sujets, auf Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang"? —

Der feine, häufig geistreiche Dialog ist von Herrn Ferdinand Groß meist wunderhübsch wiedergegeben worden. Dem Übersetzer möchte ein Unbescheidener nur zwei Bedenken unterbreiten: die vielleicht ziemlich naive Frage, weshalb er, der sonst so Geistreiche, dieses Stück überhaupt verdeutscht —?, und dann die Meinungsäußerung, daß Phrasen, die vom Darsteller mit besonderem Nachdruck vorgebracht werden sollen und werden, auch inhaltlich einer gewissen außergewöhnlichen Kraft nicht entbehren dürfen. Das ist eine Schwierigkeit der Übersetzung: es kann sehr wohl im Deutschen Gemeinplatz sein, was im Französischen eine ganz neue sprachliche Errungenschaft ist. —

Mehr als ein Daudetsches Werk dürfte, langweilte das Schauspiel das Publikum, obwohl die Tendenz geeignet, der Eitelkeit zu schmeicheln. Im Gegensatz hierzu mißfiel, wie aus den Foyergesprächen erkennbar, die Tendenz der Fuldaschen „Sklavin", obwohl das Stück von Anfang bis zu Ende fesselte, stellenweise zu heller Begeisterung hinriß. Das ist ganz wohl erklärlich. Der Hauptcharakter des Dramas ist eine populärer, allgemeinverständlicher gemachte Nora. Als sie sieht, daß ihr jeder Ausweg aus der Ehe mit dem Gatten, der für ihre Sensibilität eine fortwährende Beleidigung bedeutet, versperrt ist — aus Mangel an juridischen Gründen zur Scheidung — da entschließt sie sich, mit dem Manne, der in Wahrheit le mâle ist für eine femelle wie sie, eine „wilde Ehe" einzugehen. Der Autor läßt dies nicht in tendenziöser Absicht geschehen, soweit ersichtlich. Die Charakteristik ist einfach logisch zu ihrem notwendigen Schluß

fortgeführt. Aber das letzte Stadium der Entwicklung, das Endresultat, welches die Worte enthalten, die vor dem letztmaligen Fallen des Vorhanges gesprochen werden, wird immer für die Tendenz eines Stückes genommen werden. In diesem Falle also entschieden eine unsittliche für das Publikum, dem eine alte Ethik noch zu lebendig im Blute lebt, um nicht zu schreien, wenn sie Schläge bekommt. Das hindert garnicht, daß man die psychologische Kunst, die der Begründung einer mißbilligten Tendenz dient, bewundert. Diese Nervenkunst muß ja einer starken Aufnahmefähigkeit begegnen bei diesem Großstadtpublikum. Diese ganz moderne Kunst hat nicht nur der Heldin, sondern allen Charakteren des Stückes das Leben gegeben. Dieselben sind sämtlich stark zusammengesetzt, derart, daß sogar an dem Gatten, der doch all das Leiden der Frau verursachen muß, noch Züge erkennbar werden, die für ihn einnehmen. Man vergleiche diese Figur mit dem Daudetschen Bösewicht, der ganz Bösewicht ist, ohne Nebenbedingung. Und dieser Rechtsanwalt, der eine weitläuftige Phraseologie — Spezialität: Frauenfrage — mit einer ausgeprägten Vorliebe für dreieckige Verhältnisse à la Gerichtsrat Brack verbindet, und dessen Natur doch Kraft zu wahrhaft ritterlichen, freien Äußerungen zurückbehält. Und der alte Oberpostsekretär, ein Charakter, fein gestrichelt wie eine Federzeichnung, die Georg Engels so wunderhübsch dem Dichter ausführen half. Und der gesellschaftsfähig gewordene Hôtelier, dem man „auf zehn Schritt den früheren Oberkellner ansieht“, wie seine Frau versichert. Und diese Frau selbst, die sich völlig bewußt ist, daß falsche Erziehung und das fortwährende Auf-dem-qui-vive im intellektuellen Geschlechtskampfe des Flirt sie zu dem gemacht haben, was sie ist; die den Mut ihrer Korruption besitzt . . . Man möchte jeden einzelnen Pinselstrich in dieser Kleinmalerei verfolgen. Ist das denn nun ein Vorzug des Stücks, oder muß man es seinen Mangel nennen? Zugegeben, es ist wahr, das ganze ist nichts als eine sorgsam ausgearbeitete logische Aufgabe. Es ist gar kein großer, „höherer“ Zug darin, so gar nichts Geniales, was man eben genial nennt, mit Posen und Pathos. Aber ist es nicht die Regel, daß auf uns Junge alles Pathos nicht, wie wohl auf unsere Väter ehedem, begeisternd, sondern weit eher peinigend, oft geradezu widerwärtig wirkt? Eine kleine feine Nüance in der Entwicklung dieses philosophischen Gespinstes, das für uns „Dichtung“ bedeutet, ist wohl mehr geeignet, unserer gesteigerten Empfindlichkeit Anlaß zu befreienden Erregungen zu geben. Und wenn ein Werk diesem Zeitbedürfnis genügt und wenn es ein gut ausgewachsenes Exemplar dieser schrecklich neuen Gattung ist, so dürfen wir es, wie Ludwig Fuldas „Sklavin“ ganz intim unsere Dichtung nennen. — Weder speziell mit Nüancen noch überhaupt mit Charakterzeichnung nun hat die dritte der dramatischen Neuigkeiten besonders viel zu thun. Um so unverhohlener wird die Tendenz — auch der Schwank verfügt über eine solche — ausgesprochen. Die Herren Verfasser durften es ohne Bedenken, denn ihre Tendenz liegt ziemlich außerhalb aller gefährlichen Ethik, und ihr Publikum mußte sie entschieden bejubeln. Es handelt sich nämlich um eine Verherrlichung der Großstadtlust auf Kosten des kleinstädtischen Ozons. Zu dem Zwecke begleiten wir einen Berliner Weltstädter in seine Verbannung nach irgend einem entsetzlichen „Ludwigsdorf“. Hier natürlich eine Anzahl der beliebtesten kleinstädtischen Typen; ferner ein wenig aus der Großstadt extra herübertransportierten Ehebruchs; im zweiten Akt ganz köstliche Situationskomik. Genug, man amüsierte sich und amüsiert sich fürs erste weiter im ausverkauften Hause, Abend für Abend.



Kritik.

Romane und Novellen.

Die Wiedergefundene. Novelle von Adolf Stern. — Von Feldkirch bis Gaëta. Roman von J. Beierlein. Stuttg. Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. — Unter altem Himmel. Erzählungen von Wilhelm Fischer. Leipzig. W. Friedrich. 1891.

In der Republik der Litteratur soll allerdings nicht gleiches Recht für jeden gelten; denn sie ist ihrer innersten Natur nach von aristokratischer Verfassung, und es wird um so besser mit ihr stehen, je reichlicher und liberaler die Aristokraten darin mit Vorrechten und Privilegien begabt, je freudiger und allgemeiner diese Bevorzugungen anerkannt sind. Natürlich kann es sich dabei nur um geborene, um verfassungsmäßig ächte Aristokraten handeln; die künstlich gemachten können nicht in Frage kommen. Diese müssen um so strenger zurückgewiesen werden, wenn sie noch gar von einer auswärtigen, vielleicht feindlichen Macht, wie etwa von dem bürgerlichen Staat „creïrt" worden sind. Schmach der litterarischen Republik, die in diesem Punkt schwach ist, sie entbehrt jeder Würde und Selbstachtung.

Solche von außen aufgedrungene Bevorrechtete sind in Deutschland, wie allgemein bekannt, die Herren Professoren, und es ist nur ein Glück, daß viele keinen Gebrauch davon machen, vielleicht aus Stolz. Einige aber verstehen ihr Privilegium auszunützen, und dahin gehört auch Adolf Stern. Ich habe von ihm vor Jahren ein kritisches Buch gelesen; dieses hatte mich mit warmer Verehrung für den Mann erfüllt, der, ein Schüler Julian Schmidts, mir manches vor seinem Meister voraus zu haben schien. Leider mußte ich seither auch seine dichterischen Werke kennen lernen. Sie sind alle herzlich langweilig, die besten nicht ausgenommen. Aber das ödeste von allen ist doch diese „Wiedergefundene". Mir ist es schon unbegreiflich, wie ein Mann von Bildung und Geschmack, wenn er nicht seiner Zeit um mehr als ein halbes Jahrhundert zurückgeblieben ist, heute überhaupt noch dieses Thema behandeln mag: diese in ihrer Abgedroschenheit jämmerlich dreinstarrende Stroh-Romantik, diese Kleinkinderspinnstubengeschichte, diese wundersame Historie der von Zigeunern geraubten und wiedergefundenen Tochter nebst glücklicher Verheiratung derselben, dieses zum tausend und so und so vielsten mal aufgewärmte pretiöse Pretiosenmärchen . . . Aber ich habe unrecht, keine Fabel ist am Ende zu schlecht für den Dichter, der Dichter ist nur oft zu schlecht für die Fabel. Dieser müßte vor allem wissen, daß ein Kolportageroman, auch wenn er unter den höchsten höheren Töchtern kolportiert wird, nicht zur Litteratur gehört, wenigstens nicht zur ernsten; er müßte wissen, daß im Herzählen äußerlicher, mehr oder weniger wahrscheinlicher oder unwahrscheinlicher Begebenheiten, die mit der innern Natur der dabei vorkommenden Menschen in keiner aufdeckenden aufklärenden Beziehung, in keinem kausalen Zusammenhang stehen, die nicht charakteristisch sind, weder für zeitliche noch örtliche Abgrenzungen, weder für Menschen noch Zustände, die also ganz und gar nichts sagen, die jeder künstlerischen Idee und Absicht entbehren, auch der höhern Intelligenz deshalb durchaus gleichgültig sind — Adolf Stern müßte wissen, daß in solch müßigem Fabulieren, auch wenn es viel weniger phantasielos, viel weniger langweilig und greisenhaft umständlich, wenn es tausendmal glaubhafter geschähe als durch ihn, nicht das dichterische und in höherem Sinne schriftstellerische Schaffen bestehen kann. Er scheint aber davon keine Ahnung zu haben Ja, lieber Herr Professor, mit dem Schlag-

wort „Idealismus“ ist noch nichts gethan, gar nichts, so wenig wie mit einem andern. Und wenn auch jeder Dichter ein Idealist ist — was nur Dummköpfe bestreiten — so ist doch nicht jeder Idealist ein Dichter.

Nicht von einem Professor, sondern eher von einem Dorfschulmeister scheint das zweite von der deutschen Verlagsanstalt reich ausgestattete Buch zu sein: „Von Feldkirch bis Gaëta.“

Es ist aber deswegen nicht besser, sondern wie jenes Dilettanten-Werk durch und durch keiner Berücksichtigung wert.

„Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns.“ Auch der Himmel bleibt immer derselbe, zu Meister Gottfrieds Zeit wie zu der Meister Richards, und ebenso die Poesie in ihrem eigentlichen Wesen. Insofern liegt ein tieferer Sinn, als es auf den ersten Anblick scheint, in dem Titel: „Unter altem Himmel“. Das sind in manchem Betracht alte Geschichten, aber es sind auch junge, voll tiefquellenden individuellen Lebens, voll jungfräulicher Frische. Und sie sind zugleich ganz neuartig, man geht vielleicht nicht zu weit, wenn man sie einzig nennt.

Alte Geschichten besitzen wir genug, aus allen möglichen alten Zeiten, gereimte und ungereimte, von Scheffel bis Georg Ebers und Rudolf Baumbach. Ich mag den poetischen Wert oder Unwert derselben hier gern dahin gestellt sein lassen, eines aber muß gesagt werden: daß sie alle in gewissem Sinn „am schaalen Zeuge kleben,“ fast alle, nämlich am Kostüm. Davon ein paar Fetzen zu erhaschen und zusammenzuflicken, genügt ihnen, wenige ausgenommen. Sie meinen dann Wunder was sie gethan haben. Jedenfalls nichts für die Poesie. Aber sie lassen es sich nicht entgehen, den Leser jeden Augenblick noch ganz besonders mit der Nase darauf zu stoßen und ihm zu sagen: Schau nur genau hin, das ist echt, vollkommen echt, ganz meiningerisch. In gewissen Szenen eines gewissen Faust ist das Kostüm noch viel ächter, aber wer um's Himmelswillen hat dort Zeit auf solche Lapalien zu achten; es fällt einem gar nicht ein, daß dabei so etwas wie Kostüm auch nur in Frage kommen kann. Wo aber sonst nichts ist, freilich . . .

Die Mutter der ganzen Richtung ist natürlich die von den mißratenen Kindern verlästerte Romantik. Deren Wesen aber war nichts anderes als die Grundstimmung alles künstlerischen und besonders poetischen Schaffens, nichts anderes als Sehnsucht, unendliche schmerzliche Sehnsucht des Individuums nach Freiheit, Schönheit, Glück, mit einem Wort, nach einem höheren, klaren Zweck dieses verworrenen Lebens. Daß die Dichter in dieser Sehnsucht nicht an die Gegenwart glauben konnten, sondern sich an eine, zurechtgemachte, Vergangenheit wandten, hat man genug getadelt und verschrieen. Nichts ist leichter, besonders wenn man ein großes Maul hat wie der selige Johannes Scherr; besonders wenn religiös-konfessionelle Beschränktheit Grund zur Empfindlichkeit zu haben glaubt und ihren pfäffischen Eifer in eine Sache mischt, mit der er gar nichts zu thun hat. Die Romantik enthielt aber jedenfalls ein modernes Element: ihr Postulat der persönlichen Freiheit, vielmehr der souveränen Persönlichkeit, welches von Fichte wissenschaftlich aufgegriffen und von Max Stirner in Flammenworten gepredigt wurde, welches heute in dem kühlen Antidemokraten und Antisozialisten Nietzsche seinen gegenwärtigen und zukünftigen Vertreter gefunden hat. Denn es ist noch mehr ein Postulat der Zukunft als der Gegenwart. Und so kann man auch kecklich von Hoffmanns „Elixieren des Teufels“ sagen, daß, wenn sie heut nicht von gegenwärtiger, sie ganz gewiß von zukünftiger Wirkung sein werden. Ja, unsere jungen Künstler, wie überhaupt unsere ganze für die Kultur in Frage kommende Jugend, werden sich eines Tages auf dieses Buch besinnen — wie auf manches, was sie heut vergessen zu haben scheinen oder auch wirklich vergessen haben.

Und an diesen Hoffmann erinnert Wilhelm Fischer. Nicht in wilder toller Phantastik; denn Fischer ist von klassischer Gemessenheit, und nicht in der willkürlichen zerfahrenen Form; denn darin zeigt Fischer eine geradezu französische Strenge und Sauberkeit — aber in seiner fein seelischen Symbolik, die oft an Mystik streift, im besten Sinne des Wortes.

Ich will es an sich durchaus nicht loben, daß Fischer seine eigenartige, tiefgehaltvolle Seelenstimmung in doch gewissermaßen alte Formen gegossen hat, und jeder mag darin nach seinem eigenen Geschmack urteilen. Aber etwas ist etwas, das ist eine Wahrheit, davon beißt die Maus keinen Faden ab. Und so vieles ist nichts. So viele Geschichten habe ich in letzter Zeit gelesen mit dem Schlagwort „modern“ vorn und dem Schlagwort „modern“ hinten, und waren doch nur Geschwisterkinder und Andergeschwisterkinder nicht des großen Fabulierers Paul Heyse, sondern der guten Mama Marlitt. Mit Schlagwörtern ist es nicht gethan.

Die Erzählungen „Unter altem Himmel“ aber haben in mir den lebhaften Wunsch erregt, mehr von ihrem Verfasser kennen zu lernen, und das geschieht einem nicht alle Tage.

Da ich zum erstenmale in der „Gesellschaft“ als Kritiker auftrete, will ich noch eine nicht mehr ganz ungewöhnliche Bemerkung machen. Vielleicht möchte nämlich mancher meine warmen Worte über das Fischer'sche Buch und dessen Verlagsgemeinschaft mit dieser Zeitschrift in einen kausalen Zusammenhang bringen wollen. Ich könnte das kaum übel nehmen; es wird heute soviel Reklame für Kritik ausgegeben, daß man fast gar nichts anderes erwartet. Ja, ich werde den garstigen Verdacht keinem, der mich nicht kennt, verargen; aber im Namen der hohen Göttin Gerechtigkeit fordere ich die betreffenden Herren und Damen auf, das Buch zu lesen. Ihr lacht. Gewiß, Ihr werdet damit, wenn Ihr das Büchlein nicht etwa borgt, dann ebenfalls dem Verleger Wilhelm Friedrich einen Gefallen thun, abgesehen vom Dichter Wilhelm Fischer; aber es müßte traurig um Eure künstlerische Genußfähigkeit, überhaupt um Eure ganze geistige Verfassung bestellt sein, wenn Ihr nicht den größten Gefallen doch Euch selber damit erwieset — und darauf hin könnt Ihr's ja wagen.

Benno Rüttenauer.

Stürme im Hafen. Roman von Fr. von Kappf-Essenther. Breslau. Leopold Freund. 1892. — Als ich das Buch zu Ende gelesen hatte, wußte ich nicht, ob ich mich darüber freuen oder ärgern sollte. Wie kann man nur in einem und demselben Roman, fragte ich, zugleich Frau von Kappf-Essenther und Marlitt sein? Da finden sich so stimmungsvolle Einzelbilder, an denen jeder Zug dem Leben abgelauscht und nachempfunden ist; ich erinnere nur an die Gerichtsverhandlung gegen den alten Giesecke, in der Ernestine zu dem jungen, routinierten Rechtsanwalt Ulrich wie zu einem Gott empor schauen lernt; ferner an die Unterredung zwischen ihr und Giesecke's Frau, die das Idealbild, das sich die Jungvermählte von ihrem Manne zurecht gemacht, mit einem Schlage zertrümmert, und endlich an die rührende Erzählung des guten Papa Grunow, wie er einem einzigen Thaler, den seine Frau sich abgedarbt habe, sein ganzes Glück verdanke. Überhaupt diese Grunows! Wie prächtig ist das alte spießbürgerliche Ehepaar in seiner geistigen Beschränktheit, seiner Gemütstiefe und affenartigen Elternliebe gezeichnet! Und neben ihnen ihre fast klösterlich erzogene Tochter Ernestine, die, von aller Berührung mit dem wirklichen Leben ferngehalten, im Glauben an alles Gute und Schöne erzogen, in dem jungen Advokaten, dem, wie sie wähnt, uneigennützigen Verteidiger der Unschuld, das Ideal ihrer Mädchenträume erblickt, um schon in den ersten Wochen ihrer Ehe so grausam enttäuscht zu werden. Und dieser Rechtsanwalt Ulrich, der seinen Beruf nur als

Geschäft betrachtet, um Carrière zu machen, der vielbeschäftigte Streber, der keine Zeit und kein Bedürfnis hat, an sein Innenleben zu denken, der heiratet, um seine Schulden zu zahlen, eine schöne Frau zu haben und ein großes Haus führen zu können — wie durch und durch wahr und lebensvoll ist die ganze Figur! Wahrhaftig, man sollte kaum glauben, daß dieselbe Dichterin neben diese mit so sicheren Pinselstrichen hingeworfenen Charaktere so fade Altjungfernromanschablonen, wie die übermenschlich tugendhafte und tugendstolze Schauspielerin und Recitatorin Carola Stahl (vulgo Frau Marie d'Armont), den von Lebensweisheit und kindlicher Naivetät strotzenden Backfisch Sanna und den litterarisch angehauchten, schulknabenhaft schüchternen Gardelieutenant und Majoratsherrn Baron von Knebelsdorf stellen konnte! Wahrhaftig! Die adelsstolze Mutter des Lieutenants, der das ganze Buch hindurch die wenig beneidenswerte Rolle eines unschuldigen dummen Jungen spielt, hatte ganz Recht, wenn sie diese „neue Welt" nicht verstehen konnte! Nun denke man sich aber gar, daß jene beiden unendlich tugendhaften Blaustrümpfe und der unschuldige Dümmling von Lieutenant das litterarische Berlin darstellen sollen! Fürwahr, ein einziger Besuch des Schriftstellertages in Berlin hätte Frau von Kappf-Essenther eines Besseren belehren können; von den „Rittern vom Geiste", wie sie sich im Kopf der Verfasserin spiegeln, war dort wenig zu spüren. Und wie es mit der Sittenreinheit und Charakterlauterkeit in jenen Kreisen steht, haben die schiedsgerichtlichen Urteile des Vereins „Berliner Presse" und Mehring's treffliche Broschüre „Capital und Presse" zur Genüge kundgethan. Doch hier, wie an vielen Stellen des Romans, bemerkt man eben, wie die Verfasserin, was sehr zu bedauern ist, dem Colportagegeschmack unsres Lesepublikums entgegenzukommen sucht. Zugegeben, daß der Morphinismus in dem blasirten Lebemann d'Armont die Sehnsucht nach einer ruhigen Häuslichkeit und damit nach seiner verlorenen Gattin wecken mußte, so kübelweise brauchte die Sentimentalität über diesen Nervenkranken nicht ausgegossen zu werden. Und daß am Schluß alle sich kriegen, ja daß sich selbst der Streber Ulrich durch einen Eifersuchtsanfall in einen liebenden Ehgemahl verwandelt, das liest sich doch wie die reinste Marlittiade und ist einer Kappf-Essenther einfach unwürdig.

Edgar Steiger.

Regenbogen. Sieben heitere Geschichten von Ludwig Hevesi. Mit Illustrationen von Wilhelm Schulz. Stuttgart. A. Bonz u. Co. — Sieben Meißner Porzellanfigürchen, zierlich und sauber gearbeitet, eine Augenweide für das verwöhnte Weltkind, das zur Siestastunde, in den Schaukelstuhl zurückgelehnt, eine Cigarette im Mund, ihnen halb schläfrig, halb verständnisinnig zublinzelt. Dabei kommt weder Kopf noch Gemüt zu kurz, da sich bei Hevesi niederländischer Humor mit französischer Grazie paart. Am Stimmungsvollsten ist die erste Geschichte, „die Sixtinische Madonna"; wer jemals die Dresdner Gallerie besucht hat, wird erstaunen, welch feiner — Menschenbeobachter Hevesi ist. Ein Stück Weiberpsychologie im Kleinen schenkt er uns in „Gardenia", eine Momentphotographie aus Monte Carlo in den „Schuhen von Mentone" und eine tolle Reihe von Münchhausiaden, in denen nur allzuviel gekalauert wird, im „Pechvogel". Kurz, für jeden Geschmack einen besonderen Leckerbissen, der, wie eine Auster, mit Verständnis geschlürft sein will. Die Zeichnungen von Wilhelm Schulz schmiegen sich dem Text in Stimmung und Griffelführung ebenbürtig an, die buchhändlerische Ausstattung ist geschmackvoll.

Th. Schweizer.

Raths Frieda. Kleinstadt-Roman von Herman Thom. Leipzig. Armin Boumann. — Wie Homer, Plautus und andere berühmte Dichter, so hat auch Herman Thom das Pech, daß schon zu seinen

Lebzeiten eine Reihe apokrypher Schriften unter seinem Namen mitlaufen. Man erinnere sich nur an die angeblich Thomsche Visitenkarte mit dem „Arbeiterlied“, die dem wirklichen Herrn Thom — ob mit oder ohne Hilfe eines Manché, weiß ich nicht — einen Beitrag aus Allerhöchster Schatulle einbrachte. Neu ist an der ganzen Geschichte nur das Eine, daß Thom seine Apokryphen selber — abschreibt. Zur Beruhigung sei daher der zweifelsüchtigen Leserschaft von vornherein die feierliche Versicherung gegeben, daß „Rath's Frieda“ ein ächtes Kind Thomscher Muse ist mit all der kindlichen Hilflosigkeit, die den Verfasser kennzeichnet. „Rath's Frieda“ braucht 33 Seiten, um geboren zu werden, und 65, um in die Schule zu gehen, das Mädchenpensionat zu besuchen, sich zu verlieben und zu verloben. Er hat natürlich einen jugendlich schimmernden Vollbart und eine prächtige Villa. Die Verliebung findet ebenso natürlich während eines Gewitters im Walde statt (vgl. Vergils Aeneis, IV. Buch); dann rettet er sie aus dem bekannten, durch den Gewitterregen angeschwollenen Bach (vgl. Schillers Bürgschaft, Paul und Virginie, Frithjoff u. A) und bittet, pudelnaß, den Herrn Rat um die Hand der ebenfalls pudelnassen Tochter! Sonderbar, daß der Verfasser selbst bei dem vielen Wasser, das er braucht, hinter den Ohren trocken geblieben ist. Th. Schweizer.

Hoch vom Dachstein. Geschichten und Schildereien von P. K. Rosegger. Wien. Pest. Leipzig. A. Hartlebens Verlag 1891. — Es ist jammerschade um einen Dichter, der im Alter kindisch wird und doch das Schreiben nicht lassen kann. Warum nehmen sich so wenige an Victor Scheffel ein Beispiel, der, als er seinem Volk nichts mehr zu sagen hatte, sich in die Unsterblichkeit hineinschwieg? Leider aber werden die meisten alten Leute mit jedem Jahre geschwätziger, so auch Rosegger. Und doch bekommt man seine steiermärkischen Dorfgeschichten fast ebenso schnell satt, wie die oberbayerischen Machwerke von Maximilian v. Schmidt, wobei ich den Dichter Rosegger bei Leibe nicht mit dem abschreibenden Hofrat vergleichen will. Der enge Kreis des bäuerlichen Lebens, in dem sich Rosegger nun so viele Jahre lang herumdreht, ist gar bald erschöpft, und Charaktere wie Situationen sind so stereotyp, daß auch ein Größerer, als Rosegger, nach so viel Jahren nichts Neues mehr über Land und Leute zu sagen wüßte. Ob daher Rosegger diesem neuesten Bande seiner ausgewählten Schriften noch ein Dutzend weitere nachschickt oder nicht, bleibt sich gleich. Was er hier sagt, hat er schon hundertmal besser gesagt und wird er vielleicht noch hundertmal schlechter sagen. Wenigstens erweckt der läppische, von kindischer Eitelkeit triefende Brief an Mutter Styria, der die Stelle des Vorworts vertritt, trübe Hoffnungen für die Zukunft des Dichters.
Th. Schweizer.

„Der Verein für Massenverbreitung guter Schriften“, der sich die Aufgabe stellte, die Geist und Gemüt des Volkes vergiftende Kolportage-Schundlitteratur mit den Waffen der Kolportage zu bekämpfen, hat mit seinem „Familien-Bücherschatz“ einen guten Griff gethan. Die vor uns liegenden Hefte unterscheiden sich äußerlich in Nichts von den berüchtigten Hintertreppenromanen, nur daß das Papier etwas besser und der Satz etwas enger ist, damit der Käufer für sein Geld auch etwas zu lesen habe. Der Titel der Erzählung, deren erste Lieferungen wir durchblätterten, lautet echt kolportagehaft: „1812 oder die Häscher des Kaisers“, und das Titelbild, das einen an der Seite seines getreuen Schlachtrosses durch den Schneesturm watenden Krieger darstellt, wird in den großen Leserkreisen, die nun einmal an das Abenteuerliche systematisch gewöhnt wurden, seinen Zweck gewiß nicht verfehlen. Auch die spannende Form der Erzählung ist sehr geschickt auf Leute berechnet, die

nun einmal von jeder Lieferung eine neue Aufstachelung ihrer Neugierde erwarten. Man sieht, die Weimarer Schriftenvertriebsanstalt hat die richtige Taktik eingeschlagen, um mit ihren Erzeugnissen in die Volksmassen zu dringen. Daß der eigentliche Inhalt der Erzählung mit dem Schund der sonstigen Kolportagelitteratur nichts gemein hat, versteht sich von selbst. Es ist durch und durch gesunde Volkskost, was hier geboten wird, ebenso frei von aller Schlüpfrigkeit und Unsittlichkeit, wie von jeder frömmelnden Tendenz: ein farbenreiches Gemälde des gewaltigen Völkerkampfes von 1812 als Hintergrund und die Geschichte zweier von den Häschern Napoleons I. unschuldig verfolgter deutscher Jünglinge als Hauptthema. Hoffen wir, daß es dem Verein gelingen möge, durch diese und ähnliche Erzählungen die Kreise, die sich jetzt noch im Bann der gemeinen, auf die niedersten Instinkte der Massen berechneten Hintertreppenromane befinden, für ein besseres, Geist und Gemüt veredelndes Schrifttum wiederzugewinnen.

— r.

Lyrik.

Wilh. Arent: „Phantasus. Autobiographische Gedankendichtung." (Dresden. Ohne Jahreszahl.) — „Kopenhagen. — Elsa. — Faust. — Stimmungen und Anderes." Eine Reihe cyklischer Dichtungen. 1890. „Durchs Kaleidoskop." 1891. — „Aus dem Großstadtbrodem." 1891. — „Liedfrauenmilch." 1891.

Nach einer ersten Lektüre vorstehender Sammlungen schrieb ich in mein Tagebuch: „Nächst Mackay scheint mir von allen jüngeren deutschen Dichtern der 1864 geborene Wilhelm Arent derjenige, auf dessen Gemüt und Intellekt die Schopenhauersche Philosophie den mächtigsten Einfluß ausgeübt hat." Bei näherer Betrachtung weiß ich jedoch nicht, ob diese Behauptung so ganz der Wahrheit entsprechen dürfte.

Pessimismus, sogar sehr viel Pessimismus bekommt der Leser allerdings wiederholt zu genießen. Daß der — allerdings auch noch jugendliche Dichter — an dem Bestehen eines harmonischen Gesetzes im Weltall im Allgemeinen und an der moralischen Bestimmung der Menschheit im Besondern zweifelt, — daß er — gleich dem „Buddha unsrer Zeit", wie Griesebach den großen Frankfurter Philosophen nannte — sich sehnt nach dem Ende des Unmateriellen, wie nach dem Ende des Bestehens seines materiellen „Ich", das lassen ganze Reihen seiner Gedichte genügend durchblicken. Daneben aber bemerken wir in demselben Bändchen solch ein wohlgefälliges Aufgehen in der Wollust der Liebe, solch eine innige Verehrung des Schönen in der Kunst, der Natur und der — Frauen, daß bald alle Gedanken einer logischen, wissenschaftlichen Lebensbetrachtung ausgeschlossen sind. . . .

Und so kommen wir zu dem Ergebnis — und dies verringert unser Interesse an Arents Werken keineswegs — , daß Wilhelm Arent zu der in unseren Tagen in Deutschland, Frankreich und anderwärts ziemlich zahlreichen Menge von Autoren gehört, die, gleich den Infusorien, die in der Atmosphäre herumschwebenden Gedanken mit der Luft, die sie einatmen, in sich aufgenommen haben und so unbewußt — ich wiederhole: „unbewußt" — zu, wenn ich so sagen darf, praktischen Pessimisten, Pantheisten oder Esoterikern geworden sind. Im Übrigen werden Sie bei Arent ebenso wenig einen gut abgefaßten Lebens-Grundsatz, wie eine einheitliche philosophische Grund-Überzeugung entdecken, es dürfte sogar nicht schwer fallen, an der Hand seiner Werke zu beweisen, daß er „aus tiefster Seele" als ein Anhänger des Pantheismus Shelleys, wie in seinen „Liedern des Leides" des Pessimismus Schopenhauers betrachtet werden muß.

Alles dies hindert indes nicht, daß Arent sich als „moderner lyrischer Dichter" als eine der reichstbegabten und originellsten Künstlernaturen unsrer Zeit offenbart hat. Wenn die Alltagspoesie momentan in

Deutschland von keinem einzigen namhaften Autor mehr verteidigt wird, wenn alle wirklichen Talente ihre schwächlichen Erzeugnisse förmlich verleugnen, dann ist solches wesentlich mit auch Arent und seinem Einflusse durch die Herausgabe der „Modernen Dichtercharaktere“ zuzuschreiben.

Ein Künstler, mit warm klopfendem Herzen und reicher Phantasie begabt, stets aus der Fülle des Gemüts schöpfend auf die Gefahr hin, die strengeren Vorschriften der Rede aus den Augen zu verlieren, begabt mit einem sehr feinen Gehör, und mittels dieser köstlichen Eigenschaft jedes Wort, jede Klangwirkung, jeden Vers, jede Strophe solange prüfend, bis sie schließlich mehr einer Melodie als einem Worttexte gleichen, — die empfangenen Eindrücke mit hellen, feinen, mitunter etwas verblaßten Farben schildernd, leicht, skizzenhaft hinwerfend, doch stets ohne Emphase das wiedergebend, was sein scharfes — mehr auf Farbenreichtum als auf Linien gerichtetes — Dichter-Auge sorgfältig in sich aufgenommen hat, — manchmal etwas unsicher und matt im Inhalt, oft auch etwas zu viel Wortschwall aufwendend, mehrfach etwas einförmig, nicht intensiv genug, und — was weiß ich weiter? — immer aber vom Kopf bis zum Fuß Dichter! — so stelle ich mir den Autor von „Phantasus“ und „Durchs Kaleidoskop“ vor! —

Das ausgeprägt Musikalische, im Schall Dahinschwebende, nur in Tönen Lebende, Verfließende, rein Ätherische in Arents Dichtungen wurde von Hermann Menkes, nach meinem Urteil vorzüglich, mit nachstehenden Worten gekennzeichnet:

„Diese Klangfreudigkeit ist das einzig Sinnliche in diesen Liedern, sie allein gibt ihnen Flug und Kraft, auch da, wo der Inhalt sonst versagt. Arents Strophen verfolgten mich bei Tag und Nacht, aber sie waren mir Lieder ohne Inhalt, wie die Lieder ohne Worte Mendelssohns, wie Chopinsche Melodien. Sie haben keinen Inhalt, oder doch ja, aber ich kann nicht sagen, welchen. Sie drücken etwas aus, das ich tausendmal gefühlt, etwas, das mich gequält, erhoben, beseligt und betrübt hat, das mir oft nachschleicht wie ein Schatten, wie ein vergessener Traum . . .“ „Arent hat ein Stück Poesie des Undefinierbaren und Unsichtbaren entdeckt. In seiner Poesie weben Silbernebel, von irgendwo tönt ein Menschenlied, leise Seufzer schwimmen durch die Luft . . . .“

Arent ist in der modernen Poesie der hervorragendste Impressionist. Was Manet und sein Nachfolger in der Malerei versucht haben, das führt er — nach meinem Dafürhalten mit glänzendem Erfolge — in der Litteratur aus.

Seine Poesie zeigt einen äußerst ephemeren, flüchtigen Charakter — sie ist „Tagebuchpoesie“ im vollsten Sinne des Worts.

Was er Tag für Tag, Stunde für Stunde sieht, hört, denkt, empfindet, erlebt und selber thut, das liefert ihm seine Stoffe, und wenn er diesen Ideen im Allgemeinen eine so vorzügliche Form zu geben weiß, so ist solches zweifellos dem Umstande zuzuschreiben, daß der Dichter jede momentane Stimmung sofort auszunutzen bestrebt ist, bevor sie abgeschwächt worden oder verschwunden ist.

Sehr glücklich und recht bezeichnend waren Bleibtreus Worte, mit denen er Arents Gedichte als Augenblicksprodukte eines „schweratmenden, nervösen Seelenlebens“ charakterisierte.

Diesem „Augenblicklichen“ ist es zuzuschreiben, daß es den Arentschen Bildern mitunter an Einheit fehlt; ich will dabei nicht behaupten, daß die vom Dichter benutzte Stimmung nicht an sich einheitlich und harmonisch gewesen sei, sondern meine nur, daß der auf den Leser ausgeübte Eindruck die Einheitlichkeit vermissen läßt.

Welke Blätter seh ich sinken,
Eh sie fallen sturmverweht;
Wie den Tod im Staub sie trinken,
Wenn die Sonne untergeht.
Müde träumt die braune Halde,
Von des Mondes Kuß betaut,
Lauter jauchzt die wilde Freude,
Wo der bleiche Nebel graut . . . . .

„Welche Freude?“ fragt der Leser!

Regen-, Nebel-, Gewitter-Ahnungen schildert, nein „komponiert“ Arent mit Meisterhand, z. B. seine „Gewitterstimmung“:

Dumpf brütet seltsam schwüle Glut;
Wie grausames Verhängnis ruht
Des Traumgotts Hand
Auf Stadt und Land.

Ueber der Gärten Blütenmeer
Hinfliegt, wie wenn es Herbst schon wär,
Der Lilie Staub,
Sonndürres Laub.

Kaum daß ein weißes Wölkchen droht,
Kein Sturm jauchzend Befreiung loht
Aus fahlem Blau —
Stumm träumt die Au ....

Aufatmet nur im Kuß der Nacht
Der müde Sinn ...! Im Licht erwacht
Süß Baum und Strauch
In sanftem Hauch.

Jedoch solch ein Stoff ist noch einigermaßen konkret! Viel schwerer ist es aber, rein abstrakte Gedanken so auszudrücken, daß unsere Worte dem Leser dauernd im Gedächtnis bleiben. Daß Arent diese Kunst versteht, beweisen uns seine „Faust-Stimmungen“ und seine „Varia“ und „Aphoristica“.

In beiden Gedicht-Cyklen hören wir all die schweren Seufzer einer edlen Menschenseele, die — für einen Pessimisten allerdings eigentümlich genug — nach einem Leben höherer, reinerer Ordnung hungert und dürstet:

All meine Tage
Wehn spurlos ins Nichts,
In stummer Klage
Harr' ich des Lichts ....
Ich suche Wonne,
Die ewig ist, —
Ich such die Sonne,
Die ewig grüßt ....

Das Unbedeutende des menschlichen Daseins weiß er in wenigen, aber vielsagenden Worten auszudrücken:

Was ist der Mensch?
Wie Gras, darüber weht
Des Maien Wind.
Schmerz ist sein Los!
Was ihm der Traum
Der Zeit gewährt,
Ob noch so heiß
Er es begehrt:
Frißt rauh
Der Wellen Todesschaum ...
Nacht deckt
Den düstern Weltenraum ...
Und der Erde Sohn,
Der nur Schmerzen kennt:
Süßen Himmelslohn
Den Tod er nennt.

Gleichwohl ist das Leben, obgleich kurz, mit dem Schönsten und Süßesten zu vergleichen. Wird dies vom Dichter in „Sonnenstaub“ nicht selbst anerkannt?

Flüchtig, wie der Welle Schaum,
Wie der Liebe Todestraum,
Mit den Wolken, mit den Sonnen
Glühend werden nun die Wonnen
Aller Himmel —
Und im Duft des Nachttaus sterben;
In dem leisen Sang der Sphären
Zu der Mutter Erde kehren:
Sonnenstreben
Ist es, Leben,
Flüchtig wie der Welle Schaum,
Wie der Liebe Todestraum.

Darum, obgleich keine Hoffnung auf ein ewiges Weiterleben ihn stärkt, findet der Genius seinen Trost im Dienste des Lichts und der Schönheit. —

Hinauf zu der Sonne
Reinem Licht
Der Genius stolz
Die Bahn sich bricht.
Und kämpft er allein
Auch den höchsten Kampf:
Der Schönheit Stern
Schwebt über Blut und Dampf;
Und ob kein Gott
Ihm Trost zuspricht! —
Selig grüßt er
Das goldene Licht.

Arents Naturbeschreibungen gehören zu den besten, die nur in der ganzen modernen Litteratur bekannt sind. „Naturbeschreibung“ ist indeß nicht richtig gesagt, wenigstens, wenn das Wort „Beschreibung“ in der Auffassung des Lesers den Begriff des „Lyrischen“ ausschließen sollte! Denn wahrhaft lyrisch sind und bleiben sie im höchsten Maße! „**Am Bodensee, Weinheim an der Bergstraße, Mondnacht,**

Abendfriede," alle aus „Durchs Kaleidoskop" sind echte Perlen. Wir geben hier eine einzelne, übrigens sehr kurze Probe:

Insel Borkum.

Phantastische Wiegenlieder
Singt leiswogend das Meer,
Welle auf Welle kehrt wieder
Träumend zum Strande her.
In violetten Gluten
Stirbt grell der Sonne Pracht;
In den schwarzblauen Fluten
Zittern die Sterne der Nacht . . .

Ist das — als poetische Naturanschauung — nicht eben so schön wie Goethes mit Recht über alles gepriesene sieben- oder achtzeilige Meisterstückchen:

Über allen Gipfeln ist Ruh u. s. w.?

Auch als erotischer Dichter ist Arent außerordentlich sympathisch. Sowohl in dem „Augenblick des Vollgenusses", wie im „Scheiden thut weh" findet er den Ton, der vom Herzen zum Herzen geht.

Darf ich noch ein paar kurze Strophen mitteilen?

Das ist in Erdentagen
Des Menschen herbstes Los:
Stirbt Lieb', muß Lieb' entsagen,
Die wahr und göttlich groß.
Kein Wort die Lippen sagen,
So stumm und schmerzensbleich —
Müde die Herzen schlagen,
Die einst so stolz und reich!

Zahlreiche, wesentlich eigentümliche, oft neue Bilder und Gedanken erhöhen den Wert manchen Gedichtes. Duftet uns die Liebe nicht wie eine Blume entgegen in den folgenden Versen:

Jeden Morgen dir aufs neue
Meine heiße Liebe blüht . . . .?

Ist diese pantheistische Anschauung nicht in hohem Grade poetisch:

Gott atmet im Glanz
Der Sommerwonnen, ...
Er webt in der Pracht
Der Vollmondnacht . . . .?

Ist das folgende nicht feenhaft schön, feenhaft in Klang und Farbe:

Magisch im Mondenstrahle
Ruht träumend die Sommernacht:
Golden durchflutet die Thale
Süße, stille Märchenpracht . . . .?

Kann man den Genuß der Liebe intensiver wiedergeben wie in den wenigen Worten:

Wie selig stirbt es sich in deinem Kuß?

Und was sagt der Leser zu einem Stimmungsbilde, wie dem nachfolgenden, das allein genügen würde, seinen Verfasser zu einem Vollblut-Dichter zu stempeln:

Aus dunkler Höh'
Leise, leise fällt
Der weiße Schnee
Auf die dämmernde Welt;
Hüllt tief sie ein
Ins Leichentuch.
Auf allem Sein
Liegt düst'rer Fluch.

Mit diesem letzten Citat stehen wir wieder vor dem vielleicht besten Teil von Arents poetischen Leistungen: seinen Naturvisionen.

Welchen Änderungen die Naturbeschreibung in unsern Tagen in der deutschen Litteratur unterworfen worden ist, hoffe ich näher zu beleuchten in einem Artikel, der den reizenden Sammlungen des unter allen Sozialdemokraten am meisten sympathischen, ehemaligen deutsch-russischen Offiziers Maurice von Stern entnommen ist.

Pol de Mont.

Venus Astaroth. Dichtungen von Julius Brand. Leipzig. Wilhelm Friedrich. — Ein wahres Bacchanal von Sinnlichkeit, voll Kraft der Leidenschaft und Wucht der Gedanken, in bilderreicher, klangvoller Sprache dahin brausend, gemahnen diese vier erzählenden Dichtungen vielfach an Byron und Musset. Hier wie dort ist die eigentliche Erzählung dürftig, in Prosa oft kaum wiederzugeben. Der Dichter benutzt sie bloß als willkommene Gelegenheit, um seine eignen Gedanken über Gott und Welt, Leben und Tod in möglichst zwangloser Weise hinzuwerfen. Aber während Byron und Musset dabei aus dem Hundertsten ins Tausendste abschweifen, kehrt in diesen Brandschen Dichtungen ein und dasselbe Thema in stets anderer Beleuchtung wieder.

Die Allmacht der Sinnlichkeit feiert hier ihren Triumph über Leben und Tod.

„Die Liebe bin ich, die auf Grüften rast,
Die Gier bin ich, die jauchzend in die Arme
Des Todes eilt — ich bin die grause Wollust,
Die sich ins Fleisch mit Todessehnsucht krallt
Gedanken fassen nicht mein Wesen,
Noch nennen Worte jemals meinen Namen.
Im Sterne leucht' ich milde nieder,
Ich flamm' im Blitze, lodre im Vulkan,
Im Baume wachs' ich, in der Rose blüh' ich.
Im Manne zeuge und im Weib' empfang' ich,
Im Kuß der Liebe künde ich mich an,
Und in dem Taumel der Begierde zeig' ich
Mein Wesen unverhüllt; ich sterbe
Im Todesröcheln; doch ersteh' ich wieder
Im ersten Schrei des neugebornen Kindes.
Je wilder ich ins heiße Leben dränge,
Um so viel schneller falle ich dem Tod
Anheim, den ich nur überwinde,
Um wiederum von ihm besiegt zu werden"

sagt Astaroth selbst in der vierten Erzählung, im „Totengericht", einer glutvollen Traumphantasie, die den Grundgedanken des Dichters am klarsten wiederspiegelt. Klingt das nicht fast wie ein Stück Empedokleischer Philosophie, nur daß der kühne Dichterdenker Altgriechenlands, der prophetische Vorläufer Darwins, als er das Welträtsel lösen wollte, seinem Eros noch den Neikos zugesellte? Bei Brand ruft Astaroth den Thanatos und läßt durch ihn sich die Toten vorführen. Und sie Alle, Alle steigen aus ihren Grüften auf, der Blutschänder, den es in die Arme der eigenen Schwester trieb, der Unglückliche, der in wilder Raserei zu einem schönen Knaben entbrannte, der Unbefriedigte, der umsonst die Statue der Venus im Louvre um ihre Liebe anflehte, der Kaisersohn, dem die schöne Tochter des Halbmonds Thatkraft und Lebensmark aussog, Lassalle, der um eines Weibes willen die Erlösung des Proletariats versäumte, und ein Nihilist, dessen Mordpläne eines Mädchens feiges Flehen vereitelte. Und sie Alle, Alle schreien der Liebes- und Todesgöttin zu:

„Gieb unsre Jugend wieder, unser Leben."

Sie aber erwidert ihnen ruhevoll:

„Antwort begehret ihr? Fragt eure Weisen!
Ich wirke, weil ich bin. Zum Schrecken euch,
Mir selbst zur steten Qual. Führ' sie zum Lethe,
Thanatos!"

Diesem grausen Nachtstück, das uns ein Kapitel aus der Psychopathia sexualis in dichterischem Gewande bietet, ohne daß der prüdeste Leser sich davon abgestoßen fühlte, reiht sich die Geschichte Elagabals, des „Sonnenpriesters", ebenbürtig an. Sie ist die einzige der vier Dichtungen, an der die Erzählung selbst interessiert. Wie der Knabe Elagabal, von dem verkommenen Pöbel bejubelt, von den feigen Senatoren beweihräuchert, in Rom einzieht; wie er Nachts in den Vestatempel dringt und mit der jungen Priesterin vor dem Altar der keuschen Göttin eine Orgie feiert, bis das Mädchen sich beim herannahenden Morgen verzweifelnd in das heilige Feuer stürzt; wie er sich mit dem Schwert die Gattin des Christen Marcianus aus des Eheherrn Hause holt, und wie er schließlich, von Gewissensbissen über sein thatloses Leben gequält, an Göttern und Menschen irre werdend, von seinem Gönner Apollodorus verflucht, durch den Verrat seines ehrgeizigen Freundes Alexander unter den Schwertern der Prätorianer den Tod findet, das ist Alles so markig, farbensatt und packend geschildert, daß man dem Dichter um deswillen die Schwäche der ersten beiden Erzählungen gern verzeiht. Denn das darf ich nicht verschweigen: „Der Künstler" ist nicht einmal als Skizze gelungen, und der „Tannhäuser" ist, abgesehen von einzelnen schönen Betrachtungen über christliche Askese und heidnische Sinnlichkeit, zu sehr nach der bekannten Schablone geschnitten. Selbst der Versbau läßt an manchen Stellen viel zu wünschen übrig: Im „Künstler" ist der Übergang der fünffüßigen Jamben in den daktylischen Rhythmus viel zu unvermittelt, und im „Tannhäuser" taucht bisweilen mitten unter den Trochäen ohne jeden innern Grund ein Jambus auf. Doch das nur nebenbei! Daß Brand ein ganzer Dichter ist, hat er durch seinen „Elagabal" und durch „Astaroths Totengericht" zur Genüge bewiesen; nur eins möchte ich ihm raten: Nicht zu viel Pathos! Das Erhabene ermüdet auf die Dauer.

Edgar Steiger.

„Seltsame Geschichten.“ Von Richard Zoozmann. In seinem neuesten Buche tritt Richard Zoozmann als Fertiger uns entgegen, und das „Reif sein ist alles“ dürfte er stolz auf das erste Blatt setzen. Nicht mehr das Himundhertasten des Werdenden. Alle poetische Kindheit ließ er zurück in „Klio und Erato“, der Sammlung seiner Anfänge, die alles bot, von reiner Lyrik bis zu objektiver Epik. Der Dichter weiß jetzt genau, was er kann, und lyrisch-episch, in seiner Mischung, ist der Grundzug der Seltsamen Geschichten.

Auch stofflich bereitete das frühere vor auf dieses Buch. Von den „Märchen“ besonders waren einzelne Klänge uns schon vertraut, die als volle Akkorde nun ertönen. Gerade sie sind charakteristisch für Zoozmanns Dichtungsweise. Selten hat reine „Lust am Fabulieren“ sie geschaffen, ohne weitere Absicht. Symbolisch meist sind diese orientalischen Geschichten gemeint, und aus der parfümierten Luft dieser Sultansgärten, aus der üppigen Schwüle dieser persischen Interieurs weht häufig ein kühler, höchst moderner Hauch. Es sind so gut kleine Schwächen der heutigen Gesellschaft wie ihre großen Probleme behandelt in diesen Dichtungen, die scheinbar so fremd allem Jetzigen. Nur daß statt der flammenden Empörung unserer sozialen Lyriker ein mildes spöttisches Lächeln aus diesen Blättern schaut. Nicht immer, heißt das. Dem zornigen Urteil, das über Murad-Rudolf gefällt wird, möchte man vielleicht ein Richtet nicht! entgegenhalten. Und um so freundlicher berührt die heilige, schluchzende Begeisterung für Nasra-Friedrich und dessen hohen Mut:

— mit Lächeln
Zu dulden, ohne zu klagen.

— Jene Beweglichkeit des Geistes, die schon in den „Märchen“ in der gleichen Form des symbolisch Exotischen die heterogensten Stoffe vereinigte, schuf sich weiten Spielraum in dem „Mosaik“ Ahasver. Liebes- und Schulabenteuer, dazu eine gedrängte Übersicht der allgemeinen Weltgeschichte — ein feiner Humor ist der Spiegel, der alles reflektiert.

Der muß nun allerdings dem Hauptteil der Sammlung notwendig abgehen, dem Liebesdithyrambus „Josepha“. Sehr belehrend sind gewiß die Versuche, auch die Äußerlichkeiten, die Handlungen der Leidenschaft zur Schilderung heranzuziehen: sie zeigen wieder, wie unzugänglich allem Inszenesetzen das Gefühl. Wie sein handgreiflicher Ausdruck auf der Bühne, das Umarmen und Küssen, wenn nicht von ausnehmend geschickten, will sagen diskreten Darstellern verdeutlicht, die Heiterkeit der Zuschauer so häufig herausfordert, so scheint auch in der Lyrik alles szenische Beiwerk vom Übel. Schwerlich ohne Lächeln werden Strophen wie die folgenden gelesen werden.

Tief schmiege in die weißen Kissen dich,
Und eins — zwei — drei, mein Schatz, dann komm auch ich!
O weiches, schönstes Grab, zu sel'gem Schweigen
In deine Himmelsfreuden einzusteigen! — — — —
— — — — — — — — — — — —
Jetzt lösche ich das Licht . . . und tappe sacht
Zum Lager hin, darinnen sie noch wacht . . .
Ein Kichern . . Schlagen . . Sträuben: mehr aus Grille
Als Ernst . . . . ein Kuß . . . . Umarmung . . . . . dann wird's stille . . . . . .
— — — — — — — — — — — —

Und das Lächeln zu bannen, gäbe es vielleicht nur ein Mittel: noch sehr viel deutlicher zu werden. Aber das wird man vermutlich vermeiden, denn es führt zur Zote, mit Naturgewißheit.

Also, wir werden uns schon begnügen müssen, das Gefühl an sich in Beobachtung zu nehmen: die Psychologie der Liebenden, auch das kann einen Dithyrambus ergeben. Und wo Richard Zoozmann sich in diesen Grenzen bewegt, giebt er sein Bestes. Die Sehnsucht zuerst und dann die Erfüllung — es sind die tausend Nervenschwingungen mit Meisterschaft festgehalten. Am wahrsten aber berührt die Schilderung — im Zeichen der Moderne — an dem Punkte, der den Anfang bedeutet vom Ende, die Dekadenz der Leidenschaft. Von schalem Ekel noch nichts — nur

eine Ahnung, die Höhe der Lust sei nun überschritten, und eine Müdigkeit . . .

O Seele, was ist dein Genuß,
Was ist dein Glück, o Herz?
Nun haben wir genossen
Die Wonne bis zum Überdruß,
Die Wollust bis zum Schmerz —
Und Thränen sind geflossen.

— Übrigens, das Milieu des Paares ist in Italien gelegen, und schon hier ist die Kunst pointierter Schilderung des fremdartigen Lebens bewundernswert. Noch unmittelbarer tritt sie hervor, diese Kunst, im letzten Teil des Bandes, einem Venezianer Karnevalspoem von kecker Laune und prachtvoller Fantasie. die gewagtesten Szenen sind hier „möglich" gemacht, denn sie sind überschüttet mit jener Grazie, die wir den Franzosen nur von je zugetraut, und deren liebenswürdige Macht schon ohne weiteres fast einer Dichtung den Wert zu verleihen imstande ist; wie wir es kürzlich an einer sonst wertlosen Mache wieder erlebt, dem Doktor Jojo vom Residenztheater.

Zum Schluß nun, und das ist auch ein Vorzug, sind wir ganz frei von jener katzenjämmerlichen Empfindung, die nach so viel Leidenschaft, auch in der Dichtung, sich einzustellen pflegt. Denn Zoozmanns Leidenschaftlichkeit ist modern, also nicht naiv. Ein reger, forschender Geist steht als Wächter immer über allem sinnlichen Instinkt, mit lächelnder, feiner Erklärung.

Ein feines Buch, die Seltsamen Geschichten; dies scheint mir wirklich die bezeichnendste Note.

L. Heinrich Mann.

Dramen.

Gewalt. Drama in vier Akten von Jak. Lippmann. Leipzig. Wilhelm Friedrich. — Der Fabrikant Rudolf Popper, ein Fünfziger, der sich der Welt gegenüber gern als Dreißiger aufspielen möchte, heiratet ein vierundzwanzigjähriges armes Mädchen, die frühere Braut des Architekten Zöllner. Da alte Liebe nicht rostet, macht diese edle Dame den Alten, den sie bloß des Geldes wegen genommen hat, gleich nach ihrer Hochzeit zum Hahnrei, und Zöllner, den angeblich eine wahnsinnige Leidenschaft an das Weib fesselt, begnügt sich seltsamerweise mit der Rolle des fünften Rades am Wagen, bis der Hausherr, durch eine klatschende Zofe aufmerksam gemacht, das Liebespaar zu mitternächtiger Stunde beim Stelldichein überrascht. Leider gelingt die Überrumpelung nicht ganz; denn der plötzlich von der Reise zurückkehrende Ehemann trifft den Nebenbuhler gerade in dem Augenblicke, da sich dieser von der Frau des Hauses in Gegenwart der Dienerschaft als korrekter Hausfreund verabschiedet. Was thut Popper also? Von seiner Frau kann er nicht lassen; ein Duell mit dem Architekten aber würde der bösen Welt, die sich schon längst die pikante Liebesgeschichte ins Ohr flüstert, seine Schande nur bestätigen und den Fluch der Lächerlichkeit auf sein Haupt laden. Nur wenn es ihm gelingt, vor der Öffentlichkeit mit Zöllner die Rolle zu tauschen, ist er gerächt. Er faßt daher einen wahrhaft teuflischen Entschluß. Sein Weib soll Zöllner zu einem Stelldichein laden und, wenn er bei ihr ist, um Hilfe rufen und den Hausfreund öffentlich eines — Notzuchtversuchs beschuldigen. Und das edle Weib, das den Jugendfreund schon einmal um schnöden Geldes willen verraten hat, läßt sich durch die Drohung des Gatten, daß er sie sonst in das frühere Elend hinausstoßen werde, einschüchtern und spielt wirklich diese gemeine Komödie mit ihrem heißgeliebten Verehrer! Natürlich kommt es zu einer öffentlichen Gerichtsverhandlung. Der unschuldige Hausfreund hätte dabei leichtes Spiel, die Schuldige zu entlarven; denn er besitzt ein ganzes Päckchen Liebesbriefe von der sauberen Ehegattin. Allein — man staune! — die „Ehre" dieser verheirateten Dirne, die ihn durch ihre lügnerische Anklage ins Zuchthaus bringen will, gilt ihm mehr als sein eigener ehrlicher Name, und er straft vor Gericht sogar das Dienstmädchen, das um die Liebesbriefe ihrer Herrin weiß, öffentlich Lügen,

um sich als gemeinen Notzuchtkandidaten verurteilen zu lassen! Aber die Briefe kommen durch die schmutzigen Hände eines Winkeladvokaten doch schließlich zur Kenntnis der Staatsanwaltschaft, und auch Frau Popper kriegt plötzlich Magdalenische Anwandlungen und beichtet ihre Schuld. Ihrem Gatten trotzt sie noch ein letztes Stelldichein mit dem Geliebten ab, um sich romantisch, wie sie gelebt hat, zu vergiften, und für den Knalleffekt sorgt der betrogene Gatte, der dem Ehebrecher eine Kugel durch den Leib jagt und so die beiden Liebenden im Tode vereint.

Ich glaube, eine Kritik dieses psychologischen Unsinns, der in seiner rührseligen Unmoral den gottlob längst verstorbenen Kotzebue tief in den Schatten stellt, kann ich mir ersparen. Da auch die theatralische Technik und der Dialog, der in einzelnen Äußerlichkeiten Sudermanns „Ehre“ zu kopieren sucht, gar viel zu wünschen übrig lassen, darf ich wohl mit Stillschweigen darüber hinweggehen. Dem Verfasser aber möchte ich raten, die deutsche Grammatik zu studieren. Der Imperativ von „sprechen“ und „lesen“ heißt nicht: „spreche“ (1. Akt, 5. Szene) und „lese“ (4. Akt, 3. Szene), sondern: „sprich“ und „lies“. Edgar Steiger.

Paul Heyses dreiaktiges Schauspiel „Wahrheit?“ wurde am 4. November im Kgl. Residenztheater zu München zum ersten Male aufgeführt. Der erste Akt war von geringer Wirkung, während der zweite und dritte Akt lebhaft beklatscht wurden. Heyse ist in die Fußstapfen des „Sonnen“-Dichters Lindau getreten und liest den Modernen in Gesellschaft, Kunst und Dichtung gewaltig den Text. Sehr geschickter Weise benützt er aber als Sprachrohr die älteste Dame, die er im Stück auftreiben konnte, die von allen Personen nur als „Großmama“ angeredet sein will und sich selbst, so oft sie eine Tirade gegen die Modernen zum Besten giebt, als eine „altmodische alte Frau“ vorstellt. Wie ein solches Wesen über neue Kunst und Dichtung denkt, ist zwar nicht sehr interessant zu wissen, aber es verletzt auch nicht, wenn es heftig ausgesprochen wird, zumal wenn es von einer so genialen Künstlerin wie Frau Dahn-Hausmann in München geschieht. Es ist vollkommen in der Ordnung, wenn die „Großmama“ für die sixtinische Madonna schwärmt und die Heiligenbilder von Uhde häßlich und abscheulich findet. Was sonst in den drei kurzen Akten vorgeht, verhandelt und moralisiert wird, ist von äußerster Unwahrscheinlichkeit, Verzwicktheit und banaler Rabbinertiefsinnigkeit, läßt sich aber mit alten Augen sehr gut ansehen und mit langen alten Ohren sehr gut anhören. Auch anderthalb Ehebrüchlein kommen darin vor und ein Vaterschaftsmotiv, wie frisch aus der „Firma Goldberg“ *) geschnitten.

Litteraturgeschichte.

Zur Grillparzer-Litteratur. Ich bin kein Freund von Kommentaren; ich lese eines Dichters Werke selbst lieber als die geistreichsten Bemerkungen anderer über ihn. Da nun aber heutzutage die Kommentatorenseuche durch Deutschland zieht, muß ich mich, so gut es geht, als Kritiker mit ihr abzufinden suchen. Und da gestehe ich denn, daß Dr. Julius Schwerings Untersuchungen über „Franz Grillparzers hellenische Trauerspiele“ (Paderborn. Ferdinand Schöningh. 1891) manchen guten Gedanken enthalten und eine tüchtige kritische Analyse der pseudohellenischen Tragödien des österreichischen Dichters geben. Neues freilich wird nur der litterarische Kleinkrämer darin finden. Dagegen ist die zweite Grillparzer-Publikation, deren erste Lieferung mir vorliegt — sie betitelt sich „Grillparzers Frauengestalten“ von Dr. Ludwig Sieger, illustriert von Franz Thiele. (Verlag von M. Breitenstein. Wien und Leipzig) — völlig wert-

*) Schauspiel von M. G. Conrad und L. Willfried. Leipzig. W. Friedrich.

los. Ich wüßte nicht, was nichtssagender ist, der Text oder die Illustrationen.

Th. Schweizer.

Heinrich Leuthold. Ein Dichterporträt. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen und dem Bildnis Leutholds nach einem Gemälde von Professor Franz v. Lenbach. Von Adolf Wilhelm Ernst. Hamburg. Conrad Kloß. 1891. — Eine Leuthold-Biographie fehlte bis jetzt. Die trockene autobiographische Skizze, die der unglückliche Dichter selbst hinterlassen hatte, genügte ebensowenig, wie die dürftigen Mitteilungen, die Professor Jakob Baechtold in der Vorrede zu Leutholds Gedichten gab. So kam es denn, daß sich um des Dichters Gestalt schon kurz nach seinem Tode ein Sagenschleier wob, der sein Leben und seine Persönlichkeit mehr verhüllte als näher rückte. Um so freudiger begrüßen wir das vorliegende Buch, in dem das gesamte Material, das sich zur Darstellung von Leutholds Leben und dichterischer Thätigkeit herbeischaffen ließ, von feinfühliger Hand gesichtet und zu einem anschaulichen Gesamtbilde zusammengestellt ist. Gar manches Rätsel, das uns Leutholds widerspruchsvoller Charakter zu raten gab, löst sich jetzt gleichsam von selbst, und die vielen feinen Fäden, die sich vom Leben des Dichters in dessen Dichtung hinüberspinnen, werden sichtbar und beweisen auch dem idealistischen Zweifler haarscharf, daß bei Leuthold, wie bei jedem wahren Poeten, Leben und Dichten eins war. Insbesondre erscheint hier die Übersetzerthätigkeit, in die sich Leuthold mit Geibel teilte, in ganz neuem Lichte; der Löwenanteil an den „Fünf Büchern französischer Lyrik", die beide Dichter gemeinsam herausgaben, entfällt, wie Ernst unwiderleglich nachweist, nicht auf Geibel, sondern auf den talentvollen Züricher. Dafür endlich, daß der Verfasser auch viele bisher noch ungedruckte Gedichte des schweizerischen Platen in seine Biographie aufgenommen hat, gebührt ihm der Dank aller Freunde echter Poesie.

Heinrich Freimund.

Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen. 7. Heft. „Zu Straßburgs Sturm- und Drang-Periode 1770—76." Urkundliche Forschungen nebst ungedrucktem Material von Dr. Joh. Fröitzheim. (Straßburg, Heitz und Mündel.) Selten kann man an den litterarhistorischen Arbeiten reiner Philologen Freude haben, weil die banausische Horizontenge eines sprachschnüffelnden, litterarischen Vorstentieres nicht eben zu erhebenden Resultaten und Gesichtspunkten führt ... Aber das vorliegende, vornehm ausgestattete Werkchen ist eine köstliche Ausnahme von der Regel: Dr Fröitzheim ist ein energischer, arbeitsamer Forscher, ein warmherziger, feinfühlig nachempfindender Psychologe, dem es nicht um trockene Datenansammlung, sondern um das aktenmäßig, bestätigte Herausschälen des absoluten Wahrheitskernes, um eine lichtvoll künstlerische Gruppierung bisher unaufgeklärter, hochwichtiger Litteratur-Intimitäten zu thun ist, welche dem ersten Kapitel der hochbedeutsamen Sturm- und Drangperiode angehören ... Namentlich die Gestalt des unglücklichen Dramatikers und Vollblut-Dichters Reinhold Lenz zieht ihn an, und gerade jetzt, wo die Litteraturfreunde bald den 100. Gedenktag des tragischen Todes des Dichters (24. Mai 1792) feiern, ist es natürlich, wenn wir auf diese Lenzstudien, welche jüngst auch im „Magazin" einen Lobredner fanden, hinweisen. In vorliegendem Hefte sind die Briefe Louise Königs an Karoline Herder zum ersten Male veröffentlicht und Lenz bekanntes „Teutschheit emergirend", seine hochverdienstvolle Thätigkeit um die Erweckung deutscher Sprache, Art und Sitte im Elsaß zwischen 1771—1776 wird liebevoll eingehend beleuchtet und Lenzens Bild mit manchen, die bisherigen Irrtümer klar zurückweisenden Zügen bereichert. Schon in Heft IV hatte unser wackerer Autor Lenzens Verhältnis zur schönen Cleophe Fibich (der „Araminta" des von Urlichs 1877 in der Deutschen Rundschau aus dem

Schiller-Nachlaß veröffentlichten „Tagebuches“) beleuchtet, auch dafür sei ihm, wie überhaupt für sein ehrliches, uneigennütziges Wirken bestens gedankt.

W. A.

Die moderne Litteratur in biographischen Einzel-Darstellungen. I. Karl Frenzel. Von Ernst Wechsler. — II. Hermann Heiberg. Von Hans Merian. — III. Adolf Glaser. Von Oskar Linke. — IV. Wilhelm Walloth. Von G. Ludwigs. — Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Die litterarische Produktion der Gegenwart gleicht einem Hexensabbath. Die Eintagsfliegen legen, nach wie vor, tagtäglich ihre hundert Eier; die Koryphäen der absterbenden alten Zeit werfen unter Todeszuckungen alljährlich ihre letzten Geistesoffenbarungen auf den Weihnachtsmarkt, und die „Jungen“ dichten und denken, unbekümmert um das Gezeter der alten Jungfern und die dröhnende Stimme der Staatsanwälte, wie's ihnen eben der Geist eingiebt, gegen den merkwürdiger Weise keiner dieser Sünder zu sündigen wagt. Wer soll aus all dem Wirrwarr klug werden? Fällt es doch selbst dem Eingeweihten schwer, die Geister zu scheiden und aus dem Wust des Nichtssagenden und Verkehrten das Wahre und Echte herauszugraben. Dazu kommt, daß jetzt, da der moderne Realismus auf der ganzen Linie den Sieg errungen hat, die alten Piepmätzchen des Idealismus auf einmal realistisch zu piepen beginnen, um die Ohren der Kinder und Greise — und wer in Deutschland ist in litterarischen Dingen nicht Kind oder Greis? — durch ihre schauderhaft falsch nachgepfiffenen Melodieen zu täuschen. Im gewöhnlichen Leben nennt man das Bauernfang, unter den Gebildeten der Nation aber Anbequemung an den Geschmack des Publikums. Um so verdienstvoller ist es, wenn Leute von Geschmack und Urteil, die selbst mitten im litterarischen Leben stehen, sich dem großen Publikum auf dem Spaziergang durch die Walpurgisnacht der deutschen Dichtung als Homunkuli anbieten. Vielleicht sieht dann doch der Eine oder der Andere ein, wo der Unsinn aufhört und der Ernst beginnt.

Vor mir liegen vier Broschüren, die alle im Verlage von Wilhelm Friedrich erschienen sind. Sie bilden den Anfang einer größeren Serie, die die gesamte neueste Litteratur, sofern sie von wirklich modernen Ideen getragen ist, in biographischen Einzeldarstellungen dem Publikum verständlich machen soll. Und dieser Anfang, um es gleich zu sagen, erweckt die schönsten Hoffnungen. Da haben wir zunächst zwei litterarische Charakterköpfe, die, auf der Schwelle der alten und neuen Zeit stehend, ihre beiden Janusgesichter zugleich nach rückwärts und nach vorwärts richten, ein einheitlicher Zwiespalt und eine zwiespältige Einheitlichkeit, die sich auch in ihrer litterarischen Thätigkeit — sie sind halb Kritiker, halb Dichter — deutlich wiederspiegelt: ich meine Karl Frenzel und Adolf Glaser. Der Kritiker der „Nationalzeitung“ und der Redakteur von „Westermanns Monatsheften“ gehören, ganz abgesehen von ihren selbständigen dichterischen Arbeiten, schon als die beiden vornehmsten Vertreter der zeitgenössischen litterarischen Journalistik an die Spitze der Sammlung; ihr doppelseitiges Wirken interessiert Jeden, der sich auch nur oberflächlich mit der neuesten Litteratur beschäftigt hat, zumal wenn es von der gewandten Feder Ernst Wechslers oder dem markigen Griffel Oskar Linkes geschildert wird.

Ernst Wechsler ist der geborene Feuilletonist, geistreich, keck zufassend, schnell fertig mit dem Urteil und doch meist sicher treffend, leicht begeistert und oft allzu überschwänglich in seinem Lob; er trägt gleichsam immer eine Blendlaterne in der Brusttasche, die er mit Vorliebe hervorzieht, wo er Erfreuliches zu schauen erwartet, während er sie verdrossen unter den Mantel steckt, wo ihm etwas nicht gefällt. So kommt es denn, daß sich auch seine Frenzel-Biographie fast wie ein Panegyrikus liest.

Man kann Frenzel als Kritiker und Dichter volle Anerkennung zollen, ohne daß man manches übertriebene Urteil Wechslers, das mehr von der Begeisterung des Verehrers als von dem nüchternen Takt des Kunstrichters diktiert ist, zu unterschreiben braucht. Ich bin überzeugt, Frenzel selbst, der sein schönes dichterisches Talent unter so strenger Selbstzucht hält, mag sich verwundert haben, daß er hier gewissermaßen zum Genie gestempelt wird. Doch lieber zu viel warmes Lob, als kleinliche Nörgelei, mag sich Wechsler gesagt haben, als er diese geistreiche Analyse der Frenzelschen Werke seinem Meister und Vorbild als Huldigung darbrachte.

Viel maßvoller ist Oskar Linke in seinem Essay über Adolf Glaser. Streng steckt er erst die Grenzen ab, innerhalb deren sich das Talent des liebenswürdigen Poeten und Redakteurs bewegt, um dann freilich mit eben so viel Wärme als Scharfsinn das stille Wirken dieses an Arbeit und Erfolg so reichen Manneslebens zu verfolgen. Der Lyriker, der Kritiker und Redakteur, der Novellist und Romandichter und endlich der Übersetzer Glaser — sie alle finden ihre gerechte Würdigung, und das alles in einer markigen Sprache, die die gefühlsduselige Überschwänglichkeit ebenso meidet wie die herzlose phantasiearme Verstandesdürre.

Nach dieser doppelten Ouvertüre, die den Litteraturfreund gleichsam auf das kommende Drama vorbereitet, hebt sich der Vorhang, und von Hans Merian und G. Ludwigs geleitet, betreten Hermann Heiberg und Wilhelm Walloth die Bühne. „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!“ möcht' ich mit Faust ausrufen, wenn ich diese beiden so grundverschiedenen und doch wieder innerlich so verwandten Geister vor mir auftauchen sehe. Dort der graziöse Niederdeutsche mit seiner unnachahmlichen Kunst, das Kleinleben der Natur und des Menschenherzens zu beschauen und zu behorchen und künstlerisch nachzugestalten, der Genremaler der Tiefebene und des Meeres, und hier der heißblütige Hesse, der in den Tiefen seines leidenschaftlichen Herzens wühlt und mit Vorliebe den Nachtseiten des Lebens nachspürt; dort der daseinsfrohe Optimist, dem blütenstaubberauschte Haidebienen ihre lebenslustigen Weisen ins Ohr summen, der in der dunkelsten Dachkammer nach dem Lichtstrahl blickt, der durch die erblindeten Scheiben huscht, und hier der düstere Pessimist, der den Majaschleier der Dinge lüftet und mitten durch das blühende Leben den kalten Tod wandeln sieht; dort der geborene Epiker, der das bunte Farbenspiel dieser Welt im hellen Spiegel seines offenen Dichterauges wiederstrahlt, und hier der geborene Tragiker, der, nach innen grabend, die Abgründe der Menschenseele aufdeckt. Beide aber ganze Dichter mit warmem Blut, unangekränkelt von des Verstandes Blässe.

Und was für Biographen haben diese beiden Poeten gefunden! Es giebt nichts Erfrischenderes als Hans Merians Heiberg-Studie, und nichts Tieferes als die Walloth-Biographie von G. Ludwigs. Man spürt es Hans Merians Schrift ordentlich an, welche Freude es ihm bereitete, den Hintergründen und Anfängen Heibergscher Dichtung nachzuspüren, die verwandten Züge in den verschiedenen Werken zu combinieren und den Dichter gleichsam bei der Arbeit zu belauschen. Der Zusammenhang zwischen Leben und Dichtung wird meisterhaft enträtselt, und aus Landschaft und Volk, aus Familie und Schule heraus wächst gleichsam vor unsren Augen der Knabe zum Jüngling und Mann, und jetzt erst verstehen wir ihn, dessen Leben sich in tausend Brechungen in seinen Dichtungen wiederspiegelt, so ganz, als hätten wir mit ihm die Jugendstreiche verbrochen, die erste unglückliche Liebe geteilt und die Stürme des vielbewegten Lebens durchfahren.

Ist Merians Heiberg ein Muster der modernen historischen Monographie, so liegt die Stärke des Walloth-Biographen

in der philosophischen Analyse. G. Ludwigs wollte nicht nur den psychologischen Charakter der einzelnen Kunstwerke aus der Eigenart des Schöpfers ableiten, sondern er hoffte auf diesem Wege auch zu ganz neuen kritischen Prinzipien zu gelangen. Und er täuschte sich nicht. Die psycho-physische Methode, die er einschlug, trug ihre reichen Früchte; eine Fülle neuer Gesichtspunkte, an die Niemand zuvor gedacht, erschloß sich dem tiefsinnigen Forscher; und wenn ich hier verzichte, darauf einzugehen, so geschieht es nur, weil eine solche Studie den Rahmen dieser Kritik weit überschreiten müßte. Nur auf Eines möchte ich den Verfasser aufmerksam machen, die schwerverständliche Geheimsprache, in die er seine Gedanken kleidet. Der dunkle Heraklit scheint sein Vorbild zu sein. Aber hat uns nicht Friedrich Nietzsche gezeigt, wie man die tiefste Weisheit in klarem und schönem Deutsch offenbaren kann? Warum müssen alle seine Anhänger und Verehrer, wie es z. B. schon der leider früh so dahingeschiedene Hermann Conradin that, sich eine so gräuliche, durch Fremdwörter und Hieroglyphen entstellte Kunstsprache zurechtzimmern?

Edgar Steiger.

Die moderne Bühne und die Sittlichkeit. Von Dr. Karl Friedrich Jordan. Berlin. 1891. Rehtwisch und Seeler. — Der Verfasser dieser Broschüre, die leider schon zwei Auflagen erlebt haben soll, bezeichnet sich auf dem Titelblatt als Lehrer der Naturwissenschaften. Davon spürt man freilich bei der Lektüre dieses elenden Machwerks verteufelt wenig. Viel eher hätte ich hinter diesem frömmelnden Geschwätz, das sich in seiner behaglichen Breite und Gedankenlosigkeit wie eine Predigt liest, einen litterarisch angehauchten Pastor vermutet, der seine abgestandenen christlich-moralischen und ästhetischen Gemeinplätze durchaus an den Mann bringen will. Th. Schweizer.

Von Heinrich v. Kleist bis zur Gräfin Marie Ebner-Eschenbach. Zehn gemeinverständliche Vorträge über die neueste deutsche Litteratur von Georg Müller-Frauenstein. Hannover. Verlag von Leopold Ost. 1891. — „Meinen Sie nicht auch, Herr Doktor, daß unsere Litteratur seit Goethe und Schiller nur Unbedeutendes geleistet hat? Ein Epos haben wir überhaupt nicht mehr, die Lyrik schwimmt im Sumpfe, und die Dramatik wird von Jahr zu Jahr flacher und erbärmlicher.“ — „Ich hebe den Handschuh auf und will Ihnen gestehen, daß ich mich im verflossenen Winter sogar bemüht habe, in meinem Aufenthaltsorte Hannover einem recht großen Kreise von Zuhörern das Gegenteil zu beweisen.“ — „Was gar! Heraus mit der Sprache!“ — Der Herr Oberlehrer Dr. Georg Müller-Frauenstein, dem an einem schönen Sommertage zu St. Beatenberg am Thunersee ein „vielseitig gebildeter, badischer Geistlicher“ und einige hochnäsige Blaustrümpfe so grausam zusetzten, strich sich im Bewußtsein seiner Allwissenheit selbstgefällig den wohlgepflegten Bart, besann sich einige Minuten auf seinen Villmar und Gottschall, deren „Nationallitteratur“ er für seine Pennäler auswendig gelernt hatte, warf einen letzten wohlwollend-aufmunternden Blick zu dem im Abendrot leuchtenden Schneegipfel der Jungfrau empor und begann dann, die Daumen seiner Hände übereinanderschlagend, ungefähr also: „Meine verehrten Damen und Herren! Sie wissen bekanntlich alle, was wir Gelehrten unter Litteratur verstehen! Wohl ist es lange her, seit Opitz seine Poetik und Gryphius seine Dramen geschrieben hat; aber trotzdem haben wir noch eine Dichtung, wie Sie, verehrteste Nachbarin“ — dabei nickte er einer bebrillten Schulvorsteherin aus Hamburg verständnisinnig zu — „am besten wissen. Haben Sie doch eben die Namen Ossip-Schubin und Heimburg fallen lassen und dabei die geistreiche Bemerkung gemacht, wie schwer es sei, solche Frauen richtig zu beurteilen. Aber das sind nicht die einzigen Koryphäen unserer Litteratur, im Gegenteil! Über 300 Dichter und Dichterinnen

habe ich mir aus dem Konversationslexikon und den staatlich genehmigten Schulkompendien aufgeschrieben. Ich erinnere Sie nur an Willibald Alexis und Baumbach, an Eichendorff und Clauren, an Felix Dahn und Iffland, von der Birch-Pfeiffer und der Luise Mühlbach gar nicht zu reden. Um aber für alle diese Helden und Heldinnen der Feder das richtige Schubfach in unserem Gehirnkasten zu finden, brauchen wir uns bloß an die Zweiteilung der gesamten Litteratur, wie sie die deutsche Schule lehrt, zu halten. Goethe und Schiller sind Klassiker, weil Servius Tullius die alten Römer, um sie richtig schröpfen zu können, in verschiedene Steuer-„Klassen" teilte. Wer also der ersten Klasse angehört und dabei Lateinisch und Griechisch gelernt hat, ist ein Klassiker, z. B. der primus omnium des Gymnasiums und der Graf v. Platen, dem sich sein Lobredner Minckwitz ebenbürtig anreiht. Wer dagegen nach Wälschland hinüberschielt und seine Stoffe aus dem Mittelalter holt, wie z. B. Friedrich Schiller in der „Braut von Messina", Viktor Scheffel im „Ekkehardt" und Julius Wolf im „Rattenfänger", heißt ein Romantiker. Deshalb nennt man auch einige Dichter, die merkwürdiger Weise schon im Mittelalter lebten, ebenfalls Romantiker, so Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, die uns Gymnasiallehrern beim Unterricht in der mittelhochdeutschen Grammatik noch heute die besten Dienste leisten. Im übrigen giebt es außerdem noch Befreiungsdichter, wie den unvergeßlichen Theodor Körner, Schwaben, wie Uhland und Pfizer, die sich offenbar nach ihrem Landsmann Gustav Schwab diesen leichtfaßlichen Namen beilegten, ein junges Deutschland, in dem ein Gutzkow Dramen und sehr lange Romane schrieb, und Lyriker, Erzähler und Dramatiker, die teils in die Mitte, teils ans Ende des 19. Jahrhunderts fallen. Über die letzteren sind sich freilich die Gelehrten noch nicht einig, und man wird gut thun, über die Marlitt, die Ebers und Eckstein nicht allzu enthusiastisch zu urteilen; man könnte sich sonst den Spott des „jüngsten Deutschland" zuziehen, und das könnte der pädagogischen Autorität, deren ein allwissender Oberlehrer nicht entraten kann, gar zu leicht schaden. Darum rede ich von diesem „jüngsten Deutschland", das wir Gelehrten überdies noch nicht für spruchreif halten, am liebsten gar nicht. Ist erst die neueste Auflage von Gottschalls „Nationallitteratur" vollständig erschienen, dann werden auch wir Gymnasiallehrer wissen, was es mit diesen Leuten für eine Bewandtnis hat. Bis dahin bildet für uns Gräfin Marie Ebner-Eschenbach den Schlußstein der deutschen Litteratur."

Das ist in Kürze der Inhalt dieser 24 Bogen starken Bierrede über die neueste Litteratur. Hoffentlich erfreut uns der Herr Oberlehrer bald mit einer Geschichte der neuesten deutschen Philosophie von Schopenhauer bis — Dr. Moritz Brasch!

Edgar Steiger.

„Das jüngste Deutschland."*) Bei der Lektüre war mir's so, als ob der Aufsatz von irgend einem Magister herstamme, so furchtbar nüchtern, blutlos, philiströs ist der Habitus. Ich weiß nun nicht, ob die Wirklichkeit den Verdacht bestätigt, jedenfalls hat der Verdacht viel für sich. Und ungewöhnlich wäre es ja auch nicht, daß Magister an modernen Stoffen herumhantieren: vide Herrn Oberlehrer Veit Valentin, der sich allen Ernstes eine ästhetische Studie über den Naturalismus geleistet hat! Aber frag' mich nur nicht wie!

Herr Kraus eröffnet seinen geistvollen Aufsatz mit einer heftigen Standrede auf die „wütenden Bilderstürmer", die selbst an Goethe kein gutes Haar lassen. Hätte Herr Kraus die jüngstdeutsche Litteratur etwas genauer studiert, so wüßte er wohl, daß nicht wir es sind, die das universale Genie Goethes schimpfieren, sondern vielmehr jene vernagelten, kleinlichen Geisteskrüppel, jenes professoren- und doktoren-

*) Dieser Aufsatz steht geschrieben in einem Büchlein, benannt „Romantik und Naturalismus". Eberhard Kraus nennt sich der Verfasser.

geaichte Philisterpack, das sich um ein nichtiges Goethesches Komma oder dergleichen Wichtigkeiten in gelehrten Untersuchungen ergeht!

Weiter: Herr Kraus klagt uns bitter an, daß wir so „gemein“ besonders mit Schiller umgehen. Mit Verlaub, Herr Kraus! Wir leugnen absolut nicht, daß wir einen Vernichtungskampf bis aufs Messer mit all jenen Geistern führen, die dem modernen Geiste keine Nahrung mehr bieten können, ihn höchstens nur vergiften, verkrüppeln! Und wenn sie uns hundertmal die „schönen Verse“ Wildenbruchs vordeklamieren:

„Bleib', Deutscher, du deines Schillers gedenk,
„So wirst du bleiben, so wirst du leben“

wir strecken doch nicht unsere Waffen, nach wie vor werden wir mit flatternden Fahnen anstürmen gegen den dichten Wall, den verstockte Vorurteilsmenschen und spuckende Gespenster überwundner Vergangenheit auftürmen!

Und nun — nach diesem kleinen Intermezzo — Herrn Kraus das Wort. Also spricht der Unfehlbare: „An die Stelle (Kraus sprach von der „konventionellen Moral“, die nun gründlich gebrochen) haben sie ein Tohuwabohu der heterogensten, wirrsten und unabgeklärtesten Ideen gesetzt, krause Gedankenfäden, die sie den idealen(!) Gespinnsten der Franzosen, Russen und Skandinavier ausgezupft haben. (!!!) In Deutschland herrscht gegenwärtig eine litterarische Walpurgisnacht, wie sie Goethe wohl selbst in seinen kühnsten Phantasien schwerlich vorgeschwebt haben mag. . . . . Diese Leute nennen sich Realisten und sind dabei zum großen Teil Stubenhocker (!), die ihre Lebensweisheit aus Büchern geschöpft oder in Kneipen mit Damenbedienung erworben haben. Nirgends wird denn auch soviel gegen alles Reale, Natürliche und Wesenhafte gesündigt (!!), als in der realistisch-naturalistischen Litteratur.“ Und so weiter in derselben Leier. — Diese wenigen Excerpte genügen, um die salomonische Weisheit dieses Kritikers von Gottes Gnaden zu charakterisieren. Ich spare mir die Mühe, jeden einzelnen nonsens besonders festzunageln und zu kommentieren: Jeder Gesellschaftsleser wird sich ja hierüber selbst sein Urteil schmieden können.

Kraus wendet sich nach diesen Weisheitssprüchen zur Betrachtung der einzelnen Schriftsteller. Zuerst kommt Alberti ans blutige Kritikermesser. Dieser kommt noch so ziemlich glimpflich davon, wenn auch seine Novellen „unbedeutend und dilettantisch“ genannt werden und sein soziales Drama „Brot“ mit den lakonischen Worten abgethan wird: „A. hat unter ander. (?) ein kraftvolles Stück, das den Thomas Münzerschen Aufstand behandelt, unter dem Titel „Brot“ geschrieben.“ Punktum. Hat er's gelesen? wird der naive Leser fragen.

Kretzer, Conrad und Bleibtreu kommen am besten weg, von ein paar Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten abgesehen, wie z. B. diese: „Er (Conrad) ist übrigens von einer merkwürdigen Formlosigkeit und Ungetenkigkeit im Entwurfe. — Er beherrscht seinen Stoff nicht recht, sondern läßt sich ihn nur zu oft über den Kopf wachsen.“ Nun, man kann ja einem so vorsintflutlichen, konservierten Kopf nicht übelnehmen, wenn er einer vollständig neuen, umwälzenden Technik, wie sie C. in seinen Romanen ꝛc. übt, total kopflos, verständnislos, mit aufgesperrtem Mund gegenübersteht. Doch ein Ausspruch hat mich von Kraus freudig überrascht: „Conrad ist ein durch und durch nationaler Dichter.“ Dafür ein kräftiges Bravo, Herr Kraus! Auch Walloths Verdienste im historischen Roman kennt unser Herr Kraus an; daß er jedoch seinem Schaffen vollständig fremd ist, beweist der großartige Spruch: „Walloth ist in seinen modernen Dichtungen ebenfalls farblos.“ Ich schüttelte mich vor Lachen, als ich diese Worte las. Walloth farblos. Zum Totlachen. Ich glaub' auch, daß Kraus Böcklin jeden Farbensinn wegdisputiert.

Ich hab' mir die Hauptsache bis zum Schluß aufgespart, sie betrifft die Conradi-

Kritik dieses sauberen Herrn. Ich habe nicht genug Schimpfworte auf Lager, um die rohe, gemeine Ignoranz diesem einzigen Geist gegenüber zu bezeichnen. Pfui, Herr Kraus, lassen Sie doch Ihre schmutzigen Finger von einem Manne, den sie absolut nicht verstehen. Wie können Sie mit Ihrer toten Philisterseele an einem Manne herumkritteln, der himmelweit über Sie und über all jene Alltagsmenschen, die ihn zu Tode gehetzt, hinausragt!

Schämen Sie sich, schämen Sie sich und danken Sie mir, daß ich zum allgemeinen Gaudium hier nicht alle Ihre blödsinnigen, anmaßenden Aussprüche über Conradi excerpiere. Die beste Strafe wäre es eigentlich — doch ich unterlasse sie in meinem eigenen Interesse, denn der viele Kot ekelt mich. —

Darum für heute Gott befohlen, Sie prächtiger Kritikus. Doch ich will meine Seele tauchen in die reine, klare Luft Conradischer Muse und sie reinwaschen von all dem Dreck, den sie durchwaten mußte.

Ludwig Sturm.

Philosophie und Geschichte.

„Vom Baume der Erkenntnis“ nennt sich ein philosophisches Werk von Wilhelm Emanuel Backhaus (Leipzig, Rauert und Rocco). Es enthält Gedanken über Gesittung und Erziehung, Kunst und Wissenschaft, Staat und Gesellschaft, Gott und Natur, Kirche und Religion in längerer und kürzerer aphoristischer Form. Das Buch ist ein ernstes, gediegenes Werk. Nichts Gedrechseltes, Philisterhaftes — keine Schulweisheit — alles ist diktiert von einem ernsten, reifen Verständnis der Gegenwart, ihrer Kämpfe und Ziele. Eine Unsumme von Gedanken ist aneinander gereiht, die sich alle gegen den herkömmlichen Konventionalismus richten, gegen den Philistermaßstab, den die Heerdenmenschen so gern an alles legen. Es ist aber auch nichts Geistreich-Verschrobenes an diesen Früchten der Erkenntnis, alles ist einfach, natürlich, klar gedacht, nichts Krankes, nichts von der Dekadence und deshalb ist das Buch eine heilsame Lektüre inmitten des Wirrwarrs ähnlicher Bestrebungen.

„Das aristokratische Prinzip in Natur und Menschenleben“ heißt ein Werk des Dr. phil. Otto Schmidt, mit dem dieser dem Darwinismus den Krieg erklärt (Halle a. S., Schrödel und Simon). Sein Werk ist ein vergebliches gewesen. Grundwahrheiten wie die des Darwinistischen Systems beseitigt man nicht sogleich. Und dann — der Autor scheint mir einer von denen zu sein, die nur noch nicht wissen, daß sie eigentlich Darwinianer sind. Betrachtet man dieses sich Krümmen und Winden um die Darwinistische Weltanschauung, dieses „aristokratische Prinzip“ näher, so muß man unwillkürlich über diese krampfhaften Versuche lächeln, die durchaus einen neuen Grundstein für das Weltall finden wollen und kleine Prinzipien herausklauben — die selbst ein Darwin nicht läugnen würde, weil sie eigentlich schon in seinen großen Prinzipien enthalten sind. Das Buch ist sonst gut und flott geschrieben. Ein tüchtiges Ringen nach Wahrheit, ein klarer, oft begeisterter Stil. Zum Schluß ergeht sich der Verfasser in sonderbaren Wünschen, die nur einer gänzlichen Verständnislosigkeit der modernen Litteratur gegenüber entspringen können. Er schreit nach einer Vereinigung von Religion und Kunst. Ein gnädiges Geschick bewahre uns davor! Freilich in einigem hat er Recht, wie das ganze Buch als solches überhaupt recht lesenswert ist, wenn es auch nur als ein verfehlter Versuch gelten mag, die Darwinistischen Lehren in neue Schläuche zu füllen. Hätte der Verfasser mehr von der Gier, ein System zu bilden, Abstand genommen — sein Werk wäre viel besser geworden — auch sonst geht er viel zu nüchtern, zu tappend vor — das verträgt ein philosophisches System ganz und gar nicht, auch fehlt ihm das künstlerische Element und dafür bietet er nichts als Suche.

A. B. Sommerfeld.

Herder in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Abgefaßt von Gustav Hauffe. Borna — Leipzig. A. Jahnke. — Der Titel machte mich stutzig. Wobei nur, fragte ich, mag Herr Gustav Hauffe den großen Herder abgefaßt haben? In den Ideen zur Philosophie der Geschichte selbst? Oder, wie das jetzt so Mode ist, bei einem litterarischen Diebstahl in den besagten Ideen? Nichts von alledem! Herr Hauffe will uns einfach sagen, daß er das also betitelte Buch abgefaßt habe, und das wirkt wenigstens beruhigend. Im übrigen möchte ich dem Leser raten, lieber Herder selbst zu lesen, als dessen gutmütigen Wiederkäuer, der ja nichts dafür kann, daß nicht er „die Ideen zur Geschichte der Menschheit" geschrieben hat. Th. Schweizer.

Die Weltanschauung Friedrich Nietzsches. Dargestellt von Dr. Hugo Kaatz. Erster Teil: Kultur und Moral. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1892. — Das Buch sollte einen Doppeltitel haben: Die Weltanschauung Friedrich Nietzsches oder die Kunst, philosophische Bücher abzuschreiben, ohne daß der Staatsanwalt den Abschreiber wegen unerlaubten Nachdrucks belangen kann. Armer Nietzsche! Was mußt Du Dir nicht von Deinen sogenannten Freunden gefallen lassen! Die Einen übersetzen die tiefen, hohen, hellen Gedanken, die furchtbaren Fragezeichen und die tröstenden Antworten, die Dein sprachschöpferischer Geist einmal und endgültig in goldklares, klingendes Deutsch umgemünzt hat, in ein professorales Gelehrtenkauderwelsch, das „Stein' erweichen, Menschen rasend machen kann"; und die Andern sammeln, wie Jason und Medea des Absyrtos Gebeine, Deine auf Deiner Argonautenfahrt zerstückelten und zerstreuten Glieder, um aus ihnen mit echt deutscher Gründlichkeit einen ganzen Nietzsche-Leichnam zusammenzusetzen. Wie wagen es solche Totengräber, Dich, den Lebendigsten der Lebendigen, anzutasten? Wie erkühnt sich Herr Dr. Hugo Kaatz, in Deinem Löwenfell, Du liebes „blondes Raubtier", einherzustolzieren? Wie sagt doch Shakespeare?

„— — Weg mit der Haut des Löwen!
Und häng' ein Kalbsfell um die schnöden Glieder!"

Merken Sie sich das, Herr Doktor, und hüten Sie sich, Nietzsches Weisheit abzuschreiben und unter Ihr dürftiges Paragraphengerippe zu bringen. Noch giebt es priesterliche Wächter, die solche Tempelschänder zu züchtigen wissen.

Edgar Steiger.

Theorie der Geisteswerte von Albert Kniepf. Leipzig. C. G. Naumann. 1892. — Nietzsche hat Schule gemacht, das ist eine — nicht für ihn, wohl aber für seine Schüler traurige Thatsache. Auf allen Gassen machen sich die „Übermenschen" breit, die das böse jüdische Gewissen immer und immer wieder aus ihrem „Jenseits von Gut und Böse" aufschreckt; die „Einsamen", deren Ohr nach dem Beifallklatschen der verachteten Menge lechzt; die Verehrer der „Distanz", die mit ihrer Froschperspektive oben und unten verwechseln; die „Philosophen der Zukunft", die den „Pudel" des wissenschaftlichen Arbeiters, den ihr Herr und Meister segnete, von der Höhe „ihres eigenen geheimen Glücks" und — ihrer eigenen Unwissenheit herab vornehm belächeln; die geborenen „Aristokraten", deren ganzes nachahmerisches Gebahren so stark „nach Pöbel riecht"; die „Umwerter aller Werte", die auf den alten Sokrates schimpfen und den Pythagoras und seine der Verdauung schädliche Bohnenfurcht verherrlichen; kurz, die Dionysosschwärmer, die, wie die bocksbeinigen, weintollen, grimassenschneidenden Satyrn, um den leidenden, noch im Todesschmerz heiter lächelnden Gott, um den großen Unverstandenen ihren von nordischem Evoëgekreisch begleiteten Rundtanz aufführen. Lächelst Du wirklich, geheimnisvoller Dionysos-Nietzsche? Ja, aber Dein Lächeln ist bitter, wie das des leidenden Gottes. Sind das die „Übermenschen", von denen Du träum-

test? Diese „Herdentiere", die Dich zum „Leithammel" erkoren haben? Sie streiten sich um Deine Kleider, wie die römischen Kriegsknechte zu Füßen jenes Kreuzes, an dem der Gott mit der zweitausendjährigen Zukunft hing. Aber Paulus, der das verachtete Kreuz auf sein welterobernden Siegesbanner stickte, war nicht unter ihnen.

Ich glaube auch nicht, daß Albert Kniepf Friedrich Nietzsches Paulus sein wird. Dazu steht er zu sehr im Banne der Nietzscheschen Denk- und Sprachweise. Nietzsches größten Fehler und Widerspruch, seine durch und durch gefälschte Auffassung des sozialen Kampfes der Gegenwart, hat bis jetzt noch keiner von seinen Nachtretern erkannt, am wenigsten Kniepf, der das Märlein von dem „modernen Sklavenaufstand" gläubig nachbetet. Woher soll denn die Verjüngung der Welt, woher soll denn der „Übermensch" kommen, wenn nicht aus der ungebrochenen, in ihren machtvollen Instinkten noch nicht geknickten, durch und durch gesunden Volkskraft, die, ein moderner Barbar, gegen die durchseuchte, an der Doppelkrücke von Militär und Polizei schwindsüchtig einherhinkende Gesellschaft des Kapitalismus siegesfroh und siegesgewiß anstürmt? Hätte sich einer dieser Zukunftsphilosophen Mühe gegeben, zu dem verachteten Pöbel hinabzusteigen, er hätte gestaunt über die Fülle von neuen Kräften und Säften, die ihm dort entgegenquellen, er hätte, wie Bileam, seinen Fluch in Segen verwandelt und sich seines Liebäugelns mit einer durch und durch verpöbelten Aristokratie von Herzen geschämt. Die „Gleichmacherei", vor der sich diese Herren Zukunftsphilosophen so sehr entsetzen, ist ja nichts weiter als eine Erhöhung des allgemeinen menschlichen Niveaus und schafft die so geliebten und eifersüchtig geschützten „Distanzen", soweit sie in der Natur der Geister begründet sind, nicht aus der Welt. Wohl aber müssen all jene durch politische Macht und Besitz künstlich geschaffenen Distanzen, die den reichen Esel auf Kosten des an die Kette der Armut geschmiedeten Löwen füttern, so schnell als möglich in die Rumpelkammer der überlebten Vorurteile geworfen werden. Dann erst kommt der Darwinismus des Geisteslebens zur Herrschaft auf Erden.

Was Kniepf in seinem Buch über das „Problem der Philosophen" und über die „Horizonte der Philosophen" sagt, ist im Grunde nichts weiter als ein neuer Abguß Nietzschescher Gedanken. Die Schlagworte vom „Glück der Philosophen", von den „Distanzen", von der „Herrenmoral", von den verabscheuten „modernen Ideen" kehren hier fast auf jeder Seite wieder, und die selbstherrliche Verachtung der exakten Wissenschaft und Forschung, die bei Nietzsche bisweilen in eine stille Bewunderung des treuen Bienenfleißes der geistigen Arbeiter umschlägt, klingt in Kniepfs Munde wie eine knabenhafte Absprecherei über Dinge, die man sich nie in der Nähe angeschaut, an die man sich aus Trägheit nicht herangewagt hat. Dagegen enthält der Abschnitt über die „Psychologie der Religionen" manchen neuen und tiefen Gedanken. Die doppelte Art, wie in den ursprünglichen Naturreligionen und den späteren Moralreligionen das „Problem Mensch" gelöst wird, der ewige Kampf zwischen dem daseinsfrohen Volksmythus und der asketischen Priesterreligion, der sich von der Urzeit der Menschheit bis auf den heutigen Tag in immer neuen Formen abspielt, ist von Kniepf zum ersten Mal an der Wurzel erfaßt und in seiner ganzen Bedeutung für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft entschleiert worden. Der Begriff „Mythus" erhält — von dieser Höhe des Bewußtseins herab betrachtet — einen allerdings schon von Nietzsche angedeuteten universalen, über alle Zeiten und Völker sich erstreckenden Inhalt, und nichts ist natürlicher, als daß dieser um eine unendliche Perspektive bereicherte Mythus den Denker zur Kunst hinüberleitet, in der er, wie schon Nietzsche in seiner „Geburt der Tragödie", nichts als den Niederschlag dieser tiefsten und letzten menschlichen Lösung des Daseins-

problems erblickt. Ich gestehe, seine Bemerkungen zur „Psychologie der Kunst“ enthalten viel Wertvolles und Tiefdurchdachtes, soweit sie sich auf die Vergangenheit beziehen. Zwar wuchert auch hier, wie bei Nietzsche, eine üppige Romantik, die das alte Griechenland mit sehnsüchtigen Träumeraugen betrachtet und die historische Wirklichkeit in ein nie dagewesenes Ideal umfälscht. Man hat Homer, Pythagoras, Sophokles, Plato vor Augen und denkt sich die freien Griechen nach ihrem Bilde, — gut! Was würden wir aber zu unseren Enkeln sagen, wenn sie sich die Übergangsmenschen des 19. Jahrhunderts als lauter Nietzsches oder auch nur Kniepfs vorstellten? Daß bei einer solchen Betrachtungsweise die Gegenwart jedesmal als entartet, verkümmert und verkrüppelt erscheint, das lehrt uns schon — der Mythus vom Paradiese, den ich diesen neuen Mythologen zu nochmaligem Studium empfehle. Wer stets nach rückwärts schaut, der fälscht die Perspektive für die Gegenwart und Zukunft. Und das thut Kniepf da, wo er den Gesetzgeber für die heutige Kunst spielen will. Die alte Symbolik des Mythus ist begraben. Warum sollen wir sie künstlich wiedererwecken? Und in den greisenhaften „Nibelungen“ von Jordan wäre diese Erlöserthat geschehen? O heiliger Brahma! Haben wir nicht eine neue Symbolik, die Kunst selber, diese Wiederspiegelung des Lebens, diesen weltbejahenden modernen Naturmythus, der keiner Götter mehr bedarf? Edgar Steiger.

Münchener Flugschriften: Zur geschichtlichen Entwickelung des Gottesbegriffs. Vortrag am 4. öffentlichen Abend der „Gesellschaft für modernes Leben“ von Dr. M. Schwann. München, Poeßl. 91. Der Verfasser sucht in dem engen Rahmen eines Vortragabends die Entstehung, Entwickelung, Reinigung und Selbstzersetzung der Gottesidee von den Naturvölkern bis zur Gegenwart zu verfolgen. Er verfolgt das Innewerden des Absoluten als Sammelbegriff für die unkontrollierbaren Kräfte außer uns in seiner Fortentwickelung zur Verinnerlichung und liebevollen persönlichen Ausgestaltung im Polytheismus, den der Drang nach reiner Erkenntnis aber durch die christliche Anschauung von Gottes Wesen als reinem Geist ersetzt. Sobald dieser nun als Abstraktion der eigenen menschlichen Erscheinung angesehen wurde, verlangt seine Vorstellbarkeit die Ausarbeitung der Dreieinigkeit, dem Analogon zu dem fühlenden, erkennenden und wollenden Subjekt. Der Entwickelung des Dreieinigkeitsgedankens widmet der Verfasser eine besonders verdienstliche Darstellung, in welcher er dem ungemein tiefen Sinn dieser so absurd scheinenden Formulierung durch die psychologische Berücksichtigung des im Kampf ums Dasein nach möglichst vollzähligen Hilfstruppen sich umschauenden Menschen gerecht wird. Die Idee der Gottesmutter freilich denke ich mir anders entstanden. Die Forderung der Jungfräulichkeit geht natürlich von der sündigen Wertung der Materie aus; aber sie ist fürs erste nur die conditio sine qua non für die fleckenlose Inkarnation des Menschensohnes. Das brünstige germanische Mittelalter dagegen fand sich in seinem männlichen Teile nicht befriedigt durch den Anblick des männlichen Gottessohnes, für den nur das Weib in voller heißer Liebe erglühen konnte; da bot denn die Gottesmutter mit dem anziehenden Geheimnis der virgo intacta ein willkommenes Objekt und ihre Verehrung bildet dann die Parallele zu dem sinnlich sentimentalen Jesuskult. (Einen Anhaltepunkt für diese Anschauung geben die modernen „Maiandachten“.)

Der Verfasser glaubt nun, daß unsere heutige Erkenntnis, die den Dualismus zwischen dem unendlichen All und der endlichen Welt ablehnt, der Absolutes und Relatives nur Produkte verschiedener Anschauungspunkte sind, die den ewigen Geist in uns selbst eintreten läßt mit Ablehnung jeder extramundalen Beeinflussung und Bevormundung, daß, sage ich, diese heutige

Erkenntnis nach Überwindung des Pantheismus als letzter Station der mythologisch-religiösen Ära den absoluten Monismus fordere, indem sie die Vergottung des Menschen zur Menschwerdung Gottes im Individuum vollzieht.

Ich gebe dem Verfasser vollständig das Recht zu dieser Entwickelungsdarstellung — nach einer Seite hin. Wo es sich um Welterklärung und Weltanschauung im mechanischen Sinne handelt, kann der moderne Mensch nicht anders. Es ist eine Feigheit einer ängstlichen Frömmigkeit, wenn sie die festliegenden Resultate der modernen Naturwissenschaft aus Besorgnis um ihren Glauben ableugnen will. Unser empiristisches Zeitalter stellt einen schneidigen Urteilsspruch über die seit dem Mittelalter und auch heute noch unheimlich grassierenden Gottesbeweise im Zurückgehen auf die unkontrollierbare causa causarum als finis dar. Und doch habe ich noch eine Hilfsquelle für die Belebung meines religiösen Gefühls, die unabhängig vom Erkennen alle Zeit durstige Gemüter tränken und erquicken wird. Warum kommen in dem ganzen Vortrag die Namen Christus und Luther gar nicht vor? Weil das historische Persönlichkeiten sind, brutale Thatsachen, wie Ranke sagt, die sich nicht in ein Gedankenschema hineinreihen lassen, das auf einen im Voraus festgelegten Zielpunkt hinauslaufen muß. Es handelt sich bei der Betrachtung Jesu nicht um eine mechanische Weltanschauung, die immer vom jeweiligen Standpunkt der Naturwissenschaften abhängig ist, sondern um die Weltwertung, um die Frage, was uns, was dem Ich die Weltvorgänge des mechanischen und geistigen Lebens wert sind und bedeuten. Wer von der großartigen Persönlichkeit Christi, deren moderne Prospektion wir am besten in dem Vollmenschen Luther finden, innerlich erfaßt und gefaßt wird, der wird sein Kindschaftsverhältnis zu dem göttlichen Vater nicht als gutmütige Einbildung auffassen, der wir entwachsen sind, sondern wird an die Realität solcher Herzensvorgänge, die den Menschen frisch und frei machen, glauben. Wer in der Brust den unverwüstlichen Glauben an die Macht und den Sieg des Echten und Ewigen hat, der unterstellt sich damit unbekümmert um alle Kausalitätsgesetze der mechanischen Welt, dankbar und hoffnungsvoll der liebevollen Allmacht, die alles so herrlich regieret für den, der sehen will. Das soll natürlich kein Opiat für Männer sein, die die jämmerliche Gegenwart aus ihrem Schlamm ziehen wollen — Heil ihnen! —, sondern eine kräftige und fröhliche Unterstützung bei ehrlicher Arbeit und momentanem Mißerfolg. Es muß uns doch gelingen. Nur Mut!

P. S.

Der Imperator (Napoleon 1814). Von Karl Bleibtreu. — Auf den militärischen Inhalt dieses umfassenden Gedankenwerkes können wir hier nicht näher eingehen. U. a. weist Bleibtreu aktenmäßig nach, daß man die Verluste des Imperators in diesem größten Kampf seines Lebens sehr übertrieben hat, während er den Verbündeten stets weit stärkeren Abbruch that. Mit den Zahlenangaben der Verbündeten hat es nie seine Richtigkeit, sie sehen gemacht aus, um eine runde Ziffer zu erzielen. Bleibtreu wendet eine eigentümliche Methode hierbei an, indem er ein Siebentel für Strapazen von der ursprünglichen Truppenstärke abrechnet und den fehlenden Rest, soweit man ihn nach den Verlustangaben nicht unterbringen kann, auf die einzelnen Gefechte verteilt, wodurch man den traditionell überlieferten Verlustziffern stets bedeutend zulegen muß. — Wenn einige Historiker (Bernhardi und Thielen) die Verbündeten geringer an Zahl veranschlagen, so ist dies meist ein Fechten um des Kaisers Bart, da die späteren Nachschübe absichtlich übersehen werden. Ob z. B. Schwarzenberg mit nur 180000 oder mit 230000 Streitern einrückte, kommt aufs Gleiche hinaus. Jedenfalls musterte er, nach Abgang von 50000 Mann als Südarmee,

noch Ende Februar 130000 Mann, und hierauf allein kommt es an, weil erst von da an das „Böhmische Heer“ als vereinte Masse operierte. — Bleibtreu hat die strengste Unparteilichkeit bewahrt und auch übertriebene Angaben französischerseits abgelehnt. Ein wahrhaft unbefangener Darsteller sollte ja natürlich in Franzosenfresserei und Napoleonhaß schwelgen! Zu solch kindlichem Chauvinismus vermochte sich jedoch der Verfasser nicht aufzuschwingen.

Dies Buch ist ein Protest — sowohl wider jene Militärkritiker und Politiker, welche die Weisheit eines Welt-Intellekts bekritteln, wo sie nicht begreifen und obendrein nicht mal gründlich studiert haben — als auch wider jene Moralprediger vom Schlage Taines, welche mit pseudosittlicher Entrüstung sich erdreisten, gegen den Imperator die biedere Philistermoral ins Gefecht zu führen: Fürchte Gott und das Kriminalgericht; beides, mein Sohn, gemäß dem Strafgesetzbuch! — Nein wirklich, Monsieur Taine, wir haben keine Geduld mit Ihnen! Vor Gott, vor dem Ewigen, hat der Übermensch „jenseits von Gut und Böse“ nichts zu fürchten, da er Gottes Willen vollstreckt; aber glaubt ihr, daß sein Andenken euch fürchtet mit all euren Mikroskopen? — Moral, Pflicht, Recht und andere „Tugenden“ sind nur Früchte der Umstände. Es giebt keine Sittlichkeit, sondern nur Sitten. Das einzig Feststehende, was niemals trügt, ist die Arbeit des Intellekts. Der höchste Intellekt hat immer die höchste Moral. Man muß nur Augen haben, um zu sehen.

Mathias Corvinus, König von Ungarn. Auf Grund archivalischer Forschungen bearbeitet von Dr. Wilhelm Fraknói. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Ungarischen übersetzt. Mit Titelbild, 48 Illustrationen und 8 Faksimiles. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 1891. — Am 8. April 1890 feierte Ungarn in dankbarer Pietät das Andenken seines großen Königs Mathias Corvinus, den 400 Jahre zuvor, inmitten kühner Unternehmungen, im Ringen nach Weltherrschaft, ein früher Tod ereilte. Man muß gestehen, daß die Rolle, die Ungarn bei so manchen großen Ereignissen der vergangenen Jahrhunderte gespielt hat, in der europäischen Geschichtschreibung bisher noch nicht nach Gebühr gewürdigt worden ist. Um so verdienstlicher ist die vorliegende Biographie, die, so erschöpfend sie dem Auge des Laien erscheinen mag, vom Verfasser selbst nur als der Vorläufer eines größeren Werkes bezeichnet wird, in dem er das gesamte in den Bibliotheken und Archiven Ungarns, Österreichs, Deutschlands und Italiens aufgespeicherte Material zu verwenden gedenkt. Die Aufgabe, die sich der gelehrte Verfasser hier gestellt hat, die Entwicklung der mächtigen Individualität des Ungarkönigs zu verfolgen, die leitenden Gedanken seiner weitverzweigten Thätigkeit klarzulegen und seine Beziehungen zu den auswärtigen Staaten zu schildern, hat er glänzend gelöst. Matthias' Jugendzeit und Königswahl, seine ersten Regierungsjahre bis 1464, die Anfänge seiner europäischen Politik, seine Kämpfe mit den ungarischen Magnaten, mit den Türken und mit dem Kaiser, sowie die Frage der Thronfolge werden auf das Anschaulichste geschildert, und am Schluß entwirft uns der Verfasser ein lichtvolles Charakterbild seines Helden, der als Heerführer, Staatsmann und Beschützer der Künste und Wissenschaften den größten Geistern der Renaissance beizuzählen ist.

—r.

Ägypten und Assyrien. Geschichtliche Erzählungen für Schule und Haus von Gaston Maspero. Übersetzt von D. Birnbaum. Leipzig. B. G. Teubner. 1891. — Ein treffliches Buch nicht nur für Schüler, sondern für alle Gebildeten, die für die großen Kulturen des vorhellenischen Altertums Interesse haben. Der Verfasser wählte mit Recht für jedes

der beiden Völker, deren Leben er schildern will, die Zeit, aus der die meisten uns erhaltenen Denkmäler stammen: für Ägypten die Zeit von Ramses II. (das 14. vorchristl. Jahrh.), für Assyrien die Zeit Assurbanipals (7. Jahrh.). Von seiner kundigen Hand geleitet, schlendern wir bald in Theben oder Memphis, bald in Ninive oder Babylon durch die Straßen der Stadt, treiben uns zwischen den Buden und Läden umher und achten auf das Gerede der Leute. Wir wohnen bald einer Hochzeit, bald einer Leichenfeier bei, machen einen altägyptischen Maurerstreik mit, besuchen den Pharao in seinem Palast, um die Hofsitte kennen zu lernen, und begeben uns zu einer Rekrutenaushebung, um darnach mit der Armee ins Feld zu ziehen. Mit einem Wort: Eine kurzgefaßte und dabei reich illustrierte Kulturgeschichte Ägyptens und Assyriens.

—r.

Soziale Litteratur.

Dr. Albert Schäffle, Die Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie. Drei Briefe an einen Staatsmann. 4. Auflage. Tübingen, Laupp.

Der Titel schon hat beim ersten Erscheinen dieser Schrift die Anhänger der sozialdemokratischen Parteilehre empört. Hermann Bahr antwortete sogar ganz prompt mit einer Gegenschrift „Die Einsichtslosigkeit des Herrn Schäffle.“ Er hat es damit jedoch zu keiner vierten Auflage gebracht. Schäffle, Professor seines Zeichens und Minister a. D., hat den 3. Brief dieser neuen Auflage stark ergänzt und auf die heutige Höhe der Sozialreformfragen getrieben.

Der Verfasser hat, soweit er nicht angegriffen wurde, sich gegenüber der Sozialdemokratie jeder Gehässigkeit enthalten. Schäffle hält ein weiteres Anwachsen derselben für nötig als Antrieb zur Weiterführung der sozialen Reform; auch erkennt er an, daß die scharfen Kritiker des demokratischen Kollektivismus große Schäden der liberalen Epoche aufgedeckt. Die mittelalterliche Korporation ist es nicht, was die positiven Bedürfnisse der neuen Zeit befriedigen kann. Der einzige Weg, die drohende Gefahr zu bemeistern, liegt in einer wahrhaft fortschrittlichen und neuzeitlichen Sozial- und Verfassungspolitik im Bunde mit allen erhaltenden Kräften, in der angelegentlichen Fortbildung der geschichtlich gegebenen Gesellschaft auch zur Befriedigung der jetzt notleidenden Klassen.

Der Kollektivismus „ist zweifellos ein konsequentes, das gesellschaftliche Gesamtleben erfassendes System äußerster Freiheit und Gleichheit aller Einzelnen in Volkswirtschaft, Staat, Familie, Erziehung, Kunst, Wissenschaft und Religion. Er ist auf die Spitze getriebener allseitiger Radikalismus. Er beliebt nicht höhere Organisationen für jede der verschiedenen Grundfunktionen privaten und gemeinsamen Lebens, sondern löst die schon bestehenden öffentlichen Organisationen auf und wirft sie durcheinander. Das echt Menschliche, was uns als Einzelne und als Gesellschaft vor den Tiergesellschaften und den kommunistischen Urhorden der Wilden auszeichnet, was uns über beide so unendlich weit hinaushebt, nämlich die fortschreitende Steigerung der Gemeinschaft und der Individualität zugleich, will oder kann wenigstens vom Kommunismus nicht weitergebildet, sondern nur in raffinierter und kosmopolitischer Allvermischung aller sozialen und individuellen Organisationen und Funktionen zurückgebildet werden.“

„Der Sozialdemokratismus fröhnt einem Berge versetzenden Glauben an die kommende Weltverbesserung, welche durch den Pessimismus seiner Kritik des Bestehenden noch widerlicher wird. Er begeht den fast wahnwitzigen Fehler, das Glücksproblem wesentlich als wirtschaftliche Verteilungsfrage aufzufassen, während jede Minute Familienglück, jede Stunde frommer Andacht, jede Sekunde schöpferischen Denkens, jeder Abend Geselligkeit, jedes Wort heiteren Verkehrs, jedes Streben nach Liebe, Freundschaft

und Achtung der Mitmenschen auf das Gegenteil und auf die nicht volkswirtschaftlichen Thatbestände des Glückes hinweist."

Der Sozialdemokratismus „erwartet, daß durch ihn alle egoistischen Triebe ausgerottet und die moralischen zu voller Entwicklung gebracht werden würden. Stets habe ich anerkannt, daß der schrankenlos waltende Kapitalismus für die Züchtung der Unmoral einen weitgedehnten, fruchtbaren Boden darbietet. Allein die schlechthinige Unmoral darf man selbst ihm so wenig zuschieben, wie dem Sozialreich die reine Moral. Für beide kommt die Moral, bezw. Unmoral eben nicht bloß aus dem „Produktionssystem", bezw. aus dem Privatkapital. Auch in der kapitalistischen Gesellschaft fehlen öffentliche und private Tugenden nicht; sie ist des Patriotismus, der Glaubensaufopferung, der Nächstenliebe aller Art, der Treue und Redlichkeit doch nicht so ganz bar. Andererseits ist es ungeheure Übertreibung, daß der Kollektivismus — zumal der mit allgemeiner Religionslosigkeit verbundene — schlechtweg nur die altruistischen Triebe der Aufopferung fürs Ganze und der Brüderlichkeit bestehen und steigen lassen, den unmoralischen Eigennutz aber verbannen würde. Der Kollektivismus so wenig, wie der Individualismus, der Demokratismus so wenig, wie der Aristokratismus begründen die reine Moral oder Unmoral. Der eine wie der andere wurzelt nicht entfernt nur im Volkswirtschafts- und Familiensystem. Tugenden und Laster würden im sozialdemokratischen Staat andere Formen und Richtungen annehmen, aber den reinen Tugendstaat würde auch die Sozialdemokratie nicht entfernt zuwege bringen."

„Die positive Sozialreform," sagt Schäffle, „ist noch lange nicht auf der ganzen Linie in Angriff genommen.

„Namentlich in den zwei Punkten, welche mir am wichtigsten erschienen sind — in der Ausbildung eines die Erb- und Kaufsüberschuldung abschneidenden Immobiliarverkehrsrechtes für den größten, nämlich bäuerlichen Stamm der produktiven Nationalarbeit und in der zeitgemäßen Fortbildung des Reichs-, Landes- und Gemeindeverfassungsrechtes ist bis jetzt — trotz Höferolle und Anerbenrecht und Heimstättengesetz — nahezu garnichts geschehen. Ich hege die frohe Aussicht, daß gerade die Ausdehnung der sozialdemokratischen Agitation auf das Land, der Feuereifer der Volkswahlagitation, die bei weiteren Wahlen zunehmende Stimmenzahl der „Arbeiterpartei" dahin wirken werden, die positive Sozialpolitik gerade auf diese obersten Aufgaben zwingend hinzudrängen. Eben damit wird die Sozialdemokratie wieder der Geist sein, der, stets verneinend, stets das Gute schafft. — Hat einmal die Sozialdemokratie auf der ganzen Linie der positiven Sozialpolitik ihre anregende Mission erfüllt, dann wird sie selbst bewirkt haben, daß auch das Proletariat die Zukunftstaube auf dem Dache des Sozialistenstaates sitzen lassen und mit den greifbaren Früchten der unter dem Angriff der Sozialdemokratie hervorgetriebenen Reformpolitik sich befreunden wird. Auch dann wird das heutige Heerlager der Sozialdemokratie nicht ganz abgebrochen werden. Die Mehrzahl wird die streikende Armee der radikalsten Reformrichtung werden und diese äußerste Linke einer positiven Sozialpolitik wird als Sauerteig des Fortschritts und als Gegengewicht gegen Rückfall in den geschehen lassenden Liberalismus dem wahren Fortschritt die besten Dienste leisten können."

Auch mit dem bekannten und noch immer vielgelesenen Buche Bellamys „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000" beschäftigt sich Schäffle in dieser vierten Auflage seines Buches. Er findet, daß Bellamy eine praktisch faßbare Organisation seines Zukunftsstaates gar nicht gebe, auch lasse er die jetzige Ehe und Religion unangetastet, was nächst dem Zauber seiner Darstellung einen Teil seines Erfolges erkläre. Bellamy sei zwar in Betreff der Güterzuteilung Kommunist, aber kein demo-

kratischer Kommunist, vielmehr Aristokrat und hochgradiger Autoritär. „Er fröhnt einer Mandarinen- und Medaillen- und Arbeitsarmee-Wirtschaft, wie sie kein Demokrat annehmen kann, und wie ich sie, wenn ich mich heute schon als am Morgen des 26. Dezember des Jahres 2000 kritisch nachdenkend mir vorstellen könnte, sicherlich — als zu chinesisch und zu schlafrockmäßig — auch nicht annehmen würde, obwohl ich doch den demokratischen Kollektivismus praktisch für immer als eine Unmöglichkeit ansehe."

„. . . . Bellamy ist Kommunist und Gleichheitsmann nur bezüglich des materiellen Güteranteils; bezüglich des Anteils an Ehre und Macht, Führung, Frauengunst ist er Aristokrat vom Scheitel bis zur Zehe, und darauf wird wieder Einiges von seinem Erfolge zurückzuführen sein. Nur erscheint mir sein Aristokratismus eben gar nicht praktisch; denn wie sehr bei fortgeschrittener Gesittung auch andere Kräfte des Wetteifers im Dienste des Ganzen neben der Erwerbssucht denkbar sind, das halte ich doch nicht für möglich, daß einerseits im Gebiet der wirtschaftlichen Leistungen und Bezüge die auch materielle Proportionalität zwischen Leistung und Genuß jemals ganz verschwinden, andererseits aber neben dem materiellen Güterkommunismus eine so große Ungleichheit der idealen Lebensgüter fortbestehen, und daß aus Beiden die allgemeinste Tugendhaftigkeit speziell die Wirtschaftlichkeit und die Produktivität erblühen könnte."

Nach dieser Kritik, welche nach unserem Empfinden nur beweist, daß der gesunde aristokratische Instinkt des dichtenden Bellamy sich recht gut behauptet gegen das bloß verstandesmäßige Urteil des Sozialpolitikers, giebt Schäffle selbst einen „Ausblick auf das Jahr 2000", mit der ausdrücklichen Versicherung, daß er hier nur sage, was er für möglich halte.

„Für möglich halte ich es, daß alsdann ein noch größerer Stamm öffentlicher Führung solcher wirtschaftlicher Geschäfte, welche heute in Industrie, Handel und Bergbau vom Privatkapital beherrscht werden, langsam und allmählich erwachsen, vorhanden sein wird, und daß darin — verglichen mit dem industriell-kommerziellen Kapitalismus von heute — ein ganz gewaltiger volkswirtschaftlicher Fortschritt erreicht sein, daß vielleicht ein weites taxmäßiges Hinausrücken über die heutige Bewertungs- und Vergeltungsweise der Produkte und der Dienste stattgefunden haben könnte, so daß der von Bellamy in den Staatsroman übersetzten Kritik des heutigen Industrie- und Handelskapitalismus praktische Gerechtigkeit widerfahren sein würde. Für möglich halte ich es, daß die mehr öffentliche Volkswirtschaft des Jahres 2000 lenkbar sein könnte und daß dieselbe verglichen mit gewissen Sphären vom heutigen industriell-kommerziellen Kapitalismus einen Fortschritt zum Besseren, zum Vorteil der selbst dann noch fortbestehenden landwirtschaftlichen Privatproduktion darstellen könnte. Käme im Laufe einer längeren Zeit wirklich öffentliche Geschäftsführung in größerem Umfange zu Stande, so würde dies wesentlich die Wirkung des Kapitalismus selbst sein, sofern er in Industrie und Handel aus der Konkurrenz ins Monopol umgeschlagen und einzeln oder verbandsweise zur gemeinschädlichen, die Masse der Unternehmer selbst verschlingenden, die Arbeiter knechtenden, schließlich geradezu unerträglichen Geldherrschaft entartet wäre. Den Folgen solcher Selbstüberlebung des Kapitals ohne Umsturz zu steuern, hätte der Staat des verfassungsmäßig gemilderten allgemeinen Stimmrechts zweifellos bis zum Jahre 2000 die volle Befähigung gehabt, aber überstürzt würde er sich wohl nicht haben.

Dabei könnte die Frauenarbeit eine wohlgeregelte Organisation gefunden haben. Der Arbeiterschutz könnte zu weit höherer Entfaltung gelangt sein. Die Vermögens- und Einkommensungleichheit könnte bedeutend gemildert sein: mit Beseitigung

der Riesenreichtümer und der Massenarmut könnte ein unvergleichlich höheres und wohlhabenderes Mittelstandsdasein des ganzen Volkes erreicht und technisch möglich geworden sein. Dann aber müßte die Berufsteilung für alle gesellschaftlichen Funktionen auf eine nie erreichte Höhe gebracht und die individuelle Sonderentfaltung Aller mit den Interessen der Gemeinschaft in vollen Einklang gesetzt sein.

Ob sich die Entwicklung nach dieser Seite neigen wird, hängt davon ab, daß kein kommunistischer Umsturz im Innern erfolgt, und daß das internationale Völkerleben einen günstigen Verlauf nimmt. Nur ist die internationale Verbrüderung des demokratischen Kommunismus eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Nun sieht sich der Besitz ja zu solcher Verbindung auch schon gedrängt, und die Regierungen reichen sich sozial-politisch stark die Hände. Vielleicht bringen endlich gerade diese Thatsachen die Völker einander näher, und sie dienen vielleicht dem politischen wie dem sozialen Weltfrieden, um nicht bloß sozial, sondern allgemein-politisch einen neuen Zustand herausarbeiten zu helfen, welchen die „Friedensapostel“ ersehnen, die Kongresse der Künstler, Gelehrten, Hygieniker u. a. schon vorbereiten, zum Durchbruch aber allein nicht zu bringen vermögen. Möge das so kommen!“ — — —

M. G. C.

Ferdinand Avenarius schreibt in seinem „Kunstwart“ zu den neueren sozialen Schriften: „In den soeben in deutscher Übersetzung (bei S. Fischer in Berlin) erschienenen „sozialen Betrachtungen“ behandelt Graf Leo Tolstoi mit bitterböser Satire und unter allen Anzeichen tiefster Erregung das Thema „Geld!“ Zolas neuester Roman, der fast den gleichen Titel führt, ist erst kürzlich in diesen Blättern angezeigt worden. Es kann kein deutlicheres Zeugnis geben für den Unterschied zwischen dem, was die heutige Kunst erstrebt, die der notwendige Ausdruck der geschichtlich gewordenen Verhältnisse von heute ist, und dem, was die Kunst von ehedem erstrebte, als diese Beschäftigung zweier der bedeutendsten Schriftsteller mit dem Problem des „Geldes“. Das riesenhafte Anwachsen der Macht des Kapitalismus, die gewaltige Reaktion gegen sie durch die soziale Gährung allerwärts — das sind die beiden Gewitterwolken, die von verschiedenen Himmelsgegenden her so düster emporwachsen, daß sie die blaue Ätherwelt heiterer Poesie von ehedem zu verdecken drohen. Wir mögen das bedauern so viel wir wollen, wir müssen uns in der Welt einrichten, wie sie ist, wir dürfen wohl zur Erholung in eine freundliche Traumwelt phantastischer Märchenpoesie uns flüchten, nicht aber eine pseudo-realistische Dichtung erlogener besserer Zustände hinnehmen als eine Dichtung der Wirklichkeit. Ja, wir müssen uns in der Welt einrichten — aber unser Trost wird nicht lange ausbleiben, haben wir das erst ernstlich gethan: er wird sich uns bieten durch die Erkenntnis von wahrhaft Bedeutendem und Großem, das die Welt jetzt an allen Enden zeitigt und für das wir unsere Augen nur schulen mußten. Deshalb darf auch der Kunstfreund von heute an Schriften nicht vorübergehen, die zur Erkenntnis der Gegenwart Führerdienste leisten.

Ein solches Buch sind die „Sozialen Briefe aus Berlin, 1888 bis 1891“ (Berlin, Pfeilstücker), die Otto von Leixner herausgegeben hat, ein Schriftsteller, dem wir schon längst eine eigene kleine Studie im „Kunstwart“ zu widmen wünschen. Das Buch, das eine Sammlung an und für sich zusammenhängender Beiträge der „Kölnischen Zeitung“ darstellt, ist „mit besonderer Berücksichtigung der sozialdemokratischen Strömungen“ geschrieben, an die der Verfasser als unbedingter Gegner, aber mit dem ehrlichen Bemühen nach Gerechtigkeit herantritt. Wir müssen gestehen, daß wir den Hauptwert seiner Schrift trotzdem in jenen Abhandlungen

finden, die das Leben der höheren *Gesellschaftskreise* der Reichshauptstadt behandeln, denn die Rücksichtslosigkeit, mit der hier Schwäche, Phrasenhaftigkeit und Fäulnis als das, was sie sind, bezeichnet werden, ohne daß billiges Schelten den Eindruck von Sachlichkeit beeinträchtigte, muß auf den ernsteren Leser überzeugend wirken. Aber auch die Studien aus der *sozialdemokratischen Welt* sind sehr wertvoll für den, dem eigene Beobachtungen hier fehlen. Was nun die Mittel zur Besserung anbelangt, so müssen wir uns hier zu einer grundsätzlichen Überzeugungsverschiedenheit von Leixner bekennen. „Die besitzenden und gebildeten Stände müssen an sich selber die Gesittungsarbeit vollziehen." Leixner verweist uns in der Hauptsache auf den Weg der Freiwilligkeit, eine besser gewordene Menschheit soll in christlicher Liebe helfen und versöhnen. Ja, wenn sie sich nur soweit bessern kann, ehe die heutige Gesellschaftsordnung zu Grunde geht! Wir sind doch alle der Überzeugung, daß der *Staat* das Richtige that, als er sich *nicht auf den guten Willen der Besitzenden* verließ, sondern zu den ersten Abgaben an die Minderbemittelten gesetzgebend *zwang*, und betrachten diesen Weg zwar nicht als den einzigen, wohl aber als denjenigen, der am schnellsten vorwärts führt. Daß der Sozialismus an Stelle der Wirkung des guten Willens die einfache Folge staatlicher Einrichtungen und an Stelle des Wohlthatenempfangs schlichtweg den Genuß eines Rechtes setzen will, darin werden manche wohl gerade eine ethische Stärke sehen, die ihm eignet."

Wird die *Sozialdemokratie* siegen? Ein Blick in die Zukunft dieser Bewegung. Von *Leopold von Kunowski*. 5. Aufl. Bielefeld 1891, Velhagen u. Klasing. (VI, 278 S.) 1 ℳ. — Das ist eine Schrift, welche die vollste Aufmerksamkeit aller Kreise verdient und diejenige vieler schon gefunden hat. Verfasser stellt sich vier Fragen. 1. Ist die Sozialdemokratie wirklich gefährlich? Nach einer gründlichen Umschau über ihre materiellen und idealen Mittel, ihre treibenden Motive, die Ohnmacht ihrer Gegner und Ähnliches, kommt er zu dem Resultat (S. 63), daß die Sozialdemokratie wirklich gefährlich ist und daß sie keineswegs eine nur vorübergehende, durch unbesonnene Gesetzgebung und Verwaltung hervorgerufene Bewegung ist. 2. Wird die Sozialdemokratie wirklich den Sieg erringen? Ein Abschnitt reich an wahren und von offenem Blick für die Zustände unserer Zeit zeugenden Beobachtungen und richtigen, wenn auch deprimierenden Aufstellungen. Kunowski antwortet: „Ja! es wird nach menschlichem Ermessen, wenn nicht eine bis heute noch nicht vorauszusehende innere Umwandlung des Volksgeistes eintritt, vermutlich in den nächsten Jahrzehnten einmal eine Katastrophe, ein Moment der Überwältigung der bestehenden Gewalten durch die Sozialdemokratie eintreten." Der 3. Abschnitt: Wird dieser Sieg segensreich sein? giebt eine eingehende, klare und treffende Kritik der Grundzüge des sozialistischen Zukunftsstaates. Wir geben die Inhaltsüberschriften dieses Abschnittes, den man wohl den wertvollsten Teil des Buches nennen kann: „Grundlehren der Sozialdemokratie; Aufhebung des Privateigentums an den großen Produktionsmitteln; Verwerfung des Kommunismus durch die Sozialdemokratie; Die kleineren Produktionsmittel; Freiheit der Wahl des Berufs im Sozialstaate; Freiheit im gewöhnlichen Leben; Freizügigkeit; Verwaltungsbehörde im Sozialstaate; Bestimmung der Thätigkeit der einzelnen Bürger; Prüfung und Schätzung der Thätigkeit; Besoldung der Behörden; Feststellung des Gesamtertrags; Umfang der Beamtenthätigkeit im Sozialstaat; Vorbildung der Beamten; Gedeihen der gemeinschaftlichen Betriebe; Das Kapital; Geldverkehr; Geld als Tauschmittel; Arbeitszertifikate; Geld als Wertmesser; Geldverkehr mit dem Auslande; Geistige Arbeiter; Gedeihen von

Kunst und Wissenschaft; Los der Nichtarbeitenden; Fürsorge für die moralisch Kranken; Rechtspflege; Ehe und Familie; Heeresverfassung". Das Resultat aber lautet (S. 231): „Nein! Der Sieg der Sozialdemokratie wird nicht segensreich sein. Er wird den Einzelnen nicht größere Freiheit bringen, sondern allen eine Sklaverei von der Wiege bis zum Grab, ärger, als sie jemals früher einzelne Klassen der Völker betroffen hat; er wird ihnen nicht bessere und gerechtere Früchte ihres Fleißes bringen, sondern mit der Zeit die Vernichtung aller Berufsfreudigkeit und Erfindungskraft, alles nationalen Wohlstands, nicht größere Lebenslust, sondern, wenn der Sozialstaat auch nur wenige Monate bestände, Überdruß und Langeweile in einem grenzenlos einförmigen und geistlosen Dasein; nicht das, was heute viele redliche Sozialdemokraten selbstlos hoffen, ein besseres Los für ihre, auch ihnen teuren Kinder, sondern die kalte Zerstörung alles Familienglücks; nicht eine neue verständige Gesellschaftsordnung, sondern den allmählichen Untergang aller Ordnung, aller höheren Geisteskultur, welche frühere Zeiten dem Menschengeschlecht geschaffen haben, nicht Kraft und Sicherheit des Sozialstaats, sondern grenzenlose Hilflosigkeit desselben jedem nicht-sozialdemokratischen Ausland gegenüber, welches sich die Grundlagen der Kultur noch bewahrt hat." Ein kurzer IV. Abschnitt verneint die Frage: Wird die Sozialdemokratie den Sieg behalten?

L. M.

„Die Enterbten, Verlorenen und Gefallenen." Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Weibes. Von Gräfin Gisela von Streitberg (Gräfin G. Bülow von Dennewitz.) Berlin und Leipzig, Alfred H. Fried u. Co. — An der Hand von Thatsachen streift die Verfasserin durch ein Gebiet, in das weibliche Augen, nach den hochwohlgeborenen Gesetzen unserer öffentlichen Moral, nicht einmal hineinsehen sollten. Sie zeigt sich als eine unerschrockene Verfechterin ihrer Ideen, und wenn das Buch noch ein wenig eigenartiger geschrieben wäre, wenn es mehr stilistische Physiognomie hätte — wäre es immerhin eine bedeutsame Erscheinung inmitten unserer gesellschaftlichen Bärenhautlümmelei. Bücher, wie die Egidyschen „Ernsten Gedanken" und wie das vorliegende, zeigen doch wenigstens, daß der brüllende Löwe der Zeitidee auch in den oberen Kreisen umgeht, wenn sie auch keine bedeutsame Entwicklung oder Umwälzung veranlassen können. Auch die Gedanken, denen die Verfasserin Ausdruck giebt, sind Gemeinplätze, auf denen jährlich viele Geistesritter auf den Büchermarkt reiten. Es hilft nichts, die Schäden, an denen der Gesellschaftsleib krankt, aufzudecken. Der ganze Krebsschaden liegt ja tiefer, ist in dem kranken Verhältnis zwischen Mann und Weib zu suchen, das Tolstoi mit Bruder- und Schwesterliebe gesühnt haben will. Ehe man nicht von Grund aus den Boden umgräbt, haben solche Schmerzensschreie gar keine Bedeutung. Sie sind nur Zeitdokumente, welche vielleicht eine spätere Zeit wieder hervorsuchen wird. Immerhin verdient der Mut der Verfasserin, mit dem sie sich an heikle Probleme gewagt hat, Anerkennung, obwohl ich der Schrift einen besseren Stil gewünscht hätte. Manchmal ist dieser beleidigend alltäglich. Auch mehr Größe der Weltanschauung hätte nichts geschadet. A. v. Sommerfeld.

Die falsche Moral im Leben des Weibes. Von Gräfin Gisela v. Streitberg. Berlin und Leipzig, Alfr. H. Fried u. Co. 85 Seiten. Aus dem Inhalt: 1. Die herkömmliche Moral. 2. Die Lehre vom Gegensatz der Geschlechter. 3. Die schädlichen Konsequenzen irriger Voraussetzungen. 4. Selbsttäuschung und Pharisäertum. Das sieht sich von weitem sehr tapfer und pikant an, ist aber weder das Eine noch das Andere. Die Verfasserin hat eine außerordentliche Gabe, kaum fertig gezeichnete Linien sofort wieder zu ver-

wischen, den Problemen ihre Schärfe und Tiefe zu nehmen. Vor lauter Worten kommt sie nicht zur Sache — und am Ende ihrer wortreichen Hin- und Hertippereien ist der Leser so klug wie zuvor. Hat die Verfasserin bloß zur Zerstreuung geschrieben, so hat sie wohl ihren Zweck vollkommen erreicht. M. G. C.

Französische Litteratur.

George Bonnamour (Jules Couturat), Représailles. (Paris, Savine.) Auf allen Gebieten des menschlichen Schaffens macht sich das Verlangen nach Arbeitsteilung und Spezialisierung von Tag zu Tag mehr geltend; auch die Litteratur kann sich der gewaltigen Zeitströmung nicht entziehen und wird mehr und mehr auf den Weg der Spezialforschung gedrängt.

Der moderne französische Schriftsteller folgt also nur dem Zuge seiner Zeit, wenn er sich auf dem großen Arbeitsplan ein begrenztes Feld aussucht, das er nach allen Richtungen hin durchforschen kann: der litterarische Oberbau früherer Zeit, der ein möglichst weites Gesichtsfeld zu umspannen trachtete, hat eben einem komplizierten Tiefbau Platz gemacht. So beginnt sich der französische Realismus in eine Anzahl Sondergruppen zu spalten, die bemüht sind, den realistischen Gedanken zeitentsprechend fortzuentwickeln, und da den jungen Litteraturspezialisten die schlichte Bezeichnung Realismus für das betreffende Genre, das sie pflanzen, zu farblos erscheint, so wählen sie sich irgend einen Namen, der ihnen geeignet erscheint, ihre litterarische Eigenart schärfer zu präzisieren. Sehr zum Entsetzen pedantischer Litteraturhistoriker, die peinlichst darüber wachen, daß in den Fächern des Litteraturschranks die notwendige Ordnung nicht gestört werde, tummeln sich in der litterarischen Arena heute eine Menge von Schulen, die sich Symbolisten, Funambulisten und Gott weiß wie sonst noch nennen. Zum Glück für die Entwicklung einer freien, die Wirklichkeit unverfälscht wiederspiegelnden Kunst kennt das realistische Glaubensbekenntnis kein starres Dogma: hier kann ein Jeder nach seiner Façon selig werden und seine Wesensart voll ausleben. Von dieser ungehemmten Bewegungsfreiheit macht der junge Nachwuchs der französischen Realisten denn auch den ausgedehntesten Gebrauch. Die Regsamkeit und Arbeitsfreudigkeit der jungen Künstler, die heute am Werke sind, bewahrt den Realismus am Besten vor gefährlicher Stagnation, auf der anderen Seite bietet der gesunde Sinn und die frische Kraft der neuen Generation eine sichere Gewähr dafür, daß die fortschrittliche Bewegung nicht in öden Spezialismus und trockene Sondersimpelei ausartet. Brave Leute vom Schlage Derer, die da nicht alle werden, bringen es freilich fertig, aus der naturgemäßen Evolution der modernen Litteratur den Anfang vom Ende des bösen Realismus herauszuwittern. Es will in den harten Schädel dieser Litteraturweisen durchaus nicht hinein, daß auch in der Kunst Stillstand immer Rückschritt bedeutet. Nun, der Realismus hat sich noch nie so gesund und kräftig gezeigt wie gerade jetzt, und das wütende Kläffen der Meute beweist am Besten, daß wir reiten.

Daß von den kühnen Entdeckungsfahrten jungrealistischer Heißsporne manches Unreife und Geschmacklose mit zurückgebracht wird, ist ebenso selbstverständlich wie die Erwägung, daß auf die sonderbaren Namen, die sich die verschiedenen Schulen hier und da beilegen, nicht eben viel Wert zu legen ist. Der kritische Beobachter der Litteraturströmungen im modernen Frankreich wird daher gut thun, sich an das äußerliche Gebahren des Sonderrealisten nicht besonders zu kehren; ihm kann es herzlich gleichgiltig sein, unter welchem Spezialtitel der betreffende Autor selig zu werden hofft, sofern nur seine Arbeit den Forderungen entspricht, die man an ein modernes Kunstwerk zu stellen berechtigt ist. Wir nehmen

daher stillschweigend Kenntnis davon, daß Jules Couturat, der Verfasser des oben genannten Romans, nebst seinem Bruder Gaston der „école funambulesque“ beigezählt sein will, konstatieren dagegen mit Vergnügen, daß der hochbegabte Autor die Erwartungen, die sein erster Roman „Fanny Born“ in der litterarischen Welt erweckte, mit seinem neuesten Werk weit übertroffen hat: er erweist sich auch hier wieder als warmblütiger Künstler, der mit scharfen Augen in die Welt hineinlugt und das Typische der Erscheinungsform sicher zu fixieren weiß. Die Geschichte der Frau, die, von ihrem Gatten betrogen und gedemütigt, Repressalien übt, indem sie sich dem erstbesten Roué, der ihr begegnet, blindlings in die Arme wirft, die sich, nachdem sie auch von ihrem Liebhaber getäuscht, resigniert unter das eheliche Joch beugt und in der sauer erworbenen Erkenntnis, daß alles verstehen alles verzeihen heißt, hoffnungs- und freudlos fortvegetiert, ist zwar nicht eben neu, wird aber psychologisch fein entwickelt und nimmt in dem Buche selbst so wenig Raum in Anspruch, daß sie nur als Nebensache betrachtet werden kann. Couturat kam es in den „Représailles“ vor allem darauf an, die hauptsächlichsten Vertreter unserer erdärmlichen Fin-de-siècle-Gesellschaft in ihrer ganzen nüchternen Hohlheit zu kennzeichnen, und diese Aufgabe ist ihm über Erwarten geglückt. Es ist eine ganze Musterkarte von Gesellschaftstypen, die der Autor in greifbarer Plastik und sprechender Porträttreue vor dem staunenden Auge des Lesers hier Revue passieren läßt: Parlamentarische Phrasendrescher, Berufspolitiker, fragwürdige Vertreter des Großkapitals, Journalisten, Theatervolk, kurz das ganze Heer strebender Marionetten und schmarotzender Charlatans, die den Geist unserer Zeit so anschaulich illustrieren, hat sich in den „Représailles“ Rendez-vous gegeben. Es ist kein Wunder, daß der Autor bei der Charakterisierung dieses sauberen Menschenmaterials oft von gerechtem Zorn übermannt wird: der Romancier überläßt das Wort dann dem leidenschaftlichen Pamphletisten, der auf die moralisch versumpfte Gesellschaft von heute wuchtige Peitschenhiebe niedersausen läßt.

Brada ist ein routinierter Schriftsteller aus der alten Schule, der über eine ausgeglichene Technik verfügt und die Mache des litterarischen Handwerks aufs beste versteht. Sein neuer Roman „L'Irrémédiable“ (Paris, Plon, Nourrit & Cie.) ist nach dem bei sensiblen Seelen so beliebten idealistischen Fabulierrezept zubereitet, geleckt und spannend geschrieben, mutet dem Leser weder schädliche Aufregungen noch unbequeme geistige Anteilnahme zu und ist wegen all dieser Vorzüge eine halbe Stunde nach beendeter Lektüre der verdienten Vergessenheit anheim gefallen. So empfiehlt sich das Buch als zeitkürzende Unterhaltungslektüre dem großen Haufen der Romanleser, die das berechtigte Verlangen haben, vor dem Einschlafen ein gutes Buch zu lesen. — Im gleichen Verlage ließ Henry Gréville, der geschwätzige Liebling unserer der Schule entwachsenen höheren Töchter, ein neues Opus unter dem Titel „L'Héritière“ erscheinen. Die Produktion der Gréville'schen Fabrik nimmt geradezu beängstigende Dimensionen an, bei dieser rasenden Arbeitswut dürfte das Angebot bald stärker als die Nachfrage sein!

An die Freunde interessant geschriebener geschichtlicher Erzählungen wendet sich der historische Roman „Beau Page“ von Pierre Sales, (Paris, Flammarion). Der Titelheld ist ein Edelpage des Prinzen Condé, ein wackerer Degen und gefährlicher Herzensbrecher, der im Dienste seines Herrn ungezählte Waffenthaten und in eigener Sache die verwogensten Liebesabenteuer besteht. Neben ihm und seinem Gebieter greifen vornehmlich der Herzog von Guise, der Kardinal von Lothringen und Katharina von Medici in die vielverschlungene Handlung ein. Sales hat viel Sinn für dramatische Steigerung der Aktion und theatralisch wirksame Gruppierung der Situationen und

versteht es dank diesen Eigenschaften das Interesse seiner Leser bis zur letzten Seite gespannt und rege zu erhalten.

Charles Virmaitre, der pikante Enthüller der intimsten Geheimnisse des galanten Paris, bietet in seinem „Paris-Cocu“ (Paris Genonceaux) brillant gemalte Einzelbilder aus dem Eheleben der Pariser „Monde“, die in ihrem Zusammenhange betrachtet eine nicht üble Naturgeschichte des Ehemannes fin-de-siècle repräsentieren. Da der kompetente Verfasser diese eleganten Ehemänner samt und sonders als betrogene Betrüger ansieht, so kann man ihm kaum Unrecht geben, wenn er seinen pessimistischen Anschauungen gleich auf dem Titelblatte deutlichen Ausdruck verleiht. Virmaitre illustriert seine Pathologie des Hörner tragenden Ehemanns durch eine Unmenge pikanter Anekdoten, die den Morast, in dem die gute Gesellschaft, die in Wahrheit die schlechteste ist, die man sich denken kann, bis über den Hals versunken ist, grell beleuchten. So bildet „Paris-Cocü“ trotz seiner lustigen Außenseite einen lehrreichen Beitrag zur Physiologie der modernen französischen Ehe, und in diesem Sinne sei das im echten Pariser Plauderton geschriebene Buch unsern Lesern auch bestens empfohlen.

Eine gemütlich-witzige Satire im fast vergessenen Genre Henri Monniers ließen zwei junge Schriftsteller, Gaston Donnet und René Dubreuil, soeben als litterarischen Erstling bei Kistenmerkers in Brüssel erscheinen. Der in Dialogform gehaltene Roman nennt sich „Monsieur et Madame Morale“ und persifliert in köstlicher Weise das Spießbürgertum der kleinbürgerlichen Pariser Gesellschaft mit seinem beschränkten Geisteshorizont, seiner ängstlichen Prüderie, seiner sentenziösen Alltagsweisheit und der drolligen Steifheit seiner mühsam erlernten äußeren Umgangsformen. Die beiden Debutanten, die Aurelien Scholl in einer fein geschriebenen Vorrede dem Publikum vorstellt, lassen ihrer guten Laune frei den Zügel schießen und sind unerschöpflich in der Hervorbringung ihrer komischen Einfälle. Der kannegießernde Ton dieser braven Philister, die sich mit wenig Witz und viel Behagen über die großen und kleinen Fragen des menschlichen Lebens verbreiten, ist ganz prächtig getroffen und versetzt den Leser in die heiterste Stimmung. Dem litterarischen Feinschmecker, dessen Gaumen durch die mannigfachen Genüsse etwas abgestumpft ist, wird hier eine ganz neue Schüssel vorgesetzt, und es ist nicht zu bezweifeln, daß ihm die gesunde Hausmannskost, die sie enthält, trefflich schmecken wird.

In unserer Zeit, in der sich die sozialen Gegensätze von Tag zu Tag mehr zuspitzen, ist die sozialpolitische Litteratur zu einer wahren Hochflut herangewachsen. Von allen Seiten regnet es Druckschriften, die die verschiedensten Vorschläge zu einer sozialen Reform beibringen und auf Mittel und Wege sinnen, wie den Enterbten, deren Zahl sich stündlich vergrößert, am besten und wirksamsten zu Hilfe zu kommen sei. Die soziale Frage ist, einmal angeregt, zur gewaltigen Lawine herangewachsen, die sich als drohendes Merkzeichen emporreckt und die Blicke der frivolen, vergnügungstollen Bourgeoisie mit zwingender Gewalt auf sich lenkt. Auch in Frankreich, wo von einer eigentlichen sozialen Frage bisher kaum zu reden war, mehren sich die Stimmen, die auf das Unhaltbare unserer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände hinweisen; man ist auch dort jetzt auf dem besten Wege, eine zielbewußte soziale Bewegung in Fluß zu bringen.

Zwei hervorragende soziale Kundgebungen, oder richtiger gesagt, sozialistische Kampfschriften liegen mir neuerdings aus dem rührigen Verlage von A. Savine in Paris vor: die eine entstammt der Feder des auf nationalökonomischem Gebiet gut bewanderten Léon Delbos und betitelt sich „Pauvre Humanité!“, die andere führt den Titel „Patria“ und hat Louis Gastine zum Verfasser. Beide Autoren wenden sich in schärfster Form gegen die

egoistische, genußsüchtige Bourgeoisie, die in ihrem unstillbaren Erwerbshunger alles, was sich ihr entgegenstellt, mit protzenhaftem Übermut unter die Füße tritt, und entfalten das Banner der völkerbefreienden, internationalen Sozialdemokratie. Delbos betrachtet vor allem die sozialökonomische Seite der Frage, wendet sich gegen den modernen Kastenstaat, der ein wirtschaftliches und geistiges Ausdeutungssystem schlimmster Sorte herangezüchtet hat, und zeigt an der Hand von Thatsachen, wie wenig es unserer vielgerühmten Zivilisation gelungen ist, den Menschen aus dem Zustande des Barbarentums herauszubringen. Er schließt mit einer prächtigen Kennzeichnung unserer modernen Charlatans, denen es eine denkfaule, oberflächliche Gesellschaft gestattet, in Kunst und Wissenschaft die erste Violine zu spielen. Gastine sieht den Hauptgrund unseres sozialen Elends in der beständigen Kriegsgefahr, in der alle Völker Europas schweben, und in dem dadurch geschaffenen Militarismus, dessen harter Druck fast unerträglich geworden ist. Ihm gilt als höchstes Ziel wahrer Humanität der allgemeine Weltfriede, der es dem produzierenden Bürger gestattet, seiner Arbeit mit Ruhe nachzugehen. Freilich liegt dieses Ziel vorläufig noch in nebelhafter Ferne, heute handelt es sich vor allem darum, die Nationen einander geistig näher zu bringen und den Zündstoff, der zwischen den Völkern lagert und jeden Augenblick zur Kriegsflamme auflodern kann, bei Seite zu schaffen. Diesem Friedenswerk will auch „Patria" dienen. In erster Linie bekämpft sein Verfasser als ehrlicher Volksfreund den falschen Radaupatriotismus der Leute vom Schlage Deroulèdes und erhebt gegen die französische Schule den Vorwurf, daß sie mit Eifer darauf bedacht ist, der famosen Patriotenliga brauchbares Rekrutenmaterial heranzubilden: statt Wahrheit und Gerechtigkeit zu lehren, statt die Jugend zur echten Humanität anzuleiten, pflegt sie einen engen Kirchturmspatriotismus, schürt durch eine einseitige Darstellung der nationalen Kriegsgeschichte den Rassenhaß und weckt so in dem kindlichen Herzen einen nationalen Dünkel und ein übermütiges Kraftbewußtsein, die beide nur auf eine Gelegenheit lauern, um sich in ruhmvolle Kriegsthaten umzusetzen. Und das in der Schule begonnene Werk wird in den Schülerbataillonen dann systematisch weiter ausgebildet. Gastine macht sich dann auch über die krasse Ignoranz seiner Landsleute lustig und nimmt keinen Anstand, das deutsche Volk gegen die albernen Anschuldigungen lärmender Revancheschreier in Schutz zu nehmen. Man sieht, der Autor unseres Buches ist ein unerschrockener Wahrheitssucher, und so lange er gegen die Auswüchse des Patriotismus, d. h. so lange er gegen den lärmenden Chauvinismus ankämpft, wird jeder Vernünftige gern Hand in Hand mit ihm gehen. Wenn der Verfasser im Laufe seiner Ausführungen sich aber gegen den Patriotismus als solchen überhaupt wendet, wenn er nachzuweisen versucht, daß das Vaterlandsgefühl nichts weiter als ein Popanz ist, der im Interesse der Machthaber als Beruhigungsmittel für die misera plebs dienen muß, wenn er das Volk auffordert, all diesen Krimskrams der Tradition beiseite zu schieden und sich nicht länger am Gängelbande alter Vorurteile leiten zu lassen, so dürfte sich die Zahl der Zustimmenden gewaltig vermindern. Es ist bedauerlich, daß sich Gastine im Eifer seiner kosmopolitischen Philanthropie zu solchen paradoxen Behauptungen hinreißen läßt. Das heißt denn doch, das Kind mit dem Bade ausschütten und die Dinge auf den Kopf stellen. Patria hätte viel Gutes stiften können, wenn sich der Autor größere Mäßigung auferlegt hätte, so aber haben die Gegner, und an solchen wird es dem Buche gewiß nicht fehlen, recht leichtes Spiel: sie brauchen nur an das in Frankreich besonders empfindliche Nationalgefühl, das hier aufs gröbste beleidigt wird, zu appellieren und sehen sich so der Mühe überhoben, den

Autor mit Gründen zu widerlegen, was ihnen übrigens auch recht sauer werden würde; denn es ist nicht eben leicht, der gedrängten Logik Gastines etwas Plausibles entgegenzustellen, es sei denn, man behilft sich mit der Eselsbrücke, daß in Sachen des Gefühls und Glaubens Vernunftgründe nicht am Platze sind.

Trotz des unsympathischen Endergebnisses der Gastineschen Argumentation bleibt „Patria" ein hochbedeutendes, von edelster Gesinnung eingegebenes Werk, dem recht viele Leser zu wünschen sind. Das unehrliche Treiben chauvinistischer Hetzer und Stänker wird hier einmal gründlich aufgedeckt. Dabei bewährt sich Gastine stets als umsichtiger, gewissenhafter Forscher, auf den man sich in allen Stücken verlassen darf. Kurz, er kann etwas, hat viel Herz für die leidende Menschheit, noch mehr steifnackigen Wagemut und schеert sich den Teufel um die öffentliche Meinung. Das ist viel in einer Zeit wie der unsrigen, in der die Menschen vergessen zu haben scheinen, daß sie noch ein Rückgrat besitzen.

Unter dem Titel „Le crime et la peine" veröffentlicht Louis Proal bei Felix Alcan in Paris eine grundlegende wissenschaftliche Arbeit über Verbrechen und Strafvollzug, die die weitere Ausführung einer von der Akademie der Wissenschaften preisgekrönten Denkschrift bildet. Der erste Teil des Werkes enthält eine abgeschlossene Kriminalpsychologie auf Grundlage der Forschungsresultate der modernen Physiologie. Im zweiten, historischen Teil untersucht der gelehrte Autor die Theorien Littrés, Spencers, Stuart Mills, Lombrosos, Tardes u. A. m., giebt des weiteren eine Geschichte des Strafrechts von seinem Ursprung bis auf unsere Zeit und versucht am Schluß, eine Versöhnung zwischen den Anhängern des Prinzips der Willensfreiheit und den Verfechtern der Vererbungstheorie anzubahnen. — Ebenfalls bei Alcan gelangte soeben die zweite verbesserte Auflage der dreibändigen „Etude critique des preuves de l'existence de Dieu" und „Méthode spinosiste et Méthode hégélienne" von P. A. Bertauld zur Ausgabe. Der Raummangel verbietet mir, auf den Inhalt der drei interessanten Bände hier näher einzugehen, und ich begnüge mich daher mit dem Hinweis, daß in dem Bertauldschen Werk eine Menge Tagesfragen aufgeworfen und diskutiert werden, die gerade jetzt im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses stehen. Bertauld wendet sich durchaus nicht ausschließlich an die engen Kreise der Fachphilosophen, sondern will dem großen, gebildeten Publikum eine anregende Lektüre bieten. A. G—tze.

Jean Ajalbert hat bei Tresse und Stock in Paris einen Band Gedichte erscheinen lassen unter dem Titel „Femmes et paysages", welcher schon vornherein einen Rückschluß auf die Stellung des Dichters zuläßt, der denn auch im vollen Maße ein Anhänger der Décadence und des Symbolismus ist. Das ergiebt sich sogleich aus der Wahl seiner Stoffe. Jean Ajalbert ist ein Künstler im vollen Sinne des Wortes. Seine Poesie mit ihrem weichen gefälligen Wohlklang, seine leidenschaftliche Glut in einigen herrlichen Gedichten, sein elegisches, ungemein zartes Naturgefühl, seine Melancholie, die stets einen Blick für die Schattenseite des Lebens hat — geben den Gestalten dieses Buches ein originelles Gepräge. Jean Ajalbert ist Dékadent in der Wahl des Stoffes sowohl als auch in der Art seines Fühlens. Er hat die Bourgetsche Feinheit, die Bourgetsche Wehmut und Trauer in seinem Blick, er überträgt das Weiche, Weibliche, für das er als Dékadent eine besondere Vorliebe besitzt, in die Natur und sieht dieselbe demgemäß oft mit erotischen Blicken an. Ich will ein herrliches Herbstgedicht von ihm in freier Uebertragung hierher setzen, das diese Eigenart — wenn auch in geringem Maße — schon zeigt:

„Der trübe Abendnebel rafft
Sein weiches Kleid. Blau flammt

Und blaß die Weltlandschaft
Wie hinter Veilchensammt.

Geruch von welken Rosen schleicht
Hin über die dunkelnde Flur,
Der graue Herbsttag weint und reicht
Ein Sterbetuch der Natur.

Der Gedanke an einen fernen Kuß, —
Ein vergangenes Ungefähr —
Wohl auch in mir nun sterben muß
So blaß, so farblos — leer.

Der kühle Abendnebel rafft
Sein weiches Kleid. Blau flammt
Und blaß die Weltlandschaft
Wie hinter Veilchensammt."

Es kennzeichnet Jean Ajalbert zugleich als Naturempfinder. Als solcher sieht er mit seinen Augen, und selbst in seinen hellen, sonnigen Gedichten liegt etwas wie Mißstimmung und es klingt eine leise Dissonanz durch.

Die „realistischen" Intimitäten, die kleinen Genrebilder des ersten Teiles: „à fleur de peau" sind mit feinen Strichen gezeichnet, fast alle auf grauer Unterlage, aber mit einem eigenen warmen Glanz überhaucht, wie das kokette:

„Der Tag vergeht; schon droht die Nacht zu kommen" . . . . 2c.

Eine ungleich stärkere Individualität offenbart er aber bei Schilderung des Weibes und der Natur. Beide Schilderungen verwischen sich bei Ajalbert oft zu einem Ganzen: Das Weib gleicht ihm der Natur, und die Natur erinnert ihn oft an das Weib. Die Natur ist ihm feminini generis. Aber sie trägt für ihn als solche den eigenartigen Typus des „modernen" Weibes und er sieht mit fein seelischen Augen Farben und Reize dieser Natur, im Lichte eines abgetönten Erotismus. Sein Idealismus ist auf das Weib und auf die Natur gerichtet. Das „Ewig-Weibliche" als solches ist ihm ein Ideal. Selbst wenn er zu Stoffen greift, deren Behandlung einem deutschen Lyriker kaum in den Sinn kommen würde, wenn er sich den denkbar kühnsten „realistischen" Vorwurf nimmt, bebt eine leise, idealistische Klage durch sein Gedicht und er fühlt, er fühlt auch dort mit jener eigenartigen Weiche einen Zug von Schönheit heraus — aus dem Abnormen, Ungesunden, — wo ein gesunder Mensch eigentlich nur ein Gefühl des Ekels empfinden kann. Das macht, er ist Dékadent durch und durch. Er malt farbenreiche Bilder, aber er greift zu fernliegenden, gleichsam fühlenden und duftenden Farben, und schwelgt oft in der Anschauung des Ungesunden, Widernatürlichen. Doch er bleibt in Grenzen. Die Empfindung für das Schöne zaubert er selbst in den häßlichsten Stoff hinein, so daß man das Schöne — das der Dichter erst hineingelegt hat — selbst aus dem häßlichen Stoff wieder herausempfindet, und wenn er maßvoll bleibt in seiner eigenartigen modernen Romantik, gelingen ihm herrliche lyrische Sachen, wie z. B. das kleine Lied: .

„Si blonde, avec des yeux si bleus,
Ophélia dans sa démence . . ." etc.

Ajalbert ist modern durch und durch, und seine Lyrik als durchaus eigenartig ist Freunden der neufranzösischen Litteratur nur zu empfehlen.

A. v. Sommerfeld.

Spanische Litteratur.

Wenn das mit dem Lorbeer von Lepanto und Pavia geschmückte ritterliche Spanien verloren gehen sollte, es würde wiedergesunden in den Dichtungen des Sevillaners Exelmo. Sr. D. José Lamarque de Novoa, der in seinen Sueños de Primavera, die, soeben in Barcelona in catalanischem Prachtgewande mit dem Bilderschmuck von Eduardo Bermejo und Teodoro Arámburu erschienen, mit dem in der Alhambra gekrönten José Zorilla und dem Herzog von Rivas um die Palme des Romanzensängers ringt und aus der lebendigen Tradition des spanischen Volens den ergiebigsten Stoff zu seinen echt spanischen, formvollendeten und nur das Edle und Schöne, Vaterland und Glauben lehrenden Poesien schöpft. Die sevillanischen Dichter umschlingt ein festes

Band treuer Freundschaft und sie fühlen sich eins in der Liebe zu ihrer schönen Heimat, zum Betis, zur Giralda und zur Torre da ovo, in der Liebe zu Spanien und zum Rey Niño. Niemand schreibt daher freudiger das Vorwort zu dem Werk eines sevillanischen Dichters als sein stadt- und kunstgenössischer Freund. Der Sevillaner Luis Montoto y Rautenstrauch, in dessen Adern deutsches Blut mit spanischem sich mischt, hat die Sueños de Primavera mit einer trefflich geschriebenen Vorrede eingeleitet. Die Sueños de Primavera, doppelt schön in den Tagen des Winters, sind ein duftiger Blumenstrauß von sechs Legenden und Geschichten, deren poetischen Reiz der bunte Wechsel der stets wohl lautenden Form noch erhöht, und die bald voll lyrischen Zaubers, bald voll dramatischer Lebendigkeit, immer die Frische des Frühlings atmen. Ob auch die Tage der Jugend für den Troubadour der palmengeschmückten Alqueria del Pilar im reizenden Dos Hermanas schon dahingeschwunden, noch glühend schlägt er die Leyer und erhält mit seiner gleich ihm hochstrebenden Gattin, Antonia Diaz de Lamarque, den Ruhm der sevillanischen Dichterschule, die einst Herrera, Rodrigo Caro, Rioja, Juan de Arguijo und Jáuregui begründet, die Reinoso und Lista, Becquer und Fernandez y Gonzalez gemehrt, der Rodriguez Zapata, Bueno, Fernando de Gabriel entrissen und der heute Velilla und seine Schwester, Cano y Cueto, Campillo, Cavestany, Mas y Prat, Montoto und Andere Glanz verleihen. Die kunstvollste der sechs Legenden ist vielleicht die romanzenreichste, welche „Desdichas de una reina“ sich nennt, während in der Legende „La Ondina“ die Loreleystimme Heines oder Melusinentöne wie die der unvergessenen Anna Forstenheim erklingen.

Die Sueños de Primavera begrüßen wir als neue Blüten vom Strande des Betis in dem Augenblick, wo Spanien durch den Tod des Sevillaners Manuel Cañete den Nestor seiner Kritiker verloren. Cañete ist mit der Feder in der Hand gestorben. Die drei großen Tragiker Balaguer, Echegaray und Guimerá gaben dem berühmten Akademiker, Dichter und Rezensenten im Bunde mit Valera und Sanchez Moguel das letzte Geleit. Hartzenbusch stieg aus der Tischlerwerkstatt, Cañete aus dem Souffleurkasten zur Akademie empor. Geboren 1822 in der Stadt des Betis, wurde er durch Talent und Fleiß der angesehenste Kritiker Spaniens und gehörte seit 1854 zu den Berühmtheiten von Madrid. Er schrieb in seiner Jugend in Granada das Drama „Lo que alcanza una pasión“ und verfaßte zwei zarzuelas, sowie eine comedia nach einem Roman von George Sand. Obgleich der wohlwollendste Kritiker, ließ er doch Echegaray oft auch den Stachel der Kritik empfinden. Gewiß würde er ihm denselben auch bei Besprechung von „El primer acto de un drama“, den Echegaray dem Einakter „El prólogo de un drama“ hat folgen lassen, nicht erspart haben.

Selten kommt der Tod allein. Als Madrid den Kritiker, verlor Barcelona den Professor der Ingenieurschule und mestre en Gay Saber, Damas Calvet, den Dichter des catalanischen Epos „Mallorca cristiana“, dem er fast sein Leben gewidmet. Jetzt ruht er an der Seite seiner abgöttisch geliebten Gattin im alten Friedhof von Barcelona. Er war nebst Joaquin Rubió y Ors einer der ersten Vorkämpfer der Jochs Florals. Die catalanische Litteratur hat Recht um ihn zu trauern. Eine leuchtende Fackel ist erloschen, aber die Gesellschaft der Excursionistas de Catalanya, in der jetzt Ramón de Arabia y Solanas von seinen Reisen durch Deutschland, Frankreich und Belgien in seiner lehrreichen Weise berichtet, verspricht den Catalanen neues Licht zu bringen.

Johannes Fastenrath.

Ungarische Litteratur.

Der Realismus auf der ungarischen Bühne. Wir haben in letzter Zeit zwei interessante Abende am Buda-

pester Nationaltheater erlebt. Vorerst die Aufführung von Ibsens Nora, und dann die in ihrer Art ebenfalls denkwürdige Aufführung des dreiaktigen Schauspieles „Eva" dessen Verfasser Eduard Kabos ist.

Bei der ersten Aufführung von Nora blieb das Publikum nicht nur vollständig kalt, sondern es ließ sich während des dritten Aktes, trotz der geradezu meisterhaften schauspielerischen Wiedergabe, sogar vereinzeltes Lachen hören. Das Publikum ist eben auch bei uns auf die leere schablonenhafte Kost gedrillt, und setzt man ihm einmal kraftvolle, nahrhafte Kost vor, bekommt es sofort Beschwerden. Auch die Tageskritik arbeitete nach der alten Schablone. Der eine Teil unserer Kritiker verhielt sich vollkommen ablehnend und schlug Ibsen teils mit klassisch-idealistischen, teils mit romantisch-idealistischen ästhetischen Schulprinzipien tot. Noch possierlicher war der zweite Teil der Kritiker, der sich passiv verhielt. Diese guten Herren fühlten, daß sie hier vor einem Novum stehen, bei dem sich die alltäglichen Phrasen absolut nicht anwenden lassen. So gingen sie denn wie die Katze um den Brei und getrauten sich nicht auf den eigentlichen Gehalt einzugehen. Sie gaben einfach kurze Referate über Inhalt und Aufführung des Stückes. Die Capriolen der Kritik hatten jedenfalls das eine Gute, daß unser Publikum neugierig gemacht war. Nora ist ein entschiedenes Zugstück geworden, was übrigens vorauszusehen war. Viel wichtiger ist es, daß jede Vorstellung der Nora die bisher nur ganz kleine Ibsengemeinde in Budapest verstärkt, und heute sind wir schon so weit, daß die Direktion des Nationaltheaters Vorbereitungen trifft, um recht bald auch Ibsens Wildente zur Aufführung bringen zu können.

Seit der Aufführung Noras ist nun auch in Budapest die Streitfrage: Idealismus oder Realismus, eine acute geworden. Umso gespannter war man auf das Schauspiel von Kabos, von dem es allgemein bekannt war, daß er nicht nur einer der eifrigsten Budapester Ibsenianer ist, sondern sogar die französischen Naturalisten anerkennt.

Kabos, der Mitarbeiter eines der vornehmsten hauptstädtischen Journale ist, des „Pesti Napló", ist trotz seiner 24 Jahre kein Neuling auf dem litterarischen Felde. Er hat schon im Jahre 1885 einen Band Novellen und 1887 einen Roman veröffentlicht. In diesen Arbeiten hat sich Kabos als entschiedener Realist gezeigt. Trotzdem nun Kabos in seinem Schauspiele, um die Aufführung desselben am Nationaltheater zu ermöglichen, vielfach mit der Convenienz, ja sogar mit der Schablone transigiren mußte, geht dennoch durch das Ganze ein sehr scharfer realistischer Zug, ein Drängen nach vollkommen ungeschminkter Wahrheit.

Die Fabel des Stückes hat eine Vorgeschichte. Albert Végh ein reicher Bauunternehmer, hat ein armes aber schönes Mädchen geheirathet, das er auf seine Kosten hatte erziehen lassen. Bei einer Blatternepidemie, der auch das einzige Kind Véghs zum Opfer gefallen war, hatte seine Frau „Eva", aus Furcht für ihre Schönheit, die Pflege ihres kranken Kindes einer Fremden überlassen, einer schönen Wittwe, Margarethe Varay, die freiwillig das Samariteramt übernommen hatte. Diese That entfremdete Végh seiner Gattin, so daß er seit dem Tode des Kindes, nur mehr neben ihr und nicht mit ihr lebt.

Auf diese Prämissen baut Kabos sein Stück.

Ein Jahr ist seit dem Tode des Kindes vergangen. Eva, die ganz Weib ist, sich nach Liebe, nach der Umarmung ihres Mannes sehnet, empört sich schließlich. Teils zur Stillung ihrer sinnlichen Triebe, theils um sich an dem Gatten für seine Kälte zu rächen, knüpft sie nun ein Verhältnis an mit dem Freunde ihres Gatten, dem Abgeordneten Pataky, trotzdem sie diesen Pataky nicht liebt.

Végh selber ist wohl unglücklich, aber trotz seines innersten Wunsches schreckt er

vor einer Scheidung zurück aus Furcht vor einem öffentlichen Skandal.

Zur eben bevorstehenden Einweihung des neuen Hauses, das sich Végh erbaute, erscheint nebst anderen Bekannten auch Margarethe Varay, jedoch nicht von Végh eingeladen, sondern von Taragon, dem ehemaligen Erzieher, Bevollmächtigten und intimsten Freunde Véghs. Taragon war einst durch Végh vom Hungertode gerettet worden, und hegt seither für ihn eine fast abgöttische Liebe. Die Szene, in der Taragon seine Leiden, die Qualen des Hungers erzählt und seine Rettung durch Végh, zeugt von meisterhafter Beobachtungsgabe, und ist von packendem Realismus.

Taragon ahnt, daß zwischen Végh und Margarethe eine — wenn auch beiderseits unausgesprochene — Liebe herrscht, und er hofft, daß der Anblick des geliebten Weibes Végh aus seiner Lethargie aufreißen wird. Inzwischen hat Taragon, der Eva fortwährend beobachtet, auch Kenntnis erhalten von einem Stelldichein Evas mit Pataky.

Taragon teilt nun Margarethe in der Erwartung, an ihr einen Bundesgenossen zu finden, das Stelldichein mit. Er will Végh einen anonymen Brief schreiben, um ihn für ein Stelldichein an denselben Ort zu laden. Dort soll Végh seine Gattin in flagranti erwischen, und dadurch ein öffentlicher Bruch, eine Scheidung unvermeidlich werden.

Margarethe wünscht wohl Végh frei zu sehen, aber andererseits fürchtet sie zu sehr wegen des Duelles, das die unvermeidliche Folge einer solchen Szene wäre. Trotzdem sendet Taragon seinen Brief ab.

Während des Stelldicheins erscheint plötzlich Margarethe und rettet das Liebespaar vor der schimpflichen Entdeckung. Kaum ist das Paar fort, erscheint — in Folge des anonymen Briefes — auch schon Végh. In dem nun ganz natürlichen Glauben, der Brief stamme von Margarethen, gesteht ihr Végh seine Liebe und erfährt, daß er Gegenliebe gefunden. Von dem inzwischen eingetroffenen Taragon erfährt er jedoch, daß er nicht Margarethe, sondern Eva mit ihrem Geliebten hier hätte treffen sollen. Eva hatte sich jedoch aus dem Gartenpavillon, wo die ganze Szene spielt, nicht entfernt und das Gespräch zwischen Margarethe, Végh und Taragon belauscht. Kaum sind dieselben fort, stürzt Eva wüthend auf die Szene. Das Bewußtsein, daß Végh eine andere liebt, hat ihre ganze Leidenschaft entfesselt, ihren Zorn, aber auch ihre Liebe. Alle Welt klagt sie an, und Pataky ihren Geliebten jagt sie fort wie einen Schulbuben. In diesem Momente ist sie nichts als das eifersüchtige Weib, das keine Rücksicht, keine Schranken kennt. Da erscheint Taragon. Er ist das böse Gewissen Evas. Sie erschrickt, wird kleinlaut und verspricht mit Pataky zu entfliehen, damit dem Glücke Véghs nichts mehr im Wege stehe.

Aus dieser Szene hat man Kabos den größten Vorwurf gemacht, weil in dieser hochdramatischen Szene die beteiligten Personen nicht auf hohem Kothurn einher wandeln, sondern so handeln und so sprechen, wie Frau Müller und Herr Schulze in derselben Situation gehandelt und gesprochen hätten. Das Publikum, welches ins Theater gekommen war, um „was Schönes, was Edles“ zu sehen, machte seinem Unbehagen bei diesem realistischen Bilde durch Zischen und Lachen Luft. Die Kritik aber hat ihr keusches Haupt weggewendet von dieser „rohen, ungebildeten Sprache“, die aber, wie ich zu vermuten Grund habe, sowohl Kritiker als Publikum zu Hause recht häufig sprechen.

Kaum ist Taragon fort, ist auch das Versprechen schon vergessen. Was ist ihr, die den Eid der Treue gebrochen, ein Versprechen! Sie kennt nur mehr einen Platz, zu den Füßen des geliebten Mannes, ihn um seine Liebe anzuflehen. Végh weist sie zurück. Eva geht ins Nebenzimmer und erschießt sich. Taragon meldet es der eben versammelten Gesellschaft mit den Worten „Eva war krank — Eva ist gestorben“

Die Tendenz des Stückes ergiebt sich van selbst, und wird auch van Taragan ausgesprochen. Die Gesellschaft basiert nicht auf der Frau, sandern auf der Mutter. Jene nur ist Weib, die auch Mutter ist. Als Mädchen ist sie erst in einem zweiten Werden begriffen, und erst dann wird sie für die Gesellschaft eigentlich geboren, sabald sie ihren Beruf erfüllt, selbst Leben giebt. Eva hat ihren Beruf schlecht erfüllt, falglich wird sie vernichtet. Eva war krank — Eva ist gestarben. Neben dem struggle for life, dem Kampf um die Erhaltung des Individuums, geht der Kampf um die Erhaltung des Geschlechts, und um den handelt es sich hier.

Nun wallen wir noch Einiges über die Sprache des Stückes bemerken. Die Kritik hat Kabos zweierlei Varwürfe gemacht, einerseits, daß seine Sprache zu gewöhnlich, scharf, kurz sei, andererseits, daß sie sentimental schleppend sei, und hat es nicht verstehen wollen, daß Kabas beide Sprachweisen mit bewußter Absicht anwendet. Seine Persanen sprechen durchgehend eine ihrem Charakter angemessene Sprache. Eva ist kurz und affen, Margarethe redselig, etwas weinerlich, Bögh spricht wie ein Mann, der wohl angeblich sein Innerstes gerne verbirgt, aber dach gerne der Welt zeigt, daß er ein durch und durch ehrenvaller, gefühlvaller Mensch ist, ja er treibt sogar etwas — jetzt übrigens ganz modernen — Spart mit seinem Ehrgefühl. Taragon, der 60jährige Junggeselle, der schan vielerlei gesehen und erlebt, ist in seiner Redeweise kurz angebunden und nimmt sich kein Blättchen vor den Mund, im Übrigen spricht er gerne — wie eben ein Alter — viel und predigt auch hie und da Maral.

Ich halte diese den Charaktern angemessene Redeweise für einen großen Varzug bei Kabos. Es ist dach endlich Zeit, daß man auf der Bühne mit der schematischen Phraseologie bricht und die einzelnen Persanen nicht blas nach ihrem Charakter, sandern auch nach ihrer Sprache individualisiert.

Der Charakter Evas ist eine feine psychalagische Studie. Sie ist eine moderne pasitive Frau, der alle Gefühlsduselei zuwider ist. Sie kakettiert nicht mit der Keuschheit, sandern gesteht ihre sinnlichen Bedürfnisse offen ein. Sie haßt ihren Gatten aber nur deshalb, weil er seine Gattenpflichten nicht mehr erfüllt. Als Ersatz nimmt sie den Erstbesten, der ihr in den Weg läuft Sie ist kalt, berechnend, bis sie die Leidenschaft ergreift, dann aber bricht diese mit vulkanischer Kraft hervar und muß zu einer Katastrophe führen.

Die arthodoxe Kritik schrie Ach und Weh über diese „Eva", in der sa viel Zeug zu einem sogenannten „großangelegten Charakter" steckt, während Kabos aus ihr nur ein „launisches Weib" gemacht. Ja, aber dieses „launische Weib" lebt, atmet, denkt, fühlt, spricht wie wir, das ist Fleisch van unserm Fleische und Blut van unserm Blute. Ich weiß Kabos nur Dank dafür, daß er aus der Eva keine Abstraktian, kein Schema, wenn auch nach sa gewaltig, noch so erhaben, geschaffen hat.

Ein Gegenbild Evas ist die gefühlsduselige, sentimental redselige Margarethe Varay. Das ist die „schöne Seele" des Stückes, und ich will gleich hier konstatieren, daß sie die einzige Person des Stückes war, die das Publikum nicht hingerissen hat zu — Mißfallsbezeugungen. Bei Frau Margarethe hat Kabas entschieden etwas zu viel transigiert mit der Convenienz. Gewiß, es giebt wohl sentimental romantische Frauen, und leider viel, viel mehr als gut thut. Es zeigt auch van seiner Beabachtung, wenn er diese Dame redseliger sein läßt und ihr eine sagenannte „paetischere" Sprache giebt als der realistischen Eva. Wir verzeihen ihm sagar zwei mandscheinsüchtige Manalage, weil dieselben zum Charakter der Margarethe stimmen. Wenn aber Margarethe nicht nur sentimental spricht, sandern auch sa handelt, ist das unwahr und geschieht nur, damit das Publikum zufrieden nach Hause gehen kann. Sa weit meine Erfahrung reicht, sind diese

allzu sentimental redseligen Leute nur insolange „edel", bis es sich um ihre Interessen handelt, dann aber verteidigen sie dieselben mit denselben guten oder schlechten Mitteln wie wir gewöhnliche positive realistische Menschen.

Daß die meisten Personen des Stückes unsympathisch sind, daran ist der Verfasser wohl unschuldig. Denn wenn er seine Charaktere nicht aus Holz schnitzen und erst konstruieren soll, sondern dem Leben entnehmen — und das wünscht ja wohl Kritik und Publikum — dann weiß ich wirklich nicht, woher er so viele Helden und Engel herschaffen soll.

Nur noch einige Worte über die Aufführung.

Schon bei der Generalprobe war die Nachricht verbreitet, daß irgend eine Intrigue gegen das neue Stück im Zuge sei. Die Aufführung bewahrheitete diese Nachricht. Einer der Hauptdarsteller — ansonsten ein wirklicher Künstler und das bedeutendste Mitglied des Nationaltheaters — im Vereine mit einigen sogenannten „Idealisten" strengster Observanz bereitete dem Stück einen Durchfall, wie ihn glänzender das Nationaltheater noch nicht gesehen. Schon im ersten Akte spielte der Betreffende nicht seine Rolle, sondern leierte sie blos ab. Trotzdem brachte der erste Akt einen dreimaligen Herausruf. Im zweiten Akte aber begann der gewandte Schauspieler seine Rolle zu persiflieren. Ihm wurde vom Parterre aus sekundiert mit teils widrigen, teils rohen Zurufen. Damit war die erwünschte Stimmung geschaffen. Nun erhob sich mitten in einer hoch dramatischen Szene ein wahrer Höllenbreughel, Lachen, Johlen, Zischen, Zwischenrufe vermengt mit lebhaften Applaussalven. Und so blieb es bis zum Schlusse.

Des anderen Tages kamen wohl Kritik und Publikum zur Besinnung und sahen ein, daß hier dem Verfasser ein großes Unrecht geschehen sei. Es war zu spät. „Eva" war nach dieser denkwürdigen einmaligen Aufführung vom Repertoire abgesetzt worden. Im Übrigen tröstete man sich damit, daß ein „solches Stück" ja doch nicht für's Nationaltheater passe.

Ja, das Stück hat bedeutende Fehler, die aber fast durchgehend daher stammen, daß Kabos hie und da mit der Konvenienz transigiert hat. Den sonstigen Fehlern hätte die Regie leicht abhelfen können. Daß hier ein bedeutsames dramatisches Talent vorliegt, mußten selbst die eifrigsten Gegner eingestehen. Wenn Kabos sich entschließt, vollkommen mit der Konvenienz zu brechen und ohne Rücksicht auf realistischem Wege fortzuschreiten, dann möge er nur getrost „solche Stücke" schreiben, wenn dieselben auch bis jetzt noch nicht nationaltheaterreif sind. Es wird bald die Zeit kommen, wo unser Publikum für „solche Stücke", ja nur für solche realistische Stücke reif sein wird.

D.

Vermischtes.

„Splitter." Notrufe mit einem Aufruf von Konrad Seher. (Zürich, Schabelitz). Es ist kein alltägliches Buch, das vorliegende. Ich bin überzeugt, man wird es im Großen und Ganzen totzuschweigen suchen, und doch ist es ein gutes, ein liebes Buch — wenn nur nicht das verfluchte Moralisieren darin wäre. Haben Sie Mantegazzas Physiologie der Liebe gelesen? Just dieselbe verfluchte Moralisiererei ist's, dies aufdringliche, väterliche Predigen, mit seiner eigenartigen Sinnlichkeit. — Ich habe keinen rechten Ausdruck dafür. Ich kann nun Mantegazza als Typus hinstellen, der darum so widerlich in seinen Werken ist, in allen.

Viele Stellen sind vorzüglich. Das Buch ist nur ein einziger, großer Notschrei. Ich habe es wohl gefühlt, als ich das Buch las, daß dieser Schrei aus dem Herzen kam, und darum hätte ich dem Buch stellenweise mehr reifen Ernst gewünscht, mehr Charakter. Es giebt im allgemeinen wenig Leser, die dieses breite, schmatzende Vorkauen vertragen können — und des-

halb thut es mir leid, daß das Buch darin so viel leistet. Der Verfasser hätte alles sagen können, alles und mehr, als er hier in seinem Buche sagt, aber diese Väterlichkeit, die manchmal etwas — sicherlich ungewollt — Lüsternes auch in den Ausdrücken an sich hat, ist unausstehlich.

Der ungenannte Autor sieht mit Recht in unserem heutigen Geschlechtsleben einen einzigen, großen, stinkenden Sumpf. Nicht nur, daß Bordelle rc. rc. ein gut Teil schäumender Lebenskraft aufsaugen, auch die Einsamkeit des Individuums ist unrein. Und diese ungeheure Krankheit, hervorgerufen und verstärkt durch eine der größten Lügen in unseren heutigen sozialen Zuständen, ist nach der Meinung des Verfassers der größte aller Sümpfe. Da ist es denn mehr wie lobenswert, eine warme Herzensthat, die reichste Anerkennung verdient, wenn der Autor mit einem Buch wie das vorliegende an die Öffentlichkeit tritt. Solche Bücher sind wahre Gesundbrunnen. Es müßte in einer weiten Kurve über ganz Deutschland geworfen werden, damit allen, die geistig mündig sind, die Augen geöffnet werden. Und wer dann noch, wer dann noch sagt: „Es ist alles in Ordnung, laßt uns nur bleiben beim Alten, Bestehenden", der ist wirklich zu bedauern und wirklich tot im Geiste und im Herzen. Nach der Lektüre des Buches habe ich aufgeatmet: Es giebt wenigstens noch Augen, die sehen, die sehen, welch ungeheures, frevelhaftes Spiel mit der Sinnlichkeit getrieben wird, bis sie krank und ohnmächtig im Schlamme kriecht, unfähig sich wieder in die reinen Regionen zu erheben. Der Verfasser übertreibt zwar und stellt die Befleckung der Einsamkeit zu sehr in den Vordergrund, aber man braucht es ihm nicht zu verübeln.

Seinen Aufruf halte ich für nutzlos. Erst wenn der ganze Acker umgegraben worden ist, erst wenn eine gründliche Reform, ein gründliches Durchdringen der neuen Ideen die alten sozialen Übelstände fortgefegt hat, erst dann wird es möglich sein, diese Pestschlünde der Menschheit zuzuschütten.

Ich will nicht verfehlen, noch einmal auf das Buch hinzuweisen, das im Grunde nur ein gewaltiger Aufschrei ist über die Sünden der Menschheit, vorzüglich über die des modernen Gesellschaftsstaates. Geht hin, Ihr Philister, und schaudert vor diesem Buch. Vielfach erinnert es an Tolstois Kreutzersonate, obwohl der reifere Ernst dieses Buches mich weit mehr anspricht, als die oft kindische Breittreterei vom Zotigen in dem Buche von Konrad Seyer.

Angesichts dieser Schilderungen aber müßte selbst der verstockteste Philister sagen: Unsere moderne Gesellschaft ist bankrott, total bankrott. Es müßte ein Ekel über ihn kommen vor diesem Sumpf. Gerade weil das Buch das Tierische in so leichter und doch schmerzlicher Art hervorkehrt, wirkt es doppelt abstoßend, verwundet es doppelt stark, spricht es eine gewaltige Sprache. Aber den Philister überkommt kein Ekel. Es fällt ihm garnicht ein. Und zuletzt wird all dieses Modernde noch heilig gesprochen, dieser große Morast mit seinen giftigen Dämpfen: Das ist das Traurige an der Sache. R. v. Sommerfeld.

Tolstoi und kein Ende — in der buchhändlerischen Spekulation! — Die Bedeutung der Wissenschaft und der Kunst von Graf Leo Tolstoi. Aus dem Russischen von August Scholz. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. — Diese Schrift soll natürlich wieder in allen „gebildeten" Kreisen Deutschlands großes Aufsehen erregen. Es ist die „Ethik der Arbeit", die hier zum ersten Male von einem — Russen geschrieben worden ist. „Arbeit" ist heute das allgemeine Schlagwort auf sämtlichen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens, und „Arbeit" heißt auch das Prinzip, auf welchem Tolstoi sein Moralsystem aufbaut. Das Epochemachende, hier ist's gethan. In der Form eines Appells an die Männer der Wissenschaft und der Kunst hat Tolstoi seiner

Idee hier Ausdruck gegeben, und das machtvolle Wort des großen russischen Reformators wird in unserer tief bewegten Zeit ein um so lauteres Echo wecken, als er selbst als konsequenter Sonderling das Wort zur That gemacht hat und als schlichter Ackersmann und Handwerker lebt — und nebstbei Graf und vermöglicher Grundbesitzer ist, der's eigentlich gar nicht nötig hätte. Die inneren Gründe, die den vornehmen Millionär, den glänzendsten (!) lebenden Schriftsteller bewogen haben, von seiner Höhe (!) herabzusteigen und mit den Armen und Einfältigen zu leben, sind in der vorliegenden Schrift klar und überzeugend dargelegt. Es ist ein hochinteressanter Beitrag zur Lösung der sozialen Frage (das ist selbstverständlich!), den Tolstoi hier geliefert hat, und nicht als unklarer Mystiker wird der Einsiedler von Jasnoja Poljana hinfort erscheinen, sondern als einer jener großen prophetischen Denker, welche die Jahrhunderte bewegen und Millionen von Geistern (giebt's so viele?) neue Bahnen weisen — und um welche sich, wenn der Sensations-Schwindel wieder von einem anderen Schwindel überholt ist, keine Katz' mehr kümmert.

„Tolstoi, Prophet oder Popanz?" fragt an seinem Teile Friedrich Dutmeyer und versucht in einem gedankenbunten Capriccio auf Grund deutscher und russischer Quellen den verderblichen Einfluß des russischen Modeschriftstellers auf den deutschen Volkscharakter nachzuweisen. Ich glaube, Herr Dutmeyer sieht zu schwarz und überschätzt den Rummel. Aber sein Schriftchen enthält manche feine Bemerkung und liest sich lustig. (Verlag von E. Renzel, Berlin.) F. Hammer.

Emile Zola, der gegenwärtig mit seinem neuen Roman: „Der Krieg" beschäftigt ist, läßt sich im „Matin" folgendermaßen vernehmen: „Ich betrachte den Krieg als eine fatale Notwendigkeit, der wir nicht entgehen können, weil sie gewissermaßen der menschlichen Natur, der Schöpfung anhängt. Ich wünsche den Krieg nicht — denn ihn wünschen wäre in der That verbrecherisch — im Gegenteil, ich möchte, daß er so lange als möglich hinausgeschoben werde; aber es wird eine Stunde kommen, wo wir gezwungen sein werden, ihn anzunehmen, ihn mitzumachen, selbst wenn wir ihn nicht herausfordern. Der Krieg bildet eines der hauptsächlichsten Momente des Fortschrittes, und jeder Schritt den die Menschlichkeit vorwärts thut, war durch Blutvergießen gekennzeichnet. Was uns Franzosen betrifft, so bin ich überzeugt, daß der Krieg von 1870 für uns trotz der schrecklichen Verluste, die wir erlitten haben, eine Wohlthat, ein heilsames Werk, eine wenn auch furchtbare, so doch notwendige Lehre war. Ja, wir bedurften seiner, wir brauchten dieses Blutbad, um uns daraus wieder neu zu bilden. Vergleichen Sie das Frankreich von heute mit jenem, als das Kaiserreich Preußen den Krieg erklärte. Sind wir nicht stärker, ernster, mehr Herren unser selbst? Sicherlich, und der Beweis hierfür, daß Deutschland, um uns Stand zu halten, das Bündnis aller europäischen Mächte sucht. Ja, der Zeitabschnitt, der dem Frankfurter Frieden folgte, war für uns eine Art Wiedererhebung, ein neuerlicher Beweis für die unerschöpfbare Kraft des französischen Volkes. Man sprach und spricht noch von Abrüstung. Das ist etwas Unmögliches, und wenn es auch möglich wäre, müßten wir eine solche zurückweisen. Ein Volk ist nur dann stark und groß, wenn es gerüstet ist, und ich bin überzeugt, daß die Abrüstung in der ganzen Welt eine Art moralischen Verfalles, eine allgemeine Schwächung zur Folge hätte, welche das Vorwärtsschreiten der Menschlichkeit verhindern würde. Eine kriegerische Nation war immer blühend und alle anderen Künste haben sich aus der Kriegskunst entwickelt. Die Geschichte ist da, um es zu beweisen. Und übrigens, wir haben an der Abrüstung gar kein Interesse.

Deutschland allein hat eins: es fühlt, daß die Zeit, die für uns kämpft, nicht auch für Deutschland kämpft, daß es den Höhepunkt seiner Macht erreicht hat und daß seine wirtschaftlichen Mittel sich mehr und mehr verringern; die Stunde ist nicht mehr ferne, wo es die erdrückenden Lasten nicht mehr wird tragen können."

So spricht Zola. Die Deutschen sollen sich dies wohl merken. A. M.

Der vierte unveränderte Abdruck der 1865/66er Ausgabe von Philalethes Übersetzung der Divina Comedia, der in diesen Tagen in einfacher und durchaus vornehmer Ausstattung bei B. G. Teubner in Leipzig erschien, beweist, wie sehr sich gerade diese Übersetzung des unsterblichen Meisterwerkes Dantes der Gunst des deutschen Publikums erfreut und mit vollem Recht erfreut. Wir besitzen im Deutschen ja kunstreichere Übertragungen des gewaltigen Gedichtes, die besonders auch das Versmaß und den überaus künstlichen Terzinenbau des Orginals in möglichster Treue nachzuahmen suchen, und doch mutet uns gerade diese ältere und anspruchlosere Uebersetzung des verstorbenen Königs von Sachsen in ihrer reimlosen Schlichtheit ganz besonders an. Der königliche Übersetzer hat sich mit diesem Werke ein Denkmal errichtet, wie es wenige gekrönte Häupter trotz allem, was die getreuen Unterthanen zu ihrem „Ruhme" aufeinander türmen mögen, ihr eigen nennen können. Es ist ein monumentum aere perennius. M.

Julius Fröbel, Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. I. Band. 598 Seiten. Vier Abschnitte (Kindheit, Lehrjahre, Revolutionszeit, Irrgänge und Irrfahrten) nebst Anhang und Register. Alles wissenswert, was uns der Verfasser in diesem I. Bande seiner Lebensgeschichte bietet, am bedeutendsten und fesselndsten die Schilderung seines neunjährigen Flüchtlingslebens in Amerika. Hier ergreift und belehrt er auch diejenigen, die sich zu seinen späteren Wandlungen nicht sympathisch zu stellen vermögen. Fröbel erweist sich übrigens als Mensch in seinem ehrlichen Ringen und seiner aufrichtig schlichten Selbstbeichte wie in der Beurteilung seiner Zeitgenossen so wertvoll und anziehend, daß ihm nur ein gemeiner Parteifanatiker die hochachtungsvolle Teilnahme versagen könnte. Wir sind auf die Fortsetzung seines Lebenslaufes sehr gespannt. M. G. C.

Wilhelm Weigand, Essays. München, Karl Merhoffs Verlag. 321 S. Preis Mk. 4,50. Inhalt: Voltaire. — Rousseau. — Taine und Sainte-Beuve. — Zur Psychologie der Décadence. — Zur Psychologie des 19. Jahrhunderts.

Sein Name fehlt im Kürschner. Wer ist Weigand? Keiner, der in Reih und Glied marschiert. Ein Abseitsstehender, ohne Teilnahme und Mitleid für das kämpfende Alltags-Litteratentum. Ein Feinschmecker von hoher Geistigkeit, nicht angekränkelt, aber ein wenig geschwächt durch Mangel an Eisen im Blut. Eine Künstlernatur im Nietzscheschen Sinn der Décadence, aber mit einem leis wehmütigen Protest gegen sich selbst. Er widerspricht, aber ohne Säure; man lauscht ihm voll Behagen und Genuß, ohne Drang zu Einwänden, selbst bei starker Gegensätzlichkeit. Viel Poesie in der Kritik, viel Stimmung im Urteil. Also nichts für Chinesen und Bildungspöbel.

M. G. Conrad.

Ein Aufschrei mißhandelter Soldaten, deutscher Landeskinder. Von Edmund Miller, früher Hauptmann z. D. 3. Auflage, Stuttgart, R. Lutz, 1891.

Was in der vorliegenden Broschüre mitgeteilt wird, ist so ergreifend, daß kein Volksfreund dazu schweigen darf. Möge man besonders in den einzelnen Parla-

menten unseres Vaterlandes mit aller Kraft auftreten, um dem geschilderten Unwesen, der Mißhandlung unserer Soldaten ein Ende zu bereiten. Es handelt sich um die Ehre des deutschen Volkes!

H. S.

In der Schrift „die wiedergeborene Kirche" von Pastor Dr. P. Kipper heißt es u. A.: „Nach Luthers Vorgang müssen wir zurück von der theoretischen Theologie der Transcendenz (Jenseitigkeit) zur „mystischen Innerlichkeit", zur „charakterbildenden, bewußtseinerfüllenden Mystik der Persönlichkeit." Dazu fehlt es aber bisher der protestantischen Kirche mit ihrem „veräußerlichten Prinzipe der Glaubensgerechtigkeit, das so dünn und so schwach, so zur Schulsache ward, daß sich in ihm heute die Religion im allgemeinen nicht mehr offenbart als eine Lebensmacht." An seine Stelle muß erneuernd und ergänzend treten eben jene „unbedingte Pflicht der Liebe".

„Welches sind denn die beiden gewaltigen Mächte der Gegenwart, die um die Palme des Sieges ringen? Das ist Rom, das kulturfeindliche, seelenknechtende, ketzerrichtende Rom auf der einen Seite, und der Materialismus und Atheismus einer neuen Revolution auf der andern Seite. Und mitten drin steht, fast zu einer Null zusammengequetscht, ohnmächtig nach beiden Seiten hin die evangelische Kirche ... Wir wissen, daß Rom so fest hält an einer Wiedereinverleibung des Protestantismus in die allein seligmachende Kirche, wie Rußland am Testament Peters des Großen; und wir laden durch unsere Schwäche Rom selbst ebenso ein, sich in seiner Hoffnung zu wiegen wie der kranke Mann in Konstantinopel Rußland dazu einladet."

In Bezug auf die Besprechung der „Episoden" in Heft 11 der „Gesellschaft" teilt mir Herr Rich. Zoozmann mit, daß der Cyklus „Ein Dichter" bereits im Dezember 1884 und im Januar 1885 entstand und dann Ende 1885 in dem Buche „Neue Dichtungen" veröffentlicht wurde. Der Holzsche „Phantasus!" mag ungefähr um dieselbe Zeit entstanden sein.

Es sind nun außer der in jener Besprechung angenommenen Möglichkeit noch drei Möglichkeiten vorhanden:

1. Arno Holz hat, als er seinen „Phantasus!" dichtete, den Zoozmannschen Cyklus gekannt,

oder 2. beide Dichter haben sich an dasselbe Vorbild gehalten,

oder 3. diese sonderbare Ähnlichkeit wäre ein bemerkenswertes Beispiel für den Parallelismus der Nerventhätigkeit in zwei von einander ganz unabhängigen Köpfen.

Berlin. Max Hoffmann.

Über das Ergebnis unseres Preisausschreibens

werden wir im Februarhefte ausführlichen Bericht erstatten. Die Preisgekrönten werden in der ersten Januar-Nummer der „Täglichen Rundschau" (Berlin) genannt, die Preise am 2. Januar mittels Postanweisung ausbezahlt.

Das Preisgericht der „Gesellschaft".

Wir bitten, fortan *sämtliche Manuskriptsendungen* u. s. w. **ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft",

K. K. Hofbuchhandlung Wilhelm Friedrich in Leipzig

zu richten. **Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".**

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Stich u. Druck v. A. u. Th. Weger Leipzig

Eduard von Hartmann



Das Ergebnis unseres Preisausschreibens.

Von M. G. Conrad.

(München.)



Zwanzig Arbeiten sind zur Preisbewerbung eingelaufen.

Vorherrschend war die Versform vertreten.

Ein einziger Bewerber erging sich in dramatisch bewegtem Gespräch.

Am leichtesten machten sich die Sache jene Schriftsteller, die mit verhältnismäßig wenig Witz und viel Behagen in handfester Prosa drauflos arbeiteten, als handelte sich's um einen lustigen Beitrag für eine Bierzeitung oder ein Faschingsblatt und nicht um eine geistig-litterarische Leistung, die den höchsten Ansprüchen eines führenden Organs in der deutschen Schriftstellerwelt gewachsen. Viele — ob gerade die an Jahren jüngsten Bewerber? — verwechselten Überlegenheit mit Roheit, Ironie mit Unflätigkeit, Satire mit Schweinerei, moderne Sitte mit Gemeinheit und Plattheit, Genialität mit ästhetischem Nihilismus.

Diese Herrschaften mußten sofort, als gänzlich unwürdig sich an einer litterarischen Preisbewerbung zu beteiligen, ausgeschieden werden; nach ihnen diejenigen, welche die künstlerische Behandlung der Form durchaus vernachlässigt hatten.

Nach dieser wenig erquicklichen Vorarbeit blieben nur noch fünf Beiträge zur Beurteilung übrig. Es stellte sich nach wiederholter Prüfung heraus, daß kein einziger dieser fünf Bewerber sich in vollem Umfang an unser Programm gehalten und die Prüderie bis aufs Blut gegeißelt hatte, ohne dabei sich der sonnigen Heiterkeit des überlegenen Geistes zu begeben; mehr oder weniger hielten sie sich an den leichteren Ton der Verspottung

auf der Grundlage einer schweren sittlichen Anschauung, ohne den feurigen Zug jener lichten Geistigkeit, welche das von allen Schlacken und Fesseln gereinigte und befreite Edelmenschliche kennzeichnet.

Den ersten Preis hatte kein Bewerber verdient, er konnte deshalb auch nicht zuerkannt werden, wenn das ganze Preisausschreiben nicht um Ernst und Bedeutung gebracht werden sollte.

Der erste Preis im Betrage von zweihundert Mark muß daher wiederholt ausgesetzt und falls er keinen würdigen Gewinner findet, einem litterarischen Wohlthätigkeitsfonds überwiesen werden.

Um jedoch die ursprüngliche Anzahl von Preisen vergeben zu können, und weil zwei Arbeiten, die zunächst in Betracht kamen, sich als wertverwandt erwiesen, wurde der zweite mit 150 Mark zu vergebende Preis in einen Hauptpreis mit 90 Mark und einen Nebenpreis mit 60 Mark zerlegt.

Nach Festsetzung dieser durch die Umstände notwendig gewordenen Prämierungsweise wurden folgende Arbeiten einstimmig gewählt:

für den 2. Preis a (Hauptpreis) „Primavera",
für den 2. Preis b (Nebenpreis) „Kunst und Prüderie",
für den 3. Preis „Die Feindinnen".

Nach Eröffnung der verschlossenen Zettel ergaben sich folgende Verfasser: für 2a Julius Litten, Pforzheim; für 2b V. Rudloff, Berlin; für 3 Irma von Troll-Borostyáni, Salzburg.

Die zuerkannten Preise wurden am 2. Januar ausbezahlt, die nichtgekrönten Arbeiten an die Einsender zurückgeschickt.

Der Preis von 200 Mark

wird unter den alten Bedingungen (siehe „Gesellschaft", Septemberheft 1891) wiederholt zur Bewerbung ausgeschrieben. Frist: 1. Mai 1892. Entscheid: 1. Juli 1892.

Leipzig, 1. Februar 1892.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".



Erbteile.

Von Falk Schupp.

(Berlin.)

Man fängt an zu begreifen, daß der „reichs"deutsche Patriotismus, wie er sich seit dem Einheitskrieg in den biederen Hirnschädeln der Masse eingenistet hat, eigentlich nur ein großer Humbug war. Ein niederträchtiger Humbug sogar, wie ich behaupte, die unerhörteste Niederlage, die das germanische Deutschtum seit je erlitten. Der Talmipatriotismus der ersten zwei Reichsdecennien war ja nichts anderes, als ein glückliches Geschäftsmanöver, mit welchem das großmäulige Slavokeltentum sich unter dem Vorwand der germanischen Deutschtümelei die Hegemonie zu erhalten suchte.

Weß Stammes Leute sind denn in Berlin die Parvenus des Bürgerstandes, die reichen Handwerker, die Schlächter, Bäcker, Brauer u. a.? Es sind zur reichlichen Hälfte Hereingeflossene aus den östlichen Provinzen, aus Posen und den beiden Preußen. Leute, deren Altvordern noch ein biederes Gemisch von ihren ererbten Slavenlauten und einigen angelernten Germanismen durch die Zähne geraffelt haben. Ihre Söhne aber sind blutarm nach Berlin gekommen und haben dort sich „emporgearbeitet". Das ist ja nationalökonomisch sehr anzuerkennen, aber es kommt doch noch ein anderer Gesichtspunkt in Betracht, und das ist die stammespsychologische Vergewaltigung und die Nationalitätenheuchelei, die durch diese Umstände in Berlin geradezu ins Riesenhafte gediehen sind.

Wer, frage ich, hat diese Leute reich gemacht? Der Güterzufluß aus ihrer Heimat, wo die Kartoffel kaum in der kläglichsten Jämmerlichkeit gedeiht und der Schnaps letzter Ordnung das „Nationalgetränk" ist? Spürt man da nicht die Seelenverwandtschaft mit dem Wutkyland? Es ist ja notorisch, daß das Berlinertum sich zu reichlich vier Siebentel aus slavokeltischem Geist zusammensetzt. Für mich gab es daher in Berlin bei jeder öffentlichen Gelegenheit Ursache, mich ironisch über das neue Germanentum auszulächeln, wenn ich einen biederen Parvenuberliner aus der slavischen Mark oder aus Posen sich auf die enge Slavenbrust schlagen sah und ausrufen hörte: Wir Germanen in der Kapitale des Germanentumes! Derselbe Kerl steckt dann das deutsche Dreifarbenbanner heraus und besucht die Radauversammlungen des Erzreaktionärs Stöcker, allwo er über die Invasion des Judentums kräftig mitschimpft und sich seinen vermeintlichen arischgermanischen Berzel mit den fadesten Rassenschmeicheleien behaglich kratzen läßt!

Das sind die deutsch-germanischen Hyperpatrioten in Berlin! Das ist der Typus „Schneidig", den der vortreffliche Conradi so famos gekennzeichnet. Menschen, die den slavischen Knechtsinn und die slavische Gelenkigkeit in dem Militarismus vereinigten und damit eine Zeitlang Weltgeschichte machten. Das sind die Kriegsstatisten, die Friedrich der Große, bei weitem Preußens bedeutendste Herrschergestalt, mit dem ganzen Sarkasmus seines Lächelns in Potsdam mit der Wachtparadenkomödie beschäftigte. Das Slaventum der Paradengelenkigkeit und der organisierten Knechtschaft, welche die preußische Gamasche zur historischen Utensilie gemacht hat. Dieselben, die die „große Schnauze" weit aufreißen und im ganzen Entrüstungsfalsett des Slaventums loskreischen, wenn sie sehen, daß man in Süddeutschland nicht gewillt ist, nach der slavokeltischen Manier zu traben! Dieselben, die überhaupt die Süddeutschen, wie die Schwaben, Franken, Chatten, für einen inferioren Menschenschlag halten und höchstens noch die Sachsen neben sich als „Germanen" dulden wollen. Im Jahre 1889 kritisierte der Pariser „Figaro" einmal einen geistreichen Aufsatz aus „Macmillans Magazin", worin sehr ausführlich von dem Berlinertum gehandelt wird. Damals war Bismarck, die große Heldengestalt der slavokeltischen Gamaschenhegemonie, noch primus omnium, daher es für einen Süddeutschen, überhaupt für einen wirklichen Germanen, der nicht ge„gefikt" sein wollte, schwer war, ein Wörtchen Wahrheit zu sagen. Zu den etwas scharfen Ausführungen des „Magazins", erinnere ich mich, bemerkte der „Figaro": „In Berlin giebt es nahezu zwei Millionen Deutsche, aber noch keinen Berliner. Der Londoner, der Pariser, der Wiener sind spezielle Typen — der Berliner existiert nicht, er ist erst in der Bildung begriffen." Als sehr richtiges Zeichen führt er dann den Mangel an Tradition in Sachen des Kleidungsgeschmackes an. Weiter meint der „Figaro": „Das kommt daher, weil die mittleren Klassen des Berlinertums sich noch nicht genügend von den Traditionen des Militarismus zu befreien vermochten, um Zeit gehabt zu haben, ein ihrem Stand gebührendes Kostüm anzunehmen. An den Ufern der Spree hat ein Mann, der keine Uniform trägt, allenfalls das Recht zu leben! Die Civilisation kennt dort nur den Vorrang der Tresse, daher wird einem Berliner, der keinen Säbel an der Seite hängen hat, immer die Bedeutung fehlen."

Soldat und uniformierter Polizeibüttel sind in heutigen „friedlichen" Zeiten die dauernde Verkörperung der unmittelbaren Staatsmacht. Und diese zwei Figuren waren in den letzten zwei Decennien in Deutschland thatsächlich für die Machtfaktoren die wichtigsten. Aber in dem Maße, als die innere Staatsgefahr die äußere an Furchtbarkeit zu überwuchern beginnt, in dem Maße werden Soldat und Polizeibüttel als Faustmittel entwertet. Denn beide haben in dem inneren Gegner das Interesse der Familienangehörigkeit

und des gefährdeten Privateigentums. Aus diesem Grund war es der hervorragendste Fehler des Bismarckschen Regimes, zu glauben, daß man mit Helmspitzen und Bajonetten die innerrevolutionäre Partei niederhalten könne. Es wiederholt sich dann im großen, was sich jüngst in einem ungarischen Feldarbeiteraufstand in einem rührend kleinen Zug gezeigt. Unter der wider die Aufständischen beorderten Mannschaft befand sich zufällig ein aus dieser Gegend Ausgehobener. Auf das Kommando „Feuer“ ließ er sein Gewehr sinken, und die hellen Thränen liefen ihm über die Wangen! Er hatte unter der vordersten Reihe seine Mutter erblickt! Vor das Kriegsgericht gestellt, wußte er nur diese eine, wertlose, aber doch so überwältigende Entschuldigung! Das Kriegsgericht wollte ihn verurteilen, aber, da eine Meuterei des ganzen Regimentes sofort bevorstand, sprach man ihn frei. Bismarck hätte ihn, konsequent seinem System, mit dem Tode bestraft.

Man hat in jüngst verwichener Zeit sogar mit Schrecken sehen müssen, daß es dem anonymen Kannegießer der „Hamburger Nachrichten“, der seine politische Weisheit literweise von dem „stillen“ Mann in Friedrichsruh eingetrichtert bekommt, gelungen ist, diese Moral der blassen Furcht in die leitenden Regierungskreise hineinzufuggerieren. Als Beweis dafür kolportiert man in jenen Kreisen mit einer gewissen Schadenfreude die Ansprache, welche der deutsche Kaiser unlängst an die Potsdamer Rekruten anläßlich des Fahneneides gerichtet hat: „Ihr habt Mir den Treueid geleistet, das heißt, Euch gilt von nun an nur ein Befehl und das ist Mein allerhöchster Befehl, Ihr habt nur einen Feind, der ist Mein Feind! Und müßte Ich Euch vielleicht einst — Gott wolle es verhüten — dazu berufen, auf Eure eignen Verwandten, ja Geschwister und Eltern zu schießen, so denkt an Euren Eid!“ Diese Worte, schreibt das „Volk“, dem ich sie entnommen, sprach der Kaiser mit erhöhter Stimme und das suprema lex regis voluntas flammte aus seinen Augen!

Dieser Ausspruch hat ein Motiv der Bedenklichkeit, das bisher noch nicht erwogen wurde. Einmal das in allen Zeitungen bis zum Überdruß erläuterte, daß er der Sozialdemokratie ein vernichtendes Argument in die Hand giebt, ferner birgt er einen psychologischen Rechenfehler. In der Linie, als der unbedingte Gehorsam des Heeres bis an die bürgerliche Selbstvernichtungsfrage gesteigert wird, vermehrt sich das Herdenbewußtsein und vermindert sich die staatserhaltende Erscheinung der politischen Individualität. Dadurch werden aus vielen Parteien, die sich im Staate gegenseitig die Wagschalen halten, schließlich nur zwei zusammenkondensiert, von denen die siegen wird, die die Organisierung, d. h. die Ausbreitung der Herdeninstinkte am schnellsten vermag. Darin aber ist die Sozialdemokratie, die ja im innersten Kern das philosophische Triumphlied der Herdeninstinktmacht ist, unübertreffbar!

Dazu kommt der zweite, nach meiner Meinung wichtigere national-psychologische Moment. Das, was politisch unter dem Begriff Preußen zusammengefaßt ist, enthält fast zur Hälfte Bevölkerungselemente, welche zur slavischen Rasse gehören und nur durch den Druck der einstigen, mit überlegener Gewalt hereingeströmten germanischen Kultur zur Annahme der deutschen Sprache gezwungen wurden. Die Rasseneigentümlichkeiten des Slaventums haben sie darum aber nicht eingebüßt! Dieselben unterwürfigen Knechtsinstinkte, wie jenseits der Memel! Dieselbe passive Buckelknickerei, die in Augenblicken der persönlichen Mutprobe in verräterische Feigheit umschlägt.

Mit diesen Leuten als Heer gegen außen zu rechnen ist sehr gut, denn aus Furcht sind sie tapfer, gegen innen sind sie nicht nur unbrauchbar, sondern sogar gefährlich. Wenn der Kaiser daher mit ihnen rechnet, so geht er eine sehr große Unwahrscheinlichkeitsrechnung ein.

Es giebt in Deutschland ein national-psychologisches Hindernis für die Sozialdemokratie und das sind die Instinkte der germanischen Rasse. Wohlverstanden der germanischen Rasse, der Franken, Schwaben, Chatten, die man bisher so niedrig veranschlug! Der Germane liebt die soziale Individualität grenzenlos, bis zur Selbstvernichtung. Daher wird dort die Sozialdemokratie, selbst im Falle eines vollen internationalen Sieges nicht dauernd wurzeln können, dort wird sie eine Episode des Wirtschaftslebens werden. Nicht so im heutigen Preußen; der Slave, der nun doch einmal in Preußen die Hegemonie hat, liebt die Herdentiereinrichtung und er wird dereinst ein ebenso guter Bürger des sozialdemokratischen Staates sein, als er jetzt ein passives Instinktgeschöpf des Militarismus ist.

Ich glaube nicht daran, daß die deutsche Sozialdemokratie Aussicht hat, am Tage des roten Weltsturmes die Fahne voranzutragen. Heute vielleicht, aber bis dahin nicht, wenn ihre Revolutionsthat reif sein wird. Bis dahin wird in Deutschland eine große Wandlung stattgefunden haben, welche ich benennen möchte: den Rückkampf des Germanentums im deutschen Staate. Der Krieg 1870 hat auf nahezu zwei Jahrzehnte dem slavischen Deutschtum die Hegemonie verliehen. Solange es nur Wirren nach außen geben konnte, hat es dieser Bevölkerungsschlag, als bestes Filzel der preußischen Militärwurst, vielleicht auch verdient, aber jetzt, da ein internationales Wirtschaftssystem hereinzubrechen droht, welches die Instinkte des Germanen verletzt und so das Germanentum gefährdet, jetzt muß dieses wieder die Zügel in die Hand nehmen!

Mit dieser Erkenntnis muß das deutsche Kaisertum schalten, denn die Stützen seines Thrones stehen dann in Süddeutschland, dort auch finden sich die Geister, die die Kanonenmacht einer weitausschauenden Sacherkenntnis besitzen!

Bismarcks Macht war auf der Hegemonie des slavischen Deutschtums aufgebaut, „auf den Knochen der pommerschen Landwehrleute,“ wie er es selbst symbolisierte. Bismarck ist gefallen als erstes Symptom des individualistisch-germanischen Geistes, der auf dem Siegwege der Rückeroberung ist! Bismarcks Regierungssystem war in Süddeutschland nie populär, er selbst nur als eigenartige Machtpersönlichkeit! Unter meinen Landsleuten finden sich viele, die den Bismarck immer gehaßt haben, aus den echten Instinkten des germanischen Individualideologismus heraus! Die sind ihm auch während seiner Glanzzeit nie beuteltiermäßig in die Hosentaschen gekrochen und haben verzichtet, von ihm beglückhennt zu werden. Sie schwiegen, weil damals ein Erheben gegen ihn seine ganze Reptilien- und Verleumderpresse ins Krabbeln gebracht haben würde und weil sie der Erkenntnis lebten, daß nichts unnützer sei, wie ein politisches Märtyrertum! Sie wußten, daß bald die Gegenkraft ausgelöst sein mußte, die ihn stürzt. Die Gegenkraft aber ist der siegende Germanismus gegenüber der Gamaschenhegemonie des Slavokeltentums!

Der echte Germane ist die vollendetste Eroberernatur, daher ihm das Gefühl des individuellen Mutes innewohnt. Dieser Gefühlswert ist jedoch nur zu gewissen Zeiten kulturgeschichtlich von Wert. Er war es z. B. im Mittelalter. Am vollendetsten finden wir ihn in den Kreuzzügen und der gleichzeitigen Ritterpoesie. Da finden wir denn immer als höchste Heldenthat, wenn einer sich einer Horde, einem Haufen allein gegenüberstellt. Rührend schlicht und erhaben spielt dieser Zug in einem Heldengedicht Konrad von Würzburgs, welches mir erst jüngst, von dem Litteraturschachtmeister Reclam ans Tageslicht gefördert, zufiel. „Otto vom Bart“ zeigt uns einen Waffenmeister von bieder derbem Schwabenschlag, der seines Herzogs Söhnlein zu erziehen hat und mit seinem Zögling einem Feste beiwohnt, das Kaiser Otto, der rotbärtige Finsterling, giebt. Das Kind drängte sich in den Saal und berührte mit seiner Hand, so klein, so lind, die gedeckte Tafel. Der hinzukommende Truchseß hieb ihm deshalb mit seinem Stab über den Kopf, daß das Blut durch die hellen Locken sickerte. Da kam der Waffenmeister Herr Heinrich zornig heran und schlug den Truchseß nach kurzem Wortwechsel einfach nieder. Als Otto nun dazukam, wollte er den Ritter „bei seinem Bart“ dem Tode verwirken, als jener, rasch gefaßt, den Kaiser beim Barte nimmt, ihn über den Tisch schleift und ihn trotz der herbeigeeilten Mannen zwingt, ihm frei Geleit zu geben. Später muß er, nachdem längst Gras über die Geschichte gewachsen war, als Lehnsmann Ottos mit nach Italien. Dort ist er eines Tages gerade dabei, sich in einem Fluß zu baden, als er seinen unbewehrten Kaiser mit den Bürgern der Stadt verhandeln sieht. Er fängt ein Wort auf, das ihm zu erkennen

giebt, man will seinen Kaiser meuchlings erschlagen. Sofort springt er aus dem Bad, ergreift Schwert und Schild und rennt nackend auf die feige Verräterbande an, unter der er ein fürchterlich Blutbad anrichtet! Das besingt Konrad als echten deutschen Rittermut! Und wer kennt nicht Uhlands Lied vom „Kaiser Rotbart lobesam", darin der wackere Schwabe (forcht sich nit) einen von der Türkenbande in Stücke haut und ruhig seines Weges geht, allein! Diesen Zug kennt der Slave nicht, er fehlt in seiner Mythologie. Sein höchster Triumph ist die Hinterlist, wie sie sich im plötzlichen, tückischen Reiterüberfall charakterisiert! Genau so das slavokeltische Preußentum, nur ist die Hinterlist ersetzt durch die Massenwirkung! Ganze Compagnie Schnellfeuer, ganze Compagnie Sturmschritt! das verstehen sie gut, aus geheimer Menschenfurcht!

Man hat dem Germanen einen Vorwurf daraus gemacht, daß er am spätesten seine Nation centralisierte! Fragen wir uns, ist das wirklich ein stichhaltiger Vorwurf? Besteht nicht gerade die vornehmste Eroberernatur darin, ein Volk zu sein und keine Nation zu brauchen? Die vornehmsten Eroberer waren immer die, welche, wie es die Deutschen immer thun, ihren Triumph dadurch vollenden, daß sie die Sprache und die Äußerlichkeit des Besiegten annahmen!

Wir Germanen sind gewiß nicht wertvoller, wie die Romanen oder Slaven, aber wir sind die Rasse, deren Tugend und Fehler im Individualismus liegen. Und darum kommen wir im anhebenden Zeitalter der Massensklaverei von neuem auf die Schaubühne des Weltkampfes. Vielleicht tragisch, vielleicht auch spielen wir die Komödie siegreich zu Ende und die anderen Rassen klatschen Beifall!

Daher stehen wir an einem Wendepunkt, wir Germanen fordern unsere Erbteile!



Zu Eduard v. Hartmanns fünfzigstem Geburtstag.

Von Arthur Drews.

(Altona.)

Am 23. dieses Monats sind es fünfzig Jahre, seit Eduard v. Hartmann das Licht der Welt erblickte. Höher als er ist kaum jemals ein Philosoph von begeisterten Anhängern gepriesen, tiefer als er kaum jemals einer herabgesetzt und unrichtiger von seinen Gegnern beurteilt worden. An seine „Philosophie des Unbewußten“ knüpfen sich die Gefühle der edelsten Geistesbefriedigung und Erhebung von Seiten derjenigen, denen in der Wüste materialistischer Denkungsart aller gedankliche Halt und aller Sinn für ein Höheres zu entschwinden drohte, und die nun in jener gleichsam eine Oase begrüßten, um sich an dem Borne wirklicher Philosophie zu laben und aufzurichten; aber auch des Abscheus und der tiefsten Verurteilung derer, denen das neue Licht der Spekulation allzu unbequem in das Dunkel ihrer alten Vorurteile leuchtete, und die mit der Philosophie schon am Ende zu sein glaubten, nachdem sich das stolze Gebäude des Hegelschen Systems als ein vergängliches Luftschloß erwiesen hatte. Diese erblickten in dem Hartmannschen Werke nur das ephemere Erzeugnis einer ausschweifenden Phantasie, eines dilettantischen Philosophierens, welches durch seine Paradoxe blendete und die urteilslose Masse durch seinen Pessimismus zu bestechen wußte. Sie verabscheuten diesen Pessimismus, der sie aus ihrer behaglichen Weltfreudigkeit aufrüttelte, indem er das, was sie „Glück“ nannten, als eine bloße Illusion herabzusetzen wagte; sie verabscheuten ihn um so mehr, weil er hier in einer Gestalt auftrat, in welcher er nicht so leicht zu widerlegen schien, wie die subjektiven Weltverdammungsurteile Schopenhauers, die den Ursprung aus der zufälligen Gemütsart des großen frankfurter Pessimisten doch gar zu augenfällig erkennen ließen, und klagten ihn an, daß er die Sittlichkeit untergrabe und die Freude an der Schönheit dieser Welt vergälle. Sie verwarfen diese ganze Philosophie überhaupt nicht bloß weil sie nicht christlich war und den fundamentalsten Lehren der christlichen Religion ganz offenkundig den Fehdehandschuh vor die Füße warf, sondern weil sie in der That ein Weltbild entrollte, zu dem auch der religiöse Mensch sich hingezogen fühlen mußte und dasjenige als wissenschaftliche Wahrheit begründete, was auch das Dogma im Grunde erstrebte, ohne doch bei seiner bildlichen Form über unlösbare Widersprüche hinauszukommen.

Diese Stimmen allzu heftiger Widersacher sind mehr und mehr verstummt, seitdem der Philosoph in umfangreichen Werken das Unberechtigte

aller dieser Vorwürfe zurückgewiesen und seine eigenen Ansichten tiefer begründet hat. Seine „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins"*) ist nicht nur ihrem inneren Werte nach die beste Ethik, die wir gegenwärtig in unserer philosophischen Litteratur besitzen, zugleich ein Werk von wahrhaft klassischer Schönheit, welches beweist, daß man auch als Pessimist dem sittlichen Bewußtsein vollauf gerecht zu werden vermag, sondern sie zeigt auch, daß der Pessimismus, weit entfernt die Sittlichkeit zu untergraben, vielmehr ein wahrhaft sittliches Handeln überhaupt erst ermöglicht, da sich nur derjenige mit vollem Eifer der Gesamtheit widmen und seine eigene Kraft in den Dienst des Ganzen oder der sittlichen Weltordnung stellen kann, der den Egoismus als Illusion durchschaut und auf das eigene Glück zu verzichten gelernt hat. Seine Religionsphilosophie ist ein Hymnus auf den Pantheismus, welcher allein imstande ist, dem religiösen Bewußtsein in jeder Beziehung genug zu thun; seine Ästhetik endlich behandelt ein Gebiet, zu welchem der Jammer des Daseins unmittelbar nicht dringt, und deckt, die Gesetze der Schönheit durchforschend, die letztere als einen Strahl aus der allgemeinen Gottheit auf, wie er sich im ästhetischen Bewußtsein des Menschen widerspiegelt. Überall steht hier der Pessimismus nicht im Vordergrunde der Betrachtung, sondern er bildet nur die stillschweigende Voraussetzung, das unsagbare Parfüm, das über allen Blüten des Hartmannschen Geistes schwebt; er ist der Reflex, unter dessen Beleuchtung die Gegenstände oft ein ganz neues und eigenartiges Aussehen gewinnen. Daher der geheimnisvolle Zauber, der die meisten seiner Schriften auszeichnet, der Reiz, mit dem sie den unbefangenen Leser umstricken, und welchem sich der letztere selbst dann nicht entziehen kann, wenn er sich bei den Ansichten des Philosophen zum Widerspruche getrieben fühlt.

Hartmann ist der Philosoph des Pessimismus in noch ganz anderem Sinne als Schopenhauer. Durch ihn erst ist der Pessimismus zum wissenschaftlich begründeten Gemeingut geworden, und hat sich die Axiologie, das heißt die Abschätzung vom Wert oder Unwert des Lebens, eine Stellung im Organismus der philosophischen Wissenschaften errungen, welche ihr niemand mehr streitig machen kann; aber es wäre gänzlich falsch, ihn mit dieser Bezeichnung allein stigmatisieren zu wollen, hat er doch in seinen großen Hauptwerken gezeigt, daß er noch viel anderes mitzuteilen hat als pessimistische Reflexionen über den Gefühlswert des Daseins, weil seine Philosophie keine subjektiv-individualistische, der das Individuum für das Höchste gilt, sondern eine kosmisch-universelle ist, in welcher die einzelnen Individuen die für sich unselbständigen Glieder im allgemeinen Reiche Gottes sind. Hartmann ist der

*) Zweite Auflage: „Das sittliche Bewußtsein."

Philosoph der **thatfreudigen Entwickelung**: in seiner Philosophie ist die Darwinsche Evolutionstheorie auf ihren philosophischen Ausdruck gebracht und selbst nur ein Moment der allgemeinen Weltteleologie; in diesem optimistischen Glauben an den Fortschritt des endlichen Lebens ist der Pessimismus aufgehoben, und an die Stelle verzweiflungsvoller Weltverachtung tritt die Mitarbeit am Kulturprozeß. Darum ist seine Philosophie keine zersetzende, Ideale vernichtende, negative Weltanschauung, sondern zerstört werden von ihr nur die Scheinideale, von ihren Thronen nur die falschen Götzen herabgestürzt, aber sie hat auch die Macht, etwas Besseres dafür zu bieten. Sie ist streng und kühl, wie die Wahrheit überhaupt, aber demjenigen, der aufrichtig nach der letzteren dürstet, reicht sie hilfreich die Hand und führt ihn auf eine höhere Warte, wo ihn ein frischerer Hauch umweht, und von wo aus auch ihm vieles zur Nichtigkeit herabsinkt, was ihm dort unten als hohes Gut erschien.

In dieser Weite des Horizontes, in dieser Großartigkeit und Geschlossenheit des Weltbildes, welches sie vor den Blicken desjenigen entfaltet, der sich ihr anvertraut, liegt der höchste Wert und die hauptsächlichste Bedeutung der Hartmannschen Philosophie für die Gegenwart. Heute, wo die empiristische Betrachtungsweise des Weltganzen die Wissenschaft in eine Unsumme von Einzelwissenschaften auseinandergerissen hat, wo selbst die Philosophie der ameisenartigen Akribie des Spezialistentums zu verfallen droht, und die Ansammlung des induktiv gewonnenen Materials nachgerade ins Ungeheure angewachsen scheint, ist Eduard v. Hartmann der einzige Philosoph, der sich mit kühnem Mut einen Weg durch das fast unübersehbare Labyrinth gebahnt und mit gewaltiger Geisteskraft die Resultate der Einzelwissenschaften unter den einheitlichen Gesichtspunkt seiner Metaphysik gezwungen hat. Wir haben Philosophen, welche dasselbe Ziel verfolgten, aber sie sind entweder, überwältigt von der erdrückenden Schwierigkeit der Aufgabe, auf halbem Wege stehen geblieben und haben sich schließlich vor der Naturwissenschaft gebeugt, die mit der Philosophie um die Oberherrschaft ringt, oder sie sind auf die falschen Bahnen des Individualismus und Theismus abgeirrt, welche in keiner Weise den Anforderungen gerecht zu werden vermögen. Hartmann allein unter den deutschen Philosophen nach Hegel hat, entgegen dem Zeitgeist und unbekümmert um die Einwendungen seiner Gegner, die um so lauter ihre Stimme erhoben, je unfähiger sie selber zu der Riesenarbeit waren, die Fahne der Metaphysik auf den Boden der Einzelwissenschaften gepflanzt, und damit der Philosophie ihre Stellung als Universalwissenschaft behauptet. Die Hartmannsche Philosophie ist nicht das Erzeugnis eines geistvollen Eklektizismus — es müßten denn alle großen Philosophen als Eklektiker zu bezeichnen sein —, sondern sie ist ein einheitliches Produkt unter dem

Fundamentalgesichtspunkte des Unbewußten, ein Pantheon, in welchem auch alle übrigen großen Denker zugleich Aufstellung gefunden haben, nicht weil dasselbe sonst absolut leer sein würde, sondern weil jeder von ihnen einen Ausschnitt der Wahrheit enthält, und daher im großen Organismus der Wahrheit nicht unberücksichtigt bleiben darf, weil die Wahrheit überhaupt sich nicht nur in einem einzigen Denkergeiste zur Wirklichkeit emporringt, sondern die vorangegangenen Geistesprodukte zu ihren Stufen nimmt, und nur mit den Ergebnissen der letzteren bereichert, weiter und weiter ihre Kreise schlingt. In diesem Sinne repräsentiert die Hartmannsche Philosophie die höchste Stufe, welche der philosophierende Geist auf seinem bisherigen Wege erreicht hat. Sie ist die einzige, die auf dem geraden Wege der philosophischen Entwickelung liegt, welche durch die Namen Kant, Fichte, Schelling, Hegel und Schopenhauer bezeichnet wird; sie faßt die Wahrheit aller dieser Denker zusammen und fängt am Ende des Jahrhunderts die Geistesstrahlen der ganzen vorangegangenen Entwickelung wie in einem Brennspiegel in sich auf, nachdem dieselben nach dem Zusammenbruche des Hegelschen Systems in Theismus und materialistischen Atheismus auseinandergegangen waren. Einem gigantischen Bauwerk gleich greift sie mit ihren Grundmauern tief in die gesicherten Ergebnisse der empirischen Wissenschaften hinein und ragt mit ihrer Spitze in den Äther der Metaphysik, bis wohin nur die wenigsten ihr nachzufolgen vermögen, von wenigen verstanden, von noch wenigeren in ihrer ganzen Bedeutung recht gewürdigt, weil unter dem Einflusse des allgemeinen Empirismus die meisten nur mehr für dasjenige Sinn haben, was vor ihnen auf dem Boden liegt, und unfähig sind, ihren Blick emporzuheben, wo sie mit der Hand unmittelbar nicht mehr hinreichen können. Aber auch für sie wird die Stunde schlagen, wo man ihr nicht mehr fremd gegenüberstehen oder sie mit den Augen eines bloßen Neugierigen betrachten wird, der sich nicht wenig über das Werk verwundert, aber nicht den Trieb und die innere Kraft besitzt, um sich mit Liebe und Aufmerksamkeit in die geheimnisvollen Tiefen dieses Wunderbaues zu versenken. Der Geist hat es satt, immer nur am Boden der unmittelbaren Wirklichkeit entlang zu kriechen; die Anzeichen sind da, daß er aus dem heutigen Skeptizismus herausverlangt. Der metaphysische Trieb beginnt sich von neuem zu regen und die Fesseln positivistischer Selbstgenügsamkeit abzuschütteln — wer weiß, wie bald der Umschwung da sein wird, wo man vom Katheder herab wieder spekulative Philosophie lehren und denjenigen der Spott über dieselbe vergehen wird, die sich heute über Mangel an philosophischem Interesse bei den Jüngern der Wissenschaft beklagen und selbst doch in Wort und Schrift nichts anderes zu lehren wissen, als daß Philosophie nicht möglich sei!

In Hartmanns reichem Geiste vereinigt sich die umfassendste Gelehrsamkeit mit dem genialen Blicke des spekulativen Denkers, welcher auch das scheinbar Entgegengesetzte unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammenzuschauen weiß und für das Widersprechendste die höhere Synthese findet; es vereinigt sich in ihm der durchdringendste Scharfsinn mit dem bohrenden Tiefsinn wie bei wenigen Philosophen, die Nüchternheit und Kälte des kritischen Verstandes mit der wohlthuenden Gefühlswärme des Mystikers, der auch für das Unscheinbarste ein liebevolles Herz besitzt und der Unlustempfindung der Kreaturen ihre berechtigte Stelle im Weltganzen erstritten hat, — so nimmt er unzweifelhaft die höchste Stellung unter den Philosophen der Gegenwart ein, die seiner Philosophie möglicher Weise verneinend gegenüberstehen, aber ihm ihre Achtung nicht versagen können. Es ist unnötig, an dieser Stelle auf Hartmanns sonstige Schriften näher einzugehen, die er außer seinen vier oben erwähnten Hauptwerken veröffentlicht hat. Ich selbst habe in einer kleinen Broschüre „Eduard v. Hartmanns Philosophie und der Materialismus in der modernen Kultur" (Leipzig. Wilhelm Friedrich 1889) ein Bild von seiner schriftstellerischen Persönlichkeit zu entwerfen versucht, die zugleich eine allgemeine populäre Einleitung in die Philosophie dieses Denkers bildet. Bei der erstaunlichen Arbeitskraft des Philosophen und seinem eisernen Willen, mit dem er allen Hindernissen seines körperlichen Befindens zum Trotz unermüdlich an dem Ausbau und der Vollendung seines Systems beschäftigt ist, steht noch eine ganze Reihe von Werken in Aussicht, welche den Glanz seines Namens erhöhen und der philosophischen Wissenschaft in Deutschland zur Zierde gereichen werden, die ihm schon jetzt die hervorragendsten Leistungen und die höchste Förderung in diesem ganzen letzten Menschenalter zu danken hat.

Keine großartigen Jubiläumsovationen werden dem nunmehr Fünfzigjährigen an seinem Geburtstage dargebracht werden. Keine brausenden Salamander werden von festlich gestimmten Akademikern auf seine Gesundheit gerieben werden, wie es den Lehrern der Hochschulen gegenüber von Seiten ihrer dankerfüllten Schüler üblich ist. Der Philosoph Hartmann bekleidet keine Stellung an einer deutschen Universität, um mit der unmittelbaren Macht des Wortes auf seine Zuhörer einzuwirken; Rücksichten auf seine Gesundheit und die Freiheit seines Denkens, die er sich unter dem Zwange der amtlichen Verhältnisse nicht verkümmern lassen wollte, zwangen ihn leider, auf die akademische Lehrthätigkeit zu verzichten und die Anerbietungen einer Professur von der Hand zu weisen, deren Annahme unseren akademischen Lehrkörper in Deutschland um eine so hochbedeutende Kraft bereichert hätte. Still und vereinzelt sind die Hartmannschen Gedanken nach dem lauten Erfolge seines Erstlingswerkes in immer weitere Kreise eingedrungen, aber um so tiefer haften sie vor allem auch in den Köpfen

der akademischen Jugend, die noch der Begeisterung für das Große fähig ist, wenn der verständige Skeptizismus ihrer offiziellen Lehrer ihrem Verlangen nach einer umfassenden Weltanschauung kein Genüge zu leisten vermag. Alle diese werden an dem betreffenden Tage sich dankbar ihres großen Meisters erinnern und seiner in aufrichtiger Liebe und Verehrung gedenken, und darin wird dieser, der in echt philosophischer Gesinnungsart allen äußerlichen Ehrbezeugungen durchaus abhold ist, seinen schönsten Lohn erblicken, wenn er sieht, daß er nicht vergeblich gearbeitet hat, daß seine Gedanken Wurzeln schlagen und auf der Basis seiner eigenen Philosophie der Geist sich zu immer neuen und höheren Stufen emporschwingt.



Unser Dichteralbum.

Abschied des Bachs.

Antwort hallt zum letztenmal,
Meiner Wellen Gelispel,
Aus euch, stillvertrauten
Waldeswiesen;
Die ihr des freudigen Frühlings Gruß
Freudiger gabt zurück
Und den traurigen
In des Herbstes Wehmutsschauer
Mit gelben Blättern
Freundlich begrubt.
Nimmer wacht
In eures Echos Rätselruf
Mir auf seliger Erinnerung
Ferne Hochzeit,
Da sich aus wolkenumarmten
Gletscherbrüsten
Losrang perlende Lebensfeuchte
Und ich den Sturz wagte,
Jugendkühn,
Vom Felsen ins Thal.
Nimmer mit dir,
Kühlumbuschter Waldteich,
Belausch ich des Himmels
Geheimste Seele;
Und des ängstlichen Schilfs
Verträumte Klage,
Nimmer umschmeichelt sie
Mein rieselndes Silber.
Ach, nicht meine Wahl ist's —
Schon knirscht unter den gläsernen
Schritten des Frosts der Wald.
Bald hascht er die Welle mir,
Die lebensfrohe, mit starrer Faust,
Und mir selbst entfremdet
Bin ich ein Andrer —
Und doch Ich selbst . . . .

Darmstadt. Wilhelm Walloth.

Das Ende vom Liede.

I.

Enttäuschung? Wahnsinn? Wie mein Herz aufschreit!
So bitter muß ich, gräßlich bitter lachen.
Der Seele Forst durchtobt ein heißer Streit,
Und hungrig gähnt der dunklen Schwermut Rachen.

Qual zehrt mich auf. Vernichtend wühlt das Leid.
Verrucht! Soll mich denn wieder totkrank machen
Aus blauer Träume goldnem Äthernachen
Der Sturz in diesen Kot der Wirklichkeit?

II.

Doch eins ist klar. Errettet mich die Zeit,
Kann ich aus solchem Wahnsinn heil erwachen —
Will wieder mich der Liebe Brand umfachen,
Mit Vorsicht dann tränk ich mein Feuerkleid.

Nicht einem Worte trau ich, das sich weiht,
Dem Lockgefühle glaub ich nicht, dem schwachen.
Gedankenkühle wird mein Haupt bedachen,
Und Klugheit hält den spröden Schild bereit.

Irrtümer.

Wer niemals überschwänglich
Wie Don Quixotte war,
Bleibt immer unzulänglich
In braun und weißem Haar.
Klugheit ohn' Sturm und Stöße,
Nie wird ihr Blut erlaucht,
In Thorheit ist nie Größe
Der Menschheit eingetaucht.

Programm.

Müssen wir verkündigen,
Was wir wollen?
Laßt uns tapfer sündigen
Aus dem Vollen!

Eins ist unverzeihlich,
Wird das Wort verhunzt.
Ob kein Kanon heilig,
Heilig ist die Kunst.

* * *

Welche weise Kunst ist heilig?
Maße zeig mir, zeig mir Elle!
Elle, du entpuppst dich freilich
Stets als Individu—elle.

Zürich-Hottingen. Karl Henckell.

Im Fieber.

Schwül liegt die Nacht auf Nerven mir und Hirn,
Schwül liegt auf mir mit drückender Gewalt
Ein Fiebertraum, der brünstig mich umfaßt.
Schwerkeuchend geht mein Atem. Rieselnd fließt
Der Schweiß in dicken Tropfen mir vom Leib.
Die Pulse hüpfen, und die Schläfen brennen
Wie Feuerflammen. Heiß und heißer rollen
Des Blutes Wellen wild mir durch die Adern —
Und jäh durchzuckt mich eine Fieberkraft,
Daß ich auffahren möchte aus den Kissen
Und schrein und wüten gegen diese Welt,
Mein Messer stoßen dieser Welt ins Herz. —
Doch fiebermatt sink' ich ins Bett zurück.
Schwach ist mein Leib und kraftlos wie ein Kind,
Und kann sich nicht mit stolzem Selbst erheben —
Und schwül und schwüler brodelt mir durchs Hirn
Ein Fiebertraum mit drückender Gewalt:

Bang liegt die Nacht ringsum auf Berg und Thal.
Die starren Felsen trotzen ernst zum blauen
Entwölkten Himmel. Düstre Pinien schauen,
Schweigsamen Zeugen gleich, vom Mondenstrahl
Mit bleichem Licht gespensterhaft umflimmert,
Hin in die Dämmer. Aus der Höhe schimmert
Nur ab und zu ein Stern zur Tiefe nieder.
Stumm ist es rings. Nicht eines Vogels Lieder
Durchzittern heut die schwüle Tropennacht.
Wie ein geheimnisvolles Totentuch
Sinkt rings das Mondlicht. Wie ein wilder Fluch,
Kaum unterdrückt, durchdringt es dann die Pracht,
Die ernste Pracht urplötzlich und verschwimmt
Wie leises Klagen wehmutvoll ins Dunkel —
Und bläulich überblinkt das Nachtgefunkel
Ein Bild, das all mein Hirn gefangen nimmt:
Am hohen Holzkreuz, das auf stillem Berge
Einsam, wie fragend, in die Lüfte ragt,
Hängt jener Gott-Mensch, den das Heer der Zwerge,
Der blinde Pöbel, wütend angeklagt.
Ein blutig Schmerzensopfer hängt er da,
Ein Opfer, das noch heut um Rache schreit,
Und schreien wird bis in die Ewigkeit,
Denn ewig ist sein Leidensgolgatha.
Ich seh sein Antlitz fahl und märtyrbleich;
Ein Friedenslächeln liegt noch auf den toten,
Erstarrten Zügen; aus den blutigroten

Wundmalen rinnt noch immer tropfengleich
Der heil'ge Lebenssaft. Mein irrer Blick
Starrt nach des Heilands hölzernem Totenmal, —
Vor meinen Augen steht noch sein Geschick
Und seines Lebens ganze Leidensqual.
Mich packt sein banges, schweres Opfersein,
Und prägt sich mir mit tiefen Zügen ein. —
Und Bild auf Bild rollt fiebernd mir durchs Hirn ....:
Ich seh mich betend in Gethsemane,
Und blutiger Schweiß rinnt auch von meiner Stirn.
Mir ist, als ob ich selbst am Kreuze hinge,
Als ob durch Hände mir und Füße ginge
Der Nägel Eisen, schmerzenzerrend, weh.
Ein jeder Nerv zuckt auf und fühlt den Tod,
Der mir durchs Blut mit schwarzen Bränden loht. —
Und dann ein Ahnen, das ich nie gekannt —
Weit öffnet sich vor mir ein Wunderland,
Ein Wunderland, das mir mit Sonnenfarben
Und Freiheitswehn die wüsten Schmerzen lindert. —
Rings stehen dichtgedrängt die Menschheitsgarben;
Kein Pöbel wütet, der die Ernte hindert.
Und wie ich sinnend so am Kreuze hänge
Und mir ein Lächeln übers Antlitz zieht,
Da hallen aus der Ferne Friedensklänge
Wie Seelenflug, der leis zur Sonne flieht —
Und ahnend fühle ich ein Zukunftleben —
Ich seh im Traum ein lichtes Morgenrot —
Dann wird es dunkel — mich durchquält ein Beben —
Es packt mich an und rüttelt mich — der Tod ...

Sag, der du starbst am Kreuze, Jesus Christ!
Ob du ein Gott allewiglebend bist,
Ob du ein Mensch nur, der mit Menschenleiden,
Ein Opfer seiner selbst, hin mußte scheiden,
Ein Opfer seiner heil'gen Liebesglut! —
Mir bist du ein Prophet, ein Philosoph,
Ein Schwärmer, dessen reines Herzensblut
Für uns geflossen, daß wir durch ihn fänden
Der Liebe Heil, wenn unsre Blicke ruhten
Auf jenes Menschen Selbstentsagungstod,
Den er am Marterkreuz für uns erduldet, —
Und daß wir so aufs tiefste ihm verschuldet,
Die Liebe fänden, die er allen bot.
Daß seiner Worte starke Gotteskraft
Uns führen sollte auf den Weg zur Sonne,
Die weltenbauend in uns selber schafft,
Die zeitgewaltig einst uns alle eint
Und liebeshell ins All der Menschheit scheint.

So schienst du stets mir und erscheinst mir noch:
Ein Mensch, den Gottesherrlichkeit durchflammt,
Der träumerisch die Welt um sich vergaß,
Und doch der Welt sich selber geben wollte,
Der in sich selbst sein Sündenheil erbaute
Und allen dann mit vollen Händen reichte,
Was er sich selber blutig abgerungen —
Bis du den Kreuzestod dir frei erlost —
Selbstüberwindung war dein großer Sieg. —
Und durch der Zeiten wildes Wechselschwanken
Gingst du als Gott — Millionen Beter sanken,
Von deinem Licht geblendet — und doch taub
Für deine Wahrheit, vor dir hin in Staub.
Heut wissen wir, daß du ein Mensch nur bist,
Du der Propheten größter, Jesus Christ! —
Mir selber bist du immer so erschienen —
Erlösungssonne liegt dir auf den Mienen —
Auch mich umstrahlt dein wahres Morgenrot —
So trag ich still den letzten Kreuzestod .....

Wie tiefe Ruhe überkommt's mich sacht —
Ein sanfter Schlummer küßt mich — und die Nacht
Nimmt mich in ihre großen Mutterarme.
Mein Herz klopft ruhig, leise — und der warme
Tiefgehnde Atem haucht die letzte Glut
Des Fiebers hin in meine stille Kammer.
Langsam und müde schlägt im Puls das Blut. —

Ich träume wohl von Auferstehungstagen,
Und Friedensengel seh ich weißgekleidet
Auf Sonnenschwingen durch die Lüfte schweben.
Mir ist, ich selber wäre solch ein Engel,
Dem vom Gesichte der Lichtsegen tropft —
Und immer höher schweb ich auf zur Sonne
Und sehe all die Welten unter mir.
Durch Urweltlüfte rauscht ein Sphärenklingen,
Ein Brausen wie von großen Himmelsorgeln —
Und ein Gesang von sündenreinen Stimmen,
Von Stimmen, die der Gottheit Allmacht loben —
Wie Weihgesänge hallt es um mich her —
Es singt und jubelt mit entzückten Liedern,
Es singt und jubelt rings von Siegchorälen —
Und sinnestrunken stimm ich jauchzend ein
In diese Sonnentöne. — Heil'ge Stille
Wird rings um mich. Kein Engelmund bewegt
Sich mehr; sie lauschen alle meiner Stimme,
Sie lauschen mir wie einem heil'gen Manne — —
Sind's Engel denn?! — Mir scheint, es seien Menschen

Um mich herum in dichtgedrängtem Kreis —
Bekannte Mienen seh' ich traurig werden,
Und dort erblick' ich dunkle Thränentropfen — —
„Hinweg von euch, ihr schwarzen Sündenmenschen!
Was lauscht ihr mir?! — denn Engel seid ihr nicht!" —
Mein Mund verstummt und meine Lippen schweigen. —
Noch seh ich ihre angstentstellten Züge —
Ich lächle nur — und spreize meine Flügel —
Und gleite hin, weißschwingig wie ein Schwan,
Hinauf zur Sonne, die mir strahlend winkt. —
Mir ist, als wär vom Tod ich auferstanden,
Als fühlt' ich neues Leben in den Adern,
Göttlich und heilig — und zu dir, du Gott,
Der über Welten seinen Mantel breitet,
Der über Welten seine Füße setzt,
Will ich aufsteigen und nicht eher ruhn,
Bis ich von deinem Mund den Vaterkuß
Mit heißen Lippen glühend eingesogen. —
Schon liegt die Sonne tief zu meinen Füßen —
Und höher, immer höher geht mein Flug.
Vom Leibe fließen glühendgoldne Tropfen
Hinab zur Erde — doch ich ruhe nicht —
Ich achte nicht des Alls urewiger Lichtglut
Und gleite immer höher durch den Weltraum —
Doch wie mich auch die eigne Ichkraft treibt,
Und wie ich auch mit allen Fasern strebe,
Dahin zu dringen, wo das Herz des Alls
Voll Lebensblut in großen Zügen schlägt —
Ich komme nicht ans Ziel. Mit letztem Willen
Durchrauscht mein Leib noch Nebelsonnenfernen,
Durcheilt mein Geist noch weite Ewigkeiten —
Wohl find ich Leben, doch die Gottheit nicht! —
Mein Leib wird matt und meine Flügel fallen, —
Und wie in flüss'ger Feuerglut gebadet
Stürz ich zurück ans Herz der Muttererde,
Stürz ich zurück in meine dunkle Kammer . . .

Mir durch den Kopf treibt eine Flut von Schmerz.
Die Finger krampfen sich mit Fiebergriffen
In die schweißfeuchten, heißen Kissen ein.
Mein Atem keucht, und meine Augen glühn
Und starren irr auf die vertrauten Wände,
Als suchten sie ein Ziel; und Lippen, Hände,
Sie brennen zitternd in todnaher Glut —
Stoßweise drängt an meinen Hals das Blut —
Noch hör ich über mir ein leis Geflüster —
Hell strahlt die Lampe noch — dann wird es düster —
Mein Schmerz ist hin — und mein Bewußtsein ruht. —

Und dämmernd steigt dann wieder eine Welt
In Wunderfarben herrlich vor mir auf —
Ich bin in Rom, ein Sieger und ein Held,
Ein Gott! — Nero, der Imperator bin ich! —
Von des Palastes riesigem Altane
Geht weit mein Blick hin auf die ewige Stadt,
Die vor mir, eine Häusermasse, liegt.
Die ganze Pracht der stolzen Tempelbauten
Ragt draus hervor in weißer Marmorschöne
Und spiegelt golden und verlockend wieder
Die Purpurglut der italien'schen Sonne.
Rings stehn der Säulen schlanke Wunderleiber
Im Morgenschein und lassen nicht den Blick,
Den einmal sie mit ihrer Form gefangen,
Entgleiten, und das trunkne Auge schaut
Und schaut sich satt an diesen Marmorkörpern
Von Menschenhand. Um reiche Kapitäle
Schlingt sich des Weines grünendes Gerank
Und kriecht entlang die weiten Ballustraden,
Entlang der Tempel hohe Säulenhallen. —
So liegt vor mir die stolze Roma da,
Voll, üppig, wie ein aufgeblühtes Weib,
Das seinen weißen Leib im Lichte badet
Und sich wollüstig an der Sonne wärmt —
So liegt sie vor mir, noch in tiefem Traum. — —
Und plötzlich hebt sich hier und da ein Schein,
Tiefrot, blutpurpurn — Augenblicke noch
Ist Stille rings. — Dann steigen auf zum Himmel,
Wie auf ein Zeichen glühend angefacht,
Hellgelbe Feuersäulen, rotdurchzündet; —
Sie prasseln knisternd in die Morgenluft
Und leuchten wie lebendige Siegesmale
In jeder Himmelsrichtung strahlend auf. —
Sie fangen an zu wandern, sie ergreifen
Alles, was ihren Weg versperrt, und fressen
Sich tief in deinen Leib, weltstolzes Rom!
Und wild, mit jäh aufloderndem Begehren,
Und wilder jagen sie — und abertausend
Millionen Funken schlingen und verzehren
Paläste, Tempel, Häuser. — Gräßlich schmausend
Geht rings der Feuerriese durch die Straßen
Und schürt mit ruhigem Arm das Flammenmeer
Zur Brandung auf — hoch schlägt es in die Lüfte. — —

Da zuckt es wild empor in meinen Augen.
Wie trunken seh ich dir die Todesboten,
Die Feuerhunde, Rom, im Nacken sitzen!
Ich starre wie berauscht auf dich herab

Und sehe kaum, wie du dich bäumst und windest
Und aufschreist unter all den Flammenpeitschen,
Die dir den weißen Wunderleib zerschinden.
Ja, schreie nur, du unersättlich Rom!
Schrei auf, daß rings die Völker sich erschrecken!
Schrei auf! und wisse: Ich, dein Nero war's,
Der dir den Tod ins üppige Fleisch gehetzt,
Den heißen Tod, damit du endlich fühlst,
Wie groß die Glut in Neros Herzen loht,
Die weltdurchzuckend alles niederreißt,
Alles vernichtet, was ihr feindlich ist! —
Du bist mir feindlich! und so sollst auch du
In Flammen aufgehn und in Flammen sterben.
Berauschen will ich mich an deinem Tod,
An dieser Goldglut, bis ich trunken bin —
Mein glühend Auge will ich tief versenken
In deiner Todesflammen tiefe Brände —
Und will nur träumen, träumen, bis du mir
Vernichtet, atemlos zu Füßen liegst. — —
Wie diese Glut, die heiße, brennende,
Ins Hirn mir schlägt und mich berauscht, berauscht. —
Du bist nicht irdisch, Feuer! du bist göttlich!
Aufsteigst du in den Äther wie mein Geist,
Wie meine wilde Seele! Du bist göttlich!
Doch göttlich nur durch mich! — ich habe dich
Mit diesem Willen, dem allmächtigen,
Mit meines Ichs aufragender Gewalt,
Entfacht, entzündet. — Ja, mein Ich ist göttlich.
Dies bebende, dies heißaufglühnde Ich,
Dies Ich, das mir mit tollen Flammenschlägen
Die atmende, tiefgehnde Brust durchklopft,
Dies Ich, die kräftige Würze meines Lebens,
Mein Leben selbst! — Das ist's! das Göttliche! —
Das ist das Endziel alles Forscherdranges
Der eignen Seele! In mir selber find ich,
Was ich als Gott in ewigen Weiten suchte,
Was ich als Gottheit zu erkennen strebte —
Und nie erreicht! — Mein eignes Leben ist's! —
Leben ist göttlich! und wir selber sind
Uns Gott genug! Was lebend ist und schöpfrisch
Aus eignen Kräften neues Leben schafft,
Ist göttlich, ist die große Gottheit selbst,
Die durch das All in abermilliarden
Bebenden Glutatomen schlägt und lebt —
Leben ist göttlich!! und so will ich denn
Dies Leben trinken und mich selbst genießen,
Berauschen mich, bis flammend über mir
Die eigne Gottheit jäh zusammenloht
Und meines Leibes schwachen Bau vernichtet . . .

Die irre Hand greift zitternd in die Kissen,
Die glutdurchtränkten. Meine Haare kleben
Schweißnaß mir an der Stirn. Die Lider heben
Sich von den Augen, die weitaufgerissen,
Wie aus Verzückung plötzlich aufgewacht,
Starr auf die Lampe schaun. Durch meine Glieder
Kriecht's hin, als kehrten mir die Kräfte wieder,
Die ich verloren in der Fiebernacht —
Und aus den Schläfen schleicht der letzte Brand. —
Verglühend streift der Lippen heißen Rand
Der Atem noch, bis er gleichmäßig, leicht,
Die Brust in freien, tiefen Zügen hebt —
Und mir des Fiebers letzter Rest entweicht.

„Gottlob! die Krisis ist vorbei! er lebt!"
So höre ich den Arzt die Worte sagen —
Und dann ein Flüstern, ein behutsam Fragen. —

Ich bin erwacht! Das Leben, das mich zeugte,
Es hat sich doch zum Lichte durchgerungen. —
Mir ist es noch, als ob ich, herzbezwungen,
Mein Haupt vor jenem Nazarener beugte,
Eh das Bewußtsein ganz mir wiederkam,
Langsam wie Dämmrung, lieblich, wundersam . . .

Berlin. Franz Evers.

Muß es denn sein?

Die Sonne stand schon tief; in bunten Scharen
Die Menschen zogen heim in wilder Hast.
Ich sah ihr frohes Lächeln, denn sie waren
Befreit — befreit von Tages Müh und Last.
Da schlich sich in mein Herz die Frage ein:
„Muß es denn sein?"

Muß es denn sein, daß sich die Menschen mühn,
Die armen Menschen, jeden neuen Morgen,
Daß sie von Ewigkeit zu Ewigkeiten ziehn
Die gleichen Straßen mit den gleichen Sorgen,
Der gleichen Sehnsucht und der gleichen Pein.
Muß es denn sein?

Muß es denn sein, daß sie nach oben schauen
Um Rettung flehend in dem ew'gen Gram,
Daß hoffnungsfroh sie auf den Himmel bauen,
Von dem den Sterblichen noch nie die Rettung kam,
Daß sie sich trösten mit dem falschen Schein —
Muß es denn sein?

Muß es denn sein, daß alle blutig ringen
Nach allen Gütern und nach aller Macht?
Wie kann der Menschensohn das Schicksal zwingen?
Es fallen alle kämpfend in der Schlacht.
Doch sieh — es treten neue in die Reihn.
Muß es denn sein?

Muß es denn sein, daß jed' Geschlecht aufs neu'
Mit Riesentrotz auf diesen Erdball bannt
Ein neu' Geschlecht, daß es der Erbe sei
Von jenem Fluch, der Leben wird genannt —
Vom großen Leben, das so elend klein?
Muß es denn sein? Muß es denn sein?

Frankfurt a. Main. Arthur Pfungst.

„Die schöne Sonne drauß' im Wald."

Meinem Sohn Erwin zur Erinnerung an den 6. Februar 1890, Maximilianstraße 23.

Es war zur strengsten Winterszeit,
Ganz München stumm, tief eingeschneit,
Erstarrt im Frost, in Nebelhülle
Des freien Lebens heitre Fülle.
Die Straß', nach König Max benannt,
Von tückischem Ostwind scharf berannt,
Ein schaudernd weißes Massengrab,
Drein Busch und Baum all ihre Hab'
An Schmuck und Leben hingegeben,
Um kahl und arm und eisessteif
Zu wimmern in Sturm und Nebelreif.

Seit Wochen, ach, kein Sonnenstrahl,
Kein Himmelblau im Isarthal.

Die kleine Welt hockt hinter den Scheiben,
Läßt Schlittenfahrt und Eislauf bleiben.
Des Schneesturms Toben und grimmig Wehen
Hemmt jeden Mut ins Freie zu gehen.
Und gar die Kleinsten von den Kleinen,
Sie trippeln im Haus auf verzagten Beinen,
Verkriechen sich stumm am warmen Ofen
Und blinzeln nur und zwinkern sich an:
Der Winter, hu, ist ein garstiger Mann.

Und endlich bricht nach langer Nacht
Neujahrstag an in lichter Pracht.

Doch kaum sind die Kleinen dem Bette entschlüpft
Und haben das Wämschen umgeknüpft,
Tollt wieder der Schnee in wilden Flocken,
Sturm rüttelt am Fenster und erstickt das Frohlocken,

Ganz greulich dräut der Winter herein
Zum neuen Jahr ins Kämmerlein.
Nun ist's wohl aus für lange Wochen —
Die Kälte bringt Krankheit und schweres Leid.
Zurück an den Ofen! Der Frühling ist weit. —

Geboren im Hornung, ein Schneekönigliein,
Schwärmt Jung-Erwins Herzchen für — Sonnenschein!
Für Sommers Grün und Vogellaut!
Und ist vom Winter gar nicht erbaut!
Wie war's doch draußen am Starnberger See
Und im rauschenden Walde der Rottmannshöh
So wundervoll in Sommertagen!
Und jetzt des ewigen Winters Plagen!
Ach, thät die Sonne nur wieder scheinen — —
Er kauert am Fenster, stiert auf die Scheiben,
Versucht mit dem Finger ein Löchlein zu reiben
Durch der Eisesblumen starrende Schicht,
Und schmerzlich zuckt sein liebes Gesicht:

Ein Löchlein nur, in die Weit zu schauen,
Aus Kerkershaft, der ewig grauen!
Am Abend zündet der „Lichtelmann"
Wohl vor dem Fenster die Laternen an,
Doch auch bei ihrem Flackerschein
Gewahrt man nichts als des Winters Pein.

Da endlich! Am sechsten Februar,
Als Jung-Erwins zweiter Geburtstag war,
Sitzt sehnsuchtsvoll er wieder am Fenster
Und wird von Minute zu Minute ernster
Und drückt sein Näschen an die Scheiben,
Mit warmem Dunst ein Guckloch zu reiben.

Auf einmal, wie verklärt sein Gesicht!
Er reckt das Köpflein und selig spricht
Sein Mündchen, das vor Entzücken lallt:
„Die — schöne Sonne — drauß' — im Wald"!

Wir stürzen ans Fenster: Ein Strählchen fürwahr,
Wie ein dünn gezogenes goldenes Haar,
Schwingt sich durch den Weltenraum,
Überleuchtet, husch, den Straßenbaum —
Vergoldet, husch, einen Streifen Schnee —
Habt ihr's gesehen? Juhe! — Ade!

Und doch in diesem Nu der Erscheinung
Sieht Kindessinn des Winters Verneinung,
Nebel und Schnee und Eis überwunden,
Den lachenden Frühling wiedergefunden!

Ein Baum — der Wald! Ein Strählchen — die Sonne!
Ein lichter Moment — der Lenz voll Wonne!
Jung-Erwin jubelt den lieben Tag,
O hör' es, wer es hören mag:
„Die schöne Sonne drauß' im Wald!"
„Die schöne Sonne drauß' im Wald!"
Und nachts, wie er geschlafen ein,
Träumt er von funkelndem Sonnenschein. —

* * *

Stehst einst, mein Kind, im harten Daseinskampf,
Umbrüllt von Ungewittern,
Im Kugelsaus, im Lanzensplittern,
Und, schlimmer noch, im stillen Elendskrampf,
Im kleinen Alltagskrieg mit Niedertracht, Gemeinheit, Not,
Wo's Herz nur stückweis bricht und leis verblutet,
Kein jauchzend Heldentum die Schmerzen überglutet:
Des Sprüchleins denk' bis in den Tod:
„Die schöne Sonne drauß' im Wald!"
Die schöne Sonne Gottes, des Hochsinns und der Liebe,
Die ewig leuchtet, gesehn und ungesehn, im dunklen Weltgetriebe!
Sie weihe deinen Sieg, sie heilige deinen Frieden,
Sie bleib dein stolz Panier dein Leben lang hienieden!

München. M. G. Conrad.

Albumblätter.

Ludwig Doczi.

Deine Werke, sicher, gewähren Genuß,
Die Muse schenkte dir einen — „Kuß",
Doch in dem bunten Getriebe
Noch lang nicht ihre — „letzte Liebe".

München.

Leo Tolstoi.

Das Leben in Liebe sei stark und schön,
Du willst es langweilig und fade
Im moralisierenden Wortgestöhn
Deiner p. p. „Kreuzersonate"!

Irene Ollendorff.

Der Felsen von Quarto.

(Von dem aus sich die Tausend nach Marsala einschifften.)

Von G. Carducci.

Schmal säumt den Strand im kräuselnden Wellenspiel
Ein Kieselstreif. Dort hinten im Lorbeerhain,
Mit leisem Flüstern in den Zweigen,
Rauscht es in friedlicher Abendstille.

Darüber strahlt in silbernem Glanze klar
Der Mond und freundlich lächelt der Venus Stern
Ihm zu, mit seinem lichten Flimmern
Lieblich den nächtlichen Himmel färbend.

Hier stiehlt sich wohl aus friedlichem Neste sonst
Der Jüngling fort zu heimlichem Zwiegespräch,
Im kleinen Kahn von sanften Lüftchen
Leise geschaukelt, wenn seine Liebste

Zum Stern der Venus sinnend das Auge hebt. —
Italia, der Jahrhunderte Liebste du,
Der Dichter, Märtyrer Erkorne,
Witwe, erhaben an Ruhm und Trauer,

So suchte dich dein Treuer und fand den Weg
Weit übers Meer. Mit purpurnem Wams bedeckt
Den Löwennacken, Romas Schwert hoch
Über die kräftige Schulter schwingend,

Stand Garibaldi. Leise geschritten kam's,
Zu Fünf, zu Zehn und wieder zerstreuten sich
Im Schatten jene dunkeln Häuflein
Der vom Geschick auserkornen Rächer,

Piraten gleich, die Raub zu erspähen ziehn.
Und heimlich ging's, Italia, in den Tod
Für dich, sei's, daß der Himmel, oder
Daß ihn das Meer, ihn die Brüder spenden.

Fernher erstrahlt von Lichtern und frohem Sang,
Im Meer verhallend, Genua, stolz und schön
Im Abendlicht des Mondes, mit dem
Marmornen Rund seiner Prachtpaläste.

Du Haus, aus dem vorahnender Sehergeist
Zu unheilvoller Fahrt Pisarone trieb,
Du Ort, wo Harold einst gedürstet
Nach dem heroischen Missolunghi!

Ein heller Klang olympischen Glanzes krönt
Die weißen Höhn am Abend des fünften Mai,
Zum Siege führt der Helden Opfer,
Oder zum Ruhme im Lied des Sängers.

Und du, o Venus, lächeltest, du Gestirn
Italiens, Cäsars Stern, der du nie bisher
So heilig ernste Frühlingstage
Dem italienischen Volk beleuchtet,

Seit einst Aeneas schweigender Kiel hinauf
Den Tiber fuhr, zukünftigen Schicksals voll,
Und Pallas fiel, wo jene Hügel
Sahn wie das mächtige Rom entstanden.

Straßburg i. E. Übersetzt von B. Jacobson.

Frühlingskur.

Pfingstwunder blühn auf deinem Hute,
Aus deinem Auge lacht der Mai,
Dein Herz ist längst vom Winter frei,
Du flinke Fee vom Fingerhute.

Mir aber hockt noch in den Gliedern
Das Winterwehtum dumpf und schwer, —
Kuriere du mich — und ein Heer
Dicht ich zum Danke dir von Liedern.

Und — das versteht sich wohl am Rande —,
Nicht Lieder nur, nein Küsse auch
Und was uns sonst des Frühlings Hauch
Einschmuggelt noch als Kontrebande.

Wie sie da lacht, die süße Pute!
Nun bin des Frühlings ich gewiß:
Des Winters Wolkenpelz zerriß
Die flinke Fee vom Fingerhute.

Dießen (Ober-Bayern). Otto Julius Bierbaum.



Um einen Cylinder.

Ein Lebensstück von H. Fischer.
(Wiesbaden.)

I.

Es schneite und der Wind pfiff. Zwischendurch regnete es, daß es an die Bäume klatschte. Die Wolken jagten eilig über den Himmel, als wollten sie der nahenden Nacht entfliehen; und wie Kinder, die nicht eilig genug aus der Schule kommen können, drängten sie sich durcheinander, stießen sie sich und kugelten über einander hin.

Ein Augenblick Ruhe, der Wind verschnaufte. Wieder pfiff der Wind und fegte die dürren Reiser über den Weg. Die Blätter tanzten in der Luft, fielen nieder, wirbelten empor. Doch nicht mit der Anmut der Jugend, nein plump und unbeholfen taumelten sie hin und her wie alte, betrunkene Weiber; und die Äste knackten dazu wie spröde, splittrige Knochen.

Es war Spätherbst, dem Kalender nach sogar Winter.

Wieder ein Augenblick Stille ringsum. Wieder jagte der Sturm daher, fegte heulend durch die Bäume, gierig zu vernichten und niederzureißen. Vorbei sauste er am Walde. Menschen suchte er, Menschen wollte er sich entgegenwerfen, an Lebendigem seine Wut auslassen.

Toller tanzten die Blätter, lauter knackten die Äste, der Wald toste, Schnee stürzte durch die Luft, laut auf heulte der Sturm wie im Triumph. Er hatte gefunden, was er suchte. Armes Menschlein, jetzt gilt's zu ringen, zäh zu sein, daß du Herr bleibst!

Es war eine kleine, untersetzte Gestalt, die gegen den wütenden Sturm ankämpfte. Es waren alte Bekannte, die beiden; würdige Gegner.

Ein wilder Stoß. Noch grade rechtzeitig hat die Rechte den alten, verschlissenen Hut gepackt, während die Linke zwei Besen fester umklammerte.

Leise lachte der Mensch.

Der Wind zog sich grollend zurück zu gelegenerem Angriff oder auf ein besseres Opfer wartend. Er warf dem Freund nur noch Schnee und Reisig ins Gesicht.

Rüstig schritt unser Wandrer weiter. Da drehte sich der Wind und jagte an ihm vorbei; er hatte ein neues Opfer erspäht.

Unser Freund kam jetzt schneller vorwärts und nach kurzer Zeit vernahm er ein Schimpfen und Krächzen vor sich. Mit vollen Segeln trieb er der Stelle zu. „He, bis dau's, Louis?“ schrie er. Lauteres Schimpfen und Belfern, aber ohne daß man einzelne Worte verstehen konnte. Jetzt war er der Gestalt nahe. Indem er sich vornüber auf die Besen stützte, machte er Halt, um laut aufzulachen bei dem Anblick, der sich ihm bot.

„Awer Louis, was has de gemacht? Kerl, wie siehs de aas!“ kam's von seinen Lippen.

Der also Angeredete stand mitten auf dem Weg. Der Hut war ihm vom Kopfe geweht. Seine langen Haare flogen im Winde. Die Rockschöße flatterten nach hinten, als müßten sie ihrem Besitzer eiligst entfliehen. Beide Hände umklammerten krampfhaft einige Strohdecken, die sich zwischen den steifen Fingern bei dem Sturmwind hin und her wanden und zu entweichen suchten. Ein schmieriges Halstuch klatschte ihm mit den freigewordenen Zipfeln bald links, bald rechts auf die Backen. Die ausgefransten Hosen schlugen um die mageren, langen Beine. So stand er da und schimpfte und fluchte gegen den Wind mit keuchender Brust: „Fui Deibel, fui Deibel! So'n verdammtes Wetter! So ne miserable, verfluchte Welt! Daß daich das Dunnerwetter! . . .“

Kurz entschlossen drehte ihn der andere um, so daß sich seine Rockschöße wieder zu ihm fanden und sich wie besänftigend, schmeichlerisch an ihn

schmiegten; packte ihn am Arm, nachdem er ihm die Strohdecken aus den verfrornen Fingern genommen, und ließ ihn ruhig weiter schimpfen.

„Hätts noch e Weil warte solle," sagte er, als sich der andre ausgeschimpft hatte, „nachher wärn mer zamme gange."

„Ach die morsche Knoche, ach die morsche Knoche!" jammerte der andere.

„Gelle, zur Freih giehn se awer doch noch?"

„Die Kathrin . . ."

„Geh mer eweg, schwei still! Trotz de morsche Knoche has de doch nor dessentwege frieher giehn wolle. Der Kathrin gratuliern aich zu dem Freier."

„Ei, Muhrche, daich wollt se ja gor net," warf der Louis Angeredete ein, indem seine kleinen, verschwommenen Augen schadenfroh blinzelten. Der andre schwieg und kaute grimmig an seinem kurzen, stachlichen Bart, indem er mit hastigem Griff die Spitzen desselben an seine Lippen emporzog. Dem Louis wards etwas ungemütlich.

„Wo is denn der Jean?" fragte er.

„Holt noch ebbes," war die mürrische Antwort. Nach einer Weile: „Dei Strohmatte könnst aach derham loße, die has de doch nor iwerm Arm, wie de Schuster de Saufstiwel."

Der Louis schwieg auf die etwas anzügliche Behauptung. Er wußte wohl, daß dies das Klügste war. Das „Muhrche", sogenannt wegen seines schwarzen Haares und Bartes und wegen seiner etwas dunklen Gesichtsfarbe, war zwar stets ein guter Kumpan, konnte aber doch sehr zornig und dann zur Not auch handgreiflich werden.

„Wie weit seid er denn?" fragte endlich das Muhrche. Der Louis verstand gleich, daß die Kathrin und er gemeint sei.

„Wir sein fertig, awer de Kathrin will beim Parrer kopeliert wer'n, un der will net, weil aich kei Papiern hätt'. Aich hunn em gesogt, die hätt mei Schwestersoh, der Bermeisder. Das Dunnerwetter! der will se net hergewe. Gewitterkeil! der is schuld, daß aich so geworn sein. Der Lump, der miserable, nix wie schikanieren duht er eim. Wenn aich en nur mal kriehe däht!" Die ganze Gestalt bebte vor verhaltenem Grimm. „Erst hat er mer mei Geld genomme, dann hat er maich aus der Stadt getriwe —"

„Hör uff!" unterbrach ihn der andere, „die Geschicht kenn aich. Aweil mächt er uhs aach noch aus uhserm Loch hie verjage. Der Deiwel soll en hole." Nach einer Weile: „Aich wollt, der Jean wär hier, daß mer was zu esse kriehte." Sie waren an ihrer Behausung angelangt. Der Louis trat an die niedrige Hausthür, daß sie knarrend aufsprang. Heraus fuhr mit lautem Gebell ein großer, erbärmlich magerer Hund und umsprang die beiden Eintretenden. — „Der bewacht dem goldnen Louis," so hieß nämlich

der lange, hagere, wohl seines roten Haares oder seiner äußersten Armut wegen, „sei Schütze", sagte man in der Stadt. — Es war bitter kalt in dem kleinen, niederen Raum, den die beiden zunächst betraten. Eine dumpfe, dunstige Luft machte denselben noch unbehaglicher, wenn man hier überhaupt von Behaglichkeit reden durfte. Der Hund hatte sich wieder in die Ecke gekuscht und benagte seine abgemagerten Pfoten; er wußte, daß die beiden nichts hatten, daß der Fouragemeister noch fehlte. Der goldne Louis warf sich einfach auf die Erde neben den Hund, während der andre, das Muhrche, ein armseliges Öllämpchen ansteckte, seine Besen in die eine Ecke stellte, die Strohmatten in eine andre warf und sich selbst dann auf einem gebrechlichen, dreibeinigen Schemel, dem einzigen Möbel außer einem Tisch- und einem Stuhlkrüppel, niederließ. Beide starrten stumm die Wände an.

„Wann kummt denn de Kathrin'?" fragte schließlich das Muhrche, von Taufe wegen Fritz genannt.

„Aich denke uff Chrisdag. Wenn uhs de Parrer bis dahin net zamme duht, duhn mer uhs allei zamme."

„Dann wohnt ihr hei und de Jean un aich nemme de Hinnerstubb."

„Aweil has de rächt," bestätigte Louis, scharrte sich mit dem Fuß eine seiner Strohdecken herbei, schob sie sich unter und starrte wieder ins Leere.

Der Hund begann unruhig zu werden, er schien etwas zu wittern. Plötzlich sprang er mit lautem Gebell zu der leicht nachgebenden Thür hinaus. „Kusch, Sultan," ertönte draußen eine Stimme. „Der Jean," sagten die beiden drinnen mit einer gewissen Befriedigung und reckten sich etwas in die Höhe. Freudig umbellt von dem hungrigen Hunde trat der Erwartete ein.

„Gu'n Dag," sagte er und begann sofort aus einem schmierigen Ranzen allerhand auszupacken. Zuerst ein paar Knochen für den Sultan, dann Leberwurst und mancherlei Abfälle für sich und seine Gesellen. Er legte die recht spärlichen Brocken auf den gebrechlichen Tisch, ging dann an die in die eine, steinerne Wand gehauene Nische, langte drei Gabeln hervor, zog sich den Stuhl heran und begann seine Schätze auszuteilen. Der goldne Louis blieb ruhig auf seiner Strohmatte liegen. Es war ja auch keine dritte Sitzgelegenheit vorhanden. Sich eine solche aber, wenn auch noch so kümmerlich, selbst zu verfertigen oder sich sonst wie zu verschaffen, dazu war er viel zu faul. So war es von jeher gewesen. Das Muhrche erhielt das beste Stück, den Schemel, der Jean den verkrüppelten Stuhl, und der Louis legte sich auf die Erde, wenn er auch der Hausherr war. Der Hund knackte, leckte und biß an seinen Knochen herum, der Louis neben ihm schlang schmatzend seine Bissen herunter, der Jean schluckte schon mehr mit Verstand und Behagen, das Muhrche aber aß hastig und geräuschlos, weil's Essen einmal nötig war. Besonderen Genuß verband er damit nicht.

Als sie fertig getafelt hatten, räumte der Jean ab, d. h. die Wurstschalen, die er und das Muhrche verschmähten, und sonstige, wenige ungenießbare Reste warf er dem Sultan zu, und die drei Gabeln trug er wieder an ihren Ort. Darauf setzte er sich wieder auf seinen Stuhl. Das Muhrche brannte sich einen gefundenen Cigarrenstummel an und der Louis, der liegen blieb wie zuvor, that manchmal einen geheimen Griff in seine Tasche, nahm verstohlen einen Schluck aus einer schmierigen Schnapsflasche und steckte dieselbe dann wieder eben so vorsichtig und möglichst unbemerkt zu sich. Der Hund schnarchte, der Louis schnapste und Beckersch Muhrche, sein Familienname war nämlich Becker, qualmte. Der Jean aber that keins von den dreien. Er saß da, die Hände behaglich über seinem Bäuchlein gefaltet, das trotz der schmalen Kost üppig gedieh, und auf seinem feisten, glattrasierten Gesicht lagerte behagliche Verdauungsstimmung. Ein Bild der Gutmütigkeit, weshalb er auch im Städtchen der „Gaure man"*) hieß. Nur karge, nichtssagende Worte fielen zwischen den dreien. Bald war es ganz still in der Stube. Die Schnapsflasche war geleert, die paar Stummel waren geraucht, der goldne Louis war eingeschlafen. Tief und hörbar ging sein Atem und mischte sich mit dem des Hundes. Da erhob sich Jean, wischte den Tisch ab, denn er war reinlich, schloß die Thür, so gut es ging, und wandte sich mit Fritz ins Nebenzimmer, einen kleinen Raum, in dem ein breites, altes knarrendes Bett als einziges Möbel prangte.

„Fritz, hei hunn aich noche paar Grosche," sagte Jean und zog einige Nickelstücke aus seiner Westentasche.

„Gaut, mer duhn's zum iwrige," erwiderte Fritz, nachdem er sie gezählt hatte. Dann legten die beiden das Geld vorsichtig in ein kleines Loch, das als Sparbüchse diente und wo sich schon einige Groschen befanden.

Redlich teilten die beiden. Der Louis wußte nichts von diesem Schatz, denn sonst würde er ihn gleich verschnapsen. Daß er ihn aber einmal entdecken würde, davor hatten die beiden keine Angst. Er kam nie in diesen Raum, dazu war er viel zu faul. Er blieb stets vorne, ging nur aus, um zu schnapsen oder Schnaps zu kaufen, oder wenn es gar nicht anders ging, die paar Strohmatten, die er im Sommer flocht, in der Stadt zu verkaufen und dann erst recht zu schnapsen.

„Nächstens is aach Chrisbeschering," sagte Jean zu Fritz, „da fällt widder ebbes ab fir uhser Sparbichs."

Er schmunzelte behaglich.

„Wird ebbes rares wär'n," brummte Fritz, der nicht beschert bekam und den dies ärgerte; denn im Grunde thut einem doch so ein bischen Liebe wohl, wenn man's sich auch nicht eingestehen will.

*) Guter, braver Mann.

Dann krochen die zwei in ihr breites Bett. Bald schliefen sie. Jean ruhig und mit heiterem Gesicht, Fritz unruhig und verzerrten Mundes, als ob ihn böse Träume quälten. Von nebenan tönte das eintönige Schnarchen von Louis und dem Sultan. Draußen fuhr der Wind heulend um das Häuschen, daß die morschen Läden in den rostigen Angeln ächzten und krachend wider die Wand schlugen.

Ab und zu nun schnarchte und schluckte der Louis, als wenn er gerade einen guten Schnaps zwischen den Lippen hätte, ab und zu klopfte der Hund mit dem Schwanz hart auf den Boden. Ihm träumte sicher von einer leckeren Mahlzeit. Hungrige sehn ja bekanntlich die lieblichsten, eßbarsten Sachen im Traume.

II.

Am anderen Morgen erhob sich zuerst, wie das meist geschah, Fritz von seinem Lager. Durch das Knarren des Bettes erwachte dann auch Jean, der einen sehr gesunden Schlaf hatte, und sprang dem andern nach aus den Federn. Beide schlugen erst eine Weile mit den Armen, indem sie dieselben im Winkel von sich streckten, in Kreisbewegung um sich, so daß die Hände auf die Schultern prallten. Das wärmte und that gut bei der Kälte. Dann machte sich Jean ans Kaffeekochen. Fritz rauchte einen Stummel, den er sich, wenn irgend möglich, für den Morgen aufhob. Er rauchte am liebsten bei leerem Magen, da hatte man mehr davon. Darauf trat er vor die Thür, um etwas Luft zu schöpfen. Der Wind hatte ausgetobt. Träumerisch fielen dicke Schneeflocken langsam in den erwachenden Tag. Es war ganz still ringsum. Die Hütte lag in einem schmalen Thal, dicht am Wege, etwa eine halbe Stunde vom Städtchen entfernt.

Alles war leicht mit Schnee bedeckt, auch die breite Straße lag weiß und unberührt da. Kein Wind ging. Schwermütig neigten die Tannen jenseits der Straße die schneebeladenen Äste. Ab und zu nur schnellte ein Zweig, der sich unter seiner Last zu tief gebeugt, jäh in die Höhe. Das einzige Geräusch ringsum. Der freigewordene Schnee wirbelte wie feiner, weißer Staub langsam zur Erde. Hierauf aber gab Fritz nicht acht. Er lugte den Weg hinauf, ob nicht ein Bauernfuhrwerk in Sicht käme, ihn mit nach der Stadt zu nehmen. So stand er eine Weile, aber nichts ward sichtbar. Brummend trat er wieder ins Zimmer, wo ihn sogleich ein bläulicher Dunst umfing und der Geruch von Kaffee und Cichorie. Der Louis lag blinzelnd auf seiner Strohdecke, während der Hund schweifwedelnd um Jean herumging. Das that er jeden Morgen mit derselben Beharrlichkeit, obwohl er längst hätte wissen können, daß es für ihn nichts gab, daß für ihn nur am Abend etwas abfiel. Guten Morgen oder guten Tag wünschte sich

keiner von den dreien. Schweigend tranken sie das gelbschwarze Getränk hinunter. Dann ergriffen Fritz und Jean ihre Besen, während der Louis sich auf dem freigewordenen Stuhl niederließ.

„En Gruß an de Vermeisder, wenn er'n seht," rief er den beiden höhnisch nach. „Um zeh kumm aich aach runner zum Friehstick. Mer treffe uhs bei Cunrads. Adjes!"

Die Abziehenden hörten nur noch ein Husten und quälendes Gurgeln hinter sich, das den Louis jeden Morgen nach dem Kaffee überfiel, aus dem er sich überhaupt nicht viel machte. Aber er trank ihn, weil's doch besser als nichts war; und Schnaps hatte er des Morgens gewöhnlich nicht mehr oder noch nicht.

„Wann is denn dai Bescherung?" fragte Fritz den Jean unterwegs. Es war dies eben ein Ereignis in ihrem ereignisarmen Leben.

„De Diensdag ume sechs," antwortete Jean vergnügt. Das ärgerte den Fritz nun wieder, daß sich sein Kollege darauf freute.

„Vergiß de Zwiweln net zum Flenne, sonst nemme se der dai Zuckerstaicher und de iwrige Kram glei widder ab," sagte Fritz. „Singe duhs de ja aach wie e Amschel: stille Nacht, heilige Nacht und so weirer. Das mächt aich aach härn." Der Jean ließ sich nicht stören in seiner Gemütlichkeit. „Aich braach daich," erwiderte er kurz und ging rüstig weirer. Es war dies seine Leibredensart, die er stets anwandte, ob sie paßte oder nicht.

Bald erreichten sie die Stadt. Die langborstigen Besen geschultert, zogen sie durch die Straßen der Behausung des Stadtpolizisten zu, wo sie ihre Arbeit angewiesen bekamen. Von amtswegen waren die beiden städtische Straßenkehrer; aber sie wurden auch zu mancherlei andrer Arbeit verwandt, gerade wie es dem Bürgermeister paßte. Wußte aber auch der nichts mehr für sie zu thun — und das kam vor in der kleinen Stadt, besonders im Frühjahr — dann konnten sie sich auf eigne Rechnung Arbeit suchen. Der Jean hackte dann mit Vorliebe Holz, und der Fritz trug Dünger und Jauche in die Gärten. Letztere Beschäftigung war dem Jean etwas zu schmutzig, denn er war eitel, wenn man auch kaum wußte worauf. Dem Fritz aber war das gleichgiltig. Er rauchte wacker aus einer kurzen Pfeife Tabak, gegen den kein andrer Geruch aufkommen konnte und arbeitete dabei wie ein Tier. Den Pferdedünger, den sie auf den Straßen zusammenkehrten, verkauften sie. Das waren ihre Einnahmen. Der Louis aber that gar nichts. Er lebte auf Kosten der zwei andern. Dafür hatten diese wieder keine Miete bei ihm zu bezahlen. Wer am besten dabei weg kam, liegt auf der Hand.

Heute nun galt es, den Schnee fortzuschaffen. Nachdem ihnen die Straßen angegeben waren, wo sie zunächst zu arbeiten hatten, wandten sie sich nach dem Schützenhaus, wo die nötigen Gerätschaften aufbewahrt wurden. Mit Schippe, Hacke, Schubkarren und zwei gewöhnlichen Besen, Plebejern

gegen die langborstigen, kamen sie wieder heraus und schritten ihrem Arbeitsplatz zu. Dort stellten sie zunächst ihre beiden langborstigen Besen sorgfältig an einen Baum. Diese waren ihr Privateigentum und ihr Stolz. Mit ihnen wurde höchstens das Trottoir bearbeitet. Sie sahen kräftig und gut gepflegt aus, mit blanken Nägeln und blankem Stiel. Sie wurden auch sorgsam mit nach Hause genommen, daß ihnen ja nichts zustieße. Um so mehr stachen die andern dagegen ab. Ihnen sah man nur zu deutlich an, daß sie auf Staatskosten ihr Leben fristeten. Verkrümmte Stiele, kurze, strüppige und kraftlose Haare, die dem kleinsten Schmutz nachgaben und weh- und demütig herumhingen, verkümmert, verbraucht und verschlissen wie Kandidaten der Philologie, die ihrer ersten Anstellung entgegenhungern.

Fritz und Jean machten sich an die Arbeit. Zuerst kam der Fahrweg dran. Sie verstanden ihr Handwerk. Langsam, abgemessenen Schrittes, Fritz voran, Jean drei Schritte rechts dahinter, so kehrten sie den Schnee vor sich her. Fritz versah die gröbste Arbeit, Jean ging mehr ins Detail. Was Fritz durch den Besen geglitten, das verfiel dem Besen Jeans. Dann machte Fritz Halt und Jean kehrte im Halbkreis kühn um ihn herum, so daß sich vor Fritzens Füßen ein pyramidenförmiger Haufen erhob, der dann in die Schiebkarren geladen und an das nahe Wasser gefahren wurde.

So ging es eine Weile fort. Strecke für Strecke, eine so groß wie die andere. Hierauf hackten sie die leichtgefrorenen Gossen auf. Dann machten sie sich an das Trottoir, wozu sie ihre eigenen Besen benutzten. Wie das ging! Und was sich etwa entgegenstellte, ward von den langen Borsten empört weit weggeprustet. Es war ein schöner Tag für derartige Arbeit. Klarer Himmel und nicht zu kalt. Der Schnee nicht angefroren, sondern leicht und zart, wie üppiger Flaum, über die Erde gebreitet. So arbeiteten sie wacker drauflos, eine Stunde, zwei Stunden, eine Straße nach der anderen. Da schlug es zehn. Mitten in ihrer Beschäftigung hörten die beiden auf. Fritz warf seinen Staatsbesen wider den Schubkarren, daß der Stiel herauszufliegen drohte. Jean rundete mit ein paar sanften Strichen die jäh unterbrochene Arbeit noch etwas ab, dann legte auch er den Besen hin, und beide wandten sich einer in der Nähe gelegenen kleinen Kneipe zu, wo sie ihr Frühstück zu verzehren pflegten. Sie waren noch nicht eingetreten, da hörten sie schon von drinnen die krächzende Stimme des Louis, der sich bereits eingefunden, aber einen anderen Weg gewählt hatte, um den beiden nicht in die Quere zu kommen, damit er ja nicht etwa um irgend eine kleine Arbeit von ihnen angegangen werden könnte.

„Jn daich gieht aach nor von er e Kuh de Milch un em Kump Mehl de Kläs,"*) rief ihm Fritz ärgerlich zu. Der Louis lachte, that, als hätte er

*) Taugst nur zum Essen und Trinken.

nichts verstanden, schlug auf den Tisch und schwadronierte weiter, wo er gerade aufgehört hatte: vom Vermeisder, seim Schwestersoh, der ihn auf den Hund gebracht und von der Schlechtigkeit der Welt im allgemeinen. Die paar anwesenden Fuhrleute lachten weidlich, und wenn ein neuer hinzukam, mußte der Louis wieder von vorne anfangen. So hatten sie ihren Spaß mit ihm und dünkten sich gewaltig klug im Vergleich zum goldenen Louis. Der lächelte manchmal nur still in sich hinein, wenn er gerade verschnaufte. Die Fuhrleute mußten ihm Bier und Schnaps auftischen für seine Erzählung, so waren sie im Grunde doch die Geprellten.

Fritz und Jean setzten sich abseits, sie hatten Hunger. Die Wirtin brachte ihnen einen großen „Ranken“ Brot und jedem einen mächtigen Handkäse. Das war ihr regelmäßiges Frühstück. So verbrachten sie eine halbe Stunde, dann gingen sie wieder hinaus an die Arbeit. Der Louis schwadronierte und trank weiter, bis der letzte Gast verschwunden war. Da ging auch er etwas schwankenden Schrittes zur Thüre hinaus. Er war sehr fidel heute morgen, denn er hatte viel getrunken. Leise pfiff und schwatzte er vor sich hin. Plötzlich verstummte er. Eine kräftige weibliche Person kam auf ihn zu. „'N Dag, Kathrin!“ stammelte er mit etwas schwerer Zunge. „'N Dag, Louis!“ erwiderte sie und trat zu ihm. „Fui Deiwel, was stinks de nach Fusel, dau Lump!“ rief sie aber sogleich laut und wandte ihre Nase ab.

„Na, na, so schlimm werd's net sei,“ meinte er begütigend und kniff sie in die Backen.

„Geh mer weg!“ rief sie, ihn fortstoßend. „So uff offener Gaß ein zu petze, dau garschdiger Kerl!“ Der Louis ließ sich aber nicht stören, er wußte, daß es nicht so schlimm gemeint war, wie es aussah. Er nahm ihren Arm. Die frische Luft griff ihn etwas an; so ging sich's sicherer.

Die Kinder auf der Straße lachten, als sie das Paar sahen und riefen: „Goldner Louis, goldner Louis! Der goldne Louis un sei neier Schatz!“

„Geh, mer schimpfiert sich, wann mer mit dir iwer de Gaß gieht,“ sagte sie und wollte sich losmachen.

„Aweil grad!“ erwiderte der Louis und zog ihren Arm fester an sich. Die Mägde an den Brunnen lachten und die Burschen machten anzügliche Witze. Die Kathrin ärgerte sich. Aber der Louis hielt sie nur fester und raunte ihr mit bösem Blick zu: „Aweil bleibs de, sons hag aich der uff de Backe!“ Was sollte sie thun? Innerlich wütend ließ sie sich weiter schleppen. „Awer aich kriehe daich doch noch,“ dachte sie.

„Jetz giehn mer zum Muhrche,“ sagte der Louis plötzlich, „das werd en ärjern, das is en Spaß!“ Die Kathrin lachte. Sie wußte wohl, daß ihr das Muhrche nachgegangen war. Sie wußte auch, daß er sie hatte heiraten wollen. Aber den? Nie! Der war ja nit größer als sie un hatt'

so en stachlichte, kleine Bart. Prr! Liwer de Louis, der war groß, hatt' en große Bart un war net so hartköppig als der Fritz, un e war auch Hausbesitzer. Da ließ sich noch ehnder ebbes mache. So hatte sie gedacht und sich für den Louis entschieden. Un ordentlich getraut wollt se sei, dichtig, aach beim Parrer, daß es ganz fest war. Nachher konnt se der Louis net mehr so leicht an de Luft duh, wenn se ihren Kopp aufsetze däht. Das wollt se awer, und das meglichst bald, glei wenn se kopeliert wärn. Sie richtete sich strammer in die Höhe, und die spöttischen Blicke der Leute waren ihr jetzt gleichgiltig. Sie wollte ihnen schon zeigen, was sie konnte. Un e Haus hatte noch lang nit alle von dene, die da so spöttisch dahte. Nur gewahrt, bald wollt sie spöttisch um sich gucke, wenn se nur erst ihrn Louis widder in de Reih hat un die annern zwaa aach. Die konnte schaffe, nachher . . . Der Louis kniff sie in den Arm und störte sie in ihren Phantasieen. „Do kehrn se," sagte er. „He, Muhrche!" rief er dann überlaut. „De Kathrin wollt der gu'n Dag sage as Braut. De is se!" Er schob sie vor, stellte sich breitbeinig hin, die Hände in den Taschen und lachte über den gelungenen Streich und über den kommenden Ärger des Muhrche.

„Dag!" sagte dieser, „freit maich" und kehrte weiter. Erstaunt sah der Louis um sich. Das Muhrche ärgerte sich ja garnicht? Die Kathrin war rot vor Zorn geworden. „Grobsak!" sagte sie. „Stellt emohl eiern Besem hie, mer wolle e wink schwätze." Dem Jean war die Unterbrechung nicht unlieb. Er stieß den Besen auf den Boden, daß die Schneereste weithin spritzten, legte ihn hin und kam näher. Fritz behielt seinen Besen in der Hand und brummte unmutig: „Na, was wollt er?"

„E Frag," lachte die Kathrin, „heirate wolln mer und sieh wolln mer, wie's mi'm Platz is in uhserm Haus!" „Dau maanst, de Jean un aich, mer sollde gieh," sagte Fritz ärgerlich. „Nachher seht zu, wo er zu fresse krieht." „Net so gifdig, Muhrche!" sagte sie etwas freundlicher. Sie sah, daß sie zu weit gegangen war. „De Jean und dau, ihr bleibt nadierlich. Es war nor en Spaß, weil de gar so maulfaul gewor'n seist."

Die Frau Pfarrer kam des Wegs daher. Sofort nahm die Kathrin eine ernste Miene an und suchte recht fromm drein zu schauen. Sie gab dem Louis heimlich einen Rippenstoß. Der verstand ihn, und als die Frau heran kam, zog er seinen schmierigen Hut, die Kathrin knixte und der Jean hob die Hand bis in die Nähe der Mütze, ließ sie dann aber gleich wieder fallen. Der Fritz starrte ins Leere. Erschreckt trat aber der Louis drei Schritte zurück, als die Pfarrerin vor ihnen stehn blieb. „Nichtwahr," begann sie freundlich lächelnd, „du bist die Kathrine Schneider?" Die Kathrin knixte bejahend. „Ist das da dein Bräutigam, liebes Kind?" Das liebe Kind knixte wieder. „Nun ich habe gehört, daß ihr so gerne kirchlich

getraut sein möchtet. Es freut mich, daß ihr so gesinnt seid. Mein Mann, der Pfarrer, sagt aber, ihr brauchtet Papiere dazu . . ."

„Hunn aich," warf der Louis bescheiden ein.

„Nun ich will mein möglichstes thun, ihr Lieben," fuhr sie fort ohne den Einwurf Louis zu beachten, „meinen Mann, den Pfarrer, für euch günstig zu stimmen, daß euch euer sehnlicher Wunsch bald erfüllt wird." Die Kathrin knixte zum dritten Mal, der Louis murmelte verlegen: „Aich dauk aach!" „Und nicht-wahr, lieber Herr Müller," wandte sie sich zu Jean, „ich kann mich darauf verlassen, daß sie Dienstag um sechs pünktlich zu uns kommen? Das Christkind ist diesmal sehr gütig." Sie sah nach Fritz hin, aber der hatte wieder zu kehren angefangen. Sie hätte ihm doch auch gerne ein Wort der Liebe aus ihrem liebevollen Herzen mitgeteilt. Es ging nicht. „Mit Gott, mein liebes Kind," schloß sie, zu der Kathrin gewandt. „Ich will mein möglichstes thun." Wieder bekam der Louis einen Puff, wieder griff er an seine Mütze, während der Jean wie vorher einen vergeblichen Versuch sie zu lüften machte. Noch einmal sah die Frau Pfarrer zu Fritz hinüber, der ihr gleichmütig den Rücken zugekehrt hatte. Sie sah, wie die Frau Postdirektor die Szene von ihrem gegenüberliegenden Hause aus gesehen hatte. Errötend trippelte sie von dannen. Ihr Herzchen klopfte laut. Sie war doch eine zu liebe kleine Frau, und die Frau Postdirektor hatte gesehen, wie gut sie es verstand, mit diesen Leuten umzugehen. Würde die sich wundern! Diese armen Leute! Ein kleines Thränchen des Mitleids stahl sich in ihre hübschen Augen. Wie wird sich Max freuen, dachte sie weiter, und ihre Augen lachten schon wieder. Sie freute sich auf den Belobigungskuß von ihm.

Die Kathrin kicherte vor sich hin. Zu spaßig, die Frau Pfarrer! Sie das liebe Kind? Sie lachte laut hinaus, als ihr Blick an ihrer robusten Gestalt niederglitt, gegen die die Frau Pfarrer wie ein vierzehnjähriges Mädchen aussah. „Aich braach daich," meinte der Louis und glaubte einen guten Witz gemacht zu haben, an dieser Stelle dem gaure man sein Leibwort anzuwenden. Der letztere schmunzelte wieder einmal. So'n Chrisdag, Gottverdeppel, war net so. ohne.

„Aweil is es genungk, Jean!" rief der Fritz erbost dazwischen. „Halt net länger Maulaffe feil un kumm in de Hinnergaß, da leit noch Dreck genungk fir de Morgend."

„Mer giehn mit," sagte die Kathrin rasch entschlossen und faßte den Louis unterm Arm. Das Muhrche mußte sie noch ein wenig ärgern, der hatte heute wieder einen rechten Tag dazu, und sie war auch gut aufgelegt. Viel Schnee lag in der Hintergasse nicht, aber um so mehr Schmutz. Früher hatte Fritz hier auch einmal gewohnt. Es war das Armenviertel. Später als er mit dem Louis näher bekannt geworden, als dieser noch nicht

so herunter gekommen war, da zog er zu ihm draußen vor die Stadt, wo er bis jetzt auch aus alter Gewohnheit und der Gesellschaft wegen geblieben war. Der Louis fühlte sich hier in der Hinnergaß behaglicher als in den breiteren, vornehmeren Straßen. Er schwadronierte drauflos und knuffte und kitzelte die Kathrin, die willig darauf einging, weil das doch das Muhrche ärgern mußte, während Fritz und Jean wieder an die Arbeit gingen. Die Erwachsenen hatten zu thun, nur Kinder tummelten sich in den engen Gassen. Die Kathrin kreischte immer lauter unter den derben Griffen des Louis. Die Kinder lachten und johlten. Es war ein gewaltiger Lärm.

„E Gewitter soll eich verzehrn mit eierm Spidakel!" ertönte plötzlich eine tiefe Stimme. Es war der Stadtpolizist, den der Lärm hergezogen. Der Fritz stieß aus Versehen eins der Kinder mit dem Besen, daß es laut an zu schreien fing, mehr aus Bosheit als aus Schmerzen.

„Das Muhrche, das Muhrche!" schrien die Kinder. Fritz ward ganz blaß im Gesicht vor Zorn. Er haßte diesen Spitznamen. Schnell hatte er einen der Hauptschreier ergriffen und hieb tüchtig auf ihn ein, bis er nicht mehr konnte. Heulend stand der Bengel da und wußte nicht wohinaus. Der Polizist gab ihm noch eine kräftige Ohrfeige.

„Aweil gieh haam un sag de wärscht da gewäse!"

Heulend lief der Doppeltbestrafte von dannen. Schreiend fuhren die übrigen Kinder auseinander in die Häuser. Der Polizist sah die Kathrin scharf an.

„Mach daß de fort kimmst und stär de Leit net!"

„Giehts daich ebbes an?"

„Aweil packs de dich!" fuhr der Polizist drohend auf. Die Kathrin sah nach ihrem Louis, der ganz kaduk dastand, wie das leibhaftige böse Gewissen.

„Has de aach widder Dreck am Stecke, he?" fuhr ihn der Polizist an. Der arme Louis, vor der Polizei hatte er einen gewaltigen Respekt. Er ließ alle Glieder hängen, er hatte immer eine Masse kleiner Vergehen auf dem Gewissen.

„Feigling!" knirschte die Kathrin, als sie die Jammergestalt sah, packte den Louis unterm Arm und zog schimpfend mit ihm ab. Höhnisch lachte der Fritz hinter ihnen her. Der Polizist ging weiter. Es war wieder ruhig geworden in der Gasse.

„E sauwer Weißminsch!" *) sagte Jean und meinte die Kathrin. Fritz schwieg.

„Muhrche!"

„Gewitterkeil, hal's Maul, laß de dumme Späß, sons setzt's ebbes!" fuhr der Angeredete wieder auf.

*) Weibsbild, Frauenzimmer.

„Nor kalt," meinte Jean verwundert über den Zorn. „De Dag is noch lang!"

Schweigend machten sie sich wieder an die Arbeit. Um zwölf war eine einstündige Pause. Dann kehrten und hackten sie weiter, bis es dunkel ward. Darauf gingen sie zusammen in die Hütte vor der Stadt. Des Nachts schneite es wieder, der folgende Tag brachte dieselbe Arbeit. Dann kam ein Sonntag.

III.

Den Sonntag begrüßten die drei meist mit Gähnen und mürrischen Gesichtern. Es war gar zu langweilig. Möglichst lange schliefen sie in den Tag hinein, daß er wenigstens etwas kürzer würde. Diesmal erhob sich Jean zuerst mit etwas feierlicher Stimme. „Was has de?" fragte Fritz mißtrauisch, denn sonst blieb der Jean Sonntags am längsten liegen. Der Jean machte ein verlegenes Gesicht.

„Aich will in de Kerch!" stotterte er. Fritz lachte laut auf. „Alles wäge de Bescherting," höhnte er.

„Na, ah mohl kann mers scho duh," beschwichtigte der Jean und strich an sich herum, daß er etwas besser aussähe zu dem ungewöhnlichen Gang.

„Es hot ja aach en Zweck. Es mocht en gaure Eidruck beim Parrer uff Diensdag." Mit diesen Worten ging er zur Thür hinaus.

„En scheene Gruß aach an uhsern Herrgott un sag em, mer wärn aach noch do!" rief ihm Fritz nach und legte sich ärgerlich auf die andere Seite.

„He, Jean, wo seis de, aich hunn Dorscht, koch Kaffee!" rief es nach einer Weile aus dem Nebenzimmer. Fritz schwieg. Im Stillen freute er sich, daß er sich wenigstens nicht allein ärgern sollte. Der Louis brummte etwas vor sich hin und schwieg einige Minuten.

„Gewitterkeil, Jean, stei uff, aich verdorscht!" schrie er dann wieder und trat nachdrücklich gegen die dünne Bretterwand.

„Hal's Maul, de Jean is fort. Hai is frumm worn!" „Was is e?" fragte Louis.

„In de Kerch is e!" klangs zurück.

„Was, in de Kerch? De Jean in de Kerch?"

„So is es."

„Aweil werd's Dag! Der gieht dem Parrer ums Maul?"

„Wäge Diensdag." Beide lachten laut hinaus.

„Kochs dau de Kaffee?" fragte Louis nach einer Weile. „Aich will's versuche," entgegnete Fritz und erhob sich. Es war nicht zum besten, was er zurecht braute.

„E Gewitter sull en verschlohn!" brummte Louis, als er das Getränk

geschluckt hatte und hustend hin und her ging. Er meinte aber den Jean. Die beiden schwiegen eine Weile. Bald jedoch ward das dem Louis zu langweilig. „Aich giehe," sagte er. „Aich bleiwe aach iwer Middag." Er setzte sich den Hut auf. „Grieß mer de heilge Man," sagte er und ging. „Un dau bei Kathrin," rief ihm Fritz bissig nach. Er hörte nur noch ein Lachen des Fortgehenden, das mehr wie das Meckern einer Ziege klang.

Fritz hatte sich seine kurze Pfeife angesteckt und starrte qualmend vor sich hin. Draußen zogen dicke Wolken über den Himmel und ließen den Tag nicht aufkommen. Es war fast dunkel in der Stube, deren kleines Fenster kaum bei hellem Sonnenschein das nötigste Licht einließ. In der Nacht war es etwas wärmer geworden, so daß die Wände feucht beschlagen waren. Gegen Morgen ward es wieder kälter, und jetzt begann sich an den Wänden ein zarter Reif zu bilden. Fritz fror.

Unwirsch stand er auf und ging in den Hof, wo der Louis in einem kleinen Schuppen aus dem nahen Wald gestohlenes Holz aufspeicherte. Davon nahm er und machte in dem kleinen, rostigen Ofen Feuer an. Es gab mehr Qualm als Wärme. Allmählich begann es nun an den Wänden zu tauen und langsam rieselten die Tropfen hernieder, fielen sachte auf den Boden und verdunsteten dort. Fritz hatte sich an das Fenster gesetzt. Der Tabaksrauch mischte sich mit dem Qualm des Feuers und der feuchten, schweren Luft. Es ward ihm merkwürdig unbehaglich zu Mute. Er war nicht gewöhnt, so allein zu sein. Sonst war wenigstens Jean in der Nähe. Wenn er denn auch nicht viel sprach, so empfand er diese Nähe doch wohlthuend. Heute hatte sich auch der Sultan fortgemacht, ihm sogar war es hier zu ungemütlich geworden. Zum ersten Mal seit langer Zeit dachte Fritz wieder an seine trübe Vergangenheit, die ihm gegen heute beinah glücklich erscheinen wollte. Er war ein Soldatenkind, früh verwaist. Er war von einer Hand in die andre gegangen und weidlich herumgestoßen worden. Da war sein bischen Gefühl schon früh erstickt. Pah, so albern wie heute hatte er sich schon seit lange nicht gefühlt. Daran war im Grunde nur der Jean schuld. Zum ersten Mal seit langen Jahren war ihm dieser unangenehm. Zum ersten Mal war ihm dies ewig zufriedene, stets glatt rasierte Gesicht widerwärtig. Und warum? Er lachte bitter. Wegen dieser verdammten Christbescherung. Er mußte wieder lachen; wegen so eines albernen Grundes! Aber es war doch so. Ein bischen Liebe hätte ihm auch einmal wieder gut gethan. Er schämte sich, das eingestehen zu müssen. Er hätte es ja auch haben können, wenn er nur nicht immer so bärbeißig wäre. Der Jean, der verstand's besser, der konnte schön thun mit den Leuten. Pah, wenn man aber um das bischen Liebe auch noch betteln sollte, lieber gar nicht.

Der Louis, der hatte jetzt die Kathrin, wo er hin ging. Den beneidete

er zwar gar nicht, dazu war er ihm viel zu gering. Aber bei seiner augenblicklichen Stimmung ärgerte es ihn doch, daß auch der es besser hatte als er. Und daß ihn die Kathrin nicht genommen, daran war er doch wieder ganz allein schuld mit seinen bissigen Bemerkungen. Er lachte höhnisch. Das würde ja nächstens ein recht fideles Leben geben. Am besten wär's am Ende, er ginge wo anders hin. Er wo anders hin? Er sich von solchem Pack vertreiben lassen, um so eines Frauenzimmers willen! Nein, so weit war er doch noch nicht. Eher sollten die andern gehen, er blieb, blieb ganz sicher, und wenns noch so verrückt wäre. Er paffte laut in die Luft. Verdammt, das beste wär garnichts zu denken wies Vieh oder immer besoffen wie der Louis oder so wie der Jean! Er trat vor die Thür, es ward ihm unerträglich in der düsteren, dumpfen Stube. „Dummheite, nix as Dummheite, aweil bis de verninfdig, Fritz!“ sprach er und qualmte draußen weiter. Aber die Gedanken ließen sich nicht so schnell abweisen. Immer mehr überfiel ihn ein innerer Groll. Da sah er von weitem den Jean zurückkommen. Erleichtert atmete er auf, um sich sogleich wieder zu ärgern, daß es ihm angenehm war, daß jener kam. Deshalb empfing er ihn stumm, mit spöttischem Gesicht, aber ohne zu sprechen. Jean war froh, so leichten Kaufs davon zu kommen, schwieg, um Fritz nicht herauszufordern, und ging eiligst ins Zimmer. Sie sprachen den Tag überhaupt nicht mehr viel. Jean aus Scheu vor Fritz, und dieser aus Ärger über sich und Jean. Jean kochte, machte nach dem Essen einen Versuch spazieren zu gehen, der aber bei dem schlechten Wetter nur schwach ausfiel, — er ging nämlich gerne an freien Tagen etwas spazieren — dann unterhielt er sich mit den zur Stadt gehenden oder von der Stadt kommenden Bauern. Fritz warf nur manchmal allerhand böse Worte ein, sonst brütete er vor sich hin und qualmte weiter.

Der Montag verging unter mancherlei Arbeiten, der Dienstag auch, und gegen Abend machte sich dann Jean auf zur Christbescherung. Diese Bescherung fand im Pfarrhause selbst statt und nicht in der Kirche. Sie war hauptsächlich für verschämte Arme oder für solche, die es besonders nötig hatten, soweit dies der Pfarrer wußte. Dieser war noch jung und nahm es ernst mit seinem Berufe. Es war dies das erste derartige Fest für seine junge Frau. Eifrig lief sie hin und her, daß alles zur rechten Zeit fertig sei. Die Bescherung war diesmal recht reichlich ausgefallen, hauptsächlich dank der eifrigen Bemühung der Frau Pfarrer, die ihre Bekannte so lange anlag, bis sie sich durch alles mögliche von der Bittstellerin freigekauft hatten. Da gab es praktische und unpraktische Sachen. Wollene Jacken, Mützen, Unterröcke und für den Jean sogar einen Cylinderhut, den der Herr Gerichtsrat beigesteuert hatte, um die Quälerin nur los zu werden.

Alles lag schön geordnet da. Um den Christbaum die Geschenke für die Kinder und ringsum auf Tischen und Stühlen die Sachen für die Erwachsenen; überall auch Gebäck und mancherlei Naschwerk für Jung und Alt. Als es sechs schlug, zündete sie die Lichter am Baum an. „Ich hab zu viel Spaß!“ meinte sie dann strahlend zu ihrem Manne, indem sie im Kreise herumsah. „Recht pastörlich ausgedrückt,“ meinte der lächelnd. „Ach alter Brummbär,“ erwiderte sie, „was hast du wieder?“ „Lieb, Weihnachten stimmt mich so leicht traurig. Ich muß immer an die vielen Leute denken, die so gar keine Freude haben, auch nicht an diesem Tage.“ Es schellte, da wurde dies wenig weihnachtliche Gespräch unterbrochen. Die Frau eilte selbst hinaus, sie konnte nicht schnell genug fröhliche Gesichter um sich sehen. Nach und nach füllte sich der Raum. Zuerst ward ein Weihnachtslied gesungen, wozu der Pfarrer die Begleitung auf dem Harmonium spielte. Der Pfarrer sprach darauf ein paar herzliche Worte über das Weihnachtsevangelium, dann führte seine Frau jeden zu seinen Geschenken.

Zuerst waren die Leute etwas verlegen, wußten nicht recht, wie sich benehmen, bald aber steckte sie die helle Freude der Frau Pfarrer an. Jean kam gar nicht aus dem Schmunzeln heraus. Er war recht reichlich bedacht worden mit wollenen Strümpfen, Wams und Mütze. Am meisten freute ihn aber der Cylinder, zum großen Erstaunen der Frau Pfarrer, die das schon etwas schäbige Ding zuerst garnicht unter ihrem Baume hatte dulden wollen. Als sich die erste Freude gelegt, ward noch ein Lied gesungen; dann verabschiedete sich einer nach dem andern. Zuerst die Frauen mit ihren Kindern. Manche Thräne ward geweint, auch manche, die nicht ehrlich gemeint war. Die Frau Pfarrer war ganz gerührt. Sie kam sich dessen so unwürdig vor. In ihrer Unbefangenheit nahm sie all diese trocknen und feuchten Dankesbeweise ernst.

Der Pfarrer trat zu Jean. „Ich habe hier noch fünfzig Cigarren für ihren Freund Becker, sie rauchen ja nicht. Jener soll aber sehr gerne rauchen, wie ich gehört habe. Bitte sagen sie ihm auch einen herzlichen Gruß von mir, und ich hätte ihn trotz seines ablehnenden Verhaltens gegen mich doch eingeladen, wenn nur unsere Mittel weiter gereicht hätten. Ich wollte ihm aber wenigstens auch eine kleine Freude machen. Es würde mich auch sehr freuen, wenn er mich einmal besuchen wollte. Er sieht unzufrieden aus, und ich habe leider augenblicklich noch so viel zu thun, daß ich unmöglich zu ihm kommen kann.“ Jean nickte, schmunzelte, packte die Cigarren zum übrigen und ging als der letzte. „Adjeu, Herr Müller!“ rief ihm die Frau Pfarrer nach. Als sich die Thüre geschlossen, schlang sie ihre Arme um den Hals ihres Mannes: „Max, es war zu schön, ich bin zu glücklich! Wie gut doch der liebe Gott ist.“ Sie weinte heftig. Ihr Mann strich

der Erregten beruhigend über das wellige Haar. Er sprach kein Wort. Er hatte wohl die vielen mißvergnügten Blicke gesehen, die vorhin eins dem andern zugeworfen. Er hatte manch hämisches Gesicht gesehen. Es stimmte ihn traurig. Er sah so klar, wie entsetzlich wenig den Leuten zu helfen war. Versöhnend fielen die Lichtstrahlen über den dunklen Scheitel seines treuen Weibes.

Draußen hatten die Männer wie auf Verabredung auf einander gewartet. Man mußte eben das Ereignis besprechen. Man redete nicht viel gutes, man nahm es entweder als selbstverständlich hin oder man meinte, am meisten Vergnügen hätten doch die Pfarrers dabei gehabt. Er könne sich zwar besser verstellen und habe es nicht so gezeigt; sie aber? Wie die sich angestellt! Na ja, so etwas sei eben eine besondere Art von Vergnügen für die reichen Leute. Da war doch der frühere Pfarrer ein anderer, ein „gemeiner" Mann. Der konnte doch noch schimpfen und einen anschnauzen. Und schenken that er einem auch nichts, dazu war er nicht dumm genug. Jean sagte am wenigsten. Er fühlte sich sehr wohl mit seinen Sachen. Die andern wohl auch, aber geschimpft mußte nun einmal werden. Nach einiger Zeit trennte man sich, und Jean wanderte allein seiner Behausung zu.

Den Cylinder trug er in der Rechten und hielt ihn sorglich von sich weg, daß ihm ja kein Unglück geschehe. Das Gerede der andern ging ihm im Kopfe herum. Er lächelte. Doch, der Pfarrer war zu dumm. Er siezte einem sogar, so was närrsches. Da war doch der frühere ein andrer Kerl. Der redete nur per er und sah so schmutzig aus von all der Pfeifenasche, ganz wie die gewöhnlichen Leute, bloß daß er alle Tage einen Bratenrock trug, nicht mal das that der neue Pfarrer. Dann fielen ihm wieder die Cigarren ein. Er kraute sich in den Haaren. „Hm!" meinte er, „so e Sach, so giehts net." Er hatte schon, bevor er zur Bescherung ging, für den Louis eine Flasche Schnaps und für den Fritz Tabak gekauft. Die zwei hatten ihm doch ein wenig leid gethan, und so wollte er heute ihr Wohlthäter sein. Jetzt kam ihm dieser Pfarrer mit seinen Cigarren dazwischen. „Es best is, aich sag dem Fritz gornaut un schenks em selwer," dachte er schließlich. Er schritt rüstig weiter. „Wenn aich em sog, se wärn vom Parrer, nimmt e se gornet. Doch es is es best, aich schenk sem. Dem sei Redd spare aich mer aach. Es war doch nor Geblärr vor de annern Leit, un vergesse hunn aich se aach scho." So schloß er seine Erwägung, strich liebkosend über den Cylinder und gelangte bald in die Hütte.

Innen fand er nur den Louis, der heute außergewöhnlich früh nach Hause gekommen war, begierig, was für ihn abfiel. Der Fritz war fortgegangen. Es sollte nicht so aussehen, als interessiere ihn diese Bescherung irgendwie.

„No her mit deim Kram, obs de Wärt is!“ rief ihm Louis entgegen. Jean packte aus, Louis bewunderte. „Gott verdamm maich, se hunn seich angestrengt. Un en Silinner? Gottwerdeppel, nächstens werscht de Kister bei'm.“

„Gell, da gucks de!“ meinte Jean, selbstzufrieden lächelnd, stellte den Cylinder vorsichtig auf den Tisch und strich über die weichen Haare. Dies Geschenk freute ihn doch am meisten und dem Louis imponierte es ebenso am meisten.

Erst ganz spät kam Fritz. „No!“ begann er hämisch, fuhr aber erstaunt fort, als er die vielen Sachen auf dem Tisch liegen sah: „Des wor ja kei gnikkerig Chriskinche!“

„E wolle Mitz, e Paar Socke, e Unnerwams, allerlei Guts un en Silinner,“ zählte Jean auf.

„E Angsträhr? Un was for ei,“ sagte Fritz, auf verschiedene abgeschabte Stellen zeigend.

„Kan vor'n Ferscht,“ erwiderte Jean etwas ärgerlich, „awer gaut fir'n Sunndag.“ Dann kramte er auch die Cigarren, den Tabak und den Schnaps aus. So lange hatte er damit gewartet.

„Aich hunn eich aach ebbes mitbrocht. Den Duwak und Schnaps for daich, Louis, un de Sigarn for daich, Fritz,“ sagte er, fast gerührt über seine Wohlthätigkeit. Denn er glaubte es jetzt schon beinahe selbst, daß er die Cigarren erstanden.

„Danke!“ sagte Louis und griff gierig nach dem Schnaps. „Weis emohl!“ sagte Fritz und brannte sich eine Cigarre an. Sie roch merkwürdig gut. Er sah Jean mißtrauisch an, der etwas rot werdend plötzlich mit vielen Worten die Bescherung in allen Einzelheiten erzählte. Louis schnapste, grinste manchmal beifällig und rülpste. Fritz rauchte schweigend. Ganz im Geheimen hatte er doch noch ein klein wenig gehofft, der Pfarrer würde auch für ihn irgend eine Kleinigkeit bereit haben. Er hatte wohl bemerkt, wie dieser sich ihm zu nähern suchte; und nun war's doch nichts! Er ärgerte sich, und daß er sich ärgerte, ärgerte ihn umsomehr. Dabei vergaß er ganz, daß Jean ihm ja für seine Verhältnisse ein ganz reichliches Geschenk gemacht hatte. Jean nahm den Cylinder und setzte ihn sich auf. „Aich hunn de Ähr!“ sagte Louis und verbeugte sich tief. „Scheißlich!“ sagte Fritz, gerade weil das Ding dem roten, dicken Gesicht gut stand. „Aich braach daich,“ erwiderte Jean, „de reine Neid.“ Er stolzierte im Zimmer herum. Der Louis amüsierte sich göttlich und lachte laut. Auch Fritz lachte, aber nicht sehr vergnügt. Dann schlangen Louis und Jean möglichst viel von dem Gebäck hinunter. Fritz rührte nichts davon an, er rauchte nur von den Cigarren, die allerdings sehr gut waren.

Am folgenden Mittag trat der Louis fluchend ins Zimmer: „E Gewitter sull en unverjehrt losse. Hai will uhs doch net kopeliern. Mer mißte de Papiern hawe. Aich hunn em gesagt, aich hätt jo Papiern, awer mei Schwesderjoh, de Vermeisder, däht se net rausricke. Es däht em sehr leid, awer e kännts ohne de Papiern beim beste Wille net. Verdamm maich noch emohl, se stecke all unner ahner Deck! Se woll es net annersch hawe. Aich hunn mit de Kathrin gerädt, de Dunnerschdag kimmt se."

„Aweil has de rächt, das werd se ärgern, das werd se fuchse!" freute sich Fritz. „So en Parrer, net emohl kopeliern kunn e. Ja, wenn's reie Leit wärn, awer so. De arme misse warde, bis es em gefällt." Er war ganz wild. Jean wollte dagegen reden und drückte seine neue wollene Mütze hin und her, die er heute gleich aufgesetzt hatte: „Awer . . ."

„Schwei still!" fuhr ihn Fritz an. „Dau wills zu em halle? He, peifs de aas dem Loch, mei Männche? De Kathrin kimmt, mer san zwa gäge daich. Verstunne! Aweil kimmt se grob."

„Hurrah! De Fritz hot rächt," schrie Louis dazwischen. „Mer wolln's em scho weise! Das is mei Sach, un so werds gemacht." Jean schwieg. Es war ja das beste. Dann aber machte er ein besonders schlaues Gesicht und meinte: „No wo soll se denn hie leie? Uff de Strohdecke? Se werd scich bedanke." Louis machte ein verdutztes Gesicht. Daran hatte er noch garnicht gedacht. Doch Fritz rief sogleich: „Se krieht uhser Bett, un mir nemme de Strohdecke."

„So is rächt, Fritz, dau seist mei Freind," entgegnete Louis und schüttelte Fritz die Hand. Da fiel ja auch noch für ihn ein besseres Lager ab. Fritz sah, wie sich Jean sträubte. Das freute ihn. Der sollte sich auch mal ärgern, wenn er auch selbst mit den Schaden davon hatte. „Se krieht uhser Bett," wiederholte er bestätigend. Wütend ging Jean zur Thür hinaus. Sollte er nicht lieber fortziehen? dachte er. Nein, so war's viel billiger. Ein paar Strohdecken waren ja auch gut. Schließlich war's doch auch angenehm, nicht mehr so nah bei Fritz liegen zu müssen. Er konnte sich's auch auf den Strohdecken behaglich machen. Eigentlich konnte man sich da viel besser strecken, und wenn er sein wollenes Wams anzog, die wollene Mütze über die Ohren strippte, war's sicher auch recht warm. Jedenfalls viel wärmer als für den Fritz. Schließlich würde sich der doch noch am meisten ärgern, den Vorschlag gemacht zu haben. Jean lächelte wieder, machte sich fertig und wandte sich dann der Stadt zu, um sich einen kleinen Spiegel zu kaufen. Er wollte sich doch auch mal selbst recht mit Muße betrachten in dem neuen Cylinder. Außerdem that ihm eigentlich auch für Sonntags ein Schlips nötig. Er mußte sich jetzt halt ein bischen feiner machen. Und die Kathrin? Er schmunzelte. Sie sollte schon sehen, wer

der Feinste war. Das Geld hatte er sich aus dem gemeinsamen Sparbehälter genommen. Fritz aber hatte er nichts davon gesagt. Der brauchte nicht alles zu wissen, verstand auch nichts von solchen Dingen, dazu war er zu dreckig und nichts besseres gewöhnt. Er aber? Ja, sein Vater war selbst mal ein Bauer gewesen und mit zwei Kühen gefahren und war dann herunter gekommen. Es war dessen Schuld, daß sein Sohn jetzt die Gasse kehren mußte. Aber wer weiß. Nur gut mit dem Pfarrer stellen, das hilft, da fällt mancherlei ab. Und mit der Kathrin. Das war ein kräftiges Mensch, die hatte Knochen und konnte schaffen. Da mußte er anbändeln. Die konnte verdienen, waschen, kochen, nähen und noch viel anderes. Da mußte er sich ein wenig fein machen. Der würde der Cylinder auch sicher in die Augen stechen. Und dann? Pah! der Louis war ein guter, dummer Kerl, und getraut waren die beiden auch nicht. Schließlich, am Ende, er war ja noch nicht so alt, er konnte sich vielleicht noch einmal so ein paar Morgen Land kaufen. Die Kathrin würde schon schaffen. Dann ging er jeden Sonntag in die Kirche mit so nem langen, dunkelblauen Rock, gerade wie alle reichen Bauern. Am Ende wurde er noch Bürgermeister. Dann konnte der Fritz froh sein, wenn er ihn zu sich nahm. Doch, das wollte er, der Fritz sollte dann zu ihm ziehen. Er sollte sehen, wie gut er's meine mit ihm. Er war ja auch ein guter Kerl sonst. Und er? . . . Doch, ja das wollte er dann. So schritt er dahin in schönen Zukunftsträumen.

IV.

Heute war erster Feiertag. Gestern schon hatten sie nichts zu thun. Die Stunden schlichen recht langsam dahin. Das Bett hatten Louis und Fritz abgebrochen und in dem Vorderraume aufgeschlagen.

Jean war in der hinteren Kammer geblieben, die beiden andern saßen vorne. Fritz rauchte, Louis schnapste und wartete auf die Kathrin, die noch am Morgen kommen wollte. Louis war zu faul gewesen, sie abzuholen, trotzdem ihn Fritz dazu aufgefordert hatte. Ab und zu trat einer von den beiden unter die Thür und blickte nach der Stadt zu, denn vom Fenster aus sah man in die entgegengesetzte Richtung. Wieder trat Louis unter die Thür und erhob diesmal ein lautes Geschrei und Gejohle. Die Kathrin war in Sicht. Dann ging er ihr entgegen, er sah, daß sie etwas unter dem Arm trug, er wollte doch jetzt noch den Versuch machen, galant zu sein. „Bleib mer weck, Fauldier!“ rief sie ihm zu, als er ihr das Bündel abnehmen wollte. „No, nett so grob,“ brummte Louis, trat aber gehorsam bei Seite.

„Häbs maich aach hole känne, seis mer en schiene Braidigam!“

Der Louis stammelte allerhand, worauf aber die Kathrin gar nicht hörte. Sie schritt rüstig vorwärts.

„Guten," sagte sie, als sie in die Hütte trat, und stellte ihr Bündel ab. „E Luft hat er wie uff em Stukhaus!"*) Sie rieß das Fenster auf. Jetzt trat Jean herein. Er prangte in der wollenen Mütze, dem wollenen Wams, besserer Hose und Schlips. „Guten! freit maich, daß de da seist." Er reichte der Kathrin die Hand. Sie lachte laut auf. Ei gaure man, wie siehs de aas! Machs de aach Hochzeit heit?"

„Wie en Aff," warf Fritz dazwischen.

„Schwei still, dau!" erwiderte die Kathrin. „Doch besser as dau in deim drekkige Kiddel."

„Sieh der dain Man an. Aach rächt hochzeidlich, gelle?" „No, Fritz, mer wolle net glei schenne," begütigte die Kathrin. Sie mußte jetzt doppelt klug vorgehen, wenn sie ihren Zweck erreichen wollte. Sie knüpfte ihr Bündel auf und brachte Röcke, Hemden und ihr sonstiges Gut hervor. „Wo duhe mer des denn hie?" fragte sie. „Aweil lägs des noch in de Eck," meinte Jean. „Nachher mach aich der en Verschlag, wo des uffhewe kannst." „Gaut!" sagte die Kathrin und legte ihre Habe in eine Ecke. „Jetzt wolle mer uhs ebbes backe, daß mer aach en Fesschmaus hawe," fuhr sie fort. „Aich hunn scho allerhand eikaaft daderzu." Wieder war es Jean, der ihr zur Hand ging. Er war ja seither Küchenmeister gewesen. Fritz und Louis kamen sich ziemlich überflüssig vor. Jetzt sprang Sultan zur Thür herein. Die Kathrin schrie auf. Sie konnte Hunde nicht leiden. „Wem gehärt dann des Biest?"

„Maich, aich braachen zum Geschääft," sagte Louis. Die Kathrin lachte. „Dau un Geschääft? Awer hie in meiner Stubb bläbt e mer net, do sein aich der gaut dervor. Den kännt ihr mitnemme in eier Stubb."

„Des fehlt grod," fuhr Fritz auf. „Mer hunn selbs kan Platz drin. E bleibt hie."

„Des duht e net!"

„N' doch!"

„Awer Kathrin, e kunnd seich hie in de Eck leie," warf Louis ein. „Se hawe uhs scho ihr Bett gewe, un de Fritz . . ."

„E' daht mer laad genungk," fiel ihm der ein.

„Glaab aich," sagte die Kathrin giftig.

So waren sie wieder im schönsten Streit, obwohl sie ihn beide vermeiden wollten. Noch oft zankten sie sich an diesem Tage, und der Louis bekam auch sein Teil, weil er seinem Freunde Fritz manchmal beistehen wollte. Nur Jean ging frei aus. Er lachte mit der Kathrin, half, wo es ging, aß mit Genuß die reichliche Mahlzeit, ging spazieren und machte sich dann wieder

*) Gefängnis.

nützlich. Für Schnaps war auch gesorgt. Der Louis hatte ihm schon eifrig zugesprochen, die Kathrin war dem Getränk heute auch nicht abgeneigt, so ward die Stimmung gegen Abend recht lebhaft und die Worte recht deutlich.

Dem Fritz ward es allmählich zu handgreiflich, er ging in seine Kammer. Kaum eingetreten, vernahm er ein leises Schnaufen. Der Sultan war also doch hier herein geschafft worden. Wütend stürzte Fritz auf das arme Tier los, das unter Fußtritten laut heulend zur Thür hinausflüchtete. Von neben ertönte das laute Lachen der Kathrin. Natürlich, sie hatte das Vieh hier eingesperrt, ihn zu ärgern. Fritz warf sich auf seine Strohdecken. Nach einiger Zeit schlich auch Jean herein. Fritz that, als ob er schliefe. Er hatte keine Lust zu sprechen. Durch die halbgeschlossenen Augenlider beobachtete er den Freund. Jean, der einen kurzen, forschenden Blick auf den wie schlafend daliegenden gethan, glaubte sich unbeobachtet. Er knüpfte sich seinen Schlips ab und legte ihn sorgsam in eine Ecke. Dann holte er von dort den Cylinder, setzte sich ihn auf, zog einen kleinen Spiegel aus der Tasche und trat damit an die kleine Öffnung, durch die, wenn sich die Wolken geteilt hatten, der Mond schien. Ein leises, höhnisches Lachen ertönte hinter ihm. Erschrocken sah er sich um. Er mußte sich getäuscht haben, Fritz rührte sich nicht. Wieder wandte er sein Gesicht der Öffnung zu. So stand er eine ganze Weile, wartete geduldig, wenn die Wolken vor den Mond getreten waren, bis er wieder schien und betrachtete sein Gesicht mit dem Cylinder darüber. Dann schlich er sich wieder an sein Lager, zog das Wams aus und seinen gewöhnlichen Rock an, ebenso seine Arbeitshosen, stellte den Cylinder vorsichtig neben seine Strohdecken, zog sich die warme Mütze fester über den Kopf, legte sich nieder und breitete das Wams sorgfältig über sich. Die Wolken hatten sich zerstreut. Heller schien der Mond in das Zimmer auf den Cylinder und Jean, der sich zuerst noch einige Male nach seinem Kleinod umsah und dann einschlief. Der Mond erhellte gerade sein zufrieden lächelndes Gesicht. Fritz hatte alles mitangesehen. Eigentlich war es zum lachen gewesen. Zu dumm! Aber wie der jetzt so behäbig dalag unter seinem warmen geschenkten Wams, während er höchstens eine Strohmatte zum überdecken hatte! Wie dieser Cylinder so frech da stand im Mondenschein. Das Ding grinste ordentlich. Er hätte ihm einen Tritt geben mögen, doch er bezwang sich. Was ging's ihn an. Auch wär's zu schade um ihn gewesen, er nahm sich doch noch recht gut aus. Woher Jean nur den Spiegel hatte? Leise erhob sich Fritz und tappte zu dem Sparkassenloch. Richtig, zwei Groschen fehlten. Aha, dafür giebt er jetzt sein Geld aus. Leise legte er sich wieder nieder. Wieder waren Wolken vor den Mond getreten. Es war fast dunkel im Zimmer. Von dem Cylinder sah man nur noch eine schwarze Masse, die immer größer zu werden schien.

Nebenan ward es immer lauter. Die Bettstelle knackte. Man hörte das Schmatzen des goldnen Louis, das Kreischen der Kathrin. Schmutzige Worte gingen hin und her; der Hund winselte leise. Das Tier empfand etwas wie Furcht in dieser Umgebung. Fritz verzog sein Gesicht zu einer höhnischen Grimasse . . . Dann ward es still. Der Hochzeitstag war zu Ende, draußen flimmerten die Sterne am kalten Weihnachtshimmel.

„He Jean! dau kannst mit mer gieh, wenn de wills. Aich giehn in de Stadt. Ihr zwaa seid mer zu dreckig," sagte sie mit einem Seitenblick zu Fritz und Louis, die Kaffee tranken. Jean erschien. Er hatte sich festtäglich angezogen, hatte sogar den Cylinder, wenn auch etwas verlegen, in der Hand. „Den läß de hie," sagte die Kathrin, als sie den Cylinder erblickte, „sons lache uhs de Leit aas. Den siehrn liwer zuerscht allan spaziern, bis se seich dra gewähnt hawe. Aweil setz der dei nei Mitz uff." Der Jean folgte, und dann wanderten die beiden der Stadt zu.

Fritz rauchte wie gewöhnlich, obwohl die Kathrin sich dagegen gewehrt hatte. Sie wollte net scho in aller Frieh de Gestank im Zimmer. Der Louis trank noch und aß die Überreste des Weihnachtsgebäcks dazu. Es war ganz still im Zimmer. Beide hingen ihren Gedanken nach. Sogar der Louis machte ein saures Gesicht. „E Gewitterkeil hol de Weibsleit!" fuhr er endlich auf. „Se duht grad, as wenn se Herr hie wär." „Is se aach," versetzte Fritz ruhig. „Net wohr, aich sein de Herr!" Fritz sah ihn spöttisch an. Louis schwieg einige Zeit. „Aich glawe, mir zwaa kumme am schläächste daderbei eweg," meinte er wieder. „Aich glawe, se bussiert de Jean heit scho." Fritz lachte über diesen Eifersuchtsanfall seines Gefährten. „Schwei still, de verolwerst daich," entgegnete er dann. Aber der Louis schwieg nicht still, er ward vielmehr ganz gesprächig. Das gefiel ihm gar nicht, wie die Kathrin hier auftrat. Er suchte sich mit dem letzten Rest von Energie, den er noch nicht vertrunken hatte, aufzurappeln. Je mehr er sich aber in Eifer redete, desto ruhiger ward Fritz. Je mehr er sich ärgerte, desto zufriedener fühlte sich der andere. Im Grunde war ihm das alles ja wie aus der Seele gesprochen, wenn er's dem Louis auch nicht bestätigte. „Loß mer mei Ruh," sagte er schließlich und trat vor die Thür. Der Louis schlug noch einige Male auf den Tisch zur Bestätigung des Gesagten, gleichsam um sich Mut zu sprechen. Die Kathrin wollt er schon unterkriegen. Dann untersuchte er seine Schnapsflasche und tröstete sich mit den paar Schlucken, die noch darin waren. Sein bester Trost.

Am Nachmittag, gegen halb zwei, der Louis und die Kathrin schliefen ein wenig, schlich sich Jean vorsichtig mit seinem Cylinder aus dem Hause. Erst draußen drückte er ihn sich auf den Kopf. Fritz aber hatte ihn wohl gesehen. Er war doch neugierig, was der nun wieder vorhatte. Er stülpte

sich seinen schlechten Hut über die Ohren und ging ihm nach, jedoch an den Bäumen hin, daß ihn Jean so leicht nicht sehen konnte. Zu Jean gesellten sich bald einige Bauern im Sonntagsstaat, die zur Kirche wollten. Zuerst lachten sie über den Cylinder, aber als sich Jean nicht darüber ärgerte, ließen sie's. Allmählich schielten sie mit mehr oder weniger Neid nach demselben, der so schön schwarz war, fast noch neu und glänzte wie frischgewichste Stiefel. Fritz bemerkte das wohl und ärgerte sich. Er kam jetzt etwas dichter heran. Er konnte es schon thun ohne bemerkt zu werden, da jene ganz in ihr Gespräch vertieft waren. So kamen sie an den Bahnübergang vor der Stadt. „Aich giehn mit in de Kerch," hörte er Jean sagen. „Es Christkinche warn so reichlich, daß aich em scho noch emohl danke derf." Er lachte vor sich hin.

„Lump, erbärmlicher!" zischte Fritz zwischen den Zähnen. Das sollte also so weiter gehn mit dem Jean. Der ging dem Pfarrer weiter ums Maul, damit möglichst bald wieder etwas für ihn abfiel? Der spielte sich jetzt auf den Frommen raus, bloß damit er nächstes Jahr wieder beschert bekäme! Aber ansehn wollt' er sich das doch auch mal. Ja, er wollte auch mal in die Kirche gehn, bloß um den Jean zu beobachten, was der wieder für Hochmutsfratzen schneiden würde und schön thun. Zu albern! das wollte er sich doch auch mal aus der Nähe mit ansehn. Unterdessen war Jean schon ein gutes Stück voraus. Stolzen Schritts ging er durch die Straßen. Es kümmerte ihn nicht, wenn man hie und da über ihn und seinen Cylinder lachte. Erhobenen Hauptes ging er unter dem beginnenden Geläute der Glocken der Kirche zu.

Er hatte absichtlich den Nachmittagsgottesdienst gewählt. Erstens dauerte der nicht so erschrecklich lange, und zweitens war es da nicht so voll, so daß ihn der Pfarrer besser in all seiner Frömmigkeit sehen konnte.

Mit würdiger Miene stieg er die Kirchentreppen empor und suchte sich einen Platz möglichst so, daß ihn der Pfarrer sehen mußte. Dies war nicht schwer. Die Emporen rechts und links lagen fast in gleicher Höhe mit der Kanzel. Er wählte die, welche auf der Seite der letzteren lag, so daß der Pfarrer, wenn er predigte, beinahe neben ihm stand. Den Cylinder hatte er möglichst sichtbar vor sich gestellt. Die Orgel präludierte. Seine Augen schweiften durch das Gebäude. Plötzlich fuhr er ein wenig zusammen. Saß ihm da gegenüber in der etwas dunklen Ecke nicht Fritz? Nein, er mußte sich geirrt haben. Wieder blickte er hinüber, aber es war nicht hell genug, daß er sich hätte volle Gewißheit verschaffen können. Pah, eigentlich war's auch einerlei, ob er da war oder nicht. Es wäre aber doch unangenehm. Er schämte sich ein wenig, weil er wußte, daß ihn Fritz durchschaute, daß er ihn verhöhnen würde, was er nicht vertragen konnte,

weil er dagegen keine Waffen hatte. Inzwischen hatte der Gottesdienst begonnen. Jetzt betrat der Pfarrer die Kanzel. Die Gemeinde erhob sich. Wieder sah Jean hinüber, aber die Gestalt blieb im Dunkeln. Er beruhigte sich. Was sollte auch der Fritz hier thun? Nein, es war nicht möglich. Aber es war doch so. Es war Fritz, der sich diesen für seine Beobachtung günstigen Platz ausgesucht hatte. Er konnte Jean ganz deutlich sehen, während ihn dieser schwerlich erkennen würde. Wie schnell der aufgestanden war. Beinahe zuerst. Als wenn er das alles am Schnürchen wüßte, wie's in so einer Kirche zuging. Jetzt sah ihn auch der Pfarrer an. Was der Jean dabei für ein Gesicht schnitt, so ehrbar und gerührt. Der Pfarrer schien auch erfreut. Fritz hätte laut lachen mögen über die Komödie, die der Jean da drüben mit Geschick spielte. Der Pfarrer sprach ein kurzes Gebet. Jean schaute andachtsvoll zu Boden und hielt den Cylinder vor sich. Gerade als ob er mich damit spießen wollte, dachte Fritz. Jetzt verlas der Pfarrer seinen Predigttext. „Vernehmet in Andacht das Wort der heiligen Schrift, das wir unserer heutigen Festbetrachtung zu Grunde legen wollen, das da geschrieben steht im Briefe an die Philipper im vierten Kapitel vom 4. bis 7. Vers und lautet wie folgt: Freuet Euch in dem Herrn allewege und abermal sage ich: Freuet Euch. Eure Freudigkeit lasset kund sein allen Menschen. Der Herr ist nahe. Sorget nichts, sondern in allen Dingen lasset Eure Bitte in Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden. Und der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre Eure Herzen und Sinne in Christo Jesu." Man setzte sich. Jean ganz spät und langsam, als wäre er noch zu sehr in Andacht versunken über das Gehörte. Der Pfarrer sprach gut, und was er sagte, kam von Herzen, um zum Herzen zu dringen. Er sprach von der seligen Weihnachtszeit, von der frohen Botschaft des Evangeliums, das den Sünder gerecht mache vor Gott und ging dann zur näheren Erklärung seines Textes über. Fritz hörte wohl, was er sagte. Ihm aber ward's nicht zu einer frohen Botschaft. Gerade diese Worte erbitterten ihn. Dabei hatte er immer den Jean vor sich, der bald dies, bald jenes Gesicht schnitt, bald zerknirscht und reumütig, bald erhoben und freudig erschien, je nachdem es gerade zu den Worten der Predigt paßte. „Lump, Heuchler!" murmelte Fritz und mußte doch immer wieder hinsehen. So also ging's in der Kirche zu. Wer am besten heuchelte und fromm that, der war oben. Und der Pfarrer? Der hatte gut schwätzen. Der ward dafür bezahlt und mußte so reden, ob er wollte oder nicht. Aber wahrhaftig, der schien's wirklich ernst zu nehmen? Wie er so eindringlich sprach! Ha, ha, ha! zu dumm.

„Und der Herr erhebe sein Angesicht über Euch und gebe Euch seinen Frieden! Amen." Mit diesen Worten schloß der Pfarrer den Gottesdienst.

Fritz hatte sich eiligst davon gemacht, als er merkte, daß es bald fertig sei. Er wollte nicht gesehen sein, am wenigsten von Jean. Er war schon die Kirchtreppe hinunter, als die anderen Kirchenbesucher erst langsam aus der Thüre traten. Er ging auf und ab. Richtig, da kam ja Jean, und neben ihm schritt der Pfarrer. Fritz that, als käme er gerade aus einer der in der Nähe gelegenen Kneipen. Wie fromm der Jean wieder in die Welt sah, wie freundlich der Pfarrer mit ihm sprach. Er kam ihnen gerade entgegen. Jetzt bemerkten sie ihn. Wollte der Pfarrer etwa auch mit ihm reden, daß er ihn schon von weitem so eigentümlich ansah? Fritz drehte sich auf dem Absatz herum und beschleunigte seine Schritte. Jetzt mußte der Pfarrer doch gesehen haben, daß er nichts mit ihm zu thun haben wollte. Als Jean seinen Freund erblickte, beschlich ihn wieder ein unbehagliches Gefühl. Fritz war vielleicht doch in der Kirche gewesen. Jetzt würde das Höhnen wieder losgehen. Aber er irrte sich. Fritz kümmerte sich gar nicht um ihn und auch zu Hause sprach er kein Wort darüber. Das war dem Jean eine wahre Erleichterung. Jetzt war ihm wieder ganz wohl zu Mute.

Der Winter war mit Macht hereingebrochen. Fußhoch lag der Schnee auf den Straßen, sodaß man sich nur mit Mühe zur Stadt durcharbeiten konnte. Manchmal ging's überhaupt nicht und dann saßen die vier den ganzen Tag zusammen in der engen, dumpfen Stube, bei qualmendem Ofen, bei dürftigem Essen und häufig in Zank und Streit. Fritz hielt sich jetzt mehr zu Louis, und Jean und die Kathrin bildeten die andere Partei. Sie gingen zusammen in die Stadt, die Einkäufe zu machen, sie halfen sich bei den häuslichen Geschäften und arbeiteten sich immer in die Hände. Dem Louis war das zuerst recht bequem gewesen, denn er hatte es jetzt so gut, wie nie vorher, wenn er das bischen Zank und Streit abrechnete. Aber Fritz begann ihn erst leise, dann immer lauter zu verhöhnen wegen der Kathrin, die sich zum Jean hielt. Jetzt wollte Louis kirchlich getraut sein, aber die Kathrin wollte es nicht. Das fehlte ihr gerade. Sie hatte erfahren, wie wenig mit dem Louis anzufangen sei, noch viel weniger, als sie gedacht hatte. Sie sah, wie anders Jean sich benahm, wie er arbeiten konnte, ihr Plan war fertig. Äußerlich wollte sie noch dem Louis angehören, aber zu gelegener Zeit, wenn sie genug gespart und wenn der Jean ganz in ihren Händen wäre, dann wollte sie sich mit dem Jean zusammenthun. So ward aus der kirchlichen Trauung jetzt erst recht nichts. Anfangs brummte der Louis noch manchmal. Bald aber war ihm auch der Spott des Fritz gleichgiltig und er ließ die Dinge gehen, wie sie gehen wollten. Das Essen war im allgemeinen doch reichlicher und besser wie früher, Schnaps bekam er auch genug, die Kathrin war sein Weib, so waren alle seine Bedürfnisse befriedigt. Was wollte er auch mehr?

Am schlechtesten gewöhnte sich Fritz an die neuen Verhältnisse. Seiner galligen Natur ward die geringste Kleinigkeit zum Ärgernis. Die Kathrin beachtete ihn garnicht oder verspottete ihn, Jean zeigte ihm jetzt gerne eine Gönnermiene und der Louis sah ihn jetzt immer mehr als seinesgleichen an, als guten Schnapsbruder. Fritz wußte nicht, über wen er sich am meisten ärgern sollte. Am nachhaltigsten aber ward nach und nach der Groll gegen Jean. Früher waren sie gute Freunde gewesen, die redlich geteilt und mit einander gespart hatten. Jetzt ging ihm Jean aus dem Wege, und sein Geld hatte er auch aus der gemeinsamen Sparkasse genommen. Am meisten ärgerte sich aber Fritz, weil dem Jean mit Spott gar nicht mehr beizukommen war. Das glitt alles an ihm herunter wie das Wasser an einem alten Regenschirme. Die beiden andern, die Kathrin und der Louis, ärgerten sich doch noch zuweilen über seine bissigen Bemerkungen, der Jean aber ärgerte sich überhaupt nicht. Er hatte dann für Fritz nur ein mitleidiges Lächeln, das gleich wieder einem behaglichen Schmunzeln wich. Fritz hätte ihn manchmal hauen mögen, wenn er so selbstgefällig, geschniegelt und gebügelt, im warmen Wams und wollener Mütze neben ihm herschritt. Oder erst Sonntags, wenn er in seinem Cylinder herumstolzierte. Zuerst hatten die Leute doch noch darüber gelacht, und das freute den Fritz, jetzt aber hatten sie sich daran gewöhnt und Jean ging unbehelligt seines Wegs. Nicht einmal die Kinder neckten ihn mehr. Sie hatten es ja erfahren, daß sich Jean einfach nicht necken ließ, daß ihm das ganz gleichgiltig war. Um so mehr machten sie sich über Fritz her, aber nur aus gehöriger Entfernung, denn wenn der einen erwischte, gab's Hiebe. Wenn ihm irgend ein boshafter Bengel nur das Wort „Muhrche!“ entgegenrief, ward Fritz schon blaß und rot vor Zorn und die Kinder wollten sich halb tot lachen über ihn. Das war doch noch ein Spaß, den zu necken. Da merkte man doch noch, wie der sich ärgerte.

Wenn Fritz und Jean jetzt auszogen, die Straßen zu reinigen, so gingen sie nicht mehr einträchtig neben einander. Fritz war gewöhnlich ein Stück voraus, und wenn sie dann kehrten, waren sie nicht mehr drei Schritt hinter einander, sondern Fritz immer wenigstens zehn Schritt voran. Suchte Jean dann nachzukommen, hörte Fritz Jeans kehrenden Besen dicht hinter sich, gleich griff er mächtiger aus, so daß Jean, der doch ordentliche Arbeit liefern wollte, nicht mehr nachkommen konnte. So ging das fort bis ins Frühjahr.

Jetzt hatten die beiden für die Stadt nicht mehr so viel zu thun, es war die Zeit, wo sie für sich arbeiten und verdienen konnten. Früher hatten sie das so erworbene Geld zusammengethan und, was sie nicht zum Unterhalt gebrauchten, in die gemeinsame Sparbüchse gelegt. Jetzt wanderte

nur Fritzens Geld dahin. Jean behielt es in seinen Taschen, er hatte jetzt immer Ausgaben für Kleider und solche Sachen. So trennten sich der beiden Interessen immer mehr. Jean empfand dies gar nicht als etwas schmerzliches, denn er hatte genug mit seiner Person zu thun, und außerdem stand er ja mit der Kathrin auf gutem Fuß. Fritz aber empfand das als einen großen Verlust. Sie hatten so lange zusammengelebt, man war so an einander gewöhnt, und nun ging Jean seine eignen Wege. Mit der Kathrin konnte er sich nicht vertragen. Er fühlte sich ganz einsam und verlassen, trotzdem sie jetzt zu viert lebten. Er ward immer feindseliger.

Es war ein heißer Sommertag. Es hatte lange nicht geregnet. Heute galt es die staubbedeckten, schmutzigen Straßen des Städtchens zu säubern. Fritz hatte sich schon früher auf den Weg gemacht, er vermied es, mit Jean zusammen zu gehen. Er ärgerte sich doch nur, auch kam er sich gar zu schäbig neben ihm vor. Bei der Arbeit war ihm das gleichgiltig, aber auf dem Wege? Lieber ging er allein. Der Louis war schon in der Früh fortgegangen. Im Sommer war er überhaupt nur zur Essenszeit zu Hause. Sonst trieb er sich in den Dörfern und im Städtchen herum. Er mauste halbreifes Obst, das war ja kein Diebstahl. Er hieß mitgehen, was er gerade fand, ohne sich aber irgend besondere Mühe zu geben, etwas zu finden. Er schlenderte gerne über die Bleiche, wo das Weißzeug zum trocknen hing, und wenn er sich unbeobachtet glaubte, nahm er auch da etwas mit. Aber nur wenig. Hing ein Dutzend Taschentücher da, nahm er nur eins. Da blieben noch elf hängen, das war doch kein eigentlicher Diebstahl. Den Hasen legte er Schlingen. Wenn sich da was rein fing, was konnte er dazu? Er nahm's mit, das war doch kein Jagdfrevel. Gelegentlich verkaufte er dann seine Beute, und das so verdiente Geld verschnapste er.

Der Jean und die Kathrin waren allein zu Haus. Die Kathrin wusch hinter der Hütte, der Jean stand bei ihr. Sie sprachen eifrig mit einander.

„Un dei Geld kunns de aach behalte," sagte die Kathrin. „De Fritz kunn bleche vor de Haushalding, un wenn aich noch ebbes beilege, schickts. Spare de liwer dei Grosche for spärer." „Rächt has de," meinte Jean.

„Was mehns de," fuhr er nach einer Weile fort, „wenn darsch batt,*) kännte mer uhs spärer zamme duh? Dem Louis werds scho rächt sei, wenn e nor sein Schnaps hot." Die Kathrin lachte. „Dere Eul? rächt sei? E werd gornet gefrogt. E muß, wenn mirsch wolle un e net hungern will." „Awer de Fritz?" warf Jean etwas ängstlich ein. Die Kathrin fuhr in die Höhe und stemmte ihre Arme energisch in die Seiten. „De Fritz? das werd sich finne. Den kriehe mer aach noch klan. Dem sei Mucke vergiehn aach noch!"

*) Recht ist.

„Also wills de?"

„Jo!" „Nachher werds gemohcht," bestätigte Jean zufrieden. Die beiden drückten sich die Hände.

„Aich will de bei Mitz hole," sagte die Kathrin, „dau muß fort." „Bring mer de Silinner!" rief Jean ihr nach. „Ach was, de Silinner?"

„N' doch, aich will en ebbes mieh drage, e werd doch scho schlächt." „Mer kännten uffbijeln losse," meinte die Kathrin. „Mer aach rächt, awer heit will aich en uffsetze." Die Kathrin brachte das Ding. „Js doch ebbes kurjos bei de Arweit," sprach sie.

„Schad' naut, awer de Fritz ärjerts un der soll mohl widder geärjert wärn. E is zu spaſſig anzuseh dabe'bei."

Die Kathrin lachte: „Jo es is scho rächt, warum is e su kratzberschdig." Sie machte sich wieder an ihre Arbeit. Jean stand noch eine Weile bei ihr. Er kniff sie in die prallen Arme, die geröteten Backen und schmunzelte dabei. Die Kathrin ließ sichs gern gefallen. Dann ging er.

„Kimms de heit aach noch?" fragte Fritz den Jean, ohne aufzusehen. Der Jean machte sich stumm an die Arbeit. „Ui! guckt e mohl do, de gaure man!" schrieen die Kinder. „De gaure man in Silinner!" Fritz sah auf. „Aff!" sagte er. „Aich braach daich," sagte Jean und arbeitete ruhig weiter. Fritz kehrte, als gelte es sein Leben, daß der Staub nur so um ihn herumwirbelte. Die Spaziergänger waren hierüber wütend und beschwerten sich bei dem Polizisten, der gerade näher kam. „Des Dunnerwetter, seis de verrickt worn!" fuhr der Fritz an. Fritz ließ sich nicht stören. „De solls net so'n Staub mache, härsch de!" Dabei packte er Fritz am Arm. Der schüttelte sich und sah ihn wütend an. Am liebsten hätte er ihm den Staatsbesen um die Ohren geschlagen. Da das nicht ging, warf er denselben zu Boden und schrie: „Kehrn selwer, wenn des besser kennst, bei dem Dreck!" Das war dem Polizisten doch zu viel. Er trat dicht an Fritz heran. „Glei haach aich der in de Freß!" „Riskierns!" sagte Fritz und stellte sich in Positur. „Macht kei Dummheite," fuhr Jean dazwischen. „Hie uff offener Gaß!" Die beiden standen noch immer schlagbereit nebeneinander. Jean zog den Polizisten am Rock. „Laß gaut seit, mer drinke nachher en Schoppe zamme." Das beschwichtigte den Polizisten. Er trat zurück. „Gameel!" sagte er und ging weiter. Die Kinder johlten und schrieen: „Muhrche! Beiß Muhrche! Faß Muhrche! Krieh en Muhrche!" Aber sie hielten sich in respektabler Entfernung.

Der Jean hatte Wasser geholt und besprengte den trockenen Boden.' Natürlich, der wußte sich mit aller Welt gut zu stellen, dachte Fritz, erst recht erbost.

Jean trug in der Folgezeit stets seinen Cylinder, auch bei der Arbeit, bis Fritz sich nicht mehr darüber ärgerte, weil das Ding recht schäbig ge-

worden war. Das bemerkte Jean natürlich auch und griff wieder zur Mütze. Jetzt brauchte sich Fritz allerdings nicht mehr über diesen Hut zu ärgern, der altersschwach und heruntergekommen in einer Ecke ihres Schlafzimmers lag. Aber Jean erhielt mancherlei Geschenke an Kleidern und ähnlichem durch Vermittlung des Pfarrers, in denen er immer stolzer herumstolzierte. Daß der Pfarrer gemeint, er solle doch auch dem Fritz davon abgeben, davon hatte Jean nichts gesagt. Der verdiente das auch garnicht nach seiner Ansicht. Das Verhältnis zwischen Jean und der Kathrin ward auch ein immer engeres. Sie hatten jetzt einen gemeinsamen Plan, auf dessen Verwirklichung sie hinarbeiteten. Der Aufseher am Stockhaus, dem Gefängnis des Städtchens, war ein alter Mann, der schon lange kränkelte und voraussichtlich bald sterben würde. Das wäre so eine Stelle für ihn, meinte der Jean, und das leuchtete der Kathrin auch ein. Da hatte man ein festes Gehalt, konnte leicht etwas nebenher verdienen, „und dann, wenn mer genungk gespart hawe," sagte Jean, „kaaf mer uhs e eige Haische un Ackerland derzu." Jean suchte sich deshalb mit dem Bürgermeister gutzustellen. Der Stimme des Pfarrers war er ziemlich sicher, wenn das Stadtoberhaupt auch für ihn sprach, dann lag für den Gerichtsrat doch kein Grund vor, ihm ein diesbezügliches Gesuch abzuschlagen. Jean stellte sich deshalb vor allem gut mit dem Polizisten, der da wohl auch ein Wörtlein mitzureden hatte. Diesem aber war leicht beizukommen mit etwas Bier, Schnaps und etwas Schmeichelei; denn für letzteres war er besonders empfänglich. Im übrigen war er ein guter Kerl, der gerne protegierte; denn einen Klienten zu haben, schmeichelt selbst einem Stadtpolizisten. So ging für Jean alles einen guten Weg, und nur das eine war seinen Plänen respektive deren Erfüllung hinderlich, daß der alte Gefängniswärter eben noch lebte. Jean trug den Kopf immer höher. Er sah sich schon als Gefängniswärter, als höheren Staatsbeamten. Er gab jetzt noch mehr auf sein Äußeres, denn das war er doch seinem Stande schuldig. Fritz erfuhr natürlich auch von den Wünschen seines Kollegen, denn der war viel zu eitel, um darüber ganz schweigen zu können. Er hätte auch schon an den stolzen Blicken der Kathrin sehen können, daß etwas besonderes im Werke war. Der Louis aber merkte nichts davon, und Fritz sagte ihm auch nichts. Es war doch noch eine Art von Genugthuung, dann das erstaunte Gesicht von Louis zu sehen. Im übrigen ward Fritzens Stimmung nicht besser. Seit jenem Ereignis war ihm der Stadtpolizist auch nicht mehr wohlgesinnt. Hätte Fritz ihm ein paar Schoppen bezahlt, wäre es besser gewesen, aber er dachte: jetzt gerade nicht und grollte weiter. Heute nun war der Gefängniswärter endlich gestorben. Der Polizist brachte Jean sogleich die Nachricht, der gerade mit Fritz wieder bei seiner gewöhnlichen Arbeit war. Jean ward ganz rot vor Freude und

stellte den Besen hin. „Aich giehn mit der, aich hunn der e Werdche zu sage," stammelte er zum Polizisten. Fritz trat der unschuldigen Gießkanne, die neben ihm stand, ein Loch in den blechernen Leib. „Aich wärns melle, wie de Staatseigendum behannelscht," sagte der Polizist giftig. Fritz lachte bitter, die beiden gingen.

Die Schule war zu Ende. Der Schwarm stürzte jubelnd aus den dumpfen Räumen auf die Straße. Ein Trupp kam an Fritz vorbei. Natürlich begannen sie schon von weitem zu rufen und zu schrein: „'S Muhrche! Faß Muhrche! Beiß Muhrche! Krieh en Muhrche!" Sie kamen näher. Fritz spähte tückisch nach ihnen, ob ihm vielleicht einer von der übermütigen Rotte nahe genug käme. Zuvorderst schritt der Postdirektorssohn, ein freches Bürschchen, das lustig mitschrie, ohne recht zu wissen warum. Er fühlte sich sicher in seiner honoratiorischen Unantastbarkeit. „Faß Muhrche, beiß Muhrche!" schrie er immer lauter, ganz dicht an Fritz herantretend, indem er ihm den Rest seines Frühstücksbrodes hinhielt. Im Nu hatte ihn Fritz ergriffen, zog den sich sträubenden und schreienden übers Knie und bearbeitete ihn tüchtig mit beiden Fäusten. Endlich gelang es einem der Vorübergehenden, den Jungen dem Fritz zu entreißen. Heulend lief der Bengel, sich mit den Händen die Hinterfläche reibend, von dannen. Man schimpfte und drohte, die Kinder schrieen, immer mehr Leute kamen hinzu. Aber niemand wagte sich an Fritz. Mit geballten Fäusten stand er da, wutschnaubend, mit heftig wogender Brust. An einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses erschien die Frau Postdirektor, keine sehr feine Frau. Sie jammerte, klagte und schimpfte zum Fenster hinaus über den mißhandelten Liebling. Da schlug die Stimmung der Fritz umdrängenden Menge um. Man begann zu lachen über die wütenden Geberden der Mutter und ging auseinander. Die gereizte Mutter zürnte noch eine Weile weiter in lauten Worten und rief, sie werde Genugthuung vom Bürgermeister verlangen, dann zog sie sich ins Zimmer zurück. Fritz ward ruhiger. Das war doch eine Erleichterung gewesen, die gut gethan hatte.

V.

Der Louis war sehr erstaunt, als ihm Jean seine Aussichten auseinandersetzte. Bestimmtes wußte Jean zwar noch nicht, aber er rechnete doch fest darauf. Er hatte sich gemeldet zu der freigewordenen Stelle, der Bürgermeister hatte ihm einige Hoffnung gemacht und der Pfarrer seine Fürsprache auch beim Gerichtsrat versprochen. So konnte es ihm doch nicht fehlen. Das meinte die Kathrin auch. Louis wußte nicht recht, ob er sich freuen oder ärgern sollte. Zunächst dachte er, es sei ganz gut, wenn der Jean und die Kathrin auseinander kämen. Denn diese Freundschaft zwischen

beiden ärgerte ihn doch noch manchmal. Dann aber fiel ihm ein, daß diese Trennung doch auch ihre Schattenseite habe, daß da eine Einnahmequelle weniger würde. Ferner war die Kathrin jetzt gegen Jean so zuvorkommend und gegen ihn so grob, gerade als wenn sie ihn nicht mehr nötig hätte. Er wurde nicht klug daraus. Aber so schnell ging das doch nicht, wie Jean gedacht hatte.

Es wurde Herbst, der Winter meldete sich schon mit Schnee und Kälte, und Jean hatte noch immer keine Sicherheit dafür, daß man ihn nehmen würde. Er ward ein wenig kleinlaut, aber die Kathrin tröstete ihn. Sie war fest davon überzeugt, daß Jean den Posten erhalten würde. „Bis bei do owe alles geschriwe un gemocht hawe, des dauert lang und gieht langsam," sagte sie, „awer es gieht aach sicher. De Busch" — dies war der Polizist — „hot mersch gesogt, dau dähts wern, mer kännte uhs druff verlosse, un der waß es." Fritz spottete und freute sich über die Sorgen, die den vorsichtigen Jean immer wieder beschlichen. „Nachher mell aich maich zu de Stell as Gassekehrer," meinte Louis. „Dau?" rief Fritz erstaunt. Dann biß er sich auf die Lippen und schwieg. Was war auch dabei? Der Louis konnte so gut Gassenkehrer werden wie er oder irgend ein andrer. Aber dieser Gedanke war ihm doch sehr ärgerlich. Er sträubte sich dagegen, so gut er konnte. Es wäre ihm schrecklich gewesen, den verkommenen, vertrunkenen Louis als gleichberechtigten neben sich zu haben. So gingen die Ansichten, Furcht und Hoffnung hin und her in der Hütte. Nur die Kathrin verfolgte unbeirrt und ohne Schwanken ihren Weg.

„Vor alle Dinge muß de daich noch ebbes besser aasstaffiern," sagte sie zu Jean. „De Herrn siehn uff so ebbes un es mocht en gaure Eidruck." Das ließ sich der Jean nicht zweimal sagen. Er kaufte sich einen neuen, dunklen Anzug. Er konnte ihn zwar nur ratenweise bezahlen, aber er erhielt ihn, als er dem Kaufmann vertraulich mitteilte, daß er nächstens Gefangenwärter werden würde.

„De Silinner nemm aich der mit in de Stadt zum uffbijele," sagte die Kathrin. Das war dem Jean sehr recht, denn es wurmte ihn allmählich, wie schadenfroh Fritz das verkommene Ding ansah.

Wieder war es Winter geworden. Der Jean hatte froh verkündet, daß er wieder zur Christbescherung eingeladen sei. Natürlich würde er nur hingehn, wenn er bis dahin die Stelle noch nicht erhalten hätte, denn dann ziemte sich das nicht mehr. Es war ein trüber Tag. Jean kam freudestrahlend aus der Stadt. Der Polizist hatte ihm im Vertrauen mitgeteilt, daß er angenommen sei zum Gefängniswärter; und daß er vielleicht heute noch kommen werde, ihm die offizielle Mitteilung vom Gerichtsrat zu bringen. Jean zog die Kathrin bei Seite. Hoch schlug den beiden das Herz vor

Freude, daß nun endlich ihr Wunsch in Erfüllung gehen sollte. „Waas de, aweil braach aich bloß noch en Zwerzieher," sagte Jean schließlich. „Dann sein aich ferdig mit de Ekibierung." „Is rächt, kaaf der ein," entgegnete die Kathrin. Jean ward etwas verlegen. „Ja, aich hunn awer kei Geld mie, un de Schulz," das war der Kaufmann, „will me naut mie bumpe." „No, so nedig is es viellacht aach noch net," erwiderte die Kathrin. „Doch!" entgegnete Jean schnell. „Denk emohl, wenn de Busch heit noch kimmt mit de Anstelling, muß aich doch morgend noch mei Uffwarding moche. Awer ohne Zwerzieher giehts net." Die Kathrin zählte ihr Geld, aber es konnte unmöglich reichen. „De Fritz muß mersch gewe," sagte sie schließlich. „De hots sicher un braachts doch net." „Awer sog em naut wozu," meinte Jean. „Dem Fritz? Aich wern's em scho net uff de Nas henke."

Der Fritz jedoch war hartnäckig, er wollte nichts hergeben.

„Aich bezahl scho sas de ganze Haushalding," entgegnete er. „Das fehlt mer aach noch, zu verbumpe. Is naut, bump annere Leit an." Die Kathrin war wütend. „Aich kriehe daich doch!" murmelte sie und beratschlagte wieder mit Jean. „Geld hot e," meinte der, „in de Sparbichs is sicher noch genungk. E braacht jo gornaut." „So nimm ebbes dervon," meinte sie. „E krieht's jo doch widder, wenn se daich angestellt hawe." Davon wollte aber Jean nichts wissen. „Gaut!" schloß die Kathrin. „Wenn de Busch heit noch kimmt, nemm aich's em eweck aas seine Loch, dem Geizkrage. Wenn e awer net kimmt, waarde mer noch eweil mi'm Zwerzieher." Damit war Jean einverstanden.

Sie saßen noch alle bei Tisch und stippten ihre Kartoffeln in eine fettige Sauce, da erschien der Stadtpolizist mit feierlicher Miene. Dem Jean klopfte das Herz gewaltig, als jener hereintrat. „Aich hawe der bekannt zu mache," begann der Stadtpolizist sogleich, „daß der de Stell as Gesangewärder durch Fierspruch vom Herr Parrer un em Herr Bermeisder in Anbedracht deiner bisherige gute Fiehring un deines unbescholtene Läwenswannels iwertrage is."

Jean sprang auf. „Gott sei Dank!" sagte er, „aich wärn's eich net vergesse, Busch." Dieser drückte ihm wohlwollend die Hand. „Aich gradeliern!" schrie Louis. „Dadruff werd awer eis gedrunke." „Da has de rächt," bestätigte die Kathrin, „un de Herr Stadtbolezis is heflichst eigelade." Der verneigte sich. Er hatte das erwartet, sonst hätte er sicher nicht den Weg hierher gemacht. „Aich giehn glei in de Stadt," sagte die Kathrin eilfertig, „un mach Eikaif. Heit wolle mer lustig sei!" Der Polizist hatte wieder eine feierliche Miene angenommen. „Es duht mer laad," begann er, „awer aich hunn noch ebbes uhangenehmes mitzudeile." Er wandte sich zu Fritz. „De Bermeisder läßt eich sage, daß er uff Neijohr des Dienstes enthowe seid.

Ersdens wäge Molesdierung der Spaziergänger, zweitens wäge Sachbeschädigung, briddens wäge Kärperverletzung und vierdens wäge allgemei uhpassenden Bedragens.“ Es lag eine gewisse Genugthuung in der Stimme des Polizisten, als er dies vortrug. Er war gerächt an dem, den er nicht leiden konnte . . . Alles schwieg auf diese Ankündigung hin. Es war gar zu unerwartet gekommen. Fritz suchte im ersten Augenblick vergeblich seinen Zorn zu verbergen. Er fühlte, wie ihm die Thränen in die Augen schossen in ohnmächtigem Grimm. Er saß da mit geballten Fäusten, die Zähne aufeinander gebissen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Doch nach und nach faßte er sich wieder, wenigstens äußerlich. „Sog beim Vermeisder, aich däht maich bedanke fir de giedige Nochricht. Sog em aach, aich dähts Geschäft jetz scho uffstecke. Vielleich mocht's em Spaß, maich finfdens aach noch wäje Kondraktbruch ins Zuchthaas ze bringe. Es wär mer rächt. Es wär mer egal. Adjes!“ Er ging zur Thür hinaus. Eine Zeitlang herrschte noch Stille im Zimmer. Zuerst machte sich Louis in Worten Luft. Jetzt hatte er ja wieder einen prächtigen, neuen Stoff, seinen Groll gegen den Vermeisder, sein Schwesdersoh, zu nähren. Man ließ ihn reden. Jean machte ein süßsaures Gesicht. Er wußte nicht recht, wie er sich benehmen sollte. Der Fritz that ihm ja leid, sehr leid; aber im Grunde freute er sich doch zu sehr, daß er die so sehnlichst erhoffte Stelle nun endlich erhalten hatte. Die Kathrin war im ersten Augenblick auch etwas erschrocken. Sie erholte sich aber am schnellsten. „Pah!“ meinte sie, „es is net zu ännern. De Fritz find aach noch ebbes annersch. Heit wolle mer vergniegt sei, das annre find sich spärer.“ Damit war der Bann gebrochen. Man setzte sich zusammen. Vorläufig mußte des Louis Schnapsflasche herhalten, bis die Kathrin aus der Stadt das nötige geholt hatte. Diese machte sich denn auch sogleich auf den Weg.

Fritz stand hinter dem Hause, an den Holzverschlag gelehnt. Er ballte die Fäuste gen Himmel. Er schüttelte sich. Wenn er nur etwas gehabt hätte zum zerreißen, seinen ohnmächtigen Grimm dran auszulassen. Nur ein dumpfes Stöhnen kam zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. Er umspannte ein in der Nähe stehendes Obstbäumchen und schüttelte es hin und her in seiner Wut, daß es zu brechen drohte. Er arbeitete sich ab an diesem Holz, bis ihm der Schweiß ausbrach. Erschöpft hielt er ein. War er denn verrückt geworden, daß ihn diese Albernheit so angriff? Ruhig, ruhig, daß die da drinn nichts merkten. Nein, sie sollten nichts davon merken, wie außer sich er war. Um keinen Preis. Gewaltsam nahm er sich zusammen. Nur nichts denken, nicht an die Zukunft denken. Ruhig, ruhig! In langsamen, langen Zügen atmete er die kalte Luft ein, sich selbst zu beruhigen. So stand er eine Weile, bis er sich wieder im Gleichgewicht

hatte. Doch schon wieder überfiel ihn der Gedanke, was nun werden sollte. Er merkte es noch gerade, und mit der größten Anstrengung gelang es ihm, diesen nicht wieder Herr über sich werden zu lassen. Er richtete sich stramm in die Höhe. Ein Fluch kam aus seinem Munde. Nur jetzt nichts denken. Nur ruhig! Nichts den andern zeigen, daß sie sich über ihn lustig machen konnten. Später war noch Zeit genug, nachzudenken. Er ging einige Schritte hin und her. Doch, er konnte es jetzt wieder riskieren, hinein zu gehn zu den übrigen. Dieser Polizistenlümmel sollte doch nicht erzählen können, daß er, der Becker, ganz außer sich gekommen sei bei der Nachricht. Er ging wieder ins Haus. „Verdamm maich! de Kathrin bleibt lang," begann er sogleich. „So is rächt, Fritz, daß de dersch net so zu Herze nimmst," schrie Louis und machte ihm Platz auf der Bank, die die Kathrin angeschafft hatte.

„De Lump, de Vermeisder verdients gor net!"

„War scho zu erwarde, daß es so komme däht," erwiderte Fritz. „E kunn maich scho lang net leire. Wern scho ebbes annersch finne." Aber trotz der Bemühungen Fritzens wollte keine vergnügte Stimmung aufkommen, seitdem er wieder im Zimmer war. Bald verstummte das Gespräch gänzlich. Sie saßen schweigend um den Tisch herum und jeder hing seinen Gedanken nach. Zum Glück erschien die Kathrin bald wieder. Sie hatte sich tüchtig abgehetzt, möglichst bald wieder hier zu sein. Einen ganzen Korb voll Bierflaschen hatte sie mitgebracht und eine gewaltig große Flasche mit Schnaps. „Uff! jetz kanns losgieh," sagte Louis und setzte sich in Positur.

„Has de daich erholt von deim Schrecke?" fragte die Kathrin etwas spöttisch. „Net de Wärt," entgegnete Fritz überlaut. „Na prosit, Jean," fiel Louis ein, „es läwe de neie Gesangewärder. Hoch! Hoch! Hoch!" Man stieß an, und nun begann die Zecherei. Die Flaschen mit Bier waren bald zum größeren Teil geleert. Fritz trank auch, so viel er konnte. Er dachte, das betäube ihn, aber er blieb nüchtern, so viel er auch in sich hineingoß. Er ward nur heißer und erregter anstatt ruhiger. Der Louis ward immer lauter. Er umarmte Fritz wiederholt und trank auf vergnügtes Leben in Zukunft. „Jetz mochs des grod wie aich," meinte er. „Mer duhn uhs zamme, dann werds scho gieh. Un wenns net batt, muß de Jean eigreise. He, Jean! Hoch solls de läwe, dreimal hoch!" Der Jean lachte übers ganze Gesicht. Ihm war so wohl wie noch nie. Der Stadtpolizist ward allmählich etwas gerührt. Er rückte Fritz näher und drückte sein Bedauern aus, daß ihm das passiert sei. „Ja — ja — so ebbes kann vorkomme, kann vorkomme. Draurig — sehr draurig," dabei wackelte er mit dem Kinn und seine Lippen vibrierten vor Rührung. Dem Fritz stieg es heiß zu Kopf. Die Kathrin lachte und sah ihn höhnisch an. Auch

sie hatte schon viel getrunken. Sie ließ ihren Launen immer mehr die Zügel schießen. Wie das herzlos klang, dies Lachen! Der Polizist bemitleidete ihn, und die Kathrin lachte über ihn, der Jean kümmerte sich nicht um ihn, und der Louis nannte ihn lallend „Braurer!“*) Wie die Augen der Kathrin höhnisch auf ihm ruhten. Es war ihm, als wenn ihn diese Blicke schnitten, scharf und schmerzhaft, wie Glassplitter. Daneben diese verdammte Stadtuniform! Nein, das war ja nicht zum aushalten hier, das war ja zum verrückt werden. Fritz sprang auf und eilte zur Thür hinaus. Er hörte noch, wie ihm der betrunkene Louis nachrief: „He Braurer! Giehs de her, Braurer!“ Es klang noch das schrille Auflachen der Kathrin in sein Ohr.

Wieder stand er an dem Verschlag und starrte gen Himmel. Er knirschte mit den Zähnen. Zum Donnerwetter! daß er die Albernheit nicht los werden konnte. Wieder zuckte es in seinen Gliedern, etwas niederzureißen. Unbändiger Zorn spannte seine Muskeln an.

„Aich hunn aach noch e Iwerrasching for daich, Jean, for heit,“ sagte drinn die Kathrin. „Aich will se der hole.“

Sie ging hinaus. Vielleicht war es auch Neugier, die sie trieb, zu sehen, was aus Fritz geworden. Richtig, da stand er ja. Sie mußte lachen, sie mußte laut lachen, obgleich sie fühlte, wie garstig das war. Sie mußte lachen und wenn es ihr Leben gekostet hätte. Fritz fuhr auf. Hatte er recht gehört? Ja, da kam sie ja. Wahrhaftig, sie lachte, sie lachte über ihn. Er packte sie und preßte sie wider die Holzwand. „Dau Luder, dau verdammtes Luder!“ zischte er hervor und stieß, puffte und knuffte sie. Die Kathrin lachte immer noch.

Plötzlich verstummte sie. Fritz schlug mit beiden Fäusten ihre Schultern und ihre Brust. Sie hielt ganz still. Sie fühlte die Fäuste durch ihr Kleid hindurch. Es durchrieselte sie heiß. Ihr Atem ging heftig, sie ließ sich willig von ihm schlagen. Ihre Brust blähte sich, es that ihr gut, wenn er sie tüchtig traf, wenn es sie schmerzte.

Fritz hielt inne. Was war das? Die Kathrin hielt sich ja seinen Schlägen förmlich hin? Er sah ihr in die Augen. Heiße Blicke trafen ihn, ihr ganzer Körper bebte, versengend traf ihn ihr Atem. Sie breitete ihre Arme aus. Also das war's! „Sauminsch!“ schrie Fritz wütend und stieß sie zurück, daß ihr Kopf hart an das Holz schlug. „Miserables Sauminsch!“ Er eilte fort. Die Kathrin sank in die Kniee. Was war ihr denn geschehen, was war denn mit Fritz? „Fritz!“ schrie sie laut, „Fritz!“ Doch der war schon weit fort oder wollte nicht hören. Sie brach in

*) Bruder.

Thränen aus. War denn allein das Getränk daran schuld, daß es sie so überkommen? Eine Zeitlang kniete sie so, und die Schläge brannten auf ihrem Körper. Endlich raffte sie sich auf. Sie kühlte sich das glühende Gesicht in dem Waschtrog. Ja, was wollte sie eigentlich? Ach so, den Cylinder für Jean hatte sie holen wollen, den neu aufgebügelten. Es war ihr, als läge eine lange, lange Zeit zwischen dem Augenblick, wo sie aus dem Haus getreten, und jetzt. Das kalte Wasser that ihr wohl, sie ward ruhiger. Sie ging mit dem Cylinder wieder ins Haus, wo ihre längere Abwesenheit garnicht aufgefallen war. Der Cylinder ging von Hand zu Hand und erregte Bewunderung. Er sah wieder wie neu aus. Er glänzte wieder so schön und hatte nur ganz wenige, kaum sichtbare schäbige Stellen.

„Dau seis doch de best!" sagte Jean und sah sie zärtlich an. Doch ihr Blick war nicht sehr zärtlich. „Aich wern der alles vor morjend zurächtleie for dei Uffwarding," flüsterte sie ihm zu. „Es is gaut, awer de Zwerzieher?" fragte Jean leise. Unwillig wandte sich die Kathrin ab. „Es werd sich finne," erwiderte sie dann und ging hinaus. Sie legte alles zurecht an Jeans Platz. Sonderbar, wie hatte sie sich auf diesen Augenblick gefreut! Sie hatte für alles so schön gesorgt, es war ja ihr eigenes Glück, für das sie sorgte. Und nun freute es sie garnicht mehr so sehr. Sorgfältig legte sie den schwarzen Anzug hin, breitete das neue Hemd darüber und stellte den Cylinder darauf. Am liebsten hätte sie jetzt dem Fritz die ganze Geschichte so aufgebaut. Sie sah hinüber nach seinem Platz. Wie furchtbar arm es da aussah! Sie trat hinzu und fuhr über die Strohdecken, die leise knisterten. Wahrhaftig, sonst hatte er garnichts, nichts zum zudecken, nichts als diese paar harten Strohmatten. Sie starrte zur Fensteröffnung hinaus in die kommende Nacht. Es war klarer geworden. Plötzlich fuhr sie empor. Erschrocken sah sie sich um. Ja, mit dem Zwerzieher? Am Ende nahm ihm der Jean jetzt auch noch sein Geld fort. Nein, das durfte nicht geschehen, auf keinen Fall. Es kam ihr auf einmal ganz abscheulich vor. Sie mußte ihn gleich warnen, wenn er wiederkam. Wenn er nun aber heute Abend garnicht mehr kam, was dann? Der Jean nahm womöglich schon heute Abend das Geld an sich. Nein, das beste war, sie steckte es ein und gab es ihm morgen selber. Das war das sicherste. Sie tappte nach dem Loch und holte das Geld heraus. Es war eine ganze Hand voll. Der Fritz war doch ein sparsamer Mensch. Dann ging sie wieder zu den übrigen.

Unterdessen irrte Fritz draußen umher, ohne Ruhe zu finden. Er hatte den Ruf der Kathrin wohl gehört, aber er wollte nicht mehr zurück. Wozu auch? Es war ja alles nutzlos, wertlos. Was konnte er denn jetzt noch werden, gab's noch irgend ein Amt unter dem Straßenkehrer? Nein! Nichts

anderes blieb ihm übrig, als zu betteln und zu stehlen, herumzuschmarotzen wie der Louis. Hätte er sich doch aus der Welt schaffen können! Pah! niemand hätte ihn bemitleidet, niemand würde ihn entbehren. Nein, jetzt gerade wollte er leben, erst recht. Aber wie? — Unter solchen Gedanken quälte er sich. Nein, nur heute nicht weiter denken! Morgen. Heute konnte er nicht mehr; er fühlte es, wie ihm der Kopf schmerzte.

Nur vergessen, heute vergessen all das Unrecht! Schönthun mußte man, um's zu was zu bringen, wie der Jean. Nach ehrlicher Arbeit fragte niemand mehr. Wenn man einem Lausjungen, der einem vorher bis auf's Blut gequält, eine Tracht Prügel verabreicht, schreit alles. Sind das Gründe, jemand seines Amtes zu entlassen? Gründe? Gründe! Lächerlich. Wer fragt nach Gründen! Wer oben ist, trampelt auf dem, der unten ist, und wenn der zu Grunde geht, was liegt ihm dran. Doch still, nicht denken. Trinken, vergessen, heute wenigstens. Das ist das beste. Er näherte sich wieder dem Hause. Er hörte das Johlen des Louis, das Lachen von Jean und dem Polizisten. Nein! da konnte er nicht wieder hinein. Lieber ging er noch in die Stadt. Er griff in die Tasche, ob er noch genug Geld habe. Er zählte. Doch, das genügte für heute. Sollte er das ersparte auch mitnehmen? Das würde wohl zu einem tüchtigen Rausche reichen. Ha! Ha! Nein, Dummheit! Das konnte er noch nötiger gebrauchen, später, vielleicht morgen schon. Er ging der Stadt zu.

Als Fritz sich wieder auf den Weg nach Hause machte, war es schon spät in der Nacht. Sein Gang war etwas unsicher, aber sein Kopf war doch ziemlich klar geblieben. Nur so dumpf und leer war ihm zu Mute, so trostlos; und wenn er sich nicht zusammen nahm, beklemmten ihn wirre Phantasieen. Bald flimmerte es rot, bald grün vor seinen Augen. Gestalten tanzten vor ihm her, die er in seiner Jugend gekannt hatte, und grinsten ihn an. Sie griffen nach ihm, als wollten sie ihn mit sich zerren. Weit fort, wohin wußte er nicht, nur mußte es da schauerlich sein. Und sie lachten. Sie lachten wie die Kathrin so herzlos. Die Kathrin? Wahrhaftig! Da war sie ja auch und wollte vor Lachen bersten. Plötzlich brach sie zusammen und wimmerte. „Fritz!" schrie sie. Er schüttelte sich. Mit aller Gewalt suchte er sich loszumachen von diesen Phantasieen. Er keuchte laut und beschleunigte seine Schritte. Der Mond schien hell, und die Bäume warfen gespenstige Schatten. Erleichtert atmete Fritz auf, als er die Hütte erblickte. Alles war still. Die schliefen wohl schon lange. Wieder stieg in ihm das Gefühl mit Macht auf, als müsse er alles kleinschlagen ringsum, alles umbringen, was ihm zwischen die Finger käme. Er trat ein. Leise wandte er sich seinem Zimmer zu und ließ sich dort erschöpft auf seinen Strohmatten nieder. So saß er eine Weile. Plötzlich wurde es merkwürdig

hell um ihn. Erstaunt sah er auf. Ach so, der Mond schien durch das Fenster, so klar und kalt. Der ganze Raum lag in seinem Scheine. Fritz blickte um sich. Verfolgte ihn denn der Spuk bis hierher? Stand dort der Cylinder? Eine Weile starrte er das Ding an, aber es wich nicht. Also war's wirklich der Hut. Fritz stand auf und trat näher. Er nahm ihn in die Höhe und hielt ihn mehr in den Mondschein. Wie kam denn der hierher, der sah ja aus wie neu? Oder war's ein neuer? Nein! Da war noch ein kleines Fleckchen und dort auch, aber fast unbemerkbar. Aha, ach so, „uffgebijelt" war er! Natürlich, das hatte wieder die Kathrin gethan ihm zum Ärger. Er drückte den Hut, daß er knackte. Doch was konnte der dazu? Garnichts, rein garnichts. Er stellte ihn wieder auf seinen Platz, und er selbst setzte sich wieder auf seine Decken. . . . Wie der Jean so behäbig dalag! Der war noch dicker und fetter geworden in dem Jahr. Jean machte eine Bewegung im Schlaf und legte sich auf den Rücken. Was er für ein feistes Gesicht hatte und so selbstbewußt! Und dieser Bauch! Er starrte ihn an. Er konnte nicht wegsehen. Er hätte drauftreten mögen. Er sah sich ordentlich, wie er den Fuß hob. Wenn er fest träte? Das gäb sicher einen Ton etwa wie ein stramm gespanntes Trommelfell, das platzte. Fritz sprang in die Höhe. Das war ja gräßlich, auf was für Gedanken er heute kam. Er sah zum Fenster hinaus, nur um den schlafenden Jean nicht anblicken zu müssen. Am besten wär's, er ginge weg, dachte er weiter. Weg in eine andre Stadt, vielleicht fände er da Arbeit. Ja, das wäre das beste. Nur nicht hier bleiben, den Jean als Gefängniswärter herumlaufen sehen. In der Gesellschaft von Louis bleiben und ganz zum Lump werden? Nein, er wollte fort, weit fort, wenn's ging. Womöglich in eine größere Stadt, da gab's jedenfalls immer etwas zu thun. Hm! Die nächste große Stadt war mit der Eisenbahn in fünf Stunden zu erreichen. Das kostete etwa fünf oder sechs Mark. Die erste Zeit müßte er auch noch für seinen Lebensunterhalt sorgen können. Wenn er etwa in vierzehn Tagen eine Stelle bekäme, zwanzig bis dreißig Mark brauchte er da sicher. Muß doch mal zählen, dachte er, und ging an die Sparkasse. Er fühlte mit seinen Häuden. Es durchrieselte ihn kalt. Was war das? Kein Geld da? Er fühlte wieder. Das war ja unmöglich, ganz unmöglich! Er griff nach einem Streichholz und entzündete es. Wie lang das dauerte, bis es hell genug brannte. Jetzt . . . das Loch war leer. Ein Kellerwurm lief eiligst, erschreckt über den hellen Lichtstrahl, der ihn traf, von dannen. Es konnte ja nicht sein! Er entzündete ein neues Streichholz, aber das Loch blieb leer. Er griff in seine Taschen. Nein, er hatte es nicht zu sich gesteckt. Er durchsuchte seine Strohdecken. Sollte die Kathrin etwa einen schlechten Witz gemacht haben? Nein, die wußte ja garnichts von diesem Aufbewahrungs-

ort; nur der Jean wußte davon. Hatte der Jean es etwa genommen? Undenkbar! Und doch, es konnte niemand anders sein. Fritz sprang auf und durchsuchte Jeans Kleider. Der Cylinder kollerte in die Stube. Jacke und Hose, nichts war darin. In seinem Arbeitsanzug konnte es noch stecken. Er wandte sich nach der entgegengesetzten Ecke, wo Jeans Kleider gewöhnlich hingen. „Gewitterkeil!" stieß er hervor. Der Cylinder war ihm zwischen die Füße gekommen. Er gab ihm einen Tritt. In dem Arbeitsanzug war auch nichts. Er wandte sich wieder zurück. „Himmelkreuzdonnerwetter!" Er ergriff das vermaledeite Ding und schlug auf ihm herum, als ob es ein lebendes Wesen sei, als ob er sich so rächen könnte. Er zerstampfte ihn mit beiden Füßen, daß er laut knackend zusammenbrach. Fritz trat wider ihn, daß er gegen die Wand flog und Jean im Herabgleiten gerade auf das Gesicht fiel. Jean erwachte. Unwillkürlich griff er nach dem Ding, das ihn so unsanft aufgestört hatte. Er erkannte seinen Cylinder oder vielmehr, daß dies Ding einst sein Cylinder gewesen war. Wer hatte ihn so zugerichtet? Wütend fuhr er auf. Vor ihm stand Fritz mit glühendem Gesicht. Der war's gewesen. „Dau, dau Lump! dau miserabeler," schrie Jean und schlug ihm ins Gesicht. Fritz ward totenblaß. Seine Adern schwollen. Wie der Wind packte er Jean an der Kehle. „Selbst Lump! Hund, verdammter! Gelle, Geld stehle kanns de, dau Schuft, dau elender!" Mit eisernem Griff hielt er Jean umklammert, der sich krampfhaft unter seinen Fäusten wand. Plötzlich brach er zusammen. „Waard, aich will der . . .!" schrie Fritz und stürzte über ihn. „Annere Leit Lump schimpfe! Selbst Lump! Lump! Lump!" Damit schlug er auf ihn los. Doch Jean rührte sich nicht. Fritz hielt ein. Eine furchtbare Angst überfiel ihn mit einem Mal. Er begann den ruhig daliegenden zu rütteln. Erst leise, dann heftiger. Er rief seinen Namen. Erst leise, dann lauter. Alles still. Fritz sprang auf. Der Mond, den Fritz seither mit seiner Gestalt verdeckt hatte, schien auf das blutunterlaufene Antlitz Jeans. Entsetzt fuhr Fritz zurück. Mit verglasten, aufgequollenen Augen lag Jean vor ihm. „Jean! Jean!" rief er und sank vor ihm nieder. Er tastete nach seiner Hand! sie hing schlaff herab. Er griff in sein Gesicht. Blut sickerte aus Mund und Nase. Er hatte ihn erwürgt. Stöhnend wand sich Fritz zu seinen Füßen. „O nur das nicht! Nur das nicht!" Noch einmal untersuchte er Jean. Er blieb regungslos. Mit einem wilden Schrei taumelte Fritz in die Höhe.

„He, was is los?" schrie Louis, endlich wach geworden, von nebenan. „Hald Ruh, daß mer schlafe känne!" Wie besinnungslos lehnte Fritz an der Wand. Also das war es geworden? Er hatte ihn ermordet. Lange stand er so regungslos. Wieder beugte er sich über Jean. Er erschauderte, als er die erkaltende Hand streifte. Wieder erhob er sich. Die Aufregung

der letzten Wochen war mit einem Male von ihm gewichen. Er sah plötzlich ganz klar, schrecklich klar, was er angerichtet. Das hatte ihm also in den Gliedern gesteckt seit heute mittag! Seit heute? O nein, schon lange, lange! Er sah zurück auf das vergangene Jahr. Schon das ganze Jahr hatte er dies Gefühl gehabt, ohne es sich erklären zu können. Jetzt wußte er, was es war. Vollständig erschöpft ließ er sich auf den Strohdecken nieder. Seine Kraft war zu Ende. In halbwachem Zustande lag er da. Das Gefühl der letzten Zeit, diese Gewißheit, diese stille Wut hatte ihn verlassen, aber ein anderes, peinigenderes Gefühl kam über ihn. Er war ein Mörder. Als wenn ihn das Wort garnichts anginge, murmelte er es vor sich hin, wiederholte es immer wieder. Wie Blei legte es sich auf seine Glieder. Es war ihm unmöglich sich zu regen. Sein Leib schlief, aber seine Seele wachte und marterte ihn. Er empfand das wohl, aber nur wie aus weiter Ferne. So lag er wie gelähmt bis in den erwachenden Morgen. Wie ein Nachtwandler. Ein laut gesprochenes Wort mußte ihn erwecken. Nebenan ward es laut. Louis schmatzte und die Kathrin stöhnte. „Laß maich, laß maich!“ schrie sie. „Dummheide!“ schrie Louis. „Dau seis mei!“ Fritz erwachte. Er blickte wild um sich. Hatte er nur einen bösen Traum gehabt? Da lag ja Jean, steif und kalt, das Gesicht geschwärzt von geronnenem Blut.

Fritz griff nach seinem Hut. Nur ein Gedanke war jetzt in ihm mächtig, an ihn klammerte er sich, in ihm rettete er sich vor seinen Gewissensqualen. Zum Gerichtsrat! schrie es in ihm. Alles bekennen, büßen und sühnen für den Mord.

„Wenns so fortgieht,“ krächzte Louis mit heiserem Lachen nebenan, „laß aich noch ehnder daase as kopeliern.“ Fritz fuhr zur Thür hinaus. Der Hund schnaufte und kratzte mit den Pfoten an der Wand, als wittere er etwas entsetzliches, als röche er das Blut.

Fritz rannte wie von Furien gehetzt der Stadt zu. Hinter ihm her schrie es: „Fritz! Fritz!“ War das die Kathrin, die so gerufen oder hatte er es sich bloß eingebildet? Er wußte es nicht. Er lief nur schnell, möglichst schnell, daß er zum Gerichtsrat kam. Am Hause des Pfarrers, das neben dem des Gerichtsrats lag, brach er bewußtlos zusammen.

VI.

Fritz lag in wilden Fieberphantasieen im Pfarrhaus. Der Pfarrer hatte ihn, als er in der Frühe einen seelsorgerlichen Gang machen wollte, an seiner Thür gefunden. Mühsam brachte er den Ohnmächtigen wieder zu sich und nahm den willenlos ihm folgenden mit in seine Stube. Da hatte ihm Fritz alles erzählt. Er war aber noch nicht zu Ende, da überfiel

ihn wieder eine Ohnmacht. Seine Körperkräfte waren eben ganz erschöpft. Der Pfarrer wußte im ersten Augenblick nicht recht, was er thun sollte. Sollte man ihn forttransportieren? Dagegen aber protestierte seine Frau auf das energischste. Sie sah in das blasse Gesicht, fühlte den jagenden Puls — sie war Johanniterin gewesen —. Nein, das ging nicht, sicher nicht, behauptete sie. Er sei krank. Er sei doch auch ein Mensch, möge er gethan haben, was er wolle. Er könne unmöglich jetzt fort. Trotz der Bedenken ihres Mannes ruhte sie nicht eher, als bis sie den Kranken im Bette hatte. „In unserm Hause ist er sicher besser aufgehoben, und wir können ihn besser und sorgfältiger pflegen," sagte sie. „Und das ist zunächst die Hauptsache, das weitere findet sich schon. Er thut mir so leid, der arme Mensch. Ich kann mir nicht helfen. Wenn er auch ein Mörder ist." Die kleine Frau trat jetzt auf einmal sehr energisch auf, worüber sich ihr Mann im stillen freute. Sie machte dem Gerichtsrat selbst alles klar. Der hatte zwar viele Bedenken, als er den Thatbestand vernommen. Das war zu entsetzlich. Aber die Frau Pfarrer blieb dabei. „Das mag sein, wie's will, zunächst bedarf er der Pflege. Er ist schwer krank, liegt im Fieber und deshalb bleibt er bei uns, bis er wieder besser ist."

Mit Schnelligkeit verbreitete sich die Nachricht von dem Morde im Städtchen. Man war außer sich und ging mit geheimem Grauen am Pfarrhaus vorbei. Die Pfarrersleute begriff man nicht. So 'nen Menschen ins Haus zu nehmen? Da war man ja seines eignen Lebens nicht sicher. Der Thatbestand ward aufgenommen. Die Sache war ja ungeheuer klar. Jean wurde beerdigt unter großer Teilnahme der Bevölkerung. Der Louis schlich etwas gedrückt umher. So etwas war ihm doch unbegreiflich. Die Kathrin wollte absolut zu Fritz. Aber man ließ sie nicht vor, da man davon nur eine Verschlimmerung des Zustandes erwarten konnte. Fritzens Leben schwebte lange in Gefahr. Lange lag er bewußtlos. Manchmal dachten die Pfarrersleute, es wäre vielleicht das beste, er stürbe. Aber die Frau Pfarrer pflegte ihn mit der größten Aufopferung und aus seinen wirren Fieberphantasieen hörte sie manches heraus, was es ihr verständlicher machte, wie es so hatte kommen können. Allmählich dämmerte dem Fritz das Bewußtsein wieder auf. Aber sonderbar, an seine That schien er sich garnicht mehr zu erinnern. Mit den Fieberphantasieen schien die Erinnerung daran von ihm gewichen. Er war noch sehr schwach und bedurfte der sorgfältigsten Pflege. Aber er war in gute Hände gefallen, und die Frau Pfarrer that ihr möglichstes, ihn wieder zu Kräften zu bringen. Die letzte Scheu, die wohl ein jeder zuerst empfindet, wenn er mit einem Mörder umgeht, wich ganz in dem täglichen Verkehr mit ihm und dem steten Umihnsein von ihr. Gerade dies aber, daß ihn die Frau Pfarrer nichts davon

empfinden ließ, was er geworden, wirkte so wohlthätig auf Fritzens zerrüttete Nerven, daß seine Genesung immer besser voranschritt. Eine große Stille kam über ihn in dieser Umgebung. Er fühlte so wohlthätig sorgende Hände um sich beschäftigt. Wie das alles gekommen, war ihm aber noch nicht recht klar. Er machte zwar manchmal den Versuch darüber nachzudenken, aber er war noch so erschöpft, daß es ihm nicht gelang. Nur bis zu dem Gedanken kam er, daß er nicht fragen dürfe, nicht fragen könne, wie das alles gekommen sei. Sonst wäre es gleich wieder zu Ende mit der Ruhe. Man ließ den Genesenden auch jetzt noch im Pfarrhaus. An ein Entweichen war ja nicht zu denken. Der Arzt stimmte auch dafür. Eine neue Aufregung, wie der Transport wo anders hin, könne des Kranken Zustand nur wieder verschlimmern. So kam wieder der Weihnachtsabend. Diesmal war die Armenbescherung des Kranken wegen in der Kirche. Die Frau Pfarrer war allein zu Haus, ihr Mann war zur Bescherung gegangen. Sie hatte sich entschieden geweigert, mitzugehen. Sie hatte alles gekauft, bereit gemacht und zurecht gelegt, aber sie wollte zu Hause bleiben. Sie hatte das Gefühl, als ob das besser sei. Sie saß am Bette des Kranken, sprach mit ihm, wenn er das Bedürfnis dazu hatte und reichte ihm dieses und jenes, was er nötig hatte, ohne lange fragen zu müssen. Sie las es ihm von den Augen ab. Zum pflegen und helfen scheint ja jedes rechte Weib besonders geschaffen zu sein.

Fritz hatte die Augen geschlossen, es war ihm so wohl, so friedlich. Seine Pflegerin dachte, er sei ein wenig eingeschlummert. Sie schlich sich leise davon ins Nebenzimmer, an das Harmonium. Ihr Herz war so voll Dank, daß ihr Kranker glücklich so weit gekommen. Denn er war ihr sehr ans Herz gewachsen. Leise begann sie zu spielen. Zuerst andere, schöne ergreifende Weisen geistlicher Volkslieder, dann ging sie zu den Weihnachtsliedern über: Es ist ein Ros entsprungen ... Stille Nacht, heilige Nacht .... Vom Himmel hoch da komm ich her ... Fritz schlief aber nicht. Die sanften Töne drangen an sein Ohr, drangen in sein Herz. Seine Gedanken gingen rückwärts. Er dachte an seine Kindheit, an die längst vergangene Zeit, wo er auch diese Lieder gesungen. Er sah im Geiste seine Eltern vor sich oder waren's nur Phantasiegebilde, die er sich von ihnen gemacht hatte? Das Harmonium ward lauter und tönte kräftiger. Diese Töne erleichterten ihm gleichsam das Denken, das Nachdenken, das ihm seither so schwer gefallen, sie kräftigten sein Gehirn, sie zogen ihn gewaltsam mit sich. Befiehl du deine Wege — klang es herüber. Sein vergangenes Leben lag auf einmal klar vor ihm. Aus tiefer Not schrei ich zu dir — erscholl es lauter. Da! er streckte die Arme empor und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Er stöhnte. Er wußte wieder, weshalb er hierhergekommen, was

er gethan. In vollen Akkorden erklang es von neben: Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen. „O Jean, Jean!" stöhnte er und wand sich in seinem Bette. Das Spiel verstummte, die Frau Pfarrer lauschte. Hatte nebenan nicht jemand gestöhnt? Sie erhob sich und sah in das Krankenzimmer. Erschreckt sprang sie hinzu. „Fritz, was ist ihnen?" Sie wollte seine Hand ergreifen. Er wehrte sie ab und lehnte sich zurück. „O nicht, nicht! O Jean! Jetzt weiß ich's wieder. Aich hunn en ermordet, erwürgt!" Doch die Frau ließ sich nicht irre machen. Sie ergriff dennoch die sich sträubende Hand und hielt sie fest in der ihren. Sie sprach auf ihn ein mit freundlichen, beruhigenden Worten, daß alles noch gut werden würde, daß sie schon dafür sorgen würde. Er solle nur ruhig sein, sie und ihr Mann ließen ihn nicht im Stiche. Nach und nach beruhigte sich Fritz wieder etwas. Es that ihm so wohl, daß sie doch seine Hand in der ihren hielt, daß sie so gut zu ihm sprach. Ein Thränenstrom brach aus seinen Augen. Sie ließ ihn gewähren, sie strich nur leise, beruhigend über die zitternde, magere Hand. Endlich versiechten seine Thränen. Wieder sprach sie leise, tröstende Worte zu ihm. Da öffnete sich sein Herz. Er erzählte ihr alles, wie es gekommen. Er erzählte ihr auch aus seinem armen, lieblosen Leben. So saßen sie noch zusammen, als der Pfarrer ins Zimmer trat.

Die folgenden Tage hatten der Pfarrer und Fritz manch ernstes Gespräch miteinander. Auch diese Krise, deren üble Folgen der Arzt am meisten befürchtet hatte, war glücklich überstanden. Fritz ward ganz ruhig durch die Zusprache des Pfarrers und die Worte seiner Frau. Die Erkenntnis seines Vergehens brachte keinen Rückfall.

Fritz drängte jetzt selbst am meisten nach der Entscheidung. Er wußte, daß er verurteilt würde, er wußte, daß das recht war, er wollte gerne büßen, nur bald, bald.

Endlich war er so weit. Er konnte vor Gericht erscheinen, wo unter großem Andrang der Bevölkerung die Sitzung vor sich ging. Der Staatsanwalt malte schwarz in schwarz. Man denke sich, im Grunde genommen war dieser Mord um einen Cylinder geschehen. Ein so geringer Anlaß und eine so gräßliche That! Das ließ auf eine ungeheure innere Korruption des Delinquenten schließen. Der Verteidiger wusch dann seinen Angeklagten wieder möglichst weiß. Sache der Geschworenen war es, aus beidem das richtige herauszufinden.

Er ward verurteilt zu mehrjährigem Zuchthaus wegen Totschlag. Fritz nahm sein Urteil ganz gefaßt hin. Er erbat sich nur die Erlaubnis, von den Pfarrleuten Abschied nehmen zu dürfen. Man gewährte ihm diese Bitte, jedoch müsse es gleich geschehen.

Der Pfarrer war gerade zu einem Sterbenden gerufen. Schluchzend drückte ihm die kleine Frau die Hand.

„Gotts Lohn for ihne, Frau Parrer!" Mehr brachte Fritz nicht heraus. Dann ging er. Innerlich ruhig wandte er sich, begleitet von zwei Gendarmen, dem Bahnhof zu, von wo ihn der nächste Zug seinem Strafort zuführen sollte. Friede herrschte in ihm. Hatte er doch einmal wenigstens in seinem Leben erfahren, was Liebe ist.



Eine Episode

aus unserer modernen sog. musikalischen Gesellschaft.

(Ein kleines Bild in niederländischer Manier gezeichnet.)

Von Hermann Ritter.

(Würzburg.)

Häufig liest man auf Schnupftabakdosen die Devise:

Wenn sich Herz und Mund thun laben,
Will die Nase auch was haben.

Wem fiele nicht diese Devise ein, wenn er sich in einer unserer modernen Abendgesellschaften befand, in welcher, nachdem sich nicht allein Herz, Mund und Nase, sondern auch das Auge gelabt hatten, endlich auch das Ohr seine Ansprüche auf Labung kundgab. Worin besteht nun meistens diese Art von Labung? Sie ist vielfach roher und gemeiner Sinnenkitzel und wer Augen und Ohren zum Beobachten hat, wird zugestehen müssen, daß in unseren modernen Gesellschaften die Sinnenkitzelei en gros betrieben wird.

Bei Kommerzienrat X ist jour fix.

Nachdem die Magenverhältnisse in Ordnung gebracht sind, sich Jeder gehörig Zunge und Gaumen und ein Nachbar den anderen mit passenden oder unpassenden Redensarten gekitzelt hat, erhebt sich die Gesellschaft und bewegt sich aus dem Eßzimmer in den eigentlichen Salon, an welchen das Musikzimmer grenzt, sogenannt, weil sich in demselben die moderne Leyer

oder Laute — das Klavier —, einer der großartigsten und intensivesten Kitzelapparate befindet. Die Maschine ist geschmiert; das Räderwerk beginnt zu arbeiten und eine Salbaderei hebt an, zu der die bildenden Künste, das Theater und die Musik herhalten müssen. Vorgefaßte dumme Meinungen, unbegriffene Vorstellungen, Unwissenheit in künstlerischen Dingen, überlegenes Besserwissen feiern in einer solchen „Hochschule für Klatschbaserei“ gepaart mit kleinlicher Streitsucht und Bosheit einen wahren Hexensabbath. Hier eine kleine Probe von solchem ästhetischen Quatsche. —

„Ach, Onkel Kommerzienrat, sieh' einmal! Was ist dies?“

„Einen Augenblick, mein Kind, laß mich die Unterschrift lesen — das ist die Zerstörung Jerusalems von — von'ne — — ohne Brille geht es doch bei mir absolut nicht mehr — von Kaulbach, mein Kind.“

„O wie schrecklich! — Sehen Sie 'mal, Miß Pitt!“

„O how nice, very nice indeed!“

„Und dies, lieber Onkel Kommerzienrat?“

„Ach, Herr Doktor, meine Nichte, welche Bilder so gerne besieht und für alle Künste schwärmt, quält mich fortwährend, ihr die Namen der Bilder zu nennen; ich habe gerade eine wichtige Unterredung mit dem Baron von Ast, — Sie verstehen von den Dingen doch mehr als ich — wollen Sie meiner Nichte nicht ein wenig die Bilder zeigen? Es sind ja viele Mappen voll vorhanden.“

„Mit dem größten Vergnügen, Herr Kommerzienrat; ich mache mir eine besondere Ehre daraus! Das ist die sogenannte Sixtinische Madonna, gnädiges Fräulein.“

„Ach die kenne ich; meine Freundin hat dieselbe schon 'mal gestickt und diesen Engel hat Papa auf einem seiner Pfeifenköpfe. — Und dies, Herr Doktor?“

„Das sind die sieben Todsünden von Makart.“

„Von Mackart?“

„Nein, mein gnädiges Fräulein, Hans Makart heißt der Künstler.“

„Ach! — Pfui wie merkwürdig! Und dies, Herr Doktor?“

„Das ist Raphaels Schule von Athen.“

„Und dies?“

„Das ist das jüngste Gericht von Michel Angelo.“

„Ach ja! Onkel Kommerzienrat sagt immer, das sei der reinste Menschensalat.“

„Sahen sie das Bild nicht diesen Sommer in Rom?“

„Ich weiß nicht. Ach, Herr Doktor, das ewige Herumgelaufe nach alten Bildern und alten Ruinen war gar nicht schön. Dazu kam noch, daß wir nicht ein einziges Mal ein ordentliches Beefsteak zu essen bekamen.

Ich freute mich nur immer, wenn Baron von Ast mit uns spazieren ging; der hat auch kein Interesse für so alte Chosen. Herr Doktor: gestern abend, als ich zu Bette ging, habe ich alle meine Cotillonbouquets von meinen Bällen dieses Winters gezählt. Nun raten Sie 'mal, wie viel ich deren habe." —

„Nun, Herr Baron, wie haben Sie sich von Rom erholt?"

„Famos! Ausjezeichnet, Herr Kommerzienrat!"

„Sie sind in der That ein kleiner Schäker, Herr Baron; haben wohl so 'ne kleine Hochzeitsreise antizipiert. Wer war denn die schöne Signorina oder Signora, mit der wir Sie häufig auf dem Monte Pincio sahen?"

„Jeheimnis, Kommerzienrat, Jeheimnis!"

„Ah verstehe! Vom Ballet — nicht wahr?"

„Ja, lieber Kommerzienrat, bei mir ist die Kunst nur bis in die Beine jedrungen. Ich schwärme nur fürs Ballet und für die Operette. Die anderen Jeschichten auf dem Theater ignoriere ich, weil langweilig; man sitzt sie ab — besonders diese neuen Sachen von — wie heißt doch gleich dieser" —

„Ah Sie meinen Fulda" —

„Nein, wohl auch so Einer, aber" —

„Sudermann?!"

„Ganz Recht! Wagt dieser Sudermann in der „Ehre" unsern jungen Stand zu besudeln, zu kompromittieren. Unverschämtheit!"

„Na kommen Sie, Baron, ich muß Sie zu meiner Tochter führen, die alle die Sachen von Sudermann, Ibsen — überhaupt der ganzen modernen Clique von Theaterstückmachern gesehen hat."

„Ach, die Malerei ist doch eine schöne Kunst. Solche Tinten hat doch kein Maler zu geben vermocht als unser Hildebrand. Nicht wahr, Frau Geheimrat?"

„Jawohl, Frau Hofrätin."

„Was sagen Sie zu dem neuesten Böcklin?"

„Ah! Wer wird denn Böcklin ernst nehmen? Meine ganze Leidenschaft sind die Niederländer. — Da kommt ja Frau Kommerzienrat! Ah!"

„Haben die Damen schon das Neueste gehört?"

„Nun?"

„Schon wieder eine Neuigkeit? Vielleicht gar eine sensationelle?"

„So ist es! Denken Sie sich, der Herr Doktor St. hat sich mit der Schauspielerin F. verlobt."

„Aber nein!"

„Was Sie sagen! Wirklich?"

„Ja mit einer Schauspielerin. Stellen Sie sich vor — mit einer Schauspielerin. Er wird es schon später spüren, wie es mit ihm in der Gesellschaft bestellt sein wird. Wir können ihn doch nicht mehr bei uns sehen. Unmöglich! Denn erstens eine Schauspielerin! Und zweitens die Gerüchte, die aus ihrem Leben kursieren —"

„Frau Hofrätin, darf ich Ihnen nicht noch eine Tasse Thee anbieten?"

„Ich danke verbindlichst, Frau Kommerzienrat. Aber wird denn heute abend nicht auch Musik gemacht? Meine Ohren sehnen sich schon nach Tönen. Waren Sie letzthin in der heiligen Elisabeth? Wie denken Sie über dieses Stück? Es war doch entsetzlich heiß in dem Saale, aber nichts destoweniger hat es mich sehr interessiert — dieses Stück von Liszt, von dem meine Tochter Anna seit langer Zeit schon etwas spielt, wobei mir jedoch immer unser armes Klavier leid thut. Die heilige Elisabeth! Möchte man nicht sagen, sie sei ebenso wundervoll als merkwürdig? Fängt sie doch so langweilig an und baut sich ebenso gewaltig auf. Ja dieser Liszt! Wenn er auch Zukunftsmusiker ist, er weiß doch zu imponieren."

„Habe ich Ihnen schon unseren Künstler vorgestellt, Frau Hofrätin?"

„Ich hatte noch nicht das Vergnügen, Herr Kommerzienrat."

„Frau Hofrätin Schmalhose — Herr Konzertmeister Löwenthal, unser Orpheus für heute Abend."

„Ach die Musik — Herr Löwenthal — sie ist doch das schönste Geschenk des Himmels."

„Gewiß, Frau Hofrätin."

„Wie sind Sie zu beneiden. Überall in allen Gesellschaften ein willkommener Gast zu sein, der Liebling der Damenwelt und" —

„O, meine Gnädige, was das anbetrifft, da haben wir Künstler, seit Tolstoi seine Kreutzer-Sonate geschrieben, einen schweren Stand."

„O, pfui über diese Kreutzer-Sonate von Tolstoi; ich halte ihn für verrückt. — Wie sind Sie zu beneiden, Herr Konzertmeister! Wie oft sagte ich meinen beiden Söhnen, die jetzt in Leipzig studieren und leider gar nichts derartiges besitzen, um sich in Familien einzuführen und beliebt zu machen: „Kinder, seid fleißig auf eurer Violine; ihr wißt nicht, wie nützlich euch euer Musikstudium noch einmal sein kann!" Ach Gott, die Kindererziehung! Wie oft wähnte ich in der frühesten Jugend meiner beiden Söhne, der Mutter der beiden Gracchen gleich zu sein. — Aber wie anders kommt alles. — Setzen Sie sich doch, Herr Löwenthal. Sie werden mich verstehen; ein Künstler wie Sie wird mich begreifen, wenn ich meine Gefühle frei ausspreche, und ich meine: ein Künstler und besonders ein Musiker müsse ein Weib viel eher begreifen, als ein anderer Mensch. Nicht wahr?

Habe ich nicht Recht, wenn ich behaupte, die Künstler und besonders die Musiker hätten etwas Weibliches in ihrem Wesen, schon darum, weil die Kunst ein Weib ist?"

„O gewiß, meine Gnädige, sehr richtig bemerkt."

„Ach, wie freut es mich, von einem Künstler verstanden zu werden. Ja sehen Sie, Herr Löwenthal, in meine Hände allein war die Erziehung meiner Söhne gelegt und wie das im Leben so geht — ich verheiratete mich in sehr jungen Jahren, hatte daher wenig Erfahrung, bemühte mich nun aber, als die wichtigste der Mutterpflichten — die Erziehung der Kinder — an mich herantrat, alle Werke über Erziehung durchzulesen. Allein ich fand nur Weniges, was mir besonders in Rousseaus „Emil" und Pestalozzis Schriften für die Erziehung meiner beiden Söhne nach meinem Wunsche zu sein schien. Von meinem Manne, dem Herrn Hofrat, der ja selber Pädagoge ist, konnte ich leider keinen Beistand in der Erziehung meiner beiden Söhne erhoffen. Sie kennen ja die gelehrten Herren; außerhalb ihrer Studien wollen sie nichts mehr von denselben wissen — und trotzdem mein Mann große und umfangreiche Bücher über Erziehung der Jugend bei den Griechen und Römern geschrieben hat, die wegen ihres wissenschaftlichen Wertes sehr bedeutend sind, ließ er sich doch nicht herbei, mich in der Erziehung meiner beiden Söhne zu unterstützen. Ich hatte es sehr schwer mit der Erziehung meiner beiden Söhne und demgemäß sehr wenig Erfolg; denn es lag nicht in ihnen, auf die Worte einer schwachen Frau zu hören; — auch über ihre Lehrer in der Schule hatten sie nichts als Komisches zu berichten, so daß ich meine beiden Söhne nur mit Mühe durchs Gymnasium brachte, wobei mir die Nachsicht der Lehrer aus Rücksicht für meinen Mann, den Herrn Hofrat, allerdings sehr zu statten kam. So suchte ich nun, was mir praktisch an meinen Söhnen durchzuführen nicht gelang, durch das Mittel der Schrift niederzulegen. Es wird Sie gewiß interessieren, Herr Löwenthal, mein Buch über Erziehung zu lesen. Mein Mann lacht mich zwar immer wegen desselben aus; er klagt mich des Dilettantismus an. Nun Gott, er ist ein Gelehrter, der mit seinem ganzen Denken und Fühlen in der antiken Welt lebt und sich den Anschauungen unseres modernen gesellschaftlichen Lebens ganz verschlossen hat. Darf ich Ihnen mein Buch, das Schmerzenskind meiner Muße, zusenden, Herr Löwenthal?"

„Frau Hofrätin sind zu gütig; ich werde es mir selbst abholen und mit vielem Interesse durchlesen."

„Das ist Recht, Herr Löwenthal, da sehen wir Sie zugleich bei uns und Sie haben sich sodann bei uns eingeführt. O, es war schon immer mein Wunsch, Sie einmal bei uns zu sehen. Als Sie neulich im Konzerte

die ungarischen Tänze spielten und Sie mich durch Ihre elegante Bogenführung entzückten, war ich hingerissen und es kam mir der Gedanke: Wann werden wir einmal das Glück haben, an einem unserer Gesellschaftsabende Herrn Löwenthal bei uns zu sehen? Nicht wahr, Sie machen uns einmal das Vergnügen und kommen zu uns, d. h. ja nicht ohne Ihr herrliches Instrument."

„Gewiß, meine Gnädige! Es gereicht mir zur hohen Ehre, bei Ihnen" — —

„Ich danke Ihnen, lieber Herr Löwenthal, dann können wir auch sogleich den Tag festsetzen. Paßt es Ihnen am nächsten Sonnabend?"

„Leider, gnädige Frau, muß ich bedauern; da habe ich mich schon bei einem weitläuftigen Verwandten von mir — dem Banquier Mayer — versagt."

„Nun! Sagen wir, wenn es Ihnen konveniert, am nächsten Sonntag."

„Mit Vergnügen, Frau Hofrätin."

„Also es bleibt dabei — und nicht vergessen — Ihre Geige und die ungarischen Tänze. Sind dieselben, wenn ich nicht irre, von Barms?"

„Von Brahms, meine Gnädige."

„Ach Brahms heißt der Mann."

„Jawohl, Frau Hofrätin."

„Ach dieser Barms — pardon — Brahms wollte ich sagen, welch ein göttliches Genie muß in diesem Menschen wohnen! Ja diese Genies sind unergründlich wie das Meer und es ist schwer, ihr Wesen klar zu definieren. — So las ich letzthin bei einer geistvollen Dame über Brahms die Worte: „Il travaille admirablement des idées qu'il n'a pas." Ich konnte mir die Worte nicht deuten; jetzt, lieber Herr Löwenthal — Sie als Musiker müssen mir doch den Schlüssel zum Verständnis dieser gewiß geistreichen Worte, denn diese Dame hat nur Geistreiches geschrieben, wie man mir sagt, geben können."

„Ohne Zweifel bezieht sich dieser Ausspruch — gnädige Frau — auf Ihre Lieblinge, auf die ungarischen Tänze; sind die Ideen derselben auch nicht von Brahms, so hat er dieselben doch für unsere Salons bearbeitet."

„Wie Recht Sie haben. Ja, so sind die Worte zu verstehen. Ich danke Ihnen, Herr Löwenthal. Aber jetzt will ich Sie nicht länger mehr der Gesellschaft entziehen; schon sehe ich die Augen des Herrn Kommerzienrat in Eifersucht auf mich gerichtet. Da kommt er." —

„Nun, mein werter Herr Konzertmeister; wird es nicht zu spät, wenn wir noch länger mit dem Musizieren warten? Die Damen alle freuen sich schon auf Ihr herrliches Spiel und ganz besonders meine Frau auf Ihre elegante und graziöse Bogenführung; den ganzen folgenden Tag nach einem

Konzerte, in welchem Sie spielten, schwärmt sie von Ihrem eleganten Bogenstrich. Leider verstehe ich nichts davon. Ich habe in meiner Jugend wohl einmal Maultrommel gespielt — das war aber auch alles." —

„Ach, Onkel, wollen wir denn nicht lieber tanzen? Der Herr Baron von Ast, der Herr Doktor, Miß Pitt und alle meine Freundinnen sind damit einverstanden."

„Still, mein Kind, greife Deinem Onkel nicht vor."

„Nun was wollen Sie uns denn zum besten geben, mein lieber Herr Löwenthal? Hoffentlich doch etwas Lustiges, denn sagt doch unser großer Dichter: „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst." Vorerst — lieber Konzertmeister — müssen Sie noch eines entschuldigen, — nämlich, daß wir Ihr Instrument nicht holen ließen und Sie es selbst zu uns befördern mußten; es ist dies schon so oft passiert — darf aber in Zukunft nicht wieder vorkommen."

„O ich bitte, Herr Kommerzienrat, es macht nichts!"

„Ach, Herr Löwenthal, ich schwärme so sehr für Ihre Melancholie, die Sie letzthin bei Lilienthals spielten; so sentimentale Sachen sind meine Leidenschaft — und mit welchem Gefühle Sie dieselbe spielen! Bitte spielen Sie doch dieselbe."

„Ach ja, Herr Löwenthal!"

„Mit dem größten Vergnügen, meine Damen, aber —"

„Da sieh einer einmal den Geschmack unserer jungen Damen. Immer etwas Sentimentales, Elegisches, Melancholisches! Ich sage ja immer „Hangen und Bangen" — nicht wahr, lieber Baron?"

„Ganz meine Ansicht, Herr Kommerzienrat."

„Aber, lieber Onkel, es heißt ja nicht „Hangen und Bangen"; nach Büchmann hat Goethe „Langen und Bangen" gemeint."

„Ach was! „Hangen" oder „Langen" — deshalb bleibt meine Ansicht über Euch doch dieselbe. Ich denke: trotz Eurer Schwärmereien für Elegien, Rêverien und Melancholien, wir bleiben bei etwas Lustigem! Haben Sie — Herr Löwenthal — nicht so Variationen über etwas Lustiges, z. B. „Wer niemals einen Rausch gehabt" — ein Lieblingslied von mir."

„Wohl nicht gerade über dieses Lied; doch habe ich Variationen auf der G-Saite über das Lied „Wohlauf nun getrunken" komponiert."

„Vortrefflich! Das paßt ja ganz herrlich auf unsere Situation. Therese, sage dem Lohndiener, er solle die Ananasbowle richten und alles ins Buffetzimmer bringen. Das ist ja das reine musikalische Drama, in dem sich, nach Aussage der gelehrten Musiker, Situation und Musik decken sollen. Nicht wahr, mein lieber Herr Löwenthal?

„Ganz Recht, Herr Kommerzienrat."

„Also, Silentium für die Musik! Wollen Sie nicht eintreten, meine Damen? Sie, meine Herren, kommen Sie! Kommen Sie, Herr Baron! Kommen Sie, lieber Hofrat! Lieber Doktor, treten Sie ein — überlassen wir unsere Damen ihrem Schicksale. Ich bin begierig, was Sie zu meinem Stoff sagen. Nicht wahr? Darin liegt auch Musik! Aber ich denke, wir gießen noch eine Flasche Champagner hinein. Nicht wahr, lieber Doktor?"

„Ganz wie Herr Kommerzienrat meinen."

„Aber, lieber Onkel, meine Herren, welch einen Lärm machen Sie hier! O Gott, der Champagnerpfropfen! Bitte, sehen Sie sich doch vor, Herr Doktor; der Herr Löwenthal spielt gerade ganz leise. — Pfui, Herr Doktor, wie rücksichtslos!"

„Ich habe lange genug auf ein Forte gewartet. Warum spielte er auch nichts Lustiges? — Jetzt konnte ich den Champagnerpfropfen nicht mehr länger halten, gnädiges Fräulein. Contre la force il n'y a pas de résistance." —

„Ja, ja, liebe Nichte! Was spielt denn der da eigentlich für Zeug? Ich dachte, wir bekämen seine Variationen auf der G-Saite über „Wohlauf nun getrunken" zu hören und — jetzt diese langweilig, winselige Musik? Lieber Doktor, ich denke, wir erklären diesem wortbrüchigen Menschen wirklich den Krieg und setzen das Bombardement fort. — Diener! Noch zwei Flaschen Champagner her! So, nun falle, du Wortbrüchiger!" (Bumm! — Bumm!)

„Aber nein, Onkel! Was muß denn der Herr Löwenthal von uns denken? Alle Damen, meine Freundinnen und ich waren damit einverstanden, seine Melancholie zu hören, baten ihn darum, und so hat er uns nachgegeben. Dann war auch noch ein zweiter Grund vorhanden — nämlich die Begleitung zu seinen Variationen ist sehr schwer und sieht vor lauter Noten ganz schwarz aus; da schrak Frau Hofrätin Schmalhofe, die bereit war, ihn zu begleiten, zurück und fragte, ob er denn nicht so etwas Langsames, Gefühlvolles, so etwas Sentimentales hätte, bei welchem das Accompagnement nicht allzuschwer sei. Wir schlugen seine Melancholie vor und alle waren einverstanden. So kam es, Onkel Kommerzienrat!"

„Aber die Variationen auf der G-Saite über „Wohlauf nun getrunken", bekommen wir die nicht mehr zu hören?"

„Onkel, es ist keiner anwesend, der sie begleiten kann."

„So ist's! Immer die alte Leier! Keine von den Damen will etwas spielen und alle sagen immer, sie könnten Dies oder Das nicht accompagnieren, da es zu schwer sei — und Ihr alle habt mehr oder weniger sechs Jahre Klavierunterricht gehabt; Du bereits schon sieben Jahre!"

„Aber Onkel, sprich doch nicht so laut; jetzt ist Herr Löwenthal gerade am Schlusse und der ist ganz pianissimo." — —

„Herrlich, Herr Löwenthal!"

„Wundervoll, Herr Löwenthal! Ach ich könnte dieses Stück noch hundert Mal begleiten, ohne müde zu werden; so schön ist es! Und wie Sie es erst spielen! Haben Sie Dank!"

„O bitte, Frau Hofrätin!"

„Herr Löwenthal, Ihr elegantes und graziöses Handgelenk, Ihr Bogenstrich ist das, was ich am meisten bewundere."

„Zu gütig, Frau Kommerzienrat."

„Ja, Ehre, dem Ehre gebührt. Man sieht es Ihnen an, wie tief Sie empfinden und fühlen. Mit Leib und Seele sind Sie dabei. Sie sind auch ganz in Schweiß gebadet — kommen Sie dahin — setzen Sie sich, oder was noch besser ist: trinken Sie ein Glas Bowle. Sehen Sie dort — die Herren haben es sich im Büffetzimmer schon wieder bequem gemacht."

„Das ist Recht, Herr Konzertmeister, daß Sie kommen; auch hierin liegt Musik. Trinken Sie nur. Haben Sie vielen Dank für Ihr schönes Spiel, durch das Sie uns Alle so entzückt haben."

„Zu viel der Ehre, Herr Kommerzienrat!"

„Mein Kompliment, Herr Löwenthal!"

„O bitte, Herr Doktor!"

„Famos jespielt! Ausjezeichnet!"

„Danke verbindlichst, Herr Baron!"

„Sa'n Sie mal, so'ne Jeije is woll sehr theuer?"

„Gewiß, Herr Baron, die meine kostet 6000 Mark."

„Hat kolossal schneidigen Ton, aber doch viel Jeld; dafür kaufe zwei Prachttraber." —

„So, Diener, servieren Sie im Salon den Damen; wir werden hier schon allein fertig werden — nicht wahr, meine Herren? Wie gefällt Ihnen mein Stoff?"

„Famos!"

„Ausgezeichnet!"

„Superbe, Herr Kommerzienrat!"

„Nu, dann „Prosit", meine Herren. Auf das Wohl meiner Gäste!"

„Aber lieber Onkel, wann soll denn getanzt werden? Ich sehe noch gar keine Anstalten dazu getroffen."

„Mein Kind, wenn Du denn gar keine Ruhe mehr hast, so bitte Deine Tante, daß sie den Salon zum Tanze herrichten lassen möge."

„Ja wohl, Onkel! — Aber wer spielt denn zum Tanze?"

„Liebes Kind, ich denke Frau Hofrätin Schmalhose wird einige Tänze spielen; zu einem bitten wir unseren liebenswürdigen Meister der Töne Herrn Löwenthal und die anderen wird schon der Herr Doktor übernehmen."

„Der Herr Doktor? Onkel, der darf nicht spielen, der muß tanzen! Schade um jeden Tanz, den er nicht tanzt — und erst der Baron! Mit dem tanzt es sich so schön, so leicht; man wird nur so durch den Saal getragen. So muß einem Luftballon zu Mute sein, so leicht —."

„Schon gut, mein Kind, gehe jetzt zur Tante. Sie, meine Herren, bitte ich zuzugreifen — besonders sei dies den jungen Herren gesagt; die sollen noch tüchtig das Tanzbein schwingen. Die Sehnsucht der jungen Damen nach dem Tanze ist schon groß. Lieber Konzertmeister, eine delikate Frage: Würden Sie nicht auch nachher, — nicht sogleich, jetzt trinken wir noch tüchtig — einen Tanz spielen? Die Damen wünschen es so sehr!"

„Mit Vergnügen, Herr Kommerzienrat, obwohl es nicht eigentlich meine Sache ist."

„Verstehe vollkommen, aber — A propos, lieber Konzertmeister, was halten Sie von diesem neuen Instrumente —."

„Ah — Viola alta meinen Herr Kommerzienrat."

„Ganz Recht! Was halten Sie davon als Autorität in diesem Fache?"

„Offen gestanden Nichts! Schwindel, nichts als Schwindel. Die Menschen müssen erst geboren werden, die dieses Instrument spielen können."

„Haben sie denn schon die Viola alta gehört?"

„Nein, Herr Kommerzienrat; ich kenne das Instrument weder vom Sehen noch vom Hören. Alles, was ich über dies höchst sonderbare Instrument weiß, erfuhr ich aus Musikzeitungen und von Kollegen."

„Am Ende, mein lieber Konzertmeister, ist dieser Mensch, der den barocken Einfall hatte, die „Bratsche" verbessern zu wollen, ein enragierter Zukunftsmusiker?"

„O gewiß, Herr Kommerzienrat. Richard Wagner und Liszt haben seine Altgeige, wie er dieselbe nennt, sogar protegiert in unbegreiflicher Weise."

„Unbegreiflich, sagen Sie? Bei Wagner ist mir alles begreiflich. Soll das deutsche Sprache sein in seinen deutschen Dichtungen? Soll seine rauschende Instrumentation etwa Musik sein? Ich kenne dieselbe zwar nur von der Wachtparade her. Da lob ich mir doch — nun hören Sie doch, wie Das schön klingt — und Frau Hofrätin Schmalhose ist durchaus keine Virtuosin — eine Polka wie diese. Von wem ist dieselbe? Sehen Sie mal nach."

„Sogleich, Herr Kommerzienrat — — von Faust."

„O Faust! Welch erhabener Name! Und Wagner war doch nur sein Famulus. — Und der Erfinder der sonderbaren Altgeige — wie ist er als Mensch?"

„Er ist wie alle Menschen, die von einer fixen Idee befallen sind, ein Sonderling, ein eigentümlicher Kauz; er schwärmt für Schopenhauer und Wagner.“

„Na, da hab' ich schon genug! Und doch würde es mich sehr interessieren, diesen Menschen mit seiner Viola alta einmal bei uns zu sehen; vielleicht an einem Abend, an dem auch Sie bei uns sind.“

„Ich werde es veranlassen, Herr Kommerzienrat, trotzdem es sehr schwer hält, diesen Menschen in eine Gesellschaft zu bewegen; er ist sehr ernst und oft sogar rücksichtslos; — denken Sie sich — als ihn Mayers mit seiner Viola alta zum Thee einladen wollten, ließ er sagen: seine Viola alta tränke keinen Thee.“

„Wie unverschämt! — Ah! Man wünscht eine Quadrille zu tanzen und wünscht, daß Sie, Herr Löwenthal, spielen möchten. Würden Sie jetzt wohl die Güte haben?“

„Gewiß! Sogleich, Herr Kommerzienrat! Nur eines möchte ich noch bemerken, d. h. Ihnen raten, nicht zu vergessen, daß dieser Mensch auch schreibt, und es ist schon vorgekommen, daß er sich in einem Essay oder einem Aufsatze öffentlich lustig machte über unsere sogenannte gute Gesellschaft. — Und wissen Sie auch, wie er diesen Aufsatz nannte?“

„Nein!“

„Ein Bild in niederländischer Manier!“ —



Arne Garborg und seine „Müden Männer“.

Nach dem Norwegischen von G. v. Vollmar.

(Soiensass am Walchensee.)

Wenn nichts mehr übrig ist,
Drin deine Seele Ruhe finden kann, —
Sei ruhig, mein Freund,
Dem Tod kannst du vertrauen.

In diese vier Zeilen hat Arne Garborg in gedrängter Form der Allverzweiflung wehmütige Grundstimmung hineingesungen, welche jedes Blatt, jede Zeile seines neuen, bedeutsamen Buches atmet.

„Vielleicht könnte dies einmal ein Roman werden?“ sagt Gabriel Gram, der Held des Romanes, gleich zu Beginn. Der Roman wurde ein Meisterwerk, — eines der besten, welche das skandinavische Schrifttum besitzt, eine Seelengeschichte, erzählt mit einer so klaren und packenden Kunst,

daß Niemand sie von sich legen wird, ohne sich zu sagen: Dieses Buch wird tiefe Spuren im nordischen Geistesleben hinterlassen! Mit ihm hat Garborg der Erzählungskunst durch eine düstere Kluft den Ausblick auf ein neues Land eröffnet.

Und wenn erst einige Tage ins Land gegangen sind, und man den ersten überwältigenden Eindruck überwunden hat, wird erkannt werden, daß man es hier nicht bloß mit einer virtuosen Erzählungskunst zu thun hat, sondern daß mächtigere Kräfte die Saiten der Seele in Bewegung setzen. Tausende werden fühlen, daß sie eine Begebenheit erlebt haben, daß sie ihrem eigenen Doppelgänger Aug in Aug gegenübergestanden sind. Sie werden ihre Erinnerung durchwühlen und in der Litteratur nach Anknüpfungspunkten suchen. Und Gesicht um Gesicht wird aus der modernen französischen Dekadenzlitteratur auftauchen, mit Zügen, welche uns hier und dort an etwas erinnern und bekannt erscheinen. Aber schließlich wird der Gedanke viel weiter zurück forschen, zurück in die Zeiten, die einen Manfred und Faust schufen. Und dann wird man innerlich die Wahrhaftigkeit der starken Worte erkennen, welche jetzt öffentlich ausgesprochen so ungewohnt klingen.

In Garborgs „Müde Männer" erzählt ein Mann, der auf der Höhe der neuzeitlichen Bildung steht, der alles kennt, was man in unseren Tagen weiß, Zeile vor Zeile die Geschichte seiner eigenen Seele, den verzweifelten inneren Kampf, welchen der moderne Wahrheitssucher jede Stunde des Tages und der Nacht führt, um einmal den Sprung machen zu können, der allein ihn reizt und seinem Dasein Wert giebt — der Sprung von dem trostlosen Wissen des eigenen Nichtwissens, hinüber zu dem Wissen, das ihn anzieht und blendet mit des Unbekannten, des Unnahbaren ganzer Zaubermacht: dem positiven Wissen, der Antwort auf die Fragen, welche seit uralten Zeiten in der Menschenseele gebrannt haben: Was ist das Leben? Was ist der Tod? Was ist das Ich?

Man erinnert sich Gabriel Grams aus des Verfassers „Mannsleute" und „Bei Mutter". Gram ist dort der moderne Zweifler, stärker in seinen Anlagen und Forderungen als seine Umgebung; aber die Reflexion, die Selbstbeschauung und Selbsterforschung hat seinen Mut noch nicht ganz gebrochen. Aus seinen Gesprächen mit Fanny atmet noch eine gewisse Lebenslust. Die „Müden Männer" beginnen mit der Entwicklung der „Krankheit" — um einen Ausdruck zu gebrauchen, der unter solchen Umständen freilich sehr wenig bezeichnend ist. Er ist noch nicht völlig geheilt von seiner Einbildung über die Möglichkeit einer Kameradschaft mit Fanny, die er zwar liebt, die heiraten zu wollen er aber zu energielos ist. Sie heiratet darauf einen alten Versorger. Die Illusion ist verflogen. Er

versucht es mit einer Vernunftheirat; auch da verfliegt die Illusion. Und so geht es mit allem, was er unternimmt. Sein germanischer Drang nach dem Absoluten und sein ästhetisches Gefühl treiben ihn zu einer thatenlosen Beschauung seines eigenen Ich, zur selbstauflösenden Analyse, die in ihm jeden Keim von Thatkraft und Unternehmungslust erlahmen, seine Willenskraft völlig verwelken läßt. Alles was That, Entwicklung heißt, alles äußere Dasein interessiert ihn nicht mehr. Die Nervosität wird unter dem Einflusse des Alkohols zu einem wirklichen, unerträglichen Siechthum mit fürchterlichen Wahnvorstellungen, zur Neurasthenie. Er schaut in einen einzigen, bodenlosen, finsteren Abgrund, und nur ein Trost ist ihm noch geblieben: die Morphiumflasche, die ihn einst, wenn der große Augenblick kommt, von dieses Daseins endlosem Einerlei und unerträglicher Langeweile befreien und hinüberführen soll in — er weiß selbst nicht was.

Aber da beginnt sein Leben unversehens unter einen neuen Einfluß zu geraten. Das Christentum, mit seinem lieblichen Psalmensang und seinem unendlichen Frieden, bemächtigt sich mit einer hypnotischen Macht, still und unbemerkt, seiner ästhetischen Natur, die sich einst im pantheistischen Schönheitsjubel geäußert hatte, und legt sich wie lindernder Balsam auf seine schmerzende Seele. Am wohlsten ist ihm in den katholischen Domen, wo der echte, alte Kirchengesang ertönt und das ewige Licht vor der Gottes-Mutter blumengeschmücktem Altare brennt. Christus hat ihm Ruhe verheißen. „Er weiß nicht genau, wie es mit seiner Gottheit bestellt ist, aber sein Held ist er nun geworden."

So thut er seinen letzten, seinen schwersten Schritt: er bricht mit seinem Freunde, dem Freidenker Georg Jonathan.

„Du bist also zu schwach gewesen. Du hattest den gefährlichen Knacks im Rückgrat. Fin de siècle — agonie de la Bourgeoisie . . ."

Der Müde geht zum Priester . . .

„Ich habe mich gebeugt, weil ich nicht brechen wollte" . . .

Er ging. Hinter sich hörte er Georg Jonathans Gelächter. Es klang ihm wie aus der Hölle . . . .

Bedeutet dies Buch Arne Garborgs „Bekehrung"? War der alte Zigeuner und Freidenker wirklich zum Christentum zurückgekehrt, wie man sich lange erzählt? Nachdem ich seine „Müden Männer" gelesen, wußte ich selbst nicht, was ich glauben sollte.

Ich beschloß, ihn selbst zu fragen. Aber Garborgs habhaft zu werden, war leichter gesagt als gethan. Denn er lag in seiner Winterhöhle, weiß der Teufel wo, oben in den Dovrebergen.

Trotz der vierzig Grade Kälte, welche die Wetterwarte aus jener Gegend meldete, begab ich mich auf den Weg, bewaffnet mit einer Flasche Rum und

einem ganzen Kürschnerladen voll Pelzzeug. Und nach zwei Tagen tapferen Widerstandes gegen die Kälte stieg ich vor einem aus zwei Holzhütten bestehenden Gehöfte in leidlichem Zustande aus meinem Schlitten.

Auf dem Hofe war es still wie im Grab. Kein lebendes Wesen zu entdecken. Das einzige Zeichen, daß hier Menschen hausten, waren drei Paar Schneeschuhe, zwei Paar für Erwachsene und eines für ein Kind, welche an der Wand lehnten. Ich fragte den Pferdejungen, ob es sicher sei, daß wir uns an der rechten Stelle befänden. „Jawohl," meinte er, „da wohnt er." Zugleich wurde eine Thüre vorsichtig geöffnet und ein weibliches Wesen von gesetztem Alter und sehr christlichem Aussehen steckte den Kopf heraus, verschwand aber sofort wieder. Ich sah um mich und verlor mich im Anblick des eisbelegten Sees. Er sah großartig aus, mit dem schwarzen Kranz von Föhren, die ihn umgaben. Aber ich wurde bald unterbrochen, denn das schüchterne Mädchen erschien wieder, diesmal mit einem großen Tuch um den Kopf. Ich konnte von ihr bloß die Nasenspitze sehen, vernahm aber eine Stimme, welche mich bat, ihr in die „neue Hütte" zu folgen — „er werde schon kommen". Sie ging mir voran in diejenige der beiden Holzhütten, deren Farbe am wenigsten rußig war, und lud mich ein, „niederzusitzen". Zu diesem Zwecke setzte das Mädchen einen Stuhl mitten in den Raum; es war genau in der Mitte. Nicht das kleinste Ding entging meiner Aufmerksamkeit. Ich hatte beschlossen, meine Augen und Ohren vom ersten Augenblicke an zu brauchen; wenn der Mann vielleicht nicht mit der Sprache heraus wollte, so sollte er mich doch nicht narren. Ich entledigte mich meines Pelzwerkes, und da der dienstbare Geist, nachdem er den Ofen voll von Birkenholz gestopft hatte, verschwunden war, nahm ich die „neue Hütte" in Augenschein.

Ein Bett, eine Bücherstelle, ein Kasten, noch ein Kasten, ein Schaukelstuhl, ein Holzstuhl und ein großer Tisch. Es lag in der That etwas Strenges, Nüchternes, man konnte wohl sagen Asketisches über diesem Raume, der am ehesten einer Junggesellenbude glich. Auf dem einen Tischende lagen zwei aufgeschlagene Bücher auf einem ungeheuren Manuskripthaufen. Ich ging hin und untersuchte die Bücher. Aha! „Nachfolge Christi" von Thomas a Kempis — und „Lars Linderot!" Da haben wir's! Also ist es doch wahr gewesen .... Ich wandte mich mit einer gewissen feierlichen Spannung zu einer Reihe Bücher, die auf dem Fensterbrett aufgestellt waren. Sollte es wirklich möglich sein, daß dieser alte Sünder .... Die Bibel, eine alte Postille in Ledereinband und verschiedene Psalmbücher, alle alt und selten, dann Johann Arndts „Wahres Christentum", „Gebetbuch für alle Tage der Woche" und so weiter .... Bedurfte es weiterer Beweise?

Plötzlich stellte ich meine Untersuchungen ein und warf mich in Positur

— es näherten sich Schritte. Dann ging die Thüre auf, und er kam: langer, blauer, hellblaugefleckter Schlafrock; Holzpantoffeln; auf dem Kopfe eine kleine runde, schwarze Seidenmütze mit breitem Schirm; im einen Mundwinkel den Nasenwärmer.

Begrüßung, Wiedererkennen, die üblichen persönlichen Fragen und Erklärungen. Plötzlich unterbrach sich Garborg mit einem mißtrauischen Blick nach dem gewaltigen Manuskripthaufen hin:

„Sie haben mir wohl nicht meine Papiere durchstöbert?"

Ich konnte mit gutem Gewissen nein sagen. Dagegen sei ich so naseweis gewesen, ein wenig in den Büchern herumzuschnüffeln ...

„Nun, das macht nichts. Das ist nur — Handwerkszeug."

„Ah so?"

„Ich brauche es, um mich damit in Stimmung zu setzen. Es soll eine Portion Gottesfurcht in mein Buch hinein — in das nächste, verstehen Sie; und da nehme ich ab und zu einen Schluck von Lars Linderot oder Johann Arndt, ungefähr wie ein Kohlenzieher einen Schnaps nimmt. Uf — Scheußliches Handwerk."

Ich mußte mir bekennen, daß das nicht gerade sonderlich gottesfürchtig klang.

„Apropos, weil wir vom Schnaps reden," fuhr er fort, „gehen wir zu der Alten hinein und hören, ob sie noch etwas in der Flasche hat. Sie können es brauchen, Sie armer Teufel, überhaupt etwas in den Leib! Und dann wollen wir unsere Haut am Herd braten ... Kommen Sie, Mann! Wir wollen in die alte Hütte gehen!" —

Nach dem Essen saßen wir am bemeldeten Herd und machten es uns gemütlich. Ich führte das Gespräch taktvoll auf die „Müden Männer" hin und sprach von den verschiedenen Auslegungen, welche das Buch gefunden. „Priester und Propheten gehen umher und erzählen, daß sich nun einer der schlimmsten Freidenker bekehrt habe."

Er saß da und ergötzte sich offenbar, antwortete jedoch nicht weiter. Endlich sagte er:

„Sie sind hergeschickt, um mich auszuhorchen — ich will darauf wetten! Die Schlingel von Zeitungsschreibern wollen einen Spaß haben?"

„Nun ja . . ja! Also kurz und gut: Wollen Sie sich ausholen lassen, Herr Garborg?"

„Weshalb nicht? Aber da es in die Zeitung soll, so werden Sie begreifen, daß es nicht ohne Lügen abgehen wird."

„Hm . . . aber wenigstens nicht mehr, als absolut notwendig."

Ich stellte meine erste Frage.

„Ist es wahr, daß in Ihrer Lebensanschauung eine Veränderung eingetreten ist?"

„Ja. Ich versuche es jetzt ein klein wenig mit dem Spiritismus. Im übrigen freue ich mich, verheiratet zu sein . . ."

„Ist insbesondere in Ihrer Auffassung vom Christentum eine Veränderung eingetreten?"

„Das Christentum ist die einzige Rettung für den, der nicht mit dem Leben, noch mit dem Tode ins Reine zu kommen weiß. Übrigens macht mir die Geschichte Spaß . . . Ich bin auch im ganzen recht zufrieden mit dem Herrgott."

„Ich meine, ob sich Ihr persönliches Verhältnis zum Christentum verändert hat?"

Garborg lächelte.

„Davon wollen wir reden, wenn Sie einmal mein nächstes Buch gelesen haben werden. — Wissen Sie, womit sich Lars Oftedal zur Zeit beschäftigt?"

Ich fiel aus der Rolle und stammelte: „Nein!"

„Ich habe gestern einen Brief aus Stavanger bekommen. Der Gottesmann sitzt auf seinem Landgut und arbeitet an einer neuen Bibelübersetzung. Vermutlich eine, in welcher das sechste Gebot zu Gunsten der Geistlichkeit eingeschränkt werden soll . . ."

Wir lachten. Die „Alte" kam mit dem Kaffee. Der Rest des Abends verlief sehr gemütlich, und ich glaube, ängstliche Seelen trösten zu können. Wenn Garborg ein Christ ist, so handelt es sich auf alle Fälle um ein recht fröhliches Christentum.



Leihbibliotheken und Schmarotzertum.

Von Felix Heinemann.

(Wulfshof bei Bergedorf.)

Einen der auffallendsten Charakterzüge unserer modernen Entwicklung mit ihrem Drange nach Geltendmachung des Individuums und Hebung des allgemeinen Rechtsgefühls bilden die internationalen Verträge zum Schutze des geistigen Eigentums und die Patentrechte.

Die wenigen Länder, die sich diesen kosmopolitischen Vereinbarungen in Verfolgung rücksichtslosen Eigennutzes entziehen, beanspruchen damit ein

barbarisches Vorrecht, um das kein Mensch von Ehrgefühl sie beneiden dürfte. Früher oder später werden sie auch auf dieses Sonderrecht verzichten, ohne Kampf und ohne Zwang, wenn man nicht etwa den Zwang aus eigener besserer Überzeugung so nennen will.

Während also von Volk zu Volk Anstand und Sinn fürs Ehrenhafte wachsen, duldet, ja unterstützt es die Mehrzahl des deutschen Volkes, daß im eignen Lande an guten und an besten Geisteskämpfern nach wie vor ein bequemer Straßenraub systematisch fortgetrieben wird.

Man hat Geld für Sekt und Austern, man hat das öffentliche Gewissen für notleidende Weber und streikende Grubenarbeiter, humanste Fürsorge selbst für den Lustmörder im Zuchthaus — aber für Bücher, die man doch lesen, über die man „mitreden" will — es gehört ja zum guten Ton — hat man keine Mark übrig, für begabte Schriftsteller, die sich unter angestrengter Gedankenarbeit langsam vom Hunger verzehrt fühlen, kein Interesse — die Zeit ist viel zu kostbar — und dann, die hungernde Nachtigall soll ja am besten singen. Wenigstens ist es recht bequem, diesen Glauben vorzuschützen!

O, wenn unser Volk wüßte, wieviel edelste Gedankenkraft in diesem Sumpf der Gleichgiltigkeit versunken ist! Wenn unser Volk wüßte, daß auch die Koryphäen ihr bestes Sein und Können anfreiben mußten, bevor sie den kleineren Rest ihrer Thatkraft, ihrer ermatteten Phantasie, ihrer moralischen Größe und Reinheit zur Geltung bringen konnten, — es würde unbarmherzigen Kehraus halten.

Und daß die Zustände so sind, brauche ich nicht zu beweisen. Es ist zum Überdruß davon gesprochen worden, und jeder Leser weiß es. Wer es nicht glaubt, der frage bei den besten, den fähigsten unserer Dichter an. So lange ihr Name nicht allerersten Ranges war, so lange ihr „Etiquette" nicht bezahlt wurde, hatten sie, wenn nicht von Haus aus wohlhabend, oder von reichen oder mächtigen Gönnern gestützt, einen so erschütternden Kampf mit der Not zu bestehen, daß sie sich jetzt vielleicht schämen, es einzugestehen, statt stolz zu sein, über so grausam schwere Prüfung gesiegt zu haben.

Nicht also bei der Schilderung dieses allgemein bekannten Elends wollen wir verweilen. Wir wollen die Ursachen dieser für eine große Nation unwürdigen Zustände untersuchen. Wir wollen das Gewissen unseres Volkes fragen, ob es diesen Jammer weiter verschulden, ob es sich selbst in seinen bevorzugten Geistern schädigen will. Wir wollen uns bei den ersten Kennern des öffentlichen Rechts, bei einem Jhring, einem Glaser erkundigen, ob nicht schon die bestehenden Gesetze eine genügende Handhabe bieten, um heute, wo die gesamte Gesellschaft sich zu einem Feldzug gegen die Sittenlosigkeit rüstet, auch gegen eine gesellschaftliche Unsitte zu Felde zu ziehen.

Die bestehenden Leihbibliotheken sind, bei ihren jetzigen Existenzbedingungen, eine Schmach für das Volk, welches sie duldet, und ein Vorwurf für den Leser, der den Dichter, an dessen Geistesarbeit er sich ergötzt und erhebt, um sein täglich Brod bringt. Möge doch eder auf die Lektüre verzichten, die er nicht bezahlen will, oder, weit besser, möge er nach Kräften für solche Einrichtungen wirken, die den Kaufpreis der Bücher für Jedermann erschwinglich, und damit das Einkommen der Verfasser zu einem ihrem Verdienst entsprechenden gestalten!

Das Gewerbe des Wucherers gilt für unsauber, aber daß der Wucher, den die Leihbibliotheken mit der Gedankenarbeit anderer treiben, noch viel schimpflicheren Charakters ist, das kommt den wenigsten in den Sinn.

Die kleinste technische Erfindung, ein eigenartiger Federhalter, ein besonderer Kalender, irgend eine Kleinigkeit, vielleicht nur das Produkt eines Einfalls am Biertisch, sind des Patentschutzes sicher und bringen ihrem Urheber Tausende, ja oft Hunderttausende jährlich. Der Verkauf eines einzigen solchen Gegenstandes ohne den schuldigen Tribut an dessen Erfinder ist ein strafbares Vergehen nach einstimmiger Auffassung der Kulturvölker.

Was treibt der Leihbibliothekar täglich, stündlich anderes als den Verkauf geistigen Privateigentums ohne Entschädigung des rechtmäßigen Besitzers? Warum ist allein die Erfindung des Dichters vogelfrei?

Wer ein Buch liest, eignet sich den geistigen Besitz des Verfassers an. Ob er das bedruckte Papier behält, oder nicht, ist gleichgiltig. Er nimmt den Wert, den das Werk für ihn hat, und bezahlt dafür — nicht den Verfasser, sondern den Bibliothekar, nicht den Kaufpreis, sondern einen erbärmlichen Mietzins, nicht den Hauseigentümer, sondern dessen Portier!

Wollte der Bibliothekar also als ehrlicher Mann sein Gewerbe treiben, so müßte er dem Verfasser eine Art Patententschädigung zahlen, so oft er ein Werk desselben gegen Leihgebühr weitergiebt.

Dies wäre das einzige Mittel, um die Existenz der vielleicht unentbehrlichen Leihbibliotheken zu einer moralisch berechtigten zu erheben, und dem namenlosen Elend in der Schriftstellerwelt ein Ende zu machen.

Und diese Hilfe wäre leicht genug durchzuführen.

Angenommen, das Buch eines Verfassers sei 50 mal im Jahre von dem Bibliothekar ausgeliehen worden und hätte durchschnittlich jedes Mal 40 Pfennig Leihgebühr eingebracht, also zusammen 20 Mark, so müßte er etwa die Hälfte davon, also 10 Mark, zu Jahresschluß dem Verfasser überweisen. Das wäre gesetzlich genau die den Theater-Tantièmen entsprechende Zahlung.

Dies Verfahren würde dem Bibliothekar allerdings eine gewissenhafte Buchführung zur Pflicht machen — die er ja doch schon um der Kontrolle willen über den Verbleib seiner Bücher haben muß, — und würde, bei gegen heute unveränderten Leihgebühren, seinen Profit verringern.

Aber da diese Herren von den Schriftstellern leben, sind sie ihnen auch den ehrlichen Tribut schuldig, und eine entsprechende Erhöhung der Leihgebühr würde das Publikum bei seinem schon während der letztjährigen Strikes offenbarten und gesteigerten Rechtsgefühl zweifellos nach kürzester Angewöhnung billigen.

Damit wären die deutschen Schriftsteller zwar noch lange nicht ihren amerikanischen, englischen und französischen Berufsgenossen gleichgestellt, welche teilweise ganz enorme Einkommen haben (vergl. Mark Twain, Lord Tennyson, Jules Verne ꝛc.), aber es wäre ihnen doch ganz bedeutend geholfen.

Dem Publikum geschähe aber ein noch weit größerer Dienst: Die deutschen Bücher könnten endlich, endlich preiswert verkauft werden, da auch das billiger verkaufte Buch durch den stärkern Absatz dem Verfasser weit mehr einbringen würde, als bisher das teure. Unsere Bücherpreise sind ja heute noch ganz übertrieben. So lange man 6—8 Mark für einen einbändigen Roman, eine Gedichtsammlung zahlen muß, bleibt der Bücherkauf ein Sport für Reiche und eine Vermögensquelle für Leihbibliothekare.

Wollten diese aber etwa mit Hinweis auf den allzuverwickelten Geschäftsgang bei jährlicher Entschädigung an die Verfasser eine solche ablehnen, so müßten sie, wie es überall im Geschäftsleben Brauch, die jährliche Rente durch ein Kapital ablösen, das zu 4 oder 5 Prozent umgerechnet wäre. Würde also ein jetzt zu 5 Mark käufliches Buch dem Verleiher 5 Mark jährlich einbringen, so müßte er es vom Verleger zu 100—125 Mark kaufen. Und der Leihbibliothekar, der für ein Buch den derartig rechtmäßigen Ankauf direkt vom Verleger nicht nachweisen könnte, müßte derselben Strafe verfallen, wie jeder, der das Patentgesetz verletzt.

Zur Prüfung der Geschäftsführung in den Buchleihanstalten wären amtliche Revisoren anzustellen.



Die Hintertreppen- und Unzucht-Litteratur in Italien.

Von Alfred Ruhemann.

(Rom.)

Das männliche Wort Kaiser Wilhelms über die unheimliche Ausdehnung und Gefahr des Zuhälterwesens ist wie ein Donnerschlag auch an das Ohr der Italiener gedrungen. Die Zeitungen haben lange Betrachtungen an den kaiserlichen Wunsch geknüpft und Umschau im eigenen Hause gehalten. Nun, sehr erquickliches ist dabei nicht herausgekommen und wie in Deutschland hat man auch hier gefunden und wieder bestätigt gesehen, daß Unzucht und moralische Verderbnis Hand in Hand gehen mit dem Anwachsen jenes Litteraturzweiges, den man als den des Schmutzes und der Hintertreppenromane zu bezeichnen pflegt. Daß die Duldung desselben, die gleichsam eine stillschweigende Förderung ist, in Italien noch weit gefährlicher wirkt als in Deutschland, bedarf, angesichts des Charakters des Südländers, keiner weiteren Frage. In dem Italiener paart sich die Launenhaftigkeit und Harmlosigkeit eines Kindes mit der schrankenlosen Genußsucht und Begehrlichkeit des unter einem heißen Himmel geborenen, nach allen Freuden der Welt lüsternen Mannes. Seine lebhafte Phantasie ist mit Leichtigkeit anzulocken und aufzustacheln und einmal auf einen Weg gelockt, verfolgt sie ihn mit einer Hartnäckigkeit ohne jede Rücksicht, ob dabei auch eine Gefahr droht. Daher haben bis zum heutigen Tage noch immer diejenigen ein gutes Geschäft gemacht, welche unter der Maske der Harmlosigkeit den Köder geschickt nach der Seite der lüsternen Begehrlichkeit und dem kindlichen Eigensinne dieses so leicht zu bewegenden und zu leitenden Volkes auszuwerfen verstanden.

Daß eine so weit verbreitete Litteratur der groben Sinnlichkeit einen ungeheuren Krebsschaden bildet, daß ihre Wirkung auf die Moral der Italiener eine unheilvolle ist, beweisen die Vorkommnisse fast jeden Tages. Und doch thut man ihrer öffentlichen, schamlosen Werbung um die Gunst des bürgerlichen oder bäuerischen Lesepublikums in keiner Weise Einhalt. Das Staunen, mit welchem man als Neuling auf italienischem Boden zuerst auf irgend einer Provinzhaltestelle der Eisenbahn die dort zum Verkaufe ausgestellte Litteratur mit den verlockenden Nuditäten auf den Umschlägen der Bücher betrachtet hat, weicht bald einem Mißbehagen und schließlich der

Entrüstung, bleibt man ein unmittelbarer Zeuge der Orgie, welche diese Litteratur der Frivolität in den großen Städten in aller Öffentlichkeit feiern darf. Vor wenigen Monaten zwar ist diese Schamlosigkeit der Mailänder Präfektur — Mailand ist der Hauptfabrikationsplatz für diese Art Unternehmungen italienischer Verleger — denn doch etwas zu viel geworden und sie hat sich zum Erstaunen aller Gerechten zu einem Verbot des Anzeigens und Aushängens dieser Erzeugnisse des Buchhandels herbeigelassen. Doch Mailand ist nicht ganz Italien und so wuchert in Rom zum Beispiel diese Giftblüte auf gut vorgedüngtem Boden lustig weiter.

Unter diesen Umständen muß man es noch achselzuckend hinnehmen, daß der in Deutschland so gefürchtete, gehaßte und auf Schritt und Tritt bekämpfte Hintertreppenroman das allgemeine Lesefutter desjenigen Teiles der Bevölkerung bildet, der gerade noch lesen und schreiben gelernt hat. Es ist kaum zu glauben, mit welcher Schnelligkeit auf diesem Gebiete gearbeitet wird. Herr Boulanger war kaum acht Tage tot, da erschienen an den Anschlagwänden und an den Kiosken mächtige Plakate, auf denen man sich Boulanger am Grabe seiner geliebten Frau Bonnemain erschießen sah. Der tote General war bereits zu einem Schauerroman verarbeitet worden. Die Thüren, Auslagen und Wände der tausende von ständigen und fliegenden Verkaufshallen von Zeitungen, Schreibmaterialien und Cigarren sind regelmäßig bedeckt von illustrierten Aushängebogen, die Zettel an den öffentlichen Anschlagwänden Tag für Tag durchsetzt von den mannshohen, in bunten Farben ausgeführten Anpreisungen eines neuen jener berüchtigten Romane mit Titeln, wie z. B. „Die Tochter des Kardinals". Ein Kardinal, der eine Tochter hat, dazu laut bildlicher Darstellung ein in einem Bette möglichst nackt gezeichnetes üppiges Weib und davor ein gedungener Meuchelmörder im Salonanzuge mit gezücktem Messer — das ist gewiß ein Futter für das Volk und die vielen „Freunde" der hohen Geistlichkeit im Volke. Eine Möglichkeit, diese Art Romane — wie bei uns erhält der Abonnent bei Erscheinen der 70. oder 80. Lieferung einen Regulator oder gar ein echtsilbernes Eßbesteck — einzuschränken oder gar auszurotten, scheint vollständig ausgeschlossen. Die nationale Litteratur Italiens ist so gut wie tot. Daß eine gesunde Volkslitteratur in Massen abzusetzen ist, daß trotz des beschränkten Bildungsgrades der Italiener ein Verständnis für wirklich dichterische und vaterländische Lesestoffe hat, beweist der enorme Absatz der Romane von d'Azeglio, der „Promessi sposi" Manzonis jahraus jahrein.

Neben diesen Erzeugnissen litterarischer Fabrikarbeit bemerkt man aber in den Auslagen der genannten Handlungen und Kioske kleine kokette Büchelchen mit verlockenden Titeln, wie: „La prima notte", „La seconda notte", „Notti di piacere", „I peccati della Vergine", „Amori proibiti",

„I bordelli di Parigi", „Gli amori di una Kellerina", „Schiave del piacere" und ähnliche. Die Verfänglichkeit des Titels wird verstärkt durch einen schön kolorierten Umschlag. So sieht man auf dem Deckel von „La prima notte" ein zierliches Mägdlein im schneeweißen Hemde und mit blauen Strümpfen, die das rosige Fleisch der entblößten Schenkel noch verführerischer hervortreten lassen, in einem rot gepolsterten Lehnstuhle vor dem Bette sitzen und den Zeigefinger der rechten Hand nachdenklich an den Mund legen. „La seconda notte" zeigt uns ein an den Pfahl gebundenes wüstes Weib, dessen Nacktheit durch ein ihre Schenkel umflatterndes Gewand mehr ent- als verhüllt wird. Nimmt man eines dieser Bücher zur Hand, so bemerkt man, daß der findige Verleger die Neugier noch weiter zu reizen verstanden hat dadurch, daß er Vorder- und Hinterdeckel des Umschlages durch ein papiernes Band verbinden ließ. Dieser ersten Art die Lüsternheit erweckender Schriften schließt sich die Gattung erotischer Gedichtbücher des „Cavaliere" Marino mit dem Titel „Poesie erotiche" und desselben Verfassers Erzählungen in Prosa „Notti d'amore" und „Notti di piacere" an. Auch diese Bücher haben illustrierte Umschläge und zwar sieht man auf ihnen eine oder mehrere weibliche Gestalten in unverhüllter Nacktheit und in den unzweideutigsten Stellungen. Sodann folgen zwei Bücher des Neapler „Professors" Neo Cirillo mit entsprechenden, unkeuschen Buchdeckeln „La verginità delle donne" — angeblich 32. Tausend — und „Gli amori delle donne" — gar 193. Tausend! Cirillo ist einer der gefährlichsten Schriftsteller auf diesem Felde. Er faßt die Sache vom angeblich wissenschaftlichen Standpunkte auf und behauptet zum Beispiel unter anderem, daß die Scham kein angeborenes, sondern ein von den Priestern aller Zeiten und Länder künstlich gezüchtetes, von der katholischen Kirche absichtlich genährtes Gefühl sei zum Zwecke der Knechtung der Massen und zur besseren Verhüllung der eigenen Schamlosigkeit. Der große Physiologe Professor Paolo Mantegazza hat diesen Nachtreter und Verdreher seiner Lehren und Behauptungen auf dem Gewissen. Und da gerade von Mantegazza die Rede ist, so soll auch gleich eines Werkes Erwähnung gethan werden, für dessen Verfasser Professor Mantegazza einstmals gehalten wurde, weil der erbärmliche Verfasser dieses ebenso erbärmlichen Machwerkes ebenfalls P. Mantegazza heißt oder sich absichtlich so genannt hat. Dieses saubere, in fünf einzelne Abteilungen zerlegte Buch heißt: „I cinque sensi" und behandelt die Niederträchtigkeiten des Madrider Kapuzinerpriors Atanasio zur Zeit der Inquisition. Auf dem Umschlage jeder dieser Abteilungen sieht man einen Mönch sich gegen die Vorschriften der Kirche vergehen. Hier erblickt er ein nur mit einem Hemde und einem kurzen Röckchen bekleidetes Bauernmädchen, das Reisig gesucht hat; dort flüstert er ihr Verlockungen in das Ohr, schließlich

sitzt sie auf seinem Schoße und er hebt mit begeistertem Blicke nach oben ein gefülltes Weinglas empor. Widerlich!

Damit mag zur Genüge die Art der nachgerade sintflutlich anschwellenden Schmutzlitteratur gekennzeichnet sein, die jedem guten Geschmacke dreist in das Gesicht schlägt und das Aufblühen einer männlich gesunden, realistischen Litteratur vereitelt. Was den Inhalt dieser Schriften anbelangt, so ist derselbe nicht einmal so pornographischer Natur, als man wahrscheinlich nach dem Aussehen der hier angezogenen Bücher erwartet. Entweder sind sie Übersetzungen zweifelhaftester französischer Schmutzbücher oder italienische Originaldichtungen. Unter dem Deckmantel der Moral werden aber in ihnen nichtsdestoweniger der verbotenen und ausschweifenden Liebe Hekatomben geopfert, und wenn auch nicht in dem Maße, wie der Buchdeckel, hat doch auch der Inhalt eines jeden dieser Bücher den Zweck, die sinnlichen Gefühle des Lesers zu kitzeln. In allen Fällen aber ist der Käufer der Hereingefallene. Was er in dem Buche erwartet, ist nicht das, was seinen Sinnenkitzel befriedigt, denn das äußere Lockmittel steht gewöhnlich in einem sehr losen oder gar keinem Zusammenhange mit dem Inhalte, und des letzteren Flachheit und geistige Öde sucht ihres Gleichen auf Erden.

Leider ist die Aufzählung der einzelnen Unterordnungen der hiermit festgenagelten Litteraturgattung Italiens noch nicht beendet. Wir haben noch einen Blick auf die periodischen Erscheinungen zu werfen, welche den leicht erregbaren Sinnen der Bewohner des Südens schmeicheln sollen. Obenan steht ein „Kalender", der aber von einem solchen nichts weiter hat als die gerade auf eine innere Seite des Deckels hinaufgehende Anordnung der Tage des Jahres. Dieser, mit den stümperhaftesten Zeichnungen, jedes Witzes bare „Kalender" führt den geschmackvollen Titel „Le donne in camicia" — „Die Frauen im Hemde" und ein entsprechendes Umschlagbild. Sein Inhalt: erotische Liebesgeschichten, erotische Gedichte, erotische Witze, gute Ratschläge, in welchem Monat man heiraten soll, wann man Brünetten und wann Blonde heiraten muß, worauf lange Fingernägel in Sachen der Liebe deuten und ähnliches, dummes, abgeschmacktes Zeug. Es folgen die Witzblätter „Cri-Cri" und das Turiner „Telefono". Letzteres bringt in jeder Nummer in großem Format und glühenden Farben die Darstellung einer Nacktheit in den allerüppigsten Formen und dazu eine „witzige" Erklärung, die an Alkovengemeinheit nichts, aber auch garnichts zu wünschen übrig läßt. Es giebt wohl kein zweites Witzblatt in der Welt, welches der öffentlichen Schamlosigkeit so Vorschub leistet, wie dieses „Telefono". Ohne Nacktheit — kein Geschäft, lautet der Wahlspruch gewisser Verleger Italiens. An Gemeinheit alles aber übertrifft ein vor kurzem von einer Mailänder Firma begonnenes Verlagsunternehmen, das „Album galant", dessen

Lieferungen mit einer Metallklammer verschlossen sind. Auf Grund der wahrhaft skandalösen Ausstattung des Umschlagdeckels wahrscheinlich hat sich endlich die Mailänder Präfektur zu dem schon erwähnten Verbot des Ausstellens und Anpreisens solcher Schmutzschriften entschlossen.

Ist die Duldung der öffentlichen Verbreitung und Anpreisung dieser Litteraturgattung schon gefährlich in einem Lande, dessen Bewohner über einen gewissen Bildungsgrad verfügen, so doppelt in Italien, wo nur weniges dazu gehört, die Begier nach Ausschreitungen wachzurufen. Die größte Gefahr aber liegt darin, daß die ungeheure Menge der Analphabeten beim Anblicke dieser unzüchtigen Bilder sich die unbändigsten Vorstellungen von dem Inhalte so angepriesener Bücher machen muß, das Gift wollüstiger Regungen willig in sich aufnimmt und, wenn diese unbefriedigt gelassen werden oder tierische Formen annehmen, zu Verbrechen sich verleiten läßt. Und auch in die Sinne der heranwachsenden Jugend wird schon frühzeitig damit der Keim zu lasterhaften Ausschreitungen gelegt. Oft genug sieht man halbwüchsige Jungen mit den Schulbüchern unterm Arm vor den Zeitungskiosken stehen und hört sie die nackten Bilder und unflätigen Witze einander auslegen. Und schließlich muß sich Italien auch vor dem Auslande schämen, wenn die vielen Fremden auf Schritt und Tritt auf solche Bücher stoßen müssen, die selbst in Paris und London nicht mehr ziehen.

In Italien gehört der Schmutz zu den klassischen, man kann dreist sagen malerischen Requisiten des schönen Landes. Aber mit dem Litteraturschmutze könnte nachgerade aufgeräumt werden. Damit würde ein stehender Vorwurf aus den Spalten der Blätter aller Parteien, von den klerikalen bis zu den radikalen verschwinden, und die Welt würde endlich glauben, daß es der italienischen Regierung Ernst ist um die Förderung der kulturellen Mission im Innern.

Nachschrift der Redaktion: Der vorstehende Artikel giebt auch für Deutschland zu denken. Auch bei uns — wenn auch nicht so schamlos und offen wie in Italien — blüht die Schmutzlitteratur in jeder Form, und man darf nur die fliegenden Buchhandlungen der Bahnhöfe und die Schätze der sich an allen von zahlreichem Publikum frequentierten Orten aufhaltenden Colporteure durchmustern, um auf ähnliche Machwerke zu stoßen. Wenn die Sachen auch meist nicht offen ausgelegt werden, so wissen doch feuchtohrige Buben und ausgemergelte Wollustgreise, daß der Buchhändler meist noch ein verstecktes Fach besitzt, in welchem sich Nahrung für ihre schmutzigen Gelüste findet — in Wort und Bild. Auch viele „Buchbinder“ treiben neben ihrem Gewerbe einen schwunghaften Handel mit Schmutzlitteratur und anstößigen Bildern.

Auf solche Verbrechen an der geistigen Gesundheit unseres Volkes kann nicht scharf genug hingewiesen werden, und es wäre angezeigt, wenn sich die Hüter des Gesetzes mehr mit diesen Schmutzianen befassen wollten. Statt dessen aber werden bei uns echte Kunstwerke verfolgt um einzelner freien Worte willen, und Dichter geknebelt, die ohne Rücksicht auf die altjüngferliche Prüderie unserer höheren Töchterschulen und unserer litterarischen Kinderstuben, für die Wahrheit kämpfen und die echte, freie, große Sittlichkeit. Die Verfolgung der modernen realistischen Kunst läßt natürlich unseren argusäugigen Gesetzeswächtern keine Zeit, den Augiasstall des wirklichen Schmierantentums auszukehren. Videant consules!



Der sprechende Goethe.*)

Von Edgar Steiger.
(Leipzig.)

Er besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen.“ Mit diesen treffenden Worten schildert der nüchterne, trockene Kestner im Jahre 1772 einen „gewissen Goethe aus Frankfurt,“ der, „seiner Hantierung nach Dr. juris, 23 Jahre alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters,“ an das Reichskammergericht nach Wetzlar kam, um — „den Homer und Pindar zu studieren.“ Und zwei Jahre drauf jubelt der enthusiastische Lavater, der den Dichter des „Götz“ in Frankfurt besuchte: „Unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens — sehr ähnlich und unähnlich der Erwartung. Alles war Geist und Wahrheit, was Goethe mit mir sprach.“ Und wahrhaftig, man brauchte kein Lavater zu sein, um ähnliches zu empfinden, das bezeugen alle Zeitgenossen, die jemals Goethe in die großen dunkeln Augen schauten und seinen lebendigen Worten lauschten. Muß ja selbst Schiller, der sich 1788 bei seinem ersten Besuch in Weimar von dem gemessenen Benehmen seines großen Nebenbuhlers fast befremdet fühlte, den Zauber, der von dem sprechenden Goethe ausging, rückhaltlos anerkennen. „Seine Stimme ist überaus angenehm,“ heißt es in einem Briefe an Charlotte von Lengefeld, „seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, spricht er gern und mit Interesse.“ Was war aber auch natürlicher? Mußte nicht gerade der Dichter, dem sich jeder Gedanke und jede Empfindung wie von selbst in ein klares Wortbild umsetzte, auch im täglichen Verkehr ein Meister des lebendigen Wortes sein? Man höre nur den jungen Heinrich Voß den Fünfundvierzigjährigen schildern, wie er gegen das blasierte Horazische

*) Goethes Gespräche. Herausgegeben von Woldemar Freiherr von Biedermann. 9 Bände. Leipzig. F. W. v. Biedermann. 1889—91.

nil admirari loswettert und die Erhabenheit der ewigen Naturgesetze im größten wie im kleinsten Gegenstande preist. „Er sprach über eine Stunde," schreibt der Sohn des Homerübersetzers, „mit feuriger Stimme, mit der lebendigsten Aktion, aber mit solcher Besonnenheit, daß er die Wahrheit seines Themas recht eigentlich durch die That bewährte. Ich kann das nicht, wie es geschehen sollte, wiedergeben." Ja, diesen Zauber der mündlichen Rede bewahrte sich der große Olympier trotz aller Schrullen des Alters, von denen er so wenig wie jeder andere Sterbliche verschont blieb, bis zum letzten Augenblick seines langen Lebens. Eckermann, der 1823 dem fast Vierundsiebzigjährigen zum ersten Male unter die Augen trat, erzählt darüber in dem bekannten, den alten Goethe nachäffenden Biedermannsstil: „Er sprach langsam und bequem, wie man sich wohl einen bejahrten Menschen denkt, wenn er redet. Man sah ihm an, daß er in sich selber ruht und über Lob und Tadel erhaben ist. Es war mir unbeschreiblich wohl, ich fühlte mich beruhigt, so wie es jemand sein mag, der nach vieler Mühe und langem Hoffen endlich seine liebsten Wünsche befriedigt sieht." Aber was wollte und könnte die eitle Schreibseligkeit dieser widerlichen Lakaienseele, die vor jedem Goetheschen Gemeinplatz in allerunterthänigstem Entzücken erstirbt, besagen, wenn nicht das Zeugnis von vielen hundert Männern, wie es heute gedruckt vor uns liegt, ihr diesmal wenigstens Recht gäbe?

Und wem verdanken wir den Genuß, daß wir heute, nach hundert Jahren, Goethes lebendige Rede in ihrer anschaulichen Bildlichkeit und ihrem wechselnden Tonfall mit anhören, gleich als stünde der seltene Mensch mit den wunderbaren Augen leibhaftig vor uns? Dem fleißigen Freiherrn Woldemar von Biedermann, der „Goethes Gespräche", soweit sie sich irgend urkundlich nachweisen ließen, aus Briefen, Tagebüchern, Memoiren, Biographieen und allerlei zerstreuten Notizen und Aufzeichnungen von Zeitgenossen des Dichters zusammengestellt, chronologisch geordnet, mit verschiedenen Registern und einem Kommentar versehen und in 9 umfangreichen Oktavbänden veröffentlicht hat. Ich gestehe offen, ich bin keiner der Goethenarren, die jeden von der Weimarer Exzellenz hinterlassenen Speisezettel wie eine heilige Reliquie anbeten; ich bekenne vielmehr ohne Scheu, daß ich gar manches, was der Alte geschrieben hat, herzlich unbedeutend und langweilig finde; und ich habe daher die Leute, die alle Bibliotheken und Papierkörbe auf Erden nach Goethescher Makulatur durchschnüffeln, um darüber dickleibige Bücher zu schreiben, immer als mehr oder weniger geisteskrank betrachtet. Aber gerade darum, weil der Verdacht des Goethepfaffentums niemand weniger treffen kann als mich, gerade darum hat vielleicht mein Urteil über diese v. Biedermannsche Arbeit einigen Wert. Und ich muß sagen, das Biedermannsche Werk hat es mir angethan. Nicht der staunenswerte Sammlerfleiß war es, der meine Bewunderung erzwang. Wohl konnte ich mir denken, welche Geduld, Mühe, Umsicht, Belesenheit dazu gehörten, um alles, was von Unterredungen und einzelnen Äußerungen Goethes von dessen Leipziger Studentenzeit (1765) bis zu seinem Tode (1832) durch Augen und Ohrenzeugen oder von glaubwürdiger dritter Seite aufgezeichnet wurde, aus allen Ecken und Enden Deutschlands zusammenzusuchen, kritisch zu sichten, auf seine Echtheit zu prüfen und chronologisch zu ordnen. Aber ich bin, wie gesagt, zu wenig antiquarisch angehaucht, um schon über die bloße Sammlerwut Freudenthränen zu vergießen; ich überlasse es daher den Düntzern und Löpern, nachzuweisen, ob nicht da oder dort doch das eine oder andere Goethesche Sprüchlein vergessen worden sei. Mir werden sie die helle Freude, den hohen Genuß, den mir die Lektüre dieser Goethegespräche gewährte, durch ihre kritischen Zuthaten nicht stören können. Wie ging es nur zu? Erst blätterte ich flüchtig darin herum, dann las ich den oder jenen Abschnitt, der mich besonders fesselte, von Anfang

bis zu Ende und schließlich fing ich, wie es sich für einen gründlichen Deutschen ziemt, beim Titelblatt an und hörte nicht eher mit lesen auf, als bis ich die ganzen acht Bände durchgeackert hatte. Und was erlebte ich da, während ich diese bunten Notizen und Schilderungen durchstöberte! Er selbst stand vor mir, der leibhaftige Johann Wolfgang Goethe; ich hörte seine klangvolle, biegsame Stimme, ich sah seine großen, dunkeln Augen, seine leuchtende Stirn, seine lebhaften Bewegungen, und ich fühlte „jenes geheime Behagen, jenes große Wohlgefallen am Leben," das dieser Herzbezwinger, als er noch auf Erden wandelte, mit jedem Wort, das er sprach, um sich verbreitete. Das war's, was mich an das Buch fesselte! Die meisten dieser bunt zusammengewürfelten Aufzeichnungen haben einen durch und durch persönlichen Charakter; sie atmen jenes Flüchtig-Allgegenwärtige und Ewig-Augenblickliche, das solchen absichtslosen Momentbildern eigen ist; aber sie alle geben, in der mannigfaltigsten Beleuchtung und in den verschiedensten Stellungen und Stimmungen, immer und immer wieder das Bild des Einen, Großen, Gewaltigen, der zu seiner Zeit nicht seinesgleichen hatte, — das Bild des sprechenden Goethe.

Darf ich es wagen, aus dieser reichen Bildermappe einige Goetheskizzen, die mir besonders gefallen haben, beliebig herauszugreifen? Ich kümmere mich dabei garnicht darum, ob sich darunter manche längst bekannte Bleistiftzeichnung befindet; ich will lediglich einige persönliche Eindrücke für mich selbst und vielleicht auch für den einen oder den andern meiner Leser festhalten. Beginnen wir mit Goethes Leipziger Studentenzeit.

Wir sind bei Stocks. Der studiosus juris sitzt vorn am Fenster und kritzelt an einer Kupferplatte herum, während hinter ihm die beiden Töchterchen des Hauses unter der Leitung eines frommen Kandidaten der Theologie die Geschichte der schönen Esther lesen. Plötzlich springt unser Student vom Stuhl auf, reißt den Kleinen die Bibel aus der Hand und macht dem erschrockenen Theologen die bittersten Vorwürfe, daß er Kindern solche unpassende Geschichten zu lesen gebe. Und ehe sich dieser mit Gottes heiligem Wort entschuldigen kann, hat Goethe schon die Bergpredigt aufgeschlagen und liest den Kleinen Christi Seligpreisungen so schön und erbaulich vor, daß selbst den Alten die Thränen in die Augen treten.

Lernten wir hier Goethe im Verkehr mit Kindern kennen, so mag uns Heinrich Jung-Stilling von dem Freund Goethe erzählen. Im Jahre 1770, beim Studentenmittagstisch in Straßburg, erlaubte sich ein Stutzer, den armen Jungen wegen seiner altmodischen Perrücke zu hänseln. „Es ist teufelsmäßig," fährt da Goethe dazwischen, „einen rechtschaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum besten zu haben." Und als die Nachricht eintrifft, daß Stillings Braut schwer erkrankt sei, hilft er dem Freunde, der zu ihr reisen will, die Sachen packen. „Du armer Stilling!" sind dabei seine einzigen Worte.

Natürlichkeit und Wahrheit der Empfindung und des Handelns sind eben Goethes Haupttugenden. Als Kestner ihn in Wetzlar fragt, warum er nie zur Kirche und zum Abendmahl gehe, antwortet er ruhig: „Ich bin dazu nicht genug Lügner." Und das in einer Zeit, wo er und Charlotte Buff sich über das zukünftige Leben unterhalten und sich das gegenseitige Versprechen geben, daß, wer zuerst stürbe, dem andern darüber Nachricht zu geben habe. Wie wohl er aber schon damals wußte, wo Aufrichtigkeit und Offenheit am Platze sei, und wo nicht, beweist eine Äußerung, die er 1774 zu Lavater that: „So oft man in Gesellschaft sei, nehme man vom Herzen den Schlüssel ab und stecke ihn in die Tasche; die, welche ihn stecken ließen, seien Dummköpfe. Wen er dagegen seines näheren Umgangs für würdig erachtete, den überrumpelte er

geradezu. So Julius Friedrich Höpfer in Gießen, dem er sich, von Wetzlar kommend, als heimkehrender studiosus juris vorstellte, um ihm dann mit den Worten: „Ich bin Goethe!" um den Hals zu fallen. „Ich wollte in Ihre Freundschaft gleich mit beiden Füßen hineinspringen," setzte er, seine Mummerei entschuldigend, hinzu. Wie prächtig nimmt sich daneben das kecke Selbstbewußtsein aus, das er Unbekannten gegenüber zur Schau trägt. „Wer ist Er?" fragt er 1775 über die Achsel den neben ihm im Wagen sitzenden Leibarzt des Fürsten von Dessau.

Und wie der Mensch, so der Kritiker Goethe. Als er, der Wieland in seiner Satire „Götter, Helden und Wieland" so übel mitgespielt hatte, bei Johanna Fahlener dessen anerkennende Recension über seinen „Werther" liest, ruft er, seines Gegners und späteren Freundes vornehmen Charakter zum ersten Mal erkennend: „Ein braver Kerl! Ein ganzer Kerl!" und gesteht beschämt: „Den verfluchten Dreck schrieb ich in der Trunkenheit." Umgekehrt aber, als im „Merkur" eine überaus absprechende Kritik über Herder und Hermann erscheint, kleidet er seine Entrüstung in die drastischen Worte: „Das sind Hunde!" Man denke aber nicht, daß Goethe nur über Abwesende so derb urteilte; nein, er hatte den Mut, jedem, den er eines Urteils würdigte, seine Meinung auch ins Gesicht zu sagen. Wer erinnert sich da nicht an jene köstliche Szene aus der tollen Weimarer Zeit, da der alte Gleim in einer Abendgesellschaft bei der Herzogin Amalie den „Göttinger Musenalmanach" vorliest? Goethe, der, in Jagdkostüm und hohen Stiefeln unbemerkt im Hintergrund stehend, eine Weile lang zugehört hat, unterbricht den Alten plötzlich mit der höflichen Bitte, ihn ablösen zu dürfen, und beginnt nun, nachdem er einige Verse aus dem Buche vorgelesen hat, plötzlich in der tollsten Weise zu improvisieren. „Die Autoren hätten Gott auf den Knieen danken müssen," schreibt Gleim selbst, „wenn sie so schöne Gedanken gehabt hätten," wie Goethe sie dutzendweise aus dem Ärmel schüttelte. Als aber der launige Vorleser Gleim selbst mit „einem frommen und geduldigen Truthahn" vergleicht, der „fremde Eier ausbrüte", springt dieser von seinem Stuhl auf und ruft, auf den Unbekannten deutend: „Das ist Goethe oder der Teufel!" „Beides!" antwortet der menschenkundige Wieland.

Mit dieser verblüffenden Wahrhaftigkeit, die sich in Scherz und Ernst gleich offen ausspricht, verbindet aber schon der junge Goethe jenen feinen künstlerischen Takt, der die Geister zu unterscheiden und das Große und das Kleine scharf zu trennen weiß. „Shakespeare gehöre zu denen, über die man nicht reden, wenigstens nicht disputieren könne," sagt er 1775 zu Stollberg und streckt mit diesen schlichten Worten die Waffen vor dem größten Dichter aller Zeiten, an dem von Voltaire an bis Roderich von Benedix und Gottschall die krittelnden Zwerge ihr Mütchen zu kühlen suchten. Wie schnelbig dagegen geht der geistvolle Mitarbeiter der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" ins Zeug, wo es gilt, die aufgeblasene Unfähigkeit zu züchtigen. „Man solle nicht bloß die Seide ausbrennen, sondern das Metall selbst so lange durchs Feuer gehen lassen und schmelzen, scheiden und läutern, bis von dem ganzen Werk nichts als der Titel „Klopstock" übrig bleibe," schreibt er über Cramers elendes Machwerk „Klopstock, in Fragmenten und Briefen von Tellow an Elisa."

Freilich hat das längere Einatmen der Weimarer Hofluft der kräftigen Goetheschen Lunge mehr geschadet als genützt. Oder spürt das nicht jeder, wenn er die diplomatischen Wendungen hört, deren sich der Dichter in allem, was die herzogliche Familie angeht, von jetzt ab bedient? Als Herder 1785 zum Geburtsfest des Erbprinzen eine Predigt hält, die selbst der höfisch-gewandte Wieland „wacker" findet, bemerkt Goethe ganz servil: „Er hat doch eine harte Manier, die Sache zu sagen. Nach solcher Predigt bleibt einem Fürsten nichts mehr übrig, als abzudanken." Sonst aber bleibt er ganz der Alte.

Der Natur und der Kunst gegenüber bewahrt er sich noch lange das offene Auge und das warme Herz, die Vorurteilslosigkeit und die liebevolle Hingabe, die ihn so hoch über alle seine Zeitgenossen erheben. „Man reist ja nicht um anzukommen, sondern um zu reisen," äußert er 1788 zu Herder auf einem Ausfluge. Und wie einmal Schillers „Götter Griechenlands" das Gespräch auf die griechische Kunst bringen, meint er, „er habe jetzt den Faden des Wie gefunden und würde, wenn ihm zu einem zehnjährigen Aufenthalt in Rom 10—12000 Reichsthaler zur Verfügung stünden, mit der Arbeit fertig werden." Freilich glaubte er mit Recht, daß ihm ein solches Werk nur mitten unter den Kunstschätzen Roms und unter dem blauen Himmel des Südens gelingen könne. Wie richtig er Land und Volk von Italien beurteilte, beweist seine erste längere Unterredung mit Schiller. „Die Nation lebe nur in gegenwärtigen Genüssen," drückte er sich aus, „weil bei der Fruchtbarkeit und dem milden Klima des Landes die Bedürfnisse geringer und der Erwerb erleichtert sei. Alle Laster und Tugenden der Italiener seien Folgen einer feurigen Sinnlichkeit." Und nachdem er die Bewohner gegen den Vorwurf des Müßiggangs verteidigt hatte, kommt er auf die italienischen Frauen zu sprechen und bemerkt, daß „in Rom mehr die Verheirateten, in Neapel mehr die Ledigen einem lockeren Lebenswandel fröhnen. Diese größere Freiheit der Sitten sowohl wie die Unsauberkeit, die überall herrsche, erinnere an die Nähe des Orients." Ähnlich, nur viel enthusiastischer redet er sechs Jahre später zu Joh. Daniel Falk über Italien: „Alles ladet dort zum Genuß. Natur und Kunst reichen sich die Hand. Nirgends finden wir dort so zurückstoßende, kolossale Gestalten oder so zusammengeschrumpfte Figuren, wie bei uns. In einem deutschen Gesicht ist Gottes Hand unleserlicher, als in einem italienischen, alles ist hier verkritzelt, selten etwas in der Form Vollendetes. In Rom findet man unter der gemeinsten Menschenklasse Körper gleich der Antike. In Italien wohnen schöne Körper und Seelen unter einem Dach, bei uns durch verschiedene Stockwerke abgesondert und ungesellig; jedes treibt seine Wirtschaft für sich." Welch liebevolle Versenkung in fremdes Volkstum, welche Klarheit des Urteils, welche Wärme des Gemüts spricht aus diesen Worten des großen Deutschen! Möchten doch unsere nationalen Hurrahpatrioten, die das Wort „Deutsch" stets im Munde führen, von Goethe erst lernen, was deutsch denken und empfinden heißt!

Ja, nicht nur der Dichter, auch der Denker Goethe — und wer könnte die beiden trennen? — kann uns ein Vorbild sein. Selbst in seinen Verirrungen offenbart sich seine Größe. Als er vor dem Weimarer Gelehrten-Verein, dessen Präsident er war, seine Farbenlehre entwickelt und von Newton spricht, „dem ein Jahrhundert alles nachgebetet habe," bedauert er, daß „Nachbeterei auch unter guten Köpfen so tief Wurzel schlagen könne." Und dieselbe Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Urteils, die er als Naturforscher bewies, wahrte er sich auch als Philologe. Wie feinsinnig bemerkt er zur Wolfschen Homer-Hypothese, wie undenkbar es wäre, daß Athen mit seinen paar Schiffen in der Ilias eine so armselige Rolle spiele, wenn die uns überlieferte Gestalt der Homerischen Gedichte aus der Zeit des Pisistratus stammte. Wo er aber gar als Ästhetiker urteilt, spürt man überall das feine Verständnis des selbstschaffenden Künstlers. So wenn er Voß tadelt, daß er **Κυνῶπα** mit „Ehrvergessener" und **Βοῶπις** mit „hoheitblickend" übersetze und durch diese Abstraktionen die Anschaulichkeit der griechischen Eigenschaftswörter zerstöre, oder wenn er Iffland den doppelten Vorwurf macht, daß in seinen Stücken die „moralische Besserung der Helden stets von außen komme," und daß er Natur und Kultur stets in Gegensatz zu einander stelle. Ja, sogar als Theaterleiter und Regisseur hat er sich anfänglich noch seine Vorliebe für das Natürliche, die er später so gern verleugnete, zu wahren gewußt. Oder darf man ihn nicht als einen Vorläufer der

„Meininger" bezeichnen, wenn er schon im Jahre 1798 bei der Inszenierung des „Wallenstein" alte Holzschnitte aus dem dreißigjährigen Kriege zu Rate zieht? Und heimelt es uns Realisten nicht beinahe an, wenn er Genast, der den Kapuziner spielen soll, mit den Worten empfängt: „Da Ihr viel mit solchen Kuttenmännern in Berührung gekommen seid, so werdet Ihr den rechten Ton treffen, der zu einem solchen Feldpfaffen gehört." Selbst noch Frau von Staël gegenüber, die 1804 nach Weimar kam, kehrte er hartnäckig den alten Realisten heraus und rügte in ihrer Übersetzung des „Fischers", daß sie „Todesglut" mit ‚air brulant‘ übertragen habe, während darunter doch nichts weiter als die Kohlenglut der Küche zu verstehen sei, was die konventionelle Französin natürlich „maussade und geschmacklos" fand.

Leider aber werden solche Äußerungen immer seltener. Die Hofluft und der einseitige Kultus der Antike, noch dazu in der gefälschten Auffassung Winkelmanns, schnüren mehr und mehr Goethes freien Geist in das enge Korsett des Konventionellen, und nach Schillers Tod erstarrt sein sonst so empfänglicher, allem Menschlichen so erschlossener Sinn ganz in dieser einseitigen Verehrung für das idealische Schöne, das er mehr und mehr dem eigentlichen Lebensboden der Wirklichkeit zu entrücken suchte. Suchte er nicht vielleicht gerade in diesem Kultus des Hellenentums einen Trost für den schweren Verlust, den er erlitten hatte? Denn ein schwerer Schlag war des Freundes Tod für den alternden Goethe. Schon während der letzten Krankheit Schillers fand ihn Voß weinend im Garten. „Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch wenig," sagte Goethe in der Vorahnung dessen, was kommen sollte. Als Schiller bald darauf starb, wagte niemand ihm die Trauerbotschaft zu bringen; er aber, als wüßte er es schon, verbrachte die folgende Nacht schluchzend auf seinem Lager. Und als er am Morgen an seinen getreuen Vulpius die angstvolle Frage richtete: „Nicht wahr? Schiller war gestern sehr krank?" und keine Antwort erhielt, rief er unter Thränen. „Er ist tot! Er ist tot!" Wer nach solchen Berichten von Augenzeugen in Goethe noch den herzlosen Egoisten sehen kann, dem ist überhaupt nicht zu helfen. Wie groß er von Schiller dachte, beweist eine Äußerung, die er Genast gegenüber that, als er erfuhr, man habe durch öffentlichen Anschlag bekannt gegeben, daß das Theater geschlossen sei. „Sagt dem, der die sonderbare Annonce über den Tod meines Freundes verfaßt hat, er hätte es sollen bleiben lassen. Wenn ein Schiller stirbt, bedarf es dem Publikum gegenüber wegen einer ausgefallenen Theatervorstellung keiner Entschuldigung." Und noch 1828 fährt er Karl von Holtei, der Schillers Egmont-Bearbeitung tadelt, mit den verächtlichen Worten an: „Was wißt Ihr, Kinder! Das hat unser großer Freund besser verstanden als wir."

Nach Schillers Tod erstarrt, wie schon gesagt, Goethes Individualität mehr und mehr. Noch 1801 erlaubte er sich in der steif-pedantischen cour d'amour, die er bei der Göchenhausen gegründet hatte, mit Kotzebue, den er davon ausschloß, einen so derben Scherz, der an die tollsten Streiche seiner Sturm- und Drangperiode erinnert. Er zeichnete eine Karikatur, auf der er und die anderen Mitglieder dieses Minnehofes in einer Säulenhalle auf- und abwandeln, während Kotzebue mit herabgelassenen Hosen im Vordergrund kauert, einen Sir Reverence setzt und wehmütig klagt:

„Ach könnt' ich doch nur dort hinein!
Bald soll's voll Stank und Unrat sein."

Jetzt aber ist ihm nicht nur alle Derbheit, sondern sogar die ungeschminkte Darstellung der Natur in der Seele zuwider. In einer Abendgesellschaft bei Johanna Schopenhauer, in der man über Claurens Lustspiele lacht, tadelt er nicht etwa deren psychologische Plattheit, sondern meint überhaupt ganz allgemein, „es käme darauf an,

das aus dem Leben Dargestellte mehr zu heben." Und in demselben Jahre 1806 zweifelt er sogar, „ob nicht die Franzosen auf dem rechten Wege gewesen seien" und stellt Calderon über Shakespeare: „Shakespeare habe mit genialem Naturinstinkt gearbeitet, sich gleichsam einen Rahmen gezogen und da mit dreister Hand seine Figuren hineingezeichnet; Calderon sei schon mehr ein künstlicher Dichter." Wie wahr! Nur daß Goethe das, was uns als Lob erscheint, als Tadel wollte verstanden wissen, und umgekehrt.

Freilich wechselte in jener Zeit, wie uns Johanna von Schopenhauer mitteilt, Goethes Stimmung mehr denn je zuvor; er war bald sanft und ruhig, bald verdrießlich und abschreckend, bald schweigsam, bald redselig, bald feurig und begeistert, bald scherzhaft und ironisch, bald zornig aufbrausend, bald sogar übermütig. Es waren offenbar die traurigen Zeitverhältnisse, die ihn quälten; er fühlte sich als Deutscher mit allen Fasern seines Seins mit dem Boden, auf dem er lebte, verwachsen und doch zugleich als Künstler, den die erbärmliche Krähwinkelei der verschiedenen deutschen Vaterländer anekelte, die Größe eines Napoleon dagegen entzückte; und an diesem Zwiespalt, der ihm von den kleinen Geistern aller Zeiten als Mangel an Patriotismus ausgelegt wurde, litt er selber am schwersten. „Glauben Sie ja nicht," sagt er 1813 zu Luden, „daß ich gleichgiltig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns; sie sind ein Teil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland am Herzen; ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung mit anderen Völkern erregt in uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität." Hier haben wir des ganzen Rätsels Lösung. Wer verstünde jetzt nicht den schmerzlichen Seufzer, den Goethe 1806 im Schopenhauer'schen Hause ausstieß: „Man möchte draußen sein, aber es giebt kein Draußen!" Und wer ahnte jetzt nicht, welche heißen Kämpfe bei der Unglücksbotschaft von Jena der Künstler mit dem Patrioten zu bestehen hatte, bis er die stolzen Worte sprechen konnte: „Ich habe gar nicht zu klagen; etwa wie ein Mann, der von einem festen Felsen hinab in das tobende Meer schauet und den Schiffbrüchigen zwar keine Hilfe zu bringen vermag, aber auch von der Brandung nicht erreicht werden kann; und nach irgend einem Alten (er meinte Lucrez) soll das sogar ein behagliches Gefühl sein; so habe ich wohlbehalten dagestanden und den wilden Lärm an mir vorübergehen lassen."

Hatte aber einmal der Künstler in Goethe über den Patrioten den Sieg davon getragen — und dieser Sieg war für des Dichters Selbsterhaltung eine Notwendigkeit —, so begreifen wir auch seine Bewunderung für die dämonische Erscheinung Napoleons. Nirgends zeigt sich Goethe als Menschenkenner und Seelenkundiger so groß, wie in der Beurteilung des korsischen Eroberers. „Außerordentliche Menschen, wie Napoleon, treten aus der Moralität heraus. Sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser," sagt er 1807 zu Riemer. Klingt das nicht wie ein Spruch aus Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse?" Aber damit nicht genug! Wie tief der deutsche Dichter das eigentliche Wesen dieses Übermenschen ergründete, beweist eine zweite Bemerkung, die drei Jahre später fällt: „Die ersten Menschen in der Revolution, als Lafayette u. a., waren noch eitel und wollten noch, daß die Menge etwas auf sie halten sollte; Napoleon hat ihnen gezeigt, daß gar nichts daran liege. Und das ist das Ungeheure, welches die Menschen noch nicht klein kriegen können, daß nämlich auch der Gegensatz

von jenem existiere." Ich glaube, dieses einzige Urteil über Napoleon stempelt Goethe zu einem der größten Psychologen aller Zeiten. Daß freilich die Moralisten jener Tage, wie Körner, ihn so wenig, wie die von heute, verstanden und über sein „Schüttelt nur an Euren Ketten! Der Mann ist zu groß" Zeter und Mordio schrieen, begreife ich nur zu gut; aber für sie hat ein Goethe überhaupt nicht gelebt. Wie wenig diese seine Bewunderung für Napoleons Genie ihn hinderte, an der heimischen Scholle und dem, was er sein Vaterland nennen konnte, unverbrüchlich treu zu hängen und unter Umständen dafür zu leiden und zu kämpfen, dafür haben wir an Falk einen klassischen Zeugen. „Was wollen sie denn, diese Franzosen?" rief Goethe 1810 in seiner Gegenwart voll Entrüstung, als man es dem Herzog von Weimar zum Vorwurf machte, daß er preußische Sympathieen hege. „Sind sie Menschen? Warum verlangen sie das Unmenschliche?" Und jetzt lodert der so lang zurückstaute Patriotismus in hellen Flammen empor: er will den Herzog, sollte es zum Äußersten kommen, ins Elend begleiten, und die Leute sollen auf sie deuten und sagen: „Das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser des Thrones entsetzt hat, weil er seinem Freunde treu im Unglück war." Und wie er sich diesen Gedanken weiter ausmalt, ertönt aus dem Munde des Einundsechzigjährigen das schönste Befreiungslied, das je gedichtet wurde: „Ich will ums Brot singen!" hebt er an. „Ich will Bänkelsänger werden und unser Unglück in Lieder fassen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf den Thron hinauf- und Euch von Euerm heruntersingen! Ja spottet nur des Gesetzes, Ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgend ist der Ort, mit Dir anzubinden! Wenn Du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst oder es mit Füßen trittst, so wirst Du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen!" Und da giebt es noch Faselhänse, die Goethe die Vaterlandsliebe abstreiten. Konnte er dafür, daß sein Vaterland so klein, daß es der Weimarer Hof war, wo die höchsten Güter, die die deutsche Nation besaß, deutsche Wissenschaft und Kunst, ihre Heimstätte hatten? Sollte er sich etwa für Berlin begeistern, wo man im Gardelieutenant das Ideal aller Menschlichkeit sah?

Doch kehren wir vom Patrioten zum Dichter und Denker Goethe zurück! Auch in ihm, der in seinem Kultus der Antike mehr und mehr zu verknöchern drohte, flammt immer wieder das alte Jugendfeuer empor. Er, der in eben diesen verhängnisvollen Jahren ein so tiefes und bahnbrechendes Buch wie die „Wahlverwandtschaften" geschrieben hat, weiß besser als jeder andere, wo die wahren Quellen seiner Kunst verborgen liegen. „Das Buch der Erlebnisse ist mir immer alles gewesen; das Erfinden aus der Luft war nie meine Sache; ich habe die Welt stets für genialer gehalten als mein Genie" lautet noch 1809 sein stolz bescheidenes Selbstbekenntnis. Und damit ja kein Zweifel darüber obwalte, wie dieser Goethesche Realismus eigentlich gemeint sei, brauchen wir nur eine Äußerung des Vierundsiebzigjährigen daneben zu stellen. „Die Auffassung und Darstellung des Besonderen," sagt er 1823 zu Eckermann, „ist auch das eigentliche Leben der Kunst;" denn „das Besondere macht uns niemand nach," und „jeder Charakter, so eigentümlich er sein möge, und jedes Darzustellende, vom Stein herauf bis zum Menschen, hat Allgemeinheit; denn alles wiederholt sich und es giebt kein Ding in der Welt, das nur einmal da wäre." Und das spricht derselbe Mann, der als Theaterdichter und Theaterdirektor mehr und mehr alles Besondere vom Typischen loszuschälen sucht, um seinem eigensinnig festgehaltenen Kunstideal näher zu kommen, derselbe Mann, der den glatten Voltaire dem unbequemen Shakespeare vor-

zieht und seinen Schauspielern verbietet, den Zuschauern — nicht etwa den Rücken — nein, auch nur das Profil zu zeigen!

Haben wir Realisten da nicht ein Recht, die ganze hellenische Pose, die Goethe in seinem späteren Alter zur Schau trägt, für eine grobe Verirrung zu halten? Nur gut, daß das griechische Pfropfreis die wilden Schößlinge des alten Stamms, die, von verwandtem Wurzelsaft genährt, immer aufs neue emporschossen, nicht ganz ertöten konnte! Wie seltsam der alte und der neue Mensch in Goethe ineinanderwuchs, beweist am besten sein Urteil über den unglücklichen Heinrich von Kleist. Der Olympier rügt die „nordische Schärfe des Hypochonders" und meint in Bezug auf das „Käthchen von Heilbronn", „es sei einem gereiften Verstande unmöglich, in die Gewaltsamkeit solcher Motive mit Vergnügen vorzugehen." Auch im „Kohlhaas" ist ihm alles zu „ungefüg". „Es gäbe ein Unschönes in der Natur, ein Beängstigendes, mit dem sich die Dichtkunst bei noch so kunstreicher Behandlung weder befassen noch aussöhnen könne." Wer wollte verkennen, daß hinter diesen Sätzen, die in ihrer Allgemeinheit in erster Linie einem Shakespeare das kritische Todesurteil sprechen, sobald man sie auf Kleist bezieht, ein Körnchen, aber auch nur ein winziges Körnchen Wahrheit steckt? Wie kommt der Schüler Herders, der die Dichtung eines jeden Volkes aus ihren natürlichen Lebensbedingungen heraus zu begreifen gelernt hatte, auf einmal dazu, von dem „nordischen Hypochonder" die „Heiterkeit italienischer Novellen" zu erwarten? Man kann sich denken, wie unbehaglich erst die „Penthesilea" mit ihrer keck realistischen Behandlung der Antike den steifleinenen Hellenen anmutete. „Die Tragödie grenzt in einigen Stellen an das Hochkomische," sagt er zu Riemer, „z. B. die Amazone mit Einer Brust auf dem Theater erscheint und das Publikum versichert, daß alle ihre Gefühle sich in die zweite, noch übrig gebliebene Hälfte geflüchtet hätte, ein Motiv, das für ein neapolitanisches Volkstheater im Mund einer Colombine, einem lustigen Polichinell gegenüber, keine üble Wirkung auf das Publikum hervorbringen müßte." Beim Lesen dieser Worte erinnerte ich mich unwillkürlich an ein Erlebnis des Schauspielers Ernesto Rossi, das dieser in seinen „Shakespeare-Studien" zum besten giebt. Er, der bekanntlich Shakespeare zum ersten Mal auf die italienische Bühne zu bringen wagte, machte den Anfang mit dem „Othello". Aber die Mailänder, die eine Tragödie in ihrem Sinne erwarteten, lachten und zischten gleich in der ersten Szene, weil sie in dem alten Brabantio, der im Schlafrock unter dem Fenster erscheint, eben einen „lustigen Polichinell" erblickten. Konnte aber Shakespeare etwas dafür, daß ihn diese Italiener nicht fassen konnten? Und war Kleist oder Goethes falscher Klassizismus dran schuld, daß die „Penthesilea" keine Gnade vor den Augen des Allgewaltigen fand?

War Goethe Kleist gegenüber ungerecht, so traf er mit seiner abfälligen Kritik über Jean Paul, für den damals ganz Weimar, ja ganz Deutschland schwärmte, den Nagel auf den Kopf. Hatte dort der gekünstelte Hellene gerichtet, so sprach hier der gesunde, an den Alten geschulte Humanist. Als der seltsame, unter Thränen lachende Kauz, dem Wieland eine „Allübersicht wie Shakespeare, mehr als Herder und Schiller" nachrühmt, zum ersten Mal Weimar besucht, thut Goethe den, wie Wieland meinte, alltäglichen Orakelspruch, „man müsse sich mit dem Menschen in acht nehmen und ihn weder zu viel, noch zu wenig loben." Aber elf Jahre später kommt er ihm vor „wie ein Züchtling, dessen Ketten man immer klirren hört, wenn er auch noch so leise Bewegungen macht. Man höre immer die Catena von Citaten, Kollektaneen und so fort." Ich glaube, mit diesen Worten hat Goethe das Unverdaute und Unkünstlerische der Jean Paulschen Schreibweise so treffend und plastisch gekennzeichnet, wie kein andrer Kritiker vor und nach ihm. Kann man es ihm also verdenken, daß er sich entrüstet

als er erfährt, daß Jean Paul, mit Anspielung auf Goethes „Wahrheit und Dichtung“, aus bloßem Widerspruchsgeist „Wahrheit“ aus seinem Leben geschrieben habe, „als ob die Wahrheit aus dem Leben eines solchen Mannes etwas andres sein könnte, als daß der Autor ein Philister gewesen?“ Und ist es nicht ganz natürlich, daß sein geläuterter Kunstgeschmack ihn zu dem harten Bekenntnis zwingt, „so oft er ein paar Seiten im Jean Paul lese, überkomme ihn ein Ekel, und er müsse das Buch weglegen.“

So findet sich in allen Urteilen, die Goethe über seine Zeitgenossen fällt, Wahres und Falsches, Gerechtes und Ungerechtes nebeneinander, je nachdem das Fremde in seiner künstlerischen Eigenart, die trotz aller Erstarrung noch immer eine ganze Welt umsperrt, aufzugehen vermag oder nicht. Daß der gesunde Heide für die Kirchenglocken und die Weihrauchfässer der Romantiker nur ein stolz überlegenes Lächeln hat, versteht sich von selbst. Als ihn 1801 Friedrich Schelling fragt, was er von Schlegel-Tiecks Almanach halte, versetzt er ganz trocken, „es sei für ihn zu viel Blut und Wunden darin.“ Und er, der von Calderons Dichten rühmt, daß „keine Zunge aussprechen könne, wie gut es sei,“ erklärt sich den unbeschreiblichen Erfolg, den Schillers „Jungfrau von Orleans“ fand, ebenso nüchtern wie richtig: „Die Jungfrau gefalle den Frauen, weil sie einmal keine Hure, sondern eine Jungfrau sei.“ Spukt hier nicht wieder der lustige realistische Teufel, den der alte Herr vergebens loszuwerden sucht? Und prasselt nicht das alte Jugendfeuer in ihm hell empor, als er, der auf alle herabzusehen gewohnt war, am Ende seiner Laufbahn sich plötzlich einem ihm Ebenbürtigen gegenüber sieht, seinem, der so ganz anders ist als er, der aber, ein zweiter Goethe, eine neue Zeit heraufführen hilft, — Byron? Hier, wo der Genius dem Genius gegenübertrat, fielen alle Schranken der selbstgezüchteten Konvention wie mürber Zunder von ihm ab, und der junge Goethe mit dem offenen Auge und dem warmen Herzen war wiedererstanden. „Byron allein lasse ich neben mir gelten,“ sagt der Vierundsiebzigjährige. Und als jemand in seiner Gegenwart Torquato Tasso mit Byron vergleichen will, weist er den schulmeisternden Vorwitz mit den begeisterten Worten zurück: „Byron ist der brennende Dornbusch, der die heilige Ceder des Libanon in Asche legt. Das große Epos des Italieners hat seinen Ruhm durch Jahrhunderte behauptet; aber mit einer einzigen Zeile des „Don Juan“ könnte man das ganze „Befreite Jerusalem“ vergiften.“

Überhaupt scheint es, als ob der ruhig dem Tod Entgegenwandelnde den Funken des werdenden Genius überall aus geheimem wahlverwandtschaftlichen Triebe ahnend herausspürte. Oder wie sollen wir es anders deuten, wenn er 1814 im Schopenhauerschen Hause, auf den jungen Philosophen hinweisend, die prophetischen Worte spricht: „Kinder! Laßt den dort in Ruhe! Der wächst uns allen noch einmal über den Kopf“? Ja, mochte der Dichter in Goethe mit zunehmendem Alter mehr und mehr versteinern, die Klarheit des Denkens, die machtvolle Überlegenheit und alles umspannende Weite des Geistes, durch die er alle Zeitgenossen hoch überragte, blieb ihm ungeschwächt und ungeschmälert bis zum letzten Atemzug. Wir staunen, wenn wir sehen, wie er, der die ganze Vergangenheit und Gegenwart in seiner Person zusammenfaßte, auch die Zukunft vorausahnte und geistige Strömungen, die erst nach ihm die Menschheit mit fortreißen sollten, schon in Keimen in sich trägt. Belauschen wir doch den mystisch-poetischen Vorläufer Darwins, wie er sich mit seiner Lieblingsschlange unterhält! „Die herrlichen verständigen Augen!“ ruft er entzückt. „Hände und Füße ist die Natur diesem länglich ineinandergeschobenen Organismus schuldig geblieben, wiewohl dieser Kopf und diese Augen beides wohl verdient hätten; wie sie denn überhaupt manches schuldig bleibt, was sie für den Augenblick fallen läßt, aber später doch wieder unter günstigen Umständen aufnimmt. Das Skelett von manchem Seetier zeigt uns deutlich, daß sie schon damals, als sie das-

selbe verfaßte, mit dem Gedanken einer höheren Gattung von Landtieren umging. Gar oft muß sie in einem hinderlichen Elemente sich mit einem Fischschwanze abfinden, wo sie gern ein Paar Hinterfüße in den Kauf gegeben hätte, ja, wo man sogar die Ansätze dazu bereits im Skelett bemerkt hat."

Wie hier Goethe sich die Natur noch ganz anthropomorphistisch als zwecksetzend denkt — eine Vorstellung, die ja heute noch durch die ganze Hartmannsche Philosophie spukt —, so faßt er auch das Geistesleben ganz nach Art der alten Pantheisten auf. Man würde aber fehlgehen, wenn man in dem Goetheschen Pantheismus mehr erblicken wollte als eine poetische Form der mechanistischen Weiterklärung, allerdings eine Form, die ihm, dem Dichter und Monisten, zu seiner inneren Befriedigung notwendig war. Das zeigt am besten sein Unsterblichkeitsglaube, der von den Allesbesserwissern unserer Tage ihm so gern als eine philosophische Rückständigkeit, wenn nicht gar als Feigheit ausgelegt wird. Man höre doch lieber, was er selbst darüber sagt: „Was die persönliche Fortdauer unserer Seele nach dem Tode betrifft, so ist es damit auf meinem Wege also beschaffen. Sie steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch; im Gegenteil, sie geht sogar aus derselben mit neuer Beweiskraft hervor. Wieviel aber oder wie wenig von dieser Persönlichkeit übrigens verdient, daß es fortdauere, ist eine andere Frage." Daß bei dieser Fassung des ganzen Problems von dem ganzen theologischen Aberglauben nichts übrig bleibt, wird jeder Denkende ohne weiteres zugeben. Aber Goethe drückt sich noch viel deutlicher aus. „Ich würde mich so wenig wundern," sagt er kurz nach dem Tode Wielands, „daß ich es sogar meinen Ansichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einst diesen Wieland als einen Stern erster Größe nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte." Was ist das anderes als eine poetische Anticipation der beiden festen Pfeiler unseres heutigen Naturdenkens, der beiden Prinzipien der Konstanz der Materie und der Erhaltung der Kraft? Goethe dachte eben moderner als man gemeiniglich glaubt. Wie treffend charakterisiert er den ganzen philosophischen Idealismus, wenn er Fichte „den größten neueren Scholastiker" nennt und zur Begründung dieser Behauptung hinzusetzt, „zum Poeten werde man geboren, aber zum Philosophen könne man sich machen, wenn man irgend eine Idee zur transcendenten, fixen mache." Er selbst freilich war der Ansicht Friedrich Nietzsches, daß „alle Philosophie gelebt und gelobt werden müsse, wenn sie fürs Leben Bedeutsamkeit gewinnen wolle;" und darum lobte er, ohne sich um den Streit der Philosophen zu kümmern, seine eigene Philosophie. Gern vertiefte er sich zwar in Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung" und meinte, „er habe nun ein ganzes Jahr seine Freude;" aber so sehr ihm „die Klarheit der Darstellung und die Schreibart gefiel," so sehr widerstrebte ihm, dem Künstler, dessen Mutterboden diese Welt der Erscheinungen war, die Verflüchtigung der Wirklichkeit in eine vom Subjekt abhängige Scheinwelt. „Was! Das Licht soll nur da sein, insofern Sie es sehen?" herrscht er den großen Philosophen an. „Nein! Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht sähe." Man glaube aber nicht, daß Goethe wegen dieser Abneigung gegen alle Abstraktion sich zum Lobredner der seichten materialistischen Aufklärerei hergegeben habe. Ganz im Gegenteil! Als er mit v. Müller auf Hamann zu sprechen kommt, braucht er die bedeutsamen Worte: „Hamann war seiner Zeit der hellste Kopf; er wußte wohl, was er wollte. Aber er hielt immer biblische Sprüche und Stellen aus den Alten vor wie eine Maske und ist dadurch vielen dunkel und mystisch erschienen. Mir ist populäre Philosophie stets widerlich gewesen, deshalb neigte ich mich leichter zu Kant hin, der jene vernichtet hat."

Wird man hier, wo Goethe von der Maske des Philosophen redet, nicht wieder unwillkürlich an Friedrich Nietzsche erinnert? Und in der That kann der große Dichter, wie schon sein psychologischer Scharfblick Napoleon gegenüber beweist, geradezu als ein Vorläufer des Zukunftsphilosophen betrachtet werden. Wie überlegen lächelt er, als er hört, daß viele die „Wahlverwandtschaften" für ein unmoralisches Buch erklärten! „Das thut mir leid," lautet sein stolzer Bescheid, „es ist doch mein bestes Buch. Glauben Sie nicht, daß es die Grille eines alten Mannes ist — ja, man liebt das Kind am meisten, welches aus der letzten Ehe, aus der spätesten Zeit der Zeugungskraft stammt. Aber Sie thun mir und dem Buche Unrecht. Das Gesetz im Buche ist wahr, das Buch ist nicht unmoralisch, Sie müssen's nur vom größeren Gesichtspunkte betrachten; der gewöhnliche moralische Maßstab kann bei solchem Verhältnis sehr unmoralisch auftreten." Und klingt es nicht ebenso Nietzschisch, wenn er gegenüber dem landläufigen Eudämonismus das Leiden verherrlicht? „Alles Leiden hat etwas Göttliches," sagt er zu Riemer, „denn insofern es Leiden ist, muß es doch ertragen werden können, obwohl schwer und mit Mühe. Für eine Natur, die darunter erliegt und es gar nicht fühlt, ist es kein Leiden mehr." Ja, sogar was Nietzsche in seiner „Geburt der Tragödie", dem tiefsten kunstphilosophischen Werk der Neuzeit, als begeisterter Dionysosjünger predigt, hat das Goethe nicht schon flüchtig angedeutet, wenn er meint: „Die Menschen sind nur so lange produktiv in Poesie und Kunst, als sie noch religiös sind; dann werden sie bloß nachahmend und wiederholend"? Was sagen aber erst unsre Goethepfaffen, die den großen Dichter so gern zu einem süßlichen Frauenlob stempeln möchten, zu den boshaften epigrammatischen Ausfällen, die er sich, ganz in der Weise Schopenhauers und Nietzsches, gegen das schönere Geschlecht erlaubt? „Die Weiber möchten auf der einen Seite lieben und auf der anderen geliebt werden und so beide Pole ihres Magneten beschäftigen. Wir wissen es; sie thun es unbewußt," hebt der größte Frauenkenner aller Zeiten lächelnd an. „Die Weiber wissen niemals, worüber eigentlich die Männer sich nicht vertragen können. Weil sie wie die Juden kein point d'honneur haben," fährt er stichelnd fort, und „wenn die Weiber Hypochonder sind, so werden sie immer nur die Objekte scheiten, niemals sich. Ein Mann hingegen kann mit sich selbst unzufrieden sein, um die Objekte zu sehr zu erheben," orakelt der alte Weise von Weimar ein ander Mal auf Grund seiner sechzigjährigen Erfahrung.

Doch genug! Wer könnte die Fülle Goethescher Lebensweisheit, die in tausend und abertausend Goldkörnern durch das ganze Biedermannsche Werk zerstreut ist, in den engen Rahmen eines kurzen Aufsatzes zusammenzwängen? Fast alle Fragen, die jemals die Menschheit bewegt, beunruhigt und erschreckt haben, werden hier bald flüchtig gestreift, bald in ihrer ganzen Tiefe erfaßt, immer aber von dem klaren Licht, das eine fest in sich ruhende, große Persönlichkeit ausstrahlt, in eigentümlicher Weise beleuchtet. Wie beschämt müssen z. B. unsere Gymnasialtyrannen, die sich zur Verteidigung ihrer lateinischen Genusregeln und ihrer griechischen Paradigmen mit Vorliebe auf unsern großen Klassiker berufen, vor folgenden Goetheschen Lapidarsätzen dastehen: „Es ist keineswegs nötig, daß alle Menschen Humaniora treiben. Die Kenntnisse, historisch, antiquarisch, belletristisch und artistisch, die uns aus dem Altertum kommen und dazu gehören, sind schon so divulgiert, daß sie nicht unmittelbar von den Alten abstrahiert zu werden brauchen, es müßte denn einer sein Leben hineinstecken wollen. Dann aber wird diese Kultur doch nur wieder eine einseitige, die vor jeder andren einseitigen nichts voraus hat, ja noch obenein nachsteht, indem sie nicht produktiv werden und sein kann." Und hat nicht alles, was Goethe den deutschen Universitäten zum Vorwurf macht, ganz wenige ehrende Ausnahmen abgerechnet, noch heute seine volle Giltigkeit? „Es ist

alles in den Wissenschaften zu weitschichtig geworden," klagt der universellste Geist deutschen Stamms. „Auf unseren Kathedern werden die einzelnen Fächer planmäßig zu halbjährigen Vorlesungen mit Gewalt auseinandergezogen. Die Reihe der Erfindungen ist gering, besonders wenn man sie durch ein paar Jahrhunderte im Zusammenhang betrachtet. Das meiste, was getrieben wird, ist doch nur Wiederholung von dem, was dieser oder jener Vorgänger gesagt hat. Von einem selbständigen Wissen ist kaum die Rede. Man treibt die jungen Leute herdenweise in Stuben und Hörsäle zusammen und speist sie in Ermangelung wirklicher Gegenstände mit Citaten und Worten ab. Die Anschauung, die oft dem Lehrer selbst fehlt, mögen sich die Schüler hinterdrein verschaffen." Wenn man bedenkt, daß diese goldenen Worte vor 82 Jahren von dem gepriesenen Goethe gesprochen wurden, ohne daß bis heute die Professoren und Schulmeister, die seinen Namen so gern im Munde führen, sich im geringsten daran kehren, so möchte man fast am Fortschritt der Menschheit verzweifeln. Aber steht es auf anderen Gebieten besser? Treibt nicht auch der theologische Aberglaube Tag für Tag neue Blüten, gleich als hätte der große Heide nicht gelebt? Was sagte er doch, als im Jahre 1804 jemand eine Abhandlung schrieb, in der er bewies, daß Sophokles ein Christ gewesen sei? „Das ist keineswegs zu verwundern; aber merkwürdig, daß das ganze Christentum nicht einen Sophokles hervorgebracht hat."



Kritik.

Romane und Novellen.

Der zweibändige Roman „Syrlin" von Ouida (aus der deutschen Verlagsanstalt) enthält, wenigstens im ersten Band, eine interessante Darstellung der höheren englischen Gesellschaft. Wenn das Bild im Allgemeinen und im Einzelnen so wahr ist, wie es keck und flott hingezeichnet erscheint, was ein deutscher Recensent ja kaum zu beurteilen vermag, darf man ihm einen bedeutenden Wert zuerkennen. Wenigstens erweckt die Verfasserin den Eindruck, die Welt ihrer Darstellung zu kennen, ja vielleicht ihr selber in einem gewissen Sinn anzugehören. Das ist schon etwas. Aber all' die Lords und Ladies werden uns nach den hochheiligen Traditionen einer herkömmlichen Schule fast nur im Hofkostüm gezeigt, welches doch das allerlangweiligste ist, trotz nackter Schultern und allem, was drum und dran hängt, weil in ihm die Menschen sich nicht als Menschen zeigen, sondern als niedliche Marionetten.

Ouida giebt dies vollkommen zu. Die Ladies und die Lords, und was dazu gehört, sind ihr auch gar nicht die Hauptsache; die ist Syrlin, das Genie, das Genie kat exochen.

Und man muß anerkennen, daß die berühmte Verfasserin vom Genie manche schöne Begriffe hat (und vor allem noch schönere Worte), die sie uns teils durch ihren eigenen Mund, teils durch den anderer, am liebsten durch denjenigen des Genius selber, offenbart. Das ist aber auch alles — außer das Ouida sonst noch über einige recht nette Gedanken verfügt, die ihr durch Lektüre und eigenes Nach-

denken über die Dinge geworden sind, und wodurch sie sich sichern Beifall gewinnen wird, besonders hervorzuheben: ihre Betrachtungen über das Theater und die, etwas hochmütige, aber vielleicht sehr richtige Beurteilung der sozialen Frage.

Der Hauptpunkt dagegen, die konkrete Darstellung des Genies, ist verfehlt.

Schon sehr verdächtig muß es erscheinen, daß von den beiden Vertretern genialkünstlerischen Wesens der eine ein Schauspieler, der andere ein Sänger ist. Was das Singtalent mit Genie, d. h. mit der Dimension und Qualität des Gehirns zu thun hat, ist a priori klar und wird uns von der Erfahrung täglich gezeigt, deutlicher als nötig wäre. Von der Schauspielkunst aber spricht Syrlin selber in den verächtlichsten Ausdrücken. Er giebt dieselbe sogar ganz auf — ohne, wie es scheint, mit sich im klaren zu sein, in welcher andern Kunst sich sein Genie von nun an bethätigen soll und will. Das wäre etwas unvorsichtig, selbst von einem Genie, wenn es nicht vorher — Millionen geerbt hätte. Natürlich, das Genie geht nach Brot, so gut wie die Kunst; hat es dessen aber genug, nun, so braucht es eben nicht mehr darnach zu gehen. Aber, meine sehr berühmte Autorin Ouida, das ist wider die Verabredung, d. h. wider die Definition, wider die schönen Worte, Ihre eigenen schönen Worte!

Und das alles könnte man noch hingehen lassen, den ganzen ersten Band; es läuft dabei immerhin sehr viel Geistreiches mit unter. Aber der zweite Band wird unerträglich. Er handelt davon, wie Syrlin liebt, d. h. wie das Genie nach und nach zum gemeinen Schmachtlappen wird. Hier haben wir die Geschichte des allerneuesten Amadis von Hispanien.

Von dem natürlichen Verhältnis des Mannes zum Weibe scheint Frau oder Fräulein Ouida keine Ahnung zu besitzen. Wenn aber das Genie etwas ist, so ist es der Plenipotentiarius der Natur im Reich der Kultur, der — bei aller schuldigen Reverenz vor ihrer geleckten Majestät, wie auch vor dero Majestät würdigen Dienern — das gleißende Hofgeschmeiß gründlich verachtet, wie kein anderer; der vor allem und in allem, was auch hin und her geflunkert werden mag, die Rechte und Forderungen seiner eigenen angestammten Herrin und Souveränin vertritt, dabei nicht den geringsten Spaß verstehend. Die gute Ouida hat sich geirrt und den Hofnarren oder gar den Hofprediger für Seine Exzellenz den Herrn Bevollmächtigten angesehen.

Man kann ja verschiedene Begriffe vom Genie haben; man kann auch gar keinen haben. Wenn man aber einmal wie Ouida das Genie auffaßt als eine Art Heiland, der aber die Welt nicht durch seinen Tod, sondern durch seine Werke zu erlösen hat, dann kann man unmöglich annehmen, daß in dem Gehirn dieses selben Genies ein einzelnes menschliches Wesen, etwa ein Weib, und noch dazu ein ganz herz- und temperamentloses, eine solche Wichtigkeit erlangen könne, daß das Genie, im vollen Bewußtsein seiner selbst, sich um dieser Puppe willen freiwillig vernichte, die Welt also um ihre Erlösung betrügend.

Es thut mir unendlich leid, dieses dumme Wort „Genie“ so oft hier gebrauchen zu müssen; das ist aber nichts gegen den Roman, dort steht es hundertemal.

Syrlin soll aber nach seiner Urheberin nicht nur ein Genie, sondern auch ein moderner Mensch sein. Da ist sein wertherhafter Selbstmord noch tausendemal unwahrer. Die modernen Menschen sind keine Werther. Einer, der beides war, was Syrlin sein soll und nicht ist, hat sich vor kurzem in Italien mit Gift getötet, wenn ich recht weiß, nicht weit von Ouidas italienischer Wohnung. An seinem Fall hätte Ouida merken können, was den modernen Helden, was überhaupt den starken Menschen zum Tode bringt. Nicht zu tote schmachten wird er sich; er rast sich zu tot, wenn es einmal sein muß.

Und er reißt alles mit sich hinunter, was in seinen Wirbel tritt, zuerst das Weib.

Eigentlich war es so zu allen Zeiten mit den Helden, in hundert Tragödien steht es zu lesen; Syrlin ist nur ein Maulheld, meinetwegen ein Weiberheld, aber das schon sehr eingeschränkt.

Daß man mich nicht falsch verstehe: Der Dichter darf natürlich auch das Halbe und Unzulängliche darstellen, auch das Verschrobene und Verrückte, alles was er nur mag; ein falsches Genie so gut wie ein wahres. Man muß das in Deutschland ausdrücklich betonen, weil es hier genug Esel von Kritikern giebt, die den Autor zur Rede stellen, mit welchem Recht er ihnen ein Hippopotamus vorführe, während sie ein Rhinoceros erwartet hatten. Aber der Autor darf nicht seinen Hippopotamus für einen Elefanten, er darf nicht krumm für grad ausgeben wollen. Es handelt sich mit einem Wort um das „Wie", nicht um das „Was".

Ein geistreiches und gedankenreiches Buch aber ist „Syrlin", also ein interessantes Buch, das soll ihm nicht genommen werden — wenn nur der zweite Band nicht wäre. Das Buch sagt uns manches, aber alles im ersten Band. Sprachlich fiel mir folgender Satz auf: Eine unschuldige und edle Liebe, wie sie u. s. w. sollte nicht durch die gespaltene Klaue weltlicher Rücksicht getrennt werden." Ich dachte mir die „Weltliche Rücksicht" weder mit gespaltenen noch ungespaltenen Klauen, sondern als geschmeidige Weiblichkeit mit Samtpfötchen, womit sie leider nur allzuoft auch die Feder führt. . . .

Benno Rüttenauer.

Neue Novellistik. Man sollte es kaum für möglich halten, daß es heute noch Schriftsteller giebt, die lammfromm und langweilig in den groben Fußstapfen der bei lebendigem Leibe gestorbenen Ebers und Eckstein einherwandeln. Und doch treffen wir immer noch hier und da einen solchen Nachzügler, den die antiquarischen Lorbeeren und vielleicht auch das klingende Honorar dieser beiden ägyptischen und römischen Totengräber nicht schlafen lassen. Bildet sich ein solcher Nachahmer der Enkel Philipp von Zehsens aber gar ein, der Beifall des gebildeten Publikums würde ihm zufallen, so hat er sich gründlich getäuscht. Wir Jungen haben dafür gesorgt, daß selbst die höhere Tochter zu gähnen beginnt, wenn sie von der „ägyptischen Königstochter" oder den „Claudiern" reden hört; und was die Kritik noch etwa am Leben ließ, das meuchelte unser Walloth nieder, der durch seine von glühender Sinnlichkeit durchtränkten Römergemälde auch dem blödesten Auge zeigte, wie ein geborener Dichter die antike Welt abspiegle. Nichtsdestoweniger giebt es, wie gesagt, noch immer hie und da einen so sonderbaren Kauz, der den Faden, den Ebers fallen lassen, aufnimmt und weiterspinnt. Der neueste „Dichter" dieser Art heißt Moritz Dreger. Ihn verführte der „Kaiser" von Ebers zu dem — nebenbei gesagt, ziemlich gefahrlosen — Wagnis, den alten Hadrian und, was um und an ihm hängt, noch einmal auszugraben. Und so schrieb er denn seinen Peregrinus Proteus (Wien. Lesk u. Schwidernoch. 1892), der vor dem Ebersschen Machwerk den unbestreitbaren Vorzug hat, daß er bei kleinem Oktavformat und ziemlich großem Druck bloß 126 Seiten lang ist. Sonst dieselbe langweilige Salbaderei, dieselbe Farblosigkeit, nur alles viel anspruchsloser, in der Komposition unbeholfener und ohne den theatralischen Aufputz des Ägyptiologen, ja beinahe kindlich.

Aus letzterem Grunde würde ich Herrn Moritz Dreger raten, der ihm geistesverwandten Ida Burgwedel die Hand zu reichen, die den deutschen Büchermarkt mit ihren „Märchen und Skizzen" (Wismar. In Kommission der Hinstorffschen Hofbuchhandlung. 1891) bereichert hat. In ihrem Vorwort beschwört die bescheidene Verfasserin die „Götter Griechenlands" von Schiller, stört den

armen Boileau aus seinem jahrhunderte-langen Schlummer und druckt, weil ihr nichts mehr einfällt, zum Schluß Heines „Frühlingslied“ ab. Aber weder Schiller noch Boileau, noch Heine — eine hübsche Zusammenstellung! — haben ihr beim Dichten geholfen, das erfuhr ich zu meinem Leidwesen, als ich das Bändchen durchblätterte. „Selig sind die Armen am Geiste!“ sprach ich seufzend, als ich nach einer halben Stunde das widerlich süßliche, limonadenhaft fade, von aufdringlicher Selbstgefälligkeit durchhauchte Nichts in den Papierkorb warf. Doch für die eigene Gehirnleere ist niemand verantwortlich. Wenn aber die Verfasserin ihren eigenen salzlosen Kohl durch eine offenbar aus ihrer Pensionszeit stammende schlechte Prosaübersetzung verschiedener französischer Gedichte von J. J. Rousseau, De la Harpe, La Fontaine, Boileau ꝛc. zu würzen sucht, so weiß man nicht, ob man ihre Selbsterkenntnis oder ihre Eitelkeit mehr bewundern soll.

Nach der Lektüre solcher litterarischen Leistungen wird der Kritiker ganz von selbst anspruchslos. Er verlangt gar nicht mehr nach etwas Eigenartigem, Kraftvollem, Gedankenkühnem; er bescheidet sich gern, wenn er tüchtige Dutzendware findet. Und Erzählungen dieser Gattung sind Karl Streckers „Hobelspähne“ (Leipzig. Wilhelm Friedrich) und Eva A. v. Arnims „Hallali“ (ebendaselbst 1892), das erste drei Novellen, die, frisch hingeworfen, selbst der Stimmung nicht entbehren, das letztere ein fesselnder Roman aus Offizierskreisen, mit all den Vorzügen und Fehlern einer weiblichen Feder ausgestattet, beides freilich ohne künstlerische Vertiefung und ohne den Reiz neuer Gedanken, aber gut genug zur flüchtigen Unterhaltung während einiger Mußestunden.

Edgar Steiger.

Lyrik.

Lyrisch-epische Rundschau. An lyrischen Anthologien haben wir Deutschen von der Zeit der selig entschlummerten Musenalmanache an bis auf den heutigen Tag leider keinen Mangel. Ich sage absichtlich: leider! Denn fast alle diese Sammlungen haben, weil sie stets für den Nähtisch unserer Backfische und alten Jungfern berechnet waren, durch die Süßlichkeit und Zimperlichkeit ihres Inhalts vielleicht am meisten dazu beigetragen, die Männerwelt der deutschen Lyrik zu entfremden. War doch hier jeder saftvolle Gedanke, jeder energische Ausdruck, jede elementare Leidenschaft verpönt, von sinnlichen Derbheiten, die nun einmal auch mit zum Weltbilde gehören, gar nicht zu reden. Nun aber gar eine Anthologie, die sich „Deutsches Frauenleben“ (Oldenburg. Gerhard Stalling) betitelt und von Robert König, dem verstorbenen Daheim-König, dem Verfasser der ebenso prächtig illustrierten wie erbärmlich geschriebenen Litteraturgeschichte, zusammengestellt ist! Mir wurde schon, als ich das Titelblatt sah, ganz sinnig und minnig und finnig zu Mut, und als ich drin blätterte, schwamm ich vor lauter Liebe und Liebesweh in keuschen deutschen Thränen. Zum Glück hatte ich den „Weingott des Nordens“ (Bremen. M. Heinsius Nachfolger. 1892) in der Nähe, der mir mit seinen urfrischen Trinkliedern die nassen Augen trocknete und das in Wehmut zerschmelzende Herz stählte. Ja, dieser Karl Michael Bellman, der vor 152 Jahren in Stockholm geboren wurde, dieser lustige Bruder Liederlich, ist mir mit seiner ewigen Weinlaune und seinem ewigen Kartenspiel doch noch lieber, als ein ganzes Schock das ganze Leben durchsäuselnder Minnesänger; denn man muß dem Übersetzer P. J. Willatzen, der die Lieder des Weingotts mit ihrem oft sehr kunstreichen Strophenbau meisterhaft verdeutscht hat, Recht geben, wenn er den sieghaften Geist, den frappierenden Witz, die alles überflügelnde Genialität des schwedischen Dichters rühmt. Da ich aber einmal im hohen Norden bin, sei auch des kühnen Nordpolfahrers Emil Bessels

gedacht, den auf der amerikanischen Nordpol-Expedition im Jahre 1872 ein Schiffbruch plötzlich zum Dichter machte. In der Nähe von Ita an die Küste geworfen, hatte er neun volle Monate lang Gelegenheit, die patriarchalischen Sitten und Gebräuche der Grönländer aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und als er wieder glücklich zu Hause war, schuf er aus seinen eigenen Erfahrungen, in die er den Sagenschatz jener Naturmenschen verwob, in seiner „Aniligka" (Stuttgart. Adolf Bonz u. Co. 1891) ein prächtiges Bild des arktischen Volkslebens, mit dessen Herausgabe Otto Baisch alle Freunde der harmlosen poetischen Erzählung zu aufrichtigem Dank verpflichtet. Dagegen hätte Wilhelm Achilles seine kindischen „Gedichte" (Leipzig. Albert Möller. 1891) lieber ungedruckt lassen sollen; er wäre dann vielleicht dereinst, von seinen Stammtischfreunden als großer Dichter bewundert, gestorben. Es ist ja so wie so geradezu entsetzlich, wie viele Verse täglich in Deutschland fabriziert werden. Man nehme nur einmal ein so wunderliches Buch, wie „Ecce Homo!" (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1891) her, bei dem man nicht einmal weiß, ob es der selige Gobbert oder Engelbert Albrecht geschrieben hat. Doch wer auch immer der Verfasser sei, man fragt sich verwundert, woher der Mensch die Zeit zu den vielen Gedichten hergenommen hat. Er betet und büßt, liebt und schwärmt, spaziert in Wald und Flur und erzählt nebenbei die ganze heilige und profane Geschichte und Sage von Satans Fall bis zu Napoleon I. — und das alles in Reimen! Und man kann nicht einmal behaupten, daß die Verse geradezu schlecht seien; nein, es ist regelregte Fabrikware, wie sie bei einem solchen Dichten nach der Elle kaum besser erwartet werden darf. Ja, was die Form anbetrifft, könnte sich Emil Suter mit seiner „Mroaso" (Leipzig. Wilhelm Friedrich) an Gobbert-Albrecht ein Beispiel nehmen; denn so schlechte Hexameter habe ich schon lange nicht mehr zu Gesicht bekommen. Man lese nur folgende zwei Zeilen, die ein Distichon vorstellen sollen:

„Schon nun Sorrento lächelnd mir winkt zum Genusse.
Castellamar, Stabiä's Grab blendet in sonniger Pracht."

Aber auch sonst bietet das Büchlein, das als eine zweite Divina Comedia gedacht ist, des Erheiternden genug. Wie der Leser schon aus obiger Probe ersehen haben wird, steht der Verfasser mit der deutschen Sprache überhaupt auf etwas gespanntem Fuße. Aber noch ergötzlicher als die Form, die bald gereimt, bald antik ist, wirkt der Inhalt. Was für eine Sprache reden hier die himmlischen Geister! Man höre!

„Wir haben im Himmel
Zwar andres zu thun
Als jeglichem Bümmel,
Als jeglichem Huhn
Gehorsam zu Willen zu sein" ꝛc.

Und wie lustig geht es zu in diesem Himmel! Alles liebt unplatonisch, mit Ausnahme der Minerva und einiger Dichter. Wir begreifen daher vollkommen, daß der Verfasser sich aus diesem Himmel in den Frieden des Nirwana hinüberrettet.

Th. Schweizer.

Der Apostel. Von Petöfi. Übersetzt von Stein-Abai. Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Petöfi gehört zu den wenigen Auserwählten, deren Dichtungen nie altern. Der gewaltige Freiheitsgesang des großen Ungarn, dieser schrille Wehschrei eines ganzen geknechteten Volkes, erschüttert noch heute jedes freiheitsdurstige Menschenherz, während tausend andere Lieder aus den 40er Jahren längst Duft und Farbe verloren haben. Woher kommt das? Einfach daher, daß Petöfi keine politischen Phrasen drischt, sondern große Gedanken und heiße Gefühle in klaren Bildern und ganzen Anschauungen giebt. Er hat eben das Dichterauge, das alle Dinge auf seine Weise sieht und wiederspiegelt. So zeichnet er z. B. die ärmliche

Dachkammer, in der sein Held mit Weib und Kind hungert, mit wenigen derben Strichen:

„Breit streckt sich an der Wand
Herab die Spur des Regens,
Wie in des Reichen Wohnung
Der Schelle Schnur."

Das packt und greift in die Seele durch die einfache und doch so überraschende Bildlichkeit. Und welcher Stimmungszauber zittert über den Versen, in denen er den Schlummer des von Hunger und Seelenleid ermatteten Dulders bei anbrechender Morgendämmerung schildert:

„Doch sieh', es flackert einmal nach das Lämpchen,
Und dann entschläft sein müdes Leben.
Es schwindet mählich auch die Nacht, wie das
Von Mund zu Mund gegebene Geheimnis.
Die muntre Gärtnermaid, die Morgenröte,
Streut Rosen auf das Fensterchen des Hauses
Und auf des Zimmers kahle, dumpfe Wand;
Der erste Strahl des jungen Tages
Senkt auf die Stirne sich des Schlafenden
Wie güldenes Geflechte, wie
Ein heller, warmer Kuß von Galles Lippen."

Diese beiden Stellen werden dem Leser zugleich am ehesten einen Begriff von der Kunst des Übersetzers geben. Stein-Abai hat den richtigen Ton gefunden; seine Übersetzung liest sich wie ein Original; die reimlosen unregelmäßigen Rythmen sind mit feinem musikalischen Gefühl behandelt und schmiegen sich den wechselnden Stimmungen der Dichtung aufs Engste an.

Edgar Steiger.

„Hochlandfahrt." Gedichte aus den Tiroler Alpen von Rudolf Perger (Meran, F. W. Ellmenreichs Verl.). — Dem Verfasser ist es nur an wenigen Stellen gelungen, Eigenes in eigener Art zu sagen. Dagegen entstellen die vielen „süß" und „hold", die „Tierchen", „Tätzchen", „Blümchen" viele Gedichte, die sich im Gleise der Scheffelschen und Baumbachschen frohen Kunst bewegen. In den freien Rhythmen klingt des Verfassers Begeisterung manchmal aus der Tiefe heraus, um nur allzu rasch im Konventionellen zu erlahmen. Manche Strophen sind dichterisch schön:

„Durch die frastigen Gründe
Wallende Nebel zieh'n,
Hung'rige Dohlenschwärme
Scheu vom Walde flieh'n",

aber es sind eben nur einzelne Strophen und ganz vereinzelte Gedichte. Immerhin auch Proben echter Begabung. Das Buch ist den Genossen im deutschen und österreichischen Alpenvereine gewidmet.

Altenburg. A. v. Sommerfeld.

Die Dioskuren. Litterarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamten-Vereins der österreichisch-ungarischen Monarchie. Einundzwanzigster Jahrgang. Wien 1892. Karl Gerolds Sohn. — Ein stattlicher Band mit zahlreichen dichterischen, auch einigen kritischen Beiträgen österreichischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen. Neben Veteranen, wie Betti Paoli, moderne Kämpfer, wie Bertha von Suttner, neben manchem wahrhaften Weizenkorn, wie das bei solchen Anthologieen unvermeidlich ist, auch ein bischen Spreu, doch nicht soviel, daß das Gute, Schöne, Herzerfrischende unter ihrem Staub erstickt würde, kurz, im großen Ganzen ein getreues Abbild des auch in unserem Nachbarreiche jetzt so frisch und verjüngt sich emporringenden deutschen Dichtens. —r.

Soziale Litteratur.

Die Wirtschaft des Volkes. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. Max Schweinburg. Wien. Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1891.

Miniaturbilder aus dem Gebiete der Wirtschaft von Emanuel Herrmann. Halle a. S. Louis Nebert 1891.

„Soviel aber ist gewiß, daß wir uns noch in den allerersten kindlichen Anfängen der großen Naturwissenschaft der Wirtschaftslehre befinden, und daß sich daher kein Werk größeren Wert beilegen darf, als daß es im besten Falle ein brauchbarer Baustein werden kann für den späteren Aufbau der Wissenschaft." Diese Worte, die der Vorrede des zweiten der oben genannten Bücher entnommen sind, kennzeichnen am besten die Bescheidenheit der beiden Autoren und — ihrer Werke. Seit die soziale Frage in Aller Munde schwebt, ist auch die volkswirtschaftliche Schriftstellerei Mode geworden, und es regnet jeden Tag Broschüren, die bald selbstbewußt die endgiltige Lösung des

sozialen Problems ankündigen, bald ebenso demütig wie eitel wenigstens ihr Scherflein zu dessen Lösung beitragen wollen. Bald ist's ein dem Leben entfremdeter Professor, der sich aus Adam Smith, Malthus und Ricardo ein Allerweltsheilmittel zusammenbraut, bald ein frommer Pastor, der mit Beten und Singen den sozialdemokratischen Teufel beschwört, bald ein Büreaukrat, der nach Staatsanwalt und Polizei ruft, bald ein halbverhungerter Journalist, der für seine aus alten Zeitungen herausgeschnittene Tagesweisheit wieder einmal einen dummen Verleger gefunden hat. Sollte man all das unverdaute und unverdauliche Zeug lesen, so wäre man binnen wenigen Wochen fürs Irrenhaus reif. Wie wohlthuend ist es daher, wenn einem von Zeit zu Zeit ein Buch unter die Hände gerät, das wenigstens von ehrlicher Gesinnung und fleißiger Geistesarbeit zeugt! Dieses Lob aber darf man den beiden oben genannten Werken unbedenklich erteilen. Jeder der beiden Verfasser bemüht sich, auf seine Art sich mit dem großen Zeitproblem abzufinden. Dr. Max Schweinburg in mehr populärer Weise, Emanuel Herrmann, wie er wenigstens wähnt, nach Darwins wissenschaftlicher Methode, Jener, indem er die ganze Volkswirtschaft in das Bereich seiner Forschung zieht, Dieser, indem er sieben nationalökonomische Themata (die Geschichte der Glasspinnerei, das von Thünensche Gesetz, die Korrespondenzkarte, die Formen der Organisation der Arbeit, die Dampfmühle zu Ebenfurth, das Prinzip der Rotation, die Launen der Pracht) ziemlich willkürlich herausgreift und einer eingehenden Betrachtung unterwirft. Man sieht, den beiden Herren fällt es gar nicht ein, die soziale Frage lösen zu wollen, und schon das nimmt von vornherein für sie ein. Wer ehrlich zugesteht, daß er erst das wirtschaftliche Leben, wie es ist, verstehen lernen wolle, vor dem zieh ich respektvoll meinen Hut. Ob es aber deshalb gerade nötig war, sich so furchtsam um den Kernpunkt der sozialen Frage herumzudrücken? Es ist doch gar zu wunderlich, wenn die beiden Volkswirtschafter sich stellen, als hätten sie von Karl Marx noch kein Sterbenswörtchen gehört. Oder streift es nicht fast an Komik, wenn Herrmann in seinem Kapitel über die Formen der Organisation der Arbeit, in der Friedrich List, Jean Baptist Say, ja sogar Wilhelm Roscher die ihnen gebührende Stelle finden, den großen Sozialisten gar nicht erwähnt? Daß dabei nichts neues für Wissenschaft und Leben abfallen kann, versteht sich wohl von selbst. Ist doch nirgends der dürre Historismus weniger angebracht als in der Volkswirtschaft, die niemals die Fühlung mit dem Leben der Gegenwart verlieren darf. Aber auch bei Schweinburg finden sich seltsame Schrullen, so z. B. wenn er behauptet: „Verfügt das Gesetz, daß dasjenige allgemein gelten solle, was die Mehrheit der Stimmen beschließt, so wird damit die Herrschaft der rohen Gewalt geheiligt." Wieso denn nur? Wer sagt denn dem Herrn Doktor, daß die Minorität den Verstand gepachtet habe? Ist es nicht wahrscheinlicher, daß sich unter tausend bunt zusammengewürfelten Leuten mehr Vernünftige befinden als unter hundert Menschen gleicher Art? Und haben jene Tausend nicht mindestens ebensoviel Recht auf die Regierung des Staates als diese Hundert? —r.

Wilhelm Huch: Das höhere Dasein auf Erden. Allen Freunden des Christentums und der Naturwissenschaft gewidmet. Heimstadt, F. Richter, 1891.

Ein eigenartiges gedankenreiches Buch, das als Zeichen der Zeit volle Beachtung verdient! Gleich den „Ernsten Gedanken" des Husarenoberstleutnants M. v. Egidy offenbar die Gedankenarbeit eines Laien, bezeugt es, wie es in der Volksseele gährt und wie sie nach Erkenntnis höherer Lebensgesetze und nach Verwirklichung einer Neuordnung der Gesellschaft ringt.

Der Verfasser geht auf nichts Geringeres aus, als auf eine sozialistische Staatsord-

nung, welche jedem Arbeit und Daseinssicherheit verbürgt, indem sie alle Arbeitsmittel verstaatlicht und jedermann zum Staatsbeamten macht, der unter Aufsicht der Behörden die ihm zugewiesene und durch Prüfung erprobte Arbeit leistet und dafür besoldet wird. Diese Neuordnung hält der Verfasser für notwendig, weil der Kampf ums Dasein in Anlehnung an das (internationale „heidnische") Privatkapital die schlechten Eigenschaften im einzelnen züchte und so ein höheres Dasein auf Erden, die vollendete Kultur unmöglich mache.

Wie man leicht erkennt, haben wir hier eine neue sozialstaatliche Utopie vor uns und zwar ebenfalls eine kollectivistische, nur mit den drei wesentlichen Unterschieden, 1) daß es sich hier um ein christliches Gebilde handelt, 2) daß das romanische Gleichheitsprinzip der Socialdemokratie aufgegeben und 3) die Monarchie festgehalten ist. Der Einzelkampf ums leibliche niedere Dasein ist dem Verfasser heidnisch, der geschlossene Kampf des Staates gegen äußere und innere Feinde des Menschen (Staatssozialismus) ist ihm christlich, weil er erst die Nächstenliebe ermögliche. Das Christentum ist der vollendete Staat und das natürliche Schutzmittel des Menschen in Kampfe ums Dasein. Die Lehre Christi ist die Lehre des Urgesetzes der Staatenbildung und der christliche Staat die Verkörperung des Gesetzes der Entwicklung zu höherem geistigen Dasein auf Erden, die Verwirklichung dessen, wonach die Menschheit sich sehnt im Gebete: „Dein Reich komme". L.

Eine bemerkenswerte Schrift hat der Straßburger Professor **Theobald Ziegler** bei Göschen in Stuttgart veröffentlicht: „**Die soziale Frage eine sittliche Frage.**" Wir geben aus dem Schlußkapitel einige kennzeichnende Bemerkungen:

Es versteht sich von selbst, daß wir bei der Erziehung der Jugend anfangen müssen. Aber gerade da wird am schlimmsten gesündigt. Ich kann von meinem Fenster aus täglich beobachten, wie eine thörichte Mutter ihr zwölfjähriges Mädchen für zu vornehm hält, um sie ihre Mappe selbst zur Schule bringen zu lassen, und wie daher eine Dienerin der verwöhnten Puppe die Bücher nachträgt: was Wunder, wenn die Dienerin das „zum sozialdemokratisch werden" findet und das Mädchen in zwanzig Jahren herzlos und brutal wie der Priester und der Levite an Elend und Not vorüber geht und zeitlebens hochmütig auf Leute niederen Standes herabsieht! Und wie schwer unsere hochmütigen lateinischen Jungen, denen schon die häßliche Einrichtung der Vorschulen den Kopf mit Standesvorurteilen anfüllt, dazu zu bringen sind, den Handwerksmann, der ins Haus kommt, artig zu grüßen, kann jeder wissen, der — nicht selber ebenso thöricht ist wie sein dummer Junge.

„Überhaupt das Grüßen, überhaupt unsere Höflichkeitsformen! Ihering hat die Mode mit ihrem ewigen Wechsel „die Hetzjagd der Standeseitelkeit" genannt: und so sind auch diese Formen mit ihren Abstufungen und wohlabgemessenen Nüancen durchzogen von einem Kastenhochmut und einem Standesdünkel, der für den wirklich Gebildeten lächerlich, für das zum Bewußtsein solcher Dinge kommende Volk aber geradezu unerträglich ist.

„In allen diesen kleinen und großen Nichtigkeiten spricht sich aber noch ein Anderes aus, was weit schlimmer ist und doch — als ein fast Untröstliches — unser ganzes Volksleben durchzieht und in den letzten Jahren sichtbare Fortschritte gemacht hat oder jedenfalls in den komplizierten politischen Verhältnissen der jüngsten Vergangenheit in erschreckender Deutlichkeit zum Vorschein gekommen ist. Ich meine den zunehmenden **Charaktermangel** in unseren höheren Ständen, in unseren leitenden Kreisen. Wir haben nicht mehr den Mut, zu unserer eigenen Meinung zu stehen. . . . . Unsere vielgerühmte „Schneidigkeit" schneidet immer nur nach der ungefährlichen Seite hin;

und seit wir das Wort soviel im Munde führen, sind wir zwar vielleicht brutaler nach unten, aber auch devoter nach oben geworden. . . .

Ein Fluch jener Verachtung, die so manche ehrliche Arbeit getroffen hat, ist es, daß die Arbeit selbst immer mehr als ein Unglück, geradezu als das Unglück selbst angesehen wird, wozu wir freilich schon von frühester Kindheit an durch die Erzählung von der Austreibung der Menschen aus dem Paradies angeleitet werden. Zum Glück gehört in allererster Linie die Arbeit mit; daß ein faules Genußleben ein unseliges Leben ist, daran darf kein Zweifel aufkommen. Des Menschen köstlichstes Teil ist die Arbeit; daß sich in ihr seine beste Kraft offenbart und nur durch sie seine Kräfte erhalten und gestählt werden, das ist die Lehre des Idealismus vom Glück, an welche wir glauben, wieder glauben müssen, sonst gehen wir alle miteinander zu Grunde." N. N.

Rechts- und Staatswissenschaftliches.

„Vom Rechte, das mit uns geboren ward — — —."
Goethes Faust, I. Teil.

Eine Reihe guter wissenschaftlicher Werke aus dem Gebiete der Rechtsgeschichte liegt vor mir zur Besprechung. In dieser Rubrik (die bereits in einer Reihe von Heften über sämtliche neuere Erscheinungen aus den Rechts- und Staatswissenschaften berichtet, falls sie allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen) sollte aber doch nur die Rede sein von jener neuen Bewegung, die wie auf jedem Gebiete, so auch in den Rechts- und Staatswissenschaften sich zu entfalten beginnt, den gegenwärtigen Anschauungen Rechnung tragend, mit alten Vorurteilen brechend, ererbte Begriffe umwertend, — wie kommt da die Rechtsgeschichte herein, die ja nur Antiquitäten, juristische und staatswissenschaftliche „Pfahlbauten" schildern „soll"? In dieser Art wird allerdings die Rechtsgeschichte sehr häufig behandelt, — und um einen „Zweck" und eine „tiefere Begründung" hierfür plausibel zu machen, wiederholt man nun schon seit Jahrzehnten jahraus jahrein die durch v. Savigny und die historische Schule üblich gewordene Phrase: „Alles, was da ist, kann nur verstanden werden, wenn man weiß, wie es geworden," — ein Satz, der in dieser unbeschränkten Anwendung unbedingt falsch ist. Muß man, um das Wesen unserer traditio zu verstehen, zurückgehen auf die mancipatio und iure cessio? Gewiß nicht! Die Rechtsgeschichte als die „Geschichte des Recht schaffenden und nach rechtlichen Normen lebenden Menschen" arbeitet vielmehr mit an der Selbsterkenntnis der Menschheit und hat daher die Berechtigung ihrer Existenz in sich selbst und braucht sie nicht erst durch den Nutzen zu begründen, welchen das Verständnis des heutigen Rechts aus ihr zu schöpfen vermag.

Deutsche Rechtsgeschichte. Ein Lehrbuch von Dr. Heinrich Siegel, k. k. Hofrat und Professor an der Wiener Universität. Zweite durchgearbeitete Auflage. Berlin. Verlag von Franz Vahlen. 1889. — In den letzten Jahren sind in kurzer Aufeinanderfolge drei Gesamtdarstellungen der deutschen Rechtsgeschichte erschienen: Der erste Band des großangelegten Handbuchs der deutschen Rechtsgeschichte von Brunner, das Lehrbuch von Schroeder und das Lehrbuch von Siegel. Hierher zu rechnen ist auch noch eine Art „Grundriß des germanischen Rechts" von v. Amira (Abschnitt „Recht" in Pauls Grundriß der germanischen Philologie). Das Siegelsche Lehrbuch giebt in gedrängter Darstellung einen Überblick über den derzeitigen Stand der rechtsgeschichtlichen Forschungen. In dieser Zusammenfassung der Einzelergebnisse liegt sein Hauptverdienst.

Studien zur Rechtsgeschichte der Gottesfrieden und Landfrieden. Von Dr. jur. Ludwig Huberti. Erstes Buch. Mit Karte und Urkunden. Ansbach. Verlag von C. Bügel & Sohn. 1892 —

Es ist dies das erste wissenschaftliche Werk, das die rechtsgeschichtliche Entwicklung der „mittelalterlichen Friedenssatzungen", im besondern der sogenannten „Gottesfrieden" und „Landfrieden" darzustellen sucht. Es ist eine die sämtlichen Ergebnisse und Streitfragen auf diesem Gebiet zusammenfassende und kritisch abwägende Darstellung. Die Litteratur- und Quellennachweise sind erschöpfend und verläßlich angegeben; ein reiches Urkundenmaterial, zum größten Teil bisher ungedruckt oder doch nur in ungenügenden Abdrücken vorhanden, macht das Buch zu einem unentbehrlichen Nachschlagwerke, und nicht bloß für den Rechtshistoriker und Kirchenhistoriker, sondern für die Universalgeschichte überhaupt. Das vorliegende erste Buch behandelt die „Friedensordnungen in Frankreich" (als ihren Entstehungsort): — ein interessantes Stück kirchlicher und königlicher Sozialpolitik im Mittelalter. Das zweite wird zur Darstellung bringen die „Frieden in England, Normandie, Flandern, Italien, Spanien". Das dritte die „Gottesfrieden und Landfrieden in Deutschland".

Fünfzehn Vorträge aus der Brandenburgisch-Preußischen Rechts- und Staatsgeschichte, von Adolf Stölzel. Berlin. Verlag von Franz Vahlen. 1889. — Wollte der bekannte und gelehrte Verfasser von „Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung, dargestellt im Wirken seiner Landesfürsten und obersten Justizbeamten, zeigen, „in welcher bisher ungeahnten Weise die Rechtsverwaltung des brandenburgisch-preußischen Staates einer der einflußreichsten Faktoren seiner Größe geworden ist", so sollten die angezeigten Vorträge auch für weitere Kreise, denen jenes größere Werk nicht zugänglich wird, eine gemeinverständliche (bis zur Inangriffnahme der Carmerschen Gesetzgebung reichende) Einleitung in die preußische Rechtsgeschichte geben, zugleich auch gegenüber jenem Werke die entscheidenden Momente in prägnanterer Form zusammenfassen. Sie sind hervorgegangen aus Vorlesungen an der Berliner Universität, die in engerem Rahmen denselben Gegenstand behandelten, wie jene Schrift.

Ausgewählte Urkunden zur Erläuterung der Verfassungsgeschichte Deutschlands im Mittelalter. Zum Handgebrauch für Juristen und Historiker. Herausgegeben von W. Altmann und E. Bernheim in Greifswald. Berlin. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Heyfelder). 1891. — Für den angegebenen Zweck ein ausgezeichnetes Hilfsbüchlein, das die weiteste Verbreitung verdient und sicher auch finden wird.

Das Reichsgesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. Febr. 1875 ꝛc. Bearb. von Wohlers. Vierte vermehrte Auflage. Berlin. Verlag von Franz Vahlen. 1890. — Die bekannten Vorzüge des Kommentars von Wohlers (mit Ausführungsverordnungen ꝛc.) treten noch mehr wie früher in der 4. Auflage hervor und machen ihn zu einem allgemein empfehlenswerten.

Übersicht der gesamten staats- und rechtswissenschaftlichen Litteratur des Jahres 1890. Zusammengestellt von Otto Mühlbrecht. XXIII. Jahrgang. Berlin. Puttkammer & Mühlbrecht. 1891. Jeweils fortgesetzt in der „allgemeinen Bibliographie der Staats- und Rechtswissenschaften. — Ein unentbehrliches Nachschlagebuch! Dr. L. H.

Litteraturgeschichte.

Das junge Skandinavien. Vier Essays von Ola Hansson. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1891. — Nirgends in Europa pulst das moderne Geistesleben so rasch wie in Skandinavien. Je abgeschlossener von der europäischen Kultur diese nordischen Völker bis um die Mitte unseres Jahrhunderts ihren romantischen Träumen nachgehangen hatten, um so mächtiger riß

sie der Strom der modernen Gedanken mit fort, als Georg Brandes durch seine litterarhistorischen Vorträge die Dämme des nationalen Eigendünkels und der eingewurzelten Vorurteile mit kräftiger Hand niederriß. Ein wahres Entdeckungsfieber ergriff die edleren Geister des Nordens, und nicht schnell genug konnte man sich der neuen, vom Westen und Süden hereinbrechenden Gedanken bemächtigen. Wir erlebten das Schauspiel, daß ein geistvoller Kritiker, dem nichts als eine vielseitige Belesenheit in fremden Litteraturen und eine leichte, wenn auch meist ziemlich oberflächliche Auffassungsgabe für fremdes geistiges Eigentum zu Gebote stand, plötzlich eine neue, ganz eigenartige und durch und durch nationale Litteratur hervorzauberte. Selten hat ein nicht schöpferischer Geist, wie Brandes, das unerhörte Glück gehabt, eine ganze Heerschar urwüchsiger dichterischer Talente um sich zu versammeln, die er bloß mit seinen aus dem Auslande importierten Anschauungen zu befruchten brauchte. All das, was Brandes fehlte, Tiefe des Gemüts, nationale Eigenart, dichterische Gestaltungskraft, brachten ihm die Ibsen, und wie sie alle heißen, in Hülle und Fülle entgegen, und so feierten mit einem Male die bekannten „modernen Ideen“ in Skandinavien ihre Auferstehung und künstlerische Wiedergeburt. Aber kaum war dies geschehen, so predigte Brandes seinem Vaterlande das Nietzschesche Evangelium. Und siehe da! Fast noch früher als in der eigenen Heimat triumphierte der Zukunftsphilosoph in den Nordlanden. Oder was ist ein Strindberg anders als der künstlerische Ausdruck der Nietzscheschen Gedankenwelt? Freilich nicht in dem Sinne sklavischer Nachbeterei, so wenig wie Ibsen ein Nachahmer der Franzosen genannt werden kann. Nein, er und alle „Jünger“ sind von Natur Nietzschesche Vollblutmenschen, in deren Seele Brandes bloß die verwandten Saiten anzuschlagen hatte, um mit dem neuen Freiheitssang der starken Geister den ganzen Norden zu berauschen. Daß einem Kritiker während eines einzigen Menschenalters zweimal eine allgemeine Revolutionierung der Geister gelingt, das steht jedenfalls in der Geschichte der Weltlitteratur ohne Beispiele da. Aber so kindisch es wäre, den Kritiker als den Schöpfer des „jungen Skandinavien“ zu bezeichnen, so ungerecht wäre es, wollte man ihm das Verdienst absprechen, mit großem Scharfblick die ungebrochene Kraft, die in diesen nordischen Völkern schlummerte, rechtzeitig erkannt und ihr mit sicherem Takt Weg und Ziel vorgesteckt zu haben.

Ola Hansson stellt daher mit Recht in seiner neuesten kritischen Schrift, die, wie alle seine litterarischen Arbeiten, eine fast enthusiastische Wärme ausstrahlt, Brandes und sein Verdienst um Norwegen an die Spitze seiner Betrachtungen, und dann drei Hauptvertreter der jüngeren nordischen Dichtung, einen Dänen, einen Schweden und einen Norweger, jeden als Typus seines engeren Volkstums, herauszugreifen und ihre Eigenart mit liebevoller Versenkung in ihre Werke zu veranschaulichen. Wer das heutige nordische Geistesleben kennen lernen will, dem geben diese geistvoll hingeworfenen Charakteristiken von J. P. Jakobsen, August Strindberg und Arne Garborg manchen wertvollen Fingerzeig.

Th. Schweizer.

Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographieen, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Karl L. Leimbach. Kassel 1891. Theodor Kay. — Auf wie viel Bände diese alphabetisch geordnete Sammlung von Dichterbiographieen berechnet ist, läßt sich noch gar nicht übersehen. In den bisher erschienenen Lieferungen — vor mir liegen die erste und die zweite Lieferung des fünften Bandes — haben nicht weniger als 306 Dichter und Dichterinnen, Dichterlinge und Dichterlinginnen nebst einer stattlichen Anzahl ihrer Dichtungen und Reimereien sichere

Unterkunft gefunden, und doch stehen wir erst am Anfang des Buchstabens L! Offenbar schwebte dem Herausgeber bei dieser Arbeit als einziges Ideal möglichste Vollständigkeit vor, und daß er diesem Ideal ziemlich nahe kommen wird (einzelne dichtende Gymnasiasten und Backfische mögen vielleicht doch seinem Späherauge entgangen sein), glaube ich jetzt schon zuversichtlich. Ob es freilich sich der Mühe lohnte, eine solche Masse Makulatur der wohlverdienten Vergessenheit zu entreißen, ist eine ganz andere Frage. Dichtergrößen wie Mary Koch, Woldemar Kopp, Heinrich Kramer, Eduard Kreuzhage, Wilhelm Langewiesche &c. &c. haben wohl selber niemals in ihrem ganzen Leben die kühne Hoffnung gehegt, einen so liebenswürdigen und höflichen Biographen zu finden wie Karl Leimbach. Denn höflich, über alle Maßen höflich ist der Kritiker Leimbach; wie sollte er es also übers Herz bringen, einem einzigen der vielen verwahrlosten Kinder, die sein Asyl besuchen, die Wahrheit zu sagen? Hat einer der Unglücklichen keine Schuhe und Strümpfe mehr, so rühmt er dessen schöne große Zehe; und bei einem andern, dem Arme und Beine fehlen, preist er die hübsch länglichen Ohren; kurz, für jeden hat er eine Schmeichelei oder wenigstens ein Trostwort. Ich fürchte nur, diese Leimbachsche Höflichkeit bringt Kürschner in die größte Verlegenheit; denn aufgemuntert von Herrn Leimbach, wird die ganze Meute des heimlich reimenden Deutschlands — und diese Menschenklasse, die bisher noch keine Statistik festgenagelt hat, soll über fünf Millionen Seelen zählen — mit der Visitenkarte nach Stuttgart stürzen und den Herrn Professor zwingen, seinen Litteraturkalender künftig in Groß-Folio erscheinen zu lassen. Denn über den „kleinen Kürschner" führt der Weg zu Leimbach und — in die Unsterblichkeit! Th. Schweizer.

Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz. Von Jacob Baechtold. Sechste und siebente Lieferung. Frauenfeld 1890—91. — Das verdienstliche Werk, das schon um des ausführlichen bibliographischen Anhanges willen jedem Litteraturforscher willkommen sein wird, schreitet etwas langsam seiner Vollendung entgegen. Aber es wäre thöricht, dem Verfasser, der wissenschaftliche Gründlichkeit schöngeistiger Schnellfertigkeit vorzieht, daraus einen Vorwurf zu machen. Die uns vorliegenden beiden Lieferungen behandeln die Entwicklung der deutsch-schweizerischen Litteratur vom 16. Jahrhundert bis zu Albrecht Haller und seinen Zeitgenossen. Mir scheint es, als ob gerade Baechtold der rechte Mann wäre, diese Zeit zu schildern; er hat selbst jenen nüchternen Verstand, jene trockene Tüchtigkeit, die bis in die neueste Zeit den schweizer Dichtern und Denkern eigen war, und muß sich so als Biograph mit den Helden seiner Darstellung nicht nur stammes-, sondern auch geistesverwandt fühlen. Das giebt aber seiner Litteraturgeschichte gerade einen besonderen Reiz. —r.

Charakterisierung der Epik der Malaien. Originaluntersuchung von Prof. Dr. Renward Brandstetter. Luzern. 1891. — Ein Philologe, der, anstatt die tausendmal ausgepreßten griechischen, lateinischen oder mittelhochdeutschen Citronen noch einmal zwischen den Fingern zu zerdrücken, keck und frisch in ein noch unbekanntes Sprachgebiet hineingreift, darf gewiß als ein weißer Rabe bezeichnet werden. Brandstetter ist einer dieser seltenen Vögel, denen man in Deutschland wenigstens höchstens alle paar Jahre einmal begegnet. Wer von uns kennt außer den wenigen Gedichten, die Herder vor einem Jahrhundert in seine „Stimmen der Völker in Liedern" mit aufnahm, irgend etwas von Malaiischer Litteratur? Und doch hat gerade die Malaiische Epik nicht nur für den Kulturgeschichtschreiber, sondern auch für den Litteraturfreund und Kunstphilosophen nicht geringen Wert. Denn wie sich aus der Brandstetterschen Analyse und Übersetzung

der drei bedeutendsten Malaiischen Dichtungen, des Bidasari, Ken Tambuhan und Jatim Nustapa, ganz deutlich ergiebt, ist auch bei diesem Inselvolke, wie bei den anderen Indogermanen, den Semiten und überhaupt bei der ganzen uns bekannten dichtenden Menschheit, Lyrik und Epik, die Darstellung des Innenlebens und der Außenwelt, ursprünglich ebenso wenig getrennt, wie Empfindung und Vorstellung beim Einzelmenschen. Dagegen spielt hier das Mythische — vielleicht durch arabischen Einfluß zurückgedrängt? — nur eine sehr geringe Rolle, und obwohl es an lebhaftem Naturgefühl nicht fehlt, läßt die plastische Bildlichkeit, die ja die schwächste Seite aller orientalischen Poesie ist, oft viel zu wünschen übrig, nur daß hier im Gegensatz zu dem alle klare Vorstellung überwuchernden Bilderschwulst der Inder eine gewisse schablonenhafte Eintönigkeit herrscht. Dagegen ist die Handlung selbst, so sehr die lyrische Darstellungsweise sich oft in Wiederholungen und breitem Ausspinnen des Gefühlsinhaltes gefällt, oft dramatisch belebt und selbst das Weichliche, das diesen weinenden Königen, Kerkermeistern, Schlangen &c. anhaftet, stört den historischen Betrachter kaum; denn es ist, wie in den indischen Dichtungen, der wahre Ausdruck der orientalischen Volksseele, die sich immer mehr in passiver Beschaulichkeit als in energischem Handeln gefällt. Wir begrüßen daher die Brandstettersche Arbeit als eine nicht unwesentliche Bereicherung unserer Kenntnis der Weltlitteratur, um so mehr, als seine kritischen Bemerkungen trotz ihrer verstandesnüchternen Trockenheit uns manchen Einblick in Sprache und Metrik der Malaien gewähren. Wie die Übersetzungen sich zu den Originaltexten verhalten, vermögen wir natürlich nicht zu beurteilen.

Edgar Steiger.

Theologie, Philosophie und Geschichte.

Religiöse Broschüren. Man sagt oft, die beste Frau sei die, über die am wenigsten gesprochen werde. Ich glaube, mit den Religionen hat es eine ähnliche Bewandtnis. Ist diese Behauptung richtig, dann muß es mit dem Christentum augenblicklich sehr schlimm stehen; denn noch nie ist darüber so viel gescheites und dummes Zeug geschrieben worden, wie gerade im vergangenen Jahre. Man denke nur an Egidy, Ziegler und Schultze! Aber die Hochflut der christlichen und antichristlichen Litteratur hat sich noch lange nicht verlaufen. Pastoren, Schulmeister, Gerichtsräte, Naturwissenschafter und Philosophen, kurz alles, was denken kann oder sich wenigstens einbildet denken zu können, giebt seine Weisheit zum besten, rüttelt an den Grundpfeilern des zweitausendjährigen Aberglaubens oder schleppt Balken und Steinblöcke her, um das wackelnde Gewölbe der Kirche zu stützen. Vor mir liegen wieder nicht weniger als sechs verschiedene Bücher und Broschüren, die sich alle mit dem religiösen Wesen unserer Tage befassen. Was für ein wildes Durcheinander von Gedanken und Gedankenlosigkeiten! Die harmloseste und beste von diesen welterschütternden Eintagsfliegen ist ohne Zweifel Dr. Stubenvolls „Heldentum im Christentum" (Heidelberg. August Siebert. 1891), eine ruhige Darstellung des deutschen Volksaberglaubens, eine streng sachliche mythologische Studie ohne jede pikante polemische Sauce. Ganz anders spielt sich der zelotische Superintendent Franz Lüdecke in seiner „Ironie in der Geschichte" (Gotha Gustav Schloeßmann. 1891) auf; er sieht einmal wieder an Adam im Paradiese, am Turm zu Babel, namentlich aber an den Juden, an Napoleon, an den bösen Franzosen und dem Pabst den bekannten Finger Gottes, dieses Mal aber ausnahmsweise den Finger des spottenden Gottes oder, um seine eigenen geschmackvollen Worte zu brauchen, „die mit pädagogischem Stock blau geschriebene Lektion für die Widerharigen." Diesem bibelgläubigen Eiferer gesellt sich in J. M. Wilson

einer jener wohlwollenden Aufklärer bei, die sich damit begnügen, die gröbsten Schößlinge des theologischen Aberglaubens sorgfältig abzuschneiden, im übrigen aber als gute Christen weiterleben und sterben wollen. „Gottes Offenbarung oder Warum glaubst du nicht an die Bibel?" (Glogau. Karl Flemming) betitelt der englische Egidy, der sich hauptsächlich gegen die kirchliche Inspirationslehre wendet, sein unschuldiges Machwerk. Sieht man solche Halbheiten näher an, so kommt man unwillkürlich zu der Vermutung, daß auch im menschlichen Geistesleben das mechanische Trägheitsgesetz herrsche. Oder wie ließe es sich sonst erklären, daß aufrichtige Männer, denen es mit ihrer eigenen Klärung heiliger Ernst ist, mitten im Weg Halt machen und, nachdem sie die Fundamente des Kirchenglaubens eingerissen haben, sich an dem haltlos in der Luft schwebenden Giebel ihres Phantasiechristentums ergötzen? Man denke nur an Herrn v. Egidy, der soeben seinen „Ernsten Gedanken" ein „Ernstes Wollen" nachschickte (Bibliographisches Bureau. Berlin C. Alexanderstr. 2), eine wohlgemeinte Fibel eines praktischen Christentums, der abgestandenen Wassersuppe der theologischen Aufklärer des 18. Jahrhunderts. Nicht besser macht es Dr. phil. Martin Keibel, der ebenfalls „die Religion und ihr Recht gegenüber dem modernen Moralismus" (Halle a. S. C. F. M. Pfeffer. 1891) verficht, ohne sich klar darüber zu sein, daß das religiöse Wesen bei den Urvölkern aus einem Verstandesirrtum hervorgegangen ist, der sich erst später in den sogenannten metaphysischen Trieb verwandelte. Viel radikaler geht in seinen „Heilswahrheiten des Christentums" (Leipzig. Otto Wigand. 1892) Dr. Hanack ans Werk, der mit ebensoviel theologischer Gelehrsamkeit als vorurteilsfreiem Denken Professor Luthardts „Apologie des Christentums" zerfasert und zerzaust, „damit das Volk erfahre, für wie dumm es gehalten wird." Doch was nützt es, wenn ein Weltkind, dessen Geist bekanntlich vom leibhaftigen Satan verfinstert ist, einem gläubigen Theologen, der sich um die menschliche Logik so wenig als um das Einmaleins kümmert, die haarsträubendsten logischen Schnitzer nachweist? Gerade das Unlogische der Heilsthatsachen beweist ja deren göttlichen Ursprung und unumstößliche Wahrheit! Deshalb glaube ich auch nicht, daß Dr. Herm. Wesendonck mit seinem „Modern-religiösen Wahnsinn oder Christi Lehre — keine göttliche Lehre, Graf Leo Tolstois Evangelium — Narrheit." (Leipzig. Dr. H. Wesendoncks Selbstverlag. 1892) einen einzigen Gläubigen bekehren wird. Immerhin kann aber die von gesunden, modernen Gedanken durchtränkte Polemik beim gebildeten Publikum, das jede Modenarrheit — und dazu rechnet Wesendonck mit vollem Recht Leo Tolstois Evangelium — nur zu gern mitmacht, aufklärend und befreiend wirken, zumal der Verfasser nicht zu den „Halben" gehört, sondern den Mut besitzt, das ganze Christentum als überlebte Antiquität in die historische Rumpelkammer zu werfen. Ob ihm freilich die deutschen Philister mit ihrer angeborenen Denkfaulheit und Zaghaftigkeit so weit folgen werden, bezweifle ich sehr; denn stünde die Sache für die Freigeister schon so günstig, so wäre ein Buch Gustav Hausses „Wiedergeburt des Menschen" (Borna-Leipzig. A. Jahnke) ein Ding der Unmöglichkeit. Man denke sich, daß am Ende des 19. Jahrhunderts ein Dresdener Philister, um ruhig sterben zu können, in seinem Testament bestimmt, daß man die beste Abhandlung, die über die sieben letzten Paragraphen von Lessings „Erziehung des Menschengeschlechtes" geschrieben werden, aus seinem hinterlassenen Mammon mit einem Preise kröne! Und nicht nur finden sich zu Dutzenden deutsche Federhelden, die mit ebensoviel Gelehrsamkeit als Narrheit den alten Seelenwanderungswahn verteidigen, sondern es giebt sich sogar der Vorstand des deutschen Schriftstellerverbandes in Leipzig dazu

her, in diesem närrischen Wettbewerb den Preisrichter zu spielen. Wenn uns etwas über dieses beschämende Gaukelspiel hinwegtrösten kann, so ist es die Überzeugung, daß zwischen dem deutschen Schriftstellerverband und den deutschen Dichtern und Denkern eine unüberbrückliche Kluft gähnt.

Edgar Steiger.

Die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren. Zwei buddhistische Suttas und ein Traktat Meister Eckharts aus den Originaltexten übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Karl Eugen Neumann. Leipzig. Max Spohr. 1891. — Wer noch irgend zweifeln sollte, wie nahe sich das semitische Christentum und der arische Buddhismus berühren, der lese diese Suttas, für deren Übersetzung wir dem Herausgeber aufrichtigen Dank wissen. Auch die Frage, auf welcher Seite die geistige Vertiefung und Durchdringung der Weltverneinungslehre größer sei, löst sich bei dieser Lektüre ganz von selbst, freilich nicht zu Gunsten des Christentums, das in seiner Askese und Mitleidslehre, wie überall, auf halbem Wege stehen blieb und vor den letzten Konsequenzen zurückscheute. Während in Buddhas Lehre Theorie und Praxis, Weltanschauung und Moral sich decken, tritt im Christentum der Widerspruch zwischen dem persönlich, d. h. menschlich, moralisch, ja nationalengherzig gedachten Jehovah und der allumfassenden Entsagungslehre, die zur ewigen Ruhe führen soll, für jeden denkenden in grellster Weise hervor. Daß der Verfasser der obigen Schrift den Meister Eckhart als Vertreter des Christentums wählte, hat mich gefreut. Es beweist, daß er nicht zu jenen wohlmeinenden, aber täppischen Aufklärern gehört, die da meinen, mit einigen naturwissenschaftlichen Beweisen das Christentum totschlagen zu können. Daß der Pietismus, d. h. jenes durch und durch verinnerlichte Dasein, jenes Sichverkriechen in Gott, das ächte Christentum am reinsten darstellt, unterliegt keinem Zweifel. Eine solche unio mystica ist aber nichts als Gesinnung, d. h. Glaube, und kümmert sich den Teufel um alle Verstandesbeweise. Sie kann nicht mit logischen Gründen wegbewiesen, sondern nur durch eine neue Gesinnung, einen neuen Glauben, wenn ich so sagen darf, ersetzt werden. Diese Gesinnung aber ist die Weltbejahung, das Aussichherauskriechen des Menschen im Gegensatz zu dem Sich-in-Gott-Verkriechen des Christen. Wie lange es noch dauern wird, bis wir Europäer das christliche Entsagungsfieber durch alle religiösen und metaphysischen Poren ausgeschwitzt haben, weiß niemand von uns, die wir nach langer Krankheit gesundet sind. Aber das wissen wir Gesunden, daß die Erlösung der Menschheit nicht, wie die Buddhistenapostel und die frommen Christen glauben, durch feige Weltentsagung, sondern durch daseinsfrohe Weltumgestaltung, nicht durch Selbstvernichtung, sondern durch Selbstbehauptung, nicht durch gefühlschwelgerisches Mitleid, sondern durch thatkräftige Gerechtigkeit, nicht durch den Glauben an Gott und Nirwana, sondern durch den Glauben an die Menschheit, nicht durch die träumerische Aussicht auf ein ewiges Leben oder eine Wiedergeburt des Einzelmenschen, sondern durch das ruhige Sichbescheiden mit dem Diesseits und den heiteren Verzicht auf die persönliche Unsterblichkeit, nicht durch Kasteiung, sondern durch Befreiung der Jahrtausende lang geschändeten Leiblichkeit, nicht durch die Knechtung und Verfluchung, sondern durch die Erlösung und Heiligsprechung der Natur erkämpft wird.

Heinrich Freimund.

Gedanken eines Arbeiters über Gott und Welt. Unter den „gemeinfaßlichen Flugschriften“, die unter der Leitung von Dr. Hans Schmidkunz, M. Carriere, Otto v. Leixner u. a. gegen den Materialismus herauszugeben beginnen, befindet sich Heft 2 mit obigem

Titel von Gustav Buhr (Stuttgart, Krabbe. 75 Pf.). Es ist in der That ein Arbeiter, Weißgerbergeselle, in der Nähe von Karlsruhe, der, wie uns Professor Theobald Ziegler in Straßburg in der Einleitung dazu belehrt, diese merkwürdige Schrift geschrieben hat. Darin heißt es u. a.: „Wohlergehen und Wohlbefinden sind zu unterscheiden. Die Einheit beider bildet die Zufriedenheit. Es giebt aber Menschen, welche sich zufrieden fühlen, ohne daß es ihnen besonders wohl ergeht; und es giebt Menschen, welche sich nicht zufrieden fühlen, trotzdem es ihnen recht wohl ergeht." „Den einzigen Zauberstab, welchen der Mensch besitzt, um das, was zum Wohlergehen gehört, erzeugen zu können, ist die Arbeit. Die Arbeit ist aber durchaus kein zuverlässiges Mittel, weil der Arbeitende nicht immer in der Lage ist, sich das, was zum Wohlergehen gehört, beschaffen zu können. Denn einmal kann die Arbeit der Natur oder einer Sache nichts abgewinnen; so hängt das Wohlergehen von der Kultur der Arbeit ab; es hängt aber auch von der Kultur des sittlichen Menschengeistes ab. Denn dieses Mißverhältnis steigert sich, je größer und vereinzelter der Besitz und je größer und allgemeiner die Entbehrung ist; ferner: je unlauterer und unverdienter Besitz erworben werden kann, und je mehr der Staat durch Erziehung und Gewalt dazu beiträgt, daß solches Mißverhältnis sich erweitert oder fortbesteht." „Wenn die Partei der Entbehrenden über die Grenzen dampft, wird ihr Dampf, auch ohne alles fremde Hinzuthun, über kurz oder lang zu Wasser werden." „Wer in triumphierendem Tone sagt, er sei ein Freigeist, der ist ein Großmaul!" —

Ernstes Wollen. Von M. v. Egidy. Berlin, Bibliogr. Bureau. 65 S.

Nach den „Ernsten Gedanken" das „Ernste Wollen" — der Schritt ist richtig. Aber es ist doch ein Schritt ins Blaue. Herr v. Egidy in seiner wundervollen Herzenswärme, seiner schwärmerischen Ehrlichkeit und religiösen Innigkeit überschätzt die Menschen im allgemeinen und seine Zeitgenossen im besonderen. Für sein Messiastum fehlt jeder ausreichende Boden in der heutigen Welt. Ja wenn's der gute Wille, das „ernste Wollen" thäte in dieser verzwickten Gesellschaft! Und der Glaube! Ja, eher mag er nach dem Ausspruche Christi „Berge versetzen", als aus einem Lumpenhund einen geraden, braven Menschen machen. Die civilisierte Welt jedoch wimmelt von Lumpenhunden, und wichtige Teile unserer öffentlichen und privaten Kultureinrichtungen sind geradezu auf das Lumpenhundetum zugeschnitten. Was ist da zu „wollen"? — Egidys neueste Schrift enthält neben manchem geist- und gemütvollen Wort, neben mancher genialen Anregung eine phänomenale Ungeheuerlichkeit: die Forderung nämlich — die Religion zu verstaatlichen. Darüber gelegentlich mehr. M. G. C.

Die Kulturgeschichte in Hauptthaten vom Altertum bis auf die Gegenwart. Zusammengestellt von Paul Heichen. Berlin. Hans Lüstenöder. — Wer erfand die Photographie? Das Mikroskop? Den Maschinen-Webstuhl? Die hydraulische Presse? Seit wann giebt es eine Seifenindustrie, künstliche Mineralwässer, ein Telephon? 2c. 2c. Wer auf diese und tausend ähnliche Fragen eine Antwort sucht, findet sie in obigem geschickt zusammengestellten Kompendium, dessen Benutzung durch ein ausführliches, alphabetisches Register wesentlich erleichtert wird. —r.

Prinz Heinrich von Preußen. Ein seemännisches Lebensbild von Adolf Langguth. Halle. Max Niemeyer. 1892. — Eine ausführliche, mit voller Hingabe an den Gegenstand und mit patriotischer Wärme geschriebene Darstellung des Lebens des Prinzen Heinrich, die allen, die die geistige Entwicklung dieser fürstlichen Seemannsnatur näher verfolgen wollen, hochwillkommen sein wird. Da der Verfasser überall

aus ersten Quellen schöpft, hat das Buch einen mehr als bloß augenblicklichen Wert.

—r.

Braunschweig in der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege. Von G. Hahnsteln. Braunschweig. 1891. — Der Verfasser, der sich bereits mit seinen „Kulturhistorischen Bildern“ vorteilhaft eingeführt hat, giebt in seiner neuesten Schrift ein getreues Abbild der alten Hansastadt zur Zeit ihres Niederganges und schildert die Verfassungskämpfe, das Treiben bei Hofe, in der Stadt und im Feldlager mit großer Anschaulichkeit. Liebevolles Versenken in die Vergangenheit der Heimat und strenge historische Wahrhaftigkeit sind die Hauptvorzüge des lesenswerten Buches.

—r.

Vermischte Schriften.

Populäre Abhandlungen über Erziehung und Unterricht. Von Gustav Adolf Erdmann. Gotha. Verlag von Emil Behrend. Pr. M. 1. — Im vorigen Jahre erschienen, haben diese Abhandlungen in freidenkerischen Kreisen allseitigen Beifall gefunden; Männer und Frauen von Ruf haben ihnen Worte wärmster Anerkennung gebracht. Mit frischem Mute als Ausdruck ehrlicher Überzeugung, gewandt, einfach und klar hat der Verfasser neben einer prächtigen Vorrede vier Arbeiten geliefert, welche in die moderne Erziehung mit ihren Traditionen und schulmeisterlichen Phrasen eingreifen wie ein scharfer Schnitt in wundes Fleisch. Moderne Erziehung — Pädagogische Betrachtungen über 1. Mos. 2, 18: „Ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei“ — Moses oder Darwin? Eine Schulfrage — Die Ethik und Moral der Entwicklungslehre — das sind die vier Abhandlungen, die der Verfasser im ersten Hefte bringt und welche deutlich sagen, in welchem Sinne er die Erziehung wissen will. G. A. Erdmann will beitragen, mit den bestehenden Ungereimtheiten aufzuräumen; er will den natürlichen Erziehungsboden, ein klares Ziel und lautere Mittel. Die Pädagogik soll einmal aufhören, das Feld frommer und pädagogischer Salbadereien zu sein; sie soll auf fester Grundlage mit dem Geiste moderner Wissenschaft erfüllt werden und dem Leben dienen. Mit großer Wärme und anerkennenswertem Geschick macht er es sich zur Aufgabe, die Menge der Schlafenden zu erwecken, jene halben und Viertelmenschen, welche die Entwicklung erschweren. Ein Mann wie G. A. Erdmann bedient sich scharfer Waffen und konnte daher nicht ohne Angriffe bleiben. Leute, die auf anderem Boden stehen und ganz andere Ziele erstreben, wendeten sich gegen seine Abhandlungen, und wie vorauszusehen war, mit Mitteln gewöhnlicher Art. Ein Beispiel hierzu liefert Dir. Dr. Buchner-Krefeld, dem die Ausführungen Erdmanns über die Mädchenerziehung höchst unangenehm berührten, welcher gesagt, was tausende von Männern und hunderte von Frauen aussprechen. Unsere Mädchen- und Frauenbildung ist eben auch einer jener wunden Punkte, welche unserer Zeit eigen sind. So war es natürlich, daß es dem Gegner nicht gelang, die Beschuldigungen zu widerlegen; denn Argumente wie die Jugend des Verfassers (er ist ein Dreißiger wie der deutsche Kaiser), oder jenes, daß die Frauenbildung dort, wo Erdmann nicht gewesen, eine bessere sei, sind einfach lächerlich. Leider ist nicht nur die Menge der Gebildeten überhaupt, sondern auch die Mehrzahl der Lehrer nicht fähig, den Gedanken des Verfassers das richtige Verständniß entgegenzubringen, und so kommt es, daß man dessen pädagogische Abhandlungen unterdrückt, ihren Urheber als Ketzer brandmarkt und ihn in aller Form exkommuniziert, wie seiner Zeit Prof. Ludw. Buchner. Dem denkenden Leser aber empfehlen wir die Abhandlungen aufs angelegentlichste; sie sind die Arbeit eines Mannes, welcher die kräftigste Unterstützung

verdient. „Das, was die Welt macht frei, ist alles anfangs Ketzerei!"

Ewald Hause.

Erziehung zur Persönlichkeit! Einer unserer bedeutendsten Germanisten, Professor Burdach in Halle, führt den Begriff der Persönlichkeit auf Goethes Lehre und Beispiel zurück. Goethes Persönlichkeit ist aber nicht national, sondern egoistisch, wenn auch im höheren und vergeistigten Sinn. Im Übrigen stimmen wir mit Burdach überein, wenn er sagt:

„. . . . Denn wer zu Goethe steht und von ihm gelernt hat, daß die Ausbildung der eigenen Persönlichkeit für den einzelnen Menschen wie für ein Volk das wahre Heil ist, wem es an den Griechen aufgegangen ist, daß sie deshalb so groß geworden sind, weil sie sein durften und wollten, was sie waren, der wird die geschichtliche Selbsterkenntnis, welche den eigentlichen Inhalt der gesamten deutschen Geistesbewegung seit der Reformation ausmacht, als die Bedingung einer nationalen Kultur unseres Volkes erkennen und einsehen, daß die höhere Schule sich auf die Dauer der Pflicht nicht entziehen kann, die Hüterin und Pflegerin derjenigen Mächte zu sein, durch die unser Vaterland wieder emporgekommen ist und die es einzig in seiner Kraft, mitten zwischen fremden, feindlichen Nationen, gegen die Gewalt nivellierender internationaler Strömungen erhalten können. Auch in Frankreich, das sich von seinem tiefen Fall aufzurichten sucht, indem es die angeborenen Kräfte sammelt und regeneriert, hat die Schule ihren nationalen Beruf erkannt: dort wird seit einigen Jahren auf den Gymnasien die altfranzösische Sprache und Litteratur gelehrt, und im Lande des akademischen Zopfs und des Naturalismus, im Lande Voltaires und der großen Atheisten lesen jetzt die Sekundaner das alte Rolandlied! Fast könnte es daher scheinen, als bedürften die modernen Völker erst eines nationalen Unglücks, um sich auf den Weg der nationalen Erziehung weisen zu lassen, und wäre auch uns ein zweites Jena nötig, ehe wir Einkehr in uns selbst hielten: Wer will es sagen? Hoffen wir, daß ohne solche Prüfungen die deutsche Schule jene neue, längst vorbereitete Grundlage gewinne, daß sie unter freundlichem Himmel eine Lehrerin der nationalen Ethik werde.

Dann, wenn der seit den Tagen Mösers, Herders, Goethes, Arndts, Fichtes Uhlands und Grimms stetig emporsteigende Schatz eines nationalen Charakters soweit in die Höhe gerückt ist, daß zu rechter Stunde die rechten Kräfte ihn heben können: dann wird man uns rufen, dann seien wir zur Stelle lauteren Herzens und mit reinen Händen, dann mögen alle wissenschaftlichen Gegensätze schweigen, dann wird es an uns sein, zu zeigen, ob wir es verstehen, die Erträge der Vergangenheit unseres Volkes für seine Zukunft nutzbar zu machen." — T. R.

Psychologie der Suggestion von Dr. Hans Schmidkunz. Mit ärztlich-psychologischen Ergänzungen von Dr. Franz Karl Gerster. Stuttgart. Ferdinand Enke. 1892. 425 S.

Ich bin kein Meister, sondern ein Schüler auf dem hier behandelten Gebiet. Als Lernender übe ich keine Kritik. Ich kann nur aussagen, daß ich ein reicheres und besser geordnetes Material noch nirgends gefunden habe. Ich empfinde, daß trotzdem noch Lücken vorhanden sind. Dieselben könnten vielleicht in zweckmäßiger Weise so ausgefüllt werden, daß wie in Krafft-Ebings Psychopathia möchlichst viele Selbstbekenntnisse aus dem Leserkreise gesammelt werden. M. G. C.

Geschichte der Wiener Journalistik von den Anfängen bis zum Jahre 1848. Von E. V. Zenker. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller. 1892. — „Daß es noch keine allgemeine Geschichte der Journalistik giebt, hat seine

Gründe. Schon die nächste Voraussetzung, Sondergeschichten des Zeitungswesens bei den einzelnen Kulturnationen, ist nicht erfüllt. Bisher besitzen eigentlich nur Frankreich, England und Amerika solche; Deutschland, das Mutterland der Journalistik, das Vaterland so bedeutender Historiker, scheint von einer Geschichte der Journalistik so wenig zu halten, wie — leider Gottes! — von der Journalistik selbst. Wohl versuchte Robert Prutz vor nahezu zwanzig Jahren schon diese Aufgabe zu lösen; aber schon nach dem ersten Bande, nachdem von dem Baue kaum die Kellerräume eingewölbt waren, entfiel ihm die Feder und der Mut, um das Riesenwerk fortzusetzen. Um eine Geschichte der deutschen Journalistik zu erleben, müßten wir unbedingt erst eingehende Monographieen aus allen jenen Städten haben, die an der Entwicklung unsres Zeitungswesens hervorragenden Anteil genommen haben. Und in diesem Sinne bitte ich den geneigten Leser, mein Buch entgegenzunehmen, als einen Beitrag zur Kulturgeschichte, aber nur als einen Beitrag dritter Ordnung." Der Verfasser, der sich im Vorwort über seine eigene Arbeit in dieser Weise ausspricht, brauchte nicht gar so bescheiden zu sein; denn was er hier bietet, ist doch viel mehr als nur ein Beitrag dritter Ordnung. Nur der Fachmann vermag den Sammelfleiß, der zur Aufspeicherung des schier unübersehbaren Materials nötig war, und die Geduld, die die Sichtung und übersichtliche Gruppierung des aus allen Archiven hergeholten Stoffs erforderte, genügend zu würdigen. Dem Buche selbst — und das ist wohl das höchste Lob, das ich dem Verfasser erteilen könnte — merkt man von diesen mühevollen Vorarbeiten nichts an; es riecht nicht nach der Lampe, sondern liest sich so leicht und angenehm, wie ein geistvolles Feuilleton. Daß der Verfasser mit dem Jahre 1848 abbricht, habe ich lebhaft bedauert. Doch giebt er uns vielleicht in einem zweiten Bande eine Fortsetzung dieses seines verdienstlichen Werkes. Wird sich Zenker erst einmal mit der heutigen Wiener Journalistik eingehender beschäftigen, so wird er vielleicht begreifen, „warum Deutschland von der Journalistik selbst so wenig hält". Wohl wäre eine Geschichte der heutigen Wiener Journalistik auch ein sehr interessanter Beitrag zur Kulturgeschichte, nämlich ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Prostitution. Heinrich Freimund.

Bilder aus Japan. Schilderung des japanischen Volkslebens von Dr. Hugo Kleist, Oberstabsarzt d. L. Mit dreißig Abbildungen nach Original-Photographieen. Leipzig. Wilhelm Friedrich. — Für Jeden, welcher Gelegenheit hat, Vergleiche zwischen den Kultur- und Naturvölkern anzustellen und die verschiedenen Nationen und Rassen zu beobachten, bietet es einen eigenen Reiz, den Einfluß der europäischen Kultur auf die tausendjährige Überlieferung geheiligter, anscheinend mit dem Zopftum im weiteren Sinne und mit der Religion innig und unlösbar verknüpfter nationaler Sitten und Eigentümlichkeiten zu beobachten. Nirgends aber wohl bietet sich dazu so reiche Gelegenheit wie in Japan, diesem so eigentümlichen Lande, das uns gerade heute das unerhörte Schauspiel der Verjüngung und Wiedergeburt einer vieltausendjährigen Kultur bietet. Dr. Hugo Kleist, der diesen kulturgeschichtlich so interessanten Volkskörper uns Europäern näher rücken möchte, ist ein feiner Beobachter und geistreicher Plauderer, der zugleich zu belehren und zu unterhalten weiß. Nach einer prächtigen Schilderung der Überfahrt, in der die dabei berührten fremden Länder, ihre Bewohner und ihre landschaftlichen Reize mit kräftigen Strichen gezeichnet werden, führt uns der pfadkundige Reisende das japanische Leben selbst vor, wie es sich allmählich vor den Augen des fremden Beobachters entwickelt. Sitten und Gewohnheiten, nationale Vorzüge und Fehler, Klima und Industrie — alles wird in anschau-

lichster Weise dargestellt, aber nicht in langatmiger Gelehrtensprache, sondern in knappem, packendem Plaudertone. Unter den uns entgegentretenden Europäern beobachten wir vor allem die dort lebenden Deutschen in ihrem ganzen Treiben, ihrer Stellung unter den Eingeborenen und ihrem Einfluß auf die Japaner. Mit einem Wort: es giebt keinen Charakterzug des bunten japanischen Lebens, der dem Scharfblick des Verfassers entgangen wäre: Religion, Kleidung, Familienleben, die Stellung der Frauen und das Straßenleben der verschiedenen Völkerschichten werden ebenso lebendig geschildert, wie die Ethnographie, Geschichte, Klimatologie und Ethnologie des Landes, alles aber ohne jede gelehrte Aufdringlichkeit, sondern mit einer gewissen anmutigen Selbstverständlichkeit, die den Leser von der ersten bis zur letzten Zeile fesselt. Diesem inneren Gehalt des Buches entspricht aber auch das äußere Gewand, die geradezu glänzende Ausstattung in Papier, Druck und Illustration, die dem Verleger alle Ehre macht. —r.

Rosen am Zollernstamm. Skizzen aus den Lebenstagen der Zollernfürstinnen von Johanna Baltz. Zweite Reihe. Düsseldorf. Felix Bagel. — Ein Bilderbuch aus dem Leben der preußischen Königinnen von Sophie Charlotte bis auf Elisabeth, die Gemahlin König Friedrich Wilhelms IV., etwas überschwänglich, wie das heutzutage bei derartigen Publikationen nicht anders zu erwarten ist. —r.

Reclams Universalbibliothek, diese volkstümlichste und reichhaltigste Sammlung alter und neuer Litteraturwerke aller Länder und Zungen, dieses götter- und götzenreiche Pantheon, in welchem die Heroen der Dichtkunst friedlich neben dem reimenden Dilettanten von Kuhschnappel und Buxtehude thronen, erfüllt vielleicht gerade durch diese sein berechnete Nachgiebigkeit gegen den Modegeschmack des Publikums die große Kulturaufgabe, die sich der Herausgeber gestellt hat. Wer sich an Claurens „Mimili“ ergötzt hat, greift vielleicht das nächste Mal, wenn er etwas aus Reclams Verlag kauft, zu Ibsens „Stützen der Gesellschaft“ und gewöhnt sich so nach und nach an eine bessere Kost. Es steckt ein gut Teil Pädagogik in dieser weisen Mischung von Gedankenvollem und Seichtem, von Ernst und Scherz, von Praktischem und Idealem, von Kunst und Schund, das beweisen die uns vorliegenden Nummern 2871—80 aufs neue. Da haben wir für litterarische Säuglinge drei Novellen von Alfred Friedmann („Der letzte Schuß. Die Erzählung des Henkers von Bologna. Ein Kind seiner Zeit“), für Freunde leichten Scherzes ein Lustspiel von Fr. G. Triesch („Die Nixe“), für die Häuslichkeit Karl Friedrich Wittmanns „Hochzeit“, eine Sammlung von Gelegenheitsversen, unter denen sich auch ein Scherzspiel von Karl Tellheim („Er ist mondsüchtig“) befindet, für den nüchternen Kaufmann das „Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch“ nebst allen Ergänzungsgesetzen, für die Liebhaber ausländischer Litteratur den „Freund der Frauen“ von dem jüngeren Dumas und sechs Novellen des dänischen Dichters J. P. Jacobsen, und endlich für die deutschen Dichter und Dichterinnen und alle, die es noch werden wollen, ein von Willy Steputat zusammengestelltes „Reimlexikon“! Gerade als hätten wir Redakteure nicht schon so wie so genug schlechte Verse zu lesen! Wahrhaftig, ich kaufe mir morgen einen neuen Papierkorb und schicke Reclam die Rechnung.

Th. Schweizer.

Französische Litteratur.

Le mouvement sozialiste en Europe. Les hommes et les idées. Par T. de Wyzewa. Paris, Librairie académique Didier.

Der Verfasser, aus Südrußland stammend, lebt seit seinem sechsten Jahre in

Paris. Wer ihn nicht persönlich kennt oder seine Schriften nur oberflächlich liest, mag ihn leicht für einen Vollblutfranzosen, will sagen für einen parisien de pur sang halten. Aber die slavische Melancholie liegt ihm doch im Blute, und in Pariser Luft hat sie noch einen Stich ins Humoristisch-Ironische erhalten. Wyzewa ist auch, trotz seiner Vorliebe für gewisse Stoffe, kein Soziolog und kein Psycholog. Er ist Impressionist. Sein empfindlicher und fein geschulter Geist erfaßt Menschen und Dinge hauptsächlich von der künstlerisch ansprechenden Seite. Eine Sitzung im Parlament, eine Volksversammlung, ein Gang durch ein Museum, eine Fahrt durch die Alpen — gleichviel, alles wirkt in der gleichen Weise auf ihn und trifft immer die nämlichen schöngeistigen Sensibilitätspunkte. Als Politiker ist er gleichfalls vollkommen naiv, weshalb seine Urteile im vorliegenden Buche oft verkehrt sind. Aber seine Charakterzeichnung von Menschen und Dingen ist immer individuell und hat die Frische des Momentbildes. Sein Stil ist schlicht, geistvoll, unterhaltend. Zu den besten Kapiteln gehört die Schilderung seines Besuches bei Georg v. Vollmar. Auch die Berliner sozialistischen Verhältnisse bespricht er ohne Voreingenommenheit. Alles in allem ein angenehmes Buch — im Kerne ein Fin-de-siècle-Dokument. M. G. Conrad.

Noël Amaudru, La Bohême tragique. (Paris, Savine.) Wer wird, wenn er von der „Bohême" reden hört, nicht sofort an Henry Murger denken, dem das Pariser „Quartier latin" seinen poetischen Duft verdankt? Murger ist nun einmal der litterarische Entdecker der „Bohême" und dem großen Publikum gilt der „Bohémien", wie ihn die Scènes de la vie de la Bohême" schildern, noch immer als klassisches Muster der Gattung. Sehr mit Unrecht, denn Murgers lustige Skizzen haben den großen Fehler, Dichtung statt Wahrheit zu bieten: in Wirklichkeit hat die „Bohême" nie so ausgesehen, wie sie uns in den phantastischen Skizzen Murgers vor die Augen tritt. Im Gegensatz zu jenen Phantastereien entrollt sich uns in Amaudrus „Tragischer Bohême" ein nach der Natur gemaltes, figurenreiches Kolossalgemälde des modernen Geistesproletariats, das sein Hauptquartier im „Quartier latin" aufgeschlagen hat. Mit markigen Strichen zeichnete der Autor hier die typischen Hauptvertreter jener „Déclassés", die, auf der Rennbahn des Lebens nicht plaziert, in der giftigen Sumpfluft der „Bohême" verkommen.

Der Held des düsteren Dramas, das sich in Amaudrus Roman abspielt, der Student der Medicin Lemay, ist dem berühmten Mörder Labiez Zug für Zug nachgebildet, das Verbrechen des Studenten Labiez ist noch heute als einer der merkwürdigsten Fälle, die die Kriminalpsychologie kennt, unvergessen. Man kann Labiez einen ins französische übersetzten Raskolnikow nennen, mehr als einmal wird man in der Biographie, die Amaudru von dem gebildeten Mörder giebt, an den berühmten Helden des Dostojewskyschen Romans erinnert. Der Verfasser der „Tragischen Bohême" hat den französischen Raskolnikow in der Person seines Lemay wie gesagt wieder erstehen lassen. Die intime persönliche Bekanntschaft, die ihn mit dem Bohémien Labiez verband, gestattet es ihm, den Charakter des interessanten Mörders aufs genaueste zu studieren, die Entwickelung des verbrecherischen Gedankens von Phase zu Phase zu verfolgen und die Beweggründe des Verbrechens aufzuhellen. So zeigt er an dem lebendigen Beispiel, wie eine problematische Natur, die der demoralisierenden Einwirkung des Bohême-Lebens längere Zeit hindurch ausgesetzt war, durch die Berührung mit einer katilinarischen Existenz aus der Welt des Handels zum Verbrecher wird. Daß Amaudrus Roman hier und da Ähnlichkeiten mit Dostojewskys „Raskolnikow" aufweist, ist ein äußerliches Moment, das durch den gleichen Stoff, den beide Autoren behandeln, zur Genüge erklärt wird. Es sei ausdrücklich hervorge-

hoben, daß die „Tragische Bahême" ein eigenartiges, selbständiges Geisteswerk ist, das bedeutend genug ist, um mit Dastojewskys Meisterwerk in einem Atem genannt zu werden. Und das ist meines Erachtens das höchste Lob, das einem Roman gespendet werden kann.

Hat uns Amaudru einen Geistesproletarier vorgeführt, der im Sumpf der Bohême moralisch verfault, so zeigt uns Paul Pourat dagegen in dem Helden seines Künstlerromans „Les Ventres" (Paris, Tresse & Stock) einen charaktervollen jungen Künstler, der bemüht ist, sich durch ernste Arbeit eine, wenn auch bescheidene Lebensexistenz zu schaffen. Paul Beauvais, ein junger Dichterkomponist voll kühner Pläne und von edler Begeisterung für die wahre Kunst erfüllt, hat sich ohne Protektion und Geldmittel, nur der Kraft seines Talents vertrauend, in die Arena gestürzt, um sich bei dem künstlerischen Wettbewerb einen Platz zu erkämpfen. Er nimmt, unerfahren wie er ist, an, daß auch der Künstler ein Recht auf Arbeit habe. Der sträflich Naive hat die Rechnung ohne die Indolenz des lieben Publikums und die protzige Hartherzigkeit der allmächtigen Gewalthaber gemacht, so da in der Kunst über Leben und Tod zu entscheiden haben. Der knurrende Magen macht sein Recht mit brutaler Gewalt geltend und so sieht sich Beauvais bald vor die Alternative gestellt, sich entweder geistig zu prostituieren oder einen bürgerlichen Lebensberuf zu suchen, der ihm das tägliche Brot sichert. Er wählt das letztere und ernährt sich und die Seinigen kümmerlich als Bureauschreiber, da er zu stolz ist, um das faule Lumpenleben seiner schmarotzernden Bohêmekollegen zu führen. Beauvais' Lebensgeschichte, die leider Gottes in unserem Kunstleben keine seltene Erscheinung ist, enthält eine furchtbare Anklage gegen unsere banausische Gesellschaft, die den echten Künstler von Gottes Gnaden, der den berechtigten Wunsch hegt, seine Natur frei ausleben zu dürfen, zum Hungertode verurteilt, während sie dem trivialen Kunsthandwerker, der ihrem seichten Geschmack Genüge thut, das Geld in den Rachen wirft. Wir zählen den scharf pointierten Tendenzroman Pourots zu den beachtenswertesten Erscheinungen der modernen realistischen Litteratur.

Edouard Estaunié, „Bonne-Dame". (Paris, Perrin & Cie. Unter den Vertretern der realistischen Sonderforschung, die die neueste Litteraturbewegung in Frankreich gezeitigt hat, ist Estaunié der interessanteste einer. Er ist der realistische Porträtmaler par excellence und hat als solcher die Kunst der Kleinmalerei zu unerreichter Höhe gesteigert. Bei Estaunié wird nichts als Nebensache behandelt, auch der kleinste Zug ist als charakteristisch aufgefaßt und dementsprechend herausgearbeitet. So gleichen seine virtuos gemalten Porträts wahren Kabinetsstücken, die durch die subtile Behandlung des Details und die feine Art der Charakterzeichnung den Kunstkenner in Entzücken versetzen. Und an solche wendet sich Estaunié überhaupt nur, der grobe Geschmack der Menge wird diese Art vertiefter Kleinmalerei kleinlich und uninteressant nennen und sich gelangweilt abwenden. „Bonne-Dame" zeigt den vortrefflichen Künstler auf der Höhe seines Könnens. Wir machen die litterarischen Feinschmecker, die das Geisteswerk eines wahrhaft vornehmen Künstlers nach Gebühr zu würdigen wissen, auf das schöne Buch Estauniés ganz besonders aufmerksam.

Eugène Faivre, L'Intruse (Paris, Savine). Ein nicht ungeschickt gearbeiteter Sensationsroman, gut als spannende Unterhaltungslektüre für die weiten Kreise des großen Publikums, das in der Wahl seines Lesestoffs nicht eben anspruchsvoll ist. Der „Eindringling" ist eine verteufelt schöne Mestizin englischer Nationalität aus dem fernen Indien, die sich als Erzieherin in das Haus des Baumeisters Baugarmont einschleicht und die erwiesenen Wohlthaten dadurch vergilt, daß sie den schwachen Baumeister in ihre Netze lockt, die legitime Ehefrau aufs schwerste demütigt und der

Tochter des baumeisterlichen Ehepaars die Mitgift und, was schlimmer, den Bräutigam zu stehlen versucht. Als die Not am größten, erscheint der bei solch verwickelten Geschichten unentbehrliche deus ex machina in der Person einer couragierten Generalswitwe, die das Scheusal von Erzieherin in die Grube, die sie andern gegraben, hinabbefördert und der arg bedrängten Unschuld zum Siege verhilft. Es ist ein Glück für die Ruhe der Familien, daß solche nichtswürdige Gouvernanten für gewöhnlich nur in Sensationsromanen und auf den Vorstadtbühnen herum zu spuken pflegen.

Zum Zeitvertreib für harmlose, genügsame Leute, die sich in diesen sündhaften Zeitläuften noch ein unschuldig Herz bewahrt haben, hat Achille Fouquier unter dem Titel „Passe-temps“ ein buntes Allerlei von Studien, Reiseskizzen und Novellen zusammengestellt und bei Didot & Cie. in Paris erscheinen lassen. Sieht man von der den Band beschließenden wertvollen „Etude sur le Cid“ ab, die den gründlichen Kenner spanischer Litteratur und Kunst aufs neue schätzen läßt, so ist all diesen Sachen ein frömmelnder, moralisierender Ton gemeinsam, der nicht nach jedermanns Geschmack ist. Der Inhalt des prachtvoll ausgestatteten Buches steht etwa auf der Höhe der Darbietungen unseres „Daheim“ und qualifiziert sich demgemäß ganz vorzüglich als geeignete französische Lektüre für die christliche Familie.

Eine unbeschränkte Empfehlung kann man dagegen der Prachtausgabe mit auf den Weg geben, die die Pariser Verlagshandlung von Tresse & Stock von Lucien Descaves' vielbesprochenem Soldatenroman „Sous-Offs“ veranstaltet hat. Descaves war der erste, der uns ein realistisch wahres Bild des Lebens in der Kaserne gezeichnet und den Unteroffizierstand in seinem Milieu geschildert hat. Er war auch der erste, der es wagte, der allmächtigen Militärhierarchie mit gewaltigem Rüstzeug zu Leibe zu gehen. Der naturalistische Sittenschilderer der Kaserne hat rasch Schule gemacht, unter all seinen Nacheiferern ist aber nicht einer, der ihm auch nur annähernd gleichgekommen wäre, und die „Sous-Offs“ stehen bis zur Stunde noch immer an der Spitze der militärischen Anklagelitteratur, die inzwischen zu stattlicher Zahl herangewachsen ist. Der vorliegenden Ausgabe sind Descaves' Militärnovellen „Misères du sabre“ und der ausführliche Bericht über den Prozeß, den Descaves' kühnes Unterfangen im Gefolge hatte, beigegeben. In Eugène Courboin hat der naturalistische Romancier einen kongenialen Illustrator gefunden, der es meisterlich verstanden hat, den brutalen Ton und den herben Pessimismus der Descavesschen Darstellung festzuhalten und zu kräftigem Ausdruck zu bringen. So repräsentiert diese Ausgabe der Hauptwerke Descaves' in Bild und Wort ein wahres realistisches Prachtwerk, das wir als solches den Lesern der „Gesellschaft“ warm empfehlen möchten. Der mäßige Preis von 9 Franks gestattet auch dem minder Begüterten die Anschaffung dieses monumentalen Werkes.

L. Roger-Milès, La Cité de misère. Ouvrage orné de 26 illustrations inédites de Bréauté, Lambert et Meerwart (Paris, Flammarion). Mit dem Namen „Stadt des Elends“ bezeichnet der geistvolle Pariser Plauderer das Riesenkrankenhaus „Saint-Louis“, das 1670 als Station für Pestkranke gegründet, heute vornehmlich Hautkranke in Behandlung nimmt. Der Leser lernt hier an der Hand eines kundigen Führers eine der großartigsten Wohlfahrtseinrichtungen der Stadt Paris kennen und bewundern. Roger-Milès hat, wie der Dichter-Philosoph Sully-Prudhomme in seinem feinsinnigen Vorwort mit Recht hervorhebt, die einzelnen dieser Leidensstation, in der sich menschlicher Jammer in seiner abstoßendsten äußeren Gestalt zeigt, mit dem durchdringenden Blick des Forschers studiert und mit dem Herzen des Dichters be-

schrieben. — Im gleichen Verlage hat Dr. Goizet unter dem Titel „La vie prolongée“ eine populär gehaltene Beschreibung des von dem Pariser Professor Brown-Séguard entdeckten neuen Heilverfahrens erscheinen lassen. Das Séguardsche Regenerationsmittel soll die gesunkene Körperkraft wiederherstellen, altersschwachen Personen einen Teil der verlorenen Kraft zurückgeben und den kranken Körper widerstandsfähiger machen. Die Krankengeschichten, die in reicher Zahl in dem Buche zum Abdruck gelangen, berichten von geradezu staunenswerten Erfolgen. Es wird Sache der Fachwissenschaft sein, das hier Mitgeteilte zu prüfen und Stellung zu dem Séguardschen Verfahren zu nehmen.

Moltkes Tod und das Erscheinen seiner nachgelassenen Denkwürdigkeiten hat, wie nicht anders zu erwarten, auch bei unseren westlichen Nachbarn eine Reihe von publizistischen Kundgebungen hervorgerufen, die sich mit der Person und dem Wirken des großen Schweigers beschäftigen. Unter diesen muß an erster Stelle des Moltkebuches gedacht werden, das der französische Abgeordnete Edouard Lockroy bei F. Dentu in Paris veröffentlicht hat. (M. de Moltke, ses mémoires et la guerre future.) Schade, daß der wohlunterrichtete Autor, so oft er auf die Person Moltkes und die Ereignisse im Jahre 70 zu sprechen kommt, im Überschwange seines patriotischen Gefühls vollständig die Fähigkeit verliert, halbwegs objektiv zu sehen und zu urteilen. So charakterisiert sich der erste Teil der Lockroyschen Arbeit, der ein umfassendes Bild der Person und der strategischen Leistungen des deutschen Marschalls bieten will, als ein Versuch, den historischen Ruhmesanteil Moltkes durch eine einseitige Darstellung seiner militärischen Operationen zu schmälern und herabzusetzen. Wo das Herz so ungestüm zu Worte kommt wie hier, kann von einer kritischen Würdigung kaum mehr die Rede sein, deshalb wird Lockroy auch dem politischen Redner und Schriftsteller Moltke weit besser gerecht als dem Heerführer, der Frankreich eine so furchtbare Niederlage bereitete. Was an Lockroys Moltkebuch zu tadeln ist, betrifft indessen nur den ersten Teil des Werkes, die übrigen Partieen sind, wenn auch nicht gerade gründlich, doch ernst und geistvoll geschrieben, hier wird auch der deutsche Leser mit dem Autor oft übereinstimmen. Vor allem gilt dies von den Kapiteln, die der Besprechung von Moltkes Denkwürdigkeiten und den Betrachtungen über den europäischen Zukunftskrieg gewidmet sind; sie enthalten Bemerkungen eines klar blickenden, verständnisvollen Mannes, die der Betrachtung wohl wert sind. Auch Nichtmilitärs werden das Buch mit Nutzen und Vergnügen lesen.

Bei weitem ruhiger und sachlicher urteilt Charles Malo über den Strategen Moltke in einer kurz gehaltenen Studie, die unter dem Titel „M. de Moltke“ bei Berger-Levrault & Cie. in Paris erschienen ist. Wenn Malo den deutschen Marschall auch nicht den „klassischen“ Feldherren wie Friedrich d. Gr. und Napoleon beizuzählen vermag, und hierin wird ihm jeder beipflichten, der Moltkes strategische Leistungen überhaupt zu taxieren vermag, so läßt er dafür dem klug rechnenden Schlachtendenker, dem umsichtigen Taktiker volle Gerechtigkeit widerfahren und hat für das Organisationstalent des genialen Generalstabschefs nur Worte des höchsten Lobes.

„Les grands Cavaliers du premier empire“ betitelt sich eine ebenfalls bei Berger-Levrault & Cie. erschienene Sammlung von biographisch-kritischen Monographieen, in denen uns General Ch. Thoumas die genialen Reitergenerale des ersten Kaiserreichs bei der Kriegsarbeit vorführt. Der vorliegende erste Band des Werkes enthält Studien über Lasalle, Kellermann, Montbrun, die drei Colberts und Murat, die, aneinandergereiht, eine abgeschlossene Geschichte der napoleonischen Kavallerie in Einzelporträts ihrer Haupt-

führer darstellen. So knapp gehalten diese Skizzen auch sind, sie bieten nichtsdestoweniger scharf umrissene, abgerundete Charakterbilder der militärischen Gehilfen Bonapartes und damit wertvolles Material zur Beurteilung der Kriegskunst des großen Korsen.

Anziehend und reich an sensationellen Enthüllungen, wie alles, was der unermüdliche Schriftsteller schreibt, ist auch das neueste Buch, das Graf d'Hérisson unter dem Titel „Politische Wetterfahnen" („Les girouettes politiques") bei Ollendorf in Paris publizierte. Graf d'Hérisson druckt in dem Bande die in seinem Besitz befindlichen Papiere der Familie Mounier ab und schildert in Briefen und Dokumenten den interessanten Lebenslauf des parlamentarischen Vorkämpfers der französischen Revolution, Joseph Mounier. Mounier hatte als Präsident der Nationalversammlung vergebens versucht, die hochgehenden Wogen der Volksbewegung in gesetzliche Bahnen zu lenken. Ihm schwebte als Ziel der Revolution eine konstitutionelle Regierungsform nach dem Muster der englischen vor. Als ihm die Bewegung über den Kopf wuchs, als er sah, daß die von ihm erstrebte konstitutionelle Monarchie eine Unmöglichkeit geworden war, trat er vom politischen Schauplatz zurück und wanderte aus. Von nun an ist die Rolle, die Mounier spielt, eine mehr als zweideutige: er konspiriert im Auslande als Spitzel gefährlichster Sorte gegen sein Vaterland und dient dem, der ihn am besten bezahlt. Der ehemalige Verfassungskämpfer und stramme Patriot ist mit der Zeit ein recht zweifelhafter Patron geworden, der es prächtig versteht, den Mantel nach dem Winde zu tragen. Die Urteile, die die politische Wetterfahne Mounier über seine politischen Kampfgenossen, die der Sache der Revolution treu geblieben, fällt, sind daher mit aller Vorsicht aufzunehmen. Graf d'Herisson hat aber wohl daran gethan, die wertvollen Zeitdokumente, die die Mounierschen Familienpapiere bergen, der Öffentlichkeit nicht vorzuenthalten. Wir wünschen seinem interessanten Buche recht zahlreiche Leser.

Benoit Malon, der wackere Führer der französischen Possibilisten, hat unter dem Titel „Le Socialisme intégral" ein gründlich und gewissenhaft gearbeitetes Werk erscheinen lassen, das in seiner Gesamtheit (zwei Bände liegen bereits vor, ein dritter soll in Jahresfrist erscheinen) eine umfassende Encyklopädie der sozialistischen Wirtschaftslehre bilden wird. (Paris, Verlag der „Revue socialiste" und bei Félix Alcan). Der erste Teil der Malonschen Arbeit bietet einen historischen Überblick über die Entwickelung des sozialistischen Gedankens von seinen primitiven Anfängen bis zu dem ausgebildeten System, wie es in dem Programm der modernen Sozialdemokratie zum Ausdruck kommt. Im zweiten Teil bespricht der Autor die Reformen, die die internationale Sozialdemokratie erstrebt, und zeigt den Weg, den sie zur Erreichung des ersehnten Ziels einzuschlagen hat. Malon ist weder ein theoretisierender Kathedersozialist, noch ein gewalttätiger Revolutionär; er tritt uns auch hier als praktischer, nüchtern urteilender Mann entgegen, der alles von der ruhigen Entwickelung der Dinge erhofft.

Wir empfehlen Malons „Socialisme intégral" allen, die das Verlangen haben, sich über das wahre Wesen und die Ziele des modernen Sozialismus klar zu werden. Und das ist unseres Erachtens heutzutage die Pflicht eines jeden, der seine Zeit verstehen will. A. G—tze.

Spanische Litteratur.

Wenn wir die Bilanz der spanischen Litteratur von 1891 ziehen, so müssen wir das verflossene Jahr als gewinnreiches vor allem für den Padre Luis Coloma, den Verfasser des Romans aus der vornehmen Madrider Gesellschaft: „Pequeñeces" (Kleinigkeiten) und so vieler stimmungsvoller Predigten in anmutiger,

geistreicher Form, und für Angel Guimerá, den energischen Catalanen, den Dichter der zu einer ergreifenden Tragödie „Mar y cielo“ (Meer und Himmel) erweiterten Romanze von Mauren und ihren Gefangenen bezeichnen. Das eben genannte Trauerspiel, das einen nationalen romantischen Stoff, die über religiöse Vorurteile und ursprünglichen Haß triumphierende Liebe zwischen einer Christin, die schon nahe daran war, Himmelsbraut zu werden, und einem maurischen Piraten zum Gegenstande hat, ist vom Valencianer Enrique Gaspar, dem Verfasser der „Circunstancias“ und der „Personas decentes“, auf Veranlassung seines Landsmanns, des Kritikers Luis Alfonso, entsprechend dem reim- und assonanzlosen verso libre des catalanischen Originals ins Castellanische übertragen worden und hat trotz der Zweifel der Catalanen beim Madrider Publikum, dessen Ohr an die hochtönenden Strophen Calderons und an die wechselnden Rhythmen und kühnen Gedanken Echegarays gewöhnt, stürmischen in der Heimat des Dichters widerhallenden Beifall gefunden, der ebenso dem Geist, wie der poetischen Wahrheit seiner leidenschaftlichen Tragödie galt. Die spanische Hauptstadt, der man nachsagt, daß sie besonders für andaluzadas empfänglich, ist es diesmal nicht minder für eine ernste catalanische Schöpfung gewesen. In Guimerás klassisch-romantischem Trauerspiel, das auf dem Meer, in einem Schiffe spielt, sind die Einheiten des Ortes, der Zeit und der Handlung gewahrt. Moratin reicht hier dem Herzog von Rivas, der Klassiker dem Romantiker, die Hand. Wundersam ist übrigens die Schnelligkeit, mit der die gefangene Blanca, die im 1. Akt gleich einer Judith den Piraten Said töten will, sich im 2. in ihn verliebt, um im 3. mit ihm zu sterben, während wir ihn, den gewaltigen Corsaren, nur seufzen hören und zweifeln sehen.

War Guimerá mit seinem „Meer und Himmel“, erst in Madrid, dann in Zaragoza, der Held, wie viel mehr ist er es jetzt in ganz Spanien aus Anlaß seiner Centenarfeier Columbus, der, wie Giambattista Marino sang, als Colombo die von der Vorsehung auserwählte Taube war, die über den Ocean zu einem neuen Himmel ihren Flug nahm, und als zweiter Christofaro durchs Meer ging und Christus, der eben in Granada gesiegt, auf den Schultern trug.

Das Jahr 1892 ist dem 4. Centenarium des Columbus gewidmet. Schon seit Monaten werden im Madrider Ateneo Vorträge über die Zeit des großen Entdeckers gehalten. Er ist der Held der Gedanken aller Spanier.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf das verflossene Jahr, das mit einem reizenden Lustspiel José Echegarays, mit „Un critico incipiente“ (Ein Kritiker-Lehrling) begann und mit dem politischen Lustspiel „Una comedia sin desenlace“ (Eine Komödie ohne Ausgang) von demselben Verfasser endigte, so müssen wir von den meisten Dichtern sagen, daß sie zu gelehrt schreiben, um volkstümlich zu werden, und daher auf sie der Spruch Ventura Ruiz Aguileras keine Anwendung findet:

Es stieg ein Lied zum Volke,
Wohl prangts voll Schimmer;
Doch sprach das Volk: Wer bist du?
Ich kenn' dich nimmer.

Wenn irgend jemand, so hat der an witzigen Einfällen, an andaluzadas reiche Padre Coloma den Kanon des Verfassers des Don Quijote beherzigt: „Seht zu, daß beim Lesen Eurer Geschichte der Traurige zum Lachen gereizt, der Frohe noch fröhlicher werde, der Einfältige sich nicht ärgere, der Gescheite die Erfindung bewundere, der Ernste sie nicht verachte und der Kluge sie rühme.“

In unserem Rückblick auf 1891 müssen wir mit Anerkennung der litterarischen Kritiken der académica der Zukunft, Doña Emilia Pardo Bazán, in ihrem Teatro Critico, der Verse des gemütreichen Federico Balart, des geist-

sprühenden **Manuel del Palacio** und des philosophisch-lyrischen **Ramón de Campoamor** gedenken.

Eine der jüngsten „doloras“ des jugendfrischen **Campoamor** ist die folgende:

Liebe verzeihet nimmer!

Als der Mann, den sie verriet,
Julien seinen Fluch gegeben,
Starb sie. Als sie aus dem Leben,
Diesem ird'schen Kerker, schied,
Da sprach Gott: „Ins Fegefeuer,
O du Ungetreue, geh':
Duld' und bete, bis das Weh
Dir verziehn hat dein Getreuer.“
„Hell glänzt meiner Freude Schimmer,“
Sprach sie, „wenn für ihn ich leid':
Wer den Treubruch nicht verzeiht,
Liebt, die treulos war, noch immer!“ —
Und ins Fegefeuer jetzt
Geht sie froh, obgleich verdammet,
Denn sie glaubt, von Lieb' entflammet
Ist zu ihr, den sie verletzt.
Und als endlich voller Schmerz
Ihr der Liebende vergeben,
Muß sie weinen, fühlt erbeben
Sie in tiefster Qual ihr Herz.
Freigesprochen, sagt die Mähr',
Ging sie ein, doch voller Leid,
In den Himmel: „Er verzeiht! . . .
Ach, er liebt mich jetzt nicht mehr!“

Johannes Fastenrath.

Vermischtes.

Orthodoxe Zugeständnisse. Wie brüchig es mit der modernen Orthodoxie aussieht, zeigen u. a. etliche Sätze einer längeren Ausführung, welche jüngst über das „apostolische“ Glaubensbekenntnis in den „Bremer Nachrichten“ Herr Pastor **Lahusen** veröffentlicht hat. Mit überraschender Bereitwilligkeit werden hier Positionen preisgegeben, welche bisher seitens der Othodoxie meist als uneinnehmbar festgehalten wurden.

Zunächst wird das Apostolikum ganz nach liberaler Weise als das „sogenannte“ apostolische Glaubensbekenntnis bezeichnet und von ihm gesagt: „In der That stammt das sogenannte apostolische Glaubensbekenntnis in seiner jetzigen Form aus dem fünften Jahrhundert.“

Sodann wird wörtlich geschrieben: „Das sog. apostolische Glaubensbekenntnis ist gewiß unvollkommen; es redet nicht vom Leben Jesu und nicht vom Reiche Gottes, es stellt gleichwertig die grundlegenden Thatsachen des Glaubens und minder bedeutsame neben einander, es erweckt durch die nackte Aufstellung der Thatsachen die Vorstellung, als ob Glauben ein Fürwahrhalten wäre, und betont nicht genügend, obwohl es in den Worten: „ich glaube an Gott den Vater, an Jesum Christum, an den heiligen Geist“ liegt, daß der heilbringende Glaube das herzliche Vertrauen auf Jesum Christum, unsern Herrn ist, wie Luther es in seiner Erklärung so unvergleichlich treffend thut.“

Fast noch verblüffender im Munde eines orthodoxen Theologen lautet das Urteil über die Bibel: „Auch wir wissen, daß die Bibel nicht ein unfehlbares Lehr- oder Gesetzbuch ist, sondern ein menschliches Buch, dessen Teile von sehr verschiedenem Wert sind, aber dieses menschliche Buch ist durch Gottes Gnade gegeben und von Gottes Geist erfüllt; das menschliche Gefäß für göttlichen Inhalt; diese heilige Schrift ist, soweit sie Christum bringt, Wort Gottes und darin entscheidende Autorität.“

Kommentar überflüssig. XYZ.

Drei religiöse Reformvorschläge der neueren Zeit teilt R. Z., protestantischer Pfarrer, in einer bei Karl Dunker in Berlin (33 S. br. M. 0,60) erschienenen Schrift ihrem Hauptinhalt nach kurz mit. Es sind die Vorschläge von **Pécaut**, **Wernicke** und **Egidy**. Den Inhalt der Schrift **Pécauts**, „Die reine Gottesidee, das Wesen der Religion der Zukunft“ (1870) faßt er in folgende Sätze zusammen: 1. Mit der Religion geht es immer mehr bergab. 2. Der Offenbarungsglaube und die Autorität der Orthodoxie sind zu verwerfen. 3. An deren Stelle tritt der christliche Geist selbst, befreit von den mythologischen Elementen. 4. Alle Wunder

werden verworfen. 5. Nur die reine Gottesidee führt zur echt menschlichen, wahren Religion. 6. Das auf natürlichem Wege erleuchtete Gewissen ist die einzig giltige Autorität. 7. Gott ist der Vater der Menschen, die Menschen sind Brüder in Gott, zur Heiligung berufen und fähig, aus sich selbst heraus dem göttlichen Ideal zuzustreben. 8. Christus war nur Mensch, seine Lehre nur eine menschliche Lehre. 9. Schöpfung, Ursprung des Bösen u. s. w. sind und bleiben offene Fragen. 10. Der sogenannten Offenbarung fehlt vollkommene Gewißheit und vollkommene Klarheit. 11. Kein unbeugsames Glaubensbekenntnis, keine Absolution durch Priester! 12. Eine Kirche, d. h. eine Gemeinschaft ist notwendig und natürlich: Eine Gemeinschaft derer, die wie wir das Göttliche auffassen und erstreben, d. h. die das Kennzeichen der Gerechtigkeit, der Wahrheit, des Erbarmens, der Liebe zu Gott und der Liebe zur Wahrheit an sich tragen. 13. Die Bibel ist ein menschliches Buch, wertvoll nur durch das, was Wahres, Gutes und Erbauliches in ihr liegt. 14. Die sittliche Autorität ist die einzige Autorität (= Nr. 6). 15. Der religiöse Jugendunterricht muß mit Hilfe der sittlichen Erfahrung und des Naturstudiums aus der Seele des Kindes das Gefühl des Daseins eines Gottes und der sittlichen Pflicht zum deutlichen Bewußtsein entwickeln und das Leben in Gott als höchste sittliche Bildung erweisen. Der Religionsunterricht muß dann 2. den Zögling in die Gemeinde aller besten Menschen aller Zeiten und Nationen einführen. 16. Der öffentliche Gottesdienst besteht aus: Gebet, Predigt, Lesung erhabener Stücke der Bibel und anderer Schriften und aus Gesang solcher Lieder, die dem Geist der Gemeinde entsprechen. 17. Taufe und Abendmahl gelten nur als fromme religiöse Ceremonieen ohne sakramentalen Charakter. —

Japaniche Briefe. Berichte eines Japaners über deutsche Kulturzustände und europäische Verhältnisse überhaupt. Von **Samurai Kenschin.** Bamberg, Handelsdruckerei. 1892. 118 Seiten. Eleganteste Ausstattung mit japanischen Vignetten, Randleisten u. s. w. Preis 1 Mark. — Die guten Japaner werden daheim seit zwei Jahrzehnten mit dem Segen unserer abendländischen, insonderheit deutschen Kultur und Civilisation überschüttet — ach, ich glaube ein Steinregen plumpst nicht so schwer vom Himmel und ein Blutregen kommt nicht so schauerlich und alle Sinne verblüffend herabgeplatscht, wie dieser europäische Kultursegen auf das alte, liebenswürdige, naive Volk von Japan. Da ist es denn nicht verwunderlich, daß sich einer der feinsten und gelehrtesten Köpfe dieses Landes auf den Weg macht, um dieses zudringliche abendländische Bildungsprodukt einmal auf seinem Originalboden zu beobachten und seine sozialen Wirkungen kritisch zu untersuchen. Das Ergebnis dieser höchst zeitgemäßen Bemühungen hat der edle Japaner in diesen Briefen niedergelegt. Ich glaube, daß er mit diesem Werke nicht bloß bei seinen Landsleuten, sondern auch bei den Deutschen einen sensationellen Erfolg erzielen wird, sobald die Sache ruchbar wird. Die Schrift ist ein Unikum reizvollster Art. Wir müssen gelegentlich ausführlicher darauf zurückkommen. M. G. Conrad.

Ex malis minima! Reflexionen zur Prostitutionsfrage von einem Universitätslehrer. Berlin W. 1891. Philosophisch-historischer Verlag. — Der Verfasser polemisiert in dieser Broschüre gegen die Duldung der freien Straßenprostitution und sieht in der Einrichtung staatlich beaufsichtigter öffentlicher Häuser das kleinere Übel und den einzig wirksamen Schutz gegen die Durchseuchung der ganzen Gesellschaft. —r.

Georg v. Vollmars Sozialismus. Die „Tägl. Rundschau“ (Berlin) brachte eine Korrespondenz aus Baden, der wir

das Folgende zur Kennzeichnung der praktischen Fortbildungsversuche der neuen Gesellschaftslehre entnehmen: Der Reichstagsabgeordnete v. Vollmar, welcher jüngst Baden und die Pfalz als Wanderprediger bereiste, hat einen ganz eigenen Sozialismus verkündigt. Wenn wir von den demokratischen Forderungen absehen, die sich bis auf einen überschießenden Rest mit denjenigen der bürgerlichen Demokratie decken, und uns nur an die sozialistischen Programmpunkte halten, so ergiebt sich als die durch von Vollmar vertretene Lehre folgendes: Der Kapitalismus ist eine zu ihrer Zeit berechtigt gewesene Form der Produktion; ja, er hat sogar einen großen Fortschritt bedeutet, denn ohne ihn wäre die Gütererzeugung nicht auf die jetzige Höhe gestiegen, welcher wir die Befriedigung vieler früher ungekannter Bedürfnisse verdanken. Jetzt aber hat der Kapitalismus den Höhepunkt seiner wohlthätigen Wirkung überschritten, und die nachteiligen Wirkungen fangen an zu überwiegen. Der Großbetrieb wird durch Aufsaugen der Kleinbetriebe alleinherrschend, und dadurch konzentriert sich die Produktion in der Hand von einzelnen wenigen Personen, welche wirtschaftlich übermächtig werden, und denen die von ihren Produktionsmitteln getrennten und ins Elend gestürzten Massen gegenüberstehen. Die Aufsaugung der verschiedenen Produktionszweige vollzieht sich mit ungleicher Raschheit; während manche Zweige noch im Kleinbetrieb sich behaupten, sind andere zur Sozialisierung reif. Mit der Vergesellschaftung der schon höchst konzentrierten Industrieen, wie z. B. des Großgrundbesitzes, der Kohlen- und Eisenerzeugung, könnte sofort begonnen werden, während sich der Staat gegenüber dem Kleinbetrieb in Handwerk und Landwirtschaft zunächst auf allgemeine Maßnahmen zu beschränken, die Privatproduktion selbst aber noch unberührt zu lassen hätte, bis die Konzentrierung ihre naturgemäßen Fortschritte gemacht hat und die einzelnen Zweige nach einander zur Sozialisierung reif werden. So würde die gesamte Produktion allmählich und ohne Katastrophe in die neue Form übergeführt werden. Nachdrücklich hat v. Vollmar betont, daß man im Erfurter Programm mit voller Absicht nur von der Produktion gesprochen und die Konsumtion mit Stillschweigen übergangen habe. Der Individualismus vertrage auf dem Gebiete der Konsumtion eine Beschränkung durch Reglementierung nicht; im Gegenteil, je mehr der Individualismus bei der Produktion im allgemeinen Interesse eingeschränkt werden müsse, um so mehr müsse man ihn durch die Freiheit auf andern Gebieten entschädigen. Auf dem der Konsumtion sei er ohne Nachteil. Jeder könne seinen Anteil am Ertrage der Produktion verbrauchen, wie er wolle; der eine werde mehr auf materielle, der andere mehr auf geistige Genüsse sehen. Wer das Erworbene zu späterem intensiveren Genuß eine Zeitlang aufsparen wolle, könne es gleichfalls thun; dagegen falle das Sparen zum Zwecke der unmöglich gewordenen Anhäufung von Kapital hinweg. Kurz, es herrscht im sozialistischen Zukunftsstaate die vollste Freiheit. Der Sozialismus ist auch mit der Religion ganz gut verträglich. Viel Zeit und Mühe verwendete der Redner darauf, nachzuweisen, daß im Christentum eine Summe von kollektivistischen Gedanken enthalten seien, die namentlich in der ersten Zeit wirksam gewesen seien und der Redner zitierte eine ganze Reihe von Kirchenvätern zur Unterstützung seiner Behauptung. Welcher Gegensatz zu dem offiziell gepredigten Atheismus anderer Sozialistenführer, zu der Rüdtschen Agitation für den Austritt aus der Landeskirche! Die Schilderungen Bebels in seinem Buche „Die Frau" wurden als Privatansichten des Verfassers erklärt, für welche die Partei nicht aufzukommen habe. Alle diese Träumereien habe der Sozialismus in dem Maße aufgegeben, als er erstarkt und den „Kinderschuhen" entwachsen sei. Damit ist natürlich

auch die Ehe auf Kündigung und die staatliche Kindererziehung aus dem Zukunftsprogramm gestrichen.

Wenn wir von Vollmar richtig verstehen, so wäre vorerst nichts anderes zu thun, als daß unter gleichzeitiger Demokratisierung des Staates die konzentriertesten Großbetriebe, deren private Ausbeutung offenbar gemeinschädlich ist, expropriiert werden, und daß alles übrige einer allmählich von selbst eintretenden Entwickelung im gleichen Sinne vorbehalten bleibt. Ueber diesen Punkt könnte sich reden lassen, denn daß die übergroßen Industrieen, welche ihren Inhabern die Stellung eines Herrschers über Unterthanen einräumen, mit der bürgerlichen Gesellschaft ebensowenig identisch sind, wie das besitzlose Proletariat andrerseits berechtigt ist, sich allein als das „Volk“ zu bezeichnen, das kann man zugestehen, ohne sich etwas zu vergeben; doch dürfte die Demokratisierung des Staates nur nebensächlich bei der Umwandlung sein. Die Forderung einer Regelung der nationalen Production ist sogar von Schriftstellern aufgestellt worden, welche in ausgesprochenem Gegensatz zu der Socialdemokratie stehen. So gelangt z. B. Hermann Losch*) durch den Hinweis auf die ungeheuer erstarkende Industrie der Union zu dem Schlusse, daß die Staaten Europas, wenn sie nicht verarmen wollen, zu einer Erhöhung der Produktion schreiten müssen. Dies kann nur durch Aufhebung der überflüssigen Klein- und Zwergbetriebe und Konzentrierung der Produktion in wenigen, mit allen technischen Hilfsmitteln ausgestatteten Riesenwerkstätten geschehen. Die Durchführung dieser Forderung und die Anpassung des Privatrechts an dieselbe wird geradezu als eine Existenzfrage für die alte Welt im Gegensatz zu Amerika bezeichnet. Der genau rechnende Losch bringt aber nur heraus, daß dabei eine Verschlimmerung der Lage Europas hintangehalten werden kann, unter Herabsetzung der Arbeitszeit von 12 auf 10 Stunden, während die Sozialdemokraten goldene Berge versprechen. Der Abgeordnete von Vollmar ist eine imponierende Erscheinung, sein Vortrag, obwohl niemals eine gewisse Vornehmheit verleugnend, weiß die Massen zu packen. Seine tiefdurchdachten und nach allen Seiten hin jedes verletzende Wort vermeidenden Auslassungen haben viel Eindruck auf die Zuhörer gemacht.

*) Nationale Produktion und nationale Berufsgliederung, von Dr. H. Losch, Leipzig 1892.

Preisausschreiben. Die von Dr. A. Bauer herausgegebene „Wiener Litteratur-Zeitung“ erläßt ein Preisausschreiben über folgende drei Fragen:

1) Was soll man der Jugend zu lesen geben?

2) Ist Schiller noch lebendig?

3) Giebt es ein Repertoire für eine Wiener Volksbühne?

Als Preis für die beste Beantwortung jedes Themas sind 10 Dukaten bestimmt.

Das Preisrichteramt haben aus besonderer Gefälligkeit übernommen die Herren: Dr. Alfred Freiherr v. Berger, Dr. Moritz Necker und Dr. Rudolf Lothar.

Die näheren Bedingungen über dieses Preisausschreiben enthält die Januar-Nummer der „Wiener Litteratur-Zeitung“, die auf Wunsch von der Administration, Wien, I., Wollzeile 2, gratis zu erhalten ist.

☞ Wir bitten, fortan **sämtliche Manuskriptsendungen** u. s. w. **ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft“,

K. K. Hofbuchhandlung Wilhelm Friedrich in Leipzig

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Gabriele Reuter.

März 1892.

Der Nachtwächter.

Von M. G. Conrad.

(München.)



Wenn er so auf seine Laufbahn zurückblickte, ganz erstaunlich, was er für Wandlungen durchgemacht, um auf seinem kümmerlichen Erbe zu wachsen und in die Höhe zu kommen und die Augen der Welt auf sich zu lenken.

Sein ältester Geistesruhm: als die gewaltigen Nachbarn ringsum die schwärzesten Dummheiten machten und den besten und gescheitesten Leuten durch blödsinnigste Gewissensbedrückung die Staatsidee verleideten und die Staatsmacht verekelten, durfte in seinem bescheidenen Hause jedermann nach seiner höchst persönlichen Façon selig werden. Ein großherziger Individualismus verbrüderte sich mit dem aufgeklärten Despotismus, ein genialer Freiheitszug nahm selbst den Handlungen der Willkür den plumpen Druck, die vergiftende Schärfe. Und das wunderbare Gefühl der Sicherheit und Erhabenheit seinen stupiden Nachbarn gegenüber, als er allen Verfolgten und Bedrängten die Thüre seines Hauses weit öffnete!

Die einen kamen freiwillig, in hellen Haufen, weit her, mit fremder Mundart, Sitte und Kunstfertigkeit, und mit Freudenthränen und Dankespsalmen überschritten sie die Schwelle des gastlichen, wenn auch etwas allzu nüchtern und bescheiden ausgestatteten Hauses. Die anderen waren trotz ihres Elendes zurückhaltender, sie verstellten sich ein wenig und ließen sich Gewalt anthun, aber sie dankten Gott im Herzen, als sie endlich erobert und in geschützte Verhältnisse gekommen waren. Unverletzlichkeit der Person, Heiligkeit des Gewissens, leibliche und geistige Würde — diese Güter waren jeden Opfers wert.

Und so wuchs das kümmerliche Erbe in Wohlgefallen bei Gott und den Menschen, und der Besitz verbreiterte sich nach allen Seiten und mehrte jeglichen Einfluß.

Eine große Befriedigung kam über ihn. Nur selten wandelte ihn in seinen Verdauungsstunden die leise Furcht an, ob denn im vergrößerten Hause alles so fest gefügt sei, so allen möglichen Stürmen von innen und außen gewachsen, daß er den reichen Besitz an Leuten und Gut auf Kind und Kindeskind zu weiterer Vermehrung vererben könne, ohne der seither mit so entschiedenem Glück geübten Liberalität Schranken zu setzen.

Er sann viele Jahre, aber alles schien in gesegneter Ruhe zu bleiben.

Da schlug plötzlich in der Nachbarschaft gen Westen eine feurige Lohe auf, als wollte sie den Himmel sengen und alles Irdische in Brand stecken. Und eine Donnersprache schallte durch die Lande, nicht mehr als Hausgesetz zu eigenem Vorteil des Besitzers, sondern als Evangelium zu künden allen Völkern ohne Unterschied, daß fortan Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit herrschen sollen auf Erden. Entsetzen packte die Welt. Aber die die Flamme zuerst entzündet und das neue Wort zuerst gesprochen, hatten ihre Kraft überschätzt; sie waren sich selbst nicht mehr Meister, als die Wahrheit in Schwärmerei und die Schwärmerei in Tollheit und Brutalität überschlug.

Da verband er sich, dessen Hausgesetz Freiheit im aufgeklärten Despotismus gewesen, mit der Tyrannei der Nachbarschaft im Osten und sie schlugen gegen den unsinnig gewordenen Nachbar im Westen und seine Rebellion los. Der Streich gelang. Er gelang so gut, daß der Mann im Osten fortan im Mann der Mitte einen Büttel gewonnen zu haben glaubte gegen alle Freiheit und Helligkeit ringsum. Und eine turmhohe Freundschaft wurde begründet zwischen den einst so ungleichen Häusern. Und siehe da, auch aus der Knechtung schien jetzt Segen zu quellen, wie er einst aus Aufklärung und Befreiung quoll, und das Gut wuchs durch allerlei Unternehmungen, die gefährlich geendet hätten ohne den Turm der Freundschaft im Osten. Das Hausgesetz lautete nicht mehr auf Freiheit, sondern auf Einheit, und es fanden sich starke und sinnreiche Männer, welche der neuen Losung die Zaubermacht ihrer persönlichen Genialität liehen und damit Wunder über Wunder wirkten, daß die weite Welt erstaunte.

Nur der Nachbar im Westen, der seine alten Wunden geheilt fühlte und jetzt in frivoler Spielerei mit der Macht wähnte bedeuten zu können, was er früher in schwärmerischer Überhebung mit der Idee nicht zu bedeuten vermocht hatte, er glaubte nicht an die neuen Wunder, um so weniger, als er sich selbst an der Spitze der Civilisation und aller aufgeklärt-despotischen Herrlichkeit marschierend träumte.

Und als er's zu einer blutigen Probe trieb, da wurde er elend zu Boden geschlagen. Aus dem glücklichen und kühnen Besitzer der Mitte formte sich durch alle diese Ereignisse der Herrscher über eines der gewaltigsten Reiche. Und Machtmittel wurden auf Machtmittel gehäuft, um mit Gewalt weiterzuführen und zu fördern, was einst der Genius der Freiheit gepflanzt.

Durch Freiheit zur Einheit war der Weg gegangen, und nun stand nur noch Macht gegen Macht, und wie es geht, wenn der Materialismus alle anderen Ideen und Gefühle aufgesogen und nur in äußerem Besitz und Einfluß das Alleinherrliche erblickt: Macht verfeindet sich mit Macht und der Freundschaftsturm, dessen Spitze bis in den Himmel zu reichen schien, zerbröckelte im Nu. Schlimmer noch für das Reich in der Mitte: der Nachbar im Osten schloß über sein Haupt hinweg mit dem Nachbar im Westen einen Bund zu Schutz und Trutz.

Der Dämon des Materialismus aber hatte mittlerweile seine Wurzeln von oben nach unten geschlagen und nach allen Seiten ausgebreitet, so daß alle Sehnsucht der Menschenbrust in den modernen Völkerhaufen nur noch einen Zielpunkt, alle Spannkraft der Klassen-Energie nur noch einen Ausweg wünschte: im vergötterten wirtschaftlichen Interesse. Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft! Das war noch die einzige gemütliche Beziehung von Mensch zu Mensch, von unten nach oben, von links nach rechts: ich will's so gut haben wie du, ich will besitzen was und wie du besitzest, ich will so mächtig und herrlich sein wie du mächtig und herrlich bist. So hatte der Wille zur Macht, die Gier nach Genuß alle Säfte und Kräfte der Menschheit an der Jahrhundertwende in sich aufgezehrt wie ein Vampyr und die Herzen versteinert und unfruchtbar gemacht für jedes andere Ideal außerhalb der materiell-wirtschaftlichen Sphäre.

Und heller und immer heller schlägt's aus den untersten Schichten der Völker in züngelnden Erkenntnisflammen nach oben: Ta-twam-asi, das bist du, du erntest, was du gesäet, dein Beispiel ist mir Lehre und Rechtfertigung, dein Gott ist mein Gott, deine Begierde ist meine Begierde.

Und die am reichsten an Macht und Besitz faßte eine große Furcht. Wer schützt uns vor dem Umsturz? Und sie seufzten: Ach, wer uns eine Nacht schüfe, eine schöne, schwarze, lange Nacht in Europa, damit wir könnten unseres Lebens wieder froh werden, eine Nacht, in der die niedrigen Menschenmassen wieder von blauen Wundern träumten und von allen Seligkeiten des Himmels und darüber ihre materiellen Ansprüche und wirtschaftlichen Interessen und ihre Gier nach Macht und Genuß vergäßen!

Und der Dämon des Materialismus raunte den Angsterfüllten zu: Übergebt die Volksherde der Gewalt der Priester, schafft zu jedem Poli-

zisten einen Doppelgänger und eine Ergänzung im Geistlichen, laßt den Nachwuchs der unbändigen Massen Dogmen, fromme Sprüche und Lieder auswendig lernen hundertweis, tausendweis, und von Kindesbeinen an, bis ihnen der Kopf dumm und schwer wird, organisiert eine Schule, die ihnen den Schwindel der naturwissenschaftlichen und nationalökonomischen Kenntnisse austreibt und sie stumpf macht für leibliche und geistliche Eigenwürde, für Heiligkeit und Unverletzlichkeit ihrer Person und ihres Gewissens — und ihr schafft die Nacht in Europa.

Und der Versucher trat heran zu dem mächtigsten Mann, dessen Vorfahren ihr Gut durch Freiheit und Aufklärung und gewaltige Kriegsthaten gewonnen: Schaffe du dein Volk um zum Nachtwächter von Europa, gieb ihm diese Musterschule — — im Namen der Religion, im Namen Gottes —.

Aber schmetternd tönte die Antwort: Was habe ich mit dir zu schaffen? Wende dich an meine Räte und an die Vertreter dieses Volkes selbst —.

Da hörte man ein Rauschen in der Luft, schwarz und schwer und herzbeklemmend, wie von Gespensterfittichen, landauf, landab, und unter den Dächern der Kirchen und Klöster und im Rauchfang der Pfarrhöfe ein höhnisches Raunen und spöttisches Wispern, und in das Geläute der Glocken mischte sich's wie gellender Pfiff, — und wenn der Föhn aus dem Süden wehte, lag's auf seinen Schwingen wie fernes Siegesgeschrei von jenseits der Berge, in welschen Lauten.

Naive Leute hoben den Kopf: Seltsam, ist das Frühlingssturm? Kündigt sich so der Lenz? Die Knospen springen und die Welt steht in Blüten, und dennoch —.

Und mitten in der Nacht schlugen rote Flammen aus dem schwarzen Boden, erst einzeln, da und dort, dann immer mehr, überall.

Kein Nachtwächter der Welt vermochte den Brand zu dämpfen. —



Im Schulkampf.

Von Julius Selow.

(Elbing.)

Ist die heutige Schule geeignet, gegenüber den mißlichen, sozialen Verhältnissen zu einer friedlichen Lösung der sozialen Frage beizutragen? Antwort: nein! Im Gegenteil, sie verschlimmert das Übel.

Wir haben heut höhere und niedere Schulen. Der Besuch dieser Schulen hängt jedoch nicht ab von den Fähigkeiten der Schüler, sondern

von dem Geldbeutel der Väter. Wer es bezahlen kann, schickt sein Kind in die höheren Schulen, wer es nicht bezahlen kann, muß es in die Volksschule schicken. Daß nur ja nicht das Kind des Reichen neben dem des Armen sitzt. Es könnte vielleicht Ungeziefer bekommen! Vielleicht würde es auch moralisch und sittlich verkommen! Mindestens aber würde es durch den Umgang mit dem Kinde des Plebejers und Proletariers in seiner Würde erniedrigt werden. Das sind Vorurteile, die man heute nicht nur unter den oberen Zehntausend, sondern auch in den breiten, mittleren Schichten der Bevölkerung findet. Diese Vorurteile bevölkern die heutigen Schulen, die keineswegs Bedürfnis sind, sondern nur durch die Stände, das Geld und die Mode erhalten werden. Es ist geradezu modern geworden, daß der Reiche seinen Sohn in das Gymnasium schickt, wenn derselbe sich auch mit Mühe und Not durch die Examina windet und den Eltern ungeheure Kosten verursacht. Es liegt auf der Hand, daß durch diese künstliche Spaltung, diese Auseinanderreißung der Jugend des Volkes die bestehenden Klüfte erweitert werden, daß schon die zarte Jugend sich entfremdet wird. Durch die verschiedenen Grade der Bildung, welche die verschiedenen Schulen in die verschiedenen Volksschichten tragen, ist eine innere Entfremdung derselben herbeigeführt, wie die Klassen- und Standesunterschiede eine äußere verursacht haben. Es ist dahin gekommen, daß wir neben Reichen und Armen Gebildete und Ungebildete haben. Jene sehen mit Verachtung auf das Volk herab, und dieses versteht seine Gelehrten und Forscher nicht, betet die Halbbildung an oder haßt sie. Das hat wesentlich zur Verschärfung der sozialen Frage beigetragen. Nach Schmoller liegt der letzte Grund aller sozialen Gefahren nicht in der Dissonanz des Besitzes, sondern in der Dissonanz der Bildungsgegensätze. Angesichts dieser Thatsachen und Wahrheiten kann es kaum bestritten werden, daß die heutigen Schulorganisationen, welche auf der Absonderung der Stände beruhen, einer befriedigenden Lösung der sozialen Frage entgegenstehen.

Die Pädagogik erkennt und fühlt die Schwäche der heutigen Schulen gegenüber den sozialen Verhältnissen. Deshalb fordert sie heute mehr denn je die allgemeine Volksschule.

Die allgemeine Volksschule soll wahre Bildung in das Volk hineintragen. Wahre Bildung ist nicht ein Extrakt aus toten Sprachen und Wissensbrocken. Wahre Bildung ist nicht ein Quantum von Memorierstoffen. Wahre Bildung ist auch nicht ein Drillen und Zurichten zu den Examina. Wahre Bildung ist mehr. Wahre Bildung deckt sich mit dem, was Pestalozzi allgemeine Bildung nennt. Wahre Bildung ist ein Verständnis für die Zeiteinrichtungen und Zeitströmungen. Wahre Bildung ist ein klarer Blick für das Lebendige und Gegenwärtige, nicht für die

Trümmer untergegangener Kulturepochen. Diese wahre Bildung ist allein imstande, die soziale Frage einer friedlichen Lösung entgegenzuführen; denn wo sie die Geister leitet, da ist der Mensch bereit, sein „Ich“ in den Dienst des Gesamtwohles zu stellen, da erkennt er Duldung und Schätzung als die großen Hebel, die zum sozialen Frieden führen. Und diese wahre Bildung hängt wahrhaftig nicht ab von der Menge des Wissens und Könnens, sondern von den Grundanschauungen und dem Gedankenskelett, das der Mensch in seinem Geiste trägt.

Die allgemeine Volksschule soll von allen Kindern ohne Unterschied der Stände und Konfessionen besucht werden. Darin stimmen alle Organisationspläne überein. Nur über die Dauer der Zeit, während welcher alle Kinder vereinigt bleiben sollen, sind die Ansichten verschieden. Einzelne fordern, es sollen alle Kinder nur bis zum 9. Lebensjahre die allgemeine Volksschule besuchen. Nach anderen soll dies bis zum 10. oder 12. Lebensjahre geschehen. Mit Rücksicht darauf, daß die Klüfte zwischen den einzelnen Ständen bereits weite Dimensionen angenommen haben, muß es wünschenswert erscheinen, daß die Schüler möglichst lange vereinigt bleiben, damit die gegenseitige Annäherung, welche dadurch bezweckt wird, eine dauernde und feste werde.

Der Übertritt in eine höhere Schule soll nach einzelnen Verfechtern der allgemeinen Volksschule nach wie vor vom Geld und Stand der Eltern abhängig sein. Die meisten fordern indeß sowohl für die allgemeine Volksschule als die damit verbundenen höheren Lehranstalten Unentgeltlichkeit des Unterrichts. Die Bildungs-, die Kulturschätze, die im Volke aufgehäuft liegen, sind Gemeingut der Nation und dürfen nicht käuflich feilgeboten werden, wie es heut in den Gymnasien geschieht. Der Staat sollte vielmehr das größte Interesse daran haben, sie allen ohne Unterschied entgegenzutragen. Oder haben die Reichen ein Privilegium darauf, daß ihnen allein die Pforten der höheren Schulen und damit zu höherer Bildung und zu den höchsten Stellen im Staate offen stehen? Was hat das arme, gut beanlagte Kind verschuldet, daß es seine Anlagen nicht entwickeln kann? Weiter nichts, als daß es zufällig in einer Arbeiterstube geboren wurde, während die Wiege des reichen Sprößlings neben einem eisernen Geldschrank stand. Wie viele Anlagen und Talente gehen zu Grunde, wie viele murren über Staat und Gesellschaft lediglich deshalb, weil sie sich zu geistiger Arbeit geboren fühlen und die Enge der sozialen Verhältnisse ihnen den Bildungsgang abschnitt und Spaten oder Feile in die Hand drückte! „Kennt man auch Goldadern und nutzt sie nicht aus, oder Silberminen, an denen die Zeit gleichgiltig vorübergeht?“ Und das Gold des Geistes, das im Volke liegt, will man nicht kennen, das läßt man unter Arbeiter-

kitteln verkommen, während es an anderer Stelle in besserer Prägung dem Volke mehr nützen könnte. Es liegt im Wesen der allgemeinen Volksschule und ist eine der berechtigsten Forderungen der Zeit, daß die herrschende Macht des Kapitals bei der Ausbildung der Jugend gebrochen und auch dem ärmsten Kinde eine seinem Fleiße und seinen Anlagen entsprechende Bildung zugänglich gemacht werde. Es wird eine der höchsten Errungenschaften, es wird ein Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit sein, wenn diese Forderung in Erfüllung geht.

Heute, wo die soziale Frage zu einer Wetterwolke geworden ist, die schwer und dräuend am Horizonte hängt, und von der man nicht weiß, ob sie mit Blitz und Donner unsere hochgradige Kultur zerschmettern oder sie mit segnendem Regen befruchten wird, heute ist die Forderung der allgemeinen Volksschule nicht mehr lediglich eine Forderung der Pädagogik, sondern eine Forderung der Zeit, die unerbittlich und konsequent Verschmelzung der Standes-, Religions- und Parteiunterschiede fordert.

Kasten, Klassen, Stände hat es so lange gegeben, als es Völker und Staaten giebt und wird es auch so lange geben. Die soziale Gefahr liegt nicht in dem bloßen Vorhandensein verschiedener Stände, sondern in den Unterschieden zwischen den einzelnen Ständen. Nur da, wo diese zu kraß werden, wie bei den Römern zur Zeit der Gracchen, brechen Revolutionen aus, nur da wird das Bestehen eines Staates gefährdet. Die Sozialpolitik darf deshalb nicht die Stände, sondern nur die schroffen Standesunterschiede aus der Welt schaffen. Es ist ihr größtes Problem, die Gesellschaftsklassen in ein Verhältnis zu bringen, in dem sie friedlich neben einander gedeihen, ohne sich feindlich gegenüberzustehen. Zur Lösung dieses Problems fordert die Zeit die Mithilfe aller Kulturfaktoren heraus. Dazu muß auch die Schule mithelfen. Die alte Schule kann es nicht, die allgemeine Volksschule würde es können.

Es ist schon ein an und für sich überaus herrlicher Gedanke, daß der Sohn des Reichen neben dem des Fürsten, der Sohn des Arbeiters neben dem des Fabrikherrn sitzen soll. Dadurch wird dem großen Gedanken von der Gleichberechtigung aller Menschen volles Genüge geleistet, jener Gleichberechtigung des sittlichen und ethischen Menschen an den Bildungs- und Kulturschätzen, die im Volke aufgehäuft liegen, jener Gleichberechtigung an Erziehung und Unterricht. Der Sohn des Bettlers und der Sohn des Fürsten sind eben gleicher Natur. „Dieselbe Menschlichkeit ebbet und flutet in allen, die vom Weibe geboren sind. Es herrschen in allen dieselben Entwickelungsgesetze. Die Natur kennt keine Stände. Nur das Leben kennt sie, nur die Gesellschaft.“ (Pestalozzi.) Auch die heutige Schule kennt sie. Die allgemeine Volksschule will sie nicht kennen, um zur Überbrückung der Standesunterschiede zu verhelfen.

Wenn der Sohn des Reichen neben dem des Armen sitzt, dann wird er erkennen, daß dieser nichts Tierisches an sich hat, daß er eben so gut Mensch ist wie er, daß er ihm an geistiger Intelligenz ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen ist. Er wird zu der Überzeugung kommen, daß auch unter einem ärmlichen Gewande Herz, Geist, Seele, Gemüt zu finden sind. Das wird ihn bewegen, von manchen Vorurteilen abzulassen und sich dem armen Kinde zu nähern. Das Kind aus der Instkate und Mietskaserne wiederum wird von dem vornehmeren, feiner erzogenen Kinde löblichen Anstand und gesitteteres Betragen lernen und so seiner Menschennatur den Mantel der feineren Kultur umhängen können. So werden sich die Stände einander nähern, die Gegensätze sich auflösen, die Unterschiede ineinander übergehen. Es wird durch das Nebeneinandersitzen eine äußere, wie durch das Bilden an gleichen Stoffen eine innere Annäherung ermöglicht werden. Eine friedliche Gesetzgebung darf sich dann nur herbeilassen, den krassen Unterschied zwischen Kapital und Arbeit einigermaßen auszugleichen, und eine friedliche Lösung der sozialen Frage liegt im Bereiche der Möglichkeit.

Auch zur Überbrückung der Religionsunterschiede würde die allgemeine Volksschule beitragen. Deutschland steht nach außen stark und einig da. Unter der Mantelhülle der Einigkeit aber schleicht neben der Schlange Klassen- und Ständehaß die zweite Schlange: Konfessions- und Sektenhaß. Jeder schwört auf sein Dogma und hält den Andersgläubigen für verdammenswert. Es kann aber nicht im Willen Gottes und Jesu Christi gelegen haben, ein Reich des Hasses und der Feindschaft auf Erden aufzurichten, wie es bei der heutigen, gegenseitigen Verketzerung in der That besteht. Es sollte vielmehr ein Reich der Liebe und des Friedens sein. Christus hat gesagt: „Es soll eine Herde und ein Hirte werden.“ Wahrlich, wenn der große Mensch Jesus Christus noch einmal auf die Erde herabkäme: er würde beim Anblick der gegenseitigen Verketzerung wegen kleinlicher Unterscheidungslehren noch einmal Thränen vergießen, wie er Thränen auf Golgatha vergossen hat. Der Lehrer muß die Kinder zu dem hohen und schönen Christentum führen: Wir haben alle einen Gott, einen Jesus, eine Taufe, einen Himmel, eine Seligkeit. Wo diese hohe Anschauung Raum gewonnen hat, da kann nur Liebe und Friede in die Brust einziehen, da muß alles schwinden, was durch die kirchliche Zersplitterung der Lösung der sozialen Frage entgegengestellt wird.

Die allgemeine Volksschule wird am schönsten gedacht als eine deutschnationale Einheitsschule.

Unsere Zeit hat den Gedanken einer vaterländischen Schule zur Reife gebracht. Deutschland ist aus großen Kriegen stark und einig hervor-

gegangen. Wir haben einen Kaiser, ein Heer, eine Flotte, einen Reichstag, eine Reichseisenbahn u. s. f., aber wir haben nicht eine Schule. Auf dem Schulgebiet herrscht noch dieselbe Buntscheckigkeit, die früher auf politischem Gebiete zu finden war. Der Bayer, der Sachse, der Württemberger, der Österreicher, sie alle gehen noch in eine andere Schule als der Preuße. Sind auch die Verschiedenheiten der Schulsysteme nicht zu groß, so sind doch die Bildungsgänge, Bildungszwecke und Bildungsziele wesentlich verschieden. Verschiedene Bildungsläufe aber wirken auf die Gedankengänge ein, gleichsam wie verschiedene klimatische und Bodenverhältnisse verschiedene Entwickelung der Geister bedingen. Der Gedanke der Zusammengehörigkeit aller deutschen Bruderstämme würde vielleicht in noch helleren Flammen lohen, wenn ganz Deutschland auch eine Schule besäße. Folgen wir doch dem Beispiel Bayerns, das bereits eine Art allgemeiner Volksschule besitzt. —

Die soziale Frage ist so alt wie die Welt. In unserer Zeit aber tönt sie in lauteren Akkorden. Klassenhaß, Religionshaß, Parteigezänk sind nur die Intervalle in diesen Akkorden. Ihr Grundton aber ist der Schrei nach materieller Besserstellung. Der Arbeiter verlangt höhere Löhne, der Beamte mehr Gehalt, der Kapitalist mehr Zinsen für seine Kapitalien. Überall dasselbe Streben nach mehr Besitz und mehr — Genuß. Dieses Streben ist in unserer Zeit begründet, die mit verdoppeltem Flügelschlage vorwärts eilt, die täglich mehr Genüsse bietet, täglich mit mehr Anforderungen an den Kulturmenschen herantritt. Mehr Anforderungen aber bedingen mehr Ausgaben, und mehr Ausgaben mehr Einnahmen, und wo diese aufhören, da der Schrei nach materieller Besserstellung, da Unzufriedenheit mit der bestehenden Verteilung von Kapital und Arbeit, da Haß, Neid, Groll, da sozialer Unfriede.

Und den gesteigerten Genüssen steht eine immer weiter um sich greifende Unfähigkeit in wirtschaftlichen Dingen gegenüber. Dieselbe findet ihre Erklärung zum Teil in der Emanzipation der Frauen, die auch die Frauenfrage gezeitigt hat, welche als ein Teil der allgemeinen sozialen Frage ebenfalls nach Lösung schreit. In den Fabriken, die heute tausende von Mädchen beschäftigen, lernen sie nicht Geld zusammenhalten, sondern verschwenden. Das Fabrikmädchen trägt heut Uhr und Kette und erscheint in der modernsten Kleidung auf dem Tanzboden. Als Frau versteht es nicht den Geschäften des Hauses vorzustehen. Der Verdienst des Mannes wird häufig in der ersten Hälfte der Woche durch übermäßige Ausgaben verschleudert, in der zweiten klopft die Not an die Thüre. In den Zeiten reichen Verdienstes wird nicht ans Sparen gedacht, weshalb in den Zeiten kärglichen Verdienstes die Familie darben muß. Dann schimpft der Arbeiter

über den Staat, der nicht für ihn sorgt, über den Kapitalisten, der seine Kraft ausnützt und ihn nicht genügend bezahlt.

Und wie ist es in den höheren Kreisen? Da werden Kapitalien in den Badeörtern, auf den Sportplätzen und in den Trink- und Spielhäusern verschwendet, werden oft die unsinnigsten Ausgaben gemacht, bis auch die reichsten Quellen erschöpft sind. Die höhere Tochter braucht allein einen Gehalt, um allen ihren Ansprüchen auf Putz und Amusement zu genügen. Der Landwirt fährt heute spazieren, statt selber hinter dem Pfluge zu gehen. So wird mancher durch ein schlechtes Wirtschaftssystem zum Ruin geführt, der sonst wohl bestehen könnte. Es ist somit die wirtschaftliche Frage, welche besonders brennend empfunden wird, begründet in mehr Genüssen auf der einen und Mangel an Wirtschaftstalent auf der anderen Seite. Soll diese Frage gelöst werden, so muß die Schule Kapitel wie die über Erwerb, Sparsamkeit, Luxus, Bedürfnisse ꝛc., muß sie Belehrungen aus dem Gebiete des Haushaltungsunterrichts in ihren Lehrplan aufnehmen, also Volkswirtschaftslehre treiben.

Auch den gesetzeskundlichen Belehrungen ist ein weiterer Raum in dem Lehrplan der allgemeinen Volksschule zuzuweisen. Unkenntnis des Gesetzes schützt vor Strafe nicht, und doch wird nichts gethan, um dieser Unkenntnis zu steuern. Aus Unkenntnis des Strafrechtes werden zahlreiche Vergehen begangen. Die Unkenntnis des Civilrechtes führt zu vielen unsinnigen Prozessen, die große Kosten, Ärger, Groll, Unfrieden und Ruin zur Folge haben. Das alles würde bei einer rechtskundlichen Belehrung durch die Schule nach und nach aufhören.

Heute erweist sich eine solche Belehrung umsomehr notwendig, weil das Volk zur Teilnahme an der Gesetzgebung berechtigt ist. Der geringste Arbeiter darf heute das Wahlrecht ausüben. Der kleine Bauer kommt in die Lage, Schöffe zu sein. Die Geschworenen haben bei den Sitzungen des Schwurgerichts über Leben und Tod zu bestimmen. Dem gegenüber erscheint es einer Nation unwürdig, ein Recht zu besitzen und dieses Recht nicht zum Gegenstande der öffentlichen Belehrung zu machen.

Was ferner die soziale Frage zu der gefahrdrohenden Wetterwolke gemacht hat, ist der Verruf, in den die Arbeit geraten ist. Tausende verbringen heute ihr Leben in Müßiggang und Nichtsthun. Der Aristokrat scheut die Arbeit wie der Straßenbummler. Der Reiche betrachtet sie als erniedrigend, als schändend und beschmutzend, der Arme hält sie für eine Last, für ein notwendiges Übel, das ihm von der Wiege an mit in das Leben gegeben ist, für das Gespenst, welches ihn mit der Geißel in der Hand durchs Leben treibt, ohne ihn aufatmen zu lassen. Und doch ist die Arbeit die höchste sittliche Institution im Leben der Völker, der höchste

Kulturfaktor, dessen Wert nicht verkannt werden darf, wenn nicht das ganze soziale Leben aus den Fugen weichen soll. Mehr Achtung für die Arbeit, mehr Ansehen für den Arbeiter! Das muß der sozialen Frage gegenüber zuerst zu erreichen gesucht werden. Die Schule kann dazu mithelfen, indem sie über den Wert der Arbeit belehrt und den Arbeitsunterricht einführt. Obwohl derselbe noch viel umstritten wird, läßt sich seine Zweckmäßigkeit nicht verkennen. Insbesondere wird der Knabe aus dem Prachtsalon mit den weichen, schwellenden Polsterkissen für den Müßiggang dadurch zur Erkenntnis kommen, daß die Arbeit dem Menschen nichts von seinem Werte raubt, sondern im Gegenteil körperlich und geistig gesund und kräftig erhält. Ferner kann durch einen richtig erteilten Arbeitsunterricht die Liebe zur Arbeit erweckt und gepflegt und die Arbeit aus einer Last zu einer Lust gemacht werden. Dabei ist nötig, es dem Volke zum Bewußtsein zu bringen, daß das Leben ohne Arbeit ein langweiliges Einerlei ist, daß ferner auch Geistesthätigkeit Arbeit ist, und daß auch der Anspruch auf Lohn hat, der mit der Feder in der Hand arbeitet oder in stiller Nacht sein Hirn mit Gedankenarbeit quält. Duldung und Schätzung werden alsdann weitere Dimensionen annehmen und viel Neid, Groll und Mißgunst verschwinden.

Die allgemeine Volksschule, die alle Kinder in demselben Schulzimmer vereinigen will, fordert auch die Ausbildung aller Lehrer in gleichen Bildungsanstalten, seien es Seminare, seien es besondere Fakultäten an Universitäten. Mag es daneben jedem überlassen bleiben, sich auf dem Wege des Selbststudiums die Fähigkeiten zu höheren Schulstellen zu erwerben. Die Grundbildung muß bei allen Lehrern gleich sein.

Wer die Geschichte unseres Volksschulwesens kennt, muß zu der Überzeugung kommen, daß dasselbe noch lange nicht vollendet dasteht, daß vielmehr die heutige Schule nur eine Vorstufe zu einer vollendeteren Schule ist. „Den Forderungen der Entwickelungspädagogik gegenüber, die in der allgemeinen Volksschule gipfeln, kann das Resultat der Berliner Konferenz zur Reform des höheren Schulwesens als eine Art Abschlagszahlung angesehen werden. Sie gleicht darin einer Kugel, die ins Rollen versetzt ist.“ Hoffen wir, daß, wenn sie stille steht, eine friedliche Entwickelung eine Schule gezeitigt hat, welche unter der goldenen Sonne des Friedens die hoffnungsvolle Jugend eines glücklichen Volkes in Liebe und Eintracht neben einander leben und lernen sieht.

* * *

Vorstehendes ist ein Auszug aus einem Vortrage, welcher auf der X. westpreußischen Provinziallehrerversammlung gehalten wurde. Kaum war der Inhalt dieses Vortrages in die Öffentlichkeit gedrungen, als sich in einer ge-

wissen Presse ein Schrei geifernder Entrüstung erhob. Die Geldbeutel der brotverteuernden Spekulanten und der gesamten Geldaristokratie, wie die Zipfelmützen gewisser Geistlicher gerieten in bedenkliche Schwankungen. Solche Ansichten über Volksbildung und noch dazu aus dem Munde eines Lehrers, der nach der Ansicht vieler Leute als „Schulmeister" in die Schule und als Küster in die Kirche, aber nicht als freidenkender Mensch auf eine Rednerbühne gehört, sind den Geldprotzen und kirchlichen Dunkelmännern Verbrechen. Den Leuten, welche zur Erziehung des Volkes berufen sind, will man es wehren, über Erziehung nachzudenken. Jeder Zeitungsschreiber glaubt eher darüber sprechen und urteilen zu dürfen als ein Lehrer.

Das Geldprotzentum will auch die Bildung als alleiniges Vorrecht behaupten. Die geknechtete Masse soll nicht eindringen in die Vorhallen zu Menschentum und Menschenwürde. Die Unentgeltlichkeit des Unterrichts nennt ein Dr. Sch. in der „Danz. Ztg." eine sozialdemokratische Utopie. Klerikale Blätter erkennen durch die ultramontane Brille in der allgemeinen Volksschule ein Ungeheuer, welches Papst und Kirche zu verschlingen droht.

Zurückschraubung der Bildung auf die dunkle behäbige Zeit des Mittelalters! Das ist ihr Prinzip; ihre Losung: **Krieg** bis aufs Messer jedem freien Gedanken auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts, jeder Aufklärung des Volkes. Sie wissen zu gut, daß wahre Bildung ihren Sturz bedeutet.

Diese Bildungsphilister, denen die Vorurteile ihrer mittelalterlichen Zopfgelehrsamkeit und hohlen Phrasendrescherei wie Schlafmützenzipfel unter den Perrücken baumeln, diese Goldjäger, die das Arbeiterwild jagen und mit seinem Schweiß ihre Geldschränke füllen, die wie Eulen beim Tageslicht, das die Welt zu überfluten beginnt, fest in ihrem Gemäuer sitzen und mit den dicken Hornbrillen auf den blöden Augen nicht sehen wollen, was der Zeit fehlt, diese Schmarotzer des Geisteslebens einer Nation halten selbst die Forderung einer deutsch-nationalen Einheitsschule für die verbrecherische Gedankengeburt eines verbrannten Hirnes und übergießen diesen Gedanken in ihren Blättern mit Spott und Hohn. Dabei protzen sie auf ihren Patriotismus und blähen sich wie Chamäleons, wenn von Vaterlandsinteressen die Rede ist. — —

Es ist traurig um eine Nation bestellt, wenn die vorurteilslose Beurteilung zeitgemäßer Gedanken nur auf kleine Kreise, wie etwa die Leser der „Gesellschaft" beschränkt bleibt, und große Massen durch Tendenzgekläff verhindert werden, auch nur vorurteilslos darüber nachzudenken. Wann wird das anders werden?



Mein liebes Ich.

Skizze von Gabriele Reuter.

(Weimar.)

Wirklich, ich kann nichts dafür! Es ist bei uns erblich — wie in andern Familien das Trinken oder der Selbstmord — das Schriftstellern der Frauen nämlich. Schon vor genau einem Jahrhundert wurde meine Urgroßmutter mit Rosenkranz und goldner Leyer von Tischbein gemalt — für den Göttinger Musenalmanach. Der Briefwechsel, den Demoiselle Philippine Gatterer über dieses Ereignis mit einem gewissen Bürger führte, ist weit witziger und sehr viel wortreicher, als die Schreiben, die ich mit den Leitern der „Gesellschaft" wechselte, als sie mir das ehrenvolle Anerbieten stellten, mein Bild zu veröffentlichen. —

Nachdem ich kaum acht Tage lang das Erdenleben studiert hatte, trat eine Freundin meiner Mutter, eine höchst gescheite und gebildete Mulattin, an meine Wiege und sagte: „Das Kind sieht aus, als beabsichtige es, ein Buch zu schreiben."

Das war an den Ufern — ach könnt' ich sagen: des Nils, es klänge so viel schöner — aber es war nur an dem Mahmudiye-Kanal, der bei Alexandrien den Nil mit dem Meere verbindet, wo meine Eltern in einer bescheidenen Villa die ersten glücklichen Jahre ihrer Ehe verlebten.

Sehr früh — ungefähr mit vierzehn Jahren — wurde ich ernstlich an meinem Dichterberufe irre, denn ich konnte mich nicht länger darüber täuschen, daß Goethes und Heines Lieder wohlklingender waren, als die meinen. Auch dem Drama sagte ich um dieselbe Zeit für immer Lebewohl.

Daß man in der Novelle, im Roman eine künstlerische That vollbringen könne, wäre mir damals nicht eingefallen. Ich will ehrlich sein: als ich mit siebzehn Jahren meine ägyptischen Erinnerungen für die „Magdeburgische Zeitung" bearbeitete, that ich's hauptsächlich des schnöden Gewinnes halben.

Das ist sehr verächtlich.

Aber man denke: Aus Ägypten, wo meine Amme, eine wilde Sudannegerin, einmal beinahe mit mir in die Wüste entflohen wäre — wo ich unter Sykomoren und blühenden Myrthen laufen lernte, um goldne Orangen zu fangen, die meine Mutter vor mir herrollen ließ — wo ich und meine Brüder an dem blauen Mittelmeer mit den Mosaiktrümmern von Kleopatras Königsschlosse spielten — war ich nach Neuhaldensleben versetzt worden — Neuhaldensleben bei Magdeburg.

Mein Vater war tot. Und ich sah die Aussicht vor mir, mein Leben lang in Neuhaldensleben bei Magdeburg zu bleiben — vielleicht siebenzig Jahre lang.

Es gab zwar auch in diesem Städtchen Vergnügungen: Ressource-Bälle und Kaffeegesellschaften und Ausflüge nach dem Papenberge. Aber ich mochte das alles nicht. Ich wollte nur fort. Darum schrieb ich und sparte das Honorar für meine Sächelchen sorgfältig zusammen.

Plötzlich fanden meine Mutter und alle meine Verwandten, daß ich eigentlich ein außergewöhnliches Geschöpf sei, und daß es schade wäre, wenn ein Geist, der sich gut bezahlte Feuilletons ausdenken könne, nicht die nötige Anregung zum Weiterschaffen bekomme. Darum wurde eine Übersiedlung nach Weimar möglich gemacht.

In Weimar lernte ich Goethes Faust und sonst noch einiges aus der deutschen Litteratur kennen. Meine Bildung war ein bischen vernachlässigt worden. Eine Gouvernante, ein paar Monate ein Institut, dann vom vierzehnten bis zum zwanzigsten Jahre: „am Herde stehen, Feuer anzünden" — meiner Brüder Hosen flicken, meiner Brüder Strümpfe stopfen. An geistiger Nahrung: die Wildermuth, Marie Nathusius, ein paar Anthologien, ein paar alte Gartenlaubenbände.

Hätten die „Tägliche Rundschau" und Wilhelm Friedrich in Leipzig das gewußt — sie hätten meinen Erstlingsroman „Glück und Geld" sicher nicht gedruckt und verlegt!

Mit diesem Buche wollte ich endlich einmal einem innern Bedürfnis Ausdruck geben. Ich wollte etwas für das Christentum thun. Wenn ich heut über die Erzählung urteilen soll, muß ich sagen, ihr Wert liegt in einer ganz andern Richtung. Die Schilderung der ägyptischen Landschaft und Gesellschaft ist treuer und wahrer, als dergleichen bei unsern meisten ausländischen Novellen zu finden ist. Das beste, was ich besitze: Beobachtungsgabe und ein unfehlbares Gedächtnis für alles Geschaute, achtete ich damals noch gering. Als man mir sagte: „Glück und Geld" zeige einen unverkennbaren Zug von Realismus, war ich entsetzt, wie eine wohlerzogene junge Dame, der man ins Gesicht behaupten würde, sie habe in einem Tingel-Tangel gesungen.

Seitdem habe ich mir das Gebiet, über dem der fürchterliche Name „Realismus" geschrieben steht, etwas näher angesehen. Wenn man mich einmal unter die Zahl fröhlicher Kämpfer für neue wahre Kunst zählen wird, werde ich mich zufrieden schlafen legen. — Die Wahrheit reden ist nicht so leicht, als man glauben möchte, die Wahrheit schreiben ist für einen Mann schwer, für eine Frau noch schwerer und für ein schriftstellerndes Mädchen am allerschwersten. Wir sind doch alle mit Schutz-

brillen erzogen und da gehört erst einmal eine ganze Weile dazu, bis man sich gewöhnt, ohne diese ins helle Tageslicht und rund um sich her zu blicken. Aus diesem Grunde möchte ich meine bisherigen Arbeiten nur Versuchs- und Übergangsstationen nennen.

Nach dem Roman „Glück und Geld“ erschienen 1889 bei Pierson (Dresden und Leipzig) zwei Novellen: „Episode Hopkins“ und „Zu spät“. Das Buch ist von der Kritik nicht besonders beachtet worden, aber es hat mir viele Freunde gewonnen.

Andere Erzählungen wurden in der „Tägl. Rundschau“, in „Westermanns Monatsheften“ (Ein neuer Orest) und in „Fels zum Meer“ veröffentlicht.

Im vorigen Jahre erschien bei W. Friedrich in Leipzig der Roman „Kolonistenvolk“.

Drei meiner Brüder schlagen sich in Nord- und Süd-Amerika mit dem Leben herum. Daher ist es naheliegend, daß es mich reizte, das Dasein jener Menschenklasse zu schildern, welche von andern Novellisten kurzweg übers Meer geschickt und dann ihrem Schicksal überlassen wird. —

Zuweilen begebe auch ich mich mit meiner Mutter, die mir folgen würde, wenn ich zu Studienzwecken nach dem Monde reisen wollte, auf die Wanderschaft. Weimar ist doch fast ein Pompeji unter den deutschen Städten. Mit all seinem poetischen Reiz schläft es unter den erstarrten Lavagluten eines Gewaltigen. Von frischem, befruchtendem Lebensodem dringt wenig herein.

Und unser modernes Leben ist doch zum Staunen großartig, zum Weinen ergreifend, und glücklicherweise recht oft zum Lachen wunderlich! Da giebt's Stoffe! Wer sie bewältigen könnte!



Unser Dichteralbum.

Federzeichnung.

Aus dem Abenddunst und Rauch der Stadt
Ragen noch empor die Riesenschlote,
Die mit ihrer Dampfmaschinen-Kraft
Würgten schon das Kleingewerb zu Tode.

Wie des Moslems Minaret so schlank
Stehn sie schwarz im Goldrot und es qualmen
Von der Spitze Wolken, langgeballt,
Anzusehn wie breite Fächerpalmen.

Kein Muezzin ruft dort zum Gebet,
Doch der Fellah fehlt nicht in der Straße,
Müd der Arbeit Sklave trollt nach Haus,
Weit entfernt vom Schatten der Oase.

Sieben.

Wir waren unsrer sieben, gar eine wilde Brut,
Und flogen aus dem Neste, darin wir sanft geruht.
Wir suchten nach dem Glücke allwärts in weiter Welt,
Doch war's damit sehr übel für allesamt bestellt.

Der erste ward ein Doktor, den holte früh der Tod,
Der zweite wurde Maler, verkam in Sorg und Not,
Der dritte fiel als Krieger schon in der ersten Schlacht,
Der vierte hat's als Dichter zum Nachruhm nur gebracht.

Der fünfte wurde Pfaffe und starb in Pönitenz,
Weil er im Punkt der Liebe zu wenig hielt Carenz,
Der sechste bin ich selber, des leeren Nestes Quack,
Und streich herum im Lande mit einem Bettelsack.

Ein jeder hatt' 'ne Schwester, die war der Tugend Preis,
Die weinte ob der Brüder sich oft die Augen heiß,
Die ging schon früh ins Kloster und wurde eine Nonn';
Sie zerrt am Eisengitter, wenn draußen scheint die Sonn'.

München. Heinrich v. Reder.

Mein Ideal.

Wo ist die Frau, die meine Seele sucht?
Das Herz voll Liebe für die Unterdrückten,
Das Herz voll Mitleid mit den Notgebückten,
Wo ist die Frau, die meine Seele sucht?

Die ihre Schwestern in der Tiefe kennt,
Die das verlorne Volk des Elends schaute,
Der vor dem Jammer dieser Menschen graute,
Die ihre Schwestern in der Tiefe kennt.

Der selbst im Busen edle Schönheit glüht,
Gebildet in des warmen Glückes Milde,
Die tief die Welt sich sehnt zum Ebenbilde,
Der selbst im Busen edle Schönheit glüht.

Wenn Eine wäre so an Liebe reich
Für alle, die den Weg der Leiden wandern,
Sie wollt' ich wählen mir vor allen andern —
Wenn Eine wäre so an Liebe reich.

Zürich-Hottingen. Karl Henckell.

Lichtrausch.

Wir gingen beide Hand in Hand
Den Rain entlang, den Hügel hinan,
Es nickten aus den Weißdornhecken
Uns windzerwirrte Blüten an;
Der Himmel lag in blauer Glut;
Heiß ging die Luft; der Südwind quoll;
Die gelben Ähren neigten die Köpfe;
Das Feld war Gold, von Sonne voll.
Und glühender strich der Sommerwind
Mit küssenden Lippen durchs reifende Meer,
Durchs reifende Meer von Korn und Blumen
Und wellte die Saaten hin und her.
Und uns umflog vom Ährenfeld
Des Sommerduftes heißer Hauch —
Es wiegte die angeröteten Blüten
Traummüde am Weg der Rosenstrauch. —
Da stieg es drängend in uns empor,
Durchschäumte wild unser junges Blut,
Und was da drängte mit glühem Verlangen,
War irre, schwülende Sommerglut,
War Glut, die uns sprudelnd überkam,
Sie zog in die duftenden Saaten uns hin —
Und lächelnd schwebte über die Felder
Der Liebe trunkne Königin.
Das war der Tag, wo über uns
Der Sonnensegen zusammenschlug,
Das war der Tag, der lustversunken
Uns taumelnd ins Vergessen trug —
Und doch dabei der Seele Qual,
Im Kuß der Lippe zitterndes Flehn, —
Es war der Tag, an dem wir fühlten,
Wir müßten beide zugrunde gehn.

Berlin. Franz Evers.

Ein böses Lied.

Der Hunger nagt, der Hunger beißt,
Da hilft kein Priesterschelten,
Da hilft kein tröstend Priesterwort
Von künftigem Vergelten.

Sie steigen, geschwärzt von Kohlenstaub,
Auf aus der Erde Geweiden,
Mit lahmen Hüften, geschwoll'nen Knien,
Das Antlitz gefurcht von Leiden.

Den Mund verzerrt, das Aug' voll Haß,
So kommen sie und tragen
Die Hacken, die sie jahrhundertlang
Wohl in den Felsen geschlagen.

Sie glauben nichts, sie hoffen nichts. —
An der Soldatenwache
Ziehn sie vorbei und singen dumpf
Ein düstres Lied der Rache:

„Wohl giebt es schöne Dinge
Auf dieser Welt!
Nur sind sie nicht für uns, für uns.
Wir haben ja kein Geld."

„Es steht ein hehrer Tempel,
So weiß wie Schnee.
Nur kommen wir da nicht hinein,
Zu hoch ist das Entree."

„Drin sprudelt eine Quelle.
Trinkt man aus ihr,
Dann werden edel Geist und Leib,
Zum Menschen wird das Tier."

„Dem Tempel gegenüber
Prangt ein Palast.
Drin wird die Zeit bei Geigenklang
Und Funkelwein verpraßt."

„Wir wühlen vor den Mauern,
Den Rücken krumm,
Aus Erdenschoß das Gold dazu.
Die Sache ist zu dumm."

„Man wirft wohl aus den Fenstern
Den kargen Rest
Vom Schwelgermahl, daß uns zur Frohn
Die Kraft nicht ganz verläßt.“

„Und heult in uns der Hunger
Einmal nach mehr,
So schrei'n sie Brand und drohen uns
Mit Säbel und Gewehr.“

„Trotz Frohndienst, Not und Elend
Sproßt oft empor
In uns'rer Mitte auch ein Weib,
So schön wie Blütenflor.“

„Dann kommen sie und locken
Das Weib ins Haus
Und jagen es dann wieder siech
Und welk zu uns hinaus.“

„Und heben wir die Fäuste
Zu Kampf und Streit,
So bringt man an den Galgen uns
Und nennt's Gerechtigkeit.“

„Wann kommt uns der Erlöser?
Jetzt ist's der Tod,
Der uns allein erlösen kann
Aus dieser bitt'ren Not.“

„Doch was frommt uns das Sterben!
Der Priester lehrt,
Daß, wer nicht für die Seel' gesorgt,
Dereinst zur Hölle fährt.“

„Wir schafften Tag und Nächte.
Wer findet dann
Noch für die Seel zu sorgen Zeit?
Das kann der reiche Mann.“

„So sind wir denn verloren —
Da giebt's kein Hehl, —
Verdammt für Zeit und Ewigkeit,
Verdammt an Leib und Seel.“

„Doch darum wehe, wehe!
Wir wußten's nicht
Bis heutzutag. Jetzt wissen's wir
Und richten das Gericht.“

„Ein Graun, wie es die Erde
Niemals gesehn,
Und mögen Tempel und Palast
Dabei zu Grunde gehn!“

„Und mag zu Tieren wieder
Auch das Geschlecht
Der Menschen wandeln unsre That!
Wir haben uns gerächt!“ — —

Der Hunger beißt, der Aufruhr grollt.
Da hilft keine Priestermette, —
So spricht die Weisheit der hohen Herrn,
— Da helfen nur Bajonette.

Der Säbel, der haut, und die Flinte, die schießt,
— Das ist ein nützlicher Glaube. —
Ein Bürschchen, bartlos, kommandiert,
Zwölf Narren liegen im Staube.

O Thorenvolk, — die Hacke ist kurz,
Weit aber schießen Gewehre,
Und jedem, der den Worten nicht glaubt,
Giebt man eine praktische Lehre.

— — Sie schleichen hinab zum Erdenschoß,
Und Schweigen lastet beklommen
Auf allen, doch in den Augen loht's:
„Wir werden wiederkommen!“

New-York. Gottlieb Steger.

Mein Wildling.

Mein Wildling, schlafe still und lind!
Ich halte Wacht.
Im Rauchfang ächzt und stöhnt der Wind
Die ganze Nacht.

Der Rauch zerstiebt in blauer Luft —
Da fällt's mir ein:
Du liebst den andern, der ein Schuft!
Ich bin allein!

Dessau. Edgar Steiger.

Dichters Labung.

Schelte nicht, Geliebte, meine Augen,
Senden hin den Blick in alle Runde.
Bienen sind sie, die den Honig saugen
Gern aus schöner Blumen süßem Grunde.

Denn die Schönheit ist die Honigquelle,
Draus sich Labung Dichters Seele trinket.
Du doch bist des Paradieses Schwelle,
Wo er schönheittrunken niedersinket.

Die Quelle.

Schwül übers Feld die Lüfte wehn,
In Mittagsglut das Laub verdorrt,
Verstaubt die alten Weiden stehn
Und flüstern ein verschlafen Wort.

Kein Vogel singt. Mit trägem Flug
Ein Rabe nur zieht stumm vorbei.
Erst aus der Ferne, wenn's kein Trug,
Herüber tönt sein heiserer Schrei.

Bei Seite doch, am schattigen Hang,
Die muntre Quelle hüpft und springt,
Ob Mittagsschwüle schwer und bang,
Ob Nacht die weichen Flügel schwingt.

Mein Herz, geschäftig stets wie sie,
Es findet einmal doch die Ruh',
Die Quelle aber find't sie nie,
Hüpft immer zu, hüpft immer zu.

Nächtliche Szene.

Des Mondes Lampe hängt
Im schwarzen Wolkensaal,
Durch schmalen Spalt nur drängt
Sich ein verlorner Strahl.

Der hüpfet hin und her
Auf dunkler Wipfelwand,
Als ob ein Geist er wär,
Der keine Ruhe fand.

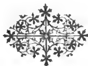
Aus dem Gezweige nun
Springt er herab zum Sumpf.
Ermattet auszuruhn
Auf einem morschen Stumpf.

Da kommt ein Irrlicht, husch!
Im Zickzack hergehüpft,
Und aus dem nahen Busch
Glühwürmchen leuchtend schlüpft.

Die alte Unk' im Teich,
Von so viel Glanz gelockt,
Verläßt ihr feuchtes Reich,
Wo schläfrig sie gehockt.

Unheimlich ruft ihr Schrei
Am einsam stillen Ort,
Da sind im Nu die drei,
Wie weggeblasen, fort!

Hamburg. Gustav Falke.



Cäcilie.

Eine Novelle von Ernst Wechsler.

(Berlin.)

Ich bin ein alter, schwacher, müder Mann und erwarte jeden Tag, daß der Tod an meine Thüre klopft. Kein Weib wird mich beweinen, kein Kinderauge wird aufleuchten, wenn man meinen Namen nennt, ich besitze keinen Freund, in dessen Herzen ich fortleben werde. Ich fahre spurlos von hinnen, wie ein vom Sturm fortgewehtes, welkes Blatt. Dort droben aber ist Einer, der sieht in mein Inneres. Der weiß, daß auch ich nach Liebe gerungen, um Freundschaft geworben habe, und in seinem unerforschlichen Ratschluß hat es gelegen, daß es jetzt um mich herum so einsam ist, als wäre ich auf einer menschenverlassenen Insel ..... Was ich auf Erden fehlte, ich hab es auf Erden gebüßt. Mit ruhigem Gewissen, mit ausgestorbenem Herzen trete ich den Weg in die finstere Ewigkeit zu Gottes Strahlenthron an. Diese Blätter sind das Einzige, was ich hinterlasse. Vielleicht fallen sie unbeachtet der Vernichtung anheim, vielleicht aber kommen sie in die Hände eines Menschen, dessen Seele verstehen wird, was meine zitternden Hände hier aufgeschrieben. Er klage mich nicht an, er verzeihe mir nicht! Ich bedarf seines Zornes, seines Mitleides nicht mehr. Er aber bete: „Herr, führe mich nicht in Versuchung!"

So will ich denn diesen Blättern anvertrauen, was mich bereits vor vielen Jahren zum lebensmüden Greise gemacht hat und mich mit seiner Angst und Qual bis zum heutigen Tage nicht hat sterben lassen. O Herr des Himmels, Spender aller Gnaden, siebenzig Jahre bin ich alt und habe doch nur ein Jahr gelebt! Was vor ihm lag, war schmerzvolle Thränensehnsucht und was nachher kam, war Schande, Reue und Verzweiflung ..... Meine Eltern hab ich kaum gekannt; ich war fünf Jahre alt, da raffte sie beide eine Cholera-Epidemie hinweg. Der einzige Bruder meiner Mutter nahm mich an Kindesstatt an. Er war ein Junggeselle, der mit mir nicht viel anzufangen wußte, aber er behandelte mich gut. Nachdem ich die Gemeindeschule absolviert hatte, trat ich zu ihm ins Geschäft, mußte die Handlung erlernen und die Kunden bedienen. Mein Onkel besaß einen Manufaktur-, Kolonial- und Spezerei-Waren-Laden. Ich sortierte die Gegenstände, verteilte sie in Körben, Kisten und Fächern, drehte Düten und verkaufte Zwirnspulen, Nähnadeln, Orangen, Bleistifte und allerei andere Dinge, die das Städtchen benötigte.

Ruhig floß mein Dasein hin, die Tage verbrachte ich im Geschäfte, die Nächte in einem geräumigen Verschlage, von dem aus ich direkt in den Laden gelangte. Mein Onkel hatte seine beiden Stübchen im ersten Stockwerk. Das Schicksal meinte es anfangs gut mit mir. Es sorgte für meines Lebens Notdurft; Hunger und Durst brauchte ich nicht zu leiden, auch meine Zukunft war eine gesicherte, mein Onkel betrachtete mich als seinen Erben, das schönste, ruhigste Alltagsleben war mir beschieden, aber eine Stimme in mir rief meinem Schicksal ein zürnendes, ein verzweifeltes „Nein“ entgegen!

Ich fühlte mich zu etwas Höherem geboren. Worin dieses Höhere bestehen sollte, wußte ich nicht. Beim kargen Schein einer Kerze las ich bis in die späte Nacht hinein Romane, Novellen, Gedichte, alle Bücher, deren ich habhaft werden konnte. Eine neue Welt ging in mir, eine bessere, glänzendere Welt, ein Dasein voller Wonnen und Herrlichkeiten auf, ein reiches Leben von Wundern und Abenteuern, deren Held ich war. In thörichter Hoffart und brünstiger Schwärmerei verglich ich mein damaliges Sein mit einer häßlichen Larvenhülle, die bald von mir abfallen müßte, daß ich als bunter Schmetterling von den Süßigkeiten der Erde wahllos und ohne Ende schlürfen könnte. Das Unglück wollte es, daß ich von der Natur schön ausgestattet war. Gar manches Mädchen ließ ihre Blicke in stummer Zärtlichkeit an meiner Gestalt haften und diese schüchterne Huldigung galt mir als selbstverständlich, als kleine Anschlagszahlung auf jenes unermeßliche Glück, zu dem ich mich auserkoren dünkte.

Gewiß, ich überragte an Bildung und Belesenheit wohl alle jungen Leute aus meiner Lebenssphäre und so mochte meiner bitteren Verdrossenheit über meine untergeordnete Stellung ein Schein von Berechtigung anhaften. Aber ich hütete mich, das, was in mir nagte und gährte, laut werden zu lassen. Pünktlich verrichtete ich meine Arbeiten, kein Lachen kam über meine Lippen, finster war mein Blick und mürrisch mein Wesen. Nur des Nachts erwachte meine Unzufriedenheit zu wilder Not und Qual, die wuchs und wuchs und mein ganzes Innere durchtobte. Es war mir, als müßte sich die Thüre öffnen und das langersehnte Glück riesengroß und unsichtbar hereintreten; als müßte meine Sehnsucht Form und Gestalt gewinnen und mit zwei vollen, durstigen Lippen meinen Mund küssen; als müßte sich etwas Unbegreifliches, Rätselhaftes ereignen und mich mit lieben und trauten Wonnen durchrieseln. Der ganze, dumpfe Druck der Alltäglichkeit lag wie ein Riesenstein auf meiner Brust und mit Thränen im Auge rief ich einen Engel, daß er mit seinem Lilienstabe den Bann von mir nehme.

Mein Flehen wurde erhört. Das Nebelzwielicht meines Lebens wurde plötzlich erhellt durch ein Feuer, das mit lodernden Zischen durch mein

Herz fuhr und es zu Asche verbrannte. Der Herr hat mich gehört, aber er sandte den Teufel zu mir, auf daß er mein eitles Sinnen stille ... Der jähe Umschlag meines äußerlich bisher so beschaulichen Lebens in eine wirre Reihe aufregender Begebenheiten begann mit jenem Ereignis, das mit den Schrecken eines höllischen Phantoms die Herzen der Bewohner unserer Straße erstarren machte. Es war in einer Märznacht; ich konnte den Schlaf nicht finden und wälzte mich auf dem Lager ruhlos hin und her. Draußen tobte in kurzen Stößen seufzend und stöhnend der Sturm; er pfiff um die Dächer und verlor sich rauschend in den Straßen. Es lag in der Luft wie ein banges, jauchzendes Ahnen, das selbst bis in meinen dunklen Raum mit leise-unruhigem Flügelschlage drang. Da auf einmal erscholl draußen ein lautes, markerschütterndes Bellen, bald nah, bald fern, wie wenn ein Hund mit mächtigen Sätzen durch die Straße hin und her spränge. Sein Bellen mengte sich schaurig und doch es weit übertönend mit dem Klagen des Sturmes, so daß es mich nicht länger im Bette litt. Ich trat in den Laden hinaus, tappte mich zum Fenster und schob den Balken ein wenig bei Seite, daß ich auf die Straße sehen konnte. Ich bemerkte, daß auch andere Leute an den Fenstern standen, nicht mich allein hatte der bellende Ruhestörer vom Lager aufgescheucht. Und da bot sich uns allen ein unheimlicher Anblick. Auf der hügeligen, mit Katzenköpfen bepflasterten Straße knarrte langsam ein Wagen einher; neben ihm schritten, einer zur Rechten, einer zur Linken, zwei Männer mit Windfackeln und um das Gefährte herum sprang kläffend ein großer Hund. Der lange, gedeckte Reisewagen schwankte auf und ab, und gespenstisch tauchten die hin und her schwingenden Fackeln wie Irrlichter aus dem Dunkel der Nacht empor. Wer waren die Leute, die in so später Stunde ankamen? Ein beklemmendes Gefühl befiel mich, mir war's, als würde ein Sarg vorübergetragen, als wohnte ich meinem eignen Leichenbegängnis bei. Ich habe in jener Nacht recht gesehen. In dem Wagen zog der Tod in unser Städtchen ein, der Tod in märchenhaft schöner Gestalt ...

Am andern Tage war nicht nur unsere Straße, sondern das ganze Städtchen des Geredes über die Ankömmlinge voll. Aber man erfuhr nichts Rechtes. Es hieß nur, ein alter Mann habe schon vor Wochen durch seinen Rechtsanwalt in aller Stille ein seit langem leer stehendes Häuschen gemietet, das am Ausgange des sogenannten Judengartens gelegen war. Das Häuschen war von dem Laden meines Onkels nur wenige Minuten entfernt. Des weiteren erzählte man sich, daß in der Gesellschaft des alten Herrn ein weibliches Wesen sich befinde. Ob dieses seine Gattin, Tochter, Schwester sei, darüber konnte niemand Auskunft geben. Die beiden Diener waren stumm wie das Grab; sie sprachen nur gebrochen Deutsch und auf

alle Fragen neugieriger Personen hatten sie stets ein Achselzucken. Nach kurzer Zeit aber legte sich die Aufregung der Einwohnerschaft, da die Mieter des Häuschens unsichtbar blieben und in keiner Weise Anlaß boten, die Neugierde zu schüren. Man gab sich mit der Annahme zufrieden, der alte Herr sei ein Sonderling, die Dame seine Frau und die beiden Bedienten beschränkte Menschen, die für ihre Schweigsamkeit noch außerdem gut bezahlt würden.

Ich aber begnügte mich keineswegs mit diesen Erklärungen, das Rätsel des Häuschens am Judengarten zog mich mächtig an; es stimmte so recht zu meinem abenteuerlustigen Herzen und ich war überzeugt, daß es mir beschieden sein werde, zu den geheimnisvollen Menschen in nähere Beziehung zu treten. Wenn in den Abendstunden die Arbeit zu Ende war, erging sich die erholungsbedürftige Welt des Städtchens, Alt und Jung, Groß und Klein, entweder in der „Verschönerungs-Allee“ oder auf der breiten Landstraße, welche nach der nahen Reichshauptstadt führte. Es waren dies die beiden einzigen Punkte, wo sich die jungen Leute beiderlei Geschlechts treffen konnten, ohne sich böser Nachrede auszusetzen. Für mich waren diese Spaziergänge stets verlockend, denn es bereitete mir eine süße, innere Genugthuung, wenn ich spürte, wie sehr ich den Mädchen gefiel. Nun aber lenkten sich meine Schritte anderswohin; das Ziel meiner Feierstunden-Erholung war jetzt der Judengarten. Von Bäumen und gepflegten Wegen war dort keine Spur, der Judengarten bestand in nichts anderem, als aus einer öden, weiten Wiese, die sich bis zu einem Steinbruch erstreckte. Sie hieß deshalb Judengarten, weil sie vor einigen Jahrhunderten von der Stadtbehörde den Juden als Erholungsplatz zugewiesen war, sie durften sonst nirgends einen Spaziergang machen. Jetzt kümmerte sich kein Mensch um dieses wüste Stück Land, das abergläubische Gemüter sogar ungern betraten, denn vor zehn Jahren, als der Steinbruch noch ausgebeutet wurde, fand hier ein großes Gemetzel zwischen einheimischen und italienischen Arbeitern statt, wobei die Hälfte der Ausländer ihr Leben lassen mußte. Dort also stand das letzte Gebäude der Stadt, jenes Häuschen. So oft ich vorüberstrich, machte es auf mich den Eindruck, als wäre es ausgestorben. Keiner von den Bewohnern ließ sich blicken, die Fenster waren dicht verhängt und selbst der Hund fing nicht zu bellen an. Und doch zog es mich mit magischer Gewalt dorthin, die düstere Einsamkeit war auf einmal für mich bedeutungsvoller als die zärtlichsten und süßesten Blicke der Schönen des Ortes.

Eines Abends aber schien es, als ob sich der Schleier des Geheimnisses lüften wollte. Während ich an dem Häuschen langsamen Schrittes und in nachdenklicher Stimmung vorüberging, hörte ich ein leises, halbunterdrücktes Singen. Betroffen blieb ich stehen, um zu lauschen. Das Singen verstummte

nicht, im Gegenteil, die Stimme erhob sich allmälig voller und fester. Es war keine rhythmisch gefügte Melodie, die mein Ohr traf, sondern ein singendes Sprechen, ein melodisch schluchzendes Beten; ich verstand kein Wort, aber die Stimme betäubte mich schier vor Glanz und Süße. Sie war von zartem, edelstem Wohlklang, wie flimmernde Goldfäden quoll es empor und verwebte sich zu zitternden Tongeflechten; und so rührend, flehend, klagend war der Gesang, als wäre jeder Ton eine Thräne, entsprossen einem bitteren, hoffnungslosen Leide. Die Stimme konnte nur einem jungen Mädchen angehören. Vergebens strengte ich mein Auge an, um hinter den Falten des Fenstervorhanges wenigstens den Schimmer ihres Gesichtes zu erspähen — es war unmöglich, auch nur eine Spur der Sängerin zu entdecken, und so blieb es mir vorbehalten, nach eigenem Gutdünken der holden Stimme eine Besitzerin zu geben. Aufgeregt kam ich nach Hause, der Gesang begleitete mich Tag und Nacht, ich vergaß ihn nicht, er bildete die rechte Melodie zu dem gährenden Chaos meiner Stimmungen und Gefühle. Das nächste Mal, als ich vorüberging, ließ sich nichts hören; nach einigen Tagen hatte ich mehr Glück: wieder erscholl die Stimme der Unbekannten, bis in die innersten Tiefen meiner Seele dringend. Und jeden Tag, wie ich in den Bannkreis des Hauses geriet, begann der Gesang, als ob er mein Kommen begrüßte, und verklang, sobald das Gebäude hinter meinem Rücken lag. Zwischen meinem Kommen und dem Gesang mußte eine Beziehung bestehen. Die Unbekannte mußte mich bemerkt haben, sie mußte mich jedesmal erwarten, sie wollte mir mit ihrem Singen ein Zeichen geben, aber ich war ohnmächtig, dieses Zeichen richtig zu deuten. Das Geheimnis des Hauses hatte mich bereits umstrickt und nahm meine Sinne vollends gefangen. Selbst der Umstand, daß mein armer Onkel — o wie schändlich habe ich an ihm gehandelt! — schwer erkrankte und ich gezwungen war, allein dem Geschäfte vorzustehen, konnte mich aus meinen schweren Träumereien nicht reißen. Wie ein Geistesabwesender versah ich die Arbeiten des Tages, ungeduldig auf den Augenblick harrend, wo ich den Laden schloß. Dann eilte ich hinauf zu meinem Onkel, erkundigte mich nach seinem Befinden, teilte ihm mit, ob sich etwas Wichtiges im Geschäfte ereignet hätte, und dann schritt ich aufatmend durch die Straße, lenkte in den Judengarten ein, bis vor mir das Häuschen in seiner stillen Verzauberung lag.

An einem Freitag war's; ich stand im Gemache meines Onkels, er lag stöhnend und fiebernd zu Bette, sein Leiden hatte in bedenklicher Weise zugenommen, am Himmel hing eine Gewitterwolke und ein fahles Wetterleuchten schoß durch das schwüle Zwielicht des Krankenzimmers. Mich ließ es nicht zu Hause, eine ungeberdige Sehnsucht in mir verlangte nach der Stimme meiner Unbekannten; ich sagte meinem Onkel, der eine große Scheu

vor Gewittern hatte und stets darauf bestand, seine Hausgenossen während des Aufruhrs der Natur um sich zu sehen, daß ich bald wieder zurückkäme und in wenigen Minuten hatte ich das Ziel meines Weges erreicht. Aber der erwartete Gesang wurde mir diesmal versagt; unwillkürlich sandte ich einen Blick des Vorwurfs hinüber, — da klirrte das Fenster, ein Mädchenkopf ward für eine Sekunde sichtbar, blitzschnell fuhr ein Gegenstand heraus und schwirrte zu meinen Füßen nieder. Dann schloß sich das Fenster und das Häuschen befand sich wieder in seiner starren Ruhe. Betroffen stand ich da, meine Blicke bohrten sich in das Fenster, als müßten sie die Scheiben klirrend durchschlagen, daß ich des himmlischen Gesichts noch einmal gewahr werden könnte. Ich sah nur das Auge des Mädchens auf mich gerichtet, und aus diesem Auge quoll ein Gnadenlicht von unnennbarer Holdseligkeit. Es war mir, als hätte ich eine Vision verzückter und berückender Lieblichkeit gehabt. Wer weiß, wie lange ich noch dagestanden hätte, wenn mich nicht das ausbrechende Gewitter Schutz suchen ließ. Ein mächtiger Blitz fuhr hernieder und riß mich aus meiner Betäubung, in seinem Widerschein funkelte etwas am Boden, es war der Gegenstand, den das Mädchen mir zugeworfen und den ich beinahe vergessen hätte. Ich bückte mich und hob ihn auf. In meiner Hand hielt ich einen zierlichen Dolch, der offenbar als Briefbeschwerer diente und um das ungefährliche Mordinstrument war mit einem roten Faden ein weißes Blatt befestigt. In fieberhafter Eile löste ich das Papier los, auf der Innenfläche standen mit großen Lettern zwei Worte geschrieben: „Rette mich." Prasselnd stürzte der Regen auf mich herab; vollständig durchnäßt kam ich nach Hause. Mit Feuerschrift malten die Blitze zwei Worte an den Himmel, mit dröhnendem Krachen verkündigten die Donnerschläge zwei Worte, jeder herabrieselnde Regentropfen hauchte mit feuchtem Munde zwei Worte, und in mir schrie und jubelte es: „Rette mich, rette mich!"

Rette mich!

Ja, nun war ich zu einem hohen, gewaltigen Werke vom Schicksal auserkoren. All' mein Sinnen und Trachten, mein Sehnen und Schmachten hatte nun einen Inhalt, einen Zielpunkt gefunden, ein Retter sollte ich sein, ein Held! Aber bald wich mein Überschwang, meine Zuversicht, mein Kraftbewußtsein der trostlosen Niedergeschlagenheit nüchterner Überlegung. Wovor sollte ich sie retten? Wie sollte ich mein Rettungswerk beginnen? Konnte ich so schlankweg in das von zwei handfesten Dienern bewachte Haus eindringen? Und weiß sie überhaupt, wer ich bin? Und wenn sie es wüßte, daß ich nur ein einfacher, macht- und vermögensloser, in niedriger Stellung befindlicher Jüngling bin, hätte sie sich dann an mich gewendet? War nicht eigentlich ihr Verzweiflungsruf ein Schrei in die Wüste, das Tappen eines

Blinden in die leere Luft? In wildem Schmerze meiner Ohnmacht schlug ich meine Hände vor das Gesicht und fing bitterlich zu schluchzen an. Ihr Ruf nach Rettung war ja nur der Gleichklang meiner eigenen Sehnsucht nach Befreiung aus engen, bedrückenden Verhältnissen. Ich fühlte mich mit dem Mädchen, dessen Blick in meinem Herzen aufzuglühen begann und mich mit den Schauern eines überirdischen Glückes durchdrang, innig verwachsen, brüderlich verwandt, zärtlich vertraut. Ach, nur das unermeßlich große Gefühl der Jugend kann sich so eines Phantoms bemächtigen, wie ich es damals that, und kein mitleidiges Schicksal trat dazwischen und hinderte mich in den Abgrund zu stürzen, den ich für die Rosenbrücke nach einem neuen, schöneren Leben hielt. . . . . .

Zwei Tage waren vergangen, für mich eine Ewigkeit. Ich schmiedete die unmöglichsten Pläne und doch befiel mich eine solche Schüchternheit, daß ich nicht im Stande war, den Weg nach dem Judengarten zu betreten. Mit schwerem, wüstem Kopfe wanderte ich herum, die Ermattung der Schlaflosigkeit rang mit dem Fieberrausch, in den mich das Erlebnis versetzte. In wenigen Stunden aber trat das wunderbarste Ereignis meines Lebens ein und in eine trotzige, stählerne Entschlossenheit, wie ich sie nie wieder gehabt, sollte sich die zitternde und zage Unentschiedenheit meines Wesens einwandeln. Es war am Sonntag vormittag, die Glocken riefen die Gläubigen in die Kirche und in dieser Stunde vollzog sich die unheilvolle Wendung in meinem Leben: zu groß war die Versuchung, mit der Gott im Himmel mich prüfte, und ich erlag ihr, zu meinem Unglück, zu meiner Schmach und Schande. Ich hatte das Gelaß, in dem ich wohnte, verlassen und trat in den Hausflur. Da pochte es ans Thor und ehe ich es öffnen konnte, wurde es bereits von draußen aufgethan und eine verschleierte Gestalt schlüpfte herein.

„Da sind Sie, Gott sei Dank, ich bin richtig gegangen.“

Es war die Unbekannte.

„Verbergen Sie mich, schützen Sie mich!“ flehte sie und rang die Hände. Stumm schritt ich ihr voraus, sie folgte mir nach, wir waren in meinem kleinen, notdürftig eingerichteten Raum. Vor meinem Bette stand ein Holzsessel, sie sank auf ihn nieder, schlang ihre Hände auf die Bettpfosten, ihr Kopf fiel hörbar auf das Holz auf und ein herzbrechendes Schluchzen durchschüttelte ihren Körper.

„Er schlägt mich, er hat mich immer geschlagen . . . . und ich habe nie etwas Böses gethan . . . . . und er ist mein Vater, mein Vater!“

„Mein Fräulein,“ stammelte ich blöde, „ich bitte, wenn ich Ihnen dienen kann, mein Fräulein. . . .“

Sie erhob sich und trat auf mich zu. „Mir sind Sie ja kein Fremder

mehr, ich habe Sie täglich gesehen, und ich habe sonst niemand, an den ich mich wenden kann."

„Gewiß, gewiß," stotterte ich, „verfügen Sie über mich" — und in diesem Moment schlug sie den Schleier zurück und nun war es mit meiner Sprache vorbei.

Herr des Himmels! Das Tageslicht drang nur kümmerlich durch das schmale Fenster herein, aber mir war jetzt, als ob eine blendende Helligkeit durch das Zimmerchen flutete. In goldroten Locken floß das Haar um ihr Haupt, und die Sonnenstrahlen tanzten liebkosend darüber hin, ein ovalförmiges Gesicht, fein geschnitten, rein wie frischgefallener Schnee, kirschrote, schmale, halbgeöffnete Lippen; seidenfransenartige, schwarzglänzende Wimpern und Augen, dunkel wie die Nacht und strahlend wie die Sonne! Eine ewige Glut brannte in ihren Augen und doch war ihr Gesicht rührend, demütig schön wie das Antlitz einer Madonna. Der verwegene Zauber einer Zigeunerin, der tödliche Reiz einer Bacchantin, die unnahbare Hoheit einer Fürstin, der stumme, flehende Gehorsam einer Bettlerin waren in ihr vereinigt. Das alles wußte ich unerfahrener Jüngling noch nicht auseinander zu halten, aber ich fühlte es, und ihr Anblick quälte und berauschte mich zugleich. Ich hätte vor ihr betend niedersinken mögen und doch war mir, als müßte ich mich flüchten, um sie nie wieder zu sehen. Sie stand vor mir wie eine fremdartige Erscheinung, wie ein Wesen aus einer andern Welt und doch jubelte es in mir: „Sie ist's, nach der Du Dich gesehnt, sie ist Dein Glück, Dein Leben, Dein Schicksal!" Zagend streckte ich ihr die Hand entgegen, sie aber beugte sich nieder, sie kniete nieder, ergriff meine Hand und drückte feuchte, schwere, heiße Küsse drauf und schluchzte: „Sei mein Retter, mein Schützer! Laß' mich nicht wieder schlagen, befrei' mich von ihm und ich will Dir dienen mein Leben lang! Du weißt nicht, was ich leide, ohne meine Schuld, — ich habe kein freundliches Wort von ihm gehört, mir hat er nie einen guten Blick geschenkt, aber geschlagen hat er mich . . . gestoßen . . . eingesperrt, bis ich sterben soll. . . . Ich will aber nicht sterben . . . glücklich will ich sein, glücklich durch Dich!"

Ein unendliches Mitleid kam über mich. In überströmender Zärtlichkeit hob ich sie empor und bat sie mit stockender Stimme, sie möge sich beruhigen, ich werde ihr helfen. Ich werde ihr helfen und koste es mein Leben. Leise schluchzte sie vor sich hin. Eine Frage dämmerte in mir auf, durch wen sie wüßte, wer ich sei und wo ich wohne oder ob ein günstiger Zufall sie richtig führte, aber ich fand im Augenblick nicht den Mut, die Frage an sie zu richten. In völliger Erschöpfung saß sie da, lehnte den Oberkörper an den Tisch, das Gesicht tief in die Arme vergraben. Ein eiserner

Entschluß reifte schnell in mir. All' meine Romantik und Abenteuerlust war verflogen, ich fühlte mich als thatkräftiger Mann, der für seine Schutzbefohlene nüchtern und praktisch eintreten muß. Ich ergriff meinen Hut, richtete einige tröstende Worte an das Mädchen, sie möge ruhig warten, bis ich wiederkäme. Ihr leises Wimmern verklang hinter meinem Rücken. Eine herbe Bitterkeit, ja eine Wut beflügelte meine Schritte. Ich mußte den Barbaren sehen und zur Rede stellen. In mir kochte der Drang, dem unmenschlichen Vater die Gemeinheit seiner Handlungsweise vorzuwerfen, ihm so recht ins Gewissen zu reden und ihn milde zu stimmen.

Heftig klingelte ich. Was gingen mich jetzt die beiden Diener an, mochten sie nur kommen und mich fortweisen. Aber von den dienstbaren Geistern ließ sich niemand sehen. Ich klingelte noch einmal, womöglich heftiger als vorher. Da ward langsam das Thor aufgethan und ein alter, gebückter Herr trat hinter dem halboffenen Flügel hervor und fragte mich mit heiserer Stimme, was ich hier zu suchen hätte. Ich ließ eine Weile prüfend meinen Blick über seine Gestalt gleiten. Es war nichts Ungewöhnliches an ihr; graues Haar floß in lockeren Strähnen um den viele kahle Stellen zeigenden Hinterkopf, zwei halbverglühte Augen dunkelten hinter den buschigen Brauen, der Kopf wiegte sich, wie vor Schwäche zitternd, über dem Rumpfe hin und her.

„Was wollen Sie denn eigentlich?“ fragte er wieder.

„Sie sind der Vater jenes Mädchens, das vor Ihren Mißhandlungen Schutz sucht?“

Ich weiß nicht, war's ein Zug der Überraschung oder des Mitleids oder des Spottes, der über sein Gesicht huschte. „Meine Tochter ist also bei Ihnen?“ Seine Stimme verfiel in ein unangenehmes, unverständliches Krächzen.

„Das habe ich nicht behauptet, mein Herr.“

„Sie ist doch bei Ihnen. Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, schicken Sie das Mädchen augenblicklich zu mir.“

„Herr,“ brauste ich auf, „mein Leben werde ich vor Ihnen zu verteidigen wissen!“

„Vor mir? Was kann ich alter, gebrechlicher Mann Ihnen zufügen? Aber vor ihr hüten Sie sich, vor ihr! Die geht Ihnen ans Leben.“

„Das zarte, schwache Mädchen, das Sie, herzloser Vater, zu Schanden schlagen? Das ist die jämmerlichste, feigste Ausrede, und wenn niemand die Geheimnisse dieses Hauses aufdeckt, so werde ich's thun!“

„Geheimnisse? Sie wollen mein Unglück preisgeben? Sie thörichter Knabe, kommen Sie, treten Sie ein,“ er wies mit der Hand ins Innere des Hauses, „ich will Ihnen eine kurze Geschichte erzählen, und wenn Sie

dann nicht das Mädchen wie ein giftiges Gewürm von sich schütteln, so verdienen Sie mein Schicksal." Er ging mir voran und ich folgte ihm willenlos. Im Obergeschoß angelangt, schloß er ein Zimmer auf. Eine schwüle Luft schlug uns entgegen. Der Alte stieß, nachdem ich eingetreten war, die Thür zu, stützte sich auf seinen Stock und sah mir starr ins Auge. Seltsamerweise bot er mir keinen Sessel an, es schien, als wollte er mich nur ganz kurze Zeit bei sich haben. Es war ein geradezu kärglich eingerichtetes Gemach, keine Blume, kein Schmuckgegenstand verschönte den Raum. Ein finsterer, trostloser Geist beseelte ihn.

„Meine Tochter ist sicher bei Ihnen," hob der Alte an, „sonst wären Sie nicht hier. Weiß doch kein Mensch im Orte, daß ich eine Tochter besitze. Meine Tochter hat sich geflüchtet —, ich könnte Sie zwangsweise hier behalten und unterdessen das Mädchen mühelos einbringen lassen. Bitte, seien Sie ruhig, ich thue es ja nicht. Wenn sie nicht bei mir bleiben will, soll sie gehen. Herr, ich bin kein Rabenvater. Ich liebe das Mädchen, aber ich sehe noch in ihr die Mutter, das Weib, das mich namenlos elend gemacht hat, und der sie nachgerät. Nein, junger Mann, ich irre mich nicht. Die Gemeinheit, die Herzlosigkeit der Mutter steckt in ihr, aber es schlummert noch, es wird erwachen, seien Sie auf der Hut! Ich habe das Mädchen streng erzogen, ja, ich habe sie geschlagen, aber nicht genug, nicht genug! Ich konnte in ihr die Mutter nicht ersticken. Wenn sie zornig die Augen aufmacht, schimmert es in ihnen grünlich, ganz wie bei der Mutter. Und dieses Auge spiegelt die Seele ihrer Mutter wieder. Peitsche, Geißel und Rute sollten ihre ewigen Genossen sein und wenn es meine Religion zuließe, ich hätte sie zu ihrem Seelenheil ins strengste Kloster der Welt gesperrt. . . . Junger Mann, wissen Sie, was das heißt, sein eigen Fleisch und Blut so behandeln zu müssen, damit sie die Natur ihrer Gebärerin abstreift und ein anderes, besseres Wesen wird? Mit jeder Thräne, die ich ihr erpreßte, dachte ich, ein Teil der Sünde, ihres Muttererbes, quillt aus ihrem Leibe, jede Qual, die ich ihr bereitete, sollte für sie eine Läuterung sein. Ach, wie würde ich mein Kind lieben, lieben, wenn ein anderes Weib sie mir geboren hätte — und ich will sie von dem Fluche befreien, der auf ihr lastet, mein armes, teufelbesessenes Kind!" Dumpf stöhnte er auf und sah mich mit stierem Blicke an.

Es war mir klar, daß ich einen Halbverrückten vor mir hatte, dem nur mit großer Schonung und Vorsicht zu begegnen sei. „Werter Herr," sagte ich, scheinbar auf seine Ideen eingehend, „nun wird mir ja manches klar und begreiflich. Aber hat denn Ihre Tochter Ihnen je durch ihr Benehmen bewiesen, daß sie thatsächlich den Charakter ihrer Mutter besitzt?"

Der Alte stimmte sein mißtönendes, heiseres Lachen an. „Bewiesen?

Ihr Gesicht, ihre Gestalt, ihr Gang, ihre Mienen, ihre Gebärden sind die ihrer Mutter. Einen Menschen hat sie noch nicht unglücklich gemacht, aber sie wird es thun, wie einer kommt! Hüten Sie sich, sie ist das Ebenbild ihrer Mutter Zug für Zug!"

„Aber weshalb wollen Sie das arme Mädchen jetzt schon das entgelten lassen, was sie einmal thun könnte? Ist das nicht ungerecht, unväterlich? Glauben Sie mir, ihre rührend-schönen Augen trügen nicht."

„Was wissen Sie von Trügen und Nichttrügen? Zu Tode bin ich erschrocken, als ich das erstemal bemerkte, wie demütig, wie gehorsam, wie rührend gefügig das Mädchen sein kann. Ja, so war auch am Anfang ihre Mutter! Mit meinen Händen suchte ich ihr Gesicht zu verunstalten, daß es andere Züge annehme, daß es jene Teufelsmaske ablege! Auf die Folter hätte ich sie spannen mögen, als ich sah, daß sie die Gestalt ihrer Mutter gewinnt! Herr, ich bin nicht hartherzig. Aber jenes Weib, ihre Mutter, hat mich um alles gebracht, um Liebe, Glück, Zufriedenheit, Achtung vor mir selbst, Vertrauen zu der Menschheit. Sie hat meine Ehre geschändet, sie hat mich hintergangen! Und wie hab' ich das Weib geliebt! Wie hat sie in den Armen eines andern auf mein Elend grausam herabgelacht, daß ich sie und mich verflucht habe! Dann ist sie gestorben, einen elenden Tod ist sie gestorben, und dieses Kind hinterließ sie mir, die lebendige Spur meines kurzen Glückes. . . . Und dieses Kind habe ich geliebt, gekost, verhätschelt, als es klein war. Da auf einmal wuchsen mir in ihr die Züge ihrer Mutter entgegen, und je größer sie wurde, desto größer trat die Ähnlichkeit zu Tage. Meine Vaterliebe wurde mir unheimlich und ich konnte doch vom Kinde nicht lassen. Mitleid und Verzweiflung kam über mich. Ich wollte das Kind retten, ich wollte es davor bewahren, daß ihre tote Mutter in ihr auferstehe, zu einem anderen, neuen, besseren Geschöpfe wollte ich sie machen, aber es war vergeblich! Nun haßte ich mein Kind . . . . Ich schloß sie von aller Welt ab, daß sie kein Unheil anrichte. Sie sollte mir Buße thun für ihre Mutter; war es mir versagt, ihre Mutter in ihr zu töten, so wollte ich sie wenigstens bändigen, fesseln. Aber nun ist sie entflohen, ein Unglück wird geschehen, laut muß ich in die Welt schreien: „Flieht, flieht, hütet Euch vor der Gezeichneten — greift die Teufelsfratze, faßt sie, erstickt sie —." Er schlug mit den Händen wie toll um sich, der Stock entfiel ihm, sein Schreien ging in ein röchelndes Gurgeln über und ehe ich meiner Bestürzung Herr werden konnte, ward die Thür aufgerissen, ein Diener eilte herein und fing den wankenden Greis auf. Der Ankömmling maß mich mit einem drohenden Blick, ich fühlte, daß es am geratensten sei, mich schleunigst zu entfernen. Verdrießlich und doch erschüttert, empört und doch wieder voll Mitleid hatte ich den Bekenntnissen des Alten zuge-

hört. So war denn das Geheimnis des Häuschens entschleiert und die Lösung bestand in einer brutal-verrückt auslaufenden Alltagsgeschichte. So kühl dachte ich in jenem Moment über meine Erlebnisse und doch sollte ich wenige Stunden später, ein Spielball meiner Leidenschaften, die unseligste That begehen, die jemals in eines Jünglings Hirn reifte. So sind wir Menschen: ein egoistisches, klug überlegendes Geschlecht, aber wenn ein starker Reiz unsre Sinne betäubt, dann rennen wir unaufhaltsam ins Verderben.

Behutsam öffnete ich die Thüre zu meinem Heim; ich hatte das Gefühl, das arme Mädchen sei unterdessen vor Erschöpfung eingeschlafen und ich dürfte sie nicht wecken. Ich erwies mich als ein schlechter Menschenkenner. Das Mädchen, dessen Namen ich noch nicht einmal wußte, war vollständig munter, sie schien mich sogar mit großer Ungeduld erwartet zu haben, und wie ich wieder in ihrer Nähe war, der eigenartige Duft ihres Wesens wie ein exotisches Arom meine Nerven in einen Rausch versetzte, da war ich wieder der Schwärmer, dem eine gewichtige Mission vom Schicksal selbst anvertraut worden.

„Ich habe mit Ihrem Vater gesprochen, Sie müssen Mitleid mit ihm haben," begann ich.

„Hat er Mitleid mit mir gehabt?" rief sie. „O, Sie kennen ihn nicht. Er ist furchtbar und wird mich gewiß töten."

„Ich verließ ihn, als er ohnmächtig zusammengebrochen. Wollen Sie ihn nicht pflegen? Vielleicht verzeiht er Ihnen diesen Schritt." Ich sprach diese Worte mit einer Stimme, die mir selbst fremd vorkam. Ein Drang mit dem Mädchen den Kampf gegen die ganze Welt aufzunehmen, stritt in mir mit der nüchternen Erwägung, ich sollte mich ja diesen beiden Personen fernhalten. Aber schreckhaft war die Wirkung dieser Worte auf das Mädchen. Sie breitete die Hände abwehrend aus, ihr Gesicht nahm eine leichenblasse Färbung an, starr blickten ihre Augen auf mich, es war, als hätte sie grausige Visionen, die ihr Inneres aufwühlten. „Ich zurück? zurück zu meinem Vater? Und Sie wollen mich zurückbringen? Sie wollen es dulden, daß er mich wieder schlägt? Sie, der Sie mir als Retter in der Not genaht? O, thun Sie es nicht," schrie sie mit herzzerreißender Stimme und stürzte sich zu meinen Füßen, umklammerte sie krampfhaft und verging schier vor Schluchzen. Stoßweise kamen ihr die Worte aus dem Munde: „Er haßte meine Mutter und ich soll es büßen ... — ich kannte garnicht meine Mutter und soll doch so sein wie sie .... nein, nein, ich weiß ja nicht, was sie gethan und mein Lebenlang muß ich den Fluch ihrer Sünde tragen! .... Ich will aber Glück und Liebe und Freiheit — — —." Und sie raffte sich blitzschnell empor, lag an meinem

Halse und ihre bethränten, weichen, warmen Wangen berührten die meinigen. Überrascht, bestürzt, hingerissen ließ ich mir die Umarmung des schönen, seltsamen und unglücklichen Mädchens gefallen. „Rette mich," hauchte sie, „bringe mich von hier fort, ich will Dir danken, so lange ich atme, und dienen und Dich lieben, rette mich, Du mein Geliebter."

In wirren Bildern drehte sich um mich alles, was ich bisher erlebt, diesem Augenblick aber hatte ich entgegengeschmachtet, nun war es da, das große, seltene, feenhafte Glück, wie ich es erträumt und ersenfzt! Ich umschlang sie in wilder Glut: „Niemand soll Dir etwas zu Leide thun, denn ich liebe Dich! Ich will Dich retten, denn ich kann nicht mehr leben ohne Dich, ich will Dich glücklich machen, denn Dein Glück ist auch das meine!" So raste ich in Liebesschwärmereien, fortgerissen von dem wunderbaren Zauber ihres Liebreizes, erhöht durch ihre Demut, ja ich fühlte mich von einer heiligen Macht zum Ritter geschlagen, zum Ritter und Beschützer des geliebten Kindes. In diesem Augenblick, wo ihre Hände mich zitternd umhalsten, wo ihre Augen angstvoll flehend und zärtlich die meinen suchten, wo ich ihren Mund mit der ganzen Gewalt meiner himmelhochjauchzenden Leidenschaft schloß, habe ich ein ganzes Leben ausgekostet, mein Leben. Trotz meiner Erregung, die meine Sinne durcheinanderschüttelte, besaß ich noch ein Restchen Vernunft, das mir sagte, etwas müßte sofort zur Rettung des Mädchens geschehen. Ich hatte auch keine Minute Zeit mehr zu verlieren. Die Stunde war bereits da, wo mich mein kranker Onkel oben erwartete, außerdem mußte ich darauf gefaßt sein, daß in dem nächsten Augenblicke die Diener ihres Vaters bei mir einträten. Und nun beging ich einen Schurkenstreich, ein Verbrechen an meinem Wohlthäter, meinem zweiten Vater. Ich nahm aus der Geschäftskasse eine größere Summe Geldes, warf hastig auf ein Blatt Papier die Worte: „Verfolge mich nicht, ich komme baldigst zurück und mache alles wieder gut," hieß das Mädchen rasch sich den Mantel umwerfen und scheu wie zwei Missethäter verließen wir das Haus. Wir nahmen den Weg im Rücken des Ortes zum Bahnhof; da fiel mir ein, daß wir dort unmöglich ein Billet lösen dürften, die Gefahr, erkannt zu werden und so einer etwaigen Verfolgung von seiten meines Onkels oder ihres Vaters viele Anhaltspunkte zu geben, veranlaßte mich, vom Wege abzuschwenken und die nächste Bahnstation aufzusuchen. Ich kannte den Fahrplan der Züge. Der nächste Zug, der dort hielt, trifft in zweieinhalb Stunden ein und drei gute Stunden brauchte man, um bequem zu Fuß dorthinzukommen. Wir mußten nun die allerkürzeste Linie nehmen und mehr laufen als gehen. Die Angst, den Zug zu versäumen, verlieh uns ungeahnte Kräfte; um Zeit zu ersparen, verließen wir die Landstraße, durcheilten schmale Pfade zwischen Getreidefeldern, setzten über kleine Bächlein, über Hecken und Zäune. Wir atmeten

aus voller Brust, es war kein Atmen mehr, ein Keuchen durchschütterte unseren Körper. Der Himmel umschleierte sich, es fing zu regnen an; in dichten Schnüren rann das Wasser vom Himmel und erschwerte unsere Flucht. Während des ganzen Weges habe ich mit ihr kein Dutzend Worte gesprochen. Mit kräftigem Arme hob ich sie empor, wenn eine Hecke zu hoch war und brachte sie hinüber; sie dankte mir nicht mit Worten, aber ein inniger Blick schoß blitzend unter ihren langen Wimpern hervor. Nur ein Gedanke beherrschte mich: sie in Sicherheit zu bringen, sie wie ein köstliches Kleinod zu verwahren. Was mit mir geschehen sollte, war mir noch dunkel. Ich hatte so das Gefühl, als müßte ich bald zurückkehren, meinen Onkel in das Geheimnis einweihen; ab und zu sie in ihrem Schlupfwinkel zu besuchen und mit ihr köstliche Stunden zu verleben, erschien mir als die würdige Belohnung meiner That.

Es sollte anders kommen. Eine Jugendthorheit hatte ich begangen und wie einen Mörder bestrafte mich der Himmel ....

Endlich kamen wir an — es war noch Zeit. Rasch löste ich zwei Billets nach der Hauptstadt. In wenigen Minuten saßen wir im Coupé triefend vor Wasser, zitternd vor Frost, — aber geborgen, uns allein angehörend. Sie schmiegte sich an mich, als erwartete sie von mir Wärme, Pflege, Schutz vor den Unbilden des Wetters, den Anschlägen der Menschen, und bald war sie eingeschlafen. Trotzdem auch ich erschöpft war, ich konnte den Schlaf nicht finden. Ein glühendes Triumphgefühl, ein überwallender freudiger Stolz erfüllten mich und verschmolzen in mir zu einer jauchzenden Melodie, und dazu stöhnte, rasselte die Lokomotive. Meiner Träume innigste Sehnsucht hatte sich erfüllt, die Erfüllung aber bedeutete die Besiegelung meines Schicksals.

* * *

Ich habe meinem kranken, alten Onkel versprochen, bald wiederzukommen und alles gut zu machen — ich habe mein Versprechen nicht gehalten, und als ich zurückkam, konnte ich nichts mehr gut machen. Er aber, der von mir schmählich Verlassene, hat meine Bitte erfüllt, er ließ mich nicht verfolgen. War es Güte, die er da walten ließ, war es Verachtung, mit der er sich auf immer von mir abwandte, — ich weiß es nicht. Mein Auge sah ihn nie wieder und nur an seinem Grabe konnte ich ihm nach vielen Jahren das Unrecht abbitten, das ich an ihm verübte.

Als ich mit Cäcilie — sie nannte mir damals schüchtern und selig ihren Namen — in der Hauptstadt anlangte, ward es mir erst bewußt, daß es durchaus keine leichte Sache sei, das Mädchen in dem fremden,

großen Ort unterzubringen, ohne stets schützend und sorgend an ihrer Seite zu stehen. Das Glück ihrer Nähe berauschte mich und tötete alle Vorsätze, die mir mein bischen Vernunft und Weltklugheit eingaben. Ich beschloß, sie nie mehr zu verlassen, sie sollte mein Weib, die Gefährtin meines künftigen Lebens werden. Uns beiden aber wurde hier der Boden zu heiß, die Stadt lag meiner Heimat zu nahe und so reisten wir schon nach wenigen Tagen weiter und weiter, bis wir uns in einer Mittelstadt niederließen, wo wir uns geborgen fühlten. Ich will nicht von den Schwierigkeiten reden, die unserem Ehebündnis im Wege standen. Aber durch List, gute Worte und mehr noch durch das Vertrauen, das unsere jungen Gesichter einflößten, gelang es uns, einen Priester zu finden, der unserer Liebe die göttliche Weihe verlieh. Ich errichtete ein kleines Geschäft und mußte stark arbeiten, um uns über Wasser zu halten. Aber es galt ja das Glück meiner jungen Frau und in ihren Armen vergaß ich alles Leid, alle Beschwerden der Welt.

Wenn ich ihres Vaters gedachte, geriet ich in unbändige Wut. Ein sanfteres, milderes, treueres Weib gab es nirgends auf Erden. Um der Sünde ihrer Mutter willen wollte er ihre Holdseligkeit, die er für das Blendwerk der Hölle hielt, zerstören! Ach, und mit welcher Dankbarkeit, mit welcher unterwürfigen Hingebung war sie mir zugethan! Sie that, als wäre sie mein Geschöpf, mein Eigentum, meine Sklavin. Freudig bewegte sie sich in unseren engen Verhältnissen, sie darbte und sparte, um mir eine Aufmerksamkeit zu bereiten, den leisesten Wunsch meines Herzens las sie mir von den Lippen ab, und ihre Dankbarkeit milderte selbst die Zärtlichkeit, mit der sie meine Liebkosungen erwiderte. Mit Thränen im Auge sagte sie mir, wir müßten uns die größte Beschränkung auferlegen, um allmählich dem Onkel die Summe abzustatten, die wir damals mitnahmen. So trübe und dürftig unsere kleine Wohnung auch war, für mich erschien sie in glänzender Beleuchtung, mit herrlichstem Luxus ausgestattet, wenn ich mein Weib drin erblickte, mein Weib, mein Glück, mein Leben, mein Alles. Im lodernden Überschwang meiner Liebe bat und beschwor ich sie, daß sie doch ihre unglückselige Vergangenheit vergessen, daß sie nicht mehr daran denken möge, aus welchen Qualen ich sie befreit, auf daß ihre scheue Demut von ihr weiche, daß sie sich mit mir gleich fühle, als mein Weib, meine Herrin, als die Königin meines Herzens! Sie aber schüttelte traurig lächelnd das Haupt, ergriff meine Hand und küßte sie. Und niemand, der an meinem kleinen Laden vorbeiging, hätte geahnt, welch unermeßliches Glück er beherberge ...... Ihre Schönheit war für mich ein Juwel aus einer Märchenwelt, in dessen Besitz ich nur durch ein Wunder gelangt sei, an dessen Strahlenspiel ich mich nie satt sehen konnte. Ja, es war meine Pflicht, sie

für all das, was ihr Vater an ihr verbrach, zu entschädigen, und hatte sie früher unter dem unauslöschlichen Haß ihres Vaters geschmachtet, so sollte jetzt ihr Glück unter meiner eignen Liebe aufblühen für und für!

So war ein Jahr vergangen. Meine Liebe wuchs und wuchs, und Cäciliens Dankbarkeit und Hingebung stieg mit jedem Tage, geduldig ließ sie es geschehen, wenn ich sie mit meinen starken Armen so wild umschlang, als ob ich das schwache, zarte, süße Wesen nimmer von mir loslassen wollte. Aber dieses schwache Wesen war stärker als ich, es zerschmetterte mich, es zerstörte mein Leben .... Eines Tages — es dämmerte bereits — kam ich von einem Geschäftsgang zurück und betrat eilends den Laden, wo mich stets mein Weib erwartete und freudig an meine Brust flog. Sie stand hinter dem Pult und machte keine Miene, mir entgegenzugehen. Betroffen stand ich still. Im Laden befand sich ein Herr von großer schlanker Gestalt. Er war mit einem grell-carrierten Anzug bekleidet, unter dem linken Oberarm hielt er einen Spazierstock in wagrechter Stellung, dessen Eisenspitze mir wie drohend zugekehrt war. Das Gesicht des Fremden konnte ich nicht erblicken, erst auf mein lautes „Guten Abend“ wandte er sich um. Ein dickes, rötliches, mit Stoppeln vollbesäetes Gesicht, ein mächtiger Schnauzbart, eine an der Spitze etwas plattgedrückte Nase mit weiten schwarzen Nüstern. Ein in schwarzes Horn gefaßter Kneifer saß ihm auf dem Nasenrücken, zwischen den Lippen hielt er eine brennende Cigarre geklemmt, deren Rauch er behaglich von sich blies. Etwas erstaunt maß ich den Fremden, der meinen Gruß weder durch ein Wort, noch durch das Lüften seines Hutes erwiderte.

„Womit kann ich dienen?“ fragte ich. Er überhörte die Frage, reichte seine Hand über den Tisch hinweg meiner Frau, die sie herzlich drückte.

„Guten Abend, Cäcilie.“ — „Adjes, Max!“ Und ohne mich anzusehen, verließ er gemächlichen Schrittes den Laden.

„Wer war der Mann, Cäcilie?“ fragte ich mit bebender Stimme.

„Wer der Mann war?“ wiederholte sie gleichgiltig, ja wegwerfend meine Frage. Aber sie beantwortete sie nicht, sondern trat unter den Gasarm, drehte den Hahn auf und schickte sich an, Licht zu machen.

„Willst Du mir nun endlich sagen, wer der Mann gewesen ist, der Dich so vertraut grüßte?“ schrie ich.

„Ach Gott,“ sagte sie verdrießlich, „mein Freund war es. Aber schrei nicht so mit mir, ich höre Dich auch, wenn Du leise sprichst.“

Eine blutige Wolke senkte sich vor meine Augen. War das mein Weib noch, mein demütiges treues Weib, das nur meinen Willen kannte, war das ihre Stimme, deren Klang mich stets freudig erschauern ließ? Ein Lächeln, ein verzerrtes Lächeln flog über mein Gesicht. Gewiß, ich träumte

nur. „Dein Freund, mein Weib? Und warum hast Du ihn mir nicht vorgestellt? Ich habe doch das Recht, Deinen Freund kennen zu lernen?“

„Das Recht hast Du allerdings, aber ich that es nun einmal nicht.“

„Cäcilie,“ stöhnte ich, „mein Weib, weß' Geist ist in Dich gefahren? Oder ist das alles, was ich aus Deinem Munde hörte, nur eine Täuschung meiner Sinne? Nicht wahr, mein gutes Weib, so ist es?“

„Ich bin nicht mehr Dein gutes Weib, ich bin der ganzen Hungerleiderei bei Dir überdrüssig geworden — so, nun weißt Du's.“

„Hab ich Dich nicht errettet —“

„Ja, ja, das hast Du gethan, und ich bin Dir auch ein Jahr dankbar geblieben. Aber länger halte ich's nicht aus. Bei meinem Vater hatte ich nichts gutes, und bei Dir muß ich darben. Ich will jetzt leben und genießen.“

„Cäcilie,“ schrie ich verzweifelt, „ich kann Dir ja nicht mehr bieten als das, was ich habe!“

„Von Dir verlange ich auch nicht mehr. Du bist ein guter Mensch, aber Du wirst immer ein armer Krämer bleiben. Und glaubst Du, daß ich meine Schönheit in Deiner Kammer verkümmern lassen will? Schönheit ist Macht, Glanz, Gold, Glück und Genuß. Und ich will nicht mehr bei Dir mein Leben vertrauern.“

Wie aus weiter Ferne vernahm ich, was sie sprach. Hinter ihrem Rücken tauchte für mich gespenstig die Gestalt ihres Vaters auf und in mir erklang seine Stimme: „Hüten Sie sich vor ihr!“

„Du willst also nicht. Und was weiter?“

Sie sah mich groß und starr an. „Was weiter? Ich werde Dich verlassen.“

Ich prallte zurück: „Du von mir gehen? Mit ihm?“

Sie nickte. Und dann kam es aus ihr, anfangs stockend, dann fest und bestimmt: „Ja mit ihm. Er hat mich hier im Laden gesehen, er kam herein, er kam öfter, während Du abwesend warst, ich lernte ihn näher kennen, er wurde mein Freund. Ihm habe ich geklagt, was mir fehlt. Mein Freund ist reich.“

„Ehebrecherin!“ schrie ich und eilte mit hocherhobenen, geballten Händen auf sie zu. „Ehebrecherin!“

Sie wankte zurück, schreckensbleich, ihr Gesicht gewann wie damals den leichenartig-fahlen Ausdruck, als ich sagte, sie möchte zu ihrem Vater zurückkehren, und nun spürte ich, daß sie vor mir ebenso zurückschauderte wie vor ihrem Vater, daß sie mich nie geliebt, daß aber meine Liebe nicht versiegen könne. Ich stürzte auf die Knie: „Was hab' ich Dir gethan, daß Du mir diesen Schmerz bereitest? Habe Geduld und bleibe bei mir. Ohne Dich kann

ich nicht leben. Ich habe Dich schwer errungen und kann Dich nicht von mir lassen ...." Wie ein Sklave flehte ich zu ihr und suchte ihre Hände zu fassen. Sie aber trat zurück und schüttelte verneinend das Haupt.

„Ein Jahr meines Lebens hab' ich Dir geopfert, wir sind quitt! Vergiß mich, wie ich Dich vergessen werde."

Ich sprang auf, wie ein blanker Stahl fuhren zischend ihre Worte in mein heißes Herz, ich stürzte auf sie zu, um die Ehrvergessene zu züchtigen, — da klirrte die Laden-Thüre, ein Kunde trat ein. Blitzschnell verschwand mein Weib durch die Hinterthüre. Wie geistesabwesend bediente ich den Fremden und die übrigen Leute, die noch kamen. Eine kalte Entschlossenheit bemächtigte sich meiner. Mochte sie thun, was sie wollte. Ich werde sie nicht hindern. Und wenn sie ging, desto besser — sie sollte nur gehen, die würdige Tochter ihrer Mutter. Und als ich den Laden schloß und in unsere kleine Wohnung, vier Treppen hoch, hinaufstieg, überzeugte ich mich binnen weniger Minuten, daß sie wirklich gegangen war. Regungslos stand ich da und starrte vor mich hin. „Gestern noch Demut und Liebe und Dankbarkeit und heute eine Ehebrecherin. Aber es ist gut so. Die Heuchlerin, Lügnerin, Buhlerin! Sie sollte nur gehen."

* * *

Wenn jemand plötzlich eine tiefe Wunde erhält, spürt er in dem Momente noch keinen großen Schmerz. Aber dann wirft ihn das Fieber darnieder und in brennenden Qualen windet sich sein Leib. So erging es mir. Einige Tage, nachdem sie mich verlassen, empfand ich es als Erlösung, daß es so kam. Die tiefsten Empfindungen hatte ich an eine Verworfene, an eine von schlangenhafter Falschheit erfüllte, herzlose Person verschwendet, und je früher sie ihr Wesen vor mir entlarvte, desto besser. Dann aber wurde es anders. Alle glückseligen Stunden, die ich an ihrer Seite genossen, stiegen in bunten, berückenden Bildern in mir auf; ihre herrliche Gestalt schwebte vor mir, ihre goldigen roten Haare flossen in duftigen Wellen um ihr Haupt, ihre Augen sahen mich rührend und voll Sehnsucht an, ihre Küsse fühlte ich auf meinen Lippen ... nein, nein, das alles kann unmöglich eine Täuschung, berechnende Lüge gewesen sein! Und dazwischen klangen die Worte ihres Vaters, der seine Tochter schlug, der sie haßte, weil er in ihr das Ebenbild seiner treulosen Frau erblickte, und tausend bange Fragen und Zweifel quälten meine Seele.

Ich selber sprach mich von Schuld nicht frei. Ihrem grausamen Vater entführte ich sie und habe ihr nur ein Dasein voll Entbehrung geboten. War es dann so verwerflich, so unerhört, daß in ihr ein unbändiger,

Lebensdrang erwachte? Aber sie schwor ihrem Retter Liebe und Treue! Hätte sie nicht jedem andern in der Freude ihres Herzens denselben Schwur geleistet? Und habe ich nicht vielleicht ihre Dankbarkeit als einen selbstverständlichen Tribut hingenommen und es ihr an Liebe, Zärtlichkeit fehlen lassen? „Nein, nein,“ rief mein Herz. Eine entsetzliche Leere entstand in mir. Nun erst spürte ich, was sie mir gewesen, wie mein Herz an ihr gehangen hatte. Es war mir undenkbar, daß sie auf immer mich verlassen haben sollte. Einmal müßte sie kommen, vielleicht bald. Des Nachts fuhr ich aus meinem unruhigen Schlaf empor, ich glaubte ihr leises Weinen vor der Thüre zu hören. Ob ich sie aufgenommen hätte? Ach, mit tausend Freuden .... Wie mochte es ihr jetzt gehen? Vielleicht hat er sie verlassen und sie schmachtet in Kummer und Elend. Und so ängstigte ich mich um sie, als hätte sie mir nie die Treue gebrochen. Ich schalt mich, ich klagte mich an, daß ich sie so leicht gehen ließ, daß mich die plötzliche Umwandlung ihres Wesens gegen mich fast besinnungslos machen konnte. Und dann wieder ballte ich die Faust gegen sie, der Zorn der verratenen Liebe, des schmählich betrogenen Ehemanns glühte in mir, sie hatte mich aus den ruhigen Geleisen meines Lebens gerissen und oft war ich nahe daran, in meine Heimat zu reisen, vor ihren Vater zu treten, um ihm zu sagen wie recht er hatte, wie sehr sie seine Züchtigungen verdiente .... So wogte mein Inneres zwischen Liebe und Zorn, Sehnsucht und Rachegefühlen, Hoffnung und Angst, Selbstanklagen und holden Erinnerungen hin und her. Mit meinem Geschäfte ging es reißend bergab. Ich entschloß mich auszuwandern. Nur fort, weit fort von hier. Für ein Geringes verkaufte ich meinen Laden, aber es langte für die Fahrt nach Amerika.

Meine Lust nach Seltsamkeiten und Abenteuern hat das Schicksal in den zwanzig Jahren, die ich in Amerika verbrachte, in reichem Maße, ach! nur allzureichlich erfüllt. Ich war Steinklopfer, Hotelknecht, Wunderdoktor, Redakteur, Goldgräber, ehe es mir gelang, festen Fuß zu fassen und einen einträglichen Erwerb zu finden. Meine ersten Ersparnisse sandte ich meinem Onkel mit einem ausführlichen Schreiben. Die Gründe meiner Auswanderung berührte ich nicht, innig aber bat ich ihn um Verzeihung. Es kam keine Antwort. Im wirren Strudel des Lebenskampfes milderte sich oft mein Leid, doch es wich nie von mir. Ein Mißtrauen gegen alle Menschen erfüllte mich, und das war für mich von Nutzen, denn ich wurde nur selten betrogen; ich faßte zu niemand Freundschaft und keines Mädchens Anmut übte einen Reiz auf mich aus. Ich mußte eine jede im Gedanken mit Cäcilien vergleichen, und alle erblaßten vor ihrer Schönheit. Ungeliebt ging ich dahin, aber mein Säckel füllte sich.

Dann kam die Zeit, wo mich das Heimweh nach dem Vaterland nicht

mehr auf fremdem Boden duldete. Ich schiffte mich ein und binnen wenigen Wochen erreichte ich die Stadt meiner Jugend. Ihr Vater war tot, längst, längst schon hatte er dem irdischen Jammerthal Valet gesagt, auch mein Onkel hatte schon vor vielen Jahren dem Leben den letzten Tribut gezollt. Sein Laden bestand noch, wenn er auch in andere Hände übergegangen war. Wer die Erben meines Onkels gewesen sind, ich weiß es nicht. Vielleicht war auch ich unter ihnen und man konnte mich nicht finden, vielleicht hatte er mich enterbt — ich hatte keine Lust, mir von der Behörde Auskunft zu holen, besaß ich doch selbst genug, um vor jeder Not geschützt zu sein. Ich trat in den Laden, ein Junge von zwölf Jahren bediente, er vertrat — wie er sagte — den abwesenden Vater. Der Verschlag existiere noch, antwortete mir der Knabe. Ich drückte dem erstaunten Kleinen einen Thaler in die Hand und er ließ mich hinein. Da stand ich nun in jenem Raum, den ich vor einem Menschenalter verlassen hatte .... Ich habe in einem orientalischen Märchen gelesen, daß ein Herrscher auf Geheiß eines Zauberers den Kopf in einen Fluß gesteckt habe, in diesem Momente erlebte der Sultan die tollsten Dinge, er glaubte viele Jahre lang von seinem Lande fern gewesen zu sein, und doch hatte sich dies alles in wenigen Sekunden ereignet, so lange er den Kopf unter Wasser hielt, und als er ihn wieder herauszog, war der Zauber verflogen. Sollte ich nicht auch mein verfehltes, wüstes Leben nur geträumt, in einer Minute alle Qualen und Wonnen durchkostet haben, bin ich nicht wieder aufgewacht, der überschwängliche Jüngling von ehedem? Mein langer, grauer Bart bekundete mir die öde Wirklichkeit des Lebens und langsam schritt ich hinaus.

Weit von meiner Heimat ließ ich mich nieder. Auf das laute Treiben in Amerika folgten nun Jahre stillster, einsamster Beschaulichkeit. Ich las hunderte von Büchern, die Lust des Knaben an Lektüre war in mir wieder erwacht und ich hatte ja nichts anderes zu thun. Wie mein Gesicht runzelig ward und greisenhaft einschrumpfte, so hat auch mein Herz alles von sich abgestreift, was sich ans Leben mit blühenden und saugenden Organen klammert. Ich hasse nicht mehr die Menschen, ich durchschaue ihr Thun und Lassen und verstehe das Elend der Welt. Ich begreife den Vater, der sein Kind schlug, ich begreife das mißhandelte Kind, daß es mich betrog, ich begreife den thörichten Jüngling, der seinen Onkel leichtsinnig verließ und ihn an seinem Vermögen schädigte. Und ich gebe mich auch mit der harten Buße zufrieden, die mir auferlegt wurde. Es lebt in uns ein Drang nach etwas Höherem und Besserem, eine dumpfe Unzufriedenheit mit dem, was wir haben. Ein Teufel und ein Engel schüren in uns das Feuer. Der Himmel bewacht den Teufel, die Hölle bedroht den Engel, auf daß in der

Welt nicht zu viel schlechtes, aber auch nicht zu viel gutes geschehe. In der Dämmerung der Alltäglichkeit müssen wir uns forttasten, unter ihrem Drucke schmachten wir, siechen wir.

Was aus meinem Weibe geworden ist, habe ich nie erfahren. Vielleicht hat sie einem Mädchen das Leben gegeben, die einstmals einem Mann das Glück schenken wird, das mir ihre Mutter genommen. Wahrscheinlich aber hat es das Schicksal anders beschlossen, denn mit Schmerzensthränen kittet sich immer von neuem die Welt zusammen.



Der ungebetene Gast.*)

Von Maurice Maeterlinck.

(Gent.)

Mit des Verfassers Autorisation ins Deutsche übertragen von Rudolf Lothar.

Personen:

Der Großvater (blind.)	Die drei Töchter.
Der Vater.	Die Magd.
Der Onkel.	Die barmherzige Schwester.

Das Stück spielt in der Gegenwart.

(Ein ziemlich dunkler Saal in einem alten Schlosse. Eine Thüre rechts, eine Thüre links und eine kleine Tapetenthüre in einer Ecke. Im Hintergrunde Fenster mit Glasmalereien — die grüne Farbe herrscht vor — und eine Glasthüre, die auf die Terrasse geht. In einem Winkel eine große Standuhr. Eine Lampe brennt.)

Die drei Töchter: Kommt hierher, Großvater, setzt Euch unter die Lampe.

Der Großvater: Mir scheint, es ist hier nicht sehr hell.

Der Vater: Gehen wir auf die Terrasse oder bleiben wir in diesem Zimmer?

Der Onkel: Wär' es nicht besser, hier zu bleiben? Es hat die ganze Woche geregnet und die Nächte sind jetzt feucht und kalt.

Die älteste Tochter: Aber es sind Sterne am Himmel.

---

*) Im Originale „L'Intruse“ (Eindringling). Im Londoner Haymarket-Theater wurde „L'Intruse“ in englischer Übersetzung (The Intruder) mit großem Erfolge gegeben. Von der Freien Bühne in Kopenhagen wurde dieses tragische Stimmungsbild unter dem Titel „Den Ubedne“ gleichfalls zur Aufführung angenommen. Es giebt kaum eine andere Dichtung, welche das Grauen des nahenden Todes mit solch packender Gewalt zu schildern weiß. D. Sch.-L.

Der Onkel: O, die Sterne, das beweist nichts.
Der Großvater: Es ist besser, man bleibt hier. Man weiß nicht, was geschehen kann.
Der Vater: Wir brauchen nicht mehr besorgt zu sein. Die Gefahr ist vorbei — sie ist gerettet . . . .
Der Großvater: Ich glaube, es geht ihr nicht gut. . . .
Der Vater: Warum sagt Ihr das?
Der Großvater: Ich habe ihre Stimme gehört.
Der Vater: Aber da die Ärzte behaupten, daß wir ruhig sein können . . .
Der Onkel: Du weißt ja, daß Dein Schwiegervater es liebt, uns unnötiger Weise zu beunruhigen.
Der Großvater: Ich sehe nicht so, wie Ihr seht.
Der Onkel: Deswegen müssen Sie sich an uns halten, die wir sehen. Sie sah heute Nachmittag sehr gut aus. Jetzt schläft sie fest; und wir werden uns nicht gleich unnötiger Weise den ersten guten Abend verderben, den der Zufall uns giebt . . . . Ich glaube doch, daß wir das Recht haben, uns auszuruhen, ja selbst, ein wenig lustig zu sein diesen Abend, ohne uns fürchten zu müssen.
Der Vater: 's ist wahr, es ist das erste Mal, daß ich mich wieder zu Hause fühle, unter den Meinen, seit jener schrecklichen Entbindung.
Der Großvater: Wenn einmal die Krankheit in ein Haus eintritt, ist es, als ob ein Fremder in der Familie wäre.
Der Vater: Aber dann sieht man auch, daß man außerhalb der Familie auf niemanden zählen kann.
Der Onkel: Du hast sehr recht.
Der Großvater: Warum habe ich heute nicht zu meiner Tochter dürfen?
Der Onkel: Sie wissen wohl, daß der Arzt es verboten hat.
Der Großvater: Ich weiß nicht, was ich denken soll . . . .
Der Onkel: Sie brauchen sich keine Sorge zu machen.
Der Großvater (auf die Thür links deutend): Sie kann uns nicht hören?
Der Vater: Wir werden nicht allzu laut reden; übrigens ist die Thür sehr dick; und dann ist auch die barmherzige Schwester bei ihr, die uns verständigen würde, wenn wir zu viel Geräusch machen sollten.
Der Großvater (auf die Thür rechts deutend): Er kann uns nicht hören?
Der Vater: Nein, nein.
Der Großvater: Er schläft?
Der Vater: Ich glaube ja.
Der Großvater: Man müßte nachsehen.
Der Onkel: Dieser Kleine würde mir mehr Sorge machen, als Deine Frau. Seit den paar Wochen, daß er geboren ist, hat er sich kaum

gerührt; er hat bis jetzt nicht ein einziges Mal geschrieen; er ist wie ein Kind aus Wachs.

Der Großvater: Ich glaube, er wird taub sein, vielleicht auch stumm .... Das hat man von Ehen unter Blutsverwandten ....

(Peinliches Schweigen.)

Der Vater: Ich bin fast böse auf ihn wegen all' des Leides, das er seiner Mutter gemacht hat.

Der Onkel: Man muß vernünftig sein; das ist doch nicht die Schuld des armen Kleinen! — Er ist ganz allein in dem Zimmer?

Der Vater: Ja, der Arzt will nicht mehr, daß er im Zimmer seiner Mutter bleibe.

Der Onkel: Aber die Amme ist bei ihm?

Der Vater: Nein, sie ist gegangen, sich ein wenig auszuruhen. Sie hat ein bischen Ruhe wohl verdient in den letzten Tagen. — Ursula, sieh doch nach, ob er schläft.

Die älteste Tochter: Ja, Vater.

(Die drei Töchter stehen auf und gehen, sich bei den Händen haltend, ins Zimmer rechts.)

Der Vater: Um wie viel Uhr wird unsere Schwester kommen?

Der Onkel: Ich glaube, sie wird gegen 9 Uhr kommen.

Der Vater: Es ist 9 Uhr vorbei. Ich möchte gerne, daß sie heute Abend kommt; meine Frau wünscht sehr, sie zu sehen.

Der Onkel: Sie kommt ganz gewiß. Ist es das erste Mal, das sie hierher kommt?

Der Vater: Sie hat das Haus nie betreten.

Der Onkel: Es fällt ihr sehr schwer, ihr Kloster zu verlassen.

Der Vater: Wird sie allein kommen?

Der Onkel: Ich glaube, eine der Nonnen wird sie begleiten. Sie dürfen nicht allein ausgehen.

Der Vater: Aber sie ist doch die Oberin.

Der Onkel: Die Regel ist für alle gleich.

Der Großvater: Ihr habt keine Sorge mehr?

Der Onkel: Wozu hätten wir noch Sorge? Man braucht nicht mehr darauf zurückzukommen. Es ist nichts mehr zu fürchten.

Der Großvater: Eure Schwester ist älter als Ihr?

Der Onkel: Sie ist die Älteste von uns.

Der Großvater: Ich weiß nicht, was ich habe; ich bin nicht ruhig. Ich wollte, Eure Schwester wäre da!

Der Onkel: Sie wird kommen; sie hat es versprochen.

Der Großvater: Ich wollte, dieser Abend wäre vorbei!

(Die drei Töchter treten wieder ein.)

Der Vater: Er schläft?
Die älteste Tochter: Ja, Vater, er schläft sehr fest.
Der Onkel: Was sollen wir machen, während wir warten?
Der Großvater: Warten auf was?
Der Onkel: Auf unsere Schwester.
Der Vater: Du siehst nichts kommen, Ursula?
Die älteste Tochter (am Fenster): Nein, Vater.
Der Vater: Und auf der Straße? — Siehst Du die Straße?
Die Tochter: Ja, Vater; es ist Mondschein und ich sehe die Straße bis zum Cypressenwald.
Der Großvater: Und Du siehst niemand, Ursula?
Die Tochter: Niemand, Großvater.
Der Onkel: Wie ist denn das Wetter?
Die Tochter: Es ist sehr schön draußen; hören Sie die Nachtigallen?
Der Onkel: Ja, ja!
Die Tochter: Ein schwacher Wind erhebt sich auf der Straße.
Der Großvater: Ein schwacher Wind auf der Straße, Ursula?
Die Tochter: Ja, die Bäume zittern ein wenig.
Der Onkel: Es ist merkwürdig, daß meine Schwester noch nicht hier ist.
Der Großvater: Ich höre die Nachtigallen nicht mehr, Ursula.
Die Tochter: Ich glaube, jemand ist in den Garten getreten, Großvater.
Der Großvater: Wer ist's?
Die Tochter: Ich weiß nicht, ich sehe niemand.
Der Onkel: Es ist eben niemand da.
Die Tochter: Es muß jemand im Garten sein; die Nachtigallen sind plötzlich verstummt.
Der Großvater: Aber ich höre keine Schritte.
Die Tochter: Es muß jemand am Teich vorübergehn, denn die Schwäne haben Angst.
Eine andere Tochter: Alle Fische im Teich tauchen plötzlich unter.
Der Vater: Du siehst niemand?
Die Tochter: Niemand, Vater.
Der Vater: Aber der Teich liegt doch im vollen Mondschein ...
Die Tochter: Ja, ich sehe, daß die Schwäne Angst haben.
Der Onkel: Ich bin überzeugt, daß meine Schwester sie erschreckt hat. Sie wird durch die kleine Pforte gekommen sein.
Der Vater: Ich kann mir's aber nicht erklären, warum die Hunde nicht bellen.
Die Tochter: Ich sehe den Hofhund ganz im Hintergrunde seiner Hütte. Die Schwäne gehen ans andere Ufer.

Der Onkel: Sie fürchten sich vor meiner Schwester. Ich will schauen. (Er ruft.) Schwester! Schwester! Bist Du's? — Es ist niemand da.
Die Tochter: Ich weiß bestimmt, daß jemand in den Garten getreten ist. Sie werden sehen.
Der Onkel: Aber sie würde mir doch antworten!
Der Großvater: Beginnen die Nachtigallen wieder zu schlagen. Ursula?
Die Tochter: Ich höre keine einzige mehr.
Der Großvater: Aber es ist doch ganz still.
Der Vater: Es ist totenstill.
Der Großvater: Irgend ein Fremder muß sie erschreckt haben, denn wenn es jemand vom Hause wäre, würden sie nicht schweigen.
Die Tochter: Eine sitzt auf der großen Trauerweide. — Sie fliegt fort! ...
Der Onkel: Wollt Ihr Euch jetzt mit Nachtigallen beschäftigen?
Der Großvater: Sind alle Fenster offen, Ursula?
Die Tochter: Die Glasthüre ist offen, Großvater.
Der Großvater: Ich glaube, es kommt die Kälte ins Zimmer.
Die Tochter: Im Garten ist ein bischen Wind, Großvater, und die Rosenblätter fallen.
Der Vater: So schließ die Thür, Ursula. Es ist spät.
Die Tochter: Ja, Vater. — Ich kann die Thür nicht schließen, Vater.
Die zwei anderen Töchter: Wir können die Thür nicht schließen.
Der Großvater: Was giebt es denn bei der Thür, Kinder?
Der Onkel: Man braucht das nicht mit so außergewöhnlicher Stimme zu fragen. Ich werde ihnen helfen.
Die älteste Tochter: Wir können sie nicht ganz zumachen.
Der Onkel: Das ist wegen der Feuchtigkeit. Drücken wir nur fest. — Es muß etwas zwischen den Thürflügeln sein.
Der Vater: Der Schreiner wird das morgen richten.
Der Großvater: Kommt der Schreiner morgen?
Die Tochter: Ja, Großvater, er hat im Keller zu arbeiten.
Der Großvater: Er wird Lärm im Hause machen! ....
Die Tochter: Ich werde ihm sagen, daß er leise arbeiten soll.
(Man hört plötzlich draußen eine Sense dengeln.)
Der Großvater (fährt zusammen): Oh!
Der Onkel: Ursula, was ist das?
Die Tochter: Ich weiß es nicht bestimmt. Ich glaube, es ist der Gärtner. Ich seh nicht gut; er ist im Schatten des Hauses.
Der Vater: Es ist der Gärtner, der mähen will.
Der Onkel: Er mäht bei Nacht?
Der Vater: Ist morgen nicht Sonntag? — Ja. — Ich habe bemerkt, daß das Gras sehr hoch steht um das Haus herum.

Der Großvater: Mir scheint, seine Sense macht soviel Lärm ...
Die Tochter: Er mäht um das Haus herum.
Der Großvater: Siehst Du ihn, Ursula?
Die Tochter: Nein, Großvater, er ist im Schatten.
Der Großvater: Mir scheint, seine Sense macht soviel Lärm ...
Die Tochter: Ihr habt eben ein so feines Gehör, Großvater.
Der Großvater: Ich fürchte, daß er meine Tochter aufweckt.
Der Onkel: Wir hören ihn kaum.
Der Großvater: Ich, ich höre ihn, als ob er im Hause mähen würde.
Der Onkel: Die Kranke wird ihn nicht hören; es ist keine Gefahr.
Der Vater: Mir scheint, die Lampe brennt heute Abend nicht gut.
Der Onkel: Man müßte Öl nachgießen.
Der Vater: Das hat man, wie ich gesehen habe, heute früh gethan. Sie brennt schlecht, seitdem das Fenster zu ist.
Der Onkel: Ich glaube, das Glas ist verschleiert.
Der Vater: Sie wird gleich besser brennen.
Die Tochter: Großvater ist eingeschlafen. Er hat seit drei Nächten nicht geschlafen.
Der Vater: Er hat große Sorge gehabt.
Der Onkel: Er ist immer über das Maß besorgt. Es giebt Augenblicke, wo er keine Vernunft annehmen will.
Der Vater: Das ist bei seinem Alter wohl verzeihlich.
Der Onkel: Weiß Gott, wo wir in seinem Alter sein werden!
Der Vater: Er ist nahe an die 80 Jahre.
Der Onkel: Dann hat er schon das Recht, kurios zu sein.
Der Vater: Vielleicht werden wir noch kurioser sein als er.
Der Onkel: Man weiß nicht, was geschehen kann. Er ist zuweilen ganz seltsam.
Der Vater: Er ist wie alle Blinden.
Der Onkel: Sie denken ein wenig zuviel.
Der Vater: Sie haben eben zuviel Zeit zu verlieren.
Der Onkel: Sie haben nichts anderes zu thun.
Der Vater: Und dann haben sie auch keine andere Zerstreuung.
Der Onkel: Es muß schrecklich sein.
Der Vater: Es scheint, daß man sich daran gewöhnt.
Der Onkel: Ich kann mir es nicht vorstellen.
Der Vater: Sie sind gewiß zu bedauern.
Der Onkel: Nicht zu wissen, wo man ist, nicht zu wissen, woher man kommt, nicht zu wissen, wohin man geht, nicht unterscheiden zu können Mittag von Mitternacht, Sommer von Winter .... und immer diese

Finsternis, diese Finsternis .... lieber würde ich garnicht leben ... Ist es vollkommen unheilbar?

Der Vater: Es scheint so.

Der Onkel: Aber er ist nicht vollkommen blind?

Der Vater: Er nimmt große Helligkeiten wahr.

Der Onkel: Geben wir acht auf seine armen Augen.

Der Vater: Er hat manchmal merkwürdige Ideen.

Der Onkel: Er hat Augenblicke, wo er gar nicht angenehm ist.

Der Vater: Er sagt immer, was er denkt.

Der Onkel: Aber seiner Zeit war er nicht so?

Der Vater: Aber nein; seiner Zeit war er gerade so vernünftig wie wir; er sagte garnichts außergewöhnliches. Es ist wahr, Ursula verwöhnt ihn etwas zu sehr, sie antwortet auf alle seine Fragen.

Der Onkel: Es wäre besser, nicht zu antworten; das heißt ihm einen schlechten Dienst erweisen.

(Es schlägt 10 Uhr.)

Der Großvater (aufwachend): Hab ich das Gesicht gegen die Glasthüre?

Die Tochter: Ihr habt gut geschlafen, Großvater?

Der Großvater: Hab ich das Gesicht gegen die Glasthüre?

Die Tochter: Ja, Großvater.

Der Großvater: Es ist niemand bei der Glasthüre?

Die Tochter: Aber nein, Großvater, ich sehe niemand.

Der Großvater: Ich dachte, jemand warte dort. Es ist niemand gekommen, Ursula?

Die Tochter: Niemand, Großvater.

Der Großvater (zum Onkel und zum Vater): Und Eure Schwester ist nicht gekommen?

Der Onkel: Es ist zu spät, sie wird nicht mehr kommen; das ist nicht hübsch von ihr.

Der Vater: Sie beginnt mir Sorge zu machen.

(Man hört Geräusch, als ob jemand ins Haus treten würde.)

Der Onkel: Sie ist da! Habt Ihr gehört?

Der Vater: Ja, jemand ist unten eingetreten.

Der Onkel: Das muß unsere Schwester sein. Ich habe ihren Schritt erkannt.

Der Großvater: Ich habe leise Schritte gehört.

Der Vater: Sie ist sehr leise eingetreten.

Der Onkel: Sie weiß, daß eine Kranke im Haus ist.

Der Großvater: Jetzt höre ich nichts mehr.

Der Onkel: Sie wird gleich heraufkommen, man wird ihr sagen, daß wir hier sind.

Der Vater: Ich bin glücklich, daß sie gekommen ist.
Der Onkel: Ich wußte es, daß sie heute Abend kommen würde.
Der Großvater: Es dauert lange, bis sie da ist.
Der Onkel: Sie muß es aber sein.
Der Vater: Wir erwarten keinen anderen Besuch.
Der Großvater: Ich höre unten kein Geräusch mehr.
Der Vater: Ich werde die Magd rufen; wir werden gleich wissen, woran wir uns zu halten haben.

(Er zieht die Klingel.)

Der Großvater: Ich höre schon Geräusch auf der Treppe.
Der Vater: Das ist die Magd, die heraufkommt.
Der Großvater: Mir scheint, sie ist nicht allein.
Der Vater: Die Magd macht soviel Lärm ...
Der Großvater: Mir scheint, sie ist nicht allein.
Der Vater: Sie wird erschreckend dick; ich glaube sie ist wassersüchtig.
Der Onkel: Es wäre Zeit, sie wegzuschicken, sie wird Euch zur Last fallen.
Der Großvater: Ich höre die Schritte Eurer Schwester!
Der Vater: Ich höre nur die Magd.
Der Großvater: Es ist Eure Schwester! Es ist Eure Schwester!

(Man klopft an die Tapetenthüre.)

Der Onkel: Sie klopft an die Thüre der geheimen Treppe.
Der Vater: Ich will selbst öffnen, weil diese kleine Thüre zuviel Lärm macht; sie dient nur, wenn man unbemerkt ins Zimmer kommen will. (Er öffnet ein wenig die Tapetenthüre; die Magd bleibt draußen in der halbgeöffneten Thüre.) Wo bist Du?
Die Magd: Hier bin ich, Herr!
Der Großvater: Ist Eure Schwester bei der Thüre?
Der Onkel: Ich sehe nur die Magd.
Der Vater: Es ist nur die Magd. (Zu der Magd.) Wer ist ins Haus getreten?
Die Magd: Wer ins Haus getreten ist, Herr?
Der Vater: Ja; wer ist soeben gekommen?
Die Magd: Niemand ist gekommen, Herr.
Der Großvater: Wer seufzt denn so?
Der Onkel: Es ist die Magd, sie ist außer Atem.
Der Großvater: Weint sie?
Der Onkel: Aber nein; warum sollte sie weinen?
Der Vater (zur Magd): Ist nicht eben jemand gekommen?
Die Magd: Aber nein, Herr.
Der Vater: Aber wir haben die Thüre gehen hören!

Die Magd: Ich habe die Thüre geschlossen, Herr.
Der Vater: War sie offen?
Die Magd: Ja, Herr.
Der Vater: Warum war sie offen zu dieser Stunde?
Die Magd: Ich weiß nicht, Herr; ich hatte sie zugemacht.
Der Vater: Also wer hat sie dann geöffnet?
Die Magd: Ich weiß nicht, Herr; es muß jemand nach mir hinausgegangen sein.
Der Vater: Man muß acht geben. — Aber drück doch nicht gegen die Thür; Du weißt ja, sie kreischt.
Die Magd: Aber, ich rühre nicht an die Thüre, Herr!
Der Vater: Ja, sag ich Dir! Du drückst, als ob Du ins Zimmer kommen wolltest.
Die Magd: Aber Herr, ich bin drei Schritte weit von der Thüre.
Der Vater: Sprich weniger laut!
Der Großvater: Löscht man das Licht aus?
Die älteste Tochter: Aber nein, Großvater.
Der Großvater: Es scheint mir, als ob es plötzlich ganz finster würde.
Der Vater (zur Magd): Du kannst wieder hinunter gehen; aber mach auf der Treppe nicht soviel Lärm.
Die Magd: Ich habe keinen Lärm auf der Treppe gemacht, Herr.
Der Vater: Ich sag Dir, Du hast Lärm gemacht; tritt leise auf; Du könntest sonst die Frau aufwecken.
Die Magd: Ich war es nicht, die Lärm gemacht hat, Herr.
Der Vater: Und wenn jetzt jemand kommen sollte, sag': wir sind nicht zu Hause.
Der Onkel: Ja, sag': wir sind nicht zu Hause.
Der Großvater (fährt zusammen): Das hätte man nicht sagen sollen!
Der Vater: .... Außer es ist meine Schwester oder der Arzt.
Der Onkel: Um wieviel Uhr wird der Arzt kommen?
Der Vater: Er wird nicht vor Mitternacht kommen können.
(Er schließt die Thüre. Man hört 11 Uhr schlagen.)
Der Großvater: Sie ist eingetreten?
Der Vater: Wer denn?
Der Großvater: Die Magd?
Der Vater: Aber nein, sie ist hinuntergegangen.
Der Großvater: Ich dachte, sie hätte sich an den Tisch gesetzt.
Der Vater: Die Magd?
Der Großvater: Ja.
Der Onkel: Das fehlte noch!

Der Großvater: Ist niemand ins Zimmer getreten?
Der Vater: Aber nein, niemand ist eingetreten.
Der Großvater: Und Eure Schwester ist nicht da.
Der Onkel: Unsere Schwester ist nicht da; wo sind denn Ihre Gedanken?
Der Großvater: Ihr wollt mich täuschen!
Der Onkel: Sie täuschen?
Der Großvater: Ursula, sag mir die Wahrheit, um Gotteswillen!
Die älteste Tochter: Großvater, Großvater, was habt Ihr denn?
Der Großvater: Es ist etwas geschehen! — Ich weiß es bestimmt, meiner Tochter geht es schlechter.
Der Onkel: Träumen Sie?
Der Großvater: Ihr wollt es mir nicht sagen! Ich sehe, es geht etwas vor.
Der Onkel: Dann sehen Sie besser als wir.
Der Großvater: Ursula, sag mir die Wahrheit!
Die Tochter: Aber man sagt Euch die Wahrheit, Großvater!
Der Großvater: Du hast nicht Deine gewöhnliche Stimme.
Der Vater: Weil Ihr sie erschreckt habt.
Der Großvater: Auch Deine Stimme ist verändert, auch Deine!
Der Vater: Ihr werdet toll!

Der Vater und der Onkel machen sich Zeichen des Einverständnisses, daß der Großvater den Verstand verloren hat.)

Der Großvater: Ich hör ganz gut, daß Ihr Angst habt.
Der Vater: Wovor sollten wir denn Angst haben?
Der Großvater: Warum wollt Ihr mich täuschen?
Der Onkel: Wer denkt daran, Sie zu täuschen?
Der Großvater: Warum habt Ihr das Licht ausgelöscht?
Der Onkel: Aber man hat das Licht nicht ausgelöscht; es ist hier so hell wie vorhin.
Die Tochter: Ich glaube, die Lampe brennt trüber.
Der Vater: Ich sehe so gut wie gewöhnlich.
Der Großvater: Ich habe Mühlräder auf den Augen! Sagt mir, Kinder, was geht hier vor? Sagt es mir um des Himmels Willen, Ihr, die Ihr sehet! Ich bin hier ganz allein in dieser endlosen Finsternis. Ich weiß nicht, wer sich neben mich setzt! Ich weiß nicht mehr, was zwei Schritte von mir vorgeht! .... Warum habt Ihr jetzt leise gesprochen?
Der Vater: Niemand hat leise gesprochen.
Der Großvater: Du hast leise gesprochen, bei der Thüre.
Der Vater: Ihr habt alles gehört, was ich gesprochen habe.
Der Großvater: Du hast jemand ins Zimmer geführt.

Der Vater: Aber ich sage Euch, daß niemand hereingekommen ist.

Der Großvater: Ists Eure Schwester oder ein Priester? — Man soll nicht versuchen, mich zu täuschen. — Ursula, wer ist eingetreten?

Die Tochter: Niemand, Großvater.

Der Großvater: Man soll nicht versuchen, mich zu täuschen. Ich weiß, was ich weiß. — Wie viele sind wir hier?

Die Tochter: Wir sind sechs um den Tisch herum, Großvater.

Der Großvater: Ihr seid alle am Tisch?

Die Tochter: Ja, Großvater.

Der Großvater: Du bist da, Paul?

Der Vater: Ja.

Der Großvater: Sie sind da, Oliver?

Der Onkel: Aber ja, aber ja; ich sitze hier auf meinem gewöhnlichen Platze. Das soll doch kein Ernst sein, nicht wahr?

Der Großvater: Du bist da, Geneviève?

Eine der Töchter: Ja, Großvater.

Der Großvater: Du bist da, Gertrud?

Eine andere Tochter: Ja, Großvater.

Der Großvater: Du bist da, Ursula?

Die älteste Tochter: Ja, Großvater, an Eurer Seite.

Der Großvater: Und wer sitzt dort?

Die Tochter: Wo denn, Großvater? — Es ist niemand hier.

Der Großvater: Dort, dort, mitten unter uns!

Die Tochter: Aber es ist niemand hier, Großvater!

Der Vater: Man sagt Euch ja, daß Niemand hier ist.

Der Großvater: So seht Ihr denn nicht, Ihr anderen!

Der Onkel: Na, wollt Ihr einen Scherz machen?

Der Großvater: Ich mache keinen Scherz.

Der Onkel: So glaubet denen, die sehen.

Der Großvater (unsicher): Ich glaubte, es wäre jemand da .... ich glaube, ich werde nicht mehr lange leben. ....

Der Onkel: Warum sollten wir Sie täuschen? Wozu würde das führen?

Der Vater: Man müßte Euch doch die Wahrheit sagen.

Der Onkel: Wozu sich gegenseitig täuschen?

Der Vater: Ihr könntet nicht lange im Irrtume leben.

Der Großvater: Ich möchte zu Hause sein!

Der Vater: Ihr seid doch zu Hause!

Der Onkel: Sind wir nicht zu Hause?

Der Vater: Seid Ihr bei Fremden?

Der Onkel: Sie sind seltsam heute Abend.

Der Großvater: Ihr anderen scheint mir heute seltsam.
Der Vater: Fehlt Euch etwas?
Der Großvater: Ich weiß nicht, was ich habe.
Der Onkel: Wollen Sie was nehmen?
Die älteste Tochter: Großvater, Großvater, was wünscht Ihr?
Der Großvater: Gebt mir Eure kleinen Händchen, Kinder!
Die drei Töchter: Ja, Großvater.
Der Großvater: Warum zittert Ihr alle drei, Kinder?
Die älteste Tochter: Wir zittern fast garnicht, Großvater.
Der Großvater: Ich glaube, Ihr seid blaß, alle drei.
Die älteste Tochter: Es ist spät, Großvater, und wir sind müde.
Der Vater: Ihr solltet schlafen gehen und Großvater thäte auch besser, sich Ruhe zu gönnen.
Der Großvater: Ich werde nicht schlafen können heute Nacht.
Der Onkel: Wir werden den Arzt erwarten.
Der Großvater: Bereitet mich auf die Wahrheit vor!
Der Onkel: Aber es giebt keine Wahrheit!
Der Großvater: Dann weiß ich nicht, was es giebt!
Der Onkel: Ich sage Ihnen, es giebt garnichts!
Der Großvater: Ich möchte meine arme Tochter sehen!
Der Vater: Ihr wißt doch sehr wohl, daß das unmöglich ist; man darf sie nicht unnötigerweise aufwecken.
Der Onkel: Sie werden sie morgen sehen.
Der Großvater: Man hört gar nichts aus ihrem Zimmer.
Der Onkel: Ich wäre unruhig, wenn ich etwas hören würde.
Der Großvater: Es ist schon so lange her, daß ich meine Tochter gesehen habe! . . . Ich habe gestern Abend ihre Hände genommen und habe sie nicht gesehen! . . . Ich weiß nicht mehr, was aus ihr wird . . . Ich weiß nicht mehr, wie sie ist. . . . Ich kenne ihr Gesicht nicht mehr. . . . Sie muß sich wohl verändert haben in den letzten Wochen. . . . Ich habe die kleinen Knochen ihrer Wangen unter meinen Händen gefühlt. . . . Zwischen ihr und mir ist nur mehr die Finsternis, und Ihr alle. . . . Das heißt kein Leben mehr . . . das ist kein Leben mehr! . . . Ihr alle seid da, und seht mit offenen Augen in meine toten Augen und keiner von Euch hat Mitleid. . . . Ich weiß nicht, wie mir ist . . . man sagt niemals, was man sagen sollte . . . und alles ist schrecklich, wenn man daran denkt. . . . Aber warum sprecht Ihr jetzt nicht mehr?
Der Onkel: Was wollen Sie, das wir sprechen, da Sie uns nicht glauben wollen?

Der Großvater: Ihr habt Angst, Euch zu verraten.
Der Vater: Aber so seid doch vernünftig.
Der Großvater: Man verbirgt mir etwas schon lange! — Es ist etwas im Hause vorgegangen . . . Aber ich beginne zu verstehen . . . die Täuschung dauert zu lange. . . . Ihr glaubt also, daß ich es niemals erfahren werde? — Es giebt Augenblicke, wo ich weniger blind bin als Ihr, wißt Ihr das? — Höre ich Euch nicht flüstern, seit Tagen, als ob Ihr im Hause eines Gehenkten wäret? — Ich wage nicht zu sagen, was ich heute Abend weiß. . . . Aber ich werde die Wahrheit erfahren! Ich werde warten, bis Ihr die Wahrheit sagt; aber ich weiß sie schon lange, Euch zum Trotz. — Und jetzt fühle ich, daß Ihr alle bleicher seid als der Tod.
Die drei Töchter: Großvater, Großvater! Was ist Euch?
Der Großvater: Ich spreche nicht von Euch, Kinder, nicht von Euch. . . . Ich weiß ganz gut, Ihr würdet mir die Wahrheit sagen, wenn jene nicht um Euch wären. . . . Übrigens weiß ich bestimmt, daß jene Euch auch täuschen. . . . Ihr werdet sehen, Kinder, Ihr werdet sehen. . . . Höre ich Euch nicht schluchzen, alle drei?
Der Onkel: Ich bleibe nicht länger hier.
Der Vater: Ist meiner Frau wirklich so schlecht!
Der Großvater: Man soll nicht länger versuchen, mich zu hintergehen; jetzt ist es zu spät und ich weiß die Wahrheit besser als Ihr. . . .
Der Onkel: Aber wir sind doch nicht blind!
Der Vater: Wollt Ihr in das Zimmer Eurer Tochter gehen? Hier ist ein Mißverständnis, ein Irrtum, der ein Ende finden muß. Wollt Ihr?
Der Großvater: Nein, nein, nicht jetzt — — noch nicht — —.
Der Onkel: Sie sehen also, Sie sind nicht zurechnungsfähig.
Der Großvater: Man weiß nie alles, was ein Mensch während seines Lebens nicht hat sagen können. . . . Wer macht jetzt dies Geräusch?
Die älteste Tochter: Die Lampe flackert so, Großvater.
Der Großvater: Ich glaube, sie ist sehr unruhig, sehr unruhig. . . .
Die Tochter: Der kalte Wind quält sie. . . .
Der Onkel: Es giebt keinen kalten Wind hier, die Fenster sind geschlossen.
Die Tochter: Ich glaube, sie will verlöschen.
Der Vater: Es ist kein Öl mehr da.
Die Tochter: Sie verlischt. . . .
Der Vater: Wir können nicht so im Finstern bleiben.
Der Onkel: Warum nicht? Ich bin daran schon gewöhnt.
Der Vater: Es ist Licht im Zimmer meiner Frau.
Der Onkel: Wir werden Licht holen, bis der Arzt kommt.

Der Vater: 's ist wahr, man sieht genug; von draußen kommt die Helle.
Der Großvater: Ist es draußen hell?
Der Vater: Heller als hier.
Der Onkel: Ich plaudere ganz gerne im Finstern.
Der Vater: Ich auch.

(Pause.)

Der Großvater: Ich glaube, die Uhr macht soviel Geräusch.
Die älteste Tochter: Das kommt daher, weil man nicht mehr spricht.
Der Großvater: Aber warum schweigt Ihr alle?
Der Onkel: Wovon sollen wir denn sprechen? Ihr seid heute garnicht ernst zu nehmen.
Der Großvater: Ist es sehr finster im Zimmer?
Der Onkel: Es ist nicht sehr hell hier.

(Pause.)

Der Großvater: Ich fühle mich nicht wohl, Ursula; mach' ein wenig das Fenster auf!
Der Vater: Ja, Kind, mach' ein wenig das Fenster auf; ich muß auch frische Luft haben.

(Ursula öffnet ein Fenster.)

Der Onkel: Ich glaube positiv, daß wir zu lange eingeschlossen waren.
Der Großvater: Ist das Fenster offen, Ursula?
Die Tochter: Ja, Großvater, es ist weit offen.
Der Großvater: Man sollte es nicht glauben; es kommt gar kein Geräusch von draußen!
Die Tochter: Nein, Großvater, nicht das geringste Geräusch.
Der Vater: Es ist eine außerordentliche Stille.
Die Tochter: Man könnte einen Engel gehen hören.
Der Onkel: Das ist's, warum ich das Landleben nicht liebe.
Der Großvater: Ich möchte irgend ein Geräusch hören. Wieviel Uhr ist es, Ursula?
Die Tochter: Bald Mitternacht, Großvater.

(Nun beginnt der Onkel im Zimmer auf und ab zu gehen.)

Der Großvater: Wer geht hier so um uns herum?
Der Onkel: Ich bin's, ich bin's, haben Sie keine Angst! Ich fühle das Bedürfnis, ein wenig zu gehen. (Pause.) — Aber ich setze mich schon wieder — ich sehe nicht, wohin ich gehe.

(Pause.)

Der Großvater: Ich möchte wo anders sein!
Die Tochter: Wohin möchtet Ihr gehen, Großvater?
Der Großvater: Ich weiß nicht — wohin — in ein anderes Zimmer, irgendwohin — irgendwohin . . . ,

Der Vater: Wohin könnten wir gehen?

Der Onkel: Es ist zu spät, anderswohin zu gehen.

(Pause. Alle sitzen unbeweglich um den Tisch herum.)

Der Großvater: Was höre ich, Ursula?

Die Tochter: Nichts, Großvater; es sind Blätter, die fallen. Ja, es sind Blätter, die auf die Terrasse fallen.

Der Großvater: Geh das Fenster schließen, Ursula!

Die Tochter: Ja, Großvater!

(Sie schließt das Fenster und kehrt dann an ihren Platz zurück.)

Der Großvater: Mir ist kalt! (Pause. Die drei Schwestern umarmen sich.) Was höre ich jetzt?

Der Vater: Die drei Schwestern umarmen sich.

Der Onkel: Mir kommt vor, daß sie heute Abend sehr bleich sind.

(Pause.)

Der Großvater: Was hör ich jetzt, Ursula?

Die Tochter: Nichts, Großvater, ich habe die Hände gefaltet.

(Pause.)

Der Großvater: Was hör ich, was hör ich, Ursula?

Die Tochter: Ich weiß nicht, Großvater; vielleicht sind es die Schwestern, die ein wenig zittern.

Der Großvater: Ich fürchte mich auch, Kinder!

(Ein Mondstrahl fällt durch einen Winkel der Scheiben und verbreitet hier und dort ein seltsames, eigentümliches Licht im Zimmer. Es schlägt Mitternacht. Beim letzten Schlag ist es, als ob einige ein sehr leises Geräusch hörten, wie wenn jemand eilig aufsteht.)

Der Großvater (zusammenfahrend, vom Schauer gepackt): Wer ist aufgestanden?

Der Onkel: Man ist nicht aufgestanden.

Der Vater: Ich bin nicht aufgestanden!

Die drei Töchter: Ich auch nicht! — Ich auch nicht! — Ich auch nicht.

Der Großvater: Jemand ist da, der vom Tische aufgestanden ist.

Der Onkel: Zündet das Licht an!

(Hier hört man plötzlich den entsetzensvollen Schrei eines Kindes im Zimmer rechts; das Schreien, immer mehr vom Schreck gesteigert, dauert fort bis zum Ende der Szene.)

Der Vater: Hört doch! Das Kind!

Der Onkel: Es hat noch nie geweint!

Der Vater: Wir müssen nachsehen. —

Der Großvater: Licht! Licht!

(Man hört mit raschen und leisen Schritten im Zimmer drüben laufen. — Dann Totenstille. — Alle horchen in stummem Entsetzen, bis die Thüre des Zimmers langsam

aufgeht; die Helle daraus strömt in den Saal, die **barmherzige Schwester** erscheint auf der Schwelle, in ihren schwarzen Kleidern und verneigt sich, das Kreuz schlagend, als Zeichen, daß die Frau gestorben ist. Alle verstehen und, nach einem Augenblick der Unentschlossenheit und des Grauens, treten sie schweigend ins Sterbezimmer. An der Schwelle tritt der Onkel höflich zurück, um die Töchter eintreten zu lassen. Der Blinde, allein gelassen, steht auf und bewegt sich, tappend in der Finsternis, um den Tisch.)

Der Großvater: Wohin geht Ihr? — Wohin geht Ihr? — Sie haben mich ganz allein gelassen!

Ende.



Nicht zu gebrauchen!

Seelendrama von Peter Merwin.

(Magdeburg.)

I.

Schon wieder mach' ich nun vom Wandern Rast
Auf meines jungen Daseins Pilgerfahrt, —
Wann du ein Ende wohl, du Wandern, hast? —
Dasselbe Elend stets! — von andrer Art
Nur fühlt die Rohheit dieser Chefs sich an,
Ach, gegen ihren „unsern jungen Mann“.
Auch hier, ich spür's, ist kurz mein Aufenthalt,
Auch diese Stelle hier verlass' ich bald, —
Wo ist die nächste? — ja, ich weiß schon, wo:
Ja, deine nächste Stell' ist deine letzte;
Dort, junge Seele, jüngst noch lebensfroh,
Wirst du, — noch schwarz gelockt, — der abgehetzte,
Der allerärmste aller weißen Sklaven,
Ausschlafen — lange — süß; o, schlafen! schlafen! — —

Schon wieder tauchen solche qualm'gen Kerzen,
In fremder Stadt, in ihren düstern Flimmer
Mich junges Blut mit einem vollen Herzen,
Der Heimat fern, in einem öden Zimmer,
Mein Weh in Wehmutsdämmerschein begrabend. — —
Das also ist der erste Feierabend
Im neu'n Geschäfte nach dem ersten Tagwerk. — —

Wie, Feierabend? nein, zur Feier
Hebt jetzt die Nacht schon ihre Schleier:
Da eben hämmert neun der Wanduhr Schlagwerk.
Wenn salb sich Mondschein lagert auf den Dächern —,
Die Fledermäus' enthuschen ihren Löchern —,
Auf ausgestorbenem Gehöft
Der Hofhund schaurig kläfft,
Und wenn die Grille zirpt im Säuselschilfe:
Dann, daseinsmüde, schleicht aus dem Geschäft
Der Hörige, der Handelungsgehülfe. —
Die nächsten Stunden stehl' ich jetzt dem Schlafe,
Den ich, der Arbeit kraftbedürft'ger Sklave
So nötig habe, daß er wieder stärke
Mich zu dem öden nächsten Tagewerke
Von acht Uhr früh bis gegen Neune zu
Mit anderthalben Stunden Mittagsruh.

Doch scheuchen Herzeleid und Sorg' und Kummer
Mir von der Seele weg den süßen Schlummer;
Denn vielgestaltig mir vor Augen schwanken
Im qualm'gen Kerzendämmer die Gedanken.

Der Chef will mir nicht fort von vor den Augen. —
Vorm Magen solch geschmacklos Goldgebummel,
So seh ich vor mir ihn behaglich sangen
An einem schmierigen Cigarrenstummel,
Der lange nicht mehr brennt vor lauter Lauge:
Mit dem in seines Mundes rechten Winkel,
So näselt er, Kopf hoch vor blödem Dünkel,
Uns an mit stolz verkniff'nem Augenzwinkeln
Von unterm Klemmer auf der Nasenspitze; —
Daß sie ihm seine frühe Glatze schütze,
Hat er im Geh'n und Stehen auf die Mütze;
Sein englisch gelber Backenbart ist spärlich,
Als ward dem Acker Mäusefraß gefährlich.
Nicht anders näselt uns der Fürchterliche,
Als mit den Händen in den Hosentaschen,
Uns, seinen Sklaven, zu die Göttersprüche,
Die ahnungsvoll wir suchen zu erhaschen —,
Ja, oder stochernd in den faul'gen Zähnen,
Mundsperrend zu solch' unverhängtem Gähnen,
Daß man ihm weit hineinschaut, wie dem Drachen,
Der nach dem Reiter schnappt mit weitem Rachen.
Er näselt uns, sein „Arbeitsrindviehzeug",
Nicht anders an als nur mit „ihr" und „euch".
Und doch —, der Bube, roh so gottessträflich, —
Wie ist er gegen Kunden überhöflich,
Wie biegt er da und schmiegt sich! — ja, und doch —
Da schlängelt er sich in ein Mauseloch;
Anständig kann er sein: nur ist zu gut
Für seine Hörigen das liebe Gut:
„Ha, gegen euch, mein Viehzeug, stumm und dumm,
Kann ich mir Rohheit leisten —, major sum —!"

Die Russin badet nackt vor ihren „Seelen":
Vor ihr fehlt ihnen die Geschlechtserkenntnis:
So muß auch uns modernen Sklaven fehlen
Für unsrer Chefs Gemeinheit das Verständnis. —

Ach, und das Elend: da ist auch solch alter
Grauköpf'ger, fünfzigjähr'ger Stamm-Buchhalter,
Auch der ist noch solch „unser junger Mann" —,
O Elendswurm! O Hungermann
Mit fünfzehnhundert Mark und Weib —, fünf Kinder,
Ja, oder mehr noch, und Gehalt noch minder!
Wie tritt das Ungeheuer diesen Armen
Mit Füßen —, Steine könnt's erbarmen!
„Aus dem Geschäft — fort! Ochse! Esel!"
So geht's in einem fort mit dem Genäsel;
Ja, — und was soll er machen, dieser Tropf?
Wer nähm' ihn wieder mit dem grauen Kopf?
Will er mit Weib und Kind nicht auf die Gassen,
Dann muß er sich den Schimpf gefallen lassen —.
Und, ach, ein solches Elendswurm auf Erden,
Dem's schlechter noch ergeht, als Droschkenpferden,
Hab' ich die Aussicht, auch dereinst zu werden, — —

Wenn ich sie habe —, wenn das Glück mir günstig —,
Wenn ich solch' schöne Stell' einst habe —, solche,
Ersleht von tausend Stellenlosen — brünstig! —
Wenn ich nicht auch, ein Strolch gleich andern Strolchen,
Brach viele Jahre, Sommer, Winter brach,
Im Freien nächt'ge einst bei Unk' und Molchen —,
Wenn meines Jammerdaseins Weh und Ach
Sich weiterspinnt in kläglichem Gewebe
Zu grauen Haaren, — — — wenn ich das erlebe! —

Doch das erleb' ich nicht: in braunen Haaren
Werd' ich, — das weiß ich, ja! — von hinnen fahren:
Das ist mein Amulet, das ist mein Trost
Vor all dem Weh, womit du, Zukunft, droh'st;
Derweil die Zähn' zusammenbeißen, heißt es:
Bei all der Bosheit dieses Schachergeistes!
„Zu End' geht's doch!" mit dem Gedanken zwing' ich
Mein Herz zu kaltem Puls' und immer kälterm:
Was sich zu tragen zwingen läßt, erzwing' ich —
Nur euch zu Liebe, meine lieben Eltern! — —
Wie bracht' an diesem ersten Tage schon
Für meine zwei Mark zwanzig Tagelohn
Mein Blut zum Sieden dieses Unholds Hohn:
Er schaut mir zu beim Schreiben, vorgebeugt,
Und mit dem dicken Finger streicht
Er mir die Schrift aus, noch von Tinte feucht;
Und zwischen Mundaufreißens heißem Odem
Und Zähnestocherns fäulnisschwangerm Brodem
Genäselt kommt's: „Die Sauerei! — die Klexe! —
Volksschüler sind mir lieber — —, diese Sechse! — — —
Eh'r zu gebrauchen noch als solch' hochnas'gen
Schmierfinken von Primanern der Gymnasien;
Wär's nicht zu schade um die edle Strazze,
Ich schlüg' sie Euch um Eure Eselsfratze!" — — —
Wie Rheinwein sie in schmutzigen Behältern —,
Will Hochsinn ich mir in Gemeinheit keltern:
Die Schande schluck' ich würgend, —
Ach, geht es nur noch irgend, —
Hinab zu Liebe meiner lieben Eltern; — — —
Da sitzen sie, — Papa mit kurzem Pfeifchen
Sieht nach voll Andacht dort den Wolkenstreifchen,
Lieb Mama näht an einem neuen Hemde
Für ihren Herzensjungen in der Fremde:
„Was macht er jetzt? ob er auch an uns denkt? —
Ach, wieder eine Stelle! — Hoffnungsschimmer!
Doch endlich — doch! — wenn Gott es gnädig lenkt,
Arbeitet er sich ein und bleibt für immer:
Vorüber ist die Prüfungszeit, die harte, — —
Wir haben von ihm morgen eine Karte." — —
Ja, wüßtet ihr, wie euer armes Kind,
Worüber ihr gebreitet habt die Hände
Vor jedem Sturm, vor jedem leisen Wind,
Wie über'm Wachslicht außen der vier Wände:
Wie der sich ärger schinden muß und placken
Als solch ein Droschkengaul, dreiviertel blinder, —
Wie's hergeht über ihn mit Stiefelhacken
Von solchem schacherischen Menschenschinder, —
Wenn ihr das wüßtet, meine Lieben, Guten:
Dann würde euer Herz vor Weh verbluten, — — —
Und daß ihr das nicht wißt, das ist so besser:
Ich lege vor den Mund mir sieben Schlösser,
Daß nicht mein Weh sein furchtbar Schrei'n erhebe:
Erfahren sollt ihr nichts, — — — so lang' ich lebe. — — —
'ne Stelle, wo sich bleiben läßt, solch' seine? —
Die ich jetzt habe, ist noch nicht so eine, —
Jedoch in Aussicht —, ja, mit fürchterlicher
Gewißheit hab' ich die: sie ist mir sicher! — — —

Hätt' ich nur erst geschrieben diese Karte,
Von meinen Lieben sehnsuchtsvoll erharrte!
„Gut angekommen! — auch der Chef ist gut.
Es wird noch Alles, faßt nur guten Mut."
So schwarz auf weiß soll ich noch Hoffnung lügen,
Und doch schon liegt sie in den letzten Zügen, — —

Nein, heute — heute Abend kann ich's nicht, —
Mein Weh — heut aus dem Herzen bann' ich's nicht. — —
Ist gar kein Trost? — Ah, komm', du treue Flöte:
Ja, zaubr' ein klingend Stückchen Morgenröte
Mir in das Düster meiner Daseinsnöte, —
Ein Veilchen nur: wenn du es auch verschönst
So lange nur, als du voll Wehmut tönst! —
Jedoch dann werd' ich weinen —, könnt' ich's nur!
Du Tau, erfrische die verdorrte Flur — —
O könnt'st du weinen, arme Kreatur!
Die thränenreiche Wehmut ist Verzweiflung
Im heil'gen Heilprozesse der Zerträuflung. —
So komm, du Flöte! — — — nein, ich kann nicht spielen:
Mißtönig aus dem Herzen quillt das Fühlen,
Nicht willig ist die Lippe zu Musendiensten;
Das Elend ist nicht aufgelegt zu Künsten:
Es läßt die Schwermut wohl in guten Tagen
Spiel mit sich treiben vom Behagen,
Jedoch läßt ernstlich Weh sich nicht verhöhnen,
Nachahmer nur zu sein von Wehmutstönen:
Eh' ließ es noch durch fremdes, wahrhaft Stöhnen,
Als durch solch' künstlich schön geweinte Thränen,
Mit seinem harten Schicksal sich versöhnen — — —
Fort — in den Winkel, Flöte: die du schienst
Mir treue Freundin in den guten Tagen,
Du scheust dich auch nicht, jetzo mir den Dienst,
Da ich solch' Elendswurm bin, aufzusagen;
Elende, wir im Schauer-Daseinskampfe
Mit seinem still unheimlichen Gestampfe,
Wir müssen sacht und sachte uns gewöhnen,
Die Lust an allem Überflüss'gen, Schönen,
An Licht und Luft, erwerbsunnützen Scherzen,
An Spiel und Menschheit — aus dem öden Herzen —,
Die Lust am ganzen Dasein auszumerzen. — —
Was waren das für andre — Götterzeiten:
Ich liege auf dem Sopha, — es entgleiten
Der Flöte Wogen süßer Lust,
Und es entflutet meiner Brust
Die Seele mit in andre Erdenweiten,
Auf Tönen schwärmt sie in gewes'ne Zeiten;
Und in dem trauten Dämmerstübchen lauschen
Lieb Mütterchen und Väterchen dem Rauschen,
Dem Flüstern, Hüpfen dieser Toneswogen; —
Weltfern ist ihre Seel' auch mitgezogen:
Dem Papa ist die Pfeife ausgegangen,
Entseelt hat er sie noch im Munde hangen,
Der Mama ruh'n, in seligem Entzücken,
Die Händ' im Schoß vom ew'gen Strümpfestricken; —
Das Spiel ist aus — —, die Tonflut ist verklungen —,
Erwachend ruft Mama: „Solch' lieben Jungen!" — —
Der Sandmann kommt —, Schlaf fühlt' ich in den Augen; —
Zu Bett! — Du lieber Gast, ich halt dich fest:
Voll Seligkeit soll sich die Seele saugen — —,
Zu Bett! — nun fei'r' ich Nichtseins herrlich Fest.
Dem Elend, Himmel, schenk' den Schlaf nun traumlos,
Schenk' mir ein Stückchen Dasein, — zeit- und raumlos.
O Segen: Eins noch giebt es, das uns rette,
Uns arme Proletarier der Feder,
Uns ärmste aller armen Lebenskämpfer
Wir haben für den Wahnsinn daseinsöder Verzweiflung selber in der Hand den Dämpfer:
Den ew'gen Schlaf. — — Ha, gründlich auszuschlafen
Vom Daseinsfluch des armen weißen Sklaven!

II.

„So dreh dich im Kreise — so dreh dich herum
Bei Fidelbum, Fidelbei, Fidelbeidum!"

Noch spukt im Kopfe mir die Klageweise
Der Klarinett', des Basses tief Gebrumm —
Dreht sich im Walzertakt um mich im Kreise
Die grüne Welt —, dreh' ich mich drin herum;
Das schlanke Mädel mit den blonden Zöpfen
Noch fühle ich an meine Brust sich schmiegen.
Von meiner Lust muß ich erst Atem schöpfen
Bei einem Glase — —, Kellner, ein Glas Bier, —
Noch eins! ich glaube, es ist Nummer vier.
Wie unverhofft, wie ungerufen brach
An diesem freien Sonntagnachmittag
Herein in meines Daseins Weh und Ach
Dies Wonnestündchen, — träumt mir? bin ich wach? —
Im Saale schillert Frauenflor und Flitter:
Es plaudern, lächeln ehrsam ernste Mütter,
Und unter Kleider-Rascheln und Geknitter
Wie lachen, kichern ihre flüggen Küchlein
Laut auf und heimlich hinterm duft'gen Tüchlein:

Vor allen andern strahlte *sie* heraus,
Wie eine Ros' aus einem Blätterstrauß;
Und als zum Tanz die Flöte lockend klagt,
Die Geige girrt, „hm! hm!" Baß dazu sagt:
Da hab' auch ich es keck gewagt —,
Was wagt nicht alles solch' ein toter Mann! —
Der schlanken Maid bot ich ein Tänzchen an:
Des Mädels Wang' ist purpurrot erglommen,
Die Mutter hat es freundlich aufgenommen.
Nun drehten im Kreis' wir uns wirbelnd herum,
Sie an die Brust mir dicht gelehnt das Köpfchen:
Wie flogen ihre blonden Zöpfchen
Zum Fideldum, Fideldei, Fideldeidum!
Und nachher hab' ich in der Kaffeepause
Keck Vortrag über allerlei gehalten,
Was hier auf Erden und im Weltraum hause,
Und über jetz'ge Zeiten und die alten:
Da schwieg das Kichern, Rascheln und Gezause,
Still lauschten mir die Jungen und die Alten;
Ich hab' ihr Wort: ich bringe sie nach Hause,
Ich liebenswürd'ger Tausendschwerenöter, —
Wie ward darob das Mädel rot und röter!
Jetzt ist hinaus der ganze Schwarm,
Sie mit den andern Mädels Arm in Arm,
Um Feld und Garten draußen zu beschauen;
Mich hat erwählt das allgemein' Vertrauen,
Derweil die Stühle und die Sachen
Als cavalier servente zu bewachen:
Dahin hast du es einmal noch gebracht,
Verlor'ner, dem schon gähnt die ew'ge Nacht!
O Kind, du mit verschämtem Liebesblick,
Wie träumst du jetzt von künft'gem Liebesglück; —
Und der, von dem du liebeflammend schwärmst,
Der sieht sich selber schon, der Ärmst',
Mit dem Revolver in der Hand —
Ach, gegen seine eig'ne Brust gespannt.
Du holdes Kind, siehst du's mir nimmer an,
Das gottverfluchte „unser junger Mann"?
Erkennst nicht zwischen diesen Brau'n das Brandmal
Der weißen Sklaverei —, nicht dieses Schandmal,
Ach, von den Nägeln an den Stiefelsohlen
Des Kaufmannschefs? Ha, gäb's noch einen Schandpfahl:
Er müßte dran!

Kam ich *doch* wieder bei dem daseinskranken
Gegrübel an, — bei diesen Nachtgedanken?
Ich *will* doch diesen Sonntagnachmittag,
Deß Abendrot herein noch einmal brach
In dieses Dasein, öde, sandig, flach, —
Noch feiern wie ein Kind des Paradieses,
Als ob's kein schön'res Dasein gäb' als dieses:
Das sonn'ge *Heute* fei'r' ich, — ob die Raben
Sich *morgen* auch an meiner Leiche laden. — — —

Ein Glas noch, Kellner! — sei es auch das fünfte,
Verjubl' ich, hei, auch meine Staatseinkünfte!
In brauner Flut ersäuf' ich meine Qual:
Ersäuf' ich dich, Kontor, dich düstres Loch,
Wohin nicht Mondschein dringt noch Sonnenstrahl, —
Auf Erden giebt es wohl kein wüstres Loch.
Mit seinen schmier'gen Tischen, Pult an Pult,
Vorüber dicht gebeugt mit Lammsgeduld
Solch „unser junger Mann" sein Dasein kläglich
Abwürgt für zwei Mark zwanzig täglich,
Um von solch' schönstem Posten hier auf Erden
Hals über Kopf bald fortgejagt zu werden. — — —
Dir Chef, — daß dich der Teufel holt: dies Glas!
Du Malefizgesicht von Schachergeist,
Ersaufe, Tier, in diesem braunen Naß! — —
Das war das fünfte Glas; — he, Portemonnaie,
Wieviel noch bist du willens herzugeben?
Im Portemonnaie steckt unser Glück und Weh,
Steckt unsre Stimmung, unser ganzes Leben. —
Nur noch zwei Mark —, nur noch?
Hast, Portemonnaie, du irgendwo ein Loch?
Ja, oder ob sich irgend was verkroch?
Mit hergebracht doch hab' ich ihrer sieben, —
Wo sind die andern fünfe nun geblieben? —
Als flotter junger Kaufmann freigehalten
Hab' ich die Jungen und die lieben Alten:
Davon bekam dein praller Bauch die Falten.
An Einem flotten Sonntagnachmittag
Hab' ich mit Einem Male ausgegeben,
Wovon ich Leichtfuß so mit Ach und Krach
'ne ganze Woche sollte leben.
Das kommt davon, wenn siebenspännig
Fährt solch' ein „unser junger Mann",
Der kaum einspännig fahren kann. —
Das war der letzte Mutterpfennig;
Bekomm' ich mein Gehalt nicht, hat's geschnappt: —
Wenn ich's bekäm', dann hätt' ich Glück gehabt;
Ich merke schon die Absicht dieses Wichts:
„Du thatst mir so und soviel Schaden,
Womit dein Conto ward beladen:
Von deinem Lohn mein Schaden, — da bleibt nichts." —
Doch meinethalb behält sein Geld der Schuft:
Hab' ich's —, ob nicht: zuletzt kommt doch die Gruft. —
Schief sind die Hacken und entzwei die Sohlen —,
Wovon sie machen lassen? — Nun, die alten,
Gichtbrüch'gen Dinger: wie mein Atemholen,
So lange werden sie denn doch noch halten: —
Du altes Lied mit ewig gleichem Leiern
Hier unter'm Schädeldach, sei still, sei still!
Vergessen will ich, ja, ich will!
In brauner Flut will ich mein ganzes Denken
Samt der verfluchten Grübelei ertränken,
Vergessen trink' ich mir, — Vergessen,
Daß Monde, — Wochen mir noch zugemessen, —
Ein Glas noch, Kellner! — das ist Nummer acht —,
Ja, oder sechs? — ich weiß nicht, was es macht,
Und — —
Das Bübchen, — sieh! — in seinem Gartenfleckchen,
Dem selbstgeschaff'nen, pflanzt als Bäume Stöckchen, —
's ist guter Leute Kind: dies Höschen —, Röckchen — —
O Gott, einst war ich auch solch' herzig Knäbchen,
Baut' auch mir meine Welt aus Sand, solch' Gärtchen;
Die Bäume drin, das waren Zweig' und Stäbchen;
Ich baut' mit Gräben, Wall und Ausfallpförtchen
Aus Sand und Erde mir solch' stolze Burg

Und führte aus der Plump' ein Flüßchen durch;
Ich hätt' dabei in Weitversunkenheit, —
Sagt Mama — immer vor mich hin lallei't;
Aus schnitt ich mir Papier-Theaterpuppen,
Ließ schön sie reden in verworr'nen Gruppen;
Aus vielen Schachteln meine Bleisoldaten
Ließ ich verrichten nie erhörte Thaten;
Noch seh' ich mich in Kittel, Höschen kurz,
In Stiefelchen, Barett und Lederschurz;
Die Leute, sagt Mama, sind vor dem lieben,
Niedlichen Bübchen alle steh'n geblieben. —
Dann kam die Zeit —, o göttliches Geschmöker:
Geschichten aus dem Altertum von Becker, —
Der Lederstrumpf, — der Robinson von Campe;
Gestreckt aufs Sopha — stolzester Quartaner —:
Dies herrlich Schwärmen bei der Abendlampe
Mit Falkenaug', — dem letzten Mohikaner, —
Mit Robinson auf seiner wüsten Insel
Und mit Ulyss' bei Polyphem, dem Pinsel! —
Doch keine Fabel ist die Seligkeit:
Sie spiegelt aus altfränkisch gläub'ger Zeit
Sich heute noch zurück für jeden
Herein in düster schwarze Daseinsöden;
Ja, heute giebt's den Himmel noch auf Erden:
„Wollt, Menschen, ihr das Himmelreich,
Dann müsset ihr wie diese werden, —
Dann werdet diesen Kindern gleich.“ —
Nur schade, daß der Traum der Seligkeit
Nicht ewig währt, — daß er vom sonn'gen Heut
Bis morgen früh verdammt ist zum Verwelken, —
Wie vor mir dort die Farbenpracht der Nelken. —
Ach, in der Kaufmannslehre schlug mein Stündlein
Mir, flottem Burschen, ehmals heiter'm Kindlein.
Ich, auch einst glücklich, selig gleich den Vögeln,
Die frei dort unter'm Himmelsdache segeln:
Jetzt, ach! nach allen Menschenschinder-Regeln
Gezeichnet von 'nes Buben Stiefelnägeln, —
Verkauft mit Leib und Seele solcher ränd'gen
Kramseele, deren Augen schon beleid'gen. —
Weh, hier in meinem Herzen dies Gebohre!
Könnt' ich doch weinen — Blut aus jeder Pore,
Und, also weinend, sterben!
Daß ich, so jung in Daseins Sumpf und Moore,
Schon die Erkenntnis muß erwerben
Des Schauerspruchs: nessun maggior dolore — —.
Auch zwischen deinen Brau'n in klarer Schrift
Zu lesen steht, du Büblein froh und munter:
Du — du lebst auch nicht lange, dich auch trifft
Frühsterben, — gehst im Daseinskampf auch unter — —
Wo ist der Kellner, daß — —

Horch! spielt von fern da nicht ein Orgeldreher?
Jetzt schweigt's; — horch! anders klingend kommt es näher:
Das ist romantisch span'sches Saitenschwirren, — —
Horch! jetzt hervor sich drängt Maultrommelschnarren, —
Da! — schüchtern hören läßt sich Flötengirren, — —
Mißtönig hör' ich jetzo Kinderknarren —
Und jetzt — o weh! — blechern Topfdeckelklirren, —
Von Weibern lachend Kreischen, und dazwischen
Hör' ich sich Kinderstimmen jauchzend mischen. —
„Trapp! trapp! trapp! trapp!“ zu zweien und zu dreien —
Das ist nach Taktschritt Massenlust in Reihen:

Dies lust'ge Stückchen Leben, — ich will wetten! —
Ist keine Menschheit in Papiermanschetten. — — —
Da sind sie ja: bei Gott! mit Kind und Kegel
Ein glücklich Völkchen höchst fideler Vögel:
Voran dem Zug ein Paar erst mit Guitarren, —
Da! mit papiernen Brillen, falschen Nasen,
Etwelche machen die hanswurst'gen Narren,
Die auf Geäst und Stöcken lieblich blasen, — —
Da schwankt einher auf einem Hundekarren
Des Völkerzuges Heiligtum: das Bierfaß,
Rechts lieblich ein Tenor, und links ein Bierbaß:
Das Weibsvolk folgt nach mit Kinderwagen;
Und Jungens, die die Stullen tragen,
Marschieren mit dem Mannsvolk wacker fürbaß;
Man merkt's an ihrem blanken Sonntagsputz:
's ist Menschheit, Wochentags in Ruß und Schmutz:
Es ist der Mann vom dritten Feiertag,
Der feiert seinen Sonntagnachmittag. —
Bei dieser Lust am Blödsinn und Geklimper
Da ist kein widerlich Gethu, Gezimper
Von solch' vornehm-halbbatz'gem Volk —,
Solch' mondentfallen-bettelpatz'gem Volk:
Frisch aus dem Herzen ist das ein Gejubel,
Nicht feil für Mille Thaler, Franks und Rubel. —
Beim Anschau'n dieser hellen Lust in Masse
Ist's, als ob mich auch Lust zur Lust erfasse, —
Als ob mein Herz in gleichem Schritt und Tritt
Marschiere pulsend nach dem tollen Takt:
Gern jauchzt' ich in dem wilden Jubel mit, —
Ich fühl's, wie mich das Dschingderassah packt. — —
Doch, weh! was seh' ich da bei Mann und Weibe:
Ihr tragt ja alle, alle rote Schleifen, — —
O hütet euch! — bei Leibe
Laßt von der Polizei euch ja nicht greifen! —
Und was sich irgend schnäuzen will im Zug,
Das zieht hervor ein rotes Taschentuch.
„Laßt jedem Thierchen,"
Zwar heißt es, „sein Plaisirchen," —
So laßt auch diesem lust'gen Menschenzuge
Das Späßchen mit dem roten Taschentuche —,
Doch lieber ließet ihr die Kinderei:
An Staatsumsturz denkt gleich die Polizei, —
Vom Stock macht los die rote Schnupftuchfahne! — —

Nun, lust'ge Proletarier-Karawane,
Bist du vorüber —, wie ein Traum verschwamm
Der letzte Klang des greulichen Tamtam. —
Mein Herz zieht mit euch, Brüder-Proletarier —,
Ja, Brüder sind wir, sind solch' blütenpaar'ger,
Gleich-sommerlicher Wuchs auf *einem* Stiel,
Und doch von der Natur ein ungleich Spiel:
Ein Frost befiel uns beide: wohl und munter
Kamt *ihr* davon, — *wir* gingen daran unter: —
Zwei Brüder: ja, wovon in Schmach und Gram
Der eine sank — —, empor der andre kam — —.
Euch Brüder-Proletariern von der Faust,
In Jacke, Bluse, Schurz, das Haar zerzaust,
Gelungen ist's, euch aus dem Sumpf zu retten:
Wir Proletarier mit Papiermanschetten,
Wir sitzen tiefer drin —, viel schlimmer
Als jemals — ohne jeden Hoffnungsschimmer. —
Wie wenn wo einfällt eines Hauses Wand
Von Sturmes- oder Feuerrosses Stoß,
Und all' der kleine Wirtschaftskram und Tand
Und das Familienleben liegt dann bloß,

So daß davor hält auf der Straße Stand,
Mit Fingern hinzeigt Alles — Klein und Groß:
So lag von jeher vor der Weltgeschichte
Das Elend bloß der letzten Menschheitsschichte.
Ihr schrie't hinaus eu'r Elend in die Welt
So lange, bis die Weltgeschichtstrompete
Zurück es dröhnend über'n Erdball gellt:
„Arbeiterfrage!“ „Proletariernöte!“
Ins Ohr dem Bürger und den Herr'n bei Hofe:
Es ist jetzt ihre eine einz'ge Strophe.
Wie wird euch jetzt von Groß und Klein geschmeichelt,
Wohlwollen euch von Groß und Klein geheuchelt,
Wie werdet ihr gestrichen und gestreichelt!
Wohlwollen? — nimmer! — nein, es ist die Furcht,
Die ihre Wangen bleicht, die Stirnen furcht —
Vor euch, ihr Proletarier von der Faust:
Daß die auch unrecht einmal niedersaust:
Die Faust, die gut ist, um davon zu leben,
Könnt's auch mal sein, um sie zum Kampf zu heben. — —
Ja, Menschheit euch — urwüchsiger, strubhaar'ger —
Euch geht es gut, ihr Brüder-Proletarier!
Uns Proletarier in Papiermanschetten —
Wollt' uns das Schicksal halb so gut nur betten!
Wir Proletarier in papiernen Kragen,
Wir müssen ganz im stillen unser Weh —
Noch weit unsäglicher als eures — tragen
Und es verstecken unter Lack, Glacé.
Ob tausendweis in Weh und Ach
Wir untergehn: es kräht kein Hahn danach.
Wir armen Proletarier von der Feder, —
Zu stillem Waldplatz schleicht für sich ein jeder:
Ein Krach —, ein Blitzen —, in der Stirn das Blei, —
Mit einem Daseinsjammer ist's vorbei! — — —
Ein fressend Kapital, — der Eltern Not, —
Gehn wir noch als solch' langer Schlagetod
Mit einem Bart am Kinn auf Schulen, —
Und dann ist's mit dem eig'nen Brot
Erst recht noch nichts:
Ihr geht zum Geldverdienen an die Spulen,
Noch kaum des Konfirmandenunterrichts,
Euch aufgezwung'ner Tugendlehr' entsprungen:
Ihr könnt nichts, wißt nichts, schafft schon Geld als Jungen.
Ja, Männer ihr der Faust, zum Schlag geballter! — —
Wer hätte Angst vor unserm Federhalter! —
Herrgott! wär' ich, statt solch ein Lump der Feder,
Arbeiter in der Blus', — im Schurz, im Leder,
Und solch ein räud'ger Hund
Thät nur zum Schimpfen auf den Mund:
Wie schlüg' ich den mit Fäusten in den Grund!
Doch dulden muß solch Federfuchs — und schweigen:
Arbeiter dürfen Ehrgefühl bloß zeigen. — —
Wie seltsam: nicht ein blutsverwandtes Fleckchen
Ist eurer und der unsern Seele eigen:
Dort trennt uns Blus' und hier modernes Röckchen, —
Dort in der Hand die Kell' und hier das Stöckchen,
Hier seine Schmiegungen und dort die eck'gen; —
Und doch pocht euerm unser Herz entgegen:
Wir wünschen euerm Ringen brünstig Segen —
Nicht eurethalben, — nein, nur unsretwegen:
Vielleicht, daß auch für uns was davon abfällt, — —
Ja, wer's erlebt!
Wem nicht zu spät herniederschwebt
Der Segen, und ihm auf ein frühes Grab fällt!
Ja, dieser Segen! — Herr, wie herzlich gerne
Säh' ich all diese menschenschind'risch räud'gen,
Geschwoll'nen Kaufmannschefs an der Laterne, —
Ha, diese Schacherseelen, ruppig schneid'gen,
Die statt der Herzen unter weißen Westen

Nur Schlüssel tragen zu den Feuerfesten!
Und meinen Jetz'gen —, dich säh' ich zumal,
Ach, gar zu gerne am Laternenpfahl:
Ich zöge mit am Strick, — an höchster Pappel,
Du Hund, säh' ich am liebsten dein Gezappel,
Ihn — — —, Federfuchs, ach, dein ohnmächt'ges Schimpfen,
Was kann das dir, du armer Schwächling, helfen? — — —

Sieh da! heim kommen meine alten Nymphen
Samt ihrem duft'gen Schwarm von jungen Elfen, —
Und siehe, da ist Meine,
Die allerliebste, blondgezopfte Kleine!
Dies Kind mit seiner Augen Flimmerzauber, —
Das wär so was! zu diesem Trippeltäubchen
Fürs Leben sein der girrend starke Tauber, —
Das Hähnchen sein zu diesem schlanken Weibchen! —
Auf diesen Zöpfen solch ein Morgenhäubchen, —
Mit ihr vereint zu bau'n solch hübschig Nestchen —!
Das wär so was fürs Leben! — Leben? — Ach! —
Vielleicht von Monden noch solch schäbig Restchen, —
Von Wochen noch — — vielleicht vom andern Tag
Solch unverkäuflich Ladenhüter-Pöstchen! — — —

Schon wieder da, ihr alten Spukgestalten:
Mein eig'nes Schauerbild? ihr Schacherbestien? —
Doch heute noch sollt ihr mir Frieden halten —,
He, Kellner, noch ein Glas!
Heut schlürf' ich noch das Dasein frisch vom Faß:
Du, Schwermut, sollst mir nicht mit Ihr das Walzen,
Das jetzo losgeht —, nicht die Lust versalzen. — — —
Die Welt ist ja so herrlich; sie umfangen
Hier möcht' ich gleich in glühendem Verlangen, —
Und, ach! ich bin ja noch so jung: es dehnen —
Es schmiegen schwellend sich noch meine Sehnen,
Sie halten bis zu Alters grauem Dämmern — — —
Sie hielten, wenn nicht — —, muß, muß es denn sein? —
Wenn in des Herzens allzu muntres Hämmern
Aus meiner eig'nen Hand nicht dröhnt: „Halt ein!"
Muß es denn sein? — so jung! — ich könnte weinen!
O Gott! (vielleicht ja giebt es doch noch einen):
Zeig einen Rettungsweg: seh' ich auch keinen,
So siehst doch du aus deinem Himmel welche:
Erlaß mir, Gott, den Trank aus diesem Kelche!

III.

Elf! — Zwölf! — so trifft der mitternächt'ge Schlag
Nach Schlaf mich ringend noch; mich fand im Bette
Der Zehn- — der Elfuhrschlag schon wach, und wach
Verlechzt nach Schlaf, den ich so nötig hätte.
„Schlaf ein!" „schlaf zu!" „schlaf schnell! — nicht so gemach!"
So ist, als pochte hörbar mir das Blut:
Vergeude nicht den Schlaf, das liebe Gut!" —
Aufrührerisch arbeiten meine Nerven!
Die Tagesdinge seh ich Schatten werfen;
Es spukt vor mir der jüngst verblich'ne Tag
Mit seiner alten, immer neuen Schmach,
Die über mich herein von Lippen brach,
Die da verflucht sei'n! — bald, — bald kommt der Krach!
„Ihr könnt mir nicht bezahlen all den Schaden,
Den ihr mir thut; ich hab' ihn auszubaden;
Das nächste Mal, ihr Ochsen ihr am Pult,
Seid ihr hinausgeworfen ohne Gnaden!" —
Und wie die Sonne war ich ohne Schuld!

Um euch nur, liebe Eltern, schweig ich still
Und trag's noch die paar Tage mit Geduld.
Wohl weiß ich, wo hinaus der Bube will:
Für diese flotte Zeit zum Lückenbüßer
Bin ich genommen, — Wochen sechs bis acht;
Sind die vorbei, dann kann ich wieder schießen:
So war's, eh' ich schon ankam, abgemacht,
Entlassung abgemacht ist ohne künd'gen
Bis hier von diesem Schlaukopf, dem ausbünd'gen.
Jetzt, ohne mir erst was am Zeug zu flicken,
Hätt' er das Recht, auch so mich fortzuschicken.
Doch jetzt nun kommt's drauf an,
Um das Gehalt für „unsern jungen Mann"
Mit Ehr' und Anstand sich herumzudrücken,
Drum geht er jetzt mich an mit sieben Trümpfen
Und steigert, wo's zum Schluß geht, noch sein Schimpfen,
Das wär' denn für mein wochenlang Geschuffte
Die einz'ge Löhnung von 'nem Schufte:
„Die frische Luft, der Sonne heitres Scheinen
An Wochentagen, in den Arbeitsstunden
Ist nicht gemacht für Unsereinen;
Für Millionäre bloß und Vagabunden."
So höhnt er, — kommt nach Tische kurz vor Acht,
Wenn schon die Arbeitsleute Schicht gemacht,
Er kommt herein laut schmatzend an dem Braten,
Der in die faulen Zähne ihm geraten.
Ans Pult gesetzt, geschrieben und gestempelt:
„Nun geht es los! Die Ärmel aufgekrempelt!
Der Kaufmann ist der frei'ste Mann der Welt:
Arbeiten darf er, so lang' es ihm gefällt." — — —

Noch seh ich mich — giebt's gar nichts was mich schütze
Vor der Erinn'rung? — mit der farb'gen Mütze
Noch seh' ich mich —, schief auf dem Ohre sitzend;
Stolzieren seh ich mich, den Kopf im Nacken
Und unterm Arm den ries'gen Bücherpacken,
Mit der Cigarre, statt zwischen meinen Lippen
Stets in der Hand: so seh ich mich dran nippen.
Wie hing mir da der Himmel noch voll Geigen!
Die Welt — nicht bloß die Erde war mein eigen;
Nur Umgang hielt ich mit Gedankens Meistern
In schönen Leibern mit erhabnen Geistern.
Wenn damals ein Stück Menschheit von dem Schlage,
Wie der hier, protzig, ekelhaft gespreizte,
Mir — schwimmend in der Bläue schön'rer Tage, —
Von außen schon Gewürm, die Straße kreuzte:
Daß mir sein Anblick nicht den Tag verderbe,
Bog ich ihm aus, als ob die Näh' schon färbe.
So geht man wohl herum um eine Kröte,
Daß, sich vergiftend, drauf der Fuß nicht trete. —
Und jetzt lausch' ich dem Räudigsten der Sorte
Wie einem Gott: er jagt mit einem Worte
Aus dem Kontor mich —, vor des Daseins Pforte. — —

Die Schulzeit! — wie man oft aus Angst nicht schlief
Vor ei mit an und mit dem Optativ,
Vor Metrik und dem Teufelskram auf mi,
Tangente und dem r Quadrat mal pi!
Wie einen Sullas Krieg nicht schlafen ließ!
Wie quälten mich des Ilias Gleichnisse
Und die Bravour, wie mit dem Spieß
Der Griechenheld den Tro'r durchstieß, —
Ach, und nun erst die Schiffsverzeichnisse!
Bei abendlicher Lampe die zehnmaligen,
Durchochserei'n für Prob'extemporalien!
Und griff man nicht in seinen Herzensnöten:
„Herrgott, nur keinen Durchfall!" gar zum Beten?
Doch trotz der Not — der burschikose Flegel —
In seinem Hirn — mit abgestumpftem Kegel,
Mit Kugelschnitten keck verflocht er
Die braunen Zöpfe einer höhern Tochter. —

Wie jetzt, wo wahre Not mich hat gepackt,
Noch oft solch eines Schultraums Not mich
zwackt:
„Hab keine Tafel —, kann nichts —, bin
ganz nackt!"
Ja, wahre, letzte Not; furchtbares Ringen,
Das Letzte an sich selber zu vollbringen! —
Mir angezüchtet erst so unter Quaten,
Dann meiner Seele liebgeword'ne Fessel:
Was hab' ich jetzt von all den Idealen
Bei Conto, Hauptbuch, auf dem Dreh-
bockfessel!
Mag davon Müßiggang — vornehm hoch-
fahr'ger —
Auch schnarrend faseln in Salon, Palast:
Für uns, der Feder arme Proletarier,
Ist Ideal nur unnütz Zeug, Ballast — —
Ach, wenn nur weiter nichts, als unnützer
Ballast:
Die Ideale gab das Mißgeschick
Uns Ärmsten mit als um den Hals den
Strick. —
Ja, lernen wir's, — wir unsrer Väter Söhne:
Aus der modernen Menschheit fortgeschlichen
Hat sich das Ideal, das ewig Schöne:
Aus der Modernität ist's ausgestrichen!
Das Ideal, zu dem du doch so gerne
Aufschaust nach Feierabend, — das verlerne!
Vor dir entwichen ist's in ew'ge Ferne.
Ich hab's verlernt: Homer, du Shakspeare,
Dante,
Einst heiß geliebt, — jetzt ekelt ihr mich an!
Ahnt ihr die Not, die solch Menschheits-
verbannter —,
So ein moderner „unser junger Mann",
Hat durchzumachen — jetzt, — ja, jetzt,
Eh er's Pistol sich an die Stirne setzt?
Was Schönes eu'r begeistert Auge sah,
Was Großes ihr berichtet, das geschah:
Was hilft das mir? — was ist mir
Hekuba!
Wohl Herzensnöte habt ihr schön gefeiert:
Die Leidenschaft, die Liebe abgeleiert:
Den Daseinskampf nur, das Erbärmliche,
Die Not ums Brot: das ärmlichst Ärmliche:
Das ahnt ihr nicht, — nicht, wie es jetzt
sich steuert
Im Daseinssumpf — verzweifelt, uferlos:
Seid klein als Tröster, nur als Rufer
groß. —
Und wenn zum Menschheitsbuch, zur Mensch-
heitsfibel
Ich mich bekehrt': es findet in der Bibel
Tröstung, schon Dagewes'nes für sein Übel
Ein jeder, für sein Elend, — ja, ein jeder, —
Nur nicht, — wie wahr sie alles auch be
schreibe, —
Nur nicht der Proletarier von der Feder:
Nicht leben dürfen bei gesundem
Leibe! — —
Von all dem schönen, dem gelehrten Kram,
Worein einst meine Seel' in Angst und Gram
Auf höh'rer Schule sich hat eingetaucht, —
Vom Kram, der dann sich in ihr festgesaugt,
Ist kein Atom, das mir am Pult hier taugt;
Und was hier auf dem Drehbock wird ge-
braucht, —
Wovon ich müßt' durchtränkt sein und
durchlaugt,
Davon bin ich entfernt nicht angehaucht:
Was ich nicht brauche, das, — mehr als
genug, —
Das kann ich; was ich brauch' beim
Contobuch,
Das kann ich nicht: das ist — das ist
mein Fluch! —
Ja, Fluch euch Idealen! Fluch der Kunst!
Dem höhern Wissen —, Fluch dem Schön-
heitsdunst:
Ihr habt mein junges Dasein mir verhunzt,
Habt mich, wo ich jetzt bin, soweit gebracht —,
Habt einen Lump — ja, Lump! — aus
mir gemacht.
Du bist nicht — — — —
Nur frei heraus damit, nur nichts vertuscht!
Dein Dasein ist ja doch einmal ver-
pfuscht — —,
Das ist mein Fluch: ich bin nicht zu ge-
brauchen, —
Der Fluch, ja, unter dem ich muß ver-
hauchen. — —

Nicht zu gebrauchen? und für zwei Mark
zwanzig
Bis in die Nacht vom frühen Morgen
schanz' ich? —

Ja, schanzen, — doch mit Hand und
Feder nur:
Und schon der Kopf ist meistens anderwärts,
Und keine Spur
Ist je dabei die Seele und das Herz.
Bloß Schreiber bin ich —, ohne Firma-
stempel,
Summiere bloß gegebene Exempel,
Bin Hausknecht bloß in Sankt Mercurii
Tempel;
Nicht liege ich dem Schacher ob mit Brunst,
Nicht ist er Daseinszweck mir, höh're
Kunst. —
Wenn solch strebsamer „unser junger Mann"
Des fußbeschwingten Schachergottes Gunst
Genießen will: dann muß — ja dann —
Dann darf ihm nimmer von was anderm
träumen,
Als Wagenschmiere, Lack und Leim und
— Leimen:
Das Essen all und Trinken hat Geschmack
Ihm nur von Wagenschmiere, Leim und
Lack;
Sein Schwur, — liebt er die ritterlichen
Schwüre, —
Ist nur: bei Lack und Leim und Wagen-
schmiere;
Und macht er Verse, ist sein liebster Reim
Auf: Wagenschmiere, Lack und Leimen,
Leim.
Solch kaufmännisch Genie von Gottesgnaden
Schon auf der Schulbank war er: hielt zum
Narren
Mit Messerplimmen seine Schulkam'raden,
Als Lehrling trieb er heimlich mit Cigarren
Schon Handel —, nur noch fehlte ihm der
Laden; —
So Einer, ja, kann was zusammenscharren!
So Einen, — Solche von der Schulbank
kenn' ich, —
Und hat er auch von Hause keinen Pfennig:
Ihm steht es irgendwo schon im Gestirne, —
Ihm steht's geschrieben auf der dreisten
Stirne:
„Der fährt noch mal mit eigenem Geschirr
Am eigenen Palast vor mit Geklirr,
Und von den Hottentotten bis nach Birma
Ertönt der Ruf der weltbekannten Firma."

Wie ungezählter Wellen Schar sich bäumt
Vor zack'ger Klipp' im Meere, — einsam
öder, —
Und eine bloß, drauf rastend, sie um-
säumt, —
Doch in Entsagung, lautlos blöder,
Der andre Haufen endlos weiter schäumt
Nach dieser einz'gen, fehlgeschlag'nen
Brandung
Und, ziellos schaukelnd, klimmend weiter
träumt,
Der Hoffnung bar auf eine andre Landung,
Auf eine glücklicher vollführte Strandung,
Ersehnte Ruhe, — perlende Versandung:
Also umlagert, wie das Riff die Welle,
In hellen Haufen „unser junger Mann"
Solch eine einz'ge ausgeschrieb'ne Stelle —
Unglücklicher Gedulds- und Lungermann.
Ein Chef nur ruft und Hundert — Hundert
kommen —,
Von Hundert wird nur einer angenommen;
Nur einen braucht er von uns neun und
neunz'gen,
Gebrauchen kann er drum auch nur dich
einz'gen.
Wir müssen, ach, wir unbrauchbaren Andern
Zurück ins stellenlose Elend wandern. —
Der Kampf ums Dasein in der dichtge-
scharten
Modernen Menschheit ist jetzt im Entarten
Zum Kampfe um ein Plätzchen bloß zum
Kämpfen;
Und wir, die nicht erobern solch ein Plätzchen,
Wir machen selbst ein Ende: triefend, —
hänfen —,
Ja, oder bleiern, wir Menschheitsaus-
sätz'gen. —
Das ist ein schaurig Kämmerchenvermieten:
Die Bäume alle sind besetzt, gesichert
Den „Tücht'gen": den Geriss'nen, Abge-
brühten, —
Wie dann das höhnisch über mich noch kichert:
„Etsch! ihr habt keinen! — flugs hinab-
gefahren
Zum bodenlosen Schlund der Unbrauch-
baren!" —
's ist schaurig der moderne Daseinskampf,
Wie im Theater greuliche Panik:

Ein lautlos Würgen, lautloses Gestampf
Herum mit Stiefelabsatz auf Genick,
Brustkasten, ins Gesicht der Schwächlichen
Von all den Starken. — Ihr Zerbrechlichen,
Gemütsmenschheit, fahrt aus dem Licht, — hinab
Zum ewig Unbrauchbaren in das Grab! — —

Ihr Eltern, züchtet eurer Knaben Seelen
Zur Ehrfurcht vor der Göttlichkeit der Zahlen,
Geld lehrt sie zählen, zählen, gierig zählen,
Vorm A-B-C Marktzeichen lehrt sie malen
Und Zahlen sagen, eh sie „Mama" sprechen:
Vor allem hütet sie vor Idealen,
Wie vor der Diphtherie und vor Verbrechen;
Und habt ihr solchen lieben Herzensjungen,
Der blindlings von dem Schönen wird erfaßt,
Die Kindheit hat versungen und versprungen,
Doch dem kein Bar ihr einstens hinterlaßt,
Womit so gern geklirrt wird und geklungen:
Das Letzte dann, wohin ihr euern Jungen,
Das arme Wesen, hingebt, sei der Schacher:
Eh' werd' er Besenbinder, — Holzkleinmacher, —
Ersäuft ihn eh'r, — wie einen jungen Hund,
Im Strome, wo am tiefsten ist der Grund. —
Ich hab' es durchgemacht, ich muß dran glauben
Heut, wo Geldklirren hören macht die Tauben,
Geboren ohne so und soviel Mille:
Das wär für mich des Unglücks schon die Fülle;
Doch nun das Mit erst zum verhunzten Ohne:
Kein Geld und doch mit höherm Sinn geboren, —
Das ist schon halb verloren;
Jedoch damit nun auch die Krone
Zu meiner Lumpenherrlichkeit nicht fehle;
Geworden bin ich eine Schacherseele! —
Ihr habt mein junges Dasein mir verpfuscht,
Ihr in den Sternen, verfluchte Ideale! — —
Wär's erst vorbei! — wär' ich erst fortgehuscht,
Von dieser Erd', aus diesem Jammerthale!

IV.

Was mir die Haare kräuselt, zaust,
Ist das der Nachtwind, der all hier schon haust
Und mit den Bäumen flüsternd, fäuselt, sanft? — —
Wie? ohne Hut? verzweifelungsbesessen
Hab' ich vielleicht zu Hause ihn vergessen, —
Vielleicht auch ihn verloren unterdessen? —
Bei Nacht? — im Freien und im bloßen Kopf?
So weit bist du herunter, Elendstropf!
Wie weit du jetzt herunter bist —, wie weit,
Das brauchst du nicht erst an Barhäuptigkeit —,
Das konntest du vorhin schon daran sehen'
Daß er dir ungestraft — — — — Ohrfeigen bot,
Und, Feiger, du, um ihnen zu entgehn,
Davon gingst, — — o, ich fühl's: ich werde rot.
Das seht ihr, liebe Eltern, ist mein Tod. —

Wie thu ich's nun? — Es kann doch nie und nirgends
Sich wer mit größerer Bequemlichkeit
Des Atemholens, dieses Daseinswürgens
Entledigen als hier — um diese Zeit.
Von der behäb'gen Christenmenschheit weit —
Weit bin ich ab, die so versessen ist,
So unsereinen, solchen Armen,
Da er schon drin im Leidvergessen ist,
Zu retten aus hochchristlichem Erbarmen, —
Ja, die da unsereinen, da er eben
Entschlüpfen will dem Käfig Dasein, — Leben,
Zurückestößt, wo hinter Gitterstäben
Hyäne Dasein zähneleckend kauert
Und auf das kaum entschlüpfte Opfer lauert. — —
Der Ort ist passend, passend ist die Zeit,
Und höchst verlockend die Gelegenheit:
Wohl tausend Bäum', an jedem wohl ein Zacken,
Wohl tief genug, von hier aus ihn zu packen,
Und hoch genug, daß freischwebt Spitz' und Hacken, —

Hier ist der Leibriem, gut um Hals und Nacken.
Doch liebt wer eine *nasse* Totenfeier:
Da flimmert durch den Säuselwall von Schilfe,
Wenn es sich nickend beugt, der blanke Weiher;
Da kommt mit seinem Licht der Mond zu Hilfe
Beim Rüsten zu dem letzten Abenteuer;
Das Elend einer ganzen Stadt hat Platz
Es hier zu thun: ein Nu — geatmet *hat's*!
Dort ist — — —
Ha, was ist das? — das ist der Garten,
Wo eines Sonntags — so vor hundert Jahren —
Unvorgeseh'ne Freuden meiner harrten,
Die herrlichsten, weil es die letzten waren:
Dies Tanzen, Liebeln mit der kleinen Blonden — —
Pfui, Mädchen, mit 'nem Lump, 'nem Unbrauchbaren! —
Pfui, über dich Verkomm'nen, Vagabonden! —
Wie in den Stall ein höheres „du mußt!"
Das Pferd zurücktreibt: so in meiner Brust
Führt mich zurück die Gottheit Unbewußt
An diesen Ort vergang'ner —, letzter Lust. —
Auf diese Bank will ich —, in diese Laube
Mich setzen nun zur mitternächt'gen Rast:
Hier war es, wo ich jüngst die Trippeltaube,
Die Hingegebne, glühend hielt umfaßt:
Dies Kosen —, zärtlich Girren, — zartes Scherzen — —
Ich mit dem vorgeahnten Blei im Herzen! —
Am nächsten Sonntag wieder will im Garten
Hier in der Laube mich das Kind erwarten;
„Am Sonntag!" o, du meine letzte Lüge:
Wer weiß, wo ich da bin —, wo ich dann liege! —

Die Stellenlosigkeit! — ich hab' es durchgemacht:
In allen Zeitungen die Stellenjagd,
Bewerbungsschreiben mit 'nem Pfund Attesten,
Gesandt in alle Welt nach Ost und Westen;
Ich hab' an Rechtsanwalt, Gerichtsvollzieher
Nach einer Schreiberstell' mich abgehetzt:
So früh ich kam, — es war schon immer früher,
Wer dagewesen: „schon besetzt —, besetzt!"
Als Hausknecht, Ladenrein'ger, als Portier,
Arbeiter gar hab' ich mich ausgeboten:
Auf all die hundert Brief' —, o, Harrens Weh! —
Nicht *ein* Bescheid —, ein Schweigen wie von Toten!
Und meldet' ich mich irgendwo mal mündlich:
Ach wie bekam ich's *dann* erst recht, — recht gründlich:
„So? solch verdorbner Kaufmann — Schreibgeselle
Hält gut genug für sich 'ne Arbeitsstelle?
Such dir nur wieder solchen Schreibertisch — —,
Hier hast du deinen schön geschriebnen Wisch!" — —
Unbrauchbar für das Schurzfell und fürs Pult — — —,
Herrgott! und doch — bin *ich* denn daran schuld?
Versündigt hat an mir als Menschheitsjährling
Sich schon die Band' —, an mir als Kaufmannslehrling:
Die eingegangnen Briefe überschrieben,
Als Laufbursch Tages sich umhergetrieben
Am Postbriefschalter, auf der Gasse; —
Höchstleistung: Führung einer Portokasse.
Herum bei faulen Köpfen gehn zur Mahnung;
Von Bücherführen keine blasse Ahnung;
Als Stift *getreten*, treten dann als Stift,
Die einz'ge Mitgift: Spinnewebeschrift. —
Dann heißt's: „Ernannt sei zum Kommis, zum wohlbestallten;
Such dir 'ne Stelle wo! — noch keiner blieb;
Wir können keinen jungen Mann behalten,
Der bei uns ausgelernt hat, — aus Prinzip!" — —
Such eine Stelle! — suche, Karo, such! — —
Fluch solcher Kaufmannslehre, dreimal Fluch! —

Ich, von Natur an Raffgier solch ein schwacher
Gemütsmensch: wie kam ich nur zum Gepracher?
Ihr lieben Eltern, euern lieben Jungen —
Wie opfertet ihr den herzlosem Schacher? —
Mich, der nach Höherm grübelnd stets gerungen,
Gabt in die Fäng' ihr solchem Widersacher
Vor allem dem, was jemals ward besungen!
Ich bin wie Acker nun, geborsten bracher, —
Solch Saitenspiel, zerschmettert ausgeklungen; — —
Laß deine Eltern, die zu grauen Haaren
Um dich frühzeitig schon erkoren sind:
Sie haben —, werden erst an mir erfahren,
Daß in des Schachers Reich verloren sind
Wir, die zum Raffen nicht geboren sind.
Sie ließen mir die Wahl, dem Herzenskind:
Sie hätten ausgezogen Hemd und Rock,
Wenn ich gewählt den Doktorhut und Stock;
Mich reizte „Kaufmann", — was ich davon sah:
Geschniegelt stets, und kein' Examina; —
Ha, „junger Kaufmann!" — immer flott!
Gebügelt immer, wie ein junger Gott. — —
Doch, wenn nun nicht solch „unser junger Mann" —,
Was hätt' ich werden sollen — sonst —, was dann?
Denn Menschheit ohn' X Mille muß auf Erden
Doch etwas — etwas werden.
Vielleicht bei einer der Behörden
Solch Sublaterne mit der Drüsendinde?
Eh man, so heißt es, da hindurch sich winde
Durch dieses Heer der Militäranwärter,
Verhungert man: was ist da hart —, was härter? —
Ein Handwerk? — Wenn von Blei nicht —, wär der Boden
Von Gold: doch so geht's auch in Lump' und Loden:
Ihr, die ihr fahrt in Vaters derbe Hose,
Könnt sprechen — ihr! — von Handwerks goldnem Lose:
Ihr, mit den Fäusten in den Hosentaschen,
Habt alle Klugheit, allen Witz auf Flaschen. — —
Studieren? solch Stück Menschheit, akademisch,
Wie's jetzt dei Schustersöhnen epidemisch? —
Ach, ohne so und so viel Mille
Ist auch bei diesem idealen Böhmisch
Kein Segen mehr — bei dieser Überfülle.
Mein Schulkam'rad, der stets dieselbe Bank
Mit mir gescheuert all die Jahre lang:
Als ich ihn wieder sah als Philologen,
Das war, als sie ihn aus dem Wasser zogen:
Er hatte sich ertränkt, um nicht beim Lungern
Auf solch ein Ämtchen vorher zu verhungern. —
Arbeiter sollt man werden; die stehn sich gut
Jetzt unter väterlicher Staatsobhut;
Ja oder, sind die Knochen gut geraten,
Geht auf zwölf Jahr' man unter die Soldaten. —
Geht das so weiter: dann — du, ohne Geld,
Weh dir, du kommendes Geschlecht in Hosen!
Weh dir! eh du erblickst das Licht der Welt,
Bist du geweihet schon dem Bodenlosen;
Um Mädchen betet, hoffnungsvolle Mütter:
Die sind versorgt bei bill'gem Tand und Flitter;
Sind's Buben: gleich ins Wasser die geschmissen:
Thut' ihr's, daß sie nicht selber einst es müssen. — —

Ins Wasser — —, mich ersäufen — —, dort der Weiher —,
Vergessen hab' ich ganz, warum ich kam,
Bin gleich verfallen in die alte Leier,
Statt zu befrei'n mich von des Daseins Gram.
Jedoch ins Wasser? — darin bin ich schwach! —
Und an den Zacken? — das ist nicht mein Fach:
Aufs Herz das Blei —, ins Herz: ein Krick, — ein Krach —, — —,
Ich thu's, — ich thu' es noch: sei still, mein Herz,
Ich mache noch die Reis' ins Nirgendwärts,
Nur fehlt mir heut noch das Billet von Erz. — — —

Heut reis' ich nicht: noch hab' ich eine Stelle,
Und ist sie schlimmer noch als in der Hölle;
Noch hat er mich nicht über seine Schwelle —
Mich nicht — — hinausgeworfen —: das ist der Rest!
Abwarten will ich, daß er mich — — — hinauswirft,
Auf daß die Seel', eh sie den Leib verläßt,
Bis auf den Boden Schimpf und Schande ausschlürft.
Zwar ist, ihr lieben Eltern in der Ferne,
Nur kurz die Frist: ich gönnt' euch längre gerne,
Die ich mit Schimpf und Schand' und Daseinsleid
Euch noch erkaufe —, kurz die Spanne Zeit,
Daß meinen Brief, den letzten, ihr erhaltet
Und ahnungslos mit freud'ger Hast entfaltet:
„Wenn — wenn ihr diese Zeilen werdet lesen,
Dann bin ich tot —, bin nicht mehr, bin gewesen —,"
Den Brief im Kopf hier hab' ich fertig schon,
Des Schreibens liegt Papier gewärtig schon,
Und da — ich seh den Postbriefboten schon,
Der euch den Brief bringt von dem toten Sohn.
„Der ist von ihm —, hier guten Botenlohn!" —
„„Ade auf ewig! — euer lieber Sohn!""
O Segen, daß ich dann nicht mehr dabei bin —.
Da mußten mich heut morgen eure Zeilen, —
Auch eure letzten, — noch zuletzt ereilen:
„Besuchst du uns zu Pfingsten? kommst du los?
O lieber Junge, komm: die Freud' ist groß!" —
Zu Pfingsten? — In die Zukunft welche Strecke
Schaut ihr hinaus, noch wie die Jüngsten:
Zu Pfingsten?
Wer weiß, wo ich dann bin, — wo ich mich recke!
„Halt aus, dann wird aus dir doch noch was Rechts;
Sei stetig; laß dein Schwärmen endlich, Stürmer!"
Nicht ahnt ihr's Schreckliche, und doch — ihr sprecht's:
Aus mir was werden? — Staub, — ja, bald, — und Würmer. — —
Wenn heut auch nicht, — mein Wort, ich schwör's dir zu,
Daß ich es noch —, daß ich es baldigst thu'.

Das Nichts? — doch ob Unglauben uns nicht narrt,
Und doch ein Gott ist, durch den alles ward, —
Ein Gott, schon hier, im Drangsal, noch so hart?
Ob nicht ein Sein nach diesem unser harrt?
Was hier so säuselt, rauscht, so zitternd blinkt,
Ist das nicht Gott, der zu mir spricht, mir winkt:
„Harr' aus! du lebst noch fort, auch eingescharrt?" —
Märchen, die mit der Milch das Kind schon trinkt:
Ursach' und Wirkung, — rohe Mechanik
Ist unser Gott —, ist unser Unglück, Glück.
Die Welt ist unreglert, — nein, mißregiert;
Ein Haushalt, schlechter als gar nicht geführt.
Trotz — trotz des Glaubens, — der brutale Satz
Regiert die Menschheit: „wer es kriegt, der hat's!"
Und, ach, ein Jenseits? — ohne Stoff nicht Kraft:
Der Moder ist's, der Leben: Würmer — schafft.
Gott? Jenseits? — Ach, es glaubt ja auch nicht dran
Mein Vater, solch gedankenreicher Mann:
Noch weiß ich, da wir im Bett schon lagen,
Da Ahnungen mein Hirn durchflogen,
Gestützt halb auf den Ellenbogen
Legt' ich ihm vor all diese letzten Fragen.
Und er, — besorgt, daß schlechte Frucht mir trüge
'ne off'ne Antwort, doch zu wahr zur Lüge,
Bracht' solch papiernen Gott mir vor — so so! —
Und solch papiernes Jenseits — nirgendwo,
Was nicht geglaubt, gepulst wird: nur gedacht,

Von Hirn bloß künstlich wird zurechtgemacht.
Da schlug's mir Wurzeln; ich, in Ahnungsnot,
Rief aus: „Geht's mir mal schlecht, schieß' ich mich tot!"
Nicht glaubtest, Vater, du an meinen Ernst:
Weh, Ärmster, daß du nun dran glauben lernst!
Gäb's einen richt'gen Gott, ein richt'ges Dort,
Dann tanzt' ich barfuß und bei trock'nem Brot,
Im Armenhause lebt' ich glücklich fort,
Bis endlich mir ein höheres Gebot,
Zuriefe aus den Wolken: „stirb! sei tot!"
Doch so — — —,
Da's heißt: dort ist nichts —, wird nichts sein und war nichts,
Aus dieser Nacht geht es zu keinem Morgen:
So will ich eher heut als morgen
Aus diesem Jammerdasein in das Garnichts. — — —
Doch nun nach Haus, — noch hab' ich ein zu Haus —,
Noch! — bald nun hab' ich gar ein eignes Haus:
Da wirft kein strenger Hauswirt mich hinaus.

V.

So müd und, hu! die Luft, die feuchte, kalte!
Vor Frost und Schwäche bin ich wie gebrochen:
Kaum, daß ich mich noch auf den Beinen halte: —
Ja, oder sitzt der Frost mir in den Knochen,
Da ich in diesem Nebel, dem uralten,
Der bis ans Herz mir schon hinaufgekrochen,
Schon ein Jahrhundert in der Irre gehe,
Die Welt in faserndem Gewirre sehe!
Was ist die Uhr? — Uhr? — wo ich die nur habe? — — —
Versilbert, ja: des Wiegenfestes Gabe
Hier in der Tasche für dies glatte Ding,
Daß das mir Helfer sei zu bald'gem — —
Wozu 'ne Uhr auch, die nach Stunden ging?
Hier zwischen dieser viert' und fünften Rippe
Hab' ich 'ne Uhr noch mit Sekundenlaufe:
Hätt' ich erst still dies Tiktak, dies Getippe!
Würd' ich das los! — könnt' ich auch das verkaufen! —

Der kalte Nebel! — hu, wie bin ich müde!
Im Kopf mir flackert's wie 'ne Stallaterne; —
Blei im Gebein, Sand unterm Augenlide — — —:
Noch schlaft ihr, liebe Eltern in der Ferne:
„Klingling" bald geht's in Rucken, grell nervös:
„Ein Brief vom Jungen — —", „„Habt ihr dies gelesen — —"";
Und bald kommt dann mein alter Grauer nach,
Mein Reisegefährt' in Freud und Trauer, nach:
Mein Koffer, — diesmal ohne seinen Herrn.
Wie oft schon trat ich, wenn mein Unglücksstern
Mich wieder heim ins Stellenlose bracht',
Mit ihm zur Thür herein — bei Tag, bei Nacht!
Was zaudr' ich noch —, und warum thu' ich's noch nicht? —
Nun ist's so weit, — und nun — nun thu' ich's doch nicht! —
Was kommen könnte — —, worauf wart' ich noch?
Mir ist, als eines Dinges harrt' ich noch — — —;
Ich thu's! — nur mit den frosterstarrten Fingern
Läßt es sich an den eisigglatten Dingern,
An diesen Drückern, schlecht herum sich fingern — —.

Herrgott, dies Elend, wenn es fehle ginge! —
Hier an der Brust mach' ich die Finger warm:
Und ist geschmeidig wieder Hand und Arm,
Ja dann — — —; hier, zwischen viert' und fünfter Rippe —,
Wie wer schiffbrüchig zwischen Klipp' und Klippe, —
So fühl' ich es, als ob ich's blank betippe:
Hier zappelt's Ding, das schuld an allem ist

Und harmlos thut, als ob's von nichts wüßt. —
Ich habe stets gehofft und hoff' es noch:
Von selber still stehn sollt' mal dies Gepoch —
Herzfehlers halb, vom Vater mitgebracht:
Doch wie ein überfleiß'ger Stückarbeiter
Arbeitets stetig fort, sacht —, immer sacht!
Und hämmerte noch hundert Jahr' so weiter — —.
Jetzt pocht mir's Herz —, so spring doch! — bis zur Kehle —,
Jetzt kann ich's nicht —, ich zittre: jetzt ging's fehle — —
Muß es denn sein? Ist das des Liedes Ende?
Hab' ich nicht liebe Eltern in der Ferne,
Die breiten über ihren Sohn die Hände? —
Ja, daß ich nun wie'n Geist aus einem Sterne
Vor ihnen mit dem grauen Koffer stände?
Nach solchem Schimpf? Solch' an die Luft Gesetztes!
Das müßte sein doch eines Daseins Letztes:
Beim Arm gefaßt, gestoßen: „Willst du gehn!
Hinaus, nie wieder, Lump, laß dich hier sehn!" — —
Ha, leben will ich, atmen! — Was Schimpf! was Schande!
Will leben! geh die Welt aus Rand und Bande —,
Will leben trotz der ganzen Menschheitsbande!
Ich bin ja noch so jung! daliegen — eisig — — —,
Nein, heim zu meinen lieben Eltern reis' ich;
Das Reisegeld — —, weh mir! den letzten Pfennig
Ja hab' ich ausgegeben — —, ach, kein Pfennig —,
Nicht hier, — nicht da! — Ja, meine Schwäche kenn' ich:
„Komm! lebe weiter! komm!" daß nicht solch Rufer
Zurück mich locke an des Daseins Ufer,
Hab' ich das Steuer in die tiefste See
Versenkt mit Vorbedacht, — oh weh mir! weh!
Nun Heimkehr, — alle Reisen —, nun ade!
Mit allen bis auf die nun ist's vorbei,
Zu der ich hab' hier das Billet von Blei. — — —

Thun muß ich's — —, doch ich kann's nicht — kann's nicht thun, — — —
Jetzt kommt was —, jetzt erscheint was —, hör' nur! — Nun? —
Aus Himmelsblau jenseits des Nebelmeeres
Wird kommen —, rufen was, ich seh's —, ich hör' es:
„Bleib! bist gerettet! der Himmel ist kein Leeres" — —
Hier ist in Todesnot wer, — Hilfe! Hilfe! —
Wer schrie da? — Ich? — Doch schrie da noch ein Andrer
In letzter Not, der Schrei kam aus dem Schilfe:
Das ist, wie ich, solch müder Erdenwandrer;
Wart, Nachbar drüben zwischen Schilf und Ried,
Ich reise mit; hei, das Geschäft, das blüht!
Es sind doch auf dem ganzen Erdenrunde
Wohl ihrer drei in jeglicher Sekunde
Wie ich so weit:
Der that's, — der thut's, — der dritte ist bereit;
Allein von zweien, dreien täglich spricht
Schon der Berliner Polizeibericht,
Und drunter sind doch immer Etliche,
Die's eigentlich nicht nötig hätten, — welche,
Hoch'—, Höchst', Erhabne, Menschengöttliche,
Die trinken aus dem selbstgewürzten Kelche,
In Lust und Ehre unersättliche,
Gelehrte, Denker, Hochgeehrte sind's, —
Heh, Kam'rad, bist auch vielleicht ein Prinz?
Horch! deutlich hört' ich's antworten: „ich bin's!"
Ich Proletarier aus Millionenmasse,
Hei, reise in Gesellschaft erster Klasse. —
Mitnehmen könnt' ich noch den Chef, ihn fassen:
Fünf im Revolver, drei noch zum Verpassen.
Doch viel zu müde bin ich schon zum Hassen:
Was leben will, das will ich leben lassen.
Unbrauchbar war ich, und an mir ganz recht
Gethan hat Firma Schraderson und Hecht. —
Nur ihr zu Hause, meine lieben Eltern —:
Zwar nie mehr werdet ihr des Lebens froh,
Doch finden werdet ihr dereinst in kältern,
In spätern Zeiten: es war besser so! —

Kann nicht mehr gehn und stehn, muß niedersitzen, –
Wohin nur? — an die Erde? — lauter Pfützen!
Den Mantel draufgespreizt: nicht feuchtet's mehr,
So! nun erkält' ich mich auch nicht — nachher.
So. — Jetzo ist mir: sitz' ich einmal nieder:
Auf stehe ich nicht wieder, — nicht so bald,—
Als ob ich einschlief – sachte, so recht bald,
Und auf nicht wieder wachte —, nicht so bald;
Und untern Kopf, wohin der, — wenn ich schlief, —
Zu liegen käme, leg' ich mir Mutterns Brief.
Vielleicht dann träumt mir schönes von daheim —
For in that sleep of death — das giebt's nicht mehr,
Du alter Schwede: da giebt's kein Geträum,
Liegt ausgestreckt auf feuchtem Rasen wer,
Zur Landschaft die Figur, wie ich — — nachher. — —
Huhu! mich friert! — Halt still, du störrisch Ding;
Ich thue dir ja nichts, du närrisch Ding,
Will nur die Hand an deiner Wärme stärken,
Und bloß mir deinen Arbeitsplatz mal merken.
Hier also! Wollte einer mal ins Kippen
Den Erdenhimmel bringen und die Hölle,
Dann müßt' er zwischen diesen beiden Rippen, —
Hier! — drücken auf die Lebensquelle
Hier diesen eh'rnen Mund: hier ist die Stelle,———
Pst! Narr! ich sage ja nur „wenn“ und „dann“:
Das ist nur ei mit Optativ und an; — —
Ha, was ist das? — als ob was flüsternd spricht?
Ein Mensch! ein Mensch! — die Menschheit fürcht' ich nicht
Mit einer Seele, raschelnd, klappernd, erzen;
Bist du so einer: komm, verbirg dich nicht! —
Solch' Menschen fürcht' ich mit 'nem guten Herzen:
Ha, nur ein Blick aus Mitleids Auge — jetzt, —
Zu mir ein herzlich Wort nur — jetzt zuletzt, —
Vom Puls vibrierend ein solch Händedruck:
Weh, was aus mir —, aus dem Nachher dann werde!
Ein Wort —, ein Blick —, ein Handschlag — und ein Ruck:
Und wieder dann gehörte ich der Erde — —
Gott Dank! Kein gutes Herz ist in der Nähe:
Sich räuspert auf dem Baum nur eine Krähe.
Auf atm' ich wieder, — Herz, gehst wieder ruhig:
Gerettet! was gethan sein muß, das thu' ich. — — —
Jetzt gilt es: wie beim Skatspiel klaren Sinn's!
Oho, 'ne Probe! hört nur an: ich bin's:
Panis, — 'piscis —, langsam! — crinis —, sacht! — —
Den ganzen Vers hätt' ich euch durchgemacht; — —
Friends, Romans, countrymen lend me your ears — —.
Die ganze Rede halt' ich euch: könnt ihr's?
Daß ich umsonst mein kaltes Blut nicht lobe,
Seht her, nun kommt die Haupt-, die letzte Probe:
Seht ihr den Zacken oben,
Als ob er schwarz aus grauem Nichts dort hinge?
Den hol' ich euch herab mit diesem Dinge — —
Krach! Knack! ——— Wie's auch dadrüben kracht,
Vieltönig! — Hat's noch wer wie ich gemacht?
Da liegt der Zweig: noch bin ich nicht im Schlaf!
Und, blankes Ding, du funktionierst korrekt:
Und wo dein Blei dies erste Mal schon traf
Geschickt ein Ziel, planlos — so weit gesteckt,
Da geht's gewiß das zweite Mal nicht fehle,
Wo es sich handelt um 'ne Menschenseele. — — —

Der Krähe dort wohl kam ich in die Quer:
Sie flattert ängstlich hin und her:
Hantiert mit mir, Frau Nachbarin,
Wie's euch beliebt —, nach euerm Sinn,
Nur hackt mir nicht die Augen aus — —
nach'er. — —
Fest drück' dich ein, — so! — fest, du
kaltes Erz
Ins warme Fleisch — — mich friert! — —
aufs zappelnd Herz —

Lebt, Eltern, wohl: jetzt will ich unter-
tauchen;
Ade, du Welt, die mich nicht konnt' ge-
brauchen! —
Kind, spiel' nicht mit dem blanken Dinge! —
sieh!
Ein Druck nur mit dem Finger — — —
so! — — ade!

Ende.



Ein amerikanischer Ethiker.

Von Moritz Brasch.

(Leipzig.)

In dem klassischen Lande religiöser Sekten hat sich vor einigen Jahren eine „Gesellschaft für moralische Kultur" gebildet, welche schon durch ihre völlig antikirchliche Tendenz, mehr aber noch durch den eigentümlichen Inhalt ihres Bekenntnisses — oder vielmehr, da sie ein solches garnicht besitzt — durch ihre Ideen höchst bemerkenswert erscheint. Der Begründer dieses in allen größeren Städten der Nordamerikanischen Union bereits seine Anhänger zählenden Vereins ist: William Mackintire Salter, welcher selbst als das Ziel hinstellt, „in Unabhängigkeit von den religiösen Dogmen der Vergangenheit der Sache des Guten zu dienen." Er steht gänzlich außerhalb der christlichen Kirchen und sucht das Werk aufzunehmen, welches diese in einem solchen Maße ungethan gelassen haben: das Werk der moralischen und religiösen Reform.

Diese ethische Gesellschaft hat ein Netz von Vorträgen über ganz Amerika organisiert, unterhält Schulen für den ethischen Unterricht der Jugend, unterstützt Armen- und Krankenpflege u. s. w. Den Frauen ist hierbei ein großes Maß von Thätigkeit eingeräumt. Sitz des Gesellschaftsvorstandes ist Chicago.

Es knüpft sich hohes ethisches Interesse an diese Bestrebungen auch für die europäische Menschheit, insbesondere für Deutschland, welches jetzt gerade in einem tiefen sozialen Umwandlungsprozeß begriffen ist. Dieses mag es rechtfertigen, daß wir diesem Gegenstande einige Betrachtungen widmen,

Es ist offenbar, daß es bei dieser ganzen Reformbewegung auf die möglichst weite Verbreitung solcher ethischen Überzeugungen abgesehen ist, welche ihre Quelle nicht in einer der sog. positiven Religionen haben und welche die Kraft besitzen sollen, für ihre Bekenner nicht nur den alten Glauben zu ersetzen, sondern auch gewisse sittliche und soziale Wirkungen auszuüben, welche den historischen Konfessionen seit den Tausenden von Jahren ihres Bestehens nicht gelungen sind. Wir haben hier also eine Art von religiöser Reformation vor uns, welche im Grunde doch wiederum nicht religiös ist, noch auch sein will, vielmehr das religiöse Moment gänzlich entbehrlich machen wird.

Auf welcher Basis soll dies nun geschehen? Welches sind die Mittel, durch welche die Stifter der „Gesellschaft für moralische Kultur" ein so schwer zu erlangendes, hohes und außerordentliches Ziel erreichen wollen?

Vor mir liegt ein stattlicher Band: „Die Religion der Moral."*) Es sind dies Vorträge, welche William Mackintire Salter in der „Gesellschaft für moralische Kultur" zu Chicago gehalten hat. Herr Professor Georg von Gizycki zu Berlin, der selbst ein hervorragender Schriftsteller auf dem Gebiete der Ethik ist, hat sich der Mühe unterzogen, diese Vorträge ins Deutsche zu übertragen, was ihm so vorzüglich gelungen ist, daß dieselben sich wie ein original deutsches Buch lesen und zwar — wie ein trefflich geschriebenes deutsches Buch lesen. Denn, um das gleich hier hinzuzufügen: Salter ist ein gedankenreicher und anziehender Schriftsteller, der es versteht, seine Materie — moralphilosophische Fragen werden bei uns in Deutschland meist etwas trocken behandelt — dem Leser interessant zu machen. Ein nicht zu unterschätzendes Moment, da wohl auch in Amerika — tout comme chez nous — im Gegensatz zu rein historischen, litterarischen oder ästhetischen Gegenständen rein moralphilosophische Probleme schwerlich auf einen großen Zuhörerkreis rechnen können, wenn es dem Redner nicht gelingt, seine Abstraktionen durch konkrete Beispiele und durch fortwährende Bezugnahme auf die aktuellen Zustände der heutigen Gesellschaft den Zuhörern zu veranschaulichen. In der That müssen Fragen, wie solche: Was ist eine moralische Handlung? Giebt es ein höheres Gesetz in der Ethik? Giebt es etwas Absolutes in der moralischen Welt? u. dergl. für den heutigen Amerikaner etwas sehr Weltfernes und Abstraktes haben, wie er ja nach allem, was wir über seine intellektuelle Richtung wissen, immer noch eine ausgesprochene Abneigung gegen alle reine Theorie hat. Aber daß das Werk in der großen transatlantischen Republik Aufsehen erregt und eine Anzahl Auflagen erlebt hat, spricht doch dafür, daß es William Salter durch

*) Leipzig, Wilhelm Friedrich.

diese Vorträge gelungen ist, seine für philosophische Fragen schwer zugänglichen Landsleute zu elektrisieren.

Wir haben es hier also mit einer Art Programm zu thun, welches jedoch zugleich, wenn man will, den Katechismus und die Dogmatik der neuen ethischen Gesellschaft bildet.

Der umfassende Band enthält 15 Kapitel, welche die verschiedensten Fragen der Ethik und der Religionsphilosophie behandeln, so zwar, daß der Verfasser auf Grund der von ihm geübten Kritik der religiösen Moral und des konfessionellen Dogmas immer die Notwendigkeit einer „überreligiösen" Ethik zu erweisen bemüht ist. Aber William Salter begnügt sich nicht mit dem bloßen Beweis der moralischen Unzulänglichkeit des Bestehenden, sondern er geht auch ans Werk, Bausteine zusammenzutragen für seinen neuen Tempel, der hier zwar noch nicht als fertiges Kunstwerk dasteht, aber zu welchem doch schon das Fundament gelegt und die Grundmauern errichtet sind und der auch schon im übrigen die schönen Formen seiner künftigen Vollendung erkennen läßt.

Die hier vereinigten Vorträge Salters sind teils religionsphilosophischen, teils ethischen Inhalts. Jene geben eine Art von Kritik der bisherigen theistischen Gottesvorstellungen, diese wollen eine Moral begründen, als deren Basis nicht die Religion, sondern die sittliche Natur des Menschen dienen soll oder vielmehr: der bisherige Begriff der „Religion" wird ein anderer: wer immer von einer Sache völlig in Anspruch genommen wird, von dem kann man sagen, er habe Religion. „Es kann nicht geleugnet werden, sagt Salter, daß die Revolutionäre Rußlands eine Religion haben. Es kann nicht geleugnet werden, daß der Gedanke der Menschenrechte, als er in Frankreich vor hundert Jahren entstand, eine Religion wurde für Tausende. Vergebens würde die vollkommenste Theorie vom Leben und dem Weltall eine Religion genannt werden, wenn sie die Seele der Menschen nicht bewegen, das Leben nicht erfassen und es zu höherer Gestaltung bringen könnte. Wenn also die Moral, wenn der Gedanke des Guten im Geiste einiger Weniger die Obergewalt erlangt über alle andern Gedanken, wenn er sich ihrer Gefühle bemächtigt und ihr Leben beherrscht: so ist er deren Religion."

Aber Salter geht noch von einem zweiten Princip aus, um die Moral zur Religion umzugestalten. „Es giebt verschiedene Religionen, sagt er (S. 11), je nachdem die Gegenstände, auf welche der Menschen höchste Neigungen sich richten, verschieden sind. Die wahrhafte Religion würde diejenige sein, in welcher sich das höchste Interesse auf das vereint, was wirklich das Höchste und Erhabenste in der Welt ist. Nun bringt die Moral, wenn richtig ausgelegt, den Menschen mit der tiefsten Natur der Dinge in Verbindung. Woran ich auch immer zweifeln möge, ich kann

nicht an dem Gesetze der Pflicht zweifeln, — ich kann nicht daran zweifeln, daß es Recht und Unrecht giebt, daß das Rechte mich verpflichtet, daß ich es thun soll. Es ändert daran nichts, daß ich dieses Gesetz gelernt habe, daß andere es zuvor gelernt haben, daß ich wenig mehr von demselben weiß, als was mir von demselben überliefert oder gelehrt worden ist; es ändert daran nichts, daß ich es jetzt nicht vollkommen kann, daß ich in meinen Urteilen darüber manchmal irren mag ...... Aber das Rechte selbst ändert sich nicht mit meinen Wünschen und Urteilen. Das Rechte würde nicht selbst aufhören zu sein, ob auch mein Gedanke des Rechten aufhörte. Das ist das Gesetz der Gerechtigkeit. Wenn man es nicht anerkennt, bleibt es gleichwohl das Gesetz. Es ist offenbar: Die Menschen machen dies Gesetz nicht, sondern finden es nur. Wenn es außer den Menschen noch andere vernunftbegabte Wesen giebt, so ist es ganz ebenso wahrhaft auch auf diese anwendbar: das Gesetz ist ein allgemeines Gesetz für alle vernünftige Intelligenz. So wenig machen die Erde und die Sterne das Gesetz der Schwerkraft, dem sie gehorchen, als der Mensch das Gesetz der Pflicht macht. Und wenn auch kein Gott wäre, wie „Gott" gewöhnlich verstanden wird, das Gesetz würde nicht aufhören zu sein, denn es gehört zur Natur der Dinge. Ja, wahrhaftiger als das Gesetz der Schwerkraft gehört es zu ihr. Ich kann im Gesetz der Schwerkraft keine Notwendigkeit erkennen; ich kann mir vorstellen, daß es ein anderes Gesetz geben könnte als dieses, nach welchem die Körper sich in dem Verhältnisse ihrer Maße und im umgekehrten Verhältnis des Quadrats ihrer Entfernung von einander anziehen. Aber für vernünftige Wesen kann es kein anderes Gesetz geben, als dieses Gesetz der Gerechtigkeit, der gegenseitigen Achtung und Ehrerbietung....... Und so wird die Moral, nein sie wird Religion. Der allein vollbringt eine wahrhaft moralische Handlung, der sie thut, weil er muß, weil die Natur der Dinge ihn drängt, sie zu thun. Für den Krystall könnte es Religion sein, ein Krystall zu werden, den Drang anzuerkennen, der die vollkommene Gestalt hervorbringen würde. Für den Menschen kann sie nur die sein, ein Mensch zu sein, den Teil des Menschen an der allgemeinen Aufgabe zu vollbringen. Die Moral ist nur eine Form des allgemeinen Gesetzes; und indem er ihren Anforderungen entspricht, wird der Mensch über sich selbst hinausgehoben, und wie die Fluten des Oceans pochen „in Antwort auf der fernen Himmelskörper Puls", so schlägt sein Herz im Gleichklang mit der Bewegung des Weltalls."

Wir haben diese ganze Stelle aus dem ersten einleitenden Vortrage „Die Religion der Moral" hierher gesetzt, weil sie den Grundgedanken des ganzen Werkes enthält, der sich in den folgenden Vorträgen unter mannigfaltigen rethorischen Wendungen wiederholt.

Mehr philosophischen Gehalt zeigt der Vortrag: „Giebt es etwas Absolutes in der Moral?“ Hier ist Salter bemüht, in die tiefern Beziehungen zwischen Ethik und Religion einzudringen, als es sonst in dem auf populäres Verständnis hinzielenden Buche geschieht.

Das Problem ist hier wesentlich dieses: Giebt es etwas von Menschen-Beziehungen Unabhängiges, etwas, welches als der innere Grund der Moral angesehen werden kann? Salter bejaht die Frage: „Eine absolute Moral ist nur das Gesetz einer sozialen und politischen Ordnung, in welcher das größte Wohl des Menschengeschlechts gesichert sein würde; und diejenigen würden die erhabenste Höhe der Moralität erreichen, welche, ohne darauf zu warten, daß die Gesetzgebung es sanktioniere oder daß andere Menschen ihnen mit ihrem Beispiel vorangehen, es freiwillig jetzt zum Gesetz ihres Lebens machten.“

Nicht uninteressant sind diejenigen Partieen des Werkes, welche eine Kritik der christlichen Dogmatik darbieten, insbesondere wo es sich um die Person und Lehre Jesu Christi handelt. Der gebildete deutsche Leser wird allerdings mit Verwunderung entnehmen, daß hier Gedanken als neu vorgetragen werden, welche längst der großen philosophischen Strömung in Deutschland in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts angehören. Wer die Werke von David Friedrich Strauß und Ludwig Feuerbach kennt, weiß, daß der amerikanische Religionsreformer in dieser Hinsicht ihm nichts neues bietet. Aber dieser Umstand nimmt der Sache das Verdienstliche nicht, da das Buch wesentlich für diejenigen bestimmt ist, welche in Amerika aus den Fesseln kirchlich dogmatischer Beschränktheit zur Freiheit des Gedankens erhoben werden sollen. Aber auch für deutsche gebildete Leser werden diese Kapitel („Die Sittenlehre Jesu“ und „Befriedigt die Sittenlehre Jesu die Bedürfnisse unserer Zeit?“) mancherlei Anregendes haben und zwar durch die neue Form, in der hier die Fragen der christlichen Ethik vorgetragen werden. Die Neuheit der Form besteht in der Art, wie die wesentlichen Grundsätze der christlichen Ethik mit dem Maßstab der heutigen sozialen Verhältnisse geprüft werden. Diese Kritik gelangt zu dem Resultat, daß die christlichen Lehren für die heutige Gesellschaft ihre Bedeutung und ihre Kraft verloren haben.

Bis zu einem gewissen Grade ist Salter bemüht, mancherlei in der Sittenlehre Jesu, wie sie uns in der Apostelgeschichte und in den Evangelien überliefert ist, zu verteidigen, und zwar zunächst gegen diejenigen, welche diese Moral lohnsüchtig nennen und gegen sie den Vorwurf erhoben haben, daß sie von den Menschen nicht fordere, das Rechte zu thun, weil es recht ist, sondern weil sie in einem künftigen Zustande werden belohnt werden, wenn sie es thun, und bestraft werden, wenn sie es nicht

thun. Gegen dieses Mißverständnis glaubt er den Stifter des Christentums in Schutz nehmen zu müssen. Und auch noch eine zweite Anklage gegen die Moral Jesu sucht unser Ethiker zu entkräften: daß sie überspannt und unausführbar sei. Das Rechtsbewußtsein und die Ehre, hat man gesagt, verhindern uns eine Lehre gut zu heißen, die uns befiehlt, die andere Backe zum Schlage herzuhalten, nachdem die eine zuvor geschlagen wurde; und die Rücksicht auf die wirtschaftliche Selbsterhaltung verbiete uns, einer Moral zu folgen, die das Gebot aufstellt, dem noch den Rock zu lassen, der uns den Mantel nehmen will.... Salter sieht hierin nichts als die Forderung der vollkommensten Hingebung, das hohe, aber schwere Postulat der Selbstlosigkeit. Und diese sind nach seiner sittlichen Auffassung weder unnatürlich, noch unmöglich. Sie sind die Realisation der wahren Menschenliebe. Der Vorwurf, Jesus habe das Familienleben gering geschätzt, wird von Salter mit dem Hinweis auf die vielen Stellen im Evangelium zurückgewiesen, aus denen ganz deutlich hervorgeht, daß er die Idee der Familie und des Ehebündnisses, welches deren Basis, durchaus heilig hielt.

Nach dieser Apologetik der Moral Jesu wendet sich Salter gegen diejenigen, welche neuerdings gern eine Parallele ziehen zwischen Socrates, Jesus, Sakya-Mouni und Confucius. Solch ein Vergleich bleibe unfruchtbar, obgleich die hochentwickelte Kenntnis der altindischen und ostasiatischen Religionen zu solchen Parallelen vielfach herausfordere. Nichtsdestoweniger müsse man doch die Verschiedenheiten der Zeiten und Umstände, unter denen diese Religionsstifter (was Socrates garnicht gewesen ist) wirkten, in Betracht ziehen. Unleugbar, im Vergleich mit den alttestamentlichen Gesetzgebern und ihren Auslegern gab er dem Sittengesetz mit mehr Bestimmtheit eine innerliche Anwendung, indem er sagte, daß unsere Gedanken und unsere bloß gesprochenen Worte eine moralische Bedeutung haben gleich unseren Handlungen. „Daß wir nicht aus schlechten Motiven handeln sollen, ist in der That ein moralischer Gemeinplatz; Jesus aber lehrte der Sache nach, daß wir die schlechten Motive garnicht haben sollen. Unterdrückung derselben ist der gewöhnlich aufgestellte Grundsatz gewesen. Jesus setzt einen erhabenen Geisteszustand voraus, in welchem Unterdrückung garnicht erforderlich ist.“ . . . „Man hat gesagt, daß dieses unmöglich ist, daß unsere inneren Gefühle nicht unter unserer Herrschaft stehen, und daß wir auf jeden Fall nicht für sie, sondern nur für den Schaden verantwortlich gemacht werden dürfen, welchen andern zuzufügen, sie uns bestimmen können. Jesus will nichts von alledem einräumen. Nichts, was in der Richtung des Guten liegt, ist unmöglich: wenn unsere inneren Gefühle schlecht sind, sind wir verantwortlich dafür, daß wir sie

bestehen lassen, und können wir sie ändern; es giebt so etwas wie eine Verletzung unseres eigenen Selbst, die eine tiefere ist, als jede Verletzung, die wir andern zufügen können. Das Leben soll Ernst werden, gegen einen Zweck gehalten werden, Zucht enthalten; und das Ideal, auf das wir unser Herz richten, ist trotz zahlloser Mißerfolge, es zu erreichen, nicht aufzugeben.“. . . .

So findet Salter vieles in der Morallehre Christi durchaus nicht verwerflich, ja sogar den Ausdruck das „Reich Gottes“ möchte er, freilich in Vorbildung seines Sinnes, für unsere Zeit beibehalten wissen. So ist ihm die Bedeutung des „Reiches Gottes“ in der heutigen modernen Welt die, daß der Mensch notwendig einer andern Ordnung der Dinge angehört, als der, von welcher er Erfahrung hat. Er kann sehen, was ist, und zu gleicher Zeit sich einen Begriff bilden von dem, was sein sollte; in diesem Begriff findet er das Ziel von dem, was ist, und den Zweck, auf welchen sich seine Gedanken und Kräfte rechtmäßig richten. Und wie er diesen Begriff vermöge der Vernünftigkeit bildet, die in ihm ist, so auch können alle vernünftigen Wesen ihn bilden und bilden ihn thatsächlich, in verschiedenem Grade der Klarheit: und das Ziel ist daher ein Ziel für alle vernünftigen Wesen und dieses ist nicht mehr und nicht weniger als das einer vollkommenen Gemeinschaft derselben. Aber vielleicht besser noch können wir es eine Verbrüderung nennen, da hierdurch die Idee Vergesellschaftung, eines gemeinsamen Interesses, eines gemeinsamen Lebens, einer gemeinsamen Freude höchst wirkungsvoll und herzbewegend in uns erregt wird. Es ist eine Sehnsucht in uns nach Verbrüderung. Wir werden von dem modernen Ziel der Selbstkultur nicht mehr befriedigt als von dem ältern, unserer eigenen Seelen Seligkeit. In unsern tiefern Augenblicken verlangen wir hinauszugehen aus unserm Selbst und uns über es zu erheben und zu fühlen, daß wir Teile eines größern Ganzen sind und wir in demselben eine mehr als private Mission haben. Das Wohl und Glück selbst, nach dem wir verlangen, wollen wir nicht für uns selbst gewinnen, sondern wollen, daß es komme infolge unserer Weltbeziehungen, als eine Art von Gabe und Dank und Segen des höhern Ganzen. Und dies allein ist Religion, wenn das Gesetz für mich das Gesetz für alle ist, wenn das Wohl für mich das Wohl für alle ist, wenn die Flut und die Freude des universellen Seins mich durchfließen und ich weiß, daß es nicht länger dieses arme endliche Selbst ist, welches lebt, sondern das Welt-Selbst, das in mir lebt, und der Welt-Zweck, der mich vorwärts führt.

In diesem Gedankengange erinnert der Amerikaner an einen unserer größten deutschen Ethiker, an Friedrich Schleiermacher: ganz dieselbe

enthusiastische Begeisterung für die Idee des Alls, ganz dieselbe Forderung, daß das Individuum sich von dieser Idee durchdringen lasse, um zur höhern religiösen und sittlichen Weihe zu gelangen. Doch kommen wir zur Kehrseite der Medaille. Hat Salter versucht, mancherlei Anklagen gegen die Lehre Christi als nicht stichhaltig zu erweisen, so erhebt er sich nunmehr selbst als Ankläger, um nachzuweisen, daß eine Anzahl christlicher Lehren dem fortgeschrittenen Geiste einer höheren idealen Ethik widerspricht und dieses geschieht in dem Vortrage: „Befriedigt die Sittenlehre Jesu die Bedürfnisse unserer Zeit?"

Salter geht aus von einem allgemein anerkannten Mangel an Offenheit und Ehrlichkeit des Intellekts auf Seiten derjenigen, welche die Diener und Verkünder der Lehre der alten Religionen sind und hält ihnen die Forscherehrlichkeit, Unerschrockenheit und Selbstlosigkeit der Männer der Wissenschaft entgegen. Von hier wendet er sich Jesu, den Aposteln und den Kirchenvätern zu. Er prüft ihre Aussprüche über den Staat und die Gerechtigkeit, findet, indem er den Evangelien, sowie den Schriften des Tertullianus Cyprianus und Augustinus die betreffenden Aussprüche der antiken Philosophen, der römischen Kaiser und der Rechtsgelehrten entgegenstellt, daß diese letzteren eine viel würdigere Auffassung vom Staate und seinen Aufgaben hatten, als jene Begründer des Christentums mit ihrem stereotypen Hinweis auf den Himmel, was vielfach nichts als ein Verlegenheitsmittel war, um heiklen Fragen der Politik auszuweichen. Vergebens suchen wir in jenen christlichen Quellen einen Ausspruch wie den des philosophischen Kaisers Mark Aurel, daß es zum Begriff eines freien Staates gehöre, daß alle Bürger gleich seien und daß er ein Königtum verwirklichen wolle, welches es sich zur ersten Pflicht machen werde, die Freiheit der Bürger zu achten (Medit. I, 14). Oder wenn der berühmte römische Jurist lehrte: „So weit das Naturrecht in Betracht kommt, sind alle Menschen gleich" und „Nach dem Naturrecht werden alle Menschen frei geboren."

Dieser Mangel an wahrhaft freiheitlichen Elementen in der Religion Christi ist es, aus welchen Salter seine stärksten Waffen gegen den Fortbestand aller sogenannten geoffenbarten Religionen sich holt.

Aber was soll an deren Stelle treten? „Ein von dem der alten Religion sehr verschiedener Geist," antwortet Salter, „muß die neue Religion beseelen. Der stoische und nicht der in der Lehre Jesu enthaltene Grundsatz muß für das menschliche Leben die Regel geben: „Der Weise muß sich am öffentlichen Leben beteiligen" (*πολιτεύεσθαι τὸν σοφόν*). Denn durch den Staat und nicht durch irgend ein mythisches Gericht in den Wolken sind die Zwecke des Rechten und Gerechten zu vollbringen."

Wir gelangen damit zu dem eigentlichen Kern des Salterschen Buches,

zur Frage, was kann die neu zu begründende Religion zur Lösung des sozialen Problems beitragen? Salter behandelt diese Frage in den beiden Vorträgen: „Das soziale Ideal" und „Das Problem der Armut." (S. 244—298.)

Er frägt: Was ist die Bedeutung der individuellen Seele, getrennt von der Gesellschaft? Was ist Gerechtigkeit, was ist Liebe, was Großmut, was Ritterlichkeit, was sind Wahrheit, Redlichkeit und Treue, was sind Patriotismus und Gemeingeist, was sind Keuschheit und Mäßigkeit? Setzen alle diese Tugenden, setzt die ganze Moral nicht soziale Beziehungen, das Verhältnis von Mensch zu Mensch voraus? Ja, das innerste Wesen der Moral ist der Ausdruck solcher gesellschaftlicher Beziehungen, sowie das Streben nach sozialer Absonderung, der Individualismus, die wahre und eigentliche Ursünde ist. „Ein Gefühl für die Rechte jedes menschlichen Wesens, und sei es auch das niedrigste und schlechteste, ein Gefühl, das uns nicht erlaubt, es mit Füßen zu treten, wenn es auch im Staube vor uns liegt, eine Empfindung unbeschreiblicher heiliger Scheu, ob selbst mit Mitleid gemischt, sobald irgend eine menschliche Gestalt vor unserm Auge vorüberzieht: — das ist das Maß und der Prüfstein, ja, die ureigenste Bedeutung der Moral."

Aber was ist das soziale Ideal, was sein Inhalt und wie seine Form? — „Wenn wir eine strengere Wahrheit," antwortet Salter, „edlere Formen des Gefühls der Ehre fordern, als sie gewöhnlich unter den Menschen zu finden sind, so geschieht dieses nicht darum, weil wir uns von der Gesellschaft ausschließen wollen, sondern weil wir den Forderungen einer idealen Gesellschaft stattgaben; und wenn wir eine höhere Gerechtigkeit, als der Staat sie verordnet, fordern und wollen, so geschieht dies darum, weil wir uns als Glieder eines höhern Staates bekennen, welcher bisher nur in der Vorstellung existiert. Jede Erhebung über Sitte, und geschriebenes Gesetz ist eine Erklärung, daß das Ideal unsere wahre Heimat ist, ist eine Hingabe an das Ideal gegenüber der Unvollkommenheit des Wirklichen und Sinnenmäßigen. Denn nicht sowohl der Gesellschaft, wie sie thatsächlich beschaffen ist, als dem gesellschaftlichen Ideal gehören wir."

Treten wir den besonderen Eigentümlichkeiten dieses sozialen Ideals unseres amerikanischen Reformers näher, so ergiebt sich, daß er die Gleichheit als die Form seines Ideals ansieht: nicht die Gleichheit der einzelnen in Stellung und Funktion, nicht daß alle dasselbe Werk verrichten oder dieselbe Gegenleistung für ihr Werk empfangen, sondern, daß alle wechselseitig sowohl Zwecke als Mittel seien, daß keiner sich unterfange, einen andern zum bloßen Werkzeug für seine eigene Befriedigung

zu machen, sondern jeder den andern als ein Wesen anerkenne, das Wert und Würde in sich selbst hat.

In Bezug auf die einzelnen Postulate Salters ist es nicht leicht, aus dem ununterbrochenen Strome seiner rethorischen Ergüsse bestimmte und positive Vorschläge herauszufinden. Doch sehen wir, daß in seiner idealen Zukunftsgesellschaft zwischen Nation und Nation wohl ein Völkerrecht herrschen soll; aber Krieg sowohl als Eroberung sollen verboten sein, wenn sie selbstsüchtige Vergrößerung zum Zwecke haben. Die Aufrechterhaltung eines Abhängigkeitsverhältnisses bloß für Handelsinteressen und eigenen Vorteil ohne die bewußte Absicht, diejenigen, welche in diesem Verhältnisse stehen, zu civilisieren und für bürgerliche Pflichten geeignet zu machen, stempelt es zum Verbrechen. Hier hat der Redner offenbar gewisse moderne Kolonialbestrebungen im Auge. Nicht minder sieht er als ein Verbrechen an die Art, wie Amerika den eingeborenen Indianern gegenüber gehandelt hat, obgleich er andererseits zugiebt, daß „die Civilisation ein vollkommenes Recht dazu hat, die Barbarei aus dem ausschließlichen und unfruchtbaren Besitze des Bodens zu vertreiben."

Dann fällt mancher anderer Seitenhieb auf die politischen Zustände Amerikas, wie die Korruption des Beamtentums, welches immer nur im Interesse und zu Gunsten der jedesmaligen politischen Partei, der es angehört, thätig ist. Salter bekämpft, wie dieses schon so oft von einsichtigen amerikanischen Patrioten geschehen ist, den Wechsel der Beamten mit der jedesmaligen Präsidentenwahl und tritt für die Stabilität der Staatsdiener ein. In der Frage, wie sich der Staat gegenüber dem modernen Gesellschaftskampfe verhalten soll, tritt er dafür ein, daß er seine alleinige Aufgabe nicht nur in der Aufrechterhaltung von Ordnung und in dem Schutze von Leben und Eigentum der Bürger sehe, sondern daß er auch eingreife in das soziale Getriebe, um den ökonomisch Schwachen gegen die Ausbeutung des Starken zu schützen. Hier nimmt das Staatsideal Salters eine etwas sozialistische Farbe an, obwohl er ja mit Recht darauf hinweist, daß fast alle modernen Staaten, ohne der sozialistischen Utopie schon dadurch anheimzufallen, seit lange bemüht sind, durch sozialistische Einrichtungen wie durch die Gesetzgebung einen solchen Schutz den schwächeren Gesellschaftsmitgliedern angedeihen zu lassen. „Angenommen," frägt Salter, „das Leben vieler sei kaum des Lebens wert, warum soll der Staat nicht eintreten, es lebenswerter zu gestalten?" Und was das Eigentum anbelangt: „warum," fährt der Redner fort, „soll der Staat sich nicht das Ziel setzen, nicht bloß den augenblicklichen Besitzstand zu beschützen, wie auch immer derselbe gewonnen sein möge, sondern die Gesetzgebung so zu gestalten, daß das Eigentum, ohne vom Staat willkürlich verschenkt zu werden, sich doch allgemeiner verteile? Thut,

frage ich, der Staat seine Schuldigkeit, wenn er durch den Charakter seiner Gesetzgebung, durch Verleihung von Privilegien dahin wirkt, den Prozeß der Anhäufung von Eigentum in den Händen einiger Wenigen zu unterstützen und die Kluft zwischen die verschiedenen Klassen des Gemeinwesens zu erweitern?" Die Lösung des industriellen Problems, die Aufhebung aller nicht selbstverschuldeten Armut, die Erhebung der arbeitenden Klassen zur vollen Würde und zum vollen Werte von freien Männern, für alle die Gewähr wenigstens der Mittel und der Gelegenheit zu wahrem und zu edlem Leben — das ist nach alledem eine sehr einfache Sache. Eine sehr einfache Sache, sage ich, wenn sie auch nicht vollbracht worden ist in den Jahrhunderten der Vergangenheit, und wenn sie auch selbst, ach, in vielen Jahrhunderten der Zukunft vollbracht werden sollte. Nicht durch Arbeiterverbindungen, obwohl diese bei dem gegenwärtigen Elend notwendig und rechtmäßig sind; denn das heißt nur Selbstsucht gegen Selbstsucht, Klasse gegen Klasse hetzen. Nicht durch Unterstützung der Arbeit seitens des Staats, nicht durch eine Art von Gesetzgebung, obwohl beides in seiner Weise nützlich sein mag. Nicht durch verschwenderische Mildthätigkeit, welche diejenigen oft schädigt, welche empfangen und keineswegs diejenigen immer segnet, welche geben, da die Mittel der Mildthätigkeit selbst oft durch rücksichtslose Selbstsucht und Ungerechtigkeit erworben sind. Es ist ein weit einfacheres und weit radikaleres Heilmittel, als irgend eins von diesen. Es besteht: „in der Aufnahme eines neuen Grundsatzes in die Herzen der Menschen. Es besteht darin, das Gesetz des sozialen Ideals anzunehmen und es zum Gesetz des Geschäftslebens selbst zu machen ...."

Und was hat, fragen wir, mit alledem die Religion zu thun, deren Reich ja nicht in dieser Welt ist? „Das ist es ja, antwortet Salter, was die bestehenden Religionen als so vollkommen überlebt und unberechtigt erscheinen läßt. Die bestehenden Religionen haben aufgehört, für ideale Überzeugungen einzutreten. Die heutigen Kirchen sind alle Freunde der bestehenden Ordnung. Die Moral ist eine Überlieferung geworden. Wenig wird jetzt gesagt, die Menschen schamrot zu machen und ihrem Leben und der Gesellschaftsordnung zu widersprechen, durch ein Ideal davon, wie alles dies sein sollte. Wer wird wieder das Banner absoluter Gerechtigkeit emporhalten? Wer wird die Moral ihrer konventionellen Vorstellungen entkleiden und Sünden tadeln, welche jetzt frei ausgehen und Forderungen an die Menschen stellen, von denen sie jetzt nicht träumen? Diejenigen, welche dies thun, welche das Element des Unendlichen in der Moral erkennen, welchen Religion und Gerechtigkeit eins sind, und welche das Gesetz des Höchsten zum Gesetz alles Lebens machen, — sie werden die Herolde, die Propheten der Religion der Zukunft sein."

Was nun bei diesem begeisterten Propheten der neuen sozialen Religion, welcher, wie es scheint, bereits viele Anhänger zählt, besonders interessant erscheint, ist der Umstand, daß diese ganze halb sozialistische, halb religiöse Bewegung in Amerika zwar mancherlei Ähnlichkeiten mit gewissen Strömungen im alten Europa hat, aber doch eine von diesen gerade entgegengesetzte Tendenz zeigt. Während bei uns die Führer der kirchlichen Orthodoxie — sowohl des Protestantismus, als auch des Katholismus — den durch den Fortschritt der Wissenschaften gesunkenen Kredit ihrer Kirchen dadurch wieder zu heben bemüht sind, daß sie dieselben als die einzigen Retter aus der sozialen Not hinstellen, wie dieses durch die Vertreter unserer sog. christlich-sozialen Parteien geschieht, sehen wir in Amerika den umgekehrten Prozeß sich vollziehen. Inmitten einer noch sehr starken, von der philosophischen Kritik wenig berührten Bibelgläubigkeit sucht das religiöse Freidenkertum die populäre sozialistische Strömung, welche in Sachen der Religion meist ein materialistisch-atheistisches Gepräge hat, auf sein Gefilde zu leiten und zwar zu Gunsten einer edlen philantropischen Moral.

Ob diese Bewegung eine Zukunft haben wird? Die Führer derselben scheinen es zu hoffen. In einer Rede, welche Salter am ersten Jahrestage der „Gesellschaft für moralische Kultur" in Chicago unlängst hielt, spricht er sich über die Aussichten und künftigen Erfolge seiner Bestrebungen sehr zuversichtlich aus. Hierbei verfehlt er nicht, bei einem Rückblick auf die bereits erzielten Resultate der Anregung und der Mitwirkung auch anderer Männer, wie die des verdienten Professor Adler in New-York, dankbar zu gedenken. Doch zeigt er auch auf die Grenzen hin, durch welche *seine* Bestrebungen von dem zaghaften Vorgehen von Männern getrennt werden, die sich bei allem guten Willen doch nicht zu dem Entschluß aufraffen können, mit ihrer alten religiösen Tradition ganz zu brechen. Er tadelt jene Lauen, welche wähnen, auf dem Boden der neuen sozialen Bewegung schon zu stehen und es doch noch für möglich halten, mit den Glaubenslehren und den Denkweisen der Vergangenheit einen Vergleich zu schließen — ein Plan, welchen eine falsche Sympathie nicht minder als die Klugheit diktieren kann, welcher aber nichtsdestoweniger die „Aufrichtigkeit des Sinnes und die Kraft der Absolutheit der Überzeugung" vernichtet.

Salter schließt mit dem kategorischen Worte: „Wir treten für den Anfang einer neuen Ordnung der Dinge ein, und eine neue Ordnung der Dinge muß kommen. Die alte liegt im Sterben, wenn sie nicht schon tot ist, in fast allen Geistern von höchster Intelligenz und offenster Redlichkeit ..... Wir bedürfen einer Religion, die alles, was in der privaten Moral heilig ist, behält und die bürgerliche und soziale Tugend zu ihr hinzufügt. Wir *bedürfen einer Religion*, von deren ersten Grundsätzen einer der sein

wird, sich am öffentlichen Leben zu beteiligen, — deren höchster Glaube der sein wird, daß Gerechtigkeit jetzt herrschen kann, und daß die höchste Gerechtigkeit auch die wahrhaft thunlichste ist."

* * *

Die junge, aber schon so mächtige transatlantische Republik, deren ungemessenes Aufstreben die Bewunderung der Welt erregt, hat bisher wenig geistigen Einfluß auf das alternde Europa ausgeübt. Unsere Reaktion ist immer bemüht, auf die sozialen und politischen Schattenseiten dieses Staates hinzuweisen. In Amerikas Dichtern und Schriftstellern jedoch liegt vielfach noch ein reines, jungfräuliches und begeisterungsfähiges Element vor, dessen verjüngendem Einfluß wir uns nicht entziehen sollten. Ja bei einigen ihrer besten Autoren, z. B. bei dem vor einem Decennium verstorbenen Emerson, finden wir Deutschen sogar einen tiefen, uns verwandten Seelenzug. Unsere Vorstellungen von den Amerikanern, welche durch deutsche Touristen und Publizisten meist aus politischer Tendenz gefälscht werden, bedürfen noch gar sehr der Berichtigung. Wenn wir uns ein Bild von dem Wesen des Amerikaners machen wollen, schieben sich unwillkürlich jene Phantasiegestalten unter, wie wir sie aus den Darstellungen Coopers, Sealsfields und Thackerays kennen. Aber wer möchte behaupten, daß diese noch der wahre Ausdruck für das großartig entwickelte Leben der heutigen transatlantischen Republik sei? Freilich der herrschende Zug in der Natur des Amerikaners ist immer noch die rastlose Arbeit im Dienste seines leidenschaftlichen Erwerbtriebs. Hierzu kommt, wie es in einem demokratischen Gemeinwesen selbstverständlich ist, die ausschließliche Herrschaft der öffentlichen Meinung, welche hier eine Macht besitzt, wie in keinem andern Lande der Welt und dem gegenüber das individuelle Denken und Empfinden völlig in den Hintergrund tritt.

Aber es ist unverkennbar, daß seit einigen Decennien sich eine Art Gegenströmung geltend macht, welche von einigen wissenschaftlichen Centren der Union, wie Boston, Philadelphia, New-York und Chicago ausgeht und die sich zunächst als leidenschaftliches Bedürfnis nach geistiger Vertiefung kund giebt. Es ist eine Art von Geistesaristokratie, deren gemeinsames Wesen in dem Verlangen nach einer idealen, über das materielle Treiben hinausgehenden Erhebung sich zeigt. So manche auffälligen und unerklärlichen Erscheinungen in dem Kunst- und Litteraturleben Amerikas finden hier ihre Erklärung. Damit hängt auch aufs innigste die Thatsache zusammen, daß von allen jungen Ausländern, welche deutsche Universitäten besuchen, Amerika das größte Kontingent stellt. Es ist auch nicht zufällig,

daß z. B. die Wagner-Aufführungen in Bayreuth, sowie die Mysterienspiele in Oberammergau von Amerikanern am meisten frequentiert werden.

Doch wird dieser neu erwachte amerikanische Idealismus niemals in hohlen Utopismus und leere Phantastik verfallen. Ein gesunder Zug von Utilitarismus und Realismus wird ihm immer verbleiben. Und diese Mischung giebt das richtige Verhältnis beider Seiten. Die imponierenden Konsequenzen dieser in den besten Männern der Nation treibenden Richtung treten jetzt schon zu Tage, wie die Bildung jener „Ethischen Gesellschaft" beweist. Kein Land kann mitten in einer entsittlichenden Korruption so großartige Beispiele von Bürgertugend, Wohlthätigkeitssinn und Opferfähigkeit aufweisen als dieser transatlantische Staat. Und hieran knüpft sich auch die Hoffnung aller Edlen des Landes. Salter ist nicht blind für die moralischen Schäden seines Vaterlandes und an vielen Stellen des oben genannten Werkes spricht sich eine Bitterkeit und ein schmerzlicher Unmut darüber aus. Aber er faßt sie ganz richtig nur als die Übertreibungen der groß und frei angelegten Natur seiner Landsleute auf. Sie in das rechte Fahrwasser hineinzuleiten, hält er für die erste und dringendste Aufgabe der heimischen Staatskunst und alles patriotischen Wirkens des einzelnen. Und dieser Aufgabe vor allem ist auch die von ihm begründete „Ethische Gesellschaft" gewidmet.

Salter hat offenbar sich ein Vorbild genommen: das ist der edle Emerson, dessen litterarische Denkmale jetzt noch auf die bessern Elemente der Nation von großem Einflusse sind. Emerson war freilich der bedeutendere Schriftsteller, der feingeistigere Essayist und Dichter. Aber Salter ist der größere Redner und Agitator. Indes sind es dieselben erhebenden Ideen, dieselben hochherzigen Empfindungen, die wir hier wie dort finden und es ist löblich von Salter, daß er aus seiner Bewunderung für den Dichter-Philosophen von Boston kein Geheimnis macht. Aber es ist nicht uninteressant, zu sehen, wie Emerson selbst voraussah, daß nach ihm seine Ideen durch thatkräftige Männer einst realisiert werden würden. In einem seiner späteren Vorträge sagte Emerson, gewissermaßen die Bestrebungen der Gegenwart vorausahnend: „Es zeichnet unsere gebildeten Klassen ehrenvoll aus, daß sie an den Beistand glauben, den das Herz dem Verstande leiht und daß sie aus seinen Eingebungen Größe und Stärke schöpfen. Und wenn ich sage, die „gebildeten Klassen", so kenne ich die noch nie dagewesene segensreiche Tragweite dieses Wortes, das heute nicht Hunderte, sondern Millionen umfaßt. Und mehr — wenn ich um mich blicke und das gesunde Material betrachte, aus dem die gebildete Klasse hier besteht, wenn ich sehe, welch hoher persönlicher Wert, welche Menschenliebe, welche Zukunftsverheißungen mit reichem Wissen und praktischer Fähigkeit gepaart sind, wenn ich bedenke,

daß unsere durch Genie und Bildung ausgezeichnetsten Männer dieser Klasse von Wohlthätern angehören — so vertraue ich auf diese hohe Ritterschaft der Tugend — und zweifle nicht, daß die Interessen der Wissenschaft, der Politik, der Humanität gesichert sind. Ich denke, diese Hände sind stark genug, die Republik aufrecht zu erhalten. Ich erkenne die Verheißung besserer Zeiten und größerer Männer."



Wie Tewfik-Pascha Vicekönig wurde.

Von Dr. Bernstein.

(Steglitz.)

Es war in den sechziger Jahren. Ismaïl-Pascha war Vicekönig von Ägypten und der Muffettisch war sein Finanzminister. Ein vollkommeneres Instrument ist in die Hand eines Despoten nie gelegt worden. Wer war dieser Muffettisch?

Jedes Kind in Ägypten kannte ihn, jeder fürchtete ihn. Als Ismaïl-Pascha geboren wurde, kam die Mutter des Muffettisch an den Hof, um als Amme den neugeborenen Prinzen zu nähren. Somit war Ismaïl-Sadyk, benannt der Muffettisch, der Namensvetter und Milchbruder des Vicekönigs. Der aufgeweckte Knabe erhielt freien Unterricht und dann, um der Mutter willen, eine kleine Brotstelle auf der Daïra-Sanïeh, d. h. auf den Domänen des Vizekönigs.

Selbst aus den Reihen der Fellachen hervorgegangen, kannte Ismaïl-Sadyk ihre Lebensgewohnheiten wie niemand, ihre Listen und ihre Schlupfwinkel; durch seine Anstelligkeit, seine Schlauheit rückte er schnell zum Gutsverwalter auf und dann zum Muffettisch oder Inspektor der Domänen, welche übrigens nicht besonders umfangreich waren.

Seine gesprächige, heitere, witzige Laune mag den Muffettisch ebensosehr empfohlen haben, wie seine unbedingte Ergebenheit, und so wurde er der unzertrennliche Diener und Freund des Vicekönigs. Seine besondere Brauchbarkeit zeigte sich, wenn es, ohne Aufsehen zu erregen und ohne in die eigene Tasche zu greifen, galt, die Fellachen aus ihrem Eigentum herauszumanövrieren, sie auf anderen, minderwertigen Ländereien anzusiedeln und so die besten, fruchtbarsten Grundstücke für den Vicekönig zu erwerben. Ihm

hat Ismaïl-Pascha das lawinenartige Anwachsen seiner Domänen, welche binnen zwei Jahren 600,000 Feddan, in der Folge sogar 900,000 Feddan, d. h. ungefähr ein Fünftel des ganzen kultivierten Landes, umfaßten, zu verdanken.

Daß der Muffettisch sich selbst dabei nicht vergaß, ist nach orientalischen Begriffen nur selbstverständlich. Es dauerte garnicht lange, so besaß der arme Fellah, der Sohn der Amme, 30,000 Feddan des besten Landes.

Wenn er die Fellachen zu tausenden zu unentgeltlicher Frohnarbeit auf den Gütern seines Herrn zusammentrieb, dann war es eine Kleinigkeit, bei derselben Gelegenheit auch seine eigenen Grundstücke kostenfrei zu bestellen.

Auch deutete er öfter dem Vicekönig an, wenn dieser sich in Geldverlegenheit befand, was nur zu häufig der Fall war, daß er das Geld wohl aufzutreiben wüßte, wenn er nur dürfte. Damals war Ragheb-Pascha Finanzminister, ein Türke von echtem Schrot und Korn, ein würdevoller, höchst respektabler Greis, aber ein Mann der alten Schule, der es vortrefflich verstand, mit schönen, wohlgesetzten Reden die Gläubiger des Vicekönigs auf die Zukunft zu vertrösten oder auch durch allerlei Ausflüchte oder neuersonnene Zahlungsförmlichkeiten und Schreibereien hinzuhalten, um Zeit zu gewinnen. Aber das waren abgestandene Künste, die nicht lange vorhalten konnten und durch welche er die notwendigen Millionen nicht aus der Erde zu stampfen imstande war. Offenbar war der Finanzminister nicht auf der Höhe der Zeit und so wurde er denn eines Tages, als sich ein passender Vorwand fand, entlassen und anstatt seiner der Muffettisch zum Finanzminister ernannt.

Von ihm erwartete man Großes und er hat die Erwartung nicht getäuscht. In seinem Heimatsdorfe die Fellachen, seine früheren braunen Kollegen, machten große Augen, als sie ihresgleichen so hoch emporsteigen sahen, und auch die Andern im Delta, in Ober-Ägypten, im ganzen Nilthal machten große Augen, als sie die Gründlichkeit und wilde Energie gewahr wurden, mit welcher die Eintreibung der Steuern jetzt vor sich ging. Der Finanzminister begann damit, daß er den Kurbatsch, d. h. die Nilpferdpeitsche, dieses uralte, patriarchalische Hilfsmittel der Steuereintreibung, als eine zu milde, veraltete Methode, von der ersten Stelle absetzte und statt dessen die Palmblattrippe, über einem gelinden Feuer geröstet und gehärtet, zu Ehren brachte. Diese neue Institution wirkte Wunder. Erstens schreckte sie die Einbildungskraft des Fellah wegen ihrer Neuheit und dann schreckte sie in Wirklichkeit wegen ihrer einschneidenden Schärfe und Beweiskraft. So, meinte er, würden Steuerhinterziehungen am wirksamsten bekämpft. Das waren keine Friedenspalmen, die jetzt geschwungen wurden, das waren Wünschelruten eigener Art, die den verborgenen Schatz gar schnell zu Tage

förderten! Die Überlegenheit des Finanzministers war offenbar, sein neues System hatte sich glänzend bewährt.

Andrerseits war es wirklich bewunderungswürdig, in wie kurzer Zeit er sich die nötigen Kenntnisse im Rechnungswesen aneignete, wie schnell er sich in das ausländische Bankwesen einarbeitete und wie bald er den europäischen Bankiers und Bankagenten gegenüber, obwohl er keine Sprache als arabisch verstand und sich des Dollmetschers bediente, bei Unterhandlungen von Kaufverträgen und Anleihen den Meister herauskehrte und wie er über Nacht selbst den Vicekönig in Schatten stellte, dessen große Leidenschaft es war, die Pastré, Sinadinó, Oppenheim, Erlanger, Bischoffsheim, Cernuschi und wie sie alle hießen, Tage lang und halbe Nächte lang hinzuhalten und durch Unterhandlungen zu ermüden, um ihnen einen bessern Zinsfuß oder bessere Amortisationsbedingungen zu entlocken. Denn längst hatte man zu Anleihen seine Zuflucht nehmen müssen. Die übertriebene Zähigkeit des Vicekönigs hatte leider die Folge, daß die Bewerber, welche er gegeneinander auszuspielen wähnte, sich heimlich einigten, einander bei Tag und bei Nacht in seinem Kabinett ablösten, um die dringenden Verlegenheiten des Staatsschatzes voll auszunutzen und die Beute zu teilen. Und wenn der Vicekönig unter solchen Verhältnissen sich einen Zinsfuß von dreizehn, vierzehn oder fünfzehn Prozent, gegen Verpfändung aller möglichen Sicherheiten, gefallen lassen mußte, so schmerzte das sehr. Es schmerzte um so tiefer, da er sich gar zu gern als finanzielle Kapazität ersten Ranges rühmen hörte und durch seine glänzende Überredungsgabe und seine seltene Beherrschung des Französischen alle Welt zu verblüffen meinte.

Daher war es ihm eine sehr angenehme Überraschung, als ein Franzose, Mr. Lachevardière, mit einem Ordensbändchen im Knopfloch, sich vorstellen ließ und im Namen einiger namhafter französischer Bankinstitute Geld zu sehr vorteilhaften Bedingungen anbot. Er widmete sich mit Eifer dem wunderthätigen Franzosen und war nicht wenig stolz, als er eine bedeutende Anleihe zu achtdreiviertel Prozent zum Nennwert zustande brachte. Freilich beunruhigte es ihn ein wenig, als der Muffettisch ihm mitteilte, daß die ägyptischen Obligationen augenblicklich im Auslande zum Kurse von neunzig notiert waren. Wie konnte also Mr. Lachevardière mit hundert bezahlen wollen, was er am offenen Markte nur mit neunzig absetzen konnte? Aber das war seine Sache. Vielleicht machte er sich eine Ehre daraus, vielleicht wollte er die andern ausstechen! Um nur den dringendsten Verpflichtungen der Staatskasse zu genügen, brauchte man sofort zwanzig Millionen Franken; es handelte sich um längst fällige Zahlungen an auswärtige Fabrikanten. Diese stellte Mr. Lachevardière sehr zuvorkommend auf Rechnung der Anleihe, gegen Garantieschein der ägyptischen Regierung, sofort zur Verfügung.

Das Geschäft war abgemacht, der Anleihevertrag vollzogen und Mr. Lachevardière nach Paris abgereist.

Der Vicekönig befahl dem Muffettisch, zwanzig Garantiescheine von je einer Million Franken nach Paris zu senden und gleichzeitig an die Fabrikanten Wechsel, in Höhe ihrer Forderungen, auf die von Lachevardière bezeichneten Banken gezogen, abgehen zu lassen. Nach einiger Zeit kamen sämtliche Wechsel, Mangels Zahlung, protestiert aus Paris zurück, was abgesehen von der großen Demütigung, nach dem französischen Gesetz, eine Stempelstrafe von vier Prozent und große Gerichtskosten nach sich zog. Das war also ein barer Verlust von fast einer Million Franken.

Böses ahnend, ließ sich der Vicekönig die Vollmachten des Mr. Lachevardière, der sich ja als Vertreter verschiedener Bankinstitute eingeführt hatte, aus dem Finanzministerium holen. Unmöglich diese Vollmachten aufzufinden! Wo waren sie geblieben? Ragheb-Pascha war außer sich vor Verdruß, denn die Einreichung der Vollmachten hatte einige Tage vor seiner Entlassung stattgefunden. Er verfiel infolge der Vorwürfe des Vicekönigs und infolge des Ärgers in eine schwere Krankheit — aber die Vollmachten des flinken Franzosen blieben verschwunden.

Telegraphisch befragt, beteuerte Mr. Lachevardière hoch und heilig, die zwanzig Millionen in Garantiescheinen niemals erhalten zu haben, daher auch nicht in der Lage gewesen zu sein, zu zahlen. Der Muffettisch schwor hoch und heilig, daß er die Garantiescheine an eben demselben Tage, wie die Wechsel, abgeschickt habe.

Er hatte sie in der That abgeschickt und zwar durch den Ceremonienmeister Zeky-Bey. Dieser bartlose, ob seiner Ehelosigkeit angestaunte, am Hofe des Vicekönigs sehr beliebte alte Junggeselle, mit seinem gemessenen, beinahe feierlichen Wesen, war die Vorsicht in Person. Ihm hatte er die 20 Garantiescheine anvertraut. Auch hatte er ihm sehr strenge Weisungen mitgegeben. Da ihm nämlich Mr. Lachevardière und die ganze Anleihe verdächtig vorkam, so hatte er eingeschärft, die zwanzig Millionen nicht aus der Hand zu geben. Es sei eine diplomatische Sendung, in der er nach Paris gehe. Seine Diplomatie solle darin bestehen, daß er zwar nach Paris gehe, aber niemals nach Paris komme, daher am besten schon in Marseille erkranken und sich sofort ins Bett legen müsse, und zwar so lange, bis er ihn telegraphisch zur Weiterreise nach Lyon ermächtige, und in Lyon müsse er sich ebenfalls sofort wieder ins Bett legen u. s. w.

Voll Eifers für seine erste diplomatische Sendung wurde Zeky-Bey schon unterwegs auf dem Schiffe krank und legte sich in Marseille begeistert zu Bett, in welchem er eine Woche blieb, bis eine Depesche ihn aus dem Marseiller Bett erlöste und nach Lyon aufs Krankenlager warf. Auch hier

legte er eine glänzende Probe seines diplomatischen Könnens ab, bis ihn endlich ein Befehl des Muffettisch nach Alexandrien zurückberief. Für diese aufreibende diplomatische Thätigkeit im Dienste des Vaterlands verschaffte ihm der Muffettisch einen türkischen Orden. Von der Anleihe des Mr. Lachevardière war keine Rede mehr. Dem Muffettisch war es zu danken, wenn der Verlust sich nur auf eine Million Franken bezifferte. Der Vicekönig überließ künftig die Einleitung und Unterhandlung von Anleihen dem Finanzminister, zu dessen eigenstem Ressort sie gehörten, und dieser schloß niemals eine Anleihe, ohne für sich, nach dem Brauche des Landes, ein sehr bedeutendes Bachtschisch, d. h. Geschenk, zu sichern.

Daß die fortwährenden, teils im Auslande, teils im Inlande, unter drückenden Bedingungen, abgeschlossenen Anleihen, deren Zinsfuß zeitweise zwanzig und dreißig Prozent erreichte, zum Ruin der Finanzen führen mußten, das war ja vorauszusehen. War denn das Land zu arm, waren denn die Staatseinnahmen Ägyptens unzureichend, eine geordnete Verwaltung zu ermöglichen?

Die Haupteinnahmequelle Ägyptens, welches vorwiegend ein Ackerbaustaat ist, war von jeher die Grundsteuer. Die Gesamtfläche des kultivierten Bodens schwankt zwischen fünf und fünfeinhalb Millionen Feddan, je nach der Höhe der Nilüberschwemmung und je nach dem Zustand der Kanäle. Davon waren dreieinhalb Millionen Feddan fast ausschließlich in Händen der Fellachen, man nennt sie „harraggi", mit einer durchschnittlichen Besteuerung von dreißig Mark pro Feddan. „Aschuri" hießen anderthalb Millionen Feddan, welche dem Vicekönig und reichen Paschas gehörten und durchschnittlich mit zehn Mark pro Feddan besteuert waren. Zu dieser Kategorie gehört das beste und fruchtbarste Land des Nilthals und es ist eine schreiende Ungerechtigkeit, daß die Reichen und Mächtigen kaum den dritten Teil der Grundsteuer zahlen, die der arme Fellah zu erlegen hat. Dann kommen noch die steuerfreien „Wakf", d. h. Kirchenländereien, etwa eine halbe Million Feddan, welche durch Legate und Vermächtnisse der Gläubigen den Moscheen zugewendet wurden, in Betracht, und aus deren Erträgen die Instandhaltung der Gebäude und die Ausgaben für den Gottesdienst bestritten werden. Obwohl diese Erträge sehr bedeutende sind, so sieht man doch nirgends in der Welt so verwahrloste Gotteshäuser, wie im Orient, so daß die schönsten Denkmäler einer großen Vergangenheit, die glänzenden Bauten altarabischer Kunst, einem traurigen Verfalle preisgegeben sind.

Die erwähnten Grundsteuern brachten damals jährlich gegen siebeneinhalb Millionen Pfund oder einhundertfünfzig Millionen Mark. Dazu kamen noch fünf Millionen Pfund oder hundert Millionen Mark aus den

Erträgen der Zölle, Gefälle und Eisenbahnen, sodaß die Staatseinnahmen des Vicekönigs insgesamt sich jährlich auf zwölfeinhalb Millionen Pfund oder gegen zweihundertfünfzig Millionen Mark beliefen. Damit, sollte man meinen, hätte sich schon eine ordentliche Staatsverwaltung einrichten lassen, wenn man erwägt, daß Ismaïl-Paschas Großvater, Mehemed-Ali, mit einer Einnahme von jährlich fünf Millionen Pfund oder hundert Millionen Mark, wovon die Hälfte aus der Grundsteuer floß, wirtschaften mußte. Damit hat er jahrelange Kriege geführt, wobei zeitweise 195,000 Mann im Felde standen und hat das türkische Reich in den Grundvesten erschüttert, hat seine Dynastie fest aufgebaut und durch zeitgemäße Reformen in allen Zweigen der Verwaltung eine wahre Wiedergeburt Ägyptens eingeleitet.

Die Grundsteuern hatten sich also seit Mehemed-Alis Zeiten, d. h. binnen dreißig Jahren, verdreifacht. Nichtsdestoweniger haben diese Steuern, wenn sie auch ungerecht verteilt sind, an sich nichts drückendes für den Fellah. Die Franzosen müssen für weniger fruchtbares Land die doppelte, die Engländer die dreifache Grundsteuer entrichten. Aber die Art der Eintreibung und eine Menge willkürlicher Nebensteuern machen die Grundsteuer zur unerträglichen Plage und führen die Zerrüttung der Fellachen herbei.

Wenn der Finanzminister Geld brauchte, und es vergingen keine vier Wochen unter Ismaïl-Pascha, wo er nicht in der dringendsten Geldverlegenheit war, so verteilte er, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, auf den augenblicklichen Saatenstand, also auch ohne Rücksicht auf die Zahlungsfähigkeit des Landwirts, den Bedarf nach einem feststehenden Verhältnis auf die Provinzen, deren Mudire, d. h. Gouverneure, ihre Quoten auf ihre sämtlichen Distrikte abwälzten, die Distriktsvorsteher, oder Mamure, aber auf ihre sämtlichen Ortsvorsteher oder Schech-el-belled. Vom Schech-el-belled wurden die einzelnen Steuerpflichtigen herangezogen, aber der Schech-el-belled blieb für seine ganze Steuerquote verantwortlich, sowie der Mamur für den Gesamtsteuerbetrag seines Distrikts und der Mudir für den seiner Provinz.

Die Folge ist, daß die bessersituierten Fellachen jedesmal, wenn der Steuereinnehmer nebst Kawassen, d. h. mit bewaffnetem Gefolge, seine Runde macht, noch nachträglich, obwohl sie ihre Steuern bezahlt haben, Steuerzuschläge zahlen müssen, um die durch die Säumigen und Zahlungsunfähigen entstehenden Ausfälle zu decken. Ein echter Fellah ist aber in solchem Falle zu stolz, um ohne Kurbatsch sein Geld herauszugeben. Gelingt es dem Schech-el-belled nicht, auf diese Weise den ganzen Rückstand herauszubekommen, oder sagen wir herauszuschlagen, so muß er mit dem eigenen Vermögen einspringen, sonst wird er vom Mamur ebenfalls dem Kurbatsch

unterworfen, sowie dieser vom Mudir. Diese Rechtsgleichheit vor dem Gesetze, oder vielmehr vor dem Kurbatsch, war die einzige, die dem Fellah ganz klar zum Bewußtsein gebracht wurde.

Wenn die Wohlhabenderen auf die erwähnte Weise einige Mal im Jahre für die Widerstrebenden oder Unvermögenden eintreten müssen, so ist unausbleibliche Folge, daß auch sie schnell verarmen. Was ist das Ende vom Liede? Die Zahlungsunfähigen mehren sich und verschwinden aus dem Orte, um sich der Palmblattrippe, welche immer grausamer gehandhabt wird und den Gefängnisstrafen, wobei die Säumigen mit schweren Ketten aneinandergefesselt werden, zu entziehen. Die verlassenen Äcker verderben und veröden sehr schnell unter dem ägyptischen Sonnenbrande. Das Häuflein der Bessersituierten, die den Schech-el-belled umgeben, schmilzt zusammen und eines Tages steht er einem klaffenden Steuerrückstande ratlos gegenüber und zieht ebenfalls vor zu verschwinden, nach entfernten Provinzen oder nach Syrien, was in einem Lande, wo es keine Standesämter giebt, nicht schwer fällt. Wenn der Steuereinnehmer erscheint, dann ist die Stätte, bis auf einige invalide Frauen und Greise, leer und verlassen. So sind viele Ortschaften unter Ismaïl-Paschas Regierung verarmt und aufgegeben worden. Die verlassenen Ländereien werden dann einfach gegen Bezahlung der Rückstände an andere Fellachen vergeben oder, ist der Boden gut, an Günstlinge verschenkt oder auch für die Regierung mit Beschlag belegt. Oft nimmt die Sache einen andern, für den Fellah nicht weniger unglücklichen Ausgang.

In notleidenden Ortschaften erscheint zugleich mit dem Steuereinnehmer der mit ihm gemeinsam operierende Grieche. Das ist der geborene Wucherer Ägyptens, der auf diesem Gebiete unübertroffen dasteht. Sein einziger ernster Rivale ist der Schami, d. h. der Syrier. Gegen den Griechen sind die Juden und Armenier die reinen Waisenknaben, Stümper, die vom Geschäft nichts verstehen.

Der Grieche begnügt sich selten und nur in einem Anfall von Edelmut mit einem Zinsfuß von drei Prozent monatlich; gewöhnlich nimmt er fünf Prozent und kurz vor der Ernte, wenn das Geschäft blüt, acht und zehn Prozent monatlich, den Monat zu vier Wochen gerechnet. Dabei muß ihm der Fellah seinen Acker zur Sicherheit verschreiben und falls dieser zur Verfallszeit nicht zahlen kann, so beantragt er, seitdem die neuen gemischten Tribunale eingeführt sind, die gerichtliche Zwangsversteigerung. Das frühere Gesetz gestattete solche Enteignung Schulden halber niemals, außer mit Einwilligung des Schuldners. In der Subhastation kauft der Grieche, der die nötigen Schliche kennt, den verpfändeten Acker für einen Spottpreis, der den Schuldbetrag nicht deckt. Der Schuldner bleibt auch für den ausgefallenen

Rest in alle Zukunft verantwortlich — eine große Härte und Ungerechtigkeit. Es vollzieht sich unaufhaltsam ein großartiger Besitzwechsel zu Gunsten der griechischen Wucherer und erklärt die erbitterte Mißstimmung, welche gegen die kostspieligen gemischten Tribunale auf dem Lande herrscht. Hat sich aber noch einmal der Grieche zu einer Stundung der Schuld herbeigelassen, so muß ihm der Schuldner einen Bürgen stellen, der mit seinem Acker für Kapital und Zinsen haftet. Natürlich wird auf diese Weise sein Geschäft immer schöner. Wehe aber, wenn der Grieche auf jede Zinszahlung verzichtet und bei der Aussaat, wo der Fellah Geld braucht, ausgemacht wird, daß das Darlehen in Bohnen oder Gerste oder Baumwolle zum halben Marktpreise zurückgezahlt werden soll! Da die Bohnen und die Gerste höchstens 120 Tage, die Baumwolle 180 Tage bis zur Reife im Boden bleibt, so entspricht diese Abmachung einer Verzinsung von zweihundert bis dreihundert Prozent im Jahre.

Der des Lesens und Schreibens unkundige Fellah ist dem Griechen gegenüber, der auch ein Eingeborener von griechischem Stamme ist, sowohl seiner höheren Bildungsstufe, als auch seiner rücksichtslosen Habgier wegen, ganz wehrlos. Wo man in Ägypten auf den Dörfern ein größeres, modern ausschauendes, weißgetünchtes Gebäude von weitem ragen sieht, mit wohlgepflegtem Gemüsegarten, voll Bamien, Tomaten und Eierfrucht, da kann man mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß da der Grieche wohnt, dem die besten Äcker ringsum gehören, und dem das benachbarte Dorf mit Leib und Seele verpfändet ist.

Was nun die vorerwähnten landwirtschaftlichen Nebensteuern betrifft, so wäre ich in Verlegenheit anzugeben, was unter Ismaïl-Pascha in Ägypten nicht besteuert war? Es existieren z. B. offiziell dreieinhalb Millionen Palmbäume. Zur Bequemlichkeit des Steuererhebers sind sie in drei Klassen geteilt.

Zur ersten Klasse gehören die ausgewachsenen, mindestens zwölf Jahre alten Palmen, welche einen vollen Ertrag liefern und jährlich mit zehn Piastern oder zwei Mark besteuert sind. Aber auch die männlichen Palmen desselben Alters, welche gar keine Frucht geben, aber zur Befruchtung der andern unentbehrlich sind, zahlen die gleiche Steuer. Die zweite Klasse umfaßt die sieben bis zwölf Jahre alten Palmen und zahlt fünf Piaster oder eine Mark pro Palme. Die dritte Klasse mit dem Nachwuchs, der noch keine Frucht trägt, zahlt drei Piaster oder sechzig Pfennige pro Palme. Selbstverständlich wird infolgedessen der Nachwuchs in unverantwortlicher Weise zerstört.

Aber nach Entrichtung des erwähnten Steuerbetrages hat die Palme ihrer Steuerpflicht noch lange nicht genügt. Denn wenn eine ausgewachsene Palme ihre zehn Piaster erlegt hat, so geschah es nur für das Recht zu wachsen,

zu atmen, Frucht zu bringen, überhaupt zu existieren. Der Steuererheber fordert noch eine besondere Steuer für ihre Zweige, für ihre Blätter, für die Blattrippen und für den Bast und stellt sich ein, sobald der jährliche Schnitt stattfindet. Außerdem muß das verarbeitete Material besonders versteuert werden, also die Palmenstricke, die Palmbastmatten, die Palmenkörbe, die Palmenkisten, die Palmenbesen und die Palmenfächer. Vor allen Dingen aber muß die Dattel, wenn sie zum Markte gebracht wird, besteuert werden.

In Folge dieser Steuerplackereien sind die Palmen an Zahl sehr zurückgegangen. Ein großer Verlust für das Land! Denn in Hungerjahren, wenn der Nil ausgeblieben ist, d. h. nicht die normale Höhe erreicht hat, dann ist die Dattel oft die letzte Zuflucht des Fellah. Während in der Trockenheit alle Vegetation abstirbt und alle Kulturen versagen, bleibt der Ertrag der Datteln unberührt, denn die Palme reicht mit ihren ungeheuer langen Wurzeln bis unter den tiefsten Wasserstand des Nil und bringt in Tiefen, wo sie seine meilenweiten seitlichen Infiltrationen erreichen kann. Auch in gefährlichen Überschwemmungsjahren ist kein Baum geeigneter als die Palme, durch ihr mächtiges Wurzelwerk, die Dämme zu schützen.

Nichtsdestoweniger wenn der Steuererheber in Sicht ist, dann hilft es nichts, dann muß der arme Fellah mit schwerem Herzen seinen Stolz, die Zierde seines Ackers opfern und die herrlichen Bäume fällen. Aber Ismaïl-Pascha war auf der Höhe seines königlichen Berufes. Trotzdem die Palmen abgehauen waren, ließ er den betreffenden Steuerbetrag, ohne die Veranlagung zu ändern, jedesmal dem Stammgrundstück zuschreiben, sodaß diese „abgehauene Palmensteuer“ noch den Eigentümer belastete, wenn die Erinnerung an die Palmen längst erloschen war.

Die menschliche Kreatur, der arme Fellah, wurde genau so wie seine Palmen behandelt. Der Erfindungsgeist des Muffettisch im Besteuern seines mühsamen Tagewerks ist schwerlich jemals überboten worden. Der Steuererheber und der arme Fellah sind unzertrennliche Lebensgefährten. Er meldet sich gleich bei der Geburt, und zwar zuerst wegen der Salzsteuer, welche pro Kopf der Bevölkerung erhoben wird und 6 Piaster 10 Para, d. h. 1 Mk. 25 Pf. beträgt. Das macht auf eine Durchschnittsfamilie von acht Köpfen zehn Mark jährlich, die an die Regierung, welche das Salzmonopol hat, entrichtet werden müssen, ob man Salz braucht oder nicht. Das ist eine große Härte, weil der Arme in Ägypten niemals Salz kauft. Die Natur bietet ihm Salz im Überfluß. Auf niedrigen Bodenstellen und am Rande der Wüste schwitzt und kristallisiert das Salz sehr häufig aus dem Erdboden, von weitem sichtbar, und braucht nur aufgelesen zu werden.

Die elende Erdhütte des Fellah ist mit der Gebäudesteuer belastet, oder, falls er zu Miete wohnt, dann ist sein Mietsvertrag besteuert. Außer

seinem Grundstück ist auch sein Viehstand besteuert, und zwar jedes einzelne Tier, das Schaf, die Kuh, der Büffel, das Kameel, der Esel, das Pferd u. s. w. Besonders drückend ist die Schafsteuer, und die Schafzucht ist im Lande infolgedessen sehr zurückgegangen. All diese Tiere sind einmal als Arbeitsgefährten des Fellah, wenn sie auf dem Felde sind, besteuert und zum zweiten Male, wenn sie zum Verkauf zum Markte kommen. Selbst der Mist der Tiere, wenn er zu flachen Kuchen geknetet und getrocknet, als Brennmaterial, zu Markte kommt, ist besteuert. Um verkaufen zu können, muß der Fellah einen Gewerbeschein haben, der auch besteuert ist. Der Ertrag seines Grundstücks ist ebenfalls besteuert, stellenweise sogar sehr hoch besteuert. So muß der Tabak mit 250 Piaster, also mit fünfzig Mark, pro Feddan, außer der laufenden Grundsteuer, besteuert werden. Auch sein Ackergerät und sein Handwerkszeug ist besteuert. Sein Karren, sein Boot auf dem Nil sind besteuert. Selbst sein Darlehn, das er in seiner Verzweiflung beim Griechen aufnimmt, um seine Steuern zu bezahlen, ist besteuert. Der Steuererheber begleitet ihn auf Schritt und Tritt und verläßt ihn erst am offenen Grabe, nein er verläßt ihn auch da noch nicht, bis seine Verwandten die Bestattungssteuer für ihn erlegt haben. Nur eine Steuer hat der Muffettisch vergessen, eine Jahressteuer für den armen Fellah, für das Recht, ungestört im Grabe ausruhen zu können.

Es ist, wie gesagt, unmöglich, allen Steuerquellen nachzugehen. Sie bilden ein undurchdringliches, unzerreißbares Gewebe, in welchem sich die besten Kräfte der braunen Kinder erschöpften. Was half es ihnen, daß gerade damals, infolge des amerikanischen Bürgerkrieges, die Nachfrage nach ägyptischer Baumwolle in ungeahnter Weise sich geltend machte und ein wahrer Goldstrom sich von Liverpool nach Alexandria jahrelang ergoß, da jeder von dort ankommende Dampfer ungeheure Summen baren Geldes als Gegenwert für die ausgeführten Baumwollladungen brachte? Der Muffettisch sorgte dafür, daß dieser Segen sich für den armen Fellah in gesteigerte Arbeit, erhöhte Steuern, vermehrtes Elend, kurz, in Unsegen umsetzte. Aber wie? War denn der Muffettisch wirklich ganz unempfindlich und taub für die Wehklagen, die zum Himmel emporstiegen? Nein! Aber er war im Banne einer Idee. Die Idee eines Finanzministers ist ein gefährlich Ding, zumal wenn sie auf einem Rechenfehler beruht. Er hatte aus den statistischen Tabellen des damaligen mehrjährigen Baumwoll-Exports zu steigenden Preisen einen ungeheuren Einnahmeüberschuß für Ägypten herausgerechnet. Wo blieb dieser Überschuß? Es quälte ihn Tag und Nacht, daß er diesen unproduktiven Überschuß, der irgendwo, vielleicht im Erdboden versteckt sein müsse, nicht finden konnte. Wenn er diesen Überschuß nur entdecken könnte, dann wäre alles gut, denn damit hätte er alle

ausländischen Schulden bezahlt. Ihm war die Abhängigkeit von Europa, wie sie der Vicekönig durch seine Anleihen heraufbeschwor, ein Dorn im Auge. Er fühlte national, er schwärmte für nationales Geld, für nationale Schulden und, fügen wir hinzu, für nationale Ketten. Er kam damit einer Idee des Vicekönigs auf halbem Weg entgegen.

Der Vicekönig hatte nämlich viel und tief darüber nachgedacht, warum wohl sein und seines Landes Kredit so ungenügend, so sehr gesunken sei, während in Paris sich Anleihe an Anleihe, wie eine ewige Perlenschnur aneinanderreihte, ohne den Kredit merklich zu erschüttern? Auch er wollte, wenn es sein nützte, konstitutionell regieren, wie sein großes Vorbild an der Seine. Der Kaiser Napoleon saß damals noch fest auf dem Throne Frankreichs. Der Napoleonische Ideenkreis beherrschte nicht nur die europäischen Staaten durch seine politischen Schlagworte, seine offizielle Lügenpresse, seine Moden, seine Operetten, sondern machte sich noch auffälliger, noch zudringlicher in Ägypten geltend. Die konstitutionelle Komödie in Paris wurde hier zum Satyrspiel und zur Posse, als der Vicekönig und der Muffettisch, um die nach europäischen Begriffen unentbehrliche Kontrole zu schaffen, die Delegiertenversammlung, d. h. das ägyptische Parlament beriefen. Suchte man an der Seine um die parlamentarische Steuerbewilligungsmaschine ein liberales Mäntelchen zu hängen oder blendende Dekorationen von Volksbeglückung, Civilisation, Nationalitätsprinzip, natürlichen Grenzen vorzuschieben und eine flüchtige Täuschung zu bewirken, so herrschte am Nil, wie an einer Provinzbühne, der krasse ungeschminkte Egoismus. Die glänzenden Dekorationen waren hier elende Versatzstücke, die niemand täuschen konnten, wo Strebertum, Freibeuterei und lauteingestandene Grundsatzlosigkeit das öffentliche Leben beherrschten. Damals ging überhaupt ein abenteuerlicher Zug durch die Politik, den Handel, die Kunst, das Privatleben, wie eine Seuche, von der die besten Ärzte nicht zu sagen wußten, ob sie durch Ansteckung oder spontan entstanden war. Jedenfalls war Paris der Hauptherd dieser Seuche, aber die ganze Welt schien verseucht. Vielleicht wird diese Epoche in der Weltgeschichte einmal einen besondern Namen tragen und, um mit einem einzigen Worte diesen moralischen Zersetzungsprozeß zu kennzeichnen, das Zeitalter der Korruption heißen.

Die Degiertenversammlung war also nach Kairo berufen. Denkwürdig war die erste Sitzung, für welche der Muffettisch vom Vicekönig den interessanten Auftrag erhalten hatte, den Delegierten ihre spezielle Aufgabe zu erläutern und ihnen einen Begriff von konstitutioneller und parlamentarischer Regierung zu geben. Als er ihnen angedeutet hatte, daß die regierungsfreundlichen Mitglieder gewöhnlich auf der rechten Seite Platz nehmen, auf der linken aber diejenigen, die zur Opposition gehören, so stürzten sämtliche Delegierte

mit dem Ausrufe „Daß Gott verhüte!“ auf die rechte Seite. Darauf setzte ihnen der Muffettisch auseinander, daß eben zum Wesen einer parlamentarischen Versammlung, wie Licht und Schatten, zwei gegensätzliche Parteien gehören und daß die allergetreueste Opposition Seiner Hoheit des Vicekönigs sich ums Vaterland ebenso verdient mache, wie die Anhänger der Rechten — aber es half nichts, niemand wollte die verlassene Seite wieder einnehmen. „Allah bewahre uns selbst vor dem Scheine einer Opposition gegen unsern erhabenen Herrscher und seinen großen Muffettisch!“ Solche Loyalität entstammte der väterlichen Erziehung mit dem Kurbatsch.

Der Muffettisch wußte mit den Delegierten trefflich umzugehen. Die ungeheuerlichsten Budgets, die drückendsten neuen Steuern wurden ihm spielend bewilligt, sobald er z. B. auf die entehrende Alternative hinwies, sich an europäisches Kapital und an Ungläubige wenden zu müssen. Oder gesprächsweise, im familiärsten Ton, indem er sich zu ihnen setzte, unter Lachen und Scherzen schlug er ihnen ein patriotisches Opfer vor. Jeder solle freiwillig sich selbst besteuern und nicht mehr geben als ihm lieb ist und als der gute Effendina, d. h. der Vicekönig, ihm wert ist, und sei's auch nur, um dem Lande mit gutem Beispiel voranzugehen. Sofort überbot einer den andern mit klingenden Beweisen seiner Ergebenheit. Er ließ durch seinen anwesenden Katib, d. h. Schreiber, alles genau notiren und dann, wehe dem, der zögerte oder Ausflüchte machte, der nicht auf Heller und Pfennig seinen Beitrag leisten wollte, denn die ägyptischen Delegierten waren durchaus nicht unverletzlich! Auf die unbarmherzigste Weise würde ihnen die Palmblattrippe zu Gemüte geführt haben, daß man in diesem Jammerthal vor allen Dingen Wort halten müsse.

Soviel gute Laune neben soviel Grausamkeit ist eine Mischung, welche für das Wesen des Muffettisch bezeichnend ist. Er hatte den Teufel im Leibe, einen bösartigen und einen gutartigen zugleich.

So wurde die Delegiertenversammlung, statt eines Hortes der Freiheit und Wohlfahrt, in der Hand des Muffettisch ein Werkzeug der Bedrückung, das er meisterhaft handhabte, das aber für die Zukunft des Volkes nicht ohne erziehlichen Wert war.

Er setzte auch die Mukaballah durch, ein Gesetz, das wohl nie und nirgends seinesgleichen hatte. Als jede Einnahmequelle des Landes verpfändet und kein ausländisches Kapital mehr zu haben war, ersann er folgenden Ausweg.

Jeder Grundeigentümer sollte von der Hälfte seiner Grundsteuern für alle Zeiten befreit sein, außerdem eine giltige, staatlich anerkannte Besitzurkunde für seinen Grund und Boden erhalten — die Mehrzahl der Eigentümer hatte kein Hodjet oder, wie wir sagen würden, keine Grundbuchein-

tragung — dagegen sollten sie freiwillig, außer den laufenden Steuern, die im voraus längst eingetrieben waren, sechs Jahressteuerbeträge auf einmal entrichten. Der Staat machte ein sehr schlechtes Geschäft, indem er gerade von den sichersten Steuern, denn nur die Wohlhabenden konnten zahlen, die Hälfte für alle Zeiten aufgab, vorausgesetzt, daß der Staat seiner Verpflichtung, die herabgesetzte Grundsteuer der Mukaballah-Grundstücke nie mehr zu erhöhen, gewissenhaft nachkommen wollte.

Es meldeten sich freiwillig oder auch unfreiwillig eine große Anzahl von Eigentümern, sodaß ein Betrag von siebenundzwanzig Millionen Pfund zusammenkam, zumal als der Muffettisch einwilligte, um den weniger Bemittelten den Beitritt zur Mukaballah zu erleichtern, die ganze Zahlung auf die nächsten sechs Jahre zu verteilen.

Die Mukaballah machte in Paris und London großen Eindruck. Der Kurs der ägyptischen Werte ging in die Höhe. Flugs benutzte der Vicekönig die gute Stimmung zur Ausgabe von Mukaballah-Obligationen, welche in Paris und London sehr gern genommen wurden.

So mußte dasjenige Institut, welches er seinem feierlichen Versprechen gemäß nur dazu geschaffen hatte, um mit nationalem Kapital die im Ausland kontrahierten Schulden ein für allemal zurückzuzahlen, statt dessen dazu herhalten, um neue Schulden im Auslande aufzunehmen, ohne die alten zu tilgen.

Kaum war Geld in der Staatskasse, so ging auch gleich wieder die alte Geldverschleuderung, eine Wirtschaft los, gegen welche eine polnische Wirtschaft mustergiltig genannt werden kann, natürlich, um sehr bald wieder den alten Notstand herbeizuführen. Wo blieb das Geld? So fragten die Scharen der geängstigten Obligationsinhaber, wenn die fälligen Zinsen ausblieben. Wo blieb das Geld? So fragten die unbezahlten Offiziere und Soldaten und die hungernden Beamten. Wo blieb das Geld? Das ist die stets wiederkehrende, nie gelöste Frage, obwohl drei europäische Untersuchungskommissionen Jahre lang in Ägypten getagt und untersucht haben. Die Kassenbücher waren zu diesem Zwecke extra neuangelegt worden, und zwar nicht nur die Bücher des Rechnungshofs in Kairo, sondern diejenigen aller Verwaltungen im ganzen Lande. Der Vicekönig mußte, nach dem Urteil der englischen Rechnungsräte, offenbar Bücherrevisoren, die die nötigen Erfahrungen in diskreten Fällen besaßen, haben kommen lassen. Auch seinen Grundbesitz hatte er auf einen fremden Namen, auf die sogenannte Daïra Khassa, d. h. Domäne der Familie, als vorsichtiger Geschäftsmann und guter Familienvater umschreiben lassen, um allen Eventualitäten gewachsen zu sein.

In der That hatte der Vicekönig die Finanzen des Landes an den Rand des Abgrunds, bis zum offenen Bankrott gebracht, obwohl die Steuer-

einnehmer in unerhörter Weise im Lande hausten und keinen Pardon gaben, d. h. absolut keinen Steuerrückstand duldeten, sondern dem armen Fellah das Vieh, Haus und Hof, Hab und Gut wegnahmen und verkauften. Der Vicekönig hatte befohlen und der Muffettisch hatte gehorcht. Und dennoch war der Vicekönig mit dem Muffettisch nicht zufrieden. Was half es diesem, daß er die gehässigen Maßregeln wie immer ganz auf seine Verantwortung nahm und mit dem Fluche derselben sich belastete? Das Geld reichte nicht, es reichte immer nicht. Es war unbegreiflich, wo es blieb?

Freilich eine ganze Reihe von kostspieligen Leidenschaften, welche den Vicekönig beherrschten, waren wohl geeignet, einiges Licht darüber zu verbreiten.

Erstens seine ungeheuren Landerwerbungen. Dazu hatte er noch seinen Bruder Mustafa-Fazil-Pascha und seinen Onkel Halim-Pascha gegen Entschädigung expropriirt und in blinder Eifersucht und Herrschsucht des Landes verwiesen. Der erste erhielt zwei Millionen Pfund, der zweite 1,200,000.

Um alle diese Ländereien zu bewirtschaften und zur Geltung zu bringen, hatte er, der im kleinen bei seinen ererbten Domänen Sachkenntnis, Ordnung und Sparsamkeit bewiesen hatte, neue, sogenannte intensive Methoden angeordnet und es begannen wahre Orgien von Bestellungen landwirtschaftlicher Maschinen. Da waren Dampfpflüge und Bewässerungsmaschinen und Säemaschinen und Dreschmaschinen und Mähmaschinen, welche den primitiven Verhältnissen am Nil nicht angepaßt, ihren Zweck meist verfehlten. Diese schweren, englischen Maschinen lagen wie gestrandete Schiffsgüter überall in Ägypten umher und verrosteten im Nilschlamm.

Fünfzehn neue Zuckerfabriken fügte Ismaïl-Pascha zu den bestehenden vier, von denen bald die meisten stillstanden, wegen der Unfähigkeit des einheimischen Personals, dem sie anvertraut wurden, nachdem die hochbesoldeten europäischen Ingenieure entlassen waren. Die kostbaren Maschinen waren sehr bald zu Grunde gerichtet.

Dann war infolge seines Besuches in Paris eine unbändige Baulust in Haußmanns Manier über ihn gekommen. Ganze Stadtteile Kairos wurden niedergerissen und in ganz moderner, unschöner Weise wieder aufgebaut. Der herrliche Esbekiehplatz mit seiner urwüchsigen, tropischen Vegetation und mit seinen wunderbaren, uralten Bäumen wurde zerstört, um einem englischen Rasen von sehr zweifelhafter Güte, der trotz unablässiger Besprengung jeden Sommer unter der ägyptischen Sonne verbrennt, Platz zu machen. Hier entstanden ein Cirkus und zwei moderne Theater, stillose Gebäude, deren eines damals die Pariser Operettenkönigin, Mademoiselle Schneidór beherbergte, wofür sie 'hunderttausend Franken für die Saison erhielt.

Dann träumte der Vicekönig von einem Schloß am Bosporus. Schnell eine Depesche! Und der schöne Palast Emerghien ist sein eigen. Und nun ging's ans Umbauen und Vergrößern, und dann mußte er mit Pracht ausgestattet werden, auf daß er würdig sei, ihn und seinen Harem, bei einem dorthin geplanten Ausfluge, aufzunehmen. Überall Gold und Samt und Seide, um seinen Herrn, den Sultan, neidisch zu machen.

Der Ausruf einer Haremsschönen bei den Pyramiden von Ghizeh: „wie müßte sich hier in der Wüste ein Kiosk doch reizend machen!" genügte und der Kiosk wurde bestellt. Aus dem Kiosk wurde eine Villa und aus der Villa ein stolzer Palast. Herrliche, jahrhundertalte Sykomoren wurden hinverpflanzt, ein Nilarm zugeschüttet und in Gartenland verwandelt und dann eine großartige Allee bis zum Ghezirehpalast angelegt, so daß mitten in der Wüste ein architektonisches Märchen aus tausendundeiner Nacht leibhaftig dastand. Dieses Märchen kostete dreißig Millionen Franken. Und solch' steinerner Märchen besaß er zuletzt dreiundvierzig, wie Abdin, Kasr-el-Nil, Abbassieh, Rhoda u. s. w. Und solche dreiundvierzig Paläste verschlangen Summen, die keine Märchen, sondern fabelhaft waren.

Und dann seine Reisen! Zuerst zur Ausstellung nach Paris, wo Ägypten entschieden die erste Rolle unter den ausstellenden Staaten zweiten Ranges spielte. Dann kam die denkwürdige schleunige Abreise nach Vichy, als die Cholera in Ägypten ausbrach. Und dann nach Konstantinopel! Gegen eine Erhöhung des Tributs erhielt er vom Sultan einen Ferman, der ihn ermächtigte, mit dem Auslande Handelsverträge und Anleihen abzuschließen und sein Heer unbeschränkt zu vermehren.

Jede dieser Reisen wird durch eine Millionenanleihe eingeleitet, welche das Reisegeld liefert und durch eine Millionenanleihe abgeschlossen, um die kleinen unterwegs zurückgebliebenen Schulden zu berichtigen.

Dann kam die Rundreise nach allen Hauptstädten Europas, auch nach Berlin, um die Souveräne zur Einweihung des Suezkanals einzuladen. In aller Erinnerung sind noch die Feste, die damit verknüpft waren. Solche Pracht und solche Gastfreiheit ist niemals zuvor gesehen worden. Was sind die von den Dichtern des Altertums besungenen Herrlichkeiten Cleopatras, was sind die phantastischen Schilderungen Shakespeares in Antonius und Cleopatra gegen den Empfang, welcher der Kaiserin Eugenie acht Tage lang im Ghezirehpalast zu Kairo und vierzehn Tage lang auf der Nilfahrt nach Ober-Ägypten vom Vicekönig bereitet wurde? Das war nicht nur orientalische Pracht, sondern Abendland und Morgenland hatten sich vereinigt, um einer stolzen und schönen Fürstin eine Huldigung sondergleichen darzubringen. Und dann der Empfang des Kaisers Franz Joseph und des damaligen preußischen Kronprinzen Friedrich, des Prinzen Heinrich der Nieder-

lande und des Prinzen von Wales und so vieler tausend Künstler und Journalisten, berühmter und unberühmter Männer aus aller Herren Ländern, die nicht nur die Einweihungsfeierlichkeiten mitmachten, sondern noch wochenlang nachher auf Kosten der Regierung lebten. Und wie lebten sie! Ein Regiment von Köchen war zu diesem Zwecke aus Paris verschrieben worden. Feuerwerk, Bälle, Konzerte, Theater und Opernvorstellungen lösten sich ab. Den ganzen Tag hielten an den ersten Hotels, wo die Gäste untergebracht waren, elegante Equipagen zu ihrer Verfügung. Mit den Gastwirten war sogar das Menu abgemacht, welches, einschließlich Wein und täglich Champagner, in Kairo und Alexandrien fünfundsechzig Franken, am Suezkanal einhundertundfünf Franken für die Person täglich ausmachte. Als nun das letzte Feuerwerk verpufft, der letzte Gast abgereist war und jene plötzliche Stille und Leere eintrat, welche zu nüchternen, prosaischen Betrachtungen anregt, fand es sich, daß die Rechnungen zusammen eine Million dreimalhunderttausend Pfund oder sechsundzwanzig Millionen Mark ausmachten. Und dennoch waren viele Ausgaben nicht inbegriffen, z. B. diejenigen, welche durch Mitwirkung der Flotte und des Heeres, durch Feuerwerke, Bälle, bengalische Beleuchtungen an Bord, aus den Militärkapellen u. s. w. sich ergaben.

Der Sultan war nicht zum Feste erschienen. Er war wütend darüber, daß sein Vasall es gewagt, ohne seine oder seiner Gesandten Vermittlung die fremden Souveräne einzuladen. Jetzt galt es, ihn wieder zu besänftigen. Mit sanften Reden war es nicht gethan. Thu' Geld in deinen Beutel, so lautete jetzt das Stichwort. Ismail-Pascha dampfte nach Konstantinopel ab.

Doch gestalteten sich die Beziehungen zum Padischah so vortrefflich, der Sultan wurde so zutraulich, so herzlich, daß der Vicekönig beinah erschrak und dem Muffettisch telegraphierte, er fühle, er brauche wieder Geld, viel Geld, er möge so schnell als möglich eine große Anleihe abschließen, was auch sehr schnell gelang, da der Zinsfuß längst zur Nebensache geworden.

Ismails Tagewerk in Konstantinopel war eine Reihe der kolossalsten Bestechungen, die je die Welt gesehen. Als der Sultan Abdul-Aziz dem Vicekönig anzeigen ließ, daß er in Emerghien mit ihm speisen werde und daß er ihn dispensiere, ihm halbwegs zum Serail entgegenzugehen, und daß er ihn an seinem Palast erwarten möge, da gab der Vicekönig dem Bringer dieser großen Gnade, dem Adjutanten Refik-Bey, zehntausend Pfund. Das königliche, massivgoldene, edelsteinverzierte Service, auf welchem aufgetragen wurde, machte er dem Sultan zum Geschenk. Es kostete 600,000 Pfund. Für den langersehnten Ferman, der ihm die erbliche Thronfolge gewährleistete, gab er in der Freude seines Herzens ebendemselben Refik-Bey ein Bachtschisch von 120,000 Pfund. Als der Sultan dies erfuhr, verwunderte er sich über

die Unverschämtheit seines Adjutanten und befahl ihm, das Geld herbeizubringen, von welchem er ihm 25,000 Pfund einhändigte, den Rest von 95,000 Pfund aber selbst behielt und zum übrigen legte. Er hatte nämlich bereits 650,000 Pfund für den Ferman erhalten. Die Geschenke an den Groß-Vezir, an die Sultanin Validó, d. h. an die Kaiserin-Mutter, an den Harem des Sultans u. s. w. entziehen sich jeder Schätzung. Der Tribut an die Pforte wurde auf das doppelte erhöht und beträgt seitdem 750,000 Pfund jährlich.

Die Einzugsfestlichkeiten in Alexandrien dauerten drei Tage, ebensolange die in Kairo und verschlangen dort wie hier an Dekorationen, Triumphbogen, Illuminationen, öffentlichen Speisungen des Volkes vor den Palästen des Vicekönigs aus der Staatskasse je 250,000 Pfund.

Unter den vom Vicekönig aus Konstantinopel mitgebrachten, kostbaren Geschenken war das kostbarste dasjenige, welches er für sich selbst bestimmt hatte, eine wunderbar schöne, junge Griechin, die er zu einem unglaublichen Preise in Konstantinopel, wo alles käuflich ist, erstanden hatte. Diese Griechin hatte schon auf der Überfahrt die andern Damen des Harems durch den Vorzug, den ihr der Vicekönig einräumte, aufs höchste gereizt und einen solchen Sturm des Unfriedens entfesselt, daß, um den Unruhen zu entgehen, die erste Regierungshandlung des Vicekönigs in Alexandrien war, diese gefährliche Schönheit sofort nach Kairo zu senden. Seinen Aufenthalt in Alexandrien, der auf acht Tage bemessen war, kürzte er plötzlich ab und reiste allein in wichtigen Staatsgeschäften nach Kairo ab.

Nun war er also Khedive geworden, d. h. beinahe souveräner Fürst. Dem Gelde hatte er diesen Erfolg zu danken, das ist klar. Ja, Geld, Geld, das war sein Ideal. „Das Geld ist der mächtigste Hebel auf Erden und zwei mal zwei ist vier," so lautete sein Glaubensbekenntnis. Mit Geld läßt sich die ganze Welt kaufen; sie gehört dem Meistbietenden. In der That, hatte er nicht das Höchste, das Begehrenswerteste auf Erden mit Geld erstanden? Macht und Schönheit waren sein. Wahrheit und Gerechtigkeit kündeten seine Zeitungen und Tribunale. Alles war zum Tageskurse für das liebe Geld zu haben, alles bis auf eines, das unbestechlich ist, ein gutes Gewissen.

Aber so bürgerliche Skrupel mußte er sich aus dem Sinne schlagen, wenigstens vorläufig, denn für die nächste Zeit hatte er noch viel vor. Und dennoch, unsichtbar gähnte schon der Abgrund, der ihn verschlingen mußte, ohne daß er es ahnte. Zuversichtlich war noch seine Brust von neuen, weitausschauenden Plänen geschwellt.

Die finanzielle Bedrängnis, dies unleidliche Netz von Schulden, in dessen goldenen Maschen er sich verstrickt fühlte, wollte er schnell zerreißen.

Darum war ihm nicht bange. Alle Schritte waren gethan. Frankreich und England hatte er in den ägyptischen Kredit unlösbar verwickelt, sie mußten ihn aufrecht erhalten, ob sie wollten oder nicht. Die Regierungen hatte er aufgefordert, sich durch offizielle Agenten von der Unmöglichkeit zu überzeugen, daß das Land seinen internationalen Verpflichtungen in Bezug auf Verzinsung der Anleihen nachkommen könne. Daher eine Herabsetzung der Schulden oder wenigstens der Zinsen unabweisbar sei.

Der englische Schatzsekretär Goschen und der Franzose Joubert, mit außerordentlichen Vollmachten ausgestattet, kontrollierten mit Argusaugen im Schatzamt zu Kairo, wo alle Staatseinnahmen zusammenströmen sollten, auch in den Provinzial- und Distriktskassen, wo die Steuern gesammelt wurden, und hatten neuerdings bedeutende Durchsteckereien entdeckt. Große Steuerbeträge wurden bei Nacht und Nebel aus den Provinzen direkt nach Abdin dem Vicekönig abgeliefert oder aber auch zum Palast der Königin-Mutter gebracht. Nachdem solche Transporte mehrfach abgefaßt waren, bestanden die Herren Goschen und Joubert auf der Entlassung des Finanzministers, der nach englischen Begriffen allein dafür verantwortlich zu machen sei.

Der Muffettisch, der die Macht des Vicekönigs, also auch die seinige, durch die Kontroleure bedroht und sich zum Sündenbock bestimmt sah, stand diesen ausländischen Pedanten, diesen englischen Rechenmaschinen, wie er sie nannte, ergrimmt gegenüber, und suchte gegen sie den Vicekönig aufzustacheln, der ihn mit heimlicher Freude gewähren ließ. Besonders schimpfte er auf Goschen, diesen Halsabschneider, der nur auf die wucherischen Aktionäre, nicht auf den armen Fellah Rücksicht nehme und mit seinem Konversionsprojekt womöglich dreißig Schilling für jedes Pfund aus dem Lande herausschlagen wolle.

So auch eines Abends in Abdin, auf dem Balkone, wo der Vicekönig mit seiner Umgebung nach Sonnenuntergang, wie allabendlich, frische Luft schöpfte, machte sich der Muffettisch in der ausgelassensten Weise über seine englische Herrlichkeit Mylord Goschen lustig, indem er seine steifen, langweiligen Manieren nachahmte und alle zum Lachen brachte. Auch der Vicekönig scherzte und war an dem Abend besonders leutselig und redete jeden seiner Gäste mit „mon cher“ und „mon ami“ an, was eine große Auszeichnung war.

Am nächsten Morgen war Kairo in der größten Aufregung. Was war geschehen? Genaues wußte niemand zu sagen. Man erzählte sich oder vielmehr man flüsterte, — denn alle Bazare, Kaffees, selbst die Harems waren von Spähern des Vicekönigs (auch eine Napoleonische Errungenschaft!) heimgesucht, — daß der Muffettisch verhaftet, zur Deportation eingeschifft und auf dem Wege nilaufwärts nach dem Lande sei, von welchem

kein Ägypter je zurückkehrt. Andere sagten, daß er noch im Angesichte Kairos an Bord des Regierungsdampfers von zwei Eunuchen des Vicekönigs, die ihn eskortierten, mit einer Tasse Kaffee vergiftet worden sei, daß bei seiner kräftigen Konstitution das Gift nicht wirksam gewesen und ihm Folterqualen verursacht habe, bis er aus Mitleid mit einer seidenen Schnur erdrosselt worden sei. Diese Gerüchte und andere Lesarten jagten einander und durchliefen die Stadt wie ein Fieber. Was war geschehen? Damals blieb alles in geheimnisvolles, unheimliches Dunkel gehüllt, das erst nach Jahren in authentischer Weise gelichtet wurde.

An demselben Tage, wo wir den Muffettisch auf dem Balkone in Abdin scherzen sahen, hatte er dem Vicekönig sein in respektwidrigem Tone verfaßtes Entlassungsgesuch eingereicht. Er sei es müde, den Befehlen Ungläubiger zu gehorchen, er weigere sich, das Land an Fremde auszuliefern und den Vicekönig bei seinem vaterlandsfeindlichen Beginnen zu unterstützen. Auch müsse er ihm allein die ganze Verantwortlichkeit für das Goschen'sche Konversionsprojekt überlassen.

Der Vicekönig hatte an jenem Abend, obwohl er das Schriftstück in der Tasche hatte, nicht die geringste Empfindlichkeit verraten. Am nächsten Morgen früh ließ er den Muffettisch zu einer Spazierfahrt rufen. Der dem Tode Geweihte glaubte an einen Versöhnungsversuch und kam. Sie verließen Abdin im offenen Wagen und fuhren, nur vom gewöhnlichen Saïs begleitet, statt, wie sonst, zur Schubraallee, diesmal nach Ghezireh, jenseits des Nil. Unterwegs sahen noch Vorübergehende sie rauchend plaudern und lachen. In Ghezireh angelangt, fuhren sie durch das Thor in den Palast und hielten vor dem Portal. Der Vicekönig stieg zuerst aus und befahl dem dort wachthabenden Offizier den Muffettisch zu verhaften. Dieser lachte laut auf, indem er es für Spaß hielt. Es war aber blutiger Ernst. Hassan-Pascha, des Vicekönigs Sohn, erwartete ihn und ließ ihn gewaltsam in eine abgelegene Kammer des Erdgeschosses bringen und stellte eine Schildwache davor. Dann überlieferte er ihn einem riesenhaften Sudanesen, der in der Armee diente, und gegen eine Belohnung den Auftrag, ihn zu erdrosseln, übernommen hatte. Er vollführte den Befehl in echt sudanesischer Weise, indem er ihm die Kehle mit der Faust zusammenschnürte, bis er still war, wobei ihm der Muffettisch, der sich wehrte, den halben Daumen abbiß. Lange Jahre verzehrte dieser edle Krieger seinen Ehrensold in Minieh in Oberägypten, bis die Zahlungen unter der englischen Verwaltung eingestellt wurden, worauf er sich von seinem Eide für entbunden erachtete und das Schweigen brach.

An demselben Tage, an welchem der Muffettisch auf so schreckliche Weise aus dem Leben geschieden war, meldete sich beim Khedive in Abdin eine

verschleierte Dame in tiefster Trauer, die Lieblingsgemahlin des Muffettisch. Sie fiel dem Khedive zu Füßen und unter Thränen und Schluchzen flehte sie um das Leben ihres Mannes. Der Khedive beruhigte sie und gab ihr sein Ehrenwort, daß sie für sein Leben nicht zu fürchten habe. Sein Schicksal sei in der Hand des Staatsrats, der gewiß Gerechtigkeit und Milde walten lassen werde.

Um der Form zu genügen, hatte der Vicekönig den Muffettisch wegen Hochverrats verklagt. Der gefügige Staatsrat hatte, ohne den Angeklagten zu hören, ohne ein Wort der Verteidigung, ihn für schuldig erklärt und zur Verschickung nach dem weißen Nil verurteilt. Als Schuldbeweise galten gewisse telegraphische Auskünfte, welche von den Mudiren erfordert, drahtwendend eingelaufen waren, nämlich, Befehle des Muffettisch, dafür zu sorgen, daß dem Fellah, bei der Eintreibung der Steuern, erklärt werde, daß das Geld an die wucherischen Ungläubigen, welche aus Europa hergeschickt seien, um das Land auszusaugen, ausgeliefert werden müsse; ein andermal, daß sie das Volk auffordern sollten, die Fremden zu vertreiben, dann brauchten sie nicht mehr so schwere Steuern zu zahlen.

Diese Befehle, welche der Vicekönig als eine Aufreizung zur Ermordung aller Fremden darstellte, waren sicher nur im Einverständnis mit ihm selbst ergangen und höchst wahrscheinlich von ihm selbst ersonnen, um den Muffettisch damit zu verderben.

Die Aufregung über seine Verhaftung erstreckte sich bis Konstantinopel. Vom Sultan kam der telegraphische Befehl, den Muffettisch, da er Muschir, d. h. ein hoher türkischer Würdenträger sei, zur Aburteilung durch seinesgleichen sofort nach Konstantinopel zu senden.

Darauf antwortete der Vicekönig zuerst garnicht, bis er nach einiger Zeit in der Lage war, den ordnungsmäßigen Totenschein des Muffettisch aus Dongola von einem dortigen italienischen Arzte zu erlangen und damit den überzeugenden Beweis zu liefern, daß der ordnungsmäßig Verurteilte und Verschickte unterwegs ordnungsmäßig gestorben sei.

Zugleich mit dem Muffettisch wurden seine Oberbeamten, welche in seine Geheimnisse eingeweiht waren, und eine große Anzahl von Frauen seines Harems verhaftet und eingeschifft. Von ihnen hat man nie wieder gehört. Die Verwandten der Opfer wandten sich brieflich nach Khartum und weiter stromaufwärts nach Dongola um Auskunft, konnten aber nicht das geringste erfahren. Gleichzeitig entstand ein unheimliches Sterben der höchsten Beamten in Kairo, unter den frühern vertrauten Freunden des Muffettisch, die an der Spitze des Schatzamtes und der Steuerverwaltung standen und um so manches Finanzgeheimnis wußten.

Das gewaltige Vermögen des Muffettisch wurde vom Vicekönig konfisciert.

Die mit der Liquidation betrauten Beamten stellten fest, daß er an Grundbesitz dreißigtausend Feddan, bestes Aschuriland, drei Paläste in Kairo, mit vielen auserlesenen Sklaven und Sklavinnen, von den weißen kostbaren Georgierinnen, durch alle Schattierungen, bis zu den dunkelsten Sudanesinnen besaß. Eine erste Auswahl wurde für Abdin gemacht, viele Frauen an Armeeoffiziere zur Belohnung der Treue gegeben, der Rest an Händler verkauft. An Wertpapieren wurden hundertfünfzigtausend Pfund und bar fünftausend Pfund gefunden. Der ungeheuer reiche Schmuck, der im Harem fortgenommen wurde, erreichte beim öffentlichen Verkauf die kaum glaubliche Summe von 650,000 Pfund. Die Schulden des Muffettisch beliefen sich auf 200,000 Pfund. Auch wurde festgestellt, daß seine jährlichen Ausgaben für den Haushalt 300,000 Pfund oder sechs Millionen Mark betrugen. Das alles hatte der Sohn der Amme binnen acht Jahren erworben und das alles wurde die Beute des Vicekönigs. Herr de Leon, der französische Konsul in Kairo, war bei der erwähnten Versteigerung im Palast des Muffettisch gegenwärtig und in seinem offiziellen Berichte beschreibt er, wie die Sklaven die ungeheuren Schüsseln, gefüllt mit den wundervollsten, goldgefaßten Juwelen herbeischleppten, wie sich die Leute um die Schmuckgegenstände zur Erinnerung an den Muffettisch rissen, und wie der Sohn desselben unter den zusammengeströmten Kauflustigen ruhig dasaß und seine Freunde mit Kaffee und Cigaretten bewirtete.

Nachdem der Muffettisch vom Schauplatz verschwunden war, empfand erst der Vicekönig den ganzen Wert eines solchen Dieners und die Größe des Verlustes. Immer verdrossener ertrug er die Maßnahmen der von den Großmächten wirksam unterstützten Kontroleure, welche mit Nubar-Pascha als Ministerpräsidenten ein Triumvirat bildeten, und im Interesse der ausländischen Aktionäre die Finanzen des Landes verwalteten. Der Vicekönig konnte die Minderung seines Ansehens nicht verschmerzen. Die unabhängigen oder wie der Vicekönig sagte, die unverschämten Manieren Nubar-Paschas, an dessen devoteste Huldigungen er fünfzehn Jahre lang gewohnt war und der sich jetzt von den Großmächten gedeckt wußte, waren ihm unerträglich. Der Schatten des Muffettisch verfolgte ihn auf Schritt und Tritt. Wie seiner posthumen Mahnung gehorchend, entließ er, trotz der Warnungen der diplomatischen Agenten Frankreichs und Englands, das aus Nubar-Pascha und den zwei Kontroleuren bestehende Ministerium. Diese Herausforderung beantworteten die Großmächte damit, daß sie den Sultan zum längstvorbereiteten, entscheidenden Schritte gegen ihn veranlaßten.

Eines Morgens, es war am 26. Juni 1879, das gewohnte Leben herrschte in Abdin, auf den weißen Marmortreppen eilten goldbetreßte Lakaien auf und nieder, die Adjutanten des Khedive in blitzenden Uniformen kamen

und gingen, als ein Bote ein großgesiegeltes Telegramm brachte und es dem uns wohlbekannten Ceremonienmeister, jetzt Zeky-Pascha, übergab. Dieser besah das großherrliche Siegel S. M. des Sultans und las die Aufschrift: „An den Ex-Khedive von Ägypten Ismaïl-Pascha."

Als ob eine Viper ihm zwischen den Fingern plötzlich emporgezüngelt wäre, erblaßte, erbebte er am ganzen Leibe und stieß den verhängnisvollen Brief von sich, dem Boten wieder zu. Der Siegelbewahrer Kaïri-Pascha, einige hohe Beamte kamen dazu, auch Adjutanten; die Bestürzung war allgemein; Keiner wollte die Depesche mit einer so schlimmen Nachricht zum Vicekönig hinaustragen. Alle wiesen auf Zeky-Pascha, der müsse es thun. „Aber erlauben Sie, meine Herren, ich bin Ober-Ceremonienmeister; diese Depesche betrifft Staatsgeschäfte von der höchsten Diplomatie, die nicht meines Amtes ist —" In demselben Augenblicke erschien als Retter in der Not Scherif-Pascha, der erste Minister. Die Depesche wurde ihm gereicht. Er sah die Aufschrift und stutzte einen Augenblick, dann ergriff er sie mit tapferm Sinn und ging hinauf.

Der Vicekönig zerriß den Umschlag und, gefaßt, ohne eine Miene zu verziehen, las er sein politisches Todesurteil und schickte nach dem Sohn. Scherif-Pascha fuhr so schnell, als die Rosse ihn fahren konnten, zum bescheidenen Heim des Kronprinzen Tewfik-Pascha, um ihm die gute Nachricht zu bringen. Dieser, im Besitze einer ähnlichen Depesche mit der Aufschrift „An den Khedive von Ägypten S. H. Tewfik-Pascha," war im Begriff, zum Vater zu fahren. In Abdin angelangt, saß Ismaïl-Pascha noch an derselben Stelle des Divans in tiefen Gedanken verloren. Er erhob sich, ging seinem Sohn entgegen, umarmte ihn, küßte ihm die Hand und sagte: „Du bist jetzt mein Herr und der Herr dieses Hauses und dieses Landes. Sei glücklicher als Dein Vater!" Darauf zog er sich zurück und gab den Befehl, sämtliche Damen sämtlicher Harems im größten Saale in Abdin zu versammeln. Die schönsten der Schönen wählte er aus und ließ allen ohne Ausnahme ihren Schmuck abnehmen. Dann bestellte er ein Heer von Koptischen Juwelieren, welche unter Verschluß und Bewachung Tag und Nacht arbeiten mußten, um die Edelsteine aus den Fassungen zu heben, damit der unermeßliche Schmuck leichter und sicherer transportiert werden könne.

Die übergangenen Haremsdamen, als ihnen die Sache klar wurde, rächten sich durch furchtbare Wutausbrüche und zertrümmerten alles, was ihnen in die Hand fiel, Scheiben, Spiegel, Luxusmöbel, Vasen u. s. w.

Ein Hämmern und Packen begann in allen Schlössern des Vicekönigs. Was nur irgend von Wert war, Lampen, Spiegel, Gemälde, Broncen, Antiquitäten, Möbel, auch was niet- und nagelfest war, mußte aus den Wänden gebrochen und eingepackt werden. Die massiv goldenen Tafelge-

schirre hatten allein schon einen Wert von 800,000 Pfund; von seinen andern 24 Tafelgeschirren nahm er 22 mit. Nur zwei, die des Mitnehmens nicht wert waren, verblieben seinem Nachfolger. Alles wurde dann hinausgeschafft, ein langer Güterzug damit befrachtet, nach Alexandrien abgeschickt und auf die Vicekönigliche Yacht „Mahroussé“, welche im Hafen vor Anker lag, verladen.

Dann verließ Ismaïl-Pascha mit seinen Kindern und seinem Harem in einem Separatzuge Kairo. Drei Stunden ging die Fahrt durch das Delta, das im herrlichsten Schmucke der Felder prangte. Es blüte gerade der Bersim und sandte seine balsamischen Düfte so herzerquickend, so sehnsuchterweckend bis zu ihm, der diese Stätte seines Glanzes vielleicht niemals wiedersehen sollte. Ob er wohl den armen Fellah, der sich auf dem Acker redlich mühte und beim Vorüberbrausen des Zuges vielleicht einen Moment aufschaute, nicht im Herzen beneidete, da er in dieser wunderbar milden, gottbegnadeten Heimat bleiben durfte? Nein! So sentimentalen Anwandlungen war Ismaïl-Pascha nicht zugänglich. Dafür war er ein zu guter Rechner. Er nahm eine Abfindung von zwei Millionen Pfund mit. Wer kennt den Betrag, den er schon im voraus in Sicherheit gebracht hatte? Aber war er wirklich ein guter Rechner? Kam nicht sein Sturz und sein Unglück gerade davon, daß er das Unberechenbare, die idealen Mächte des Lebens vollständig mißachtet hatte?

Ismaïl-Pascha mietete sich in Neapel, in der Favorita, einer früheren königlichen Residenz ein. So begann er einem Schatten nachzujagen. Seine rastlosen Wanderungen von Paris nach London und von London nach Paris, um bei den wechselnden Machthabern des Tages seine Wiedereinsetzung auf den ägyptischen Thron und die Verdrängung seines Sohnes zu betreiben, blieben, obwohl er tief in seinen Geldbeutel greifen mußte, erfolglos. Mit gesunkenen Hoffnungen, müde kehrte er zuletzt den ersten und teuersten Hotels den Rücken, als er bemerkte, daß die Fürsten und Staatsmänner, welche er fürs Leben verpflichtet zu haben glaubte, ihn nach und nach aufgaben. Selbst „der erste Gentleman Europas“, wie der Prinz von Wales genannt wird, ignorierte seine Gegenwart in London vollständig. Da begriff er, daß seine Rolle in der abendländischen Welt ausgespielt sei und bewarb sich eifrig beim Sultan um die Gunst, seinen Palast Emerghien wieder beziehen zu dürfen. Endlich, nicht ohne klingende Nachhilfe, wurde ihm die Erlaubnis gewährt und er siedelte mit seinen Frauen und Kindern dorthin über.

Nun träumte er von staatsmännischen Erfolgen am Bosporus. Wenn er erst Groß-Vezir geworden, dann wollte er auf diesem Umwege zur alten Macht wieder emporsteigen. Aber der Sultan erinnerte sich nur zu gut

seiner Vergangenheit und der von ihm so oft bewiesenen Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit. Die Verrätereien des habsüchtigen Verschwenders waren unvergessen. Das heischte eine sorgsame Überwachung. Die Geheimpolizei glaubte einmal Umtriebe zu entdecken und warnte den Sultan, welcher erschreckt ihn jetzt in strengere Obhut nehmen ließ, ihm jedes Ausgehen aus dem Palast, das Empfangen von Besuchen, Briefen und Zeitungen verbot, sodaß Ismaïl-Pascha seit Jahren thatsächlich der Gefangene des Sultans ist.

Wie sehr es im Orient unter solchen Verhältnissen leicht ist, von der Bühne in einer Versenkung oder durch eine Tasse Kaffee zu verschwinden, ist niemandem so klarbewußt wie ihm. Der Schatten des Muffettisch, der ihn hier bei Nacht noch häufiger als am Nil heimsucht — denn Ismaïl leidet an hochgradiger, nervöser Schlaflosigkeit — könnte leidlich versöhnt sein. Jedenfalls hat Ismaïl-Pascha jetzt Zeit, darüber nachzudenken, ob das Geld wirklich der mächtigste Hebel auf Erden ist und ob es in der Welt keine kostbareren Schätze zu heben giebt?



Kritik.

Romane und Novellen.

Alltagsfrauen. Ein Stück moderner Liebesphysiologie von Ola Hansson. Berlin, S. Fischer.

Der Verfasser genießt hohes Ansehen bei den „konsequentesten" Realisten, d. h. bei jungen Dichter-Denkern, die keine Sackgasse sehen können, ohne sich sofort beflügelten Schrittes hinein zu verrennen, bei naiven Feuerköpfen, die das sublimste Pfadfinderglück verspüren und die Einbildung idealster Modernität, wenn sie an einer unübersteiglichen Wand anprallen. Sackgasse und Wand heißen dann etwa neue Gleise, und der Jubel ist groß. Der Spaß für den unbefangenen Zuschauer nicht minder. Ola Hansson ist Skandinavier, also fühlt er sich stark in Weiberpsycho-Physiologie von Haus aus. All diese nordischen Dichter kommen nicht vom Weibe und Weibischen los, und die Männer spielen in ihren Schriften eine klägliche Rolle. Die Frauen, welche Herr Hansson in diesen halbnovellistischen, halbfeuilletonistischen Aufzeichnungen mit Geist und selbstgefälliger Pedanterie und endlosen Wiederholungen in einem gesucht bizarren und stelzbeinigen Stil analysiert, gleichen sich wie ein faules Ei dem andern, nur daß die Eier von unterschiedlichen Vögeln stammen, von Spatzen, Hühnern, Tauben u. s. w. Die Ausbeute an neuer Weisheit ist gering. Auch künstlerisch wird sich das Buch in der verweibsten Litteratur keinen hohen Rang erobern. Gegen Hanssons frühere Schriften weist es keinen Fortschritt. M. G. C.

Neue Gleise. Gemeinsames von Arno Holz und Johannes Schlaf. Drei Teile

in einem Bande. Berlin, Fontane & Comp. — Ein ehrliches, tüchtiges Stück Arbeit, das die beiden Autoren gemeinsam vollbracht: die novellistischen Studien „Die papierne Passion“ und „Papa Hamlet“ und das Drama „Die Familie Selicke“. Typischeres und Virtuoseres hat der Impressionismus in der modernen Berliner Dekadenzlitteratur nicht aufzuweisen. In der technischen Kleinmeisterei, nicht in der Dichtung großen Stils, wird dieses Buch allerdings das bedeuten, was der Titel ausspricht: Neue Gleise. Die Nachtreter dürften aber kaum einen weiten Weg vor sich sehen. M. G. C.

Ferien-Träume. Von Alois Wohlmuth. München, Albert & Comp. — Der Verfasser ist den aufmerksameren Freunden deutscher Litteratur längst lieb und wert geworden durch eine Reihe von Schriften, die weit ab liegen von der Gattung der ästhetischen Salonsalbaderei, d. i. des litterarisch Langweiligen in seiner furchtbarsten Gestalt. Seine Buschiade „Hans Schreier, der große Mime“ (unter dem Pseudonym Erraths veröffentlicht, mit köstlichen Illustrationen von dem genialen Jungmünchener Franz Stuck) ist die gepfeffertste und lustigste Humoreske, die sich in dieser trüben, steifleinenen Zeit des unter Polizeiaufsicht dichtenden reichsherrlichen Deutschlands denken läßt. Auch seine „Streifzüge eines deutschen Komödianten“, wie seine autobiographischen Skizzen „Ungeschminkt“ leben und weben in jener herzerquickenden Ungebundenheit, welche das ewig unverwüstliche Kennzeichen echten Künstlergeistes und unverfälschten Poetensinns bleiben wird, trotz aller philiströsen Drangsal ringsum. Und nun erst diese „Ferien-Träume“! Da geht's in Prosa und Poesie von allerlei Stilarten und Versmaßen gar erbaulich durcheinander, um dem Leser (ohne Vorurteil, bitte!) die bunten Erlebnisse eines gar wunderlichen Kauzes von einem ferienmäßig über alle Stränge und Landkarten schlagenden Bühnenkünstler recht anschaulich nahe zu bringen. Welch ein Genuß für den, der dergleichen aufs Intimste nachzufühlen versteht, und welch ein wohlverdienter Ärger für den — andern! Prosit, Wohlmuth! M. G. C.

Die klugen Jungfrauen. Roman in drei Bänden von G. M. Conrad. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Ein selten interessanter Roman! Was sage ich? ein Roman? nein, das ist eben das Interessanteste an den Buche, daß es eigentlich kein Roman, sondern wahre wahrhaftige Wirklichkeit ist, so packend, so naturgetreu dem Leben nacherzählt, daß der Leser, ähnlich wie der Beschauer eines guten Panoramas, nie weiß, wo er die Grenze zwischen der gemalten Leinwand und dem realen Vordergrunde suchen soll. Und mit einem guten Panorama hat das Conradsche Buch außer dieser auch noch eine andere Ähnlichkeit; es gewährt dem Leser aus dem Nahen, Unmittelbaren, so zu sagen Alltäglichen heraus einen weiten wunderbar fesselnden Rundblick über die Höhen und Tiefen, die flachen Sandwüsten und die entzückenden schattigen Oasen des Lebens einer sich entwickelnden Weltstadt. Wir glauben an das, was uns da in oft poetischer, oft satirisch bitterer Weise vorgeführt wird; wir glauben so fest daran, daß wir uns München nicht mehr ohne den fanatisch großherzigen Architekten und Hauptmann a. D. Zwerger, und ohne die geniale Flora Kugelmeyer denken können. An jeder Straßenecke werden wir uns nach der gestrengen und tugendsamen Frau Dieleinde und ihrem geduldigen Eheherrn, dem berühmten Flötenspieler und Frauenarzt umsehen. Wir freuen uns darauf, dem ehrenfesten, mannhaften Obersten Gotteswinter zu begegnen, und wären garnicht böse, wenn wir sein Töchterlein Hermine in seiner Gesellschaft fänden. Das alte, stattliche Haus der Loge zum Sirius in der Hundskugel steht so lebhaft vor unseren Augen da, als hätten wir an der

berühmten Frauenversammlung im Bankettsaal teilgenommen, und nachher auch nach die prophetische Rede des bekehrten Harchers und ernst gewordenen Spaßmachers der Loge mit angehört.

„Als er nur den Mund öffnete, schrie alles: Bravo, brava! das ist Kamik. Er aber ließ sich nicht irre machen, und sprach ernst und feierlich: „Ja, ehrwürdige und geliebte Brüder — das ist Kamik! Spezifische Freimaurerkamik, daß uns die Frauen auf den Köpfen tanzen!“ (Die Logenbrüder tagten eine Treppe hoch, den Damen hatte man aus besonderer Gefälligkeit den im zweiten Stack gelegenen großen Saal für den Abend überlassen.) „Wir machen die Musik, und die Weiber den Tanz. Und die Situation der Welt ist die, daß der Tanz immer energischer zur Hauptsache, und unsere Musik zur Nebensache wird. Denn die Frauen tanzen nach ihrer eigenen Melodie, welche ihnen der Geist der Zeit selbst eingegeben hat. Während unsere Musik, eine Musik der hahlen Worte, keine Seele mehr rührt, und keinen Hund vom Ofen lackt, erschüttern die Frauen alle Herzen, und bringen die Welt in Bewegung. (Hört!) Wir sind schlechte Musikanten, Drehorgler, wenn Sie wollen, sehr genügsame Drehorgler, denn wir argeln um das kümmerliche Almosen des Beifalls, den wir uns selbst als Bettiermünze bei verschlassenen Thüren zuwerfen. Wir haben das Geheimnis des Wartes, die Frauen haben das Geheimnis der That. Die That steht über dem Wart, die That entscheidet. Und wa die That entschieden hat, vermag das Wart nichts mehr. Es ist leerer Schall: das ist die Komik unserer Situatian, ehrwürdige und geliebte Brüder, daß wir hier unten müßig sitzen, und Witze reißen über diejenigen, die da oben die Hände rühren am Webstuhl der Zeit. Daß ich, als der vermeintlich spaßhafteste aller Freimaurer, Ihnen das mit dürren Warten sagen muß, ist freilich van einer riesigen Kamik, ich möchte sagen, van einer weltgeschichtlichen Komik. Der selige Guggemoos hat in unsere Loge die klugen Jungfrauen im Bilde gestiftet, der Zufall, ein Ironiker von ganz anderem Kaliber, als der selige Guggemaos, hat uns heute Abend die Klugheit der Frauen in Fleisch und Blut und in Lebensgröße in unser Haus gestiftet. Es ist nun in unseren Willen gestellt, den Spott dieser Stiftung in Segen zu verwandeln, sofern wir den bittern Ernst unserer Aufgabe noch zu erfassen vermögen. Reden Sie sich nicht auf den Konservatismus unserer Institutian hinaus. Sie ist nicht konservativ, sie ist dekadent! Der lebendige, großausschreitende Konservatismus ist bei den Frauen und ihren sazialen Idealen! Wer Augen hat, zu sehen, der sehe, wer Ohren hat, zu hören, der höre, und wer mich begriffen hat, dem wird die Geschichte van dem Apastel einfallen, der aus einem Saulus ein Paulus geworden — durch Erleuchtung van oben (mit dem Finger nach der Decke weisend) und durch die Stimme in seinem Innern: du bist der beste Bruder auch nicht!“

Niemand hat ihn verstanden, aber alles schreit wie besessen: bravo! brava! bravo! Sie halten die Rede für einen kapitalen Scherz. — Und der Angeklatschte und Angebravate saß drüben neben dem Obersten Gotteswinter, stille, stumm, bleich, wie entrückt, und dach ein Opfer des lärmenden, tabenden Haufens, ein Opfer der grenzenlosen Dummheit und Sinnesverhärtung in der stupiden Lagenluft. Aber nicht nur dieser Teil des merkwürdigen Buches, auch alle anderen Teile, Situatianen und Persanen sind aufs Feinste und Treffendste gezeichnet, sa zwar, daß die Handlungen und Schicksale der Menschen uns als das natürliche Ergebnis ihrer Eigenart erscheinen, genau — wie es der aufmerksame Beobachter im wirklichen Leben auch findet. — Keine Wirkung ohne Ursache. Die Andeutung dieser Ursachen, die Schilderung ihrer unvermeidlichen Wirkungen auf das Einzelwesen und die Allgemeinheit ist es, die dem Buche einen sa großen Reiz verleiht.

Das stellenweis Sprunghafte, scheinbar Unvermittelte in der Schreibweise erhöht nur den Eindruck der Wahrhaftigkeit der Erzählung. Ist doch auch das wirkliche Leben zusammengesetzt aus Bruchstücken — abgerissenen Fäden, die erst der feinere Geist, das schärfere Auge wahrnimmt und aneinanderzureihen vermag. — Natürlich haben „Die klugen Jungfrauen", als Kunstwerk betrachtet, auch ihre Fehler, aber — tadellose Schönheit langweilt, allzugroße Vollkommenheit von Büchern und Menschen erfüllt den Leser oder den Mitmenschen stets mit einem leisen, mißtrauischen Unbehagen, und so sind es gerade die natürlichen Fehler, die hie und da an das Häßliche streifende derbe Ungebundenheit Conrads, die dem Buche ein charakteristisches Gepräge verleihen und als vielleicht etwas zu tiefe Schlagschatten, die Lichtseiten desselben um so heller hervortreten lassen — d. h. selbstverständlich nur in den Augen der vernünftigen und ehrlichen Leser. Zartbesaitete Seelen, Heuchler, „höhere Töchter" und strebsame Jünglinge mögen sich indessen sorgfältig vor der Lesung der Conradschen „Klugen Jungfrauen" hüten.

H. von Alten.

Johannes Schaf. In Dingsda. Berlin, S. Fischer, 1892. — Ein delikater heller Band, mit zwei Berliner schnoddrigen Figuren draufgemalt. Wir glaubten schon Zuchthaushautgout erwarten zu müssen. Aber ganz im Gegenteil! Eine ganz stimmungsvolle süße Musik. Der Verfasser flüchtet sich aus dem Großstadt-Lärm nach einem friedlichen Dörfchen, das er nicht nennen will, nach „Dingsda", sucht noch vorher sein Heimatsdörfchen auf, schlendert auf und ab, besucht Hütten und stille Plätzchen, krabbelt auf Berge und Felsen, streunt durch Wiesen und Kirchhöfe, und beschreibt das alles in jener sentimentalen Stimmung, die ein Städter empfindet, wenn er im Sommer hinaus auf's Land kommt, sich der Natur freut und wieder ein Kind werden will. — Nun in dieser poetischen Gattung haben wir am „Taugenichts" und in der „Harzreise" unübertreffliche Vorbilder. Die hat auch der Verfasser nicht erreicht. Eher noch den ersten. Wollte sie vermutlich auch nicht erreichen. Dachte wahrscheinlich garnicht an sie. Auch ist es nicht mehr ganz dieselbe Gattung. Es kommt das zerpflückende, analysierende Prinzip des Modernen hinzu. Die Malweise des „Samt-Breughel". — Aber Eines muß betont werden: dies Buch ist so zart und sauber geschrieben (die zwei Hallunkenkerls auf dem Titel sind wohl ein Versehen des Metteur), der Gedankengang von Anfang bis zu Ende so korrekt, so brav, so frisch und gesund, daß es wirklich Zeit wäre, das dumme Geschwätz von dem riechenden, unantastbaren Charakter der jungen deutschen Litteratur suchte sich einmal eine andere Melodie aus. He, Ihr Marlitt-Töchter — wenn Ihr noch existiert — die Ihr immer Angst habt, wenn Ihr aus Eurer „Gartenlaube" heraustretet, gleich bis zum Knöchel im Sumpf zu waten, schaut Euch das Buch an, es ist so rein, wie Euer reinstes Linnen im Kasten; Ihr dürft es sogar Eurem 14-jährigen Schwesterchen vorlesen. — Oder, hätte ich das lieber nicht sagen sollen? —

Eigentümlich, wie der sich breit gebende, verweilende, hinausziehende, moderne Stil mit dem so gerne plaudernden, norddeutschen Charakter sich trefflich verquickt! Wie der zu unendlichem Redeschwall stets große Lustmengen parat haltende Norddeutsche auch die endlosen Tiraden der modernen Schreibweise gern meistert! Die jüngste Wendung des deutschen Erzählungs-Stiles hat etwas spezifisch Norddeutsches: Pro Pagina ein Gedanke; und der Rest: Schwall, Suada, Lust, Wiederholungen, und jene reizenden Flick-Interjektionen, wie nur er sie kann: Na? Ja? Ach ja! Nanu? Nun ja! Ach was! Nun! So ja! — Und immer geht es über die Poesie, über die Kunst, über die Litteratur, sogar über die Gedanken; nie die poetische Erregung als solche, plötzlich her-

vorbrechend, festgenagelt, und damit basta; und dann ruhig mit dem Geschwätz! — Immer über den Gegenstand; nie den Gegenstand selbst: Immer Opitz „von der deutschen Poeterey“; nie Goethe „Über allen Wipfeln ist Ruh’“. — Und immer ist es die eigene kostbare Person des Verfassers, die vorgeführt wird, die untersucht, analysiert, ausgezogen, angezogen, deren jeder Gedanke unters Mikroskop gelegt wird. Und dem Leser wird zugerufen: Du langweilst Dich doch nicht? Dieser kostbare Leib des Verfassers, und diese kostbare Seele des Verfassers, die erst auf sentimentalen Flügeln emporgejauchzt wird, um dann mit einem „Ach ja“! auf das Sofa alltäglicher Mittel-Region wieder hinabzusinken. Dann verwundertes Fragen: „Nanu?“. Dann orientierendes: „Ach so!“. Und schließlich zufriedenes „So ja!“. — Druckbogen geht es so zu. Und dann kommen noch zu allem Überfluß Wiederholungen wie: „Mir ist, als säh’ ich alles tief, tief in mich hinein; als säh’ ich in alles, alles tief hinein.“ (p. 119); oder „es liegt etwas in seinem Spiel, etwas, etwas . . . . . . Hm! — Etwas,“ (p. 170); oder: „und nichts denken; nichts, nichts denken.“ (p. 14); oder: „Glück! Glück! — Zuviel Glück! Ein böses, gefährliches Glück! Zuviel Glück!“ (p. 92). Wir waren fast geneigt, mit dem Verfasser (p. 178) auszurufen: „Wind, Wind, alles Wind“! — Wenn da einmal ein Parodist wie Mauthner oder Gumppenberg drüber kommt!

Doch, das macht nichts! Auch Berliner Sentimentalität wird ihre Käufer finden. Wenigstens in Berlin.

Panizza.

Kurt Martens. Sinkende Schwimmer. Novellistische Skizzen aus dem Strudel der Zeit. Berlin W 57. Verlag von Max Hochsprung. 1892.

Geschickte Mache und kein Deut dichterischer Kraft. Da hat in einer der 7 Skizzen ein liebekundiger, abgelebter Assessor ein junges Pensionsmädel in der Jasminlaube. Die junge Dame merkt plötzlich, daß er sie mit den Augen des Verführers ansieht. „Wie ein Teufel siehst Du mich — so teuflisch an! — Laß mich los!“ u. s. w. Nun steht der Assessor da und hält, starr und bleich, eine moraltriefende Abschiedsrede: „Wie scharf doch die Unschuld den Satan erkennt“ u. s. w. „Der Teufel der Unzucht, den Du geliebt hast, verwandelte Dir den Duft der Liebe in stinkenden Moder!“ — Da gellt heiseres Lachen laut durch die Sommernacht und schreckt die Geister der schlummernden Natur. In dem ganzen Buche ist keine Seite, keine Zeile echt. Alles ist maskeradenhaft aufgeputzt, leerer Klingklang. Auf Seite 120 marschieren Soldaten „aus allen Schichten des farbenreichen Volkes“. Und ähnlicher Unsinn ist über das ganze Buch verstreut. Sogar die Vorrede „An meinen zweiten Vater“ ist ein einziger Phrasenschwall.

G. Morgenstern.

Lyrik.

Violen der Nacht. Ein Liederbuch von Wilhelm Arent. (Berlin bei C. F. Conrad.) — Ich will die Perspektiven für Arent ganz neu einstellen, seinem Wesen einmal wieder in einer andern Dimension beizukommen suchen. Aus seinem eigenen Mund habe ich die interessante Äußerung: Das lyrische Gedicht geht nie aus einer Stimmung hervor, sondern eine ganze Summe entläd sich in ihm. Dieser Satz stand mir aus der poetischen Selbsterfahrung längst fest, umso bedeutsamer war mir von einer durch und durch lyrischen, in keiner Beziehung kritisch veranlagten Natur dieselbe Beobachtung zu erfahren. Dies psychologische Schema muß konsequent durchgeführt werden. Daraus jedoch findet die Lyrikopsychologie die bedeutsamsten Formeln. Besonders wird das ästhetische Problem der „Poesie“ in eine völlig unerwartet neue Perspektive gebracht,

zur psychologischen Darstellung künstlerischer Gesetze und Formen das schwerste Material zu Tag gefördert. Alle Sonderheiten der poetischen Anschauensweise lassen sich aus dieser grundlegenden Thatsache erklären. Bei Arent drückt sie sich deutlich in einer Reihe von Dichtungen aus, Dichtungen, die offenbar seiner ganzen Empfindungsweise völlig adäquat sind, denen aber das eigentlich Lyrische, nach den psychoökonomischen Qualitäten gemessen, mehr oder minder abgeht: seine eigentümliche Reflexionspoesie. Arent ist eine reproduktive Natur; das entspricht seinem lebendigen Drang zur Bühne, d. h. beides ist Symptom der gleichen inneren Verfassung. Daher arbeitet die Reflexion an allem mit. Ich vermute das: der Kampf gegen die körperlichen Leiden, die Vorsicht, die aufgenötigte Logik der Selbstpflege hat seiner ganzen Associationsthätigkeit verständlicherweise einen Stich ins logisch Verknüpfende, Denkende gegeben. Und doch ist Arent keine Denkernatur, kein richtendschaffender Geist. Auch das scheint mir bei meiner Auffassung leicht erklärlich: er behandelte diese Logik nicht als Selbstzweck, nicht als Denksport, sondern immer mußte der therapeutische Effekt beachtet und berücksichtigt werden. Die Reflexion, zunächst in der Selbstpflege, blieb nur vermittelndes Glied zwischen den Wahrnehmungen des Gesundheitszustandes, es kam nicht zu abstrakter Reflexion. Dazu gerechnet, daß nur eine eminente Thätigkeit und Aufmerksamkeit, nur furchtlose Selbstbeherrschung ihn körperlich relativ so gesunden ließ, wie er gesundete, so wird klar, daß sämtliche Funktionen des Associationsapparats im Sinne dieser nichtabstrakten Reflexivität abgelenkt werden. Daraus ging wohl erst sein Trieb zur Schauspielkunst hervor: er, der stets an sich selbst den Menschen bilden, pflegen, ausgestalten mußte, empfing den Drang überhaupt, künstlerisch Menschen zu schaffen. (Symptomatisch die lyrischen Charakterskizzen, z. B. „Roi vierge" Liebfrauenmilch S. 50.) Daß dieser Mann, der dem Fernstehenden höchst blasiert scheint (— auch mir früher! —), für das Kind soviel Empfindung übrig hat, für den werdenden Menschen, paßt sehr gut hierzu. — — Aus diesen positiven Thatsachen glaube ich nun die überwiegende Gedanklichkeit seiner Lyrik erklären zu können ohne speziell dafür eine mysteriöse „Verlangsamung der psychophysischen Thätigkeit" (— auf Fechnersche Theorieen gestützt, in einer Kritik der „Liebfrauenmilch" —) zu hypostasieren. Jedoch ich betonte, die Reflexivität geriet nicht ins Abstrakte: auch die lyrischen Äußerungen seiner Wesenheit sind nie das, was man „Gedankenpoesie" zu nennen pflegt: eine ganz andere Nuance der Verstandeseinwirkung kommt zu Stande — vgl. meine Schrift „Wilhelm Walloth" S. 28 —. „Fantasus II.", „Durchs Kaleidoskop", „Liebfrauenmilch" geben plastische Beispiele. („Jeunesse dorée", „Künstlers Erdenwallen", „König Ludwig", „Don Parasole", vieles auch im „Modernen Trio".) Auch die Ansätze sozialen Raisonnements sind daraus verständlich. Und ganz natürlich wird, daß Arent auf solche Poesieen besondern Wert legt, (Vorrede zum „Modernen Trio" usw.): sie stammen eben tief aus seinem Wesen; ja sehr tief, will es auch äußerlich scheinen, als seien sie Künstelei. (Alle die kurzen Prosabemerkungen und Vorreden sind solche Produkte in Prosaform, z. B. „Violen der Nacht" S. 58 u. 60, vergl. auch „Liebfrauenmilch": Wort zur Einführung, Zeile 13—15.) Aus diesen Gesichtspunkten nähere ich mich eben einem völligen Verständnis des abstrusen Äußeren Arentscher Versbücher.

Jetzt zum Ausgangspunkt zurück: Arents Reflexionspoesie giebt die lehrreichsten Beispiele für den Satz: Eine Stimmungensumme wird im lyrischen Gedicht zur Entladung gebracht. Eine Reflexion, also eine synthetische Erkenntnis, vielleicht witzartig pointiert, („Wilhelm Walloth" S. 8) ist, wie ich es schon öfters

formelte, die Lunte, welche den Stoff zur Explosion bringt. Darnach wird der ganze Ton der Produktion terminiert. Aber nach allen Seiten quellen, Schöpfungen der einzelnen Stimmungen, Lichter und Töne in umstrickendem Gewühl aus. (Z. B. S. 28 III.) Außerdem:

Dichterleben.

Heut Sonnenduft, Lenzpulse, Lerchenjubel,
Die Seele schwellen tausend Frühlingstriebe
Und morgen Nebelnacht, Leidenschaftstrudel . . .
Heut Fesseln, Pflichtkandare, Sklavenengen:
Morgen König, um Edens Thor zu sprengen,
Der Hölle Todespforten zu erschließen!
Heut Arbeit ganz und morgen ganz genießen,
In tiefen durst'gen Zügen Allzerfließen,
Taumellob, Wahn und Raserei der Sinne
Und Wollust schmachvoll, ohne Glück und Frieden . .

Die summierten Stimmungen regulieren den Vorrat der Associationen, aus ihnen heraus werden die lebendigen Nuancen der Ausgestaltung geschaffen: vor allem aber bedingen sie die elementaren Reize an Tönen, Lichtern, Farben, die sich in Epitheta, Vergleiche, Wortklänge usw. einschmeicheln.

Für den Mechanismus dieser Vorgänge bieten die „Violen der Nacht“ weitere richtige Belege, in der Art wie sich Stimmungen zum Leben drängen, die eigentlich gegensätzliche Vorstellungskomplexe associativ mit sich führen, zu Leben drängen durch gedämpfte Associationen, durch Vorgänge der psychischen Irradiation. Ich muß mich genauer erklären.

Wenn Flaubert von „mondloser Nacht“ redet (allerdings ist die Wendung nicht spezifisch flaubertisch, sondern recht trivial; ich „zittre“ nur um einen konkreten Fall vor mir zu haben!!), hat das eine ganz andere plastische Wirkung, als der Ausdruck „dunkle Nacht“ sie haben würde. Das beruht kurz gesagt — demnächst werde ich die Sache prinzipiell behandeln — darauf: Der Ausdruck zeugt die Association „Mondlicht“, welche dem ganzen Bild einen Beleuchtungswert giebt und es dadurch zu bedeutender Plastik bringt, in konkrete Perspektive rückt. Diese Association jedoch ist der zu erregenden Vorstellung konträr, denn eine Empfindung des Dunkels soll ja künstlerisch suggeriert werden. Darum sucht das Endwort „— los“ sie zu unterdrücken. Aber, gleichsam eine Lichtverstreuung oder Irradiation, eine Nachwirkung des associierten Reizes bleibt, der Reiz wirkt also durch sein bloßes „Vorhandengewesensein“. So bleibt nach Dämpfung der Association „Mondlicht“ etwas wie ein leichter, grünsilberner Duft über dem Vorstellungsbilde, daß durch diese minimale Lichtintensität Plastik und Formbestimmtheit bekommt, obgleich der Eindruck des Dunkels nicht gestört ist.

Derartige Dämpfungen und Irradiationen sind für die psychophysische Nachkonstruktion des Kunstwerkes, für die Ästhetik der Zukunft von großer Wichtigkeit (vgl. mein „Wilhelm Walloth“ S. 98). Mit dieser Thatsache lassen sich eine ganze Reihe bisheriger ästhetischer Formeln und Unerklärbarkeiten erklären. — Von ihren intensiven Stimmungswirkungen soll eine Arentsche Strophe zeugen (S. 10):

„Sonnenglut auf schimmernden Blüten
Der Blumen sich zitternd legt,
Bis die Rosen, die purpurumglühten
Der Nachthauch leis bewegt.“

Die alte Ästhetik würde vielleicht von Antecipatio oder πρόληψις oder Kontrastwirkung oder etwas noch Gelehrterem reden; wie da die eine Welle weichen Nachtdunkels in die Purpurglut zischt, so daß ein ganz neues, stimmungsintensives Gemisch entsteht und zwar durch die associative Thätigkeit. Es käme auf den Versuch an, ob sich in dieser Weise nicht Arents eigentümliche Schwülen, sinnenglühenden Lyrika verstehen lassen.

Das sind die funktionellen Thatsachen, die Arents Lyrik, ganz besonders den „Violen der Nacht“ zu Grunde liegen. Wenn ich nun nach meinem Geschmack noch ein paar — nicht alle — Perlen auswählen darf: — „Mondnacht“ (S. 12), „Stimmung“ (S. 14), „Hedwig“ (S. 15), „Im Hochgebirge“ II—IV (S. 19—21),

„Ich beichte" (S. 35), „Fanst up to date" (S. 43), „Der Schänder" (S. 58).

Darmstadt. G. Ludwigs.

Opfer oder Sieger? Novellen in gebundener Rede aus dem Reiche der Kunst von Alma Leschivo. Wismar. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1891. — Ich kann mir nicht helfen, ich habe stets ein geheimes Mißtrauen gegen Lyriker, die fortwährend von ihrer Liederlust und Liederkunst singen, und gegen Novellisten, in deren Erzählungen Künstler und Dichter die erste Geige spielen. Es kommt mir vor, als krampften sich solche Leute ängstlich an die Kunst selbst, als Stoff, um ihre eigene künstlerische Ohnmacht in der Gestaltung des wirklichen Lebens zu verbergen. Anstatt die Liebe selbst, die ihn plötzlich packt und schüttelt, in ihren leisesten Zuckungen dichterisch zu erfassen, singt ein solcher Berufsminnedichter stets von seinen schönen Liebesliedern, und anstatt ein Stückchen Wirklichkeit künstlerisch zu bewältigen, zeichnet der Novellist, der garnicht weiß, wie es in einem wirklichen Künstlerherzen aussieht, eine ideale Karrikatur ohne Fleisch und Blut, die er auf den Namen „Künstler" tauft. Solche Künstlernovellen, nach Heyseschem Muster, aber ohne den feinen Heyseschen Formensinn in zierliche Verse gebracht, sind Alma Leschivos poetische Ergüsse, wortreich, kraftmeierisch, leidenschaftheuchelnd, bombastisch und prosaisch zugleich. Wenig wahre Empfindung bei viel künstlich geschraubter Leidenschaftlichkeit, sehr glatte Verse ohne jedes Feingefühl für die innere Form, viel Gerede über Psychologie ohne psychologische Zergliederung und Vertiefung der Charaktere — das sind die Hauptmerkmale dieser Dichtungen, die überdies an endloser Länge leiden. Der geschraubte Ton und die unersättliche Redseligkeit ermüden den Leser, und ich glaube, daß wenige „Opfer" der Dichterin sich bis zum Schluß des Buches durchwinden und, dem Schlafe trotzend, als „Sieger" hervorgehen werden.

Heinrich Freimund.

Goethe und Charlotte von Stein. Acht Lieder. London. Druck und Verlag von Aug. Siegle, 30, Lime Street, E. C. 1891. — Der Dichter dieser acht Lieder hat sich bescheiden nicht genannt; also ist's Pflicht des Recensenten, die Mitmenschen auf seine Spur zu leiten. Und nichts ist leichter; denn er ist etwas, was keiner außer ihm: ein Hügelbesteiger, und heutzutage giebt's ja nur Bergbesteiger. Und noch mehr, er ist der König aller Hügelbesteiger, der von sich sagen kann:

Ich steig auf alle Hügel,
Auf allen Vögelein,
Auf allen Windesboten
Den süßen Namen Dein.

Aber der Steckbrief kann noch bestimmter gefaßt werden: der Hügelbesteiger hat ein „armes Herz", das „zerspringet vor Wonne und vor Lust", er hat einen „armen Kopf", der's kaum fassen, glauben, denken kann, und im Herzen hat er einen Tiegel, oder vielleicht (ich bitte die Goethe-Philologen die Frage zu entscheiden) sein Herz ist ein Tiegel; denn, also steht geschrieben auf Seite 9:

Mein Kind, man darf nicht auf der Goldeswag'
Zu strenge wägen, was der Dichter sag,
Geformt im Tiegel seines Herzens heiß,
Oft nicht ins rechte Wort zu fassen weiß.

Doch genug von Herrn Goethe II. Ich komme zu Charlotte II. Sie wird in einer Strophe angeredet: 1) Du lichte Sonn', 2) Du sel'ge Pein und Wonn', 3) Du keusche Bergesros', 4) Engel, in einer andern: Du Stern, Du Mond und Sonne, Mein Erd- und Himmelreich! außerdem natürlich: Lieb', Herrin, Kind. Ist's nun immer noch unmöglich, zu ermitteln, wer der Verfasser und die Angebetete ist, dann geb ich als getreuer Recensent den kürzesten Weg an: Fragt Johannes Brahms, dem das Buch gewidmet ist. G. Morgenstern.

Dramen.

Die Tragödie der Ideale der Gebildeten hat so gut ihre Berechtigung, wie die Tragödie des Elends der dumpfen Massen,

für die das Reich des Geistes nicht gekommen, so lange sie noch in den sozialen Höllenschlünden der gemeinsten Alltagsnot eingekerkert liegen. „De Waber" von Gerhart Hauptmann (Verlag von S. Fischer, Berlin) und „Der Wert des Lebens" von Rudolf Lothar (Verlag von E. Pierson, Dresden) sind gleichberechtigte Dichtungen ersten Rangs und von absoluter Modernität, obgleich Hauptmann bis zur äußersten Grenze des litterarisch überhaupt noch möglichen Dialekt- und Armeleut-Dramas gegangen und Lothar mit vornehmstem künstlerischen Konservatismus die Formen des mittelalterlichen Mysteriums gewählt, um uralte und ewig neue Probleme des Geistes und Gemütes mit dem modernsten Gedanken-Raffinement zu behandeln. So shakespearisch Hauptmann, so goetheisch spricht uns Lothar an. Wir müßten eine ganze Abhandlung schreiben, wollten wir auch nur annähernd diese Lebensdichtungen nach ihrem geistigen und ethischen Inhalt, ihrer wahrhaft poetischen Schönheit und sozial-philosophischen Bedeutung erschöpfen oder die Vorzüge ihrer so verschiedenen Technik entwickeln und abwägen. Von Lothars „Wert des Lebens" wurden Vorspiel und erster Aufzug zuerst in unserer „Gesellschaft" abgedruckt. Der große dramatische Zug gewinnt in den folgenden Akten, namentlich mit der Einführung der genial erfaßten Figur der Lilith, eine machtvolle Steigerung, so daß der Leser bis zum Schlusse in Atem erhalten wird. Welches Theater wagt die erste Aufführung? —

M. G. C.

Über die beiden vorstehenden, hochbedeutsamen Werke werden wir in der nächsten Nummer ausführlichere Besprechungen bringen.

Die Schriftleitung.

Die neue Zeit. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Das Stück spielt in der Gegenwart auf einer kleinen norddeutschen Insel. Es hat ursprünglich den Titel „Die Frau Pastorin" geführt. Denn sie ist die heldenhafte Märtyrerin im Drama, das sie mit ihrem Vergiftungstod beschließt. Die Umtaufe in „Neue Zeit" ist keine glückliche, einmal, weil sie die tragischen Werte verschiebt, zweitens, weil der Dichter selbst sich nicht über die Parteien erheben konnte oder wollte und darum in dem vorgeführten Lebensausschnitt der Kampf zwischen alter und neuer Zeit ziellos hin- und herwogt, bis er gegen das Ende des Stücks wie ein chaotischer Nebel zerstiebt und die Einzelmenschen an ihrem Privatelend zugrunde gehen, an einer charakterologischen Fiktion, fern von Raum und Zeit. Der alte Pastor ist ein starrer Orthodoxer, sein von den Studien heimkehrender Sohn ist Rationalist, und die Gattin und Mutter wird zwischen den beiden Tollköpfen wie zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben. Jede dieser Figuren bekommt einen Stich ins Verrückte dadurch, daß sich der Dichter nicht bemüht hat, bei der Stange zu bleiben, d. h. durch folgerichtige Schilderung innerlich wahrer Charaktere statt durch Häufung von äußeren Theatereffekten Konflikte zu schaffen und zu lösen. Bis zum Schlusse des dritten Aktes weiß uns Voß mächtig anzuregen und zu fesseln, dann aber erfolgt der Bruch, weil der Dramatiker vor dem Theatraliker verschwindet. Der Schlußakt ist ein Zerr- und Jammerbild dichterischer Verlegenheit. Und da es, um ein Ende zu finden, heißt: Vogel, friß oder stirb! so stirbt schließlich der Vogel, einfach, weil die Geschichte als Trauerspiel enden soll.

M. G. C.

Frau Magdalena, ein Schauspiel in 4 Akten von Ludwig Hoffmann. München, Schweizer, 1890.

Der Verfasser, Jurist, hat einen Stoff gewählt, der ihm aus dem Berufsleben wohl bekannt sein mochte und der unsere Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nimmt: Verlauf des Verhältnisses einer geschiedenen Frau zu der von ihr getrennt heran-

wachsenden Tochter. Nur schade, daß die Sprache zu wenig dichterisch ist, d. h. der charakterisierenden individuellen Färbung entbehrt. Es ist Buch- und Kanzlei-, aber keine wirkliche Lebenssprache. Gelänge dem Verfasser eine Umschmelzung des Werkes nach dieser Seite, so wäre an einer guten Bühnenwirkung des Schauspiels nicht zu zweifeln. S.-C.

Toni Stürmer. Eine Alltagsgeschichte in fünf Szenen. Von Cäsar Flaischlen. Berlin, Fontane & Comp.

Die stärkste Wirklichkeitsdichtung, die zugleich das Wunder vollbringt, der Poesie keinen Abbruch zu thun und der Persönlichkeit des Dichters ihren Originalitätsanteil zu sichern. Ein ganz eigenartiges Werk, das tadellos und von souveräner Überzeugungskraft wäre, hätte der Dichter den Umschlag im Charakter des Gegenspielers (Wolfram Märklin) nicht mit solcher Plötzlichkeit im Schlußakt bewirkt.
M. G. C.

Frühlings-Erwachen. Eine Kindertragödie von Fr. Wedekind. Zürich, Jean Groß.

Ein dramatischer Erstlingswurf, mit der Klaue des Löwen gezeichnet. Prachtvollste Mischung von schneidendster Satire und gemütvollstem Humor, dazu als Grundlage dichterisch-ernsthafte Erfassung eines Lebensproblems von höchster pädagogischer Bedeutsamkeit. Flaischlen und Wedekind, Süddeutsche beide, schlagen machtvoll eigene neue Töne an. M. G. C.

Johann Nestroys gesammelte Werke. Herausgegeben von Vinc. Chiavacci und Ludwig Ganghofer. Stuttgart, A. Bonz & Co. — Der launige österreichische Schauspieler und Possenfabrikant, dem Witz, Situationskomik und eine gewisse derbe, aber wirksame Charakterisierungskunst nicht abzusprechen ist, hat sich eigentlich schon lange überlebt, und nur der Wiener Lokalpatriotismus, der sich so gern mit recht vielen großen österreicher Dichtern brüstet, sichert seinem Andenken ein Plätzchen auf Erden. Ob es darum aber gerade notwendig war, heute noch seine gesammelten Werke vor dem Verschimmeln zu retten? Ich glaube, außer einigen fanatischen Wienern wird niemand diese Frage bejahen. „Schon 1840," sagt der grundehrliche Vischer, „trat mir der Verfall der Volkskomödie unter den Händen Nestroys entgegen." Sollte es heute mit dem deutschen Theater etwa noch schlimmer stehen? Dann freilich dürfen wir uns nicht wundern, daß Nestroy noch nicht vergessen ist. —r.

Soziale Litteratur.

Die soziale Frage und ihre Lösung von Ernst Busch. Berlin, Pfeilstücker 1892. Preis 2 Mark.

„Die Unifizierung der Vermittlung zwischen Produktion und Konsum, die Beseitigung des Handelsprofits, enthält die allein mögliche und deshalb dringend gebotene Lösung der sozialen Frage" . . . diese Worte enthalten die Quintessenz des hochinteressanten, mit großer Sachkenntnis und glühender Begeisterung geschriebenen Werkes. Bedenkt man, zu welch niederen Preisen die meisten Waren hergestellt werden und vergleicht man damit die durch Ladenmiete, Unkosten für Geschäftsreisende, Annoncen, Handelsprofit u. s. w. enorm gestiegenen Verkaufspreise, so kann man sich nicht des Gedankens erwehren, daß die Kaufleute und Zwischenhändler, welche sich, ohne eine wertbildende, gesellschaftlich notwendige Arbeit zu leisten, trotzdem das Meiste „verdienen", eigentlich Parasiten am sozialen Körper sind. Die zahllosen Kaufläden in den Städten, das große Heer der Geschäftsreisenden, das Reklameunwesen, das gierige Trachten „Geschäfte" zu machen, statt nutzbringend thätig zu sein — das sind widerliche Erscheinungen. Die Händler und Spekulanten streben nur darnach, den Preis einer Ware zu erhöhen, ohne daß sie dabei den Wert vermehren. Bei unseren hochentwickelten Verkehrsverhältnissen ist es wahrlich nicht mehr notwendig, daß eine

Ware auf dem Wege vom Produzenten zum Konsumenten durch 4 oder 5 „Geschäfte" läuft, welche sämtlich daran „verdienen", ohne das Produkt besser zu machen. Die Konsumenten müssen teuer bezahlen, die Produzenten, d. h. in erster Linie die Arbeiter werden schlecht entlohnt, die Geschäftemacher „verdienen". Darin, daß die Produkte der Arbeit Waren werden, an denen sich die Kapitalisten und kapitalsammelnden Geschäftsleute bereichern, während die Arbeiter selbst Not leiden, liegt in Wirklichkeit die Grundursache unseres sozialen Elends. Busch hat die Mißstände unseres Handelswesens mit großem Freimute beleuchtet; deshalb verdient sein Buch größtmögliche Beachtung. J. Gg. St.

Nationale Produktion und nationale Berufsgliederung von Dr. Hermann Losch. Leipzig. Duncker und Humblot. 1892. Preis 6 Mark.

Dieses Werk nimmt unter den nationalökonomischen Schriften eine hervorragende Stelle ein. Der Verfasser bekundet sowohl eine außerordentliche Vertrautheit mit der einschlägigen Litteratur, als auch eine vornehme Gesinnung, die sich in gerechter Würdigung vieler sozialistischer, von den Fachgelehrten gewöhnlich ignorierter oder hochmütig bespöttelter Schriften zu erkennen giebt. Der durch reiches statistisches Material geführte Nachweis, daß in allen Branchen der Großbetrieb den Kleinbetrieb besiegt, daß ferner eine nationale Regelung der Produktion nicht bloß möglich, sondern notwendig ist, muß von jedem Einsichtigen als richtig erkannt werden. Man muß dem wackeren Gelehrten Recht geben, wenn er sagt: „Die Gesundung der zerwühlten Volkswirtschaftsverhältnisse kann nur aus einer planmäßigen Ordnung der nationalen produktiven Kraft, aus einer sozialwirtschaftlichen Produktionstechnik hervorgehen; so allein wird auch das Menschenmaterial eine durchgreifende wirtschaftliche, geistige und sittliche Umbildung erfahren." Aus diesen prächtigen Worten klingt ein erhebender Idealismus. Wahrhaftig, ein solcher Idealismus, der, auf dem Boden eines ökonomischen Materialismus stehend, die Pfahl- und Saugwurzeln des menschlichen Daseins klar erkennt und mutig dem schönen Ziele der Versöhnung der Klasseninteressen zustrebt, ist dringend notwendig für alle Nationalökonomen. Bis jetzt hinkte die Volkswirtschaftslehre der Entwicklung der Technik und der sozialen Verhältnisse nach. Es ist an der Zeit, daß sie in klarem Verständnisse des Bestehenden auch die Entwicklungslinie der Volkswirtschaft erkennt und zur Erreichung erstrebenswerter Ziele anspornt. Ich zweifle nicht, daß Hermann Losch, sowie sein Gesinnungsverwandter: Heinrich Herkner in dem von ihnen gepflegten Wissenszweige in kurzer Zeit als Autoritäten gelten werden. Das hier besprochene Buch kann und darf keiner von denen unbeachtet lassen, die sich mit Nationalökonomie beschäftigen.

J. G. St.

Die Stellung der Frau im öffentlichen Leben. Von C. W. Kambli. St. Gallen u. Leipzig. Busch u. Co. — Die Frauenfrage bewegt heutzutage mehr denn je die Geister, gleichviel ob sie lieber bejahen oder verneinen. Selbst der deutsche Reichstag mußte sich mit ihr beschäftigen, obwohl dabei, dank der geschlossenen Phalanx der politischen und religiösen Säuglinge, so gut wie nichts herauskam. Gewiß hat daher Kambli Recht, wenn er behauptet, daß Deutschland in dieser für das gesamte soziale Leben so bedeutsamen Angelegenheit hinter allen Kulturstaaten zurückstehe. Um so erfreulicher ist es aber, daß ein Pfarrer — freilich ein schweizerischer Pfarrer — den Mut hat, mit der Tradition der Geistlichkeit zu brechen und für die Befreiung des Weibes durch Arbeit und Bildung mit der Kraft ehrlicher Überzeugung einzutreten. Ein solches Wort aus solchem Munde findet vielleicht gerade beim deutschen Philister, der, um belehrt zu werden, stets ein Autoritätchen mit

Talar oder mit Polizeisäbel braucht, noch am ehesten Gehör.

Heinrich Freimund.

Rechts- und Staatswissenschaftliches.

„Vom Rechte, das mit uns geboren ward — —.“
Goethes Faust, I. Teil.

Für diese Rubrik, die, wie in einem der letzten Hefte bereits bemerkt, von nun an über sämtliche neuere Erscheinungen aus den Rechts- und Staatswissenschaften berichten wird, falls sie allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen, ist eine Reihe von Recensionsexemplaren eingegangen:

Schroeder, E. A., Zur Reform des Irrenrechtes. Sozialwissenschaftliche Rechtsuntersuchungen. Zürich 1891. Orell Füßli. (VIII. 70 S.) Mk. 1,50. — Seinem Werke „das Recht im Irrenwesen“ ließ der Verfasser eine neue kleinere Schrift folgen, wie es im Vorwort heißt, aus dem zu jenem Werk gesammelten Material und den für dasselbe gemachten Studien. Die Schrift enthält daher nur einzelne Exkurse und Nachträge; es sind lose aneinander gereihte Aufsätze, bestimmt, die Idee des Hauptwerks im Detail zu begründen, d. h. gegen die Macht der Irrenärzte in den einschlägigen Fragen Opposition zu machen, und ein förmliches, besseres Beweisverfahren herbeizuführen. Die einzelnen Aufsätze führen folgende, auf den Inhalt hinweisende Titel: Der Rechtsbegriff des Irrsinns, über die richterliche Gewalt und die naturrechtliche Aufgabe der Ärzte in Irrensachen, die Beweisführung durch die Geschworenen im Irrenprozeß, konkrete Fälle, das Rettungshaus. In einer bekannten kritischen Zeitschrift ist das Buch von einem ganz schiefen Gesichtspunkt aus kritisiert: Der Verfasser kenne weder die geltenden Vorschriften, noch die Zustände in den Irrenanstalten, noch den heutigen Stand der Irrenheilkunde; seine Schriften seien die eines wohlwollenden und für seine Sache begeisterten Dilettanten, sie entzögen sich aber einer wissenschaftlichen Kritik. Abgesehen von der falschen Verurteilung im Bausch und Bogen (ohne Einzelbegründung) ist die Arbeit zu kritisieren als erster Versuch auf einem unbebauten Gebiete, der in manchen Punkten einen Anstoß für zukünftige Reformen geben wird, während er in andern einer Klärung durch weitere Forschungen bedürftig ist. Ich verweise in dieser Beziehung auf die jüngst erschienene Schrift von Kretzschmar, die Unvollkommenheit der heutigen Psychiatrie und die Mangelhaftigkeit der deutschen Irrengesetzgebung mit Entwurf einer neuen Irrenprozeßordnung. Ein Wort für Laien, Ärzte und Juristen. Leipzig, Uhlig, 1891.

Leonhard, R., Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich und seine Beurteilung in einer kurzgefaßten Übersicht dargestellt. Marburg, Elwert, 1891. — Der vorliegende erste Teil ist ein Sonderabdruck aus dem Rechtsgeleerd Magazijn, und will laut Vorwort besonders denen dienen, welche vor oder neben einem eingehenderen Studium der Entwurfs-Litteratur die wichtigste Bewegung auf dem neueren deutschen Privatrechtsgebiete in einem zusammengedrängten Gesamtbilde zu betrachten wünschen. Trotz ihres geringen Umfanges bietet sie in dem angedeuteten Sinne eine ganz ausgezeichnete Übersicht. Der zweite Teil steht noch aus.

Sattler, H., Die Effektenbanken. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Adolf Wagner. Leipzig, Winter, 1890. — Trotz des großen Umfanges, welchen die Emission von Wertpapieren und ähnlichen Geschäftszweigen in der Gegenwart aufweisen, hat sich die bisherige Litteratur nur wenig mit den einschlägigen Fragen befaßt. Erst in die jüngste Zeit fallen zwei diesbezügliche Veröffentlichungen, „die Technik des deutschen Emissionsgeschäfts“ von Lotz, und die ebenso gründliche als scharfsinnige Untersuchung über die „Effektenbanken“ von Sattler. Die Arbeit fußt, wie in der

Vorrede hervorgehoben wird, auf den deutschen Verhältnissen, auf ausländischen nur insoweit, als sie auf die Entwicklung der deutschen Verhältnisse von Einfluß gewesen sind. In letzterer Beziehung kommt namentlich der Pariser Crédit Mobilier in Betracht. In zeitlicher Hinsicht sind die Verhältnisse etwa bis zu Anfang 1891 berücksichtigt worden. Was die äußere Einteilung betrifft, so ist die ganze Abhandlung in zwei Teile geschieden, einen „theoretischen Teil" (S. 1—67) und einen „historisch-kritischen Teil" (S. 68—135). Den Kern des ersten Teils bildet die Darstellung der Effektenbanken als Banken, welche mit Effekten Handel treiben wollen, und die Schilderung der wichtigsten und wissenschaftlich am meisten interessierenden Geschäfte mit Effekten. Der zweite Teil der Arbeit behandelt die Entwicklung, welche die Effektenbanken genommen haben, sowie die Rolle, welche sie heute in der Volkswirtschaft spielen. (Vgl. meine ausführliche Besprechung der beiden Bücher in Grünhuts Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht der Gegenwart.)

Hölder, E., Pandekten. Allgemeine Lehren. Mit Rücksicht auf den Civilgesetzentwurf. Freiburg, Mohr, 1891. — Unter den Erscheinungen auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts nimmt ein zu den vielen alten hinzugekommenes neues Pandektenlehrbuch eine besondere Stellung ein. Es liegt bislang nur der allgemeine Teil vor; aber es ist hier, meines Wissens zum ersten Male, der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs mit Geschick in der systematischen Darstellung benützt und gewürdigt, was in Verbindung mit einer durchsichtigen Darlegung des Stoffes und Vermeidung eines unnützen Ballastes von Litteratur- und Quellenangaben in den Anmerkungen einen Hauptwert des Buches ausmacht. Äußerlich und innerlich spürt man etwas von einer moderneren Auffassung des Rechtsstoffes.

v. Jhering, R., Geist des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung. 1. Teil. 5 Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1891. — Der erste Teil von Jherings berühmtem Buch über den Geist des römischen Rechts liegt nun bereits in fünfter Auflage vor; für ein juridisches Buch, das kein Lehr- und Handbuch ist, ein bedeutender Erfolg. Es ist ein wörtlicher Abdruck der vierten Auflage. Die Vorzüge des Buches bedürfen hier keiner weiteren Empfehlung.

Davidsohn, C., Die Reichsgesetze zum Schutze des gewerblichen, geistigen Eigentums (industrielle und technische Urhebergesetze). Ein Handbuch für Juristen, Gewerbetreibende und Techniker. München, Beck, 1891. — Davidsohn kommentiert hier sämtliche Reichsgesetze zum Schutze des gewerblichen geistigen Eigentums (ein Ausdruck, der besser vermieden worden wäre), das Marken- und Musterschutzgesetz, Patentgesetz und Gebrauchsmusterschutzgesetz.

Rehbein, H., Allgemeine deutsche Wechselordnung mit Kommentar und Anmerkungen. 4. Aufl. Berlin, H. W. Müller, 1891. — Der Kommentar ist bereits bekannt. Die vorliegende vierte verbesserte Auflage hat die Vorzüge der früheren erhalten und vermehrt.

Goldschmidt, L., Handbuch des Handelsrechts. 3. Aufl. 1. Bd. Stuttgart, Enke, 1891. — Die Neuauflage von Goldschmidts Handbuch des Handelsrechts liegt in der ersten Lieferung vor. Der erste Band behandelt in der ersten Abteilung die Universalgeschichte des Handelsrechts (Theodor Mommsen zugeeignet). Es ist eine bedeutsame juristische Arbeit, die auch weitere Kreise interessieren dürfte.

Panofsky, A., Repetitorium der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte, sowie kurzgefaßter Auszug aus dem gem. deutschen Privatrecht mit bes. Berücksicht. des preuß. Landrechts. Berlin, Lehmann, 1891. — Der Lehmannsche Verlag in Berlin giebt eine Sammlung juristischer Repetitorien heraus. Band 1 enthält deutsche Rechtsgeschichte und deutsches Privatrecht.

Die Rechtsprechung des k. b. Verwaltungsgerichtshofs nebst dem bei diesem Gerichtshofe niedergesetzten Kompetenzkonfliktssenate sowie des k. b. Gerichtshofs für Kompetenz-Konflikte. Mit Anhang und Generalregister. 1. Bd. Ansbach, C. Brügel & Sohn, 1890. — Im Verlage von Brügel in Ansbach sind in letzter Zeit verschiedene praktische Werke aus dem Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaften erschienen. Unter ihnen beansprucht das angezeigte Werk besondre Beachtung, das in seiner Übersichtlichkeit den in der Praxis thätigen Juristen viel Zeit und Mühe ersparen wird.

Übersicht der gesamten staats- und rechtswissenschaftlichen Litteratur des Jahres 1891. Von Otto Mühlbrecht. XXIV. Jahrgang. Berlin 1892. Puttkammer und Mühlbrecht. — Auch dieser neue Jahrgang, welcher als Vereinigung der sechs zweimonatlichen Doppelnummern einen stattlichen Band bildet, giebt eine erschöpfende Übersicht über die litterarische (Über-)Produktion auf dem Gebiete der Staats- und Rechtswissenschaften, und zwar sowohl der deutschen als auch der fremdsprachigen Werke. Es ist äußerst dankenswert, daß wir bei der unabsehbar anwachsenden Masse der Litteratur des In- und Auslandes durch diese „Übersicht“ in den Stand gesetzt sind, uns leicht und schnell zu orientieren und die einigermaßen bedeutenden Erscheinungen der Litteratur herauszufinden.

Die Lehre von der Teilnahme und die Rechtsprechung des Deutschen Reichsgerichts. Kritische Studien von Prof. Dr. Karl Birkmeyer. Berlin 1890. Verlag von Otto Liebmann. — Ein energischer Anlauf gegen die „Teilnahmejudikatur des Reichsgerichts“ seitens eines kriminalistischen Schriftstellers, dessen Name für volle Wissenschaftlichkeit der in dem Buch behandelten Frage bürgt. Unter Heranziehung von etwa 170 Urteilen desselben wird die vom deutschen Reichsgericht angenommene sogenannte „subjektive Teilnahmetheorie“ als eine verfehlte und dem Gesetze widersprechende darzustellen versucht. Schon wiederholt, aber bisher ohne Erfolg, ist das Reichsgericht in dieser Richtung angegriffen worden. Ich glaube auch nicht, daß Birkmeyers Angriff eine Änderung in der Judikatur herbeiführen wird. Denn eine ganz glatte Lösung geben auch seine Untersuchungen nicht. Von größtem Interesse für die Rechtswissenschaft ist aber, daß in dieser für die Theorie und Praxis gleichwichtigen Frage — in so eingehender und konsequenter Darstellung auch der entgegengesetzte Standpunkt vertreten und begründet worden ist.

Das preußische Allgemeine Landrecht und der Entwurf des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs. Vergleichende kritische Bemerkungen von Dr. J. Meisner, Oberlandesgerichtsrat in Posen. Berlin 1890. Verlag von Otto Liebmann. — In besonders wichtigen Rechtsfragen werden die Bestimmungen des preußischen allgemeinen Landrechts mit den Vorschlägen des Entwurfs des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs kritisch verglichen, wobei der Verfasser auf Grund eigner praktischer Erfahrung und einschlagender wissenschaftlicher Litteratur die Vorzüge des im preußischen Staate geltenden Privatrechts im Gegensatz zum Entwurf darzustellen sucht. Es entspreche dem deutschen Rechtsbewußtsein und dem praktischen Bedürfnis weit mehr als der Entwurf, und sei daher der geeignetste Ausgangspunkt und die beste Grundlage für Abänderungen anläßlich der Umarbeitung des Entwurfs (während es bei der ersten Ausarbeitung nicht die gebührende Berücksichtigung gefunden habe). Abgesehen von einem etwas einseitigen Standpunkt und einer Vorliebe für das geltende preußische Landrecht, enthält das Buch eine Reihe guter legislativer Vorschläge, die Beachtung verdienen.

Quellen zur deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte. Zusammengestellt

und mit Anmerkungen versehen von Dr. H. O. Lehmann, Professor in Marburg. Berlin 1891. Verlag von Otto Liebmann. — „Zur Förderung der Kenntnis der deutschen Rechtsgeschichte durch Erleichterung des Kennenlernens der wichtigsten Abschnitte" hat der als Schriftsteller im Gebiete des „deutschen Rechts" bekannte Verfasser eine vorzügliche Quellensammlung zur deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte zusammengestellt. Außer verschiedenen älteren ähnlichen Materialiensammlungen besitzen wir zwar schon Schröder und Lörnt, Urkundensammlung, und die neuerdings erschienenen Ausgewählten Urkunden-Sammlungen von Altmann und Bernheim, ganz abgesehen von den größer angelegten französischen Sammlungen von Tardif (für Geschichte des Rechts) und der Collection de textes pour servir à l'enseignement de l'histoire (für allgemeine Geschichte) — aber gerade für die Zwecke der deutschen Rechtsgeschichte ist dies Buch als äußerst willkommenes Hilfsmittel zu begrüßen und warm zu empfehlen, das die oben genannten neueren Sammlungen ergänzend, mit diesen wohl die etwas zu umfangreichen „Germanischen Rechtsdenkmäler" von Gengler ersetzen dürfte.

Über das landesherrliche Ehescheidungsrecht. Ein Beitrag zur Geschichte des Ehescheidungsrechts und zur Interpretation der neuern Reichsgesetzgebung von Adolf Stölzel. Berlin 1891. Verlag von Franz Vahlen. — Gegenüber den Untersuchungen von Borntak und Meurer (als sei jenes Recht durch die neuere Reichsgesetzgebung abgeschafft oder mindestens umgestaltet worden) verteidigt der Verfasser (auf praktischem und wissenschaftlichem Gebiet gleich bekannt) seine früher bereits zu wiederholten Malen ausgesprochenen Ansichten in erneuter Begründung, der im wesentlichen nur zuzustimmen ist. Meurers Einwände sind haltlos.

Naturrecht, geschichtliches Recht und soziales Recht. Von R. Frank. Leipzig 1891. Verlag von Hirschfeld. — Eine den modernen Verhältnissen Rechnung tragende interessante Untersuchung über das Wesen des Rechts.

Das Reichsgesetz betreffend die Invaliditäts- u. Altersversicherung vom 22. Juni 1889. Erläutert und mit Ausführungsvorschriften herausgegeben von K. Trutzer. Ansbach 1891. Verlag von C. Brügel & Sohn. — Eine äußerst praktische Erläuterung des Gesetzes, die inhaltlich und äußerlich den bisher erschienenen Ausgaben in der Gesetzsammlung von Brügel & Sohn in Ansbach sich würdig anreiht. Dr. L. H.

Litteraturgeschichte.

Goethes Tasso und Kuno Fischer nebst einem Anhange: Goethes Tasso und Goldonis Tasso. Von Franz Kern. Berlin 1892. Nicolaische Verlags-Buchhandlung. — Wenn zwei Goethe-Forscher mit einander in Streit geraten, so fällt gewöhnlich für den, der nicht zur Zunft gehört, herzlich wenig ab. So auch hier. Der Verfasser, ein nüchterner, klarer Kopf, der seinen Tasso ordentlich inne hat, wendet sich gegen mehr oder weniger falsche Ansichten Kuno Fischers; und zwar weist er nicht bloß die Hauptsünden nach, nein, er nimmt möglichst alle Spreu mit. Daß es Kern gelungen ist, Fischers Ansichten über die Entstehung des Tasso und über den Zusammenhang der Handlung — nach Fischer sollen Antonio und Tasso in den ersten beiden Akten als frische Bekannte, in den letzten drei aber als alte Gegner dargestellt sein — gründlich zu widerlegen, halte ich für sicher, und die beiden ersten Kapitel sind der wertvollste Teil des Buches. Anders stehe ich zu den folgenden Abschnitten, wo die Charakteristik der Hauptpersonen, die Fischer gegeben, kritisiert wird. Hier wird die Lektüre zur Qual. Schritt für Schritt wird Einzelheit nach Einzelheit abgehandelt, und wenn man auch gern zugesteht, daß Kern auch hier den richtigen Blick zeigt — man fragt sich

doch unwillkürlich: warum diese emsige, pedantische Kritisierarbeit, wo doch keine frische Menschenseele, die den Tasso liest, wie man eben eine Dichtung lesen soll, auf Fischerschen Wegen wandelt? Ich denke, der Verfasser nimmt mir's nicht übel, wenn ich gestehe, die beiden letzten Kapitel seines Buchs nicht durchgelesen zu haben, dafür aber den Tasso selber.

A. E.

Studien zu Hans Sachs. Von Karl Drescher. Marburg 1891. — Eine sehr fleißige philologische Arbeit, die, auf genauen Quellenstudien beruhend, neben zahlreichen textkritischen Bemerkungen auch einige allgemeine Gesichtspunkte für die Arbeitsweise des Dichters beibringt. Sogar einige noch ungedruckte Gedichte des Nürnberger Schuhmachers, deren Verlust wohl die Menschheit, nicht aber die deutsche Professorenschaft verschmerzt hätte, werden hier zum ersten Male veröffentlicht. Mit einem Wort: viel handwerksmäßige Philologie und, was davon unzertrennlich ist, herzlich wenig Geist.

—r.

Nordische Heldensagen. Aus dem Altisländischen übersetzt und bearbeitet von Karl Küchler. Bremen. M. Heinsius Nachfolger. 1892. — Fürst Wladimirs Tafelrunde. Altrussische Heldensagen. Mit Einleitung und Bibliographie von Bernhard Stern. Berlin. Siegfried Cronbach. 1892. — Island, dessen reiche Sagadichtung vielleicht das getreueste Spiegelbild altgermanischen Volkstums ist, und Altrußland, das, vom schwarzen Meer nach Archangelsk und Tomsk verschlagen, im trüben Norden die Lieder von König Wladimir und seiner auf Kiews weißer Burg tafelnden Heldenschar singt, — wie innerlich verwandt erscheinen sie dem historischen Betrachter trotz aller Verschiedenheit der Gesichtszüge! Einem Geschwisterpaar gleichen die beiden; der thatenfrohe Germane ist der Bruder, der reichere Slave die Schwester, aber beide, derselben Urmutter entsprossen, haben als köstliches Erbteil für die Irrfahrten des Lebens das „Singen und Sagen" mitbekommen, der Germane die Sagas, der Russe die Bylinen. Besitzen wir von den nordischen Sagen schon eine ganze Reihe guter und schlechter Übersetzungen und Bearbeitungen, so waren die altrussischen Heldenlieder bis jetzt nur wenigen Gelehrten zugänglich. Bernhard Stern, der uns hier zum ersten Male eine Übersetzung der Bylinen giebt, verschafft dadurch den vielen, die des Russischen nicht mächtig sind, zum ersten Male die Gelegenheit, sich selbst ein Urteil über die altrussische Volkspoesie zu bilden. Die kritische Einleitung bringt in aller Kürze alles Wissenswerte über den Stoff, die Entstehungszeit, die Sprache und Metrik der Bylinen. Verdient also die Sternsche Arbeit die Anerkennung aller Gebildeten, so läßt sich leider von Karl Küchlers Bearbeitung der Sagen von „Gunnlaug Schlangzunge, Frithjof und den Wölsungen" nicht das Gleiche sagen. Sie ist zwar weder schlechter noch besser als andere Übersetzungen, aber sie ist einfach überflüssig.

—r.

Die jüdische Litteratur seit Abschluß des Kanons. Eine prosaische und poetische Anthologie mit biographischen und litterargeschichtlichen Einleitungen. Herausgegeben von J. Winter und Aug. Wünsche. Trier. Sigmund Mayer. 1891. — Es wird wohl keinem Vernünftigen einfallen, ein ganzes kostbares Menschenleben zu opfern, um sich durch den ganzen scholastischen Wust der jüdischen Litteratur hindurchzuarbeiten. Aber selbst wenn es unter uns Deutschen einen solchen antiquarisch vernagelten Kopf gäbe, so müßte er sich dreimal begraben lassen und dreimal wiedergeboren werden, ehe er all den rabulistischen Unsinn in sich aufgenommen hätte. Denn wie verschieden die paar jüdischen Philosophen, die in der Geschichte der mittelalterlichen Philosophie, d. h. in einer Zeit jämmerlichsten geistigen Niederganges, eine nicht unbedeutende Rolle

spielen, mit ihrer oft kühnen Freigeisterei neben der geistesarmen, spitzfindigen, dummpfiffigen, langweiligen Talmudweisheit! Und doch thäte uns gerade heute, wo über die Judenfrage so viel wahres und unwahres, gescheites und dummes zusammengeschrieben wird, ein unparteiischer Schiedsrichter not, ein gelehrter Wegweiser, der uns durch den Urwald des Talmud geleitete und uns dessen Fauna und Flora schauen ließe. Denn das eine darf man sich nicht verhehlen, daß kein Jude uns über die Morallehre des Talmud reinen Wein einschenkt. Das Beschönigen und Verschweigen ist hier ebenso an der Tagesordnung, wie im gegnerischen Lager das oft ungerechte Beschuldigen und Verleumden. Wir aber, die wir mitten in den großen geistigen Kämpfen der Gegenwart stehen, haben wahrhaftig besseres und wichtigeres zu thun, als uns um solchen öden Quark mittelalterlicher Rabbiner zu kümmern. Als ich daher hörte, daß uns eine vollständige Darstellung der gesamten jüdischen Litteratur seit Abschluß des Kanons von fachmännischer Seite geboten werden sollte, wurde ich im ersten Augenblick freudig überrascht. Aber auch nur im ersten Augenblick! Denn als ich auf dem Titelblatt der ersten Lieferung den Namen eines jüdischen Rabbiners und eines deutschen (?) Theologieprofessors las, wußte ich schon, woran ich war. Und die erste Lieferung des auf drei Bände berechneten Werkes bestätigte meine Befürchtung. Obwohl hier nur die hellenische Litteratur, namentlich Philo, Josephus, die Targunim und der Anfang der Mischna behandelt wird, spürte ich schon, wie wenig kritischer Geist die beiden Verfasser beseelte. So sehr auch die beiden Herausgeber den Schein der Objektivität zu wahren wissen — „Meidet allen bösen Schein!“ lautet ja ein Bibelspruch in der falschen Lutherschen Übersetzung —, so läuft das Ganze doch nur auf eine Verherrlichung des jüdischen Volksgeistes hinaus, und der Rabbiner, dessen Führung sich der christliche Theologe blindlings anvertrauen mußte, wird bei der Auswahl der übersetzten Talmudstellen schon dafür gesorgt haben, daß dieser Nimbus nicht durch irgend ein ungeschicktes Citat grausam zerstört werde.

Edgar Steiger.

Benjamin Disraelis Dichtungen. I. Disraelis Leben und Jugendschriften. Von Dr. Pf. Aronstein. Offenbach a. M. 1892. — Warum wohl Herr Aronstein über Disraeli schreibt? Was ginge den zufällig deutsch redenden Aronstein der ebenso zufällig englisch schreibende Disraeli an, wenn es nicht beide Juden wären? Einem Deutschen würde weder der Mensch noch der Schriftsteller Disraeli sonderlich imponieren. Ein Mann, der sich taufen läßt, um den Vollblutengländer zu spielen, der sich ohne jedes politische Ideal, ohne jede persönliche Überzeugung ins öffentliche Leben drängt, um mit allen Mitteln Carriere zu machen, der Tory wird, um sich von der Sonne des englischen Adels bestrahlen zu lassen, der eine alte Witwe heiratet, um seine Schulden zu bezahlen, und schließlich als Premierminister der Königin Viktoria die erste Geige spielt, — fürwahr ein prächtiges Rassenexemplar! Und wie der Mensch, so der Schriftsteller, routiniert, witzig, vielseitig — aber ohne jede Tiefe, ohne alles Gemüt! — Th. Schweizer.

Schillerbriefe. Die Herausgeberthätigkeit der modernen Germanisten hat sich bisher mehr Goethen als Schiller zugewendet, obgleich auch für diesen letzteren noch keineswegs kritisch und biographisch alles geschehen ist, was für ihn zu geschehen hat. Besonders betrübte es stets, eine einheitliche Ausgabe der Briefe des populärsten Dichters vermissen zu müssen, da die verstreut erschienenen einzelnen Stücke sowohl, wie die bis jetzt ausgegebenen Sammlungen von Briefen an einzelne Adressaten deutlich zeigten, ein wie unübertreffliches Bild des Geistes-

lebens und Entwicklungsganges Schillers gerade durch eine chronologische Folge seiner sämtlichen Briefe zu geben sei.

Intimere Freunde des Schillerforschers Robert Boxberger wußten allerdings, daß dieser bescheidene, aber um so fleißigere Mann seit vielen Jahren sich mit dem Plan einer solchen Ausgabe beschäftigte, ein großes Material zusammentrug und dieses stets zu vermehren bestrebt war. Als er am 25. März 1890 in Sulza starb, schien die Ausführung des gewaltigen Planes von neuem vertagt, seine Arbeit eine vergebliche gewesen zu sein. Um so erfreulicher ist es nun, zu hören, daß dieses trübe Geschick, das schon so mancher deutschen Gelehrtenarbeit beschieden gewesen ist, die Arbeit Boxbergers nicht treffen wird. Ein Freund Boxbergers, der durch treffliche litterarhistorische Arbeiten bekannte Dr. Fritz Jonas, trat das Erbe des Verstorbenen an, und die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, durch ihre eigene hervorragende Stellung in der Heimat Schillers besonders dazu berufen, hat es freudig übernommen, dieses bändereiche Werk allen Freunden und Verehrern des Dichters zu übermitteln.*)

Es handelt sich hier um eine bevorstehende Publikation von größtem Wert. Denn wer je einen Blick in Schillersche Briefe geworfen hat, weiß, daß sie dem Gedankeninhalt wie der Schreibweise nach, zu den schönsten gehören, die überhaupt geschrieben worden sind, und daß sie in ihrer Gesamtheit den besten Schlüssel zum Verständnis seiner Schriften und ein ergreifendes Bild seines geistigen Ringens und seiner sittlichen Vervollkommnung bis zu der Höhe bieten, wo das Gemeine, das uns alle bändigt, in wesenlosem Scheine hinter ihm blieb und er die Angst des Irdischen von sich warf, um aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich zu fliehen.

Michael Bernays schrieb im Jahre 1887: „Schillers Briefe wirken mit dem ganzen Zauber, mit dem seine Persönlichkeit uns ergreift. Wer sich in dieselben hineinlebt, der gewinnt vielleicht eine Vorstellung von der Macht seines Gesprächs, in welcher die eingeborene Hoheit seines Geistes unbedingt und uneingeschränkt zu Tage trat. — Überall dieselbe Klarheit, Festigkeit und männliche Sicherheit. Die mächtig geschlossene Einheit der Schillerschen Natur giebt allen Briefen einen verwandtschaftlichen Zug, der aber niemals zur Einförmigkeit führt. Liegt ein großer Gegenstand vor, so wird der Brief zur formvollendeten, gehaltreichsten Schrift, in welcher jedoch der Abdruck der Persönlichkeit deutlich erkennbar bleibt. Aber auch das Geringe, wenn er es erfaßt, muß von ihm in einen höheren Geistesbereich heraufgehoben werden. Mit welchem rein menschlichen Anteil lesen wir seine Geschäftsbriefe, vornehmlich die Korrespondenz mit seinem Cotta! Auch hier bewegt sich die Rede in ihrem sichern, festen Gange; auch hier bewährt sich die freie und scharfe Ansicht der Dinge. Der Genius tritt unbefangen in die nächste Berührung mit Zuständen und Verhältnissen der Wirklichkeit, um sie zu bewältigen und für seinen höheren Zweck fügsam zu machen. Sobald Schiller zur Feder greift, ist er mit seiner ganzen zusammengenommenen Kraft gegenwärtig. Er beherrscht das Wort, wie er sich selbst beherrscht. Keine Laune, kein Wechsel der Stimmung darf sich störend dazwischen drängen. Größe und Würde stellen sich von selbst ein, und so fehlt auch nicht Natur und Einfachheit. Vor allem aber offenbart sich in dem Ganzen dieser Briefe die stete, auf bestimmte Ziele und Gegenstände gerichtete, unzerbrechliche Willens-

*) Besitzer noch ungedruckter Briefe Schillers sind freundlichst gebeten, sie im Interesse des Nationalwerks durch die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zugänglich zu machen. Die Deutsche Verlags-Anstalt übernimmt jede Garantie für eine tadellose Behandlung, und wird die Briefe nach genommener Abschrift oder nach erfolgtem Vergleiche in versichertem Wertpacket den Absendern zurückschicken.

kraft, welche doch nie zu stoischer Härte erstarrt. „Der Mensch ist das Wesen, welches will" — diesen Spruch, mit dem Schiller die sittliche Freiheit des Menschen verkündet, hat er durch sich selbst, in seinen Briefen fort und fort bestätigt und beglaubigt."

„Schillers Briefe, als ein Ganzes betrachtet, müßten wohl für die schönsten unserer Litteratur gelten. Neben den Lessingschen, von denen sie sich doch so gründlich unterscheiden, bilden sie die makellosen Muster deutscher Epistolographie. Ein unbefangenes Studium dieser Briefe müßte manchen Wahn verscheuchen, manche schiefe und einseitige Vorstellung wegräumen, welche noch immer oder jetzt wieder einzelne Deutsche und ganze Kreise unseres Volkes an einer reinen und fruchtbaren Erkenntnis Schillers hindern. Und doch soll es uns allen angelegen sein, daß dieses Heldenbild ganz so wieder erstehen und stehen bleibe, wie es einem früheren Geschlechte sich lebendig dargestellt hat, durch Erhabenheit rührend, geweiht durch die Glorie jener echten, den Menschen erhebenden Tragik. Auch nicht den leichtesten Zug in diesem Bilde sollte sich der Deutsche rauben oder verfälschen lassen."

Die neue Ausgabe verspricht allen berechtigten Anforderungen zu genügen. Der Herausgeber stützt sich auf umfassende Vorarbeiten und hat schon jetzt die lebhafte Teilnahme und Unterstützung vieler und namentlich auch bedeutender Forscher auf dem Gebiet der deutschen Litteratur erfahren.

Die Sammlung soll in Lieferungen zu einem billigen Preise erfolgen, und wir werden darüber berichten, sobald die erste Lieferung erscheint. Das aber möchten wir auch heute schon nachdrücklich betonen: Die Briefe Schillers sind eine notwendige Ergänzung jeder Ausgabe seiner Werke und bieten den Gelehrten wie auch den Freunden der vaterländischen Litteratur, die nicht den Anspruch auf Gelehrsamkeit machen, einen unerschöpflichen Schatz von Gedanken, die den Geist nähren, erheben und adeln und den Sinn zum Idealen in den Lesern lebendig erhalten oder erwecken.

Vermischtes.

Soeben erhalten wir die erschütternde Nachricht, daß der begabte, erst siebzehn Jahre alte Schriftsteller G. Ludwigs in Darmstadt am 8. Februar seinem Leben durch eine Revolverkugel ein Ende gemacht. G. Ludwigs gehörte schon über zwei Jahre zu den Mitarbeitern der „Gesellschaft", und wer die ungemein feinsinnigen Arbeiten dieses jugendlichen Feuergeistes las, hätte gewiß niemals geglaubt, daß sie der Feder eines 16—17jährigen Gymnasiasten entstammten. Daß eine so genial beanlagte und zugleich so sensitive Natur wie Ludwigs mit unseren verknöcherten Schulinstitutionen — mit denen wir's so herrlich weit gebracht! — in Konflikt geraten mußte, ist nur natürlich. Doch würde er diese Wehen überwunden haben, wie Jeder von uns, — und es können ihm daher nur ganz raffinierte Quälereien ausgesucht bornierter Philisternaturen, die zum Teil in des jugendlichen Dichters nächster Umgebung zu suchen sind, in den Tod getrieben haben. — Ludwigs war einer unserer eifrigsten und ehrlichsten Mitarbeiter in dem großen Kampfe, den wir um unsere Kunst, um unsere Weltanschauung zu führen haben. Es ist daher unsere Pflicht, dem Dahingegangenen in den Spalten unserer Zeitschrift ein ehrendes Denkmal zu setzen. Dies soll im nächsten Hefte geschehen. Merian.

Unsere Byzantiner werden nicht müde, den „großen Schweiger" Moltke dem belehrsamen Volke als „großen Schreiber" vorzustellen. Seit dem Erscheinen von Moltkes „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten" ist die Übertreibung der schriftstellerischen Größe und Bedeutung des berühmten Feldherrn zu einem wahren

Unfug gediehen. Felix Dahn trieb die Geschmacklosigkeit so weit, die deutschen Schriftsteller samt und sonders bei dem Musterschreiber Moltke in die Schule kommandieren zu wollen. Wir danken für den litterarischen Schulmeister Moltke. Herr Dahn mag es persönlich nach Lust und Laune halten und seine Muster wählen wo und wie er will. Ihm mag es ja ganz heilsam sein, aus seiner weisen bombastischen Runzelhaut zu fahren und seinen überkünstelten Stil an der Schlichtheit und Nüchternheit Moltkescher Ausdrucksweise zu gesünderer Natürlichkeit zu bilden. Wir erkennen die Einfachheit des Moltkeschen Stils gerne an, ohne darin etwas Besonderes oder gar künsterisch Hervorragendes zu finden. An einen wirklich hervorragenden Schriftsteller stellen wir ganz andere künstlerische und seelische Ansprüche, als sie Moltkes gesammelte Schriften zu befriedigen vermögen. Den künstlerisch so bescheidenen Lesern soll ihre Bewunderung und ihr Vergnügen nicht verübelt werden, ,nur der lächerlichen Übertreibung des Moltkeschen Schriftsteller-Verdienstes wollen wir im Interesse unseres nationalen Schrifttums entgegentreten. M. G. C.

Der allgemeine deutsche Sprachverein hat seinen Mitgliedern eine sehr willkommene Weihnachtsüberraschung bereitet, indem er ihnen mit der Nr. 12 seiner „Zeitschrift“ einen sehr sauber und geschmackvoll ausgestatteten „Kalender auf das Schaltjahr 1892“ hat zugehen lassen, der für jeden Tag des Jahres einen männlichen und einen weiblichen Namen enthält. Wir zweifeln nicht, daß hierdurch die Neigung, den Kindern deutsche Namen zu geben, lebhaft angeregt werden muß. Wir können unsern Lesern nur empfehlen, den hohen nationalen Zielen des Vereins Aufmerksamkeit und Teilnahme zu schenken. Gegenwärtig bestehen 168 Zweigvereine, und der Gesamtverein umfaßt über 14 000 Mitglieder. Anmeldungen unter Beifügung von mindestens 3 Mk. nimmt der Vorsitzende, Herr Museumsdirektor Professor Dr. Herm. Riegel in Braunschweig, entgegen. Von ihm sind auch die Satzungen, Probeblätter der Zeitschrift u. s. w. auf Anfordern kostenfrei zu erhalten.

Ein Kriegsgedenkbuch aus dem Kladderadatsch in Ernst und Humor aus den Jahren 1870—1871. Vers und Prosa von Johannes Trojan und Julius Lohmeyer. Breslau. C. T. Wiskott.

Leuten, die an den Gedichten bei ihrem Erscheinen Gefallen gefunden haben, wird ja auch diese Sammlung gefallen. Mir scheint, daß sie mindestens kein Bedürfnis ist. P. K.

Auguste Viktoria. Das Lebensbild der deutschen Kaiserin. Dem deutschen Volke dargeboten von Ernst Evers. Zweite Auflage. Berlin, 1891. Buchhandlung der Berliner Stadtmission.

Das Buch ist 184 Seiten stark; kurz gefaßt hat sich der Verfasser also nicht. Die Darstellung ist unerträglich breit. Marke: Bizanz. G. M.

Wo steht die Wiege der Menschheit? Vom pflanzengeographischen Standpunkt aus beantwortet von Dr. Josef Murr. Innsbruck. Druck und Verlag der Vereinsbuchhandlung. 1891. — Der Verfasser, der an den Bericht der Genesis von vornherein glaubt, wie er mitteilt, beweist die Richtigkeit des biblischen Berichtes noch einmal — recht überflüssiger Weise. P. K.

Der Realismus in Leipzig. Der Vorstand der akademischen Lesehalle, der mit rührender Sorgfalt für das Seelenheil der armen, verführbaren akademischen Jugend besorgt ist, hat sich bewogen gefühlt, die „Gesellschaft“ nicht auflegen zu lassen. Die Begründung lautet: „Eine Reihe der frivolsten Mitteilungen haben den Vorstand bewogen, das Blatt

abzuschaffen." Ein schlimmeres Testimonium paupertatis hätten sich diese gestrengen Herren kaum ausstellen können. Wir aber können uns über unsere Verbannung aus den geheiligten Räumen der Zopfgelahrsamkeit leicht trösten; denn trotz aller ihrer Bemühungen wird es diesen fürtrefflichen, hochgelahrten und frummben Herren nicht gelingen, die mannbar gewordene Deutsche Kunst wieder in die Kinderschuhe zurückzuzwängen. Zudem giebt es ja außer der akademischen Lesehalle noch genug Lokale, Lesecafés ɪc., wo die „Gesellschaft" gelesen werden kann und auch eifrig gelesen wird. Und wahrlich, es sind nicht die schlechtesten unter den Leipziger Musensöhnen, die zu unserer Fahne schwören. M.

Neues Preisausschreiben.

Unser herzlieber alter Landedelmann im Norden sendet uns eine zweite Preisgabe im Betrage von **vierhundert Mark.** Dieselbe soll, zerlegt in 250 und 150 Mark, den beiden besten Arbeiten über **die zweckmäßigsten Mittel und Wege zur Verbesserung unserer Rasse** zuerkannt werden. Trotz aller civilisatorischen Fortschritte ist das Menschenmaterial minderwertig geworden. Es hat sich eine förmliche Kulturkrankheit herausgebildet, die uns körperlich und geistig mehr und mehr herunterbringt. Das trostlose Bild, welches die heutigen sozialen und politischen Zustände gewähren, ist zum nicht geringen Teile auf die psychophysiologische Entartung der herrschenden wie der dienenden Klassen zurückzuführen. Wir laden unsere Mitarbeiter und Freunde ein, uns in einer kurzen, klaren Arbeit — nicht über einen Druckbogen der „Gesellschaft" — rückhaltlos ihre Gedanken zu entwickeln, **wie hier Besserung zu schaffen,** damit wir zu einem **erziehungswürdigen Geschlechte gelangen, das den großen Aufgaben der Zukunft gewachsen ist und uns über das Dekadenzelend der Gegenwart in eine gesündere, freudigere Lebensepoche hinüberleitet.**

Die Arbeiten sind in der üblichen Form bis zum 31. Oktober 1892 an die Redaktion der „Gesellschaft" einzusenden. Das Preisgericht wird aus einem Mediziner, einem Soziologen und einem Philosophen bestehen, die Verkündigung des Spruchs und Auszahlung der Preise am 1. Januar 1893 erfolgen. Die preisgekrönten Arbeiten werden in der „Gesellschaft" veröffentlicht.

München, Februar 1892. **Dr. M. G. Conrad.**

Im nächsten Hefte beginnen wir mit dem Abdruck der bei unserer ersten Preisbewerbung gekrönten Arbeiten von Julius Litten, V. Rudloff und Troll-Borostyáni.

Verlag und Schriftleitung der „Gesellschaft".

Abonnementspreis der Gesellschaft pro Quartal (3 Hefte) 3 Mark. Der Einzelpreis des Heftes ist Mark 1,30, eleg. Quartals-Einbanddecken Mark 1,50.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Wilhelm Arent.

Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet

von

M. G. Conrad.



Jahrgang 1892. Zweites Quartal.



Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich,

K. R. Hofbuchhändler.

Inhaltsverzeichnis.

Inhaltsverzeichnis.

Portraits:





Hans G. Ludwig.



Das lächerliche Berlin.

April-Stimmungsbild von M. G. Conrad.

(München.)

I.



icht um Helgoland!" rief Fantasio. „Helgoland wiegt doch schwer auf unserer neuesten Reichswage, nicht? Ungefähr wie ein halber Erdteil oder die ganze Zukunft unserer Kolonialunternehmungen?"

Dabei schlug er einen Purzelbaum über meine Bismarckstatuette, setzte sich rittlings auf die eiförmige Handhabe meines Briefbeschwerers und patschte sich auf die Schenkel. „Nicht um Helgoland!"

Ich hob den Kopf vom Manuskript und blickte ihn fragend an.

„Nicht um Helgoland geb' ich meine Entdeckung."

„Entdeckung?"

„Nein," lachte er in sich hinein und schwang sich stracks auf seine schlanken Beinchen, ohne von meiner Frage Notiz zu nehmen, „da soll nun ein neuester Deutscher — so ein preußisches Angstprodukt — so ein Teufelsfürchter —"

Und er schüttelte sich vor Lachen.

„Willst Du Dir nicht die Ehre anthun, einen Augenblick ernsthaft vernünftig zu sein, mein Hausgeist Fantasio?"

„Ehre" — er sprang herab und pflanzte sich auf dem weißen Bogen Schreibpapier vor mir auf, „Vernunft" — er tippte mit feinem Finger auf eine Linie, „da schreib' die zwei Worte her und ich gieße das Tintenfaß darüber und zeige Dir, was es mit Ehre und Vernunft für eine Bewandtnis hat in unserem neuesten Reich."

„Ist das Deine ganze Entdeckung, Fantasio? Die Mühe hättest Du Dir sparen können."

„Ich gieße das Tintenfaß darüber," wiederholte er mit leiserer Stimme, darin eine gewisse Traurigkeit zitterte, „und ersäufe in der schwarzen Sündflut, was an Ehre und Vernunft noch in Eurem trübseligen deutschen Reich allerneuesten Stils herumkreucht. Viel ist's ja nimmer —" Und mit einem schluchzenden Triller verschwand er in der blauen Wolke, die ich aus meiner Wiener Meerschaumpfeife über den Schreibtisch hinblies.

„Wo bist Du, Fantasio?"

Ich sah ihn nicht mehr, als sich der Rauch verzogen hatte. Aber plötzlich hörte ich seine Stimme wie aus weiter Ferne. Sie hatte etwas seltsam Feierliches.

„In der Urnacht. Da ist alles Licht gelöscht, wie im Gehirn eines preußisch-deutschen Centrumsmannes mit Schwert, Kreuz, Rosenkranz und Eichenlaub. Da hört man nur die Fittiche des schwarzen Adlers rauschen und seine Fänge wetzen, und darein mischen sich die Litaneien der orthodoxen Konfessionskäuzchen, die dichtgedrängt zusammenhocken und ihre Kopffedern sträuben vor Wonne, daß sie die lichte, blonde Welt deutschen Heldengeistes glücklich überwunden. Da ist die Luft dick, schwer, moderig, gruftkapellenartig, wie in den Berliner Parlamentskatakomben bei der Volksschulgesetzdebatte ewig unglückseligen Angedenkens. Da ist . . ."

„Ach, geht's aus dem Ton?" unterbrach ich ihn. „Laff' mich doch gefälligst in Ruhe mit dem lächerlichen Berlin und seinen dekadenten Unternehmungen. Was geht mich Berlin an! Vor meinem Fenster rauscht die wilde Isar und die freie Höhenluft der Alpen weht herein. Berlin ist nicht das Reich, und das Reich mit seinen paar Millionen Knechtsseelen, Muckern, Finsterlingen, Börsengaunern, Dummheitsspekulanten, Blutsaugern, Leuteschindern und anderem lumpigen Übergangsgetier ist nicht Deutschland, und das engere Deutschland mit seinem konfessionell-kirchlichen Moralkatzenjammer nach dem tollen Faschingslotterleben der industriellen Sünder und Zöllner und dem goldenen Kalbsveitstanz der herrschenden Kasten ist nicht die deutsche Welt und vor allem nicht die Vertretung des deutschen Geistes, der in ewigen, unantastbaren Werken des Genies in Kunst, Dichtung und Wissenschaft seine Kraft und Majestät bezeugt hat und noch bezeugen wird vor Gott und Menschen, auch wenn ganz Berlin an Gehirnschwund und Rückenmarksdarre den Weg Babylons oder Jerusalems wandelt und auf dem Hintern oder auf den Knieen oder auf dem Kopf zum Teufel fährt. Ich glaube an den heiligen, freien, wundermächtigen Geist der deutschen Rasse, die in 76 Millionen Menschen zerstreut auf dem weiten Erdenrunde wirkt und schafft, nach einem festen, natürlichen Gesetz, das in seiner welt-

geschichtlichen Entfaltung wahrhaftig nicht abhängig ist von dem lächerlichen Ding, das sich Berlin nennt, diesem Sammelsurium von Brutalität, Philistertum, Charakter- und Geschmacklosigkeit, Impotenz und Größenwahn. Nun, Fantasio?"

„Meine Entdeckung, meine Entdeckung," rief die Stimme heiter und immer näher kommend.

„Deine Entdeckung?"

„Wie ich neulich die sogenannte deutsche Reichshauptstadt aus der Perspektive eines niederbayerischen Dorfes, eines schwarzen, frömmelnden, moralisch verlumpten Protzennestes betrachtete, da . . ."

Plötzlich fühlte ich Fantasios Gestalt auf meiner rechten Schulter und seinen Mund an meinem Ohr. Und er schloß eine lange, gefährliche — natürlich höchst staats- und gesellschaftsgefährliche! — Mitteilung mit dem harmlosesten Worte von der Welt: „Berliner Mumpitz."

„Auf spanisch: Todo es farsa."

„Oder Paranoia."

„Komödie thut's. Das langt, Fantasio."

„Das lächerliche Berlin, was?"

Mit einemmale Rasseln, Säbelklirren, Schnarrlaute: „Achtung! Präsentiert! Stellvertreter Gottes auf Erden!"

Fantasio stand auf dem Deckel meines Messingtintenfasses, in Uniform, parademäßig, mit dem Knopf des Gefreiten am Kragen, in Haltung und Ausdruck der leibhaftige preußische Unteroffizier im Westentaschenformat.

„Das lächerliche Berlin! Es verdirbt mir noch meinen besten Hausgeist . . ."

„Nicht um Helgoland."

Und das brave Kerlchen fiel mir lachend an die Brust.

Dann richtete er die umgeworfene Bismarckstatuette auf, salutierte vor ihr, blinzelte und rief: „Subtrahiert oder dividiert einmal den da aus der preußischen Staatsgeschichte hinaus und sagt mir, was dann von Berlin, Preußen und aller Herrlichkeit des allerneuesten Reiches übrig bleibt!"

II.

Pumpanella hatte sich während dieser Unterhaltung mit der Ordnung meiner Bücherei beschäftigt, ohne auch nur mit einem Worte sich an unserem Gespräche zu beteiligen.

Nun wurde sie plötzlich laut: „Erlebtes, Erlauschtes, Erlogenes." Sie stellte das letzte Buch in die Reihe.

„Was soll das?" fragte ich, mich nach ihr umwendend.

„Ein Stück Berliner Litteratur, nichts weiter. Der neueste Sammelband von Baron Wolzogen, Ihr wißt ja, dem Verfasser der Berliner Komödie ‚Lumpengesindel'. Der Mann erfindet immer so bezeichnende Titel."

Fantasio kicherte: „Bezeichnend für die neueste Berliner Kunst und Litteratur. Wenig Erlebtes, einiges Erlauschtes, am meisten Erlogenes —"

„Ach, nun kann ich doch nicht länger an mich halten, hört Ihr? Ich verstehe, wenn sich's um Berlin handelt, weder Euren Ernst noch Euren Spaß. Berlin ist nun doch einmal die Hauptstadt der deutschen Intelligenz . . ."

„Historisch. Das heißt gewesen. Im Kritischen, Militärischen, Politischen. Und in einem sehr beschränkten Nüchterlings-Sinn," warf Fantasio ein. „Das hat der guten Berolina übrigens Mühe genug gekostet. Es ging fast über ihre Kräfte."

Köstlich, wie sich jetzt Pumpanella zu ihrem Fantasio in Positur stellte und mit dem sanftesten Ton ihre innere Erregung zu verschleiern suchte.

„Mein lieber Fantasio, Intelligenz heischt immer höchste Kraftanspannung . . ."

„Und wenn die Kräfte nachlassen, wendet man sich vom Denken zum Glauben, vom Forscher zum Dogmenpfaffen, man wird fromm und liefert die Kulturpolitik der Hierarchie aus. Eine imposante Hauptstadt der Intelligenz! Eine saubere Politik!"

„Ob das eine saubere Politik oder eine andere ist, weiß ich nicht. Aber ich fühle, daß es natürlich, daß es menschlich ist. Berlin befindet sich geistig erschöpft, es will sich in dieser ungeheuren Kulturhetze ein wenig Ruhe gönnen, es geht in die Kirche, seine Nerven zu beruhigen . . ."

Fantasio, ihren Ton nachahmend: „Es wird katholisch, Berlin und ganz Preußen wird katholisch, glaubenseinheitlich wie das schöne Land Tirol, weil der Katholizismus mannigfaltigere und wirksamere Nervenberuhigungsmittel anzubieten hat, als irgend eine andere Konfession. Dazu winkt noch ein seltener Ruhm: Berlin als die jüngste Tochter Roms, wird würdig und fähig, dem heiligen Vater einen gesicherten Unterschlupf zu bieten, wenn er sich im Vatikan nicht mehr halten kann; Berlin, als Hauptstadt der deutschen Intelligenz verloren, findet sich als zweites Rom, als Hauptstadt der katholischen Christenheit wieder."

Da lächelte die gute Pumpanella: „Das ist boshafte Zukunftsmusik, für die ich keine Ohren habe. Ich sehe nur soviel ein, Berlin ist müde, krank, ratlos, innerlich zerrüttet und zerfahren. Der Hauptstadt der Intelligenz ist vor ihrer Gottähnlichkeit und vor den Sozialdemokraten bange geworden, sie fürchtet sich vor der Entwicklung des neuen revolutionären Geistes . . ."

„Und in ihrer Furcht ist sie zu allem fähig, nur nicht zur Selbsthilfe, zur Erlösung aus eigener Kraft. Darum verschreibt sie sich den Mächten der ältesten Reaktion. Und die werden ihr am allerwenigsten helfen, sondern nur ihren eigenen Vorteil mit eiserner Zähigkeit im Auge behalten und verfechten."

„Aber Kinder," rief ich jetzt dazwischen, „ereifert Euch doch nicht um Berlin! Das kann uns sehr gleichgiltig sein. Es mag sich auf eigene Gefahr und Rechnung blamieren so viel es will. Es mag in seinen Schuleinrichtungen hinter Belgien und Spanien zurücktreten. Die deutsche Geisteskultur ist nicht an Berlin, die deutsche Volksseele nicht an Preußen gefesselt. Deutschland hat die goldene Epoche seiner Dichtung in Thüringen, seiner Kunst im bayerischen Süden erlebt. Das Theater auf dem Festspielhügel in Bayreuth, das die Reform des Dramas und der Oper in Fluß brachte und einen der idealsten Träume in der gesamten Kunstgeschichte verwirklichte, liegt nicht auf der preußischen Landkarte. Richard Wagner, der als größte Künstlerpersönlichkeit dieses Jahrhunderts dem deutschen Genius in aller Welt die glänzendsten Siege erstritt, ist nicht auf preußischem Boden gewachsen und Berlin hat seine Meisterwerke am spätesten von allen deutschen Hauptstädten kennen und würdigen gelernt. Bismarck hat sich bekanntlich niemals als Berliner gefühlt, er haßte die Großstadt als Kulturkloake, und die Schicksalswende am Lebensabend dieser größten deutschen staatsmännischen Kraft beweist neben anderen merkenswerten Dingen, daß Dankbarkeit und Pietät keine spezifisch preußischen Tugenden sind. Schopenhauer und Nietzsche, Deutschlands tiefste und kühnste Denker, Feuerbach und Strauß, die genialsten Kritiker der christlichen Mythologie, haben fern von Berlin ihre Großthaten gewirkt. Alle diese Männer bedeuten für sich allein eine ganze Kultur, die nicht vergehen wird, solange noch ein Fünkchen deutschen Geistes in der Menschheit lebt. Alle diese Männer sind im höchsten Sinne Erzieher der deutschen Nation. Was will daneben der preußische Unteroffizier oder der Berliner Kleriker in der Geschichte der künstlerischen, geistigen und ethischen Erziehung der germanischen Rasse vorstellen? Was will daneben der entwickeltste diplomatische und militärische Apparat bedeuten, der die Hilfe der Geistlichkeit anruft und sich in die Kirche flüchtet, um einer — wirtschaftlichen Bewegung Herr zu werden, deren stärkster Machtfaktor in der täglich wachsenden materiellen und persönlichen Lebensnot der großen Massen liegt? — Wenn die Berliner ihr Fin de Siècle haben wollen, laßt sie's haben. Wir anderen sind anspruchsvoller. Weil wir gesünder und mutiger und lebensgläubiger sind . . ."

Ich unterbreche mich und blicke über die Stuhllehne. Fantasio und Pumpanella sitzen einträchtiglich umschlungen auf dem dicksten Folianten meiner Bücherei — einer Beschreibung der Zerstörung Jerusalems in ältestem Straßburger Druck — und machen ein überlegen pfiffiges Gesicht, als wollten sie sagen: „Nun haben wir's ihm zum ersten April doch wieder gründlich angethan. Es lebe Bismarck!"

Das hat man von seinen Hausgeistern, wenn sie einem mit dem

lächerlichen Berlin die Zunge ziehen. Immerhin. Wenn das Wasser faul und stinkig wird und die ganze Umgegend zu verpesten droht, ist es Gewissenssache, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Ganz gleich, welcher Tag im Reichskalender steht.



Es ist das Gesetz Christi.

Eine Predigt des Rev. S. H. Spencer.

(Henry, Illinois.)

„Alle aber die gläubig waren geworden, waren bei einander, und hatten alle Dinge gemein. Ihre Güter und Habe verkauften sie, und teilten sie aus unter alle, nachdem jedermann not war. — Apostel-Geschichte 2. 44, 45."

Dies ist Kommunismus, eine Benennung, welche in der neueren Zeit eine sehr unpopuläre Bedeutung bekommen hat. Wie lange und in welcher Ausdehnung dieser Kommunismus unter den ersten Christen existierte, können wir nicht mit Bestimmtheit angeben. Was für weitere Schlußfolgerungen wir aber auch aus dem hier gegebenen Berichte ziehen mögen, diese freigebige Verteilung der Güter bekundete sicherlich einen hohen Grad brüderlicher Liebe.

Ich habe diesen Text gewählt, nicht weil ich denke, daß er den Weg bezeichnet, der allgemein eingeschlagen werden sollte, noch weil ich glaube, daß er das, was gewöhnlich jetzt Kommunismus oder Sozialismus genannt wird, gut heißt, Benennungen, welche andeuten, als ob Anarchie das Mittel und Ermutigung zum Müßiggang das Ziel der sozialen Reform seien; sondern darum, weil diese freigebige Teilung der Güter, obgleich unausführbar in der gesamten menschlichen Gesellschaft, doch andeutet, daß brüderliche Liebe, oder die goldene Regel das wahre Grundprinzip ist. Und wenn dieser Grundsatz dem bürgerlichen Gesetz einverleibt und zu gleicher Zeit eine genügende Anregung zu persönlichem Streben geboten werden kann, so muß dies, wenn die christliche Religion zuverlässig ist, die einzige Hoffnung der Menschheit sein zur Erlangung einer dauernden Wohlfahrt, des Friedens und der Erhöhung auf den erhabenen Standpunkt, der in der Absicht dieser Religion liegt.

Die Gesellschaft, wie sie jetzt besteht, ist nicht auf christlichen Grundsätzen basiert. Der Grundstein derselben ist nicht Christus, sondern die Selbstsucht. Wir haben zwar freie Institutionen, wie z. B. freie Volksvertretung in der Regierung, freie Konkurrenz in den Geschäften, freie Schulen, freie Kirchen und dergleichen; aber da sie einem Stamme entsprossen, dessen Rechte auf Eroberung beruhten, haben wir nur die Schößlinge desselben in einen frischen Boden und eine freiere Atmosphäre verpflanzt. Wir haben auch Wohlthätigkeitsanstalten — Asyle, Armen- und Krankenhäuser, geheime Brüderschaften und kirchliche Missionen der verschiedensten Art, welche auf Milderung der zeitweiligen Leiden hinwirken, um die Armut etwas erträglicher zu machen, aber alle diese mildthätigen Bestrebungen zusammen genommen können nur eine temporäre Erleichterung verschaffen, sie bringen keine gründliche Heilung der immer wieder aufbrechenden Wunden, die in dem unreinen Blut des ganzen sozialen Systems ihren Ursprung haben. Je tiefer diese Wunden eingreifen, um so notwendiger werden derartige Wohlthätigkeitsanstalten; sodaß eine Vervielfältigung derselben, anstatt den christlichen Charakter unserer Civilisation zu zeigen, Beweise vom Gegenteil sind. Die Theorie unseres sozialen Systems ist nicht die „goldene Regel". Sie ist Darwins „Das Recht des Stärkeren". Es heißt nur jeder für sich selbst. Während es für den Einzelnen nicht unmöglich ist, selbst in einem Lande, wo Monopole unter dem Schutze der Gesetze blühen, der goldenen Regel entsprechend zu leben, so muß man doch zugestehen, daß das „Spiel des Grabschens" der Verbreitung christlicher Grundsätze nicht gerade günstig ist, zumal wenn im Ernst gespielt und das ganze Land in den „Grabschsack" gesteckt wird. Alles, was Gott diesem Lande zur Erhaltung und zum Gedeihen seiner Kinder verliehen, wird als ein „Grabschspiel" betrachtet. Es ist gerade, als ob ein Vater, der viele Kinder, verschieden an Alter, Größe und Stärke besitzt, alltäglich deren Nahrungsmittel in einem Korbe heimbrächte, sowie deren Kleider und Spielsachen, denselben ausschüttete, und es den großen und kleinen, den schwachen und starken Kindern überließe, soviel davon an sich zu raffen als möglich. Einige würden mehr erhalten als sie verwenden können, andere würden nur ungenügend bekleidet und halbverhungert sein, während einige sogar vor Hunger und Entbehrung sterben müßten. Solche Handlungsweise unter den Kindern Gottes würde nicht zu deren Glück und Wohlfahrt beitragen, selbst nicht derjenigen, die im Streit erfolgreich wären, denn es würde in ihnen die Gefühle des Mitleids, der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, sowie alle anderen christlichen Eigenschaften vernichten.

Die richtige Theorie für die Bildung und Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft liegt zwischen der extremen Freigebigkeit, wie sie der Text zeigt,

und dem anderen Extrem, welches jetzt in so großartigem Maßstabe von den gierigen Monopolen der civilisierten Welt zur Schau getragen wird. Beide Extreme haben schlechte Resultate erzielt, wo sie angewandt wurden, und können nur mit dem Untergang der Nation oder des Gemeinwesens enden, die darauf gegründet werden.

Diese goldene Mittelstraße finden wir in den Theorien von Henry George. Der Grundton dieser Theorie, so weit ich wahrnehmen kann, ist eine Gemeinschaft der Wohlthaten, vermittelst auf natürliche Gerechtigkeit gegründeter Gesetze. Dagegen kann sicherlich kein Einwand erhoben werden, vorausgesetzt, die Theorie kann praktisch verwirklicht werden ohne gewaltsamen Wechsel. Anarchie mag mit Recht von einem Volke gefürchtet werden, und weise Köpfe sind nötig, um eine große Reform durchzuführen. Henry George ist kein Anarchist. Auch ist er kein Sozialist in der Bedeutung, die dieser Benennung gewöhnlich beigelegt wird. Daß er als solcher betrachtet wurde, weil ihn die Arbeiter New-Yorks als Kandidaten für das Mayorsamt unterstützten, ist nicht befremdend; denn wenn Leute gegen die Anarchisten erbittert sind, sind sie nicht sehr wählerisch in ihren Ausdrücken. Erregtes Vorurteil ist blind gegen gerechte Unterscheidungen. Ich finde seine Schriften durchdrungen von einem tiefen Gefühl für Recht und Gerechtigkeit. Sie bekunden eine aufrichtigere Verehrung Gottes und mehr wahre Menschenliebe, als ich in irgend welchen anderen Schriften über Nationalökonomie gefunden habe. Und da „die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang ist, und das Ablassen vom Bösen Verstand“, so scheint er, vom Standpunkte seiner Achtung für die ewigen Gesetze Gottes, das Problem unserer nationalen Zukunft mit einer anderen unbekannten Klarheit zu durchschauen. Das Auge der Einfalt ist des Lichtes voll. Seine sorgfältige Rücksicht für bestehende Interessen zeigt uns ebenfalls, daß sein Ziel nur ein gutes ist, und sein Urteil nicht das eines wütenden oder aufgeregten Anarchisten. Er besitzt alle Eigenschaften, um ihn der aufrichtigen Berücksichtigung aller Christen und Menschenfreunde zu empfehlen. Wenn, was er in seinen Schriften und Reden sagt, die schon unter den Lohnarbeitern herrschende Unzufriedenheit vergrößert, so kontrolliert und leitet er diese Unzufriedenheit auch auf eine weise Art. Er ist den Gesetzen gehorsam, und bringt auf Reform durch konstitutionelle Mittel. Er appelliert nicht an zügellose Leidenschaften, sondern an die Vernunft und an das Gewissen.

Aber die Ideen dieses Mannes sind es, die ihr nötig habt, und dann braucht ihr nur noch zu wissen, wie dieselben die gesellschaftliche Lage verbessern werden.

Der Hauptpunkt dieser Reform bezieht sich auf den Besitz des Grund und Bodens. Wir sind so zu sagen Landtiere. Wir sind zur Bewohnung

des Landes erschaffen. Jedes menschliche Wesen hat also ein Geburtsrecht hier — ein Geburtsrecht am Grund und Boden — und zwar ein gleichmäßiges Recht. Der Boden ist eben so richtig eine natürliche Gabe Gottes an alle Menschen, wie es die Luft zum Atmen und das Wasser zum Trinken ist, und Niemand hat ein von Gott verliehenes Recht, welch andere Rechte er auch haben mag, sich ein Gemeingut anzueignen und für den eigenen Besitz zu behalten. Naturrecht steht über dem legalen Recht.

Das persönliche Besitzrecht am Boden hat seinen Ursprung in der Eroberung oder der Übermacht. Macht allein giebt kein Recht und kann kein Recht geben; aber das Recht, obgleich von den Menschen ignoriert und zurückgewiesen, und Jahrhunderte hindurch im Grabe der Vergessenheit verborgen, kann und wird endlich auferstehen und die Macht vernichten und zu Boden werfen; denn was vom Menschen ist, muß vergehen und nur, was Gottes ist, hat Bestand. So werden die Menschen zur Erkenntnis der göttlichen Gesetze gezwungen. „Weil das Urteil über eine böse That nicht eilig vollzogen wird, daher sind die Herzen der Menschenkinder ganz darauf versessen, das Böse zu thun;" dennoch wird kein Urteil Gottes unvollzogen bleiben. Weder ein Einzelner noch ein Volk kann die göttlichen Gesetze, ob geistig oder natürlich, ungestraft verletzen. Diese Gesetze sind in der Natur der Dinge geschrieben und müssen alle nicht damit übereinstimmenden menschlichen Gesetze nichtig machen. Es ist eine ebenso große Übertretung der göttlichen Gesetze, daß wenige Menschen, oder viele Menschen sich alles Land aneignen und es besitzen, als wenn sie sich die Körper der übrigen Menschheit aneigneten und im Besitz hielten. Dies kann man erläutern, wenn man sich ein auf einer Insel wohnendes Volk vorstellt, ohne Mittel, dieselbe zu verlassen. Wenn eine kleine Anzahl Menschen die ganze Insel eignen, sind sie dadurch auch Eigentümer aller anderen Bewohner, und haben Gewalt über Leben und Tod; denn wenn die Pächter sich den Bedingungen der Landbesitzer nicht fügen, dann werden sie ins Meer getrieben. Das Land ist die Basis allen Besitzes und aller Subsistenzmittel; und wer diese monopolisiert, monopolisiert die Freiheit und sogar die irdische Existenz. Es ist ein göttliches Gesetz, daß der Grund und Boden eines Landes dem ganzen Volke desselben zu gute kommt. Darin liegt die Gerechtigkeit der Georgeschen Theorie.

Betreffs der durch Arbeit erzeugten Güter ist es etwas ganz Anderes. Es ist gerecht, daß jeder Mensch die Produkte seiner Arbeit erhält. Güter, die durch Arbeit hervorgebracht wurden, können nicht rechtmäßiger Weise zum Gemeingut gerechnet werden. Sie können nicht gerechter Weise besteuert werden für öffentliche Zwecke. Nur das Land — das nackte Land — sollte besteuert werden, mögen es nun Farmen, städtische Bauplätze oder

Häfen sein — besteuert ohne Rücksicht auf die sich darauf befindlichen Verbesserungen, aber mit Berücksichtigung der Lage und solcher anderen Werte, die durch das ganze Volk erzeugt wurden. Es ist ungerecht, daß kleine oder große Spekulanten Land halten, um die durch das Wachstum der Bevölkerung erzeugten höheren Werte zu erlangen; und es gehört kein allzu skrupulöses Gewissen dazu, um dies einzusehen.

Hier werfen sich eine Anzahl Fragen auf und ich will versuchen, dieselben zu beantworten:

1. Was soll mit den Ländereien geschehen, die schon von Einzelnen oder Gesellschaften geeignet werden? Nichts weiter, als daß alle Steuern des Individuums oder der Gesellschaft auf den Grund und Boden und keine auf Verbesserungen oder persönliches Eigentum gelegt werden. Alle werden das Land, welches sie jetzt inne haben, behalten, so lange sie die Steuer entrichten, welches nur ein anderer Name für Rente sein würde, die dem Volke gezahlt wird.

2. Welche Vorteile würden daraus erwachsen? Es würde alle Landspekulanten, in Stadt und Land, veranlassen, allen Grund und Boden, den sie nicht mit Vorteil benutzen können, aufzugeben und nicht länger der Bebauung und Benutzung vorzuenthalten. Wenn ich z. B. ein Stück Land eigne, welches mir jährlich eine gewisse Summe an Rente oder Wertzunahme bringt, würde dasselbe aufhören, für mich eine profitable Anlage zu sein, wenn ich aus der Rente oder Wertzunahme nicht mehr erzielen könnte, als die Steuer beträgt, welche ich dem Staate oder der Regierung zahlen muß. Dann werde ich meine Verbesserungen, mit denen das Land geht, verkaufen, wenn ich es nicht nutzbar machen kann. Dies wird Heimstätten liefern für die Heimatlosen unter gleichen Bedingungen mit ihren glücklicheren Nachbarn. Es wird die Lohnarbeiter rar und gesucht machen; und die Fabrikanten und Kaufleute, welche keine anderen Steuern zu bezahlen haben, als die auf den von ihnen benutzten Boden, werden, was sie jetzt an anderen Steuern entrichten, in erhöhten Arbeitslöhnen zahlen. Ebenso wird mit der Zeit dadurch die Anhäufung von Zinsen tragendem Kapital gehemmt, durch Ausgleichung der Gelegenheit zum Verdienst und Verminderung der Gelegenheiten zur Spekulation und Monopolisierung; doch dieses schließt einige andere Fragen ein, die ich jetzt nicht erörtern kann. Es wird allen Menschen Gelegenheit zu nutzbringender Arbeit geben und mit der Zeit die künstlichen Klassenunterschiede verwischen, welche sich jetzt derartig erweitern, daß sie den Bestand unserer Republik gefährden.

3. Was wird mit den Steuern oder Renten geschehen, welche durch die Agenten des Volkes, die Steuereinnehmer, einkassiert werden? Sie werden zum allgemeinen Wohl verwendet. Außer den Regierungsausgaben, welche

bedeutend vermindert werden durch die Anregung, welche die Industrie erhält, werden diese Fonds auf nationale, staatliche und lokale Verbesserungen verwandt zur Beförderung der Bequemlichkeit, des Glückes und der Erziehung des Volkes, so daß Alle die daraus fließenden Wohlthaten genießen, und sogar für die Altersschwachen und Hilflosen wird aus diesen Fonds Fürsorge getroffen, ohne daß sie der Gedanke an ein Armenhaus zu demütigen braucht, denn sie erlangen das Gefühl, daß sie nur empfangen, was ihnen rechtmäßiger Weise zukommt.

4. Wie wird diese Reform andere Reformen beeinflussen? Sie ist das Fundament aller anderen Reformen. Wie alle Güter ursprünglich durch die Arbeit der Menschen der Erde entnommen werden, und der ganze Unterbau der Civilisation auf dem Grund und Boden ruht, so beginnt auch hier der Charakter der Civilisation. Wenn der Stein, den die Erbauer unserer Civilisation verworfen, der Eckstein geworden ist, „dann wird der ganze Bau geeignet zusammengefügt, zu einem heiligen Tempel des Herrn heranwachsen." Beseitigung des erzwungenen Müßigganges wird auch Verbrechen und Laster beseitigen. Was ist ein Tramp? Es ist ein Mann, der da, wo er sich befindet, keine lohnende Beschäftigung finden kann und sich auf die Wanderschaft begiebt, um anderswo Arbeit zu suchen; da er nirgends etwas Besseres findet, wird er entmutigt, bettelt, verliert die Selbstachtung, stiehlt aus Not und wird überall als gemeinschädlich behandelt, und endet seine Laufbahn durch den Tod im Elend, vielleicht in einem Gefängnisse der Civilisation! Von diesem unzufriedenen und leidenden Teile der Bevölkerung, ob nun aus wirklichen Tramps bestehend oder nicht, erhalten unsere Trinklokale keinen kleinen Teil ihrer Unterstützung. In der Bedrängnis suchen die Menschen zeitweiliges Vergessen ihrer Not im berauschenden Becher und allerlei sinnlichen Zerstreuungen.

Üppiger Reichtum ist die andere Wurzel des riesigen Giftbaumes der Unmäßigkeit, welchen wir vergeblich durch Stutzen der Zweige zu vernichten trachten. Gebt den Menschen Gelegenheit und sie werden höhere Stufen des Daseins ersteigen. Die Unterdrückten sind die Verbrecher. Gebt ihnen die Möglichkeit, sich ein Heim zu gründen und für Weib und Kind ein hinreichendes Auskommen zu finden und die natürlichen Gefühle im Menschen werden ihn veranlassen, die Gelegenheit zu benutzen. Wenn ihr sagt, daß es in diesem Lande eine Klasse gäbe, die, aus den Lasterhöhlen und Gefängnissen europäischer Städte kommend, nichts Menschliches mehr an sich habe, woran man appellieren könnte, so denkt daran, was sie in diese Lage gebracht hat, sogar in ihrem Heimatlande, auf dessen von Gott verliehenen Grund und Boden sie kein Anrecht haben. Unser gegenwärtiges Landsystem ist im Wesentlichen gerade so.

Wir haben jetzt eine starke Strömung nach Californien. Landspekulanten heimsen eine goldene Ernte ein, weil diese Flut der Bevölkerung dem unbebauten Lande einen erhöhten Wert verleiht. Aber was bedeutet dieser als nationaler Fortschritt betrachtete Aufschwung für die große Armee der Lohnarbeiter dieses Landes? Nationale Prosperität? Für sie ist es ein Hohn und ein Raub; und was wir auch dagegen sagen mögen, wenn sie diesen Gefühlen Ausdruck verleihen, es ist eine traurige und Besorgnis erregende Thatsache, daß das Sternenbanner, während es über einem so einseitigen Fortschritt weht, nicht mächtig an ihren Patriotismus appellieren kann. Sie fühlen, daß sowohl Staat als Kirche sich gegen sie wenden, und als wahrhaft Ausgestoßene werden sie Ungläubige und Rebellen. Laßt die Reformatoren den Ursprung der Dinge betrachten — die Wurzel aller unserer Übel — die Not, die Männer zu Verbrechen und zur Trunkenheit treibt und Frauen der Prostitution entgegenführt, und dann laßt sie die Art an die Wurzel legen. Selbstprüfung ist ebenso heilsam für Nationen, als sie es für den Einzelnen ist.

Außer der Erzeugung von Not, Laster und Verbrechen und schließlich der Revolution hat das von allen civilisierten Regierungen aufrecht erhaltene Landsystem auch noch die Malthus'sche Theorie hervorgebracht, daß die Bevölkerung sich naturgemäß schneller vermehre als die Unterhaltungsmittel; und daß es deshalb notwendig werde, daß Hungersnöte, Pestilenzen, Unglücksfälle und Kriege von Zeit zu Zeit die überflüssige Menschheit hinwegraffen, damit der Rest erhalten werden kann. Diese nicht bloß unchristliche, sondern mörderische Theorie ist die legitime Schlußfolgerung unseres gegenwärtigen gesellschaftlichen Systems. Unser Christentum und unsere Civilisation sind zwei gänzlich verschiedene Dinge. Es wird zugegeben, daß Religion und Geschäft sich nicht mit einander vereinigen lassen. Würden wir uns an Gott, den Vater Aller, wenden, um Erleuchtung zur Lösung aller unserer nationalen Fragen zu erlangen, so glaube ich, deren Lösung würde eine einfache und leichte sein.

Es giebt noch einige wichtige, obgleich untergeordnete Probleme, die Berücksichtigung verlangten in einer sorgfältig bearbeiteten Abhandlung zur Erklärung dieser Theorie. Probleme, deren Lösung das von mir Gesagte vollständiger machen würden. Auch ich muß mit den Grundprinzipien zufrieden sein, und zeigen, daß dieselben gerecht und göttlich sind. Es sind die Prinzipien des „Neuen Jerusalem" erklärt in der bürgerlichen Regierung, und jeder, dessen Empfindungsvermögen geschärft wurde durch den höheren Sinn der heiligen Schrift, welcher das Kommen des Herrn bedeutet — kann, dünkt mir, mit vorurteilsfreiem Auge sehen, daß die noch unpopulären und der Verfolgung ausgesetzten Theorien von Henry George, Herbert

Spencer und Anderen, die Verkörperung der vom Himmel geoffenbarten Gerechtigkeit, Selbstlosigkeit, Barmherzigkeit und göttliche Absicht ist, welche die Prophezeiung nicht nur eines neuen Himmels, sondern auch einer neuen Erde bewahrheiten wird. Die Schriften von Henry George sind voll dieser himmlischen Gedanken und Gefühle, und dies ist der geheime Grund der bitteren Feindschaft, der sie ausgesetzt sind. Es ist der Drache als Gegner des neugeborenen Kindes der Kirche. „Die alte Schlange, welche die ganze Welt betrogen," gestört und sich windend unter dem ihr schmerzhaften Lichte des Himmels, wird in ihrem glitzernden Reichtum und Stolz dieses Kind des neuen Zeitalters verleumden und verhöhnen, und nichts unversucht lassen, um es zu verschlingen.

Um den Geist dieser Reform deutlicher zu machen, will ich Auszüge machen aus den Schriften des Autors:

„Alles, was wir zu thun haben, um eine gerechte Verteilung der Güter zu sichern, ist: das zu thun, worin alle Theorien übereinkommen, daß es die erste Funktion einer Regierung, jedem den freien Gebrauch seiner eigenen Kräfte zu sichern, beschränkt nur durch die gleiche Freiheit aller anderen; jedem den vollen Genuß seines eigenen Erwerbs zu sichern, beschränkt nur durch solche Beiträge, die man billiger Weise von ihm für allgemeine Zwecke fordern kann."

Er sagt ferner: „Diesen Punkt wünsche ich besonders zu betonen, denn es giebt Menschen, die fortwährend so sprechen und schreiben, als ob jeder, der die jetzige Verteilung der Güter mißbilligt, verlangte, daß die Reichen zum Vorteil der Armen geplündert werden, daß für den Müßiggänger auf Kosten des Fleißigen gesorgt werde und daß eine verkehrte und unmögliche Gleichheit hergestellt wird, indem alle auf dieselbe Stufe zurückgeführt, der Trieb nach Auszeichnung vernichtet und dem Fortschritt Einhalt geboten wird. In der Reaktion von der schreienden Ungerechtigkeit der gegenwärtigen sozialen Verhältnisse wurden derartige wilde Pläne vorgeschlagen und finden auch noch Verteidiger. Meiner Denkweise erscheinen sie eben so unpraktisch und abstoßend, wie sie nur den lautesten Anklägern des Kommunismus erscheinen können."

Sprechend von den kommunistischen Gesellschaftszuständen unter den ersten Christen, sagt er weiter, daß ein derartiger Zustand nur erreicht werden könne durch etwas, was die wilden Pläneschmiede, die modernen Sozialisten vollständig ignorieren — „durch einen tiefen, bestimmten, intensiven religiösen Glauben, so klar und glühend, daß er jeden Gedanken von Selbstsucht hinwegschmilzt." „Aber die Möglichkeit eines derartigen Gesellschaftszustandes scheint mir," sagt er, „beim gegenwärtigen Stand menschlicher Entwickelung eine Spekulation zu sein, welche mehr in das höhere Reich

des religiösen Glaubens gehört, als in das praktischer Staatswissenschaft ... Dennoch ist es klar, daß der einzige Weg, auf welchem der Mensch zu höheren Dingen gelangen kann (als die, welche er jetzt genießt), ihn dahin führt, seinen Lebenswandel mit den Geboten in Einklang zu bringen, die in den Beziehungen zu seinen Mitmenschen so augenscheinlich hervortreten — als ob sie vom Finger der Allmacht eingezeichnet wären, auf unzerstörbare Tafeln von Stein. In der Reihenfolge moralischer Entwickelung kommt Moses vor Christus; — ‚Du sollst nicht töten' — ‚nicht ehebrechen' — ‚nicht stehlen' — kommt vor ‚Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst'. ... Daß Gerechtigkeit die höchste Eigenschaft der moralischen Hierarchie sei, will ich nicht sagen; aber es ist die erste. Alles was erhaben ist über Gerechtigkeit muß auf Gerechtigkeit beruhen und durch Gerechtigkeit erlangt werden. Es ist nicht bloß Zufall, daß die Erklärung im alten Testament „der Herr, dein Gott, ist ein gerechter Gott" der süßeren Offenbarung „Gott ist die Liebe" vorangeht. Bis die ewige Gerechtigkeit erkannt wird, muß die ewige Liebe verborgen bleiben. Wie der Einzelne erst gerecht sein muß, ehe er wahrhaft großmütig sein kann, so muß auch die menschliche Gesellschaft auf Gerechtigkeit basiert sein, ehe sie wohlthätig sein kann."

Solches sind die Gedanken, und derart ist die Theorie eines Mannes, den die Reichen und Parteigänger vereint als einen dem Pöbel angehörenden hinstellen wollten, als er Kandidat für das New-Yorker Bürgermeisteramt war. Derart ist der Mann, von dem, als er kürzlich in einer kleinen westlichen Stadt eine Rede hielt, gesagt wurde: „Unsere Leute sind nicht zahlreich hingegangen, um ihn zu hören, weil sie sich nicht dafür interessieren."

Was den Mann betrifft, so will ich keine Prophezeiung wagen. Zu dem schließlichen Triumph seiner Theorien habe ich großes Vertrauen, denn sie sind gegründet auf die ewigen und allmächtigen Prinzipien wahrer Religion. Es ist, wie mir scheint, die einzige Theorie, welche das größte und wichtigste Problem aller Zeiten auf eine dauernde und friedliche Weise zu lösen vermag. Sie ist das einzige Heilmittel für den inneren Zwist, der unsere Republik zu zerstören droht, und in Wirklichkeit den Frieden aller civilisierten Nationen gefährdet. In dieser Ansicht werde ich von der unpopulären Aufnahme derselben nicht beeinflußt. Es bedarf nur der Erwägung eines Augenblicks, um zu der Überzeugung zu gelangen, daß jede auf eine radikale Reform abzielende Lehre einen derartigen Empfang zu erwarten hat. Es ist nur die sich immer und immer wiederholende Verfolgung des Kindleins zu Bethlehem. Wenn wir auf der Seite der Wahrheit sein wollen, werden wir dieselbe am wahrscheinlichsten auf der unpopulären Seite finden. Dem ungeachtet ist es die Pflicht des Wächters auf den Wällen Zions, zu wachen ob der Morgen kommt, so daß, wenn die Frager forschen:

„Hüter, ist die Nacht schier hin?“ er zur Antwort bereit sei: „Wenn der Morgen schon kommet, so wird es doch Nacht sein. Wenn ihr schon fraget, so werdet ihr wieder kommen und wieder fragen.“ — (Jes. 21. 12.) „O Land, Land! Höre des Herrn Wort!“ (Jer. 22. 29.)



L'avenir est aux apathiques!

Von Falk Schupp.

(Berlin.)

Diese Worte dämonischer Resignation, dereinst zuerst dem niederflackernden Thatenhirn des Gouillotinenbeherrschers St. Just entflammt, beben mir durch die Lippen, als ich es schwarz auf weiß lese: G. Ludwigs in Darmstadt hat sich erschossen! Nicht als ob mich etwas undenkbar Grausiges, ein Blitz aus heiterem Himmel niedergeschmettert, mir war Ludwigs seit dem Augenblick, da ich ein Stück seiner geistigen Manifestation zu Gesicht bekam, eine Erscheinung, der das Blutzeichen der geistigen Todesgeweihtheit in leuchtender Rotschrift auf die Stirn geschrieben war! Das war ein Hirn zu saftig im üppigen Traubengelock des Weinberges, um nicht ausgedörrt zu werden von den mürben Strahlen und dem öden Boden, mit dem es im Daseinskampf zu ringen hatte. Ein offenes Buch liegt das geheimnisvolle Siebensiegelwerk seiner inneren Seelenkreuzigung vor mir offen, ich blättere darin. . . Aber da meine Augen über die Keilschriftkörper dieser Offenbarungen gleiten, durchzuckt mich das meckernde Koboldgeflüster der Erinnerung und weckt das hundertfältige Echo des Gemütes! Eine Stimme aber gackerte dazwischen, die feine, schneidende der weltverachtenden Ironie, die den Fährmann spielt über den Strom tragischen Mitgefühles, wenn ein Verzweifelter umkehrbedürftig „holüber“ schreit! Und was flüsterte sie? Die alte Mär von den beiden Einsiedlern, denen ein prophezeites Geschick vorauf gesagt war, daß sie von Mörderhand fallen sollen, welche einst unter ihrer Schlafstätte lauert. Der Eine ging ruhig zu Bett, wartend, ob das Geschick hereinbreche und eines Tages plötzlich fand ihn der Genosse, den Dolch im Herzen. Angsterfüllt nun leuchtete der Andere Abend für Abend unter die Ruhestätte. Jahre vergingen. Da eines Abends blickt er hinunter und in den Kerzenstrahlen funkelt ihn ein lauerndes Mörderaugenpaar an. „Endlich!“ als ob er darauf gewartet, entfährt es seinen Lippen, und im Nu streckt ihn ein geschleudertes Stilet nieder!

Ludwigs hat Nacht für Nacht die Räume seiner geistigen Behausung durchleuchtet, Nacht für Nacht dem Fatalismus bewußt getrotzt, bis er ihn unerwartet zu Boden schmetterte. Er wollte das Mahnwort nicht begreifen, welches diesen Worten vorsteht, er konnte es nicht begreifen, wie so viele von der jungen Geistgeneration es nicht vermögen! Niemand kann wider seine Natur handeln! Gewiß nicht! Niemand soll das auch! Aber der Selbsterhaltungstrieb ist so lange unser vornehmster und berechtigtster Willensinstinkt, als er nicht seine Entwicklungsbestimmung so weit erfüllt hat, daß er mit weltreifem Bewußtsein in die andere Form des Daseins ausgetauscht werden kann, welche da heißt Tod! Und Ludwigs war ein Anfänger in der Kunst des Lebens, ein junger Jäger, der kaum zum ersten Mal die Urwaldgefilde des Selbstdenkens betreten, und in stolzer Zuversicht nur mit der Keule ausgerüstet ist, mit der Keule des individuellen Kampfwillens. Er hört Riesenwipfel rauschen und ein tiefes Ahnen des Gemütes durchschauert ihn, er sieht Riesenstämme bersten, und die urgewaltige Vernichtungsidee durchzuckt seine Gedankenhöhlen, und seine Keule ruht! Dann sieht er das wogende Blutgedränge gieriger Bestien, die sich zerkrallen um eines Aases willen, so durchbraust ihn die ganze Macht seines Ichs, er hebt und schwingt die Keule und trifft! Aber wenn er dann sieht, daß der Sieg nichts bedeutet als neues Aas, und daß der Kampf ein Gewerbe ist, in dem Schakale und Wölfe den Rang ihm streitig machen und Füchse die Beute stehlen, da ekelt es ihn, er lehnt die Keule an und die Sehnsucht überkommt ihn zu bauen und zu schaffen, die Menschheitssehnsucht des Kulturberufes!

Die Zukunft gehört den Apathischen! Mehr noch die Gegenwart, die herumgeht wie ein brüllender Leu und ihre Opfer sucht! Wehe denen, die die Kunst der Selbsterhaltung nicht gelernt, die sich nicht tot stellen können, wenn das schnaubende Untier vorüberjagt. Die Lebenskunst verlangt, daß man seine Löwengroßmut kennt, die an Gefallenem abgewandten Blickes vorübergeht, und nur die trifft, die sich aufrichten! Wer ihn nicht kennt, den Lebensnerv der Schwachheit, der in der Ironie der Selbstverneinung pulst, der Größen zu erzeugen bestimmt ist und von der Tragik lebt, welche deren Sturz erschafft.

Dreiviertel des Modernitätsspektakels der letzten Jahre, das verkennt man heute nicht mehr, ist auf die Rechnung der Jugendrechte zu setzen. Die Zwanzigjährigen haben sich einmal aufgebäumt gegen das behagliche Litteratur- und Geisterpfründnertum, welches sich, besonders in Deutschland, so fest eingenistet hatte. Ein gut Teil dessen, was man in der Litteratur auf die Rechnung des „Idealismus“ gesetzt hatte, ist im Grund nichts weiter als die solidierte und formal ausgereifte Gedanken-Gefühlsschicht der Vierzig- bis Sechzigjährigen gewesen, welcher die Zwanzigjährigen die ihre

gegenüber geworfen haben. Auch das Aufkommen der Weiberlitteratur, welche den allgemeinen Geistesstand so entsetzlich nivelliert hat, war nichts weiter als die Folge jener unbewußten litterarischen Alterskoterie der Vierzig- bis Sechzigjährigen, an die sie sich unbewußt ergänzend anlehnte. Darum auch dieser stupide Haß der „Alten" gegen die „Jungen", darum auch das im Unterdrücktenkampf oft bis zur grotesken Frechheit hinaufgeschraubte Selbstbewußtsein der letzteren. Und die Vertreter der Weiberlitteratur, jene Anarchisten der Mittelmäßigkeit, hatten ihren besonderen Grund, den Jungen gram zu sein. Sie spürten mit dem Auffassungsvermögen, welches die notwendige Knechtung ihnen angelernt, das immens Virile der jungen Bewegung heraus und zogen es daher — dank dem Schicksal — vor, zu den Alten zu halten, denn Schmeerbäuche und Glatzen sind leichter zu lenken, als Lockenhäupter und Feuerstirnen!

Ludwigs, dieser im ersten Lichtaufatmen hingetretene Schößling männlich-geistiger Thatkraft, trägt alle Merkmale seiner Generation an sich. Jede Fiber an ihm ist männlich, selbst aus dem wenigen, was Periodica von ihm gebracht haben, spricht eine so herbe, scharfe und verdichtete Männlichkeit, daß Männerverstand dazu gehört, ihn zu erfassen und Männernerven, ihn zu vertragen. Und seine Männlichkeit hat ihn erwürgt, sie hat ihn blind gemacht gegen die Zweiheit der geistigen Natur, sie hat Samen auf Samen in seinem Hirn gespeichert, der in wildem Drang den Schoß der ausgleichenden Harmonie suchte und nicht fand. Seine Fruchtnatur war zu stark, aber sein Gehirn noch zu sehr in Wachstumskrisen, um das letzte Geheimnis einer großen Gebernatur zu erfassen. Er gab und gab und war enttäuscht, wenn ihn die Geberwollust nicht befriedigte und er auf geistige Zinsen wartete, die nicht kommen wollten! Er bedachte nicht, daß schon im fleischlichen Geben neun Monate vergehen, ehe die passive Empfängerwelt das Geben lohnt! Und der geistige Geber, die geistige Vaterschaft wartet nicht neun Monate, oft neun Jahre, oft neunzig vergeblich!

So hat es sich denn aufgehäuft und aufgetürmt in dem jungen Hirn, und in einem gebemüden Augenblick sind die ungestümen Gedankenriesen über einander hergefallen und haben sich gegenseitig zerfetzt. Ludwigs war ein Gedankenromantiker der Harmonie, der im verzweifelten Ringen nach diesem Ideal mit seiner inneren Natur und der äußeren Umgebung in Konflikt kam, und darum wurde sein Schicksal tragisch. Er starb den harten Tod des virilen Genies, das am Felsen der Harmonielosigkeit zerschellt. Auch Kleist erlag ja einst derselben Psychose des Entwicklungsgenies!

Physisch wird Ludwigs als eine Natur geschildert, welche einen hohen Grad scharfer Nervendifferenzierung erreicht und daher er sich seiner Umgebung oft durch verwunderliche Excentricitäten bemerkbar machte, welche man heute

mit dem Stichwort dekadent zu belegen pflegt. Diese Art der Dekadenz, welche sehr leicht der Persönlichkeit den Anschein der Verweiblichung giebt, ist im innersten Grunde manifestär nichts weiter als eine Vertiefung des Genußfeldes. Oft ist es besonders der Riechsinn, welcher bei genial veranlagten Menschen dieser Ausgestaltung unterliegt (Schiller — Apfelfaulgeruch, Musset — Weiberschweiß, Maupassant — Äther), öfter der Geschmack (Heine — Mandeltorten, Grabbe — Alkohol), seltener das Gehör (Lenau — Geigen), am seltensten der Tastsinn (Platen, der Marmordenkmäler befühlt).

Bei Ludwigs soll gerade der Nasensinn in dieser Weise dekadifiziert sein und das mag auch wohl der Grund seiner Hinneigung zu Verlain, dem kühnsten lyrischen Sinngenußvermischungskünstler, gewesen sein. Diese Neigung jedoch war scheinbar eine unfruchtbare, denn Ludwigs' Lyrik, soweit sie mir bekannt wurde, ist schwach. Ihr Gebrechen liegt darin, daß jene genußwollüstigen Sinneseindrücke bei ihm unverhältnismäßig mehr gedanklich-assoziative, als überfließende Gemütsimponderabilien auslösten. Dann auch empfindet man eine gewisse Starrheit und Sprödigkeit des Wort- und Formbildungsvermögens, welches weniger individuellen, als mehr stammpsychologischen Gründen entspringt. Man findet es bei vergangenen und lebenden geistigen Höhenmenschen des ziemlich unvermischten Hessenstammes, ich erinnere an Georg Büchner, ferner an Kaberlin.

Als Ausdruck eines seltsamen Nervenlebens will ich seiner Lyrik ein gewisses Interesse nicht absprechen, doch halte ich die Lyrik im landläufigen Kunstsinne, welche nach einer vollendeten Übereinstimmung von Form und Gefühlsinhalt strebt, überhaupt in einer Zeit für minderwertig, in der die formelle Seite dieser Kunst so ziemlich ausgewirtschaftet und ein neuer Gefühlsinhalt erst gedanklich im Vorbau begriffen, aber noch nicht Wirklichkeit geworden ist.

Dem logischen Entwicklungsgang ist Ludwigs in jenem seltsamen Übergangsstadium entrissen worden, wo die Vollmondkraft einer fremdintellektualen Einflußmacht bei ihm erreicht war. Der Flutausdruck des geistigen Nietzscheanismus war bei ihm vollendet, das Tellurische reagierte gegen das Lunare, und jener ergiebige Ebbezustand begann, welcher Muscheln und seltene Perlen zu fördern pflegt. Eine sekundäre Geberrolle in Ludwigs' geistigem Keimdasein mag auch Wundt gespielt haben. Manche seiner ästhetischen Kombinationstypen sind nur aus einem formal-suggestiven Abhängigkeitsverhältnis heraus verständlich.

Damit ist die Reihe der allgemeinen Gesichtspunkte über Ludwigs erschöpft und ich glaube, es ist nicht ohne Interesse, nach diesen psychophysiognomischen Erörterungen in dem Buche zu blättern, welches seine erste abgeschlossene Produktivthat bedeutet, die Monographie Wilhelm Walloths. Ich muß

gestehen, der Eindruck, den diese Arbeit auf mich machte, war ein außerordentlicher, ein organisch belebender. Mag sein, daß da seelische Parallelmomente eine receptive Ahnungsbrücke schlugen, Thatsache jedoch ist, daß sie auf extrem anders organisierte Geistwesen einen lähmend-negativen Eindruck machte. Ein begabter Kritiker, dem außer der Basis des eigenen Produktivgefühles ein hoher Grad intellektuell-analysierender Adaptionsgabe zur Verfügung steht, erklärte mir, daß „er zu dumm sei, um diesen Mist zu begreifen". Und doch, als er nach einigen Tagen den toten Punkt des feindlichen Intellektextrems überwunden hatte, betonte er das außerordentliche Schwergewicht dieser Arbeit. Genau so wird es vielen und gerade feinorganisierten Naturen gehen, die Manifestation Ludwigs' kann nicht zu Unrecht physisch mit dem Säbelhieb über den Schädel eines Gegners, welcher ein Floret in der Hand hat, verglichen werden. So wenig er mit einem Floret eine erfolgreiche Parade macht, so sehr kann er dann mit jener unheimlichen Stoßwaffe verwunden, wenn er sich von dem Schlage erholt hat.

Der Wert dieser monographischen Biosynthese liegt im geistigen Vorstadium ihres Entstehens. Die Taine-Zolasche kritische Grundforderung ist für eine reisende subjektiv-synthetische Denkernatur so unendlich schwer zu erfüllen und doch ist sie jetzt gegenwärtig die einzige innerkulturell berechtigte. Darum anerkenne ich Ludwigs' Buch, weil ich die Größe der voraufgegangenen peinigenden Selbstentkleidung zu erfassen vermag.

Walloth ist für alle Zeit auf ein Piedestal gestellt, für das er noch ein gut Stück Daseinslänge Zeit gehabt hätte. Walloth ist glückhafter als Achilles, er fand seinen kritisch-synthetischen Homer noch als Lebender und brauchte nicht im quälenden Alexanderwunsch der Unverstandenheit dahinzusiechen. Ludwigs löste das Taine-Zolasche Idealrätsel, indem er das Ungestaltige dieser Forderungen in meßbare Ferne projicierte und sich den Maßstab aus dem Dreidimensionalsystem seines Gemüts- und Intellektbaues nahm. So faßte er die Forderung von der Kenntnis der Lebensunmittelbarkeit der kritischen zur kritisierten Person sehr glücklich dahin, daß er statt langatmischer Milieuschilderungen, wie es litterarische Packträger- und Unterthannaturen genau nach Regel und Concept vollziehen, es vorzog, Walloths Persönlichkeit in die Linse seiner Anschauungssynthese zu stecken und auf eine breite Leinwand zu werfen, die zwar Reflex und Schatten vergröbert, aber für fremde Intellekte verdeutlicht. Der Eindruck dieser Arbeit auf Walloth muß ein fundamentaler gewesen sein, denn es ist etwas moiraartig drückendes, zu sehen, welche gewaltigen Gedankentöne ein Dichtwerk bei einer solch reich besaiteten Natur ins Klingen bringt. Wenn im Schaffen des Geistmenschen etwas dämonisches liegt, so mag diese einzige Wirkung sein!

Ludwigs benutzte die Monographie über Walloth, um sich eine drückende Zahl origineller Gedankenreihen über Kunstphysiologie vom Leibe zu schreiben; die er nach eignem Vermerk nachdrücklicher behandelt, als die Aufgabe es verlangt, „um dies Schriftchen für meine Entwicklung fruchtbar zu machen.“ Diese Äußerung hat mich in innerster Seele erfreut, sie ist das Kanonensignal eines selbstbewußten Geistes, der Schulmeisternaturen an Herz und Leber erbeben machen kann. Es steckt in ihr eine volle Kanne federweiß schäumenden Größenwahnes, dessen gerade der produktive Geistmensch heute bedarf, um sich gegen die verneinenden Majoritäten behaupten zu können.

Obwohl der neuzeitige Leser daran gewöhnt ist, ein angezogenes Buch im kritisch-ausgelaugten Gedankengang reproduziert zu finden, muß ich es hier ablehnen, da es mir wider die Natur geht und ich auch nicht den mindesten Vorteil dieser Methode einsehe. Genug, daß es ein bedeutsames Buch ist, dessen Ideenbarren noch ausgemünzt werden, wenn einst die Interpretennaturen das sinkende Schiff der ausgenagten Antike verlassen und plötzlich Augen dafür bekommen, daß es längst wieder neue Geistpyramiden giebt, in deren Katakomben sie nach Herzenslust wühlen können.

Was dem Buch ohne Zweifel bedeutenden Außerwert verleiht, ist die stilistische Besonderheit. Die eigentümliche Abstraktion der Ausdrucksweise, welche noch erhöht wird durch eine merkwürdige, der hessischen Umgangssprache entnommene Art, niedere Begriffsformen in die höchste der Subjekt-Objekt-Darstellung umzuwandeln, ist dahin zu rechnen. Ludwigs denkt im abstrakten, ins Schriftdeutsche übertragenen Dialekt seines Stammes. Diese Eigenart muß ihn auch für die philologischen Lexikographen von Wert machen, denn gerade die Richtung unserer Sprachumbildung liegt noch sehr im Trüben. Die Knappheit seiner abstrakten Wortformeln kontrastiert merkwürdig mit dem oft verschlungenen, oft scharf ineinander geschobenen Bau seiner Perioden. Trifft aber Knappheit der Abstraktform und des Satzbaues einmal zusammen, dann entstehen Absätze von monumentaler Architektur. Ich ziehe im nachfolgenden willkürlich einen derartigen Zwischenbau an: (Seite 10 unten): „Walloth aber ist kein Mensch der Kraft, sein Körper verträgt die Kraft nicht. Auch die Lyrika der ersten Periode, soweit sie seine Eigenart zeigten, machten das deutlich. Wenn die Kraft gleichsam von außen ihm angezwungen, wird eine Mischung entstehen. Und in der That sind die Gedichte des Hellenismus Kampfbilder. Ein Zischen, wie des Wasserstrahls im Brand, ein sprühendes Bewältigen füllt Zauberreize hinein. Das Charakteristische liegt in Zwiespalt mit dem Stimmungsvollen. Bedeutsamen Ausdruck findet das in der Form, und zwar besonders in der Bildform, im innerlichsten Faktor. Die Kraft hat das Bestreben, die Dinge im Bild zu meistern; das Leiden schmiegt sich an. Die Seelenform der

Kraft ist mitreißend, die des Leidens berauschend, nervös. Demzufolge hat das Produkt des Überschusses ein Expansionsbestreben des Bildes: der ganze Gedankengehalt des Gedichtes soll in ein Bild gefaßt werden. Andererseits will die zuckende Schönheit des Moments zu ihrem Recht kommen, durch eine gewisse Zusammenhanglosigkeit der Bilder, die ihre freiere, selbständigere Wirkung ermöglicht: Die ersten Spuren des Kampfes zwischen dem reichen Romantiker und dem Modernen sind das."

Noch einige Worte der Klärung. Ludwigs war eine geniale Natur, aber man kann meine Bemerkungen über ihn leicht dahin verstehen, als sei er kurz aber vollwertig hinweggegangen, eine Auffassung, die ich selbstverständlich nicht vertreten will. Ich will mit dem Gegenwert nicht zurückhalten. Der Zwiespalt zwischen seiner inneren Gemütsgedankenkompensation und seiner äußeren Erscheinung — Insasse einer methodischen Irrenanstalt, vulgär Gymnasium genannt — muß für den Philister eine unerschöpfliche Quelle lebenswarmer Komik gewesen sein. Um dessentwillen wünschte ich ein ausgewachsener Philister zu sein, denn in diesem selbstbehaglichen Zwerchfellkitzel muß ein Genußwert liegen, für den der empfindende Nervenmensch kein Organ und keine innerliche Freiheit hat. Und Ludwigs' geistige Erscheinung zeigt noch eine gesunde Menge Geburtsschleim, in dem er jugendlich tapfer die werdenden Organe des genialen Geistmenschen reckt.

Über die Tragik des Todesfalles weite Sentimentalitäten auszuspinnen, hat gar keinen Zweck. Innere Gründe waren seine tödliche Krankheit, äußere nur mitbestimmend, etwa wie eine falsche Medizin. Es liegt unglaublich viel vom Verstandeschielen des Philisters, der sich vorher so herzlich lustig machen konnte, darin, Personen seines Milieus an dem Todes-Motiv zu beteiligen. Wer Augen hat, zu sehen, der weiß, daß diese ganze Generation, die keine Väter haben **will**, um der Eitelkeit willen, es könnte der Impression ihrer Größe schaden, den Tuberkel-Bacillus der Ironotragik in sich trägt!

Wer an Ludwigs etwas zu betrauern hat, ist Conrad. Er hat einen ehrlichen Förderungsanteil; ihm hat daher das fatalistische Schicksal einen edlen Selbstsold genommen, noch ehe er Zahlkraft hatte. Ich sehe Conrad um eine schöne Hoffnung ärmer, ist es doch eines der wenigen wollüstigen Geheimrätsel einer wahren Gebernatur, andere zu entzünden und zu fördern. Gewiß wäre auch hier wieder der alte Weltkreislauf geschehen, Ludwigs, auf dem Wege aller Entwicklung gehend, hätte gewiß eine Zeit lang den großen Undankbarkeitsacteur gespielt, die eine Eisennatur wie Conrad lächelnd überdauert, um dann schließlich jenen immanenten Verhältniswert zurückzulassen, welcher alle Geistmenschen aneinander bindet. Gemütsfloskeln beiseite, es ist was thränenwert-erschütterndes um den Tod eines so saftgrünen Sproßgeistes!

Erschauernd faß ich zur Schaufel und laß hinabrollen die dumpfen drei Erdorakelwürfe letzter Ehrung. Wie ich mitleidfeuchten Blickes hinabstarre, ist mir als murmele die gähnende Sargtiefe zurück: L'avenir est aux apathiques!



Hans G. Ludwigs (Paul Nodnagel).

Mitteilungen über sein Leben und seinen litterarischen Nachlaß von Ernst Otto Nodnagel.

(Berlin.)

Wohl keiner von denen, die seit zwei Jahren in der „Gesellschaft" und anderen moderne Litteratur vertretenden Zeitschriften Aufsätze und Gedichte von G. Ludwigs gelesen oder sich mit dessen vergangenen Sommer bei W. Friedrich erschienener litterarpsychologischer Broschüre „Wilhelm Walloth" beschäftigt, mag geahnt haben, daß hinter jenem Decknamen ein Gymnasiast, ein Knabe von 15 bezw. 16 Jahren sich barg.

Paul Nodnagel ist am 29. Oktober 1874 geboren, zu Bingen, wo sein Vater damals Reallehrer war. Schon sehr früh zeigte mein Bruder Spuren außergewöhnlicher Sensibilität, davon sich besonders ein Ausfluß mit großer Lebhaftigkeit meinem Gedächtnis eingeprägt hat: Von seinem zweiten Lebensjahre ab brach das Kind lange Zeit jedesmal in Thränen aus, wenn in seiner Gegenwart das Schubertsche Müllerlied „Trockne Blumen" gesungen wurde. Überhaupt zeigte er sich schon damals ungemein empfänglich für musikalische „Sensationen".

All die einzelnen kleinen feinen Züge zusammenzutragen, die seiner Entwicklung die Richtung gegeben, würde hier zu weit führen. Ich beschränke mich darauf, das Thatsachengerippe dieses kurzen und doch so überreichen Menschenlebens darzubieten.

In seinem fünften Jahre schwebte der Knabe mehrmals in äußerster Lebensgefahr. Die Diphtherie rüttelte in zwei rasch nacheinanderfolgenden heftigen Anfällen an des Kindes ohnehin nicht großer Lebenskraft. Ein Bodensatz von Kränklichkeit und Körperschwäche blieb von diesen beiden langwierigen Krankheitsperioden dauernd zurück. —

Mittlerweile war sein Vater als Lehrer an die Realschulen zu Darmstadt versetzt worden. Paul wurde bald darauf der Realvorschule übergeben, wo er sich von Anfang an durch Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit aus-

zeichnete. Später bei der Neugründung einer Gymnasialvorschule trat er in diese über.

Als er damals einmal aus der Schule nach Hause kam, sah er sich im Besitze eines kleinen Schwesterchens. Bei diesem Anlaß that er eine Äußerung, in der man schon einen Embryo der nachmaligen nervösen Stimmungszerfaserung — eines Hauptcharakteristikums in Ludwigs' Kunst — erkennen kann. Er schilderte auf Befragen nach dem Eindruck, den ihm das freudige Familienereignis gemacht habe, sein Gefühl mit den Worten, ihm sei gewesen, als ob man ihm mit Bindfaden durch den Leib geschnitten.

Herbst 1882 wurde sein Vater Direktor der Realschule zu Groß-Umstadt im Odenwald. Über die Weiterentwicklung in den sieben Vierteljahren seines dortigen Aufenthalts fehlen mir, der ich inzwischen das Darmstädter Gymnasium weiter besuchte, fast alle Anhaltspunkte. Nur soviel weiß ich, daß er damals die bangen süßen Schauer „erster Liebe" erlebte.

Von großer Wichtigkeit für seine Entfaltung war eine neue, Sommer 1884 erfolgte Milieuveränderung. Sein Vater wurde an die Spitze des Realgymnasiums zu Gießen gestellt. In dieser Stadt fanden wir zahlreiche Verwandte vor. Im Verkehr mit diesen fühlte der Knabe sich vielfach hinter mich zurückgesetzt und fand das nicht, was ihm so notwendig gewesen wäre, Verständnis und liebevolles Eingehen auf seine Eigenart.

Diese zarte fein differenzierte Natur wußte man nicht zu behandeln. Es ist jetzt ein paar Monate her, daß er in einem Briefe gelegentlich auf jene Zeit zurückkam, wobei er sich mit einem feinen komplizierten Mechanismus verglich, der in plumpen unfähigen Händen sich befunden.

Bedeutungsvoll ist der Umstand, daß in jener Zeit der Vater mit dem Knaben eine intensive Lektüre deutscher Klassiker und Shakespeares begann. Ungefähr gleichzeitig hiermit entstanden die ersten dichterischen Versuche. Ein — noch vorhandenes — Drama: „Der Streit des Agamemnon und Achilles" wurde von unseren Vettern und Cousinen und mir mit großem Pomp und vor „zahlreichen" aus dem Freundeskreis zusammengetrommelten Zuschauern — zur Darstellung gebracht, allerdings zur Karrikatur à la Offenbach entstellt. Der Dichter war nichtsdestoweniger stolz auf die Ehre, deren man sein Werk würdigte, die Verballhornung amüsierte ihn selbst, und er spielte sogar — unter ganz besonderen Ovationen — die Rolle des Zeus in dem Stücke persönlich — freilich mit Hindernissen: Auswendiglernen ist seine Sache nie gewesen. —

Nun kam eine verhängnisvolle Zeit. Das unbeholfene Gestammel seiner lyrischen Erstlinge wurde von uns Älteren mit ironischer Begeisterung aufgenommen. Durch Apostrophierung als „Sonne des 19. Jahrhunderts" und alle möglichen Veranstaltungen „ihm zu Ehren" hetzten wir ihn, der

natürlich, naiv, wie er war, alles für bare Münze nahm, in einen Zustand eingebildeter Größe hinein, darin er blind dafür war, wie grausam wir ihn zum besten hielten. Er ließ sich auch durch keine Ermahnungen seiner Eltern in seinem Glauben an unsere Aufrichtigkeit erschüttern, bis — aus welchem Motiv, kann ich aus der Perspektive der Erinnerung nicht mehr kontrollieren, es wird aber wohl eine gewisse boshafte Schadenfreude ihre Rolle dabei gespielt haben — ich unseren Dummjungenhaftigkeiten dadurch die Krone aufsetzte, daß ich, wahrscheinlich in recht plumper ungeschickter Weise, ihn seinen Illusionen entweckte und ihm die Augen öffnete für das Spiel, das wir mit ihm getrieben.

Wie verhängnisvoll die Folgen unseres Sekundanerstreiches sein würden, konnten wir natürlich nicht ahnen. Aber auf dieses Erlebnis des Knaben glaube ich die herbe düstere Verschlossenheit zurückführen zu müssen, die mehr und mehr sein Gemüt umwölkte und sich allmählich zu einem wesentlichen Grundzug seines Charakters auswuchs. Dieser Verschlossenheit sind auch viele der Mißverständnisse entkeimt, die nachmals ihm zeitweilig selbst nächste Angehörige entfremdeten.

Mittlerweile scheint er unbeirrt weiter produziert zu haben, ließ jedoch niemandem etwas zu Gesichte kommen. Durch Zufall fielen mir — wohl im Frühjahr 1888 — drei kleine Erzählungen von ihm in die Hände, „Immenmärchen", die sich durch sehr anmutige und liebenswürdige Phantastik einschmeichelten. Im „Schillerbund", einem Vereine, der uns feuchtohrige Jünglinge um die Kaffeekanne zu „ästhetischen Thees" vereinigte, fanden die drei Märchen ehrliche Anerkennung, ja sie wurden sogar der Ehre gewürdigt, im „Kunstfreund", dem in einem Exemplar aufgelegten geschriebenen und reichillustrierten „Organ" des „Schillerbundes", zum „Abdruck" zu gelangen. Bei dieser Gelegenheit bediente der junge Dichter zum ersten Male sich des Decknamens „G. Ludwigs". Ursprünglich wollte er sich nach seines Vaters Vornamen einfach „G. Ludwigssohn" nennen; der unangenehme Beigeschmack dieser Bildung veranlaßte ihn jedoch, sich mit der Abkürzung zu begnügen, die er denn späterhin als Pseudonym weiterführte und zunächst bis zur Absolvierung des Gymnasiums beizubehalten gedachte.

Der Herbst verpflanzte ihn wieder in neuen Boden; sein Vater wurde Leiter des Gymnasiums und der Realschule zu Worms. Sicherlich ist es ein Moment von erheblicher Bedeutsamkeit für des Knaben Seelenentwickelung gewesen, daß es ihm nicht vergönnt war, an irgend einem Orte feste Wurzeln zu schlagen, daß er nie den Begriff Heimat kennen gelernt, daß mit seiner Entwickelung keine Örtlichkeit völlig verwachsen konnte. Man darf die Einwirkung dieses rein zufälligen Umstandes auf das Stimmungsleben nicht unterschätzen. Der beständige Wechsel der Umgebung — es war

jetzt die fünfte Schule, der er seit seinem sechsten Lebensjahre überantwortet wurde! — mag auch wesentlich dazu beigetragen haben, der Entwickelung des jugendlichen Geistes eine Richtung nach innen zu geben.

Schon damals begann es übrigens für diejenigen, die mit Paul verkehrten, bemerklich zu werden, daß er eine sogenannte „unglückliche Natur“ habe. Jede leiseste Berührung der Außenwelt löste sehr starke und tiefgehende Reflexe aus und tönte noch lange in ihm nach. —

Von seiner Übersiedelung nach Worms ab fehlte mir die Möglichkeit, seine Weiterentwickelung mit eigenen Augen zu beobachten. Ich war auf das Spiegelbild, das seine Briefe boten, angewiesen und nur die Universitätsferien gaben mir Gelegenheit zu persönlichem Zusammensein mit ihm, und selbst diese spärlichen Fristen wurden durch Reisen auf ein noch knapperes Maß beschränkt. So war denn meine Überraschung außerordentlich groß, als er mir zu Beginn des Sommersemesters 1889 — ich hatte inzwischen mein Zelt in Heidelberg aufgeschlagen — ein gedrucktes Gedicht zusandte, das mir durch Ernst und Schönheit des Gedankens ebenso wie durch gewandte Handhabung der Form tiefen Eindruck machte. Es ist das für mich jetzt doppelt ergreifende „Mein Testament“, das die Leser der „Gesellschaft“, als Epitaph sozusagen, an der Spitze der in diesem Hefte abgedruckten Gedichte des Verstorbenen finden werden.

Begleitet war jenes erste Exemplar des Gedichtes von einem Brief in sehr launigen Knittelversen, darin eine Stelle lautete:

„Verzeih, wenn nicht im Testament
Als Erben Dich der Dichter nennt.
Ein Wort will ich ins Ohr Dir raunen:
Ein Dichtpoet hat seine Launen.“

In rascher Folge brachten jetzt mehrere Zeitschriften zahlreiche Gedichte von ihm, die der überwiegenden Mehrzahl nach einen tiefernsten Grundton haben. Vereinzelt finden sich allerdings auch heitere und schalkhafte Strophen unter diesen Erstlingen; ebenso begegnet man in seinen Briefen aus jener Zeit ab und zu noch einem liebenswürdigen, tiefsinnigen Humor. —

Die obligate Römertragödie hatte er damals schon hinter sich. Sie ließ sich, anstatt der üblichen fünf Aufzüge an einem genügen — irre ich nicht, so war allerdings noch eine Vertiefung und Ausdehnung auf drei Akte geplant, ob sie jedoch zur Ausführung gekommen, weiß ich bis jetzt noch nicht. Die Handlung des „Ein Sieg des Kreuzes“ betitelten Dramas war gut erfunden und wirkungsvoll, die Psychik wies gute Ansätze auf, während die Technik noch ganz im alten Fahrwasser plätscherte. Indeß legten die ziemlich gewandten Blankverse von eifrigem Streben nach Individualisierung Zeugnis ab. —

Ibsens Werke waren es, die dem Jüngling nun zuerst moderne Weltanschauung näherrückten. Gleichzeitig fing er an, seinen Vorurteilen gegen die deutschen „Jüngsten“ zu Leibe zu gehen und sie durch Urteile zu ersetzen. Über den Gang seiner ebenfalls damals begonnenen philosophischen Studien Rechenschaft abzulegen, bin ich augenblicklich außer Stande, da sich seine sehr gewissenhaften Aufzeichnungen über seine Lektüre, sowie seine Excerpte aus derselben zur Zeit nicht in meinen Händen befinden. Soviel mir erinnerlich, bildeten Eduard von Hartmanns Schriften, die ihn zuerst durch ihren schriftstellerischen Reiz bestachen, aber inhaltlich häufig seinen entschiedenen Widerspruch erregten, seine erste philosophische Nahrung.

Seine ganze bisherige Entwickelung drängte ihn zum Studium des Stimmungsphänomens, einem Gebiet, zu dessen Erforschung seine Umgebung ihm das denkbar günstigste Beobachtungsmaterial bot. Die Studien und Experimente am eigenen Leib beförderten eine immer schärfer in ihm hervortretende Zwiespältigkeit. Er war ein Zweiseelenmensch von einer gewissen Verwandtschaft mit Adam Mensch; die eine Hälfte seines Inneren „verhielt sich ruhig beobachtend, kühl experimentierend, während die andere in Stimmungen zerfloß“ — so ähnlich bezeichnete er selbst es einmal brieflich. —

Welch außerordentliche Kenntnis des menschlichen Seelenlebens er sich in kurzer Zeit aneignete, das beweist z. B. die Novelle „Erstickt“, die in ihrer ursprünglichen Form im Sommer 1890 entstanden ist.

Von außerordentlicher Wichtigkeit war für seine Entwicklung das genauere Studium der grundlegenden Werke von Wundt und Münsterberg. Besonders die Schriften des Letzteren, die ihm viele der Ergebnisse seiner selbständigen Untersuchungen bestätigten. — Im Herbst 1890 begann er dem gewaltigen und gefährlichen „Umwerter aller Werte“ näherzutreten, ohne sich jedoch von ihm überrumpeln zu lassen. Allerdings erklärte er nach mehrwöchentlicher intensiver Beschäftigung mit Nietzsche, er müsse eine Zeitlang pausieren. „Es strengt zu sehr an und macht ganz toll. Da fehlt alle Ausarbeit, nichts als berstende Probleme, Aphorismen, Deutefinger,“ schrieb er mir Weihnachten 1890, und dann: „Nietzsche gegenüber braucht man sich nicht zu genieren und kann verwerfen und tadeln nach Herzenslust. — Dem Manne gegenüber fühlt man sich nur sicher mit einem Bleistift in der Hand.“

Ein halbes Jahr danach schrieb er u. a.: „In mir hat der Mann vom November bis Februar Revolution gemacht. Ich glaube, ich bin nun so gut wie fertig. Lernen — jeden Tag. Doch nie mehr — glaub' ich — wird sich die Wegbahn, die Methode, die Weltperspektive für mich ändern.“

Von Oktober 1890 ab war sein Vater an das „Neue Gymnasium" zu Darmstadt versetzt worden und Paul fand endlich die heißersehnte Gelegenheit, mit Wilhelm Walloth, dem er sich nahe wesensverwandt fühlte, persönlich zu verkehren. Allerdings blieb, und leider, dieser Verkehr auf ein sehr geringes Maß beschränkt: immer mehr sah ja der Jüngling sich gezwungen, mit seiner Zeit zu geizen. Denn seine receptive und produktive litterarische Thätigkeit durfte er nicht vernachlässigen, weil sie ihm zur Lebens- und Glückseligkeitsbedingung geworden — und zwar in einem Maße, daß ihm jede Ruhepause, die er sich auf das Drängen seiner Freunde hin auferlegte, unerträglich war und ihn tief unglücklich machte; andererseits ließ aber sein Ehrgeiz nicht zu, daß er seine „Pflichten" als Schüler hintansetzte. Kam es einmal vor, daß er eine Antwort im Unterricht verfehlt hatte, so konnte man seinen Mienen noch stundenlang ansehen, wie sehr ihn das wurmte.

Überhaupt die Schule! — Sein größtes Unglück war der Schulzwang. Sich immer und immer gewaltsam auf einen inferioren Standpunkt zurückschrauben und seine kostbare Zeit auf doppeltes Durchackern — in häuslicher Vorbereitung und im Unterricht! — von Dingen verwenden zu müssen, die völlig außerhalb seiner Berufs- (jaja, ihr Philister!) und Interessensphäre lagen; sich in den Händen von psychologisch unfähigen, bloß auf Schablonennaturen abgerichteten pädagogischen Handwerkern zu wissen, von Menschen, die seinen durch eigene Anschauung gewonnenen Überzeugungen mit Vorurteilen oder Brutalität zu Leibe gingen — z. B. im Unterricht (!) sämtliche Vertreter moderner Kunst en bloc als „unreife Jungen" abthaten!!! — die von dem Einfluß der Stimmungsphänomene auf das Seelenleben keinen Dunst hatten, von solchen Menschen abhängig zu sein; dazu Eindrücke, wie sie z. B. der schmachvolle Leipziger Realistenprozeß auf jeden künstlerisch Urteilsfähigen machen mußte, auf eine so außerordentlich zart organisierte Natur, wie die meines Bruders, aber in bedeutend verschärftem Maße machte — —: alles dies wirkte zusammen, daß ihn, — wie er mir Mitte vergangenen Jahres einmal klagte — „oft die Selbstmordmanie mit tiefster melancholischer Zerrissenheit befiel." Wiederholten Versuchungen, allem ein Ende zu machen, widerstand er nur mit großer Mühe. „Damals rettete mich Conradi" — schrieb er mir von einem solchen Falle. Und häufig sind seine brieflichen Ergüsse von Klagen durchklungen, wie: „Wenn mir nur dies verfluchte Winkelleben die Kraft nicht bricht. — Und ich fürchte, sie wird mir gebrochen!" —

Oder er klagt, einen herrlichen künstlerischen Stoff sich entgehen lassen zu müssen, da er keinen guten Freund habe, der ihn mal ein halb Jahr auf der Schulbank vertrete.

Auch in bitteren Sarkasmen entlädt sich häufig sein Grimm. „In der

Schule wird man nicht gelehrt, sondern gelehrert," heißt es so 'mal nebenher, und ein andermal erzählt er, daß er auch den „Herren Gymnasiasten" aus Mitleid mit Interesse entgegenkomme. „Es sieht aus, als wolle ich partout den Herren „Gymnasiarchen" (Conrad bildet das!) opponieren, auch darin!"

Daß dieser Zustand mit einer Katastrophe enden müsse, nach irgend einer Richtung hin, war von vornherein zu erwarten. Und doch war vorerst keine Möglichkeit abzusehen, ihn zu retten. Denn er sah selbst — und betonte es mehrmals — daß ihm ohne Maturitätsexamen seine ganze wissenschaftliche Laufbahn verbarrikadiert wäre, seine wissenschaftliche Laufbahn, in der er seinen eigentlichen, immanenten Lebensberuf erkannt hatte. —

Nicht in seinen persönlichen Verhältnissen ist daher wohl der tiefere Grund zu seinem Tode zu suchen, — und es wäre thöricht und ungerecht, von irgend einer Schuld irgend wessen zu reden. — Verantwortlich zu machen ist einzig und allein das heutzutage sanktionierte Erziehungssystem, der pädagogische Uniformismus. Diesem ist es zuzuschreiben, daß diese außergewöhnlich veranlagte Natur nicht zur Vollreife gelangen konnte, daß sie in ihrer normalen Entfaltung — „normal" = gemäß der ihr innewohnenden Norm! — gehemmt wurde.

Eine direkte äußere Veranlassung, ein „Motiv", den Tod zu suchen, scheint Ludwigs nicht gehabt zu haben — was hierüber die Presse durchlaufen, beruht meist auf müßiger Kombination, soweit es nicht völlig der Begründung entbehrt. — Vielmehr sprechen alle Anzeichen dafür, daß Ludwigs ganz unvorbereitet aus dem Leben geschieden ist; ja ganz in letzter Zeit hatte er sich in mehrfacher Hinsicht auf eine längere Lebensfrist gerüstet. Und, was mir das Entscheidende scheint, er ist gegangen, ohne auch nur im geringsten über seinen litterarischen Nachlaß zu verfügen. Er, der so ganz in seinen litterarischen Plänen aufging! Ich vermag mir sein Ende nur auf eine Art psychologisch zu erklären: Wie aus seinem Leben, hat er auch aus seinem Sterben „ein Experiment gemacht", Selbstmord aus Stimmung, wenn man will: aus Laune! Wem das nicht denkbar scheinen sollte, der möge Ludwigs' psychologische Novelle „Erstickt" lesen — eben der eigentümliche Parallelismus zwischen des Dichters eigenem Ende und dem Tod seines Helden Hans Schenck veranlaßte mich, dieses Werk aus dem Nachlaß für den Abdruck in vorliegendem Hefte auszuwählen. „Erstickt" bildet ein künstlerisches Pendant zu der ebenfalls im Nachlasse befindlichen streng wissenschaftlichen Abhandlung: „Psychophysische Entladungen. Zur Problematologie des Genies" — die ich ebenfalls demnächst der Öffentlichkeit übergeben werde — und sucht die dort festgelegten Thatsachen intuitiv zu erfassen. Ludwigs wollte in der Novelle die bioökonomische Bedeutung

der künstlerischen Produktion für „mit Stimmungsfeinheit erblich Belastete", — wie er sich selbst gelegentlich kennzeichnet — als seelisches Sicherheitsventil darstellen. Ich glaube sagen zu dürfen, er hat dieses Problem mit überraschender Schärfe angepackt und mit beängstigendem seelischen Tiefblick durchgeführt. Im Hinblick hierauf glaubte ich auch einige kaum merkliche Schnitzer in Kleinigkeiten des Alltagslebens übersehen zu dürfen.

Noch eine zweite Novelle hat uns Ludwigs hinterlassen, „Freigesprochen" betitelt, die mit noch größerer Kühnheit und Konsequenz den Einfluß des Stimmungslebens, somit auch des Stimmungsmilieus, auf die Willensakte des Menschen plastifiziert. Er selbst schrieb mir darüber: „Eine Arbeit von doktrinärer Konsequenz: ich muß, um mich durchzusetzen, die Masse „mich zu lehren" Extreme schaffen!"

Die Aufdeckung der feinsten Stimmungsfasern war sein ureigenes Gebiet und wo Walloth nur schüchtern tastet und versucht, da geht er zielbewußt und entschieden vorwärts; er ist der erste, der den Mut hat, aus dem verfeinerten Determinismus, wie ihn Münsterberg vertritt, künstlerisch die letzten Konsequenzen zu ziehen. Die gewissenhafte Ausmalung der Stimmungen bis in die feinsten Nuancen kennzeichnet Ludwigs' Epik in noch hervorstechenderer Weise, wie diejenige Walloths, als eine lyrische. — Auch die kurze novellistische Skizze „Auf der Suche", sowie das etwa 60—80 Seiten starke Romanbruchstück „Das zweite Gesicht" — welches Werk sein „Adam Mensch" werden sollte — haben diesen ausgesprochen lyrischen — allerdings nervös lyrischen — Grundzug.

Außer einer Gedichtsammlung, die er unter dem ungemein bezeichnenden Titel „Heliotrop" herauszugeben beabsichtigte — dieses Heft enthält einige Proben daraus — habe ich noch zwei umfangreichere Manuskripte vorgefunden, eine zum Teil druckfertige Broschüre „Das Problem der Willensfreiheit" und eine zweite ästhetische „Der Symbolismus". Außerdem ist noch eine Reihe von grundlegenden Aufsätzen zur Psychophysiologie der Kunst vorhanden, deren einige bereits in Zeitschriften erschienen sind. Sämtlich waren es Vorstudien zu einem großangelegten Werk „Psychophysiologie der Kunst", davon er mir noch vor kurzem schrieb, er hoffe es dieses Frühjahr endlich „unter die Feder zu bekommen".

Eine Fülle des Interessanten und Neuen enthält ein Fragment „Psychologie des Schrifttums, Perspektiven und Skizzen", das ihm von großem Werte war. Noch wenige Wochen vor seinem Tode gestattete er mir einen Einblick in das Manuskript, über das er wiederholt sich brieflich geäußert hatte. Dabei empfahl er die Blätter meiner dringendsten Vorsicht: „Ich lege da ein Stück meiner Zukunft in Deine Hände! Also!!" Einmal nennt er das Werk — das vorhandene Bruchstück mag nach dem, was ich

darüber erfahren, den dritten Teil etwa des Ganzen ausmachen — ein „Buch für seine Finger und liebenswürdige Nerven".

Ein Lieblingsplan beschäftigte ihn noch in den letzten Tagen sehr viel: Er beabsichtigte einen Römerroman zu schreiben. Aber nicht als Konkurrent Walloths gedachte er aufzutreten, schon vor fünf Vierteljahren schrieb er mir das, sondern „Die Periode der Dekadence — Sklavenkrieg, Sartorius rc." zu künstlerischer Darstellung zu bringen, war sein Gedanke. „Diese Periode hat mich sehr gepackt. Darein möcht' ich wühlen .... Meine seelischen Lieblingsprobleme lassen sich auf diesem Kulturgrund schön entfalten. Hat „Erstickt" den Absturz des Dekadenten in gesunder Umgebung gezeigt, kann ich dort das Steigen des Gemütsdekadenten in der sozialen Dekadence in nervösen Farben plastifizieren. Daß Walloth dieser sozialen Dekadenceepoche ausgewichen und stets nur die Individualdekadence der Kaiserzeit sieht, beruht auf seinem einsiedlerischen Grübelcharakter, der keinen sozialen Schwung hat." —

Nicht nur den Bruder betrauere ich in G. Ludwigs, sondern vor allem den Freund, meiner Freunde teuersten. War doch er es, der vor dritthalb Jahren mich aus den schlafmützigen, von meinen „Gymnasiarchen" mir eingeträufelten Vorurteilen gegen moderne Kunst wachgerüttelt hat zu geistigem Leben. Ich fühle es als eine Pflicht der Dankbarkeit, was er bis jetzt geleistet hat, aus seinem Nachlasse möglichst vollständig der Öffentlichkeit zu übergeben. Was er noch würde geleistet haben bei längerer Lebensdauer, das zu fragen wäre müßig.

Noch eins, ein Vermächtnis des teuren Toten: Im vorletzten Briefe, den ich von ihm empfing, legte er mir dringend ans Herz, ihn hinfort nur noch Hans G. Ludwigs zu nennen und möglichst dazu beizutragen, daß diese Änderung rasch durchdringe. Als Andenken an ein liebes Erlebnis wollte er den Namen Hans mit durchs Leben nehmen, und um seine Beziehungen zu seinem Hans Schenck schärfer zu beleuchten. Im Winter 1889 hatte er bereits die Absicht gehegt, als zweites Pseudonym den Namen Hans Schenck anzunehmen. Als der Plan zu „Erstickt" reifte, gab er jedoch diesen Gedanken wieder auf. In letzter Lebenszeit unterschrieb er ausschließlich noch Hans G. Ludwigs. Ich werde darum auch bei den Publikationen aus seinem Nachlaß ihn überall Hans G. Ludwigs nennen. Seine diesbezügliche Bitte an mich lege ich auch allen litterarischen Freunden des Verstorbenen dringend ans Herz.



Unser Dichteralbum.

Primavera.

Von Julius Litten in Mannheim.

(Preisgekrönt.)

I.

Die Gräfin Falk von Falkenstein
War stolz darauf, Poet zu sein,
War überzeugt, sie würd' mit ihren
Gedichten Allen imponieren
Und gründen eine neue Ära.
Ihr Pseudonym war „Primavera".
Es blühten rings die Butzensänge
Und Lenz- und Liebes-Liederklänge,
Historien von den Pharaonen
Und längst entschwundenen Nationen,
Romane ältlicher Mamsellen,
Bazar- und Modenwelt-Novellen.
Es war die Zeit, wo bis zum Himmel
Man pries ein lieblich Reimgebimmel,
Wo man mit Zoll statt Meter maß
Und Treu' und Glauben noch besaß. —
Sie sprach: „Ich kann mit den Poeten
„Erfolgreich in die Schranken treten,
„Zumal mir meines Namens Glanz
„Verheißt des höchsten Ruhmes Kranz,
„Ich brauch' mich so nur zu verstecken,
„Daß Alle mich sogleich entdecken,
„Dann komm' ich ohne jeden Paß
„Samt Kontrebande zum Parnaß.
„Mich wird das Lob der Menge tragen,
„Kein Tadel wird an mich sich wagen,
„Denn weih' der Dichtkunst ich die Kraft,
„Fühlt sich geehrt die Künstlerschaft."
Und ohne lang sich zu besinnen,
Umgab sie sich mit Dichterinnen,
Erkennend, daß vor Allem nützt,
Wenn Eins sich auf das Andre stützt,
Und daß unitis viribus
Man heute reüssieren muß.

II.

Nun zu der Künste Nutz und Frommen
Sind ihre Damen angekommen,
Es sollt' das Schloß zu Falkenstein
Ein Musen-Sitz und -Vorort sein.

Eulalia ist zuerst erschienen,
Um ihrer Meisterin zu dienen;
Sie übersetzte früh und spät
Vom Volkslied jede Novität.

Wo nur ein neues zu ermausen,
Benutzte Listen sie und Flausen,
Sodaß die ganze Welt sie pries
Und sie die Volkslied-Elster hieß.

Dann kam Auroral Mit Romanen
Erschloß sie sich des Ruhmes Bahnen,
Sie reiste in das schönste Land
Und schrieb darüber Band auf Band.

Doch um Effekte zu erzielen,
Ließ Liebesstücke drin sie spielen,
Solch' Liebes-Bädeker-Roman
Hat's vielen Leuten angethan.

Antonie sollt' die Lyrik pflegen,
Die Kempner war ein Hund dagegen,
Sie hat in einer einz'gen Nacht
Zwei ganze Bogen vollgemacht.

Sie konnte Riesiges verrichten
In Liebes- und in Lenz-Gedichten,
So daß in einem Dichterblatt
Den Preis sie gar errungen hat.

Romane aber, zart und milde,
Verfertigte gewandt Mathilde,
Es liest sie gerne jeder Christ,
Der kritisch unbescholten ist.

Sie reichte dar der reifen Jugend
Die frisch von ihr verzapfte Tugend.
Sie hat, sagt Jeder, der sie kennt,
Zur Tugend-Hebe viel Talent.

Elise macht in Leitartikeln,
Die geistreich glühn und sprühn und prickeln;
Sie sollt' verwenden ihr Genie
Zum Ruhm der Damen-Poesie

Und in Journalen und in Blättern
Erleuchtend wirken oder wettern.
Man nennt das im polit'schen Stil:
Ein offiziöses Preß-Reptil.

Als sechster wurde in den Frieden
Der Burg ein Komponist beschieden,
Der sollt' der Gräfin Liederborn
Für Flöte, Klavezimbel, Horn,

Und was Apoll ihm sonst geboten,
Umsetzen in geschwänzte Noten.
Ein Komponist, wie jeder weiß,
Gehört in einen Damenkreis;

Kein Künstler kann ihn da erreichen:
Sie halten ihn für ihresgleichen!
Nimm Deine Noten in die Hand,
Dann kommst Du durch das ganze Land.

Doch eines Autors ganzes Esse
Hängt ab von einer guten Presse,
Denn nennst Du eine einz'ge Dein,
So wird auch Dein die Mehrzahl sein.

Du darfst sie allesamt benützen,
Leihst Du auch ihnen Deine Stützen!
Drum „manus manum lavat“ heißt
Der Wahrspruch für den großen Geist.

Um starken Einfluß sich zu schaffen,
Gebrauchte sie die schärfsten Waffen:
Sie gründete ein Dichterblatt,
Das „Pythia“ sie benamset hat.

Zur Leitung kürt' die hohe Dame
Dann Einen, Quidam war sein Name;
Noch nicht fünf Lustra drückten ihn,
Sodaß er bildungsfähig schien.

So vorbereitet war der Boden
Für allerneuste Damen-Moden,
Und von der Sohle bis zum Kinn
Fühlt' sie sich Dichterkönigin.

Man sah sie in Gedichten panschen,
Man sah sie in Romanen manschen,
Und Weisheit von den Wänden troff
In diesem neuen Artushof.

III.

„Goldschnittband, ich grüße Dich,“
Rief die Gräfin Primavera,
Und sie überlas mit Eifer
Ihre herrlichen Gedichte,
Und sie sprach mit stolzer Miene:
„Dieses ist der erste Schritt
„Auf der Bahn, die ich betreten,
„Auf der Bahn, die bis zur Sonne
„Meinen Dichternamen trägt.“
Und sie hat im Kreis der Damen
Beim ästhet'schen Thee, wo niemals
Fehlen durft' der Komponist,
Ihre Lieder vorgetragen.
Als die Meisterin geendet,
Sprach der Komponist: „O, Gräfin,
„O, Beschützerin der Künste,
„Als ein Denkmal Deiner Thaten,
„Als Beweis für meine Treue,
„Weih' ich Dir im Druck die Noten.
„Bald auf Flügeln und Pianos,
„Ja, auf allen Leierkasten
„Wird man Deine Lieder spielen,
„Und mit heil'gen Schauern singt sie
„Jeglicher Gesangverein.“
Und Eulalia und Aurora
Und Antonie und Mathilde
Und Elise setzten ihr
Einen Lorbeerkranz aufs Haupt.
Und im wundervollen Chorus
Haben sie ein Lied gesungen.
(Von Eulalia rührt der Text her,
Die Musik vom Komponisten,
Und der Flügel ist von Blüthner.)
Dann trat vor Eulalia knieend,
Und sie übergab der Gräfin
Einen Band

Zigeunerlieder
In der Steppe selbst gesammelt
Und ins Deutsche übertragen
von
Eulalia

und sie trug

Ein'ge ausgewählte Proben
Mit sonorer Stimme vor.
Einen Lorbeerkranz begeistert
Reicht' die Gräfin ihr mit Dank,
Und die Tasten hat gemeistert
Unser Künstler; es erklang
Nun ein herrlich Lied im Chor,
Das der Komponist natürlich
Eigens für Eulalia setzte
Nach der Gräfin schönem Text.
Darauf legt Antonie einen
Band der lieblichsten Gedichte
Ihrer Gönn'rin in den Schoß,
Und auch sie trug ein'ge Lieder
Tiefgefühlt im Kreise vor:
Wolken, Wind und viele Sterne,
Blütenbusch und Nachtigallen
Kamen vor im bunten Wechsel,
Aber Lenz und Liebe spielten
Doch die allererste Flöte.
Einen Lorbeerkranz begeistert
Reicht' die Gräfin ihr mit Dank,
Und die Tasten hat gemeistert
Unser Künstler; es erklang
Nun ein herrlich Lied im Chor,
Das der Komponist natürlich
Eigens für Antonie setzte
Nach Auroras schönem Text.
Dann erschien Aurora lächelnd
Und drei Bände schön gebunden
Legt sie in der Gräfin Schoß.
Und der Inhalt war ein reicher:
Er in Petersburg geboren,
Und in Amsterdam erzogen,
Hat studiert in Heidelberg,
Wurde Konsul wie sein Vater,
Kam nach Rom, Madrid und London.
Herrlich sind die Schilderungen
Dieser Städte und der Mädchen,
Welche sich in ihn verliebten.
Endlich hat er sich verlobt
In Athen, und ihre Hochzeit
Feierten sie in Janeiro,
Lebten noch in Valparaiso,
Mexico, Calcutta, Boston,
Bis er pensioniert in Görlitz
Ruhe findet und dann stirbt.
Einen Lorbeerkranz begeistert
Reicht' die Gräfin ihr mit Dank
Und die Tasten hat gemeistert
Unser Künstler; es erklang
Dann ein herrlich Lied im Chor,
Das der Komponist natürlich
Eigens für Aurora setzte
Nach Mathildens schönem Text.
Drauf Mathilde tief errötend
Legt ein Bändchen, reich gebunden,
Primavera in den Schoß,
Und der Inhalt war ein zarter:
Er ein armer Hirtenknabe,
Sie Comtesse, reiche Waise,
Und sie liebten sich von Herzen,
Und dann kam ein edler Wettstreit,
Ähnlich wie bei Barnhelms Minna,
Denn er wollte sie nicht haben,
Weil sie hochstand und er niedrig,
Aber sie — sie kriegt ihn doch.
Einen Lorbeerkranz begeistert
Reicht' die Gräfin ihr mit Dank,
Und die Tasten hat gemeistert
Unser Künstler, es erklang
Dann ein herrlich Lied im Chor,
Das der Komponist natürlich
Eigens für Mathilde setzte
Nach Elisens schönem Text.
Doch die größte Überraschung
Hat Elise dann bereitet,
Denn sie reicht der Dichterfürstin
Stolz und freudig dar — ein Drama,
Schweres Drama in fünf Akten,
Dessen Wiedergabe leider
Ganz unmöglich, denn in Thränen
Würd' der Leser schier zerfließen.
Ach wie schade! Jammerschade!
Sämtliche Personen sterben,
Welche in ihm wirken müssen,
Alle sind vom Stamme Asras,
Welche sterben, wenn sie mimen.
Einen Lorbeerkranz begeistert
Reicht' die Gräfin ihr mit Dank,
Und die Tasten hat gemeistert
Unser Künstler; es erklang
Dann ein herrlich Lied im Chor,
Das der Komponist natürlich
Eigens für Elisen setzte
Nach Antoniens schönem Text.

Alle waren nun bekränzt,
Alle waren nun besungen,
Und es liefen Ruhmesschauer
Allen über ihre Rücken.
Und so hätten sie verklärt
Gleich die Welt umarmen können.
Schließlich haben sie verzückt
Und mit vielen schönen Worten
Auch noch einen Lorbeerkranz
Auf des Künstlers Haupt gedrückt. —
Also schloß die Ruhmesfeier,
Ward der schöne Tag vollbracht,
Und mit sternbesätem Schleier
Löst ihn ab die stille Nacht.

IV.

Die besten Kritiken von Nah' und Fern
Hat die würdige Gräfin erhalten,
Sie ward in der Dichtkunst als leuchtender Stern
Gepriesen von Jungen und Alten.

Von zwanzig Autoren-Vereinen zugleich
Ist sie Ehrenmitglied geworden,
Und die Wände in Falkensteins Musenreich
Bedeckten Diplome und Orden.

Die Stätte, die irgend ihr Füßchen betrat,
Durch goldene Lettern man ehrte:
Es verkündete marmorner Tafeln Quadrat
Der Nachwelt, wo einst sie verkehrte.

Man setzt' ihr ein Denkmal im schweigenden Hain,
Und ihre geprief'nen Gesänge
Ließ hören jedweder Gesangverein
Und der Leierkasten die Menge.

Man übte auf Marter-Pianos sie ein,
Auch die Fiedler hats Fieber ergriffen,
Es plapperten munter sie Papagei'n,
Und die Schusterjungen sie pfiffen.

Es ward in Konzerten die Menschheit gerührt,
Ihr der Sang Primaveras geboten,
Der Komponist hat den Taktstock geführt,
Und die Kritiker tanzten nach Noten.

Wo rührig die Presse das Saatkorn gesät,
Begannen die Früchte zu prangen,
Wohl gab es auch Zweifler, doch war es zu spät,
Sie wurden als Neider gehangen.

Just so wie durch Flocken am felsigen Rand
Die Massen im Thale sich ballen,
So ward dank der Presse das friedliche Land
Von Ruhmes-Lawinen befallen.

Auf Eulalia, Aurora, die häufig genannt,
Auf Antonie, Elise, Mathilde
Fiel ein Abglanz des Ruhms, und man pries sie galant
In Prosa, im Reim und im Bilde.

So hat denn das Glück unsern Damen gelacht,
Wo immer die Fahnen sie hißten;
Auch der Musikus wurde mit Orden bedacht
Und befördert zum Hof-Komponisten.

V.

Die „Pythia" bracht' der Gräfin Konterfei,
Und Quidam hat den Text dazu geschrieben,
Er pries sie sehr, doch sagt' er frank und frei,
Er fänd' die Huldigungen übertrieben.

Wohl sei zu rühmen, daß sie ganz der Kunst
Ihr reiches Leben habe opfern wollen,
Doch ständ' sie noch so hoch in Aller Gunst,
Er könne nur bedingtes Lob ihr zollen.

Sie, als Persönlichkeit, sei Inbegriff
Ihm alles Trefflichen in diesem Leben,
Doch ihren Werken fehl' der echte Schliff,
Wie Künstler nur vermögen ihn zu geben.

In Zorn geriet die ganze Musenschar,
Vereinigt in der Meisterin Gemache,
Eulalia rauft' sich aus ihr Rabenhaar,
Elise schrie und tobte: Rache, Rache!

Sie sprach zur Gräfin: Quidam's elend Spiel
Muß man so schnell als möglich inhibieren,
Er hat erklärt, von Zola lern' man viel,
Und auch von Ibsen könn' man profitieren.

Er hat erklärt, wer wahre Dichtkunst ehrt,
Den möchten wir mit unserm Zeug verschonen,
Das Anempfundne sei die Zeit nicht wert,
Die daran wendeten wir Epigonen.

Und ferner noch ein kurzer Traum, ein Wahn
Sei unser Ruhm, ihm drohe schon Vernichtung,
Denn es sei Pflicht, zu schaffen freie Bahn,
Die Zeit sei reif für eine neue Richtung.

O Primavera! Künd'gen Sie ihm auf,
Daß wir nicht schlimm're Folgen auf uns laden!
Er hemmt die Rosse, hemmt den Siegeslauf,
Um sich im realist'schen Schmutz zu baden.

Die Gräfin schrieb an Quidam nun ergrimmt,
Sie hätt' die „Pythia" längst nicht schön gefunden,
Elise sei zur Redaktion bestimmt,
Und er von seinem Amt somit entbunden.

VI.

Im Musenhain zu Falkenstein
Hört Wehe man und Zeter schrei'n.
Der „Pythia" letzte Wochen-Nummer
Verursacht diesen schweren Kummer.
Zwar hat schon Lischen drin orakelt,
Doch Quidam hat am Schluß spektakelt.
Die erstre hat das Blatt begonnen
Und schöpfend aus der Weisheit Bronnen
Zeigt sie der Menschheit sonnenklar,
Wie's sein wird, ist und wie es war.
Die Weisheit wird dann nicht mit Löffeln
Uns angeboten, nein mit Scheffeln.
Nach diesem großen Hochgenuß
Gab sie den guten Rat zum Schluß:
Laßt, Dichter, Euch zu keinen Zeiten
Zu hohem Geistesflug verleiten,
Steigt wie in Mondsucht nur aufs Dach,
Am besten aber: Bleibet flach,
Daß niedre Geister Euch verstehn,
Dann wird's Euch wohl auf Erden gehn.
Jedoch nun kam ein andrer Klang,
Betitelt: „Quidam's Schwanensang."
Der junge Dichter, schmerzbeklommen,
Hat Abschied hier vom Blatt genommen
Und dann gestanden frank und frei,
Daß gegen die Tendenz er sei.
Sobald er käm' zu frischem Schaffen,
Griff er sie an mit blanken Waffen
Und würde kämpfen früh und spät,
Bis man besiegt um Frieden bät'.

Dann folgt ein Wort für Primavera
Nebst Abschied von der neuen Ära:

Falkenstein mit Deinen grauen
Mauern und hyster'schen Frauen,
Mit dem ganzen Dichterkohl,
Falkenstein, o lebe wohl!

O, Eulalia, Herrn und Damen
Preisen Deinen Dichternamen,
Ob und weil Dein Liederband
Ihnen gänzlich unbekannt.

Aber ich, geliebtes Wesen,
Hab' ihn gründlich durchgelesen,
Und ich sag' Dir's ins Gesicht:
Wer ihn kennt, der kauft ihn nicht.

O, Aurora, statt zu schildern
Immer nur in Reisebildern,
Wähle Dir ein festes Ziel,
Werde endlich doch stabil!

Ist Dir nur die Fremde teuer
Und es hier Dir nicht geheuer,
Nun so schreibe wie verhext
Drüben, wo der Pfeffer wächst.

Du, Antonie, mußt hinwider,
Ganz verkneifen Dir die Lieder,
Selbst wenn Du auch — Gott behüt —
Kriegst Koliken im Gemüt!

Noch ist an Dir Malz und Hopfen
Nicht verloren. Nähen, stopfen,
Kochen steht Dir besser an,
Denn Du kriegst noch einen Mann.

O Mathilde, unsrer Jugend
Predigst Du in Büchern Tugend,
Just so wie ein blinder Mann
Von der Farbe sprechen kann.

Gähnen muß ich, schrecklich gähnen
Stets bei Deinen Tugendszenen,
Darum bleib' ich lieber bei
Des Boccaccio Schweinerei.

O Elise, ohne Frage
Weißt Du nichts vom hellen Tage,
Runzeln hast Du im Gesicht,
Aber nur vom Denken nicht.

Weiber haben ohne Waffen
Auf dem Schlachtfeld nichts zu schaffen,
Drückt das Rüstzeug Deinen Leib,
Nun so werde Hökerweib!

Lebet wohl, Ihr stolzen Warten!
Du auch, Bock im Dichtergarten,
Den Du düngst mit Notenmist,
Vielgeliebter Komponist!

Einst wirst Du für Deine Thaten
Schrecklich in der Hölle braten,
Und der ganze Teufelschor
Trägt Dir Deine Lieder vor.

Und nun zu Dir, o Primavera!
Ich seh' vergehen Deine Ära
Wie Nebel, wenn im Morgenstrahl
Erglühend grüßen Berg und Thal.
Die Zeit ist um, wo hohlen Phrasen
Den Tusch gefäll'ge Geister blasen,
Wo nur dem Klingklang die Getreuen
Mit Palmen Weg und Steg bestreuen.
Wir habens satt! Wir wollen's wagen,
Die Bresche in den Wall zu schlagen,
Den Schutt für immer fort zu fegen,
Den Weg zur Wahrheit frei zu legen,
Damit verschwunden die Beschwerden,
Wenn Größ're nach uns kommen werden,
Damit sie nicht im Kampf mit Tröpfen
Wie wir die beste Kraft erschöpfen;
Es sei der Afterruhm vernichtet,
Der schlimmen Schaden angerichtet,
Und kämpft nur hierfür unser Schwert,
Das ist allein des Schweißes wert!
O rein'ge endlich Deinen Tempel
Vom sämtlichen Schmarotzer-Krempel,
Zieh unter's Facit einen Strich,
Denn sonst machst Du Dich lächerlich.
Ich seh' die Dinge, wie sie kommen:
Heut' ist man für Dich eingenommen,
Da Ruhmesglanz die Menschen blendet,
Doch schnell hat sich das Blatt gewendet,
Und sieht die Welt den Irrtum ein,
Wird stärker nur der Rückschlag sein.
O wolle nicht mit vollen Händen
Dein Geld an eitlen Tand verschwenden!
Anstatt es also zu verbuttern,
Magst Du die wahre Kunst bemuttern,
Und kannst Du diese nicht erfassen,
Magst Du dies Kennern überlassen.
Statt die Verleger noch zu mästen,
Magst krönen Du die Allerbesten
Und Dichter, die der Menschheit nützen
Und darben müssen, unterstützen.
O wolle meinen Worten glauben
Und nicht verdrehten, alten Schrauben!
Im Musenhain zu Falkenstein
Hört Wehe man und Zeter schrei'n,
Und Jede ist von ihnen allen
Vor Zorn in Ohnmacht gleich gefallen.
Der Künstler spielt auf dem Klavier
In Furiosissimo-Manier,
Solange bis es ihm gelang,
Daß auch die letzte Saite sprang,
Und nach dem letzten schrillen Ton
Lag hilflos er in Konvulsion.

VII.

Primavera brachte wieder
Eine neue Serie Lieder,
Als die Welt sie kaum erschaut,
Wurden auch schon Tadel laut.

Lober fand sie zwar hinlänglich,
„Pythia“ pries sie überschwänglich,
Doch sie merkte, daß das Ding
Nicht so flott wie früher ging.

Als sie dann sich mit Romanen
Wollt erschließen neue Bahnen,
Sah sie voller Zorn und Scham,
Daß man wenig Anteil nahm.

Auch Novellen, flott geschrieben,
Sind fast unbekannt geblieben,
Für ein Drama inhaltschwer
Fand sich schon kein Leser mehr.

Märchen ließ sie dann und Fabeln
Schließlich drucken und Parabeln,
Aber man gebrauchte nur
Alles als Makulatur.

Als sie einst sich eine Düte
Schnupftabak zog zu Gemüte,
Las man auf dem Druckpapier
Dieser Märchen eins von ihr.

„Finis“, hat sie da gesprochen,
Ihren Federkiel zerbrochen

Und geschmissen voller Haß
An die Wand das Tintenfaß.

Nach Eulalias nächstem Bande
Kam — es ist die wahre Schande —
Gleich auch eine Parodie,
Daß sie Ach und Wehe schrie.

Darum führten nichts im Schilde
Mehr Antonie und Mathilde,
Ihre Hefte ruhn versteckt,
Also sind sie abgeschreckt.

Nur Aurora läßt noch drucken,
Kehrt sich nicht aus Achselzucken,
Hartgesotten ist sie jetzt
Und mit jedem Hund gehetzt.

Ganz zerhackt von blut'gen Schmissen,
Angezapft und arg zerbissen
Kämpft Elise todesmatt
Weiter zwar in ihrem Blatt.

Doch der Gegner, die sich mehren,
Kann sie kaum noch sich erwehren,
Und die Gräfin sieht erschreckt,
Daß sie bald die Waffen streckt.

Unser Künstler pflegt die leisen
Langgezognen Trauerweisen,
Mit Andante fängt er an,
Mit Adagio schließt er dann.

Ach, das Glück vergangner Stunden
Ist auf alle Zeit verschwunden,
Und die Musen schleichen stumm,
Hades-Schatten gleich, herum.

Tötlich ist die Langeweile,
Niemand schreibt mehr eine Zeile,
Alles fühlt, daß in der That
Bald die Abschiedsstunde naht.

Thränen fließen nun in Bächen!
Ach, es ist zum Herz-Zerbrechen!
Und die Gräfin sitzt allein
Wieder auf dem Falkenstein.

VIII.

Eulalien, die Zigeunerlieder
Schrieb in ein Buch mit Goldschnitt nieder,
Ward stets das Dichten unbequemer,
Dieweil ihr Mann Chaussee-Einnehmer.
Gelang der schönste Reim ihr eben,
Da mußt' den Schlagbaum hoch sie heben.

Antonien, die vom Lenz gesungen,
Ist längst die Melodie verklungen,
Sie hat, nachdem sie ausgetobt,
Sich binnen kurzem schon verlobt;
Und seit dem ersten Kinderschrei
Ist's mit der Poesie vorbei.

Mathilde, die der reifern Jugend
Beschrieb so wunderbar die Tugend,
Ist Kellnerin im goldnen Sterne,
Daß sie das Laster kennen lerne,
Und durch der Wißbegierde Macht
Hat sie's darin schon weit gebracht.

Aurora, die mit Stangen reist,
Schreibt fort und fort im alten Geist,
Jedwed' Kapitel, jeder Band
Spielt just in einem andern Land,
So fliegt sie für ihr Publikum
Fortwährend in der Welt herum.

Elise, als dahin der Flitter
Des Pseudo-Ruhmes, wurde bitter;
So ist sie nach und nach geraten
An die sozialen Demokraten;
Sie predigt ihnen früh und spat
Die Propaganda blut'ger That.

Der Komponist ist fortgezogen,
Nachdem der ganze Rausch verflogen;
Er kantort jetzt in Posemuckel
Und bläut der dummen Jungen Buckel,
Oft denkt er noch ans früh're Los:
Ja, ja, berühmt sein ist famos!

Und Primavera? Ihrem Streben
Hat andre Richtung sie gegeben,
Sie will vom Ruhme garnichts wissen
Und hat den Lorbeerkranz zerrissen.
Sie pflegt die Kranken, hilft den Armen,
Hat mit dem Unglück stets Erbarmen,
Doch immer steht in hoher Gunst
Bei ihr der Künstler und die Kunst.



Gedichte von G. Ludwigs.

Mein Testament.

In alle Lüfte streuet meine Asche,
Daß sie in leichtem Spiel der Wind erhasche
Und wehe fort, dahin, wo Keiner lebt.
Mein Name sei vergessen: Meine Sünden
Den späten Enkeln soll er sie nicht künden,
Soll künden nicht, was Gutes ich erstrebt.
Doch was ich hab' erreicht mit meinem Schweiß,
Was meinen Brüdern Halt und Stütze bot,
Wird nutzen Manchem noch in mancher Not,
Der nicht mein Grab, nicht meinen Namen weiß.

Einsames Grab.

Die säuselnde Weide,
Stille, wehende Trauerweide
Schattet ein Grab.
Sie streuet ihr Laub
Auf blumigen Hügel.
Frisches Grün,
In Lenzes frohem Sturme gepflückt;
Sanft abtaumelnde,
Kranke,
Taubelastete Blätter flüstern
Auf blumigem Hügel.
Bis einst entschwunden,
Überhüllet vom Laub,
Vergessen, entschwunden das einsame Grab.
Dann neigt sich nieder
Der Lebensbaum,
Die stille, ästige Weide
Nieder über das Grab,
Das verlor'ne, vergessene Grab.
Dann neigen die Zweige sich
Kahl — tot!

Abschied.

Sei es auch Lüge, sage nur ein Wort,
Daß ich verzeihen soll, — ich will verzeihen — —
Sieh', was Du thatest, ich versteh' es ja,
Und alles, was Du thust, ich kann's verstehen,
Ein aufgelöstes Rätsel ist es mir —
Ich habe Dich erraten. — — Aber nein,
Ich will nicht forschen müssen . . . . Ruhe, Ruhe — —
Daß einmal nur des Rätsels Krampf sich löse.
Ich will Dich nicht versteh'n, o kannst Du nicht
Mich lieben wie ein ander Weib, laß ab
Von mir, du bange Frage! — Doch, und doch
— — Sei es auch Lüge, sage nur ein Wort,
Daß ich verzeihen soll — — Ich — muß — verzeihen!

Waldfrieden.

Waldgewirr vom Wind umschnoben,
Regen ins Geäst verstoben,
Sonngefunkel von den Tropfen,
Die von Blatt zu Blatt sacht klopfen,
— 's ist der weiten Waldesstille,
Pochend Herz —. In weicher Fülle
Raschelt durch das Blattgeflirr
Goldner Sonne Lichtgewirr,
Schüttelt lichte Zottellocken,
Sprengt durchs Grüne Leuchteflocken.
Glanz durchblitzt der Tropfen Fall:
Lichtduft, Lichtglück überall.

Nach dem Regen.

Wehmütiger Glanz, aus irrem, feuchtem Blau,
Darein der Wolkenballen Silbergrau,
Ein schelmisch Blinken in den Regenpfützen,
Draus Goldreflexe rings durchs Grün hinspritzen —
Ein weicher Hauch durchs regenblaue Grün —
Und Funken, die in Tropfen sich versprüh'n,
Blau, goldbraun, rot herausgeschleudert blitzen,
Im sonndurchschleierten Walddämmer glühn;
Und überall gespiegelt und gefunkelt —
Von Büschelschatten schamhaft überdunkelt —
Der wehe Glanz aus irrem, feuchtem Blau,
Darein der Wolkenballen Silbergrau,
Dazwischen goldner Glänze Schelmenblick:
— — — Gleich meinem Glück.

Deingedenken.

— An Dina. —

Oft wenn des Lichtdufts weiche Wellen
In grüner Dämmerung verschwimmen,
In dunkler Rosen Glut die schnellen,
Die hellen Wassertropfen glimmen,
Gedenk ich Dein!
Wenn der Sonne Glast sich in des Springquells Gischt
Verwühlt und seine Säule blitzend sprengt,
Daß raschelnd Perl' an Perle niederzischt
Und klatschend ängstlich sich ins Becken drängt — —
Wir saßen oft, vom Tropfenglitzerfall
Umstoben zwischen Rosenbüschen, Brust
An Brust. Wie sich in Deiner Locken Schwall
Verwoben Glanz und Glast und Licht und Lust.

Aus der heißen Sommereinsamkeit umher
Schlang golddurchwirkt ein leichter grüner Schein
Graziös um Deine Stirne sich. Tief, schwer
Verschattet lagen Deine Augen. Rein
Ihr Leuchten, das mich ganz, so ganz durchdrang.
Da warst mein letztes Glück Du. —
Daß ich heut'
Dich könnt' umschlingen, wie ich Dich umschlang
In jener Zeit, — die Dich so sehr gereut.
Oft wenn des Lichtdufts weiche Wellen
In grüner Dämmerung verschwimmen,
In dunkler Rosen Glut die schnellen,
Die hellen Wassertropfen glimmen,
Gedenk ich Dein!

Glück.

Wenn ich nur sehe, wie Dein Blick sich bricht,
Dein Auge nur in einer Glanzeswelle
Aufzitternd schwimmt, die Lippe nicht mehr spricht
Und wenn, wie es aus seiner gold'nen Helle
Hervorzuckt, jedes Haar mit leisem Zerren
Mir liebe Worte auf die Wangen streift:
Dann hab' mein stummes Glück ich aufgefunden,
Dann ruhe ich und schweige meinen Gram.
Laß nur ihr wortlos Rasten diesen Stunden,
Dem Glück die Heimlichkeit, darin es kam:
Wenn Deiner Zottellocken gold'ner Hauch
Mir liebe Worte auf die Wangen streift.

G. Ludwigs.



G. Ludwigs †.

Nun gute Nacht! — Dein Puls hat ausgeschlagen
Und Deines Herzens heißes Hämmern stockt,
Hast Du Dein Leben denn so schwer getragen?
Hat Dich so früh der tiefe Schlaf gelockt?
Ich möchte weinend meine Stirne neigen:
Der Frühlingssturm bricht stets die schönste Saat,
Und standst Du fern mir auch im Lebensreigen,
Du warst mir doch ein guter Kamerad.

So träume süß . . . Du solltest Lorbeer brechen,
Von Deinem Hute sollt' der Lorbeer wehn,
Du warst so jung, und konntest doch schon sprechen:
„Es ist genug! Du müdes Herz, bleib steh'n!“ . . .?
Der Welten Zweck wolltst Du schon jetzt ersinnen,
Des Wahnsinns Geister sahst Du scheu Dir nahn,
Da war's geschehn . . . ich seh Dein Herzblut rinnen . .
Du lächelst leis — es hat nicht weh gethan . . .

Nun hält die Nacht Dein heißes Herz umfangen,
Es starb ein Stern, bevor er aufgeglüht,
Nur kurzen Weg bist Du mit uns gegangen,
Mit eigner Hand hast Du Dein Ziel verfrüht.
So schlaf denn wohl — und scholl kein Priestersegen,
Kein Glockenschall in Deine Gruft herab,
Will ich des Liedes dunkle Rose legen
Mit scheuen Thränen auf Dein Brudergrab.

Wongrowitz (Posen). Carl Busse.

Heimweh in die Welt.

Trug es doch so lang' vor Liebe stumm;
kann ich doch mein Herz, mein Herz nicht töten!
War ich Dein, nur Dein in Glut und Nöten;
weißt warum?
Weil mein Herz so wild;
weil es Meere braucht,
wenn der Sturm ins Blut mir taucht;
weil es Deine Tiefen so gefühlt.

Doch wenn nun der Frühling wieder sprießt,
o ich fühl's, ich fühl's, so stumm ich blieb,
und im warmen Sturm der junge Trieb
schwillt und schießt:
wird mein Herz so wild,
weil es Meere braucht,
wenn der Sturm ins Blut mir taucht,
weil es so in alle Weiten fühlt.

Hast es doch gewußt! es war im Mai,
als der stürzende Blitz uns rot umlohte,
als ich meinem Bruder Donner drohte
wild und frei:
gabst mir Deine Hand,
mein in Glut und Schmerz,
sankest mir ans junge Herz,
unten tief das ferne deutsche Land.

Und wenn nun der Frühling blühen will
und die wilden Blitze wieder glühn
und im Sturm die Meere wieder sprühn:
dann, oh still!
gieb mir Deine Hand,
Einmal noch ein Schmerz,
Einmal noch ein deutsches Herz,
dann — leb wohl, mein Weib, mein Vaterland.

Berlin. Richard Dehmel.

Freie Liebe.

Du hast Dich an mein Herz gehangen
Und warst an frommer Liebe reich,
Zerstreutest meiner Seele Bangen
Und zogst mich in Dein Sonnenreich.

Hast Trostesfäden mir gesponnen
Um meine Augen leidenschwer,
Vor Deinem Zauber ist zerronnen
Der Sorgengeister quälend Heer.

Ich sah in Deinem Wesen leuchten
Die frohe frühlingsstolze Welt,
In Freudethränen sich befeuchten
Der Erde taubestäubtes Feld.

Du warfst Dich jauchzend mir entgegen
Und lachtest aller Laffen Spott,
Du kamst zu mir auf reinen Wegen,
Denn Deine Liebe war Dein Gott.

Wir trotzen diesem Zwerggeschlechte,
Das uns mit niedrer Schmach bewirft,
Das wahre Glück, das heiße, echte
Aus selbstgefülltem Kelch sich schlürft.

Die Hände knüpfen wir zusammen
Und höhnen feige Tyrannei,
Wir schüren unsrer Liebe Flammen
Und bleiben auch im Leide frei!

Hugo Grothe.

Stiergefecht.

O armes Spanien, deine höchste Wonne
Ward dir geraubt! Des Scheiterhaufens Flammen,
Die einst so lustig brannten, sind verlöscht.
Ein Trost nur blieb im Leid dir — Stiergefechte!
Denn einen halben Tag lang töten sehen
Und noch dazu am Namenstag der Heilgen
Ist Trost, ist Wonne jedem echten Spanier.

Da sitzen sie in dichtgedrängten Reihen,
Die Alle hergeführt derselbe Wunsch:
Blut fließen sehn und stets von neuem Blut.
O herrlich Schauspiel, wenn wehrlose Pferde
Verbundnen Aug's, mit Wunden übersät,
Im eignen schleifenden Gedärm verwickelt,
Zu Tod gemartert sinken in den Staub.
Wenn hoch emporgeschleudert der Torero
Die Luft durchfliegt in blitzendem Gewand
Und zuckend auf des Stieres Horn verendet,
Da steigert sich zum Wahnsinnsruf der Jubel,
Bravo el toro schallt es, daß die Mauern,
Die steingefügten, der Arena beben.
Doch wie auch laut des Beifalls Stimmen toben,
Erbarmen wohnt in keines Spaniers Brust,
Ob wie ein Held der Stier dem Feinde trotzte,
Sein Los ist Tod; die Bestie Mensch will Blut
Sein Los ist Tod und weh ihm, drei Mal wehe,
Wenn er ermattet, eh' der Kampf beendet;
Mit Feuer brennt man seine Wundenmale
Und läßt von Hunden stückweis ihn zerreißen.

Abscheu und Ekel trieb aus der Arena
In reinre Lüfte mich. — Weltferne Länder
Sah ich vor meines Geistes Aug sich dehnen;
Wo sie des Spaniers Fuß betrat, zerstörte
Der Vorzeit Sitten, Bräuche er und Künste.
Gold, Freiheit, Alles, Alles raubt' er ihnen
Und ließ zurück nur eines — Stiergefechte!
In Blutdunst aufgewachsen, ruft er prahlend:
„Der Stierkampf stählt den Mut, reift künft'ge Helden."
Mich dünkt im Schlachthaus nicht erzieht man Helden,
Leicht wie die Luft verpestet es die Seele.
Doch wär's auch so, ich preise Deutschlands Sterne,
Daß Heldenlorbeer um die Stirn zu schlingen
Wir blut'ger Schlächterspiele nicht bedürfen.

Dresden. Günther Walling.

Ostergedanken.

Es war am ersten Osterfeiertag,
Rings war es feierstill in weiter Runde,
Vom hohen Dome rief der Glocken Schlag
Zur Stadt hinab die vierte Morgenstunde.
Da trieb es mich aus engem Schlafgemach
Mit Zauberahnung in die Morgenstille,
Ich fühlte unterm blauen Himmelsdach,
Daß über mir Allvaters ew'ger Wille.
Ich irrte planlos, in die enge Brust
Ein Flutmeer von Empfindungen sich drängte,
Doch immer klarer ward es mir bewußt,
Daß Geisterwalten meine Schritte lenkte.
Ich kam gemach zum Rhein, zum deutschen Strom,
Dumpf klangen meine Schritte auf der Brücke,
Von drüben sah ich träumend Stadt und Dom
In ungewissem Dämmerlicht vor meinem Blicke.
Blutrot ging hinter mir die Sonne auf,
Sie malt' den Dom in lebenssatten Farben,
Sie wob um einen jeden Säulenknauf
Ein Diadem von goldnen Strahlengarben. —
— — Du stolzer Dom, du steinernes Gedicht,
Du Offenbarung ew'ger Künstlerschöne,
Du liegst so stolz im klaren Morgenlicht,
Entlockst der Seele ew'ge Jubeltöne.
Wie sich des Menschen Sinn zum Ew'gen rankt
Sinnbildest du in deinen stolzen Türmen,
Dem, der dich dachte, ewig sei gedankt,
Wenn auch sein Nam' verklungen in den Stürmen.
Du deutsches Bauwerk, Sinnbild deutscher Kraft,
Das fest den Norden kittet zu dem Süden,

Bis mich der Tod dereinst von hinnen rafft,
Will ich zu deinem Preise nie ermüden.
— Und doch, mein Dom, nicht bist du deutsch genug,
Denn fremde Zunge spricht in deinem Innern,
Die Römerzunge, uns an Schmach und Fluch,
An unsre schwersten Zeiten zu erinnern;
Die Römerzunge, kalt, empfindungslos,
Die deutsches Blut im Cirkus einst vergossen,
Die Kinder rief von ihrer Mutter Schoß,
Eh' sie die Mutterliebe noch genossen.
In dieser Sprache singt man Gottes Lob,
Auf dieser Sprache Worte soll man schwören?
Das Römerreich ins jähe Nichts zerstob —
Warum in der verhaßten Sprache lehren?
— Doch stille, kommen muß dereinst die Zeit,
Ja kommen wird der Tag, wo in den Hallen,
O stolzer Dom, vom Römerwort befreit
In deutscher Sprache die Gebete schallen.
Dann reicht sich Protestant und Katholik
Die freie Hand zu echtem Bruderbunde,
Denn einer neuen Wahrheit ewig Glück
Geht auf in jener segensreichen Stunde.
Wohl stehet dann im Dom die Kanzel leer,
Nicht schallen Dogmen mehr von dem Katheder,
In jener Zeit giebt's keine Priester mehr,
Sein eigner Priester ist alsdann ein Jeder.
O, jene Zeit ist schön; ihr goldner Ruhm
Wird in der Zeiten fernste Tage dringen,
Von freiem, edlem, stolzem Menschentum
Wird man begeistert in den Liedern singen.
Ich bin nicht mehr, wie eine Stimme mahnt,
Noch ist der Mensch nicht reif zu solchem Glücke,
Doch daß ich jene Zeiten hab geahnt,
Daß ich sie sah mit gottgeweihtem Blicke,
Mir ist's genug, mir ward das Glück zuvor
Die Welt zu sehn, befreit von Zweifelssorgen:
Der Wahrheit Sonne bricht durchs Himmelsthor,
Der Menschheit blüht ein neuer Ostermorgen.

Köln. Georg Barthel Roth.



Erstickt.

Studienblätter aus dem Nachlaß von G. Ludwigs.

Es giebt Geheimnisse, die nur Töne ausplaudern,
Worte brechen unter ihrer Last.

Tiefschwarz der Himmel, lebendig von Sternen, schimmernd da, leuchtend dort, zuckende Flämmchen allenthalben. So blank alles. Und doch kaum etwas klar kennbar. Ein berauschendes wirbelndes Lichtfest. Er träumte durchs Fenster, ganz in starrem Schauen, daß ihm die Augen brannten und das Bild zuletzt in Dunkel verwogend brodelte. Ein weher Druck lag über seiner Lunge, obwohl er nichts Bestimmtes dachte. Mechanisch unachtsam, fast gelangweilt summste er eine Melodie vor sich hin. Vor Jahren war sie ihm, geboren aus musikalischen Erinnerungen, gespenstig aufgestiegen, eine Melodie von zäher Herbe. Immerfort summte er, die Klänge schmiegten sich von seinen Lippen. Lassen konnt' er's nicht. Teilnamlos, ohne sie zu hören, pfiff er sie, und doch spürte der beengte Atem stets ihren Ton. — Da: die Thüre ging, die Lampe wurde gebracht, davor der Sternhimmel verblaßte. Nun Tellergeklirr, Getapp und schreiendes Singen. Krachend schlug die kleine Anna die Thüre hinter sich zu und stieß den Tellerpack auf das stärkedunstende Tischtuch. Kindlich wilde Fröhlichkeit zappelte in ihr.

„Komm' mal her!“ Er gab ihr einen derben Klaps: Thüren zuschlagen durfte sie nicht. Tiefer zog er sich in die Sofaecke zurück, in die er vor dem gelben, platten Lampenlicht geflohen. Thränenwürgend lief Anna hinaus. Vaters Unfreundlichkeit fühlte sie nicht hart, den Schmerz spürte sie nicht. Nur eine scheue Betroffenheit, erstauntes Selbstmitleid ließ sie in Thränen erbrechen. Auch den drinnen, durch den beißenden, rohen Lärm gekränkt, entnüchtert, in der schmutzigen Umgebung des Petroleumlichtes, überfiel ein anwidernd süßes Mitleid mit sich selbst, mit aller Welt. So tief war es, daß er aus schamhaftem Ekel rasch in beleidigenden Menschenhaß verfiel. — —

* * *

Eine spitze Bemerkung seiner Frau hatte ihn während des Essens wütend gemacht. Seine gestörten, abgebrochenen Träumereien machten ihn fibern. Als sie gar in Ruhe das Zimmer verließ, brach sein Zorn die Zäune der Vernunft. Er riß das Tischtuch mit seiner ganzen Last zur Erde. Der Lärm befriedigte ihn. Er trampelte auf den Scherben herum, daß sie knirschend knickten und dumpf in die Dielen kratzten. Gell krachte da und dort das gewölbte Geschirr und hohl, in die Sohle stumpf stechend,

zerscherbten die Trümmer kleiner und kleiner. Das Tuch klebte bierduftend in Fetzen und Fäden um die Spitzen und Kanten und riß unter seinen Tritten weiter. Da klingelt's schrillend. Das Dienstmädchen meldet: „Herr Schmid ist da!"

„So?! — Hach!! 'Reinführen! Gleich Licht!"

Er tappte bebend an Händen und Pulsen ins Besuchzimmer. Die Thür zum Hausgang stand auf: vom hellen Hintergrunde hob sich eine kleine dicke Gestalt ab. Herrn Schmids Brille funkelte von irgend welchem Reflexlicht getroffen.

„Guten Abend, Herr Schenck."

Dieser gewaltsam: „Nun, was steht zu Belieben? Bitte, treten Sie näher!"

Pause. Licht kam.

Schenck erschrak, als er des Besuchers verstörte Mienen wahrnahm, und drückte sich in eine dunkle Sofaecke, selbst mit einem Gefühl müder verzerrter Verstörtheit im Gesicht.

„Ich wollte — Sie haben mir immer Teilnahme — — Meine Auguste ist tot!"

„Was?!" Schenck schrie fast.

„Ja, es geht Ihnen wohl nahe. Ein langjähriger Patient —"

„Gestorben? Ja wann denn?"

„Kurz nach drei! Ganz leicht. Ich glaubte, sie schliefe ein. Sie sagten heute Morgen, es ginge besser —"

„Ja ja! Das war die Krise." Mit veränderten, verschlucktem Tone wiederholte er ringsvergessen: „Es war die Krise!" Ängstlich duckte er sich hinter die Schattenlappen des Blumentisches und starrte zwischen die schwarzen Blattsilhouetten nach der Lampe. Schwer trommelte Schmid mit den Fingern auf die Plüschdecke des Tisches und stierte auch in das Licht, während das perlkleine Spiegelbild der Lampe wie zwei Thränen auf den Brillengläsern herumpurzelte.

„Sie war mein Letztes, nachdem meine Luise gestorben war. — — Ich kann garnicht heim gehen. So düster. Ach! Guste! Nein! — —"

Der Arme weinte fast. Mitleidlos, in sich selbst gewühlt, sah Schenck ins Licht, bis ihm die Augen brennend thränten.

„Wir wollen zusammen hin!" brachte er heraus.

Sie gingen.

„Halt," — er visitierte die Rocktasche nach seinem Besteck — „vielleicht, daß noch — hm! ja! gut!" —

* * *

In Schmids Wohnzimmer flackerte die kalte, rotgelbe Welle einer Kerzenflamme. Eine angebrochene Flasche stand auf dem Tisch, daneben ein Glas abgestandenen Bieres. Traurig spiegelte das schwehlende Licht sich in dem dunklen Naß: manchmal durchschlüpfte ein glitzerndes Bläschen sein Bild. Schenck beobachtete stumpfsinnig das Spiel, während der Alte das Nebenzimmer aufschloß. Ein wegjagender Hauch zog durch die Gemächer, durch dies verstörte unsichere Milieu, darin der Mann lebte, den das Leben allenthalben verschüchtert und verscheucht hatte.

Schmid leuchtete voraus. Ein Betttuch erglänzte scharf, zwei Hügel warfen Schatten, gewölbte Schattenkegel: die Füße. Wie Schwefel von Papier hoben sich die Hände vom Linnen ab, schmal, lang, wie pedantisch gezeichnet ihre Linien. Die Brust lag flach, als wolle sie sich zu tiefem Atemzuge heben. Der Gedanke kitzelte beide. Schmid drückte dem Arzte die Hand: „Glückliche seufzen nicht." Der Mund geöffnet, eingefallen die Backen, schwarz umflort die Augen. Die Stirne bläulichgelb. Das Haar schimmerte grau, strähnig, ohne Glanz. Verlegen glitten Schencks Augen weg: fast komisch wirkte der verzerrte Schatten der Nase Augustens, der auf dem Stubenboden mit unbestimmt grau gelichteten Konturen schwankte: so klein war Schmid, so niedrig hielt er das Licht. Ein scharfer Geruch von Medikamenten, trübselig, ein wenig abgestumpft, erkältet, dazwischen molliger Duft durchzog das Zimmer. Offenbar lagen auf den Stühlen schon Blumen. Aus dem wogenden Dunkel trat manchmal auch mit tiefem Schwarz eine Blattform, ein lockerhängendes Blatt hervor, das wehmütig im Luftzug nickte.

Der Vater trat aus Kopfende, an die andere Seite des Lagers, die Hand, gegen den Zug von der Thüre her, vor den Leuchter haltend. Durch die Fingerritzen tanzte ein Licht über der Leiche Mund. Es sah aus, als zucke er schmerzlich. Schenck konnte einen Drang nach greifbarem Leben nicht bezwingen; als müsse er ein Phantom zerstören beugte er sich nieder und überrieselte zitternd mit den Fingerspitzen die jungfräuliche Brust.

„Kein Leben mehr? Nicht?!"

Verlegen stotterte er: „W .. wie? — Nei .. n — nein!" Er zitterte. Er stampfte in die Bettvorlage. — Wie auf Verabredung gleichzeitig wandten sich die Männer zum Gehen.

„Noch eins!" Hans vergaß alle Rücksichten. Er mußte sich hier gehen lassen. Es beugte ihn nochmals nieder über Auguste, und er sog von ihrer bläulichen Stirn einen Kuß.

Schmid stammelte ein Dankwort.

Sie verließen das Gemach, der Schlüssel knarrte und der Arzt verabschiedete sich. Halb taumelnd — wie es ihm dicht und breit um die Ohren brauste! — kam er auf die Straße.

Er hatte sie geliebt. Anfangs interessierte sie ihn. Als er einst ihren ganzen Organismus durchforscht und untersucht, war ihm ihre Gestalt aufgefallen; ein eigenartiger Restsatz dieses Anblicks, ein wehes, starkes Gefühl zu ihr hin blieb in ihm. Er verehrte die stille Dulderin, die großaugig und mit klugem Scherzen das Leben um sich erlebte. Er wurde ruhig, gefügig, träumerisch, fühlte, wie ein Schimmern, wie ein leichtes, hellgelbes Sonnenschimmern, ein erwartungsfrohes Überlegen. Warum so froh? Sann er nach, fand er versteckt, ganz versteckt den lächelnden, großaugigen Mädchenkopf mit dem schelmisch guten Lachen, das sich um die roten Flecken der Backen faltete.

Die Sterne waren verschwunden: Mondnacht. Bleierne Bläue durch die Gassen, schwer, wechsellos, aber aufregend, als müsse man das Licht halten, als wolle es eben verhuschen. Schenck konnte noch nicht heimgehen. Er ging an den Rhein, der sich in ölig-spiegelnden, zerflossenen Falten am Ufer herdrängte und verschwommen, in breite Streifen verzerrt, ein Bild des Mondes und schwarze Schattenzacken der Gebüsche mitnahm.

Es war scharf kühl, Hans empfand in der Nase ein bitzelndes Pressen. Der leichte Frost, der ihn dicht umschauerte über den ganzen Leib, die gleichmäßige Wehmut der grünsilbrigen Mondnachtstille — ferne glaubte er den schmerzlich monotonen Ruf der Goldamsel zu hören, aus dem Weidengestrüpp des anderen Ufers — verlornes Grillengezirp: er sang die trübe Melodie, seine Melodie in sich hinein. Vom nahen Ziegelofen zogen pikante Gase, belferte ein Hund. Ein Echo durchflimmerte die Kühle mit erbostem Hall. —

* * *

Er war in die Nähe seiner Wohnung gelangt.

„Ah! Herr Schenck! Ich erwartete Sie im ‚Ritter‘!“

Schenck schreckte auf den Anruf hin zusammen.

„Sie hatten wohl beim Schmid zu thun? Hört' schon, seine Tochter ist den Weg alles Fleisches —“

„Weiß!“

„Nu, so grimmig! Nicht, weil's Ihnen passiert? Ja, fatal: doch jeder Arzt ... Übrigens der Alte ist — hm! — arm oder nicht gerade reich — das Mädchen schön — hm!“

„Himmel!“

„Ei, bürgen Sie denn auch für die Moral Ihrer Patienten?“

Schenck hatte sich abgewandt. Er spürte den Ingrimm in allen Muskeln zerren. Dann suchte er möglichst ruhig auf den scherzenden Ton des Anderen einzugehen.

„Ja, warum auch nicht! Doch verzeihen Sie, ich muß —!“

„Oh, ich will absolut nicht stören! Wiedersehen!“

Die Schritte verklappten nachgellend zwischen den niederen Häusern. Gegen seine Gewohnheit ließ Hans sich in einem Geschäfte, das gerade schließen wollte — halb in kindlichem Trotz um den Ladenschluß zu verzögern — eine Büchse Cigaretten geben und zündete sich eine an. Zu Hause legte er Hut und Stock ab und ging in den Garten, der im Dunkel lag. Denn in Mondnächten wurden erst spät einige Laternen entzündet.

Nur ferne, leise Schimmer verrieten, daß hinter dem Hause der Mond stand. Durch Spalten der Fensterläden fielen schmale, starke Lichtstreifen auf das tiefgrüne Gebüsch. Die grauen Dampfwölkchen leuchteten schwach von ungewissen Strahlen und der Glut der Asche in gelben und purpurnen Tönen durchhellt.

Schenck gedachte seiner ersten Rauchversuche. Sie waren auch hier im Garten geschehen. Ihm bangte vor einer Entdeckung vom Fenster aus. Hastig sog er. Nein! wenn man ihn sah! wie blamabel. Das Ding schmeckte übrigens garnicht. Noch ein tiefer, dicker Zug und dann fort damit ins Gebüsch. Brr! Pfui Teufel, wie gut. Er stahl sich in sein Zimmer. Anderen Tages schimpfte er auf den Mitschüler ein, der ihn auf diesen Sumpf gelockt hatte. Oh, dessen impertinenthochfahriges Geäugel und Lachen in dem pockigen, schweißiggelben ... Gymnasiastengesicht.

Mäßigen Schrittes ging er immer dieselben Wege. Der Kies knirschte unter seinem Fuß wie Glasscherben — wie er in der widerstrebenden Härte des starkaufgeschichteten Kieses versank. Das Gekritzel der Steinbröckchen juckte eigentümlich beunruhigend die Sohle — manchmal kam ihm da, mit einer unstäten Atembeklemmung, die Erinnerung an die Szene nach dem Nachtessen.

Nun ein Klappern. Die Laterne an der Straßenecke wurde angezündet. Hans sah sie nicht. Ihr voller Strahl aber durchbrach und überglänzte das Blätterdunkel, rundliche Löcher in die Schwärze pfropfend. Fast weiß schien der rotgelbe Gaslichtstreif gebleicht vom gespenstigen Reflex im rätselvollen Geäst des Laubgrüns. Ein dringender Wind durchbeugte es mit Geraschel. Die Blattschatten und -silhouetten zitterten und wirrten. Hin und wieder fiel blendend das volle Licht der Laterne in Schencks Träume und in die tastenden, starren Blicke, mit denen er die Konturen des Gebüsches von der getünchten hartbeleuchteten Mauer des Nachbarhauses ablas.

Bilder sanken in seine ausgestreckten, suchenden Gefühle und Gedankengänge, Erinnerungen an Erlebnisse in diesem Garten.

Wenn kühler Mondstrahl über das weiß beschneite Sauerkirschengestäude glitt, glitzernd gleitende Lichter, spritzende, zischende Zünglein,

stechender Goldfünkchen, bläulich silbriger Spitzchen und Kristallsternchen Millionen aus dem Weiß hüpften — — oder über die schneeballgleichen Blütenbüschel, die von ihrem öden Geruch wie von grauen Hauchen übersponnen waren, Blüten mit rotbraunen Kränzchen inmitten, die so eigen kontrastierend an schwerduftenden, heißen Goldlack erinnerten.

Eben funkelte breit, da und dort, im Laternenschein eine braune Kirsche mit ölartig verwischtem Glanz.

Hans zerdrückte eine der säuerlich kühlen saftigen Früchte auf der Zunge, die von Tabakdämpfen belegt war. Die Geschmacksmischung und das unangenehme Frösteln, das von der Kirsche im warmen Mund erzeugt wurde — auch die mondsilbernen, schneeschweren Erinnerungen kälteten ihn plötzlich — ließen seine Erinnerungen einen ungraziösen, peinlichen Sprung machen.

Hier hatte er am Abend vor seiner Hochzeit sinnend sich ergangen, sinnend über das Glück, das er aus allen Kräften wollte über seine Anna sprühen lassen. Doch er hatte etwas anderes erhofft.

Was er alles damals geträumt hatte!

Ja, seine Träume! Er konnte nicht mit vollen Klängen sich wecken. Ihm fehlte die jubelnde, tosende Musik im Herzen, die das Leben ihm hätte als Festmarsch begleitet. Drinnen war's stumm. Und darum fühlte er sich so grenzenlos einsam, verlassen, daß ihm war, als gäbe es gar kein Wesen, an das er sich könne anschmiegen.

Selbst das Leblose sah ihn auf Augenblicke so fremd an, alles schien ihm oft plötzlich fremd geworden. Sonst hatte jede Form, die zufällige Gestaltung einer Baumkrone vielleicht, etwas lebendig bekanntes, wie vom menschlichen Gesicht ein Etwas. So daß er nachdachte: wie das wohl eigentlich aussehe. Er kannte alles nur im Geflüster menschlicher Gefühle. Und dann wieder die Leere, Fremde: dann verriet ihn selbst alles Tote.

Eine Erinnerung an Auguste huschte vorüber, doch in dem hypnotisierenden Gebilde der Gebüsche und Bergkonturen, die er mit bekannten lächelnden Mienen vor sich sah, verschwand sie rasch.

Da erklang vom Nachbarhause her — schon oft hatte es Schenck dort spielen gehört und es leidenschaftlich lieb gewonnen — das zweite Scherzo Chopins, das leichtsinnig-schwermütige Liedthema des Mittelsatzes. Erst das Orgelvorspiel. Nun war auch der schmerzlich getragene Amselruf verhallt, und hin hüpfte das resignierte Lied immer wiederholt, angedeutet: fragend — hofft es noch, das arme Herz? — und gelles Kopfschütteln und dies und das, müde Wehklage.

Lauschend stand Schenck, rieselnde Schauer vom Hinterkopf zum Nacken. Zuerst kam eine freudige Erstarrung über ihn, dann brach es in ihm los

und er sang die Melodie mit, während er Thränen in den Augen spürte. Da wogte aber auch wieder das Meer der Erinnerungsbilder auf, das vorher von dem einen Vorstellungskreis verdrängt war. Alles ebbte und flutete in ihm, Altes und Neues.

War's nicht ein Zufall, der ihn seelisch gezeugt, wie ihn vielleicht ein Zufall, eine rohe Laune körperlich geschaffen — was war's anders, diese Jugendliebe? Sie hatte ihn ausgeraubt, der Schmerz um das Mädchen hatte ihn alles gekostet, was ihn über andere hob, ließ ihn mit seinem Kinderleid verstummen. Es kam vor dem großen Leid wie eine Scham über ihn, wenn er es in künstlich gefügten Worten wollte ausklagen. Die Verse, die er geschrieben hatte, all die raschen Kaleidoskopbildchen, vernichtete er damals: sie schienen ihm Pose, Unwahrheit. Vor dem erdrückenden Weh schwanden die kleinen Stimmungsschmerzen.

Zum Glücklichsein hatte er kein Geschick. Aber viel, viel Sehnsucht danach.

Die Kinderliebelei war im Grunde genommen recht lächerlich. Und doch, und doch. — „Sunt pueri pueri —!" — Kinderseelen gestalten sich durch Kindereien und erst die Mannesseele formt sich unter Männlichem. In tiefsinniger Verbissenheit zog er sich trotzig auf sein „Unglück" zurück. Damit war sein wahres Unglück erst besiegelt, damit ward es ihm zum Gebrechen der Seele.

Hans spürte, daß seine Gedanken hier gleichsam auf den Sand gelaufen, er kam nicht weiter. Da auch brachen sie ganz ab. Die Fermate war gebrochen. Das Scherzo verstummte im selben Augenblick. Ein Fenster seiner Wohnung ging.

„Hans, kommst Du noch nicht? Wir müssen zuschließen."

„Ich komme."

Ein wenig verschreckt, verstört kam er ins Haus; im Dunkel des Flures mußte er sich an seiner Frau vorbeidrängen, so daß ihn das unsichere Greifen und Tasten, das ängstliche Warnen Annas quälten und der frostige Hausschlüssel ihm die Hand unangenehm berührte.

* * *

„Pfuh! Wabawawabawa!"

Hans dehnte und gähnte im Bett herum. Im Garten schon munteres Vogelgeklirr und Gezwitscher. Mit farbigen Bogen blendete ihn die angelaufene Wasserflasche. Der Sonnenstrahl schien seinen verschlafenen Augen etwas blaßblaulich, milchfarben, flockig durch das unruhige, schlecht geschliffene Fensterglas leuchtend, auf dem gelben Fußboden zu liegen. Eins zwei drei — sprang er mit beiden Füßen in das lichtgezeichnete, warme Fenster auf den Dielen und rieb sich behaglich ermattet die lauen

Schenkel, während die Zehen fröstelndwohlig zuckten. Nun gähnte er ein Weniges und zog sich an. Beim Waschen, als das Wasser ihn gefrischt, gestrafft, überkam ihn das Gefühl von etwas unangenehmem, eine widerliche Erwartung. Auf einmal schieden sich seinem Ohr aus dem Straßenlärm die Klänge, die ihn Tags zuvor, im Garten, berückt. Alles fiel ihm ein. Doch er fühlte nicht scharf. Dumpfes Unbehagen, mürrische Leere quälten ihn, wie Hunger. Klaren Bildern wich er aus. Er zwang sich dazu und das machte ihn gereizt, überempfindlich.

So versah er seine Praxis mürrisch. Doch im Lauf der Stunden vergaß er seiner selbst. Aus dem Schreien der Straßen in die dumpfen Krankenstuben, darinnen gequälte Töne, schmerztolles Gekreisch schwer nachzitterten. Durch, zwei, drei Minuten mitten darunter und dann durch — so trug ihn sein Wagen in behaglichbrummender, rumpelnder Abgeschiedenheit dahin. Aus dieser flüchtenden Bequemlichkeit heraus entwickelte sich in ihm das milde, lächelnde Mitleid, der scherzende Trost, die ihn den Kranken lieb und freund machten. Und sich selbst einzulullen, zu trösten, scherzte er und machte vom Wagenfenster aus seine stillen Bosheiten über das Menschenwesen ringsum.

Recht aufgeräumt kehrte er zu Mittag heim, auch mit ordentlichem Hunger. Die anderen waren beinahe fertig mit dem Essen.

„Wie ist's mit meinen schwarzen Kleidern? Werden bald grau verschimmelt sein." Gutmütig spottete er.

„Nein, Hans, das geschieht bei uns nicht." Sie hatte ihn mißverstanden.

„Na na! Nicht geflunkert!"

„Wozu brauchst sie denn?"

„Zum Begräbnis."

„Ach so, die Schmid." Sie erinnerte sich dunkel, in der Zeitung die Todesanzeige gelesen zu haben; unwillkürlich, der Erinnerung nachsuchend, sprach sie die Worte gedehnt.

Mißtrauisch sah Hans zu ihr hin, während er ein Fleischstück zerlegte. Sie fühlte den Blick, las ihn aus den Mienen Annas, und mit leisem Zucken des Kopfes, als käme ihr ein aufklärender Gedanke, gab sie ruhig zurück:

„Ich will für den Anzug sorgen!"

Hansens gute Laune war erstickt. Im Ohr klang ihm noch: „Ach so, die Schmid," fragend, anklagend, berechnet, anmaßend. Die Speise quoll ihm im Halse. Er stürzte ein Glas des weichen Wassers hinunter. Nun ärgerte ihn noch ihre Gefügigkeit. Dann: ein leises Mitleid überkam ihn, wie oft, als er die drückende Stille fühlte, Annas verschüchtert Gesichtchen

bemerkte. Er wagte drum nicht frei aufzusehen. Das reizte ihn um so mehr.

„Ist nach mir gefragt worden?“ brach er streitsuchend los.

„Ich weiß nicht. — Geh' mal, Anna, frag' mal!“

„Nicht wahr, da kümmert sich niemand drum? Geradezu Räuberwirtschaft, das!“

„War niemand da!“ berichtete jetzt Anna.

„Die wird wieder schönen Kohl gemacht haben.“

„Ich will selbst nachfragen.“

Seine Gattin brachte denselben Bescheid. Hans zog sich lauernd, boshaft aufs Sofa zurück. Man ließ ihn allein.

* * *

Der folgende Tag war Sonntag. Man mußte auf Besuche gefaßt sein. Die Flügelthüren zum Empfangsraum standen offen. Schenck las an seinem Arbeitstisch. Anna machte sich in den Zimmern zu thun. Die kleine Anna kam von Zeit zu Zeit an die Thür, wenn sie irgend welche Herzensangelegenheit hatte, als da ist: Waschwasser ausgegossen, blutig gekratzt, Schuhknöpfer verloren, Zinken am Kamme ausgebrochen. Endlich war sie fertig und setzte sich in ihr Spieleckchen zu den Puppen. Die ganze Szene hatte etwas Feierliches. Die freundlich besonnten Zimmer, reinlich aufgeräumt, durchfühlt von dem gescheuerten Braungelb der Bodendielen. Die Menschen in Gala, so erwartend, gespannt. Kaum wurde gesprochen. Die Kleine singelte vor sich hin, jene Chopinsche Melodie, welche auch in ihr hängen geblieben. Hans pfiff manche Stellen sacht mit oder trat den Takt, während er weiterlas. Durch die offenen Fenster wogte in rhythmischem Lärmen das Geräusch der Straße mit Schwärmen frischer Luft herein, und das gedämpfte Geschrill der Vögel untermischt mit dem vollen Hallen der Domglocken, zu einem knirschenden, wühlenden Ganzen gemischt, anschwellend und leiser werdend in regelmäßigem Wechsel.

Endlich rasselte die Klingel. Gewohnheitsmäßig sagte Schenck: „Du, Anna, sieh nach —“

„Ei —!“ Der Ton der Antwort sagte: Da geht ja schon eins. Draußen tappte die Magd rasch zur Glasthür. Hans vermeinte sie vor sich zu sehen, wie sie trappelnd die Schürze auf dem Rücken zusammenband, vornübergeneigt.

Sie meldete: „Herr und Frau Rach.“

„Ins ‚gute Zimmer‘ führen!“

Er fuhr sich mit den Fingern durchs Haar. Anna, die Mutter, rückte an Rock und Schürze, betastete die Frisur und warf der Tochter einen

vielsagenden Blick zu mit bezeichnender Gebärde nach dem neugiervollen Gesicht Ruhe befehlend.

Nach den liebenswürdigsten Gesichts- und Leibesverrenkungen der Begrüßung fuhren die Damen mit Dienstbotengezänk und Klagen auf einander los, während Herr Rach ohne weiteres seinem „Freunde" eine Mitteilung machte, zu der er sich verpflichtet glaubte: es sei Stimmung gegen ihn in der Stadt vorhanden, besonders bei den Klatschbasen beiderlei Geschlechts. Schenck dankte mit dem Einwand, man dürfe nicht auf alle Anzapfungen hereinfallen.

„So etwas giebt sich ja rasch, wenn's grundlos ist."

„Das ist's eben, Herr Schenck. Ich glaub' auch, daß sich die Sachen verschwätzen, wenn keine Veranlassung — — wenn man —. Sehen Sie, das ist's, das ist's: prüdlüsterne Lästerer haben bei Ihnen aber in der That — hm! —"

„Du mein Saitenspiel! Wieso denn das? Tja?! haha?!"

Die Herren konnten sich rücksichtslos ausreden, so lebhaft waren die Damen in ihrer Debatte.

„Der Neid muß Ihnen lassen, daß Sie — — ein — — ja ein ganz vorzüglicher Gesellschafter im Amt und im Privatverkehr — —"

„Bitte! bitte! Glück, Stimmungssache, Zufall!"

„Nun, nun. Uns zeigen Sie immer Sonnenschein. Aber gerade Ihre ausgereifte ungezwungene Art hat — wissen Sie! es ist ja lächerliche Prüderie, ganz unstreitbar! Sie haben über Dinge nachgedacht, sie bewältigt — na und da behandelt man das natürlich legère, derb naiv. Auch Ihr Beruf — — wie gesagt: ich bin ja selbst ganz der Meinung, das ist verächtliche Prüderie. Ich — — na, — überhaupt wir Menschen mit reiferen Köpfen — Sie verstehen ja! Kirchturmverstand — puh — doch das Gekeif und die Hetzereien solcher Leute — ich glaube, auch recht hochgestochene Leutlein wohnen in dieser Beziehung zu nah — an der Kirche —"

„Wir wollen Schencks jetzt nicht weiter aufhalten," warf Frau Rach dazwischen, sie glaubte aus Frau Schencks Bewegungen eine Aufforderung lesen zu können.

„Wir können ja ein andermal mehr darüber sprechen."

„Bitte sehr! Ich habe die Sache schon völlig verstanden. Herzlichen Dank übrigens."

„Na, vielleicht kann ich Ihnen noch Dokumentäres mitteilen. Wir sehen uns ja wohl 'mal im ‚Ritter'."

„Sie wissen: ich komm' gewöhnlich nach dem Nachtessen."

„Also!!"

* * *

Fröstelnd stand die schwarzgekleidete Menge um das Grab auf der Höhe des Friedhofs. Scharfer Zug überschnob die Hügel, die Sonne verschwand hinter grauweißdunstigen Wolkengebilden, an denen sich das goldglutende Licht in metallisch tief glänzende Flächen brach. Das Wolkengedüster zerfetzte den feuchten Glast und ließ ihn mit dumpferem Leuchten von seinen Zacken und Gipfeln flattern.

Des Geistlichen Rede strömte voll ausladend dahin. Fast hätte er nach Sonnenuntergang erst die Glanzstelle erreicht, darin er den erhebend symbolischen Vorgang in seine Worte wollte verweben. Er eilte, schielte nach dem Sonnenball, beeilte sich mehr und erreichte die Sonne gerade noch.

„Und gleich wie die Sonne am schönsten leuchtet, ehe sie sinkt, um Licht und Leben über andere Meere und Länder zu erwecken —," aufatmend folgte der Blick des Predigers Hand, Bewunderung fühlten sie vor seiner Redegewalt. Sprach er doch, wie man hieraus sah, unvorbereitet. Eben aber war das Tagesgestirn hinter düstren Dämpfen vergraut. Rasch faßte der Pfarrer sich, als er das wahrnahm, und fuhr fort: „— gleichwie der Sonnenball versinkt, wie es scheint in ewige Nacht, und doch wieder kommt am anderen Morgen, so wird auch die teure Verstorbene wiederkehren am neuen Weltmorgen! Amen!"

Man war erhoben, klatschen hätte man mögen. Nun die üblichen Formalitäten. Die Versammlung ging auseinander. Wie sich der schwarze Ring brach, schlenkerten die tupfenden, wischenden Tücher der Frauen helle, grelle Töne in das Dunkel und die angefröstelten Gesichter kontrastierten mit beiden Farben. Die Weiber gingen mit schmerzverschnupften Mienen, da und da weinend. Die Männer plauderten, erzählten Anekdoten von Auguste. Man suchte sich darüber zu einigen, ob ihr der Tod ein Glück gewesen oder nicht.

Schenck hatte die ganze Komödie mit dem scharfen Blick und Ohr des Menschenhasses verfolgt und ging nun sinnend nach entlegneren Gegenden des Friedhofs. Da und dort Gruß. Brummig und knapp erwiderte er. An der Wolkenwand, die den Luftkreis abschloß, hatte ein wundervolles Spiel der Farben begonnen. Braungolden waren die massigen Wolkenberge überwaschen, verschwemmt, in tiefem Schwarzblau plastisch schattiert. Ein flockiger Dunstschleier zog vor dem Lichtmärchen her, flockiger, wogendbewegter Goldschaum, blau durchsprenkelt.

Hans, für den das Leben selbst nur Dunst von Sonnenstrahlen durchschwollen, versenkte sich märchenandächtig in den Anblick und ließ, unbeobachtet, im Bewußtsein der Freiheit, seine Stimmungen stiller Totenandacht walten. Das beglückte und erleichterte für den Augenblick, daß er in lichtdurchtränkten Träumen alle die Stoffe entladen, vergluten konnte, die sich

in den letzten Tagen gesammelt zu verderbendrohender, lauernder Wut. Die mildglosenden Farben, in ihrer gleichmäßigen Ruhe thaten den Augen, allen Nerven unendlich wohl.

Er kannte seinen Kakodämon. Vor ihm war er zu zersetzenden Studien, zur Medizin und Naturwissenschaft geflohen; zur Abwehr zwang er sich in Überlustigkeit: alles, zu entfliehen dem Tiefsinn. Nun fielen ihm die Lebenssorgen wieder ins Bewußtsein: Rachs Freundschaftsdienst. Seine Lustigkeit war übel vermerkt worden. Daß man den Menschen nicht sein Herz öffnen darf! Wie wenige sind es wert, wie wenige vertragen es! Er hatte ein Gefühl unendlich erhabener Einsamkeit. Die es am innigsten verstanden, die es einzig verstanden, sie hatte er begraben. Sie war vernichtet, auseinandergezerrt ihr trostfrohes Gemüt mit seinen Geständnissen — Staub. Ein peinlicher Gedanke, Trieb des Bessermachenwollens, drängte ihn. Er meinte einen schlechten Eindruck verwischen zu müssen, den er durch die prononziert gleichgültige Art gemacht, mit der er seine Leiden als die eines dritten scherzhaft erzählt. — Staub! — Nein, das ist ja nicht möglich! Herzklopfen rann und tröpfelte durch seine Brust. Er lächelte: Weiß ja, zunächst bäumt sich der Trotz des Nichtglaubenwollens auf, Zeichen innerer Unerfahrenheit. Und doch geht mir's auch so! — Da lag eine Leere vor ihm — umzitterte sein Hirn, preßte; er wollte sich hineinstürzen, sie erfüllen, beleben. Ach so, das! Ein unendlich Wehgefühl füllte mit neblig-schweren Klumpen den Raum. Er war versucht, sich umzudrehen; ihr nachzurufen, was er zu sagen vergessen — so geht's einem doch immer beim Auseinandergehen: fatal! — sie mußte noch nahe sein. Mit weicher, thränenaufwühlender Gewalt drängte sich vor ihn das Bild des Wiedersehens, ganz klar, mit den Worten und Blicken. Doch trug es eine gar merkwürdige Stimmung, so etwas kopfschüttelndes, aufgedunsenes hatte die Szene. — Beklemmt seufzend schluckte er dumpf und wandte sich zum Heimgehen.

* * *

Mittwoch mittags war „Einladung“ bei Rachs. Sie hatten schnell noch die schuldigen Gegenbesuche gemacht und „beehrten sich“ jetzt. Eine große Gesellschaft. Das liebenswürdige Rentnerpaar hatte gar zu viele Freunde.

Die Straßen lagen still; aus den Häusern klang da und dort Tellerrasseln, Löffelklirren. Schwere, platte Hitze lagerte sich nieder, über dem Asphalt flimmerte die heiße Luft. Träg schallten vereinzelte Schritte, klapp . . . — Schencks bogen aus einer Seitenstraße. Hohe Zeit! Sie beeilten sich und kamen erhitzt bei Rachs an. Mollig modrige Kühle schlug

ihnen aus den weiten Gängen entgegen. Tiefatmend hasteten sie die ausgetretenen, ermüdend flachen Treppenstufen hinauf. Lustiges Stimmengewirr aus den Zimmern. Im Vorplatz wurden sie empfangen. Wolken von Küchendunst umhüllten sie schweißregnend, behaglich schnoberte Schenck. Die Gastgeber eilten auf sie zu. Schenck dienerte, die Handschuhe abstreifend, auf Frau Rach los, Rach bemächtigte sich der Frau Doktor. Nach allen Seiten Begrüßung. Noch vereinzelte Spätlinge kamen. Plötzlich Getrappel und Bewegung. „Die Herrschaften wollen sich herüber bemühen." In zwei Zimmern war die Tafel gedeckt, einladend stand die Flügelthür zwischen den Räumen weit offen. Unter den platzsuchenden Gästen lief das Dienstpersonal auf und ab, hie und da um Raum bittend. Die Wirte wiesen die Gedecke an. Kurze Begrüßung mit Nachbar und Nachbarin. Insgeheim wurde das Geschick der Rachs bewundert, die jedermann nach Liebhaberei und Freundschaft gesetzt. Nun feierliche Stille für Augenblicke, dann erklang das Geläute: Löffelklirren und ein breiter Lärm. Pikanter Krebssuppenduft lagerte sich über die Zimmer und sank auf die Straße. Vorübergehende sogen ihn begierig ein. Bald geriet geordnete Unterhaltung in Gang. Schenck wandte sich mit einem Bonmot an Frau Professor Dreher. „Spiel- und Festhaus": beliebtes Witzthema. Sie glaubte sich berufen, das Unternehmen gegen eine Welt zu verteidigen; ihr Mann gehörte zu den Gründern. Die Nachbarn hörten das Schlagwort und los ging rings der Disput.

„Na ja! da hat sich schon eine ganze Schicht Mauerwerk gesenkt."

„Äh, Herr Schadt, ich glaub' doch, daß — äh — daß Sie — äh, — dasse — äh — dasse das nur so — ähäh — na so ein „on dit" ist, äh — wasse was?"

„Nein, Herr Professor. Schadt hat recht; der Baumeister erzählt's letzthin."

„Mehr Spielhaus als „Fest"haus." —

Man beglückwünschte Schenck für den Witz.

„Auf Ihr Spezielles, Herr Doktor —!"

„Ah, prosit — Herr Rach!"

In Rachs Blick schien Haus etwas vertraulich Erinnerndes zu liegen, etwas Blinzeln. Er sann stumm. Die anderen hatten auch gar eigentümlich hergesehen. — Sein Nachdenken fiel auf. Währenddessen rollte das Gelächter bis ins Nebenzimmer in unruhigem Holpern. Vorneigen, Rückbiegen, Lachen, Rufen. Sie bemerkten seine Verlorenheit. Peinliche Stille entstand. Er fuhr auf mit einem Blick der verlegenen Angst. „Meine Damen und Herren —." Es entfuhr ihm unwillkürlich. Halb erhob er sich. Das sah aus wie ein „offizieller Toast" —. „Sie wissen, daß ich

große Anhänglichkeit an meine Geburtsstadt habe, doch kann ich nicht verschweigen: Bis vor kurzem hatten wir 'ne Wasserleitung, die nicht floß, 'ne Gasleitung, die nicht brannte, ein Spielhaus, das nicht spielte. Das hat sich gemacht. Doch nun haben wir ein Festhaus, das nicht fest ist!"

Der gellende Beifall durchwirrte ihn. Schief vor sich stierend trank er sein Glas aus. Ein Luftzug kam von der Straße. Ihm ward eng, schweißig eng. Pustend blies er die Backen auf. Wieder impertinentes Ansehen, deutendes Gewisper. Er ärgerte sich. Die Gedanken, welche ihm rings kamen, machten ihn nervös. Hypnotisierend fühlte er, ohne aufzusehen, aller Blick. Er geriet ins Schweben. Es hob ihn vom Boden auf. Weißgrau vor ihm, tief rotbraun unter ihm, oder nein — flimmernd — nein dunkel, ruhig, — unsagbar; ein gleichmäßiges dringliches Brausen rings, drückende Angst, Verzweiflung des Nichtanderskönnens. Endlich zerriß der Gedanke, das Bild, das Wort „Nu' grad'!" die Hypnose. Mit leiser Frechheit sah er auf. Alles war gut. Er spielte den Sicherfrechen und war haltlos: Nur das quälte ihn unbewußt, wie übersättigte Langeweile. Dann spie er verächtlich einen Witz aus. Und wieder die nervöse Anmaßung der Gäste. Ja, das war's: nervös. Die wollten alle eben einschlafen. Fast hätt' er's ihnen ins Gesicht gesagt. Ein paar Schimpfworte dazu, konnte nichts schaden, und dabei den Braten mit der Hand in den Mund stecken und unanständig schlurchen und schmatzen! Obendrein hatte er gute Lust, sie zu fragen, ob sie wirklich da wären. Das gleichmäßige Gesurre mischte sich darein. Mit zuckender Feinheit unterschied er winzige Geräusche darin. Er verfolgte sie scharf, doch unachtsam. Die Klänge schnitten in sein Gefühl, ohne daß er sie beachtete, und doch kontrollierte sie das Ohr. Er fuhr zusammen, wenn ein Tönchen 'mal abbrach, wuchs oder siechte. Braun und grau wirrte es um ihn. Dabei aß er ruhig weiter. Endlich fand er wieder Sicherheit und wieder wehrte er der Angst mit galligem Hohn und mit Frechheit der engen Hypnose. Seine ganze Haltung war kampfbereit, erkämpft. Er glaubte sich Mittelpunkt der Gesellschaft. — Zermüdet und wütend schied er auffallend früh.

* * *

Schencks erster Gang am folgenden Morgen galt einem totkranken Mädchen. Mit der Gleichgültigkeit eines vorübereilenden Fremden nahm er die Untersuchung vor. Kurz gab er Weisungen. Rasch ging er. Sonst war er nicht so. In mitleidend feinfühliger Empfindlichkeit eines sterbenden Weibes quälte sich die Kranke mit der Frage, was sie dem treuen, guten Arzte gethan. Auch die Mutter geriet in Angst. Mit dem Mißtrauen des Armen hatte sie ihn beobachtet, sie dachte an die Rechnung. Die schwere

lähmende Qual der Geldsorgen, Furcht, wie vor einem höheren Wesen, vor der fühllosen Geschäftswelt — Gedanken, die schwindeln machen. Dem Kinde gab es den Rest. Müde gejagt von Leiden schlief es ein. —

Schenck war gegen Gewohnheit und Herz gegangen, obwohl er das Ende nahe wußte. Unliebenswürdig blieb er am ganzen Vormittag und kehrte bedrückt, wie von der Last ungespendeten Trostes, heim. So trieb er's weiter. Nur Thränen konnte er nicht sehen. Er fühlte sie heiß kitzelnd über die eigenen Backen laufen, mußte sie gleichsam abwischen und — half. Doch meist war er in vornehmen Häusern, wo keine Thräne die Kostbarkeiten beflecken darf. Alles schleicht lungernd, gelangweilt herum in pflichtmäßiger Besorgnis und unbehaglich durch all die Störung. Der Schmerz aber darf nirgend hin, höchstens in abgelegene, stille Zimmer — niemand sieht ihn. Das kannte Hans. In ihm ging es ähnlich her. Und weil er's kannte, hatte er nur das Lächeln des Spottes. — Gerade diese „feine Welt" aber war es, die ihn im Innersten verletzt: er haßte sie. Lieblos gegen die Leidenden, abstoßend gegen die Gesunden wurde er. Taglang war es ihm ein Ekel, an Krankenbetten zu stehen, dann wieder lächerten sie ihn, die da in Schweißhitze schlaflos, gedankenlos sich wälzten, die sich hier vom Ärmsten nicht unterschieden. Mit Wollust sog er den fauligen Schweißdunst ein. — Es erquickte ihn, sich auf den herzlosen Standpunkt der Natur zu stellen, die Menschen als Gegenstände seiner Wissenschaft zu behandeln, experimentierend mit ihnen zu spielen. Er beobachtete die Wirkungen seiner Medikamente, gab — 's ist ja nur Spiel, Scherz — scharfe Dosen, innerlich bangfröhlich, wenn's „recht weh that". Die Zuckungen des Schmerzes konnte er ohne Mitleid sehen.

* * *

Der Gesundheitszustand der Stadt schien enorm günstig. Schenck machte sich Kopfzerbrechens darüber. Konnte er doch in den Statistiken nichts davon merken. Er war viel zu Hause, grübelte. Schon einige Male hatte er vom Tode eigener Patienten gehört, denen er nicht zu letzter Hilfe gewesen. Das machte ihn nachdenklich. — Wieder war eine alte Patientin von ihm gestorben. Am nächsten Tage begegnete er ihrem Gatten. Er drückte sein Beileid aus. „Ich wußte garnicht, daß Ihre Frau Gemahlin — —. Ging es so plötzlich?"

„O — — nein!"

„Und keinen Arzt gehabt?"

„Warum nicht gar! — Natürlich. Doch Sie entschuldigen — alle die Pflichten, Formen — verzeihen Sie, Bestellungen —."

Weg war er. Es schwindelte Schenck. Stier vor sich sah er die schwarze, massige Sphinx, die unbegreifliche Unabänderlichkeit. Mit dem Zorn des gekränkten Kindes stampfte er weiter. Er wollte auf das Ungetüm treten. Dann — nach wenig Schritten — kehrt er um: nach Hause. Er schließt sich ein. Totenstille in ihm. Ein klanglos schweres Zittern geht durch ihn. Dumpfer, dunkler Druck auf ihm. Man bat ihn zum Essen. Schweigen. Man klopfte. Schweigen. Rief nochmals. Schweigen. Drängte. Da brach sein Zorn los. Krachend schmiß er die Thür auf. Verstört ging's zu Tisch. Er fraß die Speisen hinunter, würgend und zerrend. Verschüchtertes Schweigen ängstelte um die anderen. Er wurde scheu beobachtet, sah das. Flüchtend verließ er das Zimmer. Tag für Tag: er ging nicht aus, aß kaum. Mechanisch that er die gewohnten Verrichtungen, starr, stier, von sich weg, schwarz, wirr denkend. Er hockte brütend an seinem Arbeitstisch und schmierte auf Papier, phantasierte und tobte, weinte schwach oder stöhnte hohl schnarchend.

* *
*

Eine Woche lang hatte Schenck keine Krankenbesuche gemacht. Man schickte nach ihm. Er kam nicht. Niemand mehr bestellte ihn. Das machte ihn wütend. Das geregelte Leben hatte ihm Arbeitsdrang eingewöhnt, der nun unbefriedigt durch ihn wühlte. Modernd, faulend vergiftete er ihn in diesem Zustand. Nur manchmal machte er sich Gleichgültiges zu thun: Beschäftigung, aber keine Arbeit. Er räumte im Zimmer um. Da und dort beschäftigte ihn ein chemischer Versuch. Dann setzte er ein Verzeichnis seiner Bücherei auf. Das brachte ihm die medizinischen Werke näher. Es erwachte ihm: er wolle ein Buch schreiben. Doch worüber? Etwas erfinden oder entdecken! Er schöpfte sein Wissen aus, sein Denken. Nichts da, was er hätte brauchen können. Das Buch ward seine fixe Idee. Kompilieren? Der Gedanke machte ihm übel. Dazu war er zu selbständig; einleben in fremde Gedanken konnte er nicht, wollte er nicht. Das nutzlos schwere Arbeiten machte fast krank, aufgeregt. Er drückte sich empfindlich, scheu im Haus herum. Oft überkam ihn Bangen, wenn er sich abgequält, Sorgen um die Zukunft. Wie soll's werden?! Keine Einnahmen! — — Puh! wie platt! — Er fühlte ganz andere Sorgen:

Es mußte Leben ins Haus, ja, aufgeregtes Leben. Aber ohne Menschen.

Hans stellte Blumen ins Zimmer, Blumen mit scharfem, schmerzlichem Geruch. Schlürfend sollte der Duft durch die Nerven drängeln, leises Zittern aufstreichelnd. Und er naschte Musik, wo er sie fand. Das lief ihm über den Rücken. Auch die Töne mußten wehe thun, beleidigen, in

die Nerven wühlen: Chromatische Schwelgerei. So weich, ausgleitend, und doch pikant bitter.

Dann: Medikamentengeruch — ja, etwas Scharfes!

Schenck bestarrte die schwarzvioletten, milchig glänzendgestreiften Blütenblätter eines Hyazinthenstockes. Er ließ den Duft um sich spielen, seufzte unter seinem Wehen.

Das macht ruhig. Er meinte, er könne sich auf die Blütentraube lehnen. Der Geruch würde ihn halten, sanft umschlingen sein Haupt. Und die weichen Zottelglöckchen schlingen sich wie ein stolzer Kranz mit sorgender Zärtlichkeit in sein Haar und kühl flecken sie auf die Stirn. Sie streicheln, als wollen sie das Weh fortdrängen, lind. Ja — streicheln, so allen Schmerz absaugen, in sich aufnehmen: Nur vertrauensvolle Ruhe. Mehr nicht; Pausen und Schlummer. Auguste! —

Auguste!

Die Erinnerung schrie blitzend in ihm auf: Sie war es gewesen, die so alles in sich genommen.

Er hatte den Blumenstock dicht herangeschoben. Er verschlang die Düfte, schluckte die traurigsüßgeschwängerte Luft und glaubte ganz hinten am Gaumen das köstliche Arom zu schmecken. Sein ganzer Leib war durchdrungen von dem dämmernden Dunst. Vertrauensvolle Ruhe mußte er schmecken, auf Stunden hingegeben. Sonst, das fühlte er deutlich, wenige Wochen — dort lauert Wahnsinn.

Aber Auguste — dahin!

Und doch, er mußte sie haben. Wie sollte er Weib und Kind erhalten? Sein Werk fertig zu stellen, dazu durfte ihm die Kraft nicht fehlen. Er fühlte eine platte Müdigkeit: niederdrücken mußte er sie in vertrauende Ruhe, warmverwühlt in etwas Lebendes.

Da schlüpfte ein Ekel und Verdruß an seinen Gaumen. Er hatte seine Nerven betäubt; er empfand den Duft der Blume nicht mehr. Rasch trug er den Stock ans Fensterbrett und setzte sich schläfrig wieder an den Schreibtisch, auf den einen Arm gelehnt. Die andere Hand hielt zwei Muschelhälften, die als Federkasten auf dem Tintenfasse standen. Molliger Theedunst lag über dem Zimmer. — — —

— Wenn nun der letzte Korrekturbogen besorgt — Briefe an Autoritäten — Lob einsammeln — Hausen Geld — hm! Dr. Hans Schencks Entdeckung — selbst die Wurstblätter saugen mein Buch aus. Auflage um Auflage: seht Ihr, Klatschphilister! Ich brauch' Euch nicht! Unser Leben ist gesichert. — Pfui ehr! Vorhin erst hatte er sich hingesetzt, todmüde vom phantastisch träumenden Gedankensuchen, Geisthaschen — nichts gewonnen! Was solls werden? Sinnend ließ er die Muscheln auf den Tisch fallen.

Das krachende Geräusch löste seinen Zorn aus. Er nahm die perlmuttschimmernde Schale, warf sie gell klirrend auf; zielte nach ihr mit der anderen; warf sie von einem Tischeck zum anderen, lachte grimmig närrisch, wenn eine Scharte in ihren Rand brach und der Kreidestaub über die schwarze Tischfläche fegte. So entlud er seinen Zorn in kleinen Schlägen nach und nach. Gerade schmiß er die Mulden in kindischer Fröhlichkeit zwischen die metallenen Federträger des Tintenfaßes, daß sie in Splitter gellten, da brachte das Mädchen einen Brief. — Ganz fremde Handschrift?! — Ach der? —! —:

„Lieber Hans! Seit Jahren bin zum ersten Male auf europäischem „Boden und freue ich mich sehr, meine alten Freunde wiederzusehen. „Da Du in der Heimat der letzte bist, bitte ich mich — natürlich nur „für den Fall, daß ich nicht störe — bei Dir auf etwa drei Tage zu Gast. „Komme in acht Tagen, „näheres besagen Programme".

„In der Hoffnung, die Europäer wieder von 'ner andern, als der „Comptoirsitzfleischseite — wie die Jahre über — kennen zu lernen, zeichne

„mit herzlichstem Gruß Dein

Fritz Schauenberg."

Schenck vergaß sich selbst über den famosen Comptoirstilbrief seines Fritz. Also der kommt! Was, schon in Hamburg? Adresse hat er gar nicht geschrieben. Echt Yankee! Will nicht stören, nur nicht — kommt aber, ob ich will oder nicht. Hahaha! Aber willkommen!

Er stürzte ins Zimmer seiner Frau. In aufgeräumtester Stimmung deutete er das Nötige an. Da klingelt's. „Empfehlung von Herr Rach —!"

„Ich komme sogleich!"

Endlich machte er wieder einen Krankenbesuch.

* * *

In der Zeit der Vorbereitungen und des Wartens ging Hans oft aus. Bei allzuteilnehmenden Bekannten entschuldigte er sich mit einer Notlüge von Kranksein und zu Bette liegen in den letzten Tagen — daran ließ sich witzig knüpfen: „Arzt, hilf Dir selber!" Drum war jedermann rasch befriedigt. Seine Geschäfte verrichtete er — verbittert: den Zug nahm ihm niemand mehr ab. Tief hatte er sich auch in die Mundwinkel gegraben, — ohne Beachtung der Außenwelt. Seine Gedanken und Gefühle schwebten leicht dahin: endlich konnte er sich alles vom Herzen plaudern, in leicht scherzendem Gespräch Todesernstes von sich lassen. Fritz war schon als Mitschüler gemütvoll anschmiegend, anhänglich, ein rechter Seelenfreund. — —

— Nun konnte Schenck seine alten, bissig-entschuldigenden Witze über alle Gebäude machen, vom engen schmutzigen Bahnhof bis zu seiner Wohnung.

Schauenberg kam sich ganz fremd vor. Die Stadt hatte sich sehr verändert. Besonders das Bahnhofviertel.

Mit schönster Gemütlichkeit und fidelstem Klatsch verging der erste Tag. Hans blendete die Teilnahme, mit der sich Fritz nach allem erkundigte: das war also der alte herzensgute Kerl noch, wenn auch verdammt praktisch geworden. Er durfte sich aussprechen, und das, er wußte es, mußte ihn heilen. Hier fand er die weiche Vertraulichkeit. Mit leislächelndem Überlegenheitsgefühl zuckte er da und dort rasch den Hyazinthenduft am Fensterbrett ein oder schielte pfiffig vergnügt nach der erstarrten, wie gefroren-zackigen Silhouette des Blumenstockes hin. Hoffnungsvoll prasselte er ein Feuerwerk von Witz und Geist ab. Selbst seine Frau mußte ihn bewundern. — — —

— Die Stadt war besichtigt. Nun gings an den Rhein. An die neuen Unternehmen: Hafenbau, Wasserleitungsbau. Fritz starrte in Staunen. Auch eine Eisenbahnbrücke sollte es geben. — Und dazwischen die altlieben Plätze. Hans konnte seinem Gesicht ablesen, wie er Wiedersehen mit ihnen feierte. Das hatte er erwartet.

„Wir waren doch immer Schicksalsgenossen!“ begann er.

— „Meinst Du nicht, daß hier mit Bauplätzen etwas schönes zu verdienen ist?“

„— Ah, was — sagst Du doch?“

Hans war erschrocken. In ihm krampfte etwas zusammen. Doch er suchte die Erstarrung zu lösen; er wiederholte die Worte.

— „Wie meinst Du das?“

„Mir scheint, na, — so — wir sind immer, wie soll ich sagen, zuviel Gemütsmenschen gewesen?!“

„Find' ich nicht! Mir gar nicht aufgefallen, freut mich übrigens zu hören.“

„Dennoch bist Du's! Seh Dich noch . . . hahaha . . . sentimentaler Schwärmer warst Du —!“

„Ne', von dieser Seite kenne ich mich wahrhaftig nicht.“

„Ja, es muß schon weit gekommen sein; wenn man oft — oft schon muß man widergerannt —“ Schenck blickte verlegen vor sich, — „widergerannt sein, wenn man diese — nach heutigen Begriffen — diese Narrenkappe klingeln gehört hat.“ Er seufzte.

„Mir auch noch nie begegnet. Hätte mir die Schwäche sonst abgewöhnt. Als Geschäftsmann —“

„Man meint den herzlosesten Barbaren vor sich zu haben, wenn man Dich hört. Du bist doch einer der Weichsten —“

„Will's nicht hoffen.“

Peinliche Stille. Es war Hans nicht mehr recht geheuer. — —

— „Hör' mal, Hans. Du bist gegen Deine Knabenjahre merkwürdig gesprächig und witzig, sogar frivol geworden. Gestern —"

Das schmerzt. Was Nach gemeint, der sagt's ihm am zweiten Tag nach dem Wiedersehen. Und die Gedanken lösen sich allgemach von der Außenwelt und stieren schief vor sich, so pfiffig — drollig. Dazu schlang sich ein dummes Ermüdungsgefühl. Das lenkte ihn unwillig ab. Er brach los mit der Hartnäckigkeit des Verzweifelnden:

„Und doch warst Du so gemütstief!"

„Nein, Hans! Ich wenigstens hab' faktisch nichts von gemerkt. Hab' die Schwäche wohl überwunden. So stets im Leben stehen. Du hast doch auch — Deine Praxis — da kannst Du das ja beurteilen."

Hans tonlos, mit kindisch-komischem, nichtigem Trotz: „Du warst immer ein weicher Mensch!"

„Herrgott! Willst Du mich ärgerlich machen?! Als Kind war ich vielleicht so; jetzt bin ich Mann, kein Waschlappen!"

„So meint' ich's ja nicht. Du — Du warst aber immer —"

„Du — Du bist ein komischer Kauz! So seid Ihr Mediziner all': frivol und mokant."

„Ei —," verwundert wie ein kleines Mädchen sagte er das, in wogendengem Erstaunen, „— bin — ich — denn — so?!"

„Mir scheint!"

* * *

Fritz war abgereist. Hans hatte ihm den Aufenthalt verekelt. Gleich war er wieder in sich zusammengefallen, in die Schwäche, aus der ihn des Freundes Brief gerissen.

Und wieder sann und sann er: Das mußte doch anders werden! Der Druck und die Angst und all das, nicht mehr zu ertragen war es.

Er wollte leben.

Wärme schwebte um ihn auf und ab, hüllte ihn leicht ein, trug seine Müdigkeit. Das machte glücklich, froh .... Eine schwebende Erinnerung sprang auf. Woher? An was? Sie brachte Duft mit .... Duft — etwas dunkeles, feuchtes; wie glänzend — schwarzer Glast dämmerte vor ihm auf — so ein müdlächelndes Glänzen darin — schwarz, leise hell durchhaucht. Da plötzlich stand das Bild vor ihm: Die violette Hyazinthe.

Er drehte sich um. Der Stock war verblüht. Er roch daran: Ein Fäulnisdunst und Moordunst und zitternde Spuren des Duftes. Die Glöckchen waren geschrumpft und dürr gekrampft. —

Jene Stunde stieg wieder empor: seine Sehnsucht der Müdigkeit.

Und wieder setzte sich der Gedanke mit voller Klage fest, beugend, durchwühlend, wie eine geschlungene Harmonie. Seine Aufmerksamkeit schwoll dahin und dorthin auseinander in schwere Klänge. Stets aber stieg daraus die eine Masse: Ein Weh der einsamen Müdigkeit.

Wo ruhen? Wo glauben? Vertrauen?

Auguste Du!?!

Mit wahnwitzigem Trotz verlangte er sie zur Stelle.

Er sprach kein Wort. Er dachte es nur.

Sie mußte kommen. — Sonst würde er ihr eine meterlange Rechnung schicken . . . Ja, so konnte der Not vielleicht vorgebeugt werden . . . Wie sie erstaunen, zusammenschrecken würde, wenn eine Rechnung käme. Er hatte ihr wohl noch nie 'was aufgerechnet. Einerlei, auf jeden Fall sollte sie jetzt bezahlen.

Er lachte über den Einfall. Ihm kam nicht, daß sie tot. Doch fühlte er unbestimmt, daß sie nicht kommen könne. Es hielt irgend etwas sie ab, ganz bestimmt, eine große, schwarzaugige Autorität, die er selbst bestellt hatte.

Er verzichtete auf sie. Kopfschüttelnd zischelte er: „Auguste“ und dachte weiter, angelte, hakte, suchte ferner, schlürfend ließ er die Gedanken schweifen.

Sein Blick fiel auf die Straße nieder. Mechanisch sog er die Vorgänge ein. Er trank sie aber nicht auf. Wie verdämmernd, unbedacht lösten sie sich im Auge auf, verschwebten in neue Bilder. Nur einen leichten Trank spürte er, der ihn erquickte, mehr und mehr: den Lichtduft, der das ganze Straßenbild überhauchte. Ein matter flockiger Glanz war es, weißlich. Die grausilbernen, leuchtenden Wolken, die im strengen Weißblau des Himmels quollen und blähten, mit windzerzupften, verflockten Rändern strahlten diese Beleuchtung zwischen die Häuser durch die schattenscharfe Luft. —

Sein Auge hatte sich im satten Grauglanz ermüdet und drehte sich herab. Erfrischt war ein Neues in ihm aufgewacht. Nun verfolgte er den wechselnden Anblick des Menschendrängens mit erinnerndem Erkennen, verstand das Allgemeinmenschliche der Vorgänge. Endlich erwachte er zum Betracht der streng individuellen Bezüge dieser Wahrnehmungen, er erkannte die Gesichter und verband mit den Gestalten wieder lebendige Stimmungen. —

— Dort aus dem niedrig-flachen Haus des Weinhändlers sprang ein Hund mit Gekläff und Schreien. Ein zottelgewaltiger Bernhardiner war es, ein Tier mit lebendig goldbraunen Glanzaugen. Ein stillwarmer, sonnigtraulicher Hitzglanz lag über den gelbroten Zotteln seines Rückens.

Ja, ein Zottelhund, ein treukluges Tier! Hans stopfte die geballten Fäuste in die Hosensäcke, begierig nach weicher Wärme, wie er sie sehnte. So den Kopf hineinstecken in die Zotten! Er verschränkte die warmen Rockärmel dicht vorm Gesicht und bohrte, wischte sich hinein. Wer das

haben könnte: Atemlebendige Wesen, die ganz dulden, in die er sich verwühlen konnte. Und dann das Herz pochen hören. Schenck legte fröstelnd die Hand unters Hemd auf die Brust. Nein, das eigene tropfte zu sicher, zu langsam. Ängstlich hastend mußte der Puls rinnen, daß die Brust sichtbar breit zitterte, aber kurzatmig, rasch: wie die Pulshaut an der Handwurzel, nur belebter — wie . . ein Vogelherzchen . . . oder ein fürchtend Froschherz.

Ein Wesen, Mensch oder Tier, wollte er haben, dem er vertrauen durfte; vertrauensvoll in seiner Berührung entschlummern. Nur das eine sehnte er noch, dazu wollte er all das strahlaugige Vertrauen — nur um schlafen zu können — Pause, Schlummer.

Schenck fühlte, wie einen Hohn, über allem Denken Augustens Stimmung schweben. Er schüttelte bangläschelnd den Kopf und lehnte sich auf die Arme nieder, in sich hineingähnend. Breit schläfrig legte er sich über den Schreibtisch hin.

* * *

Er hatte sich eine Weile in sonnigen Träumen gewälzt, dann weckte ihn ein blaßrotgelber Druck auf dem Auge. Das scheidende Sonnenlicht lag über seinem Gesicht, das während des Schlafes zur Seite zu liegen gekommen. Ein milchig silbernes Gerinsel verweichte seinem Blick die Gegenstände. Er sprang auf und schüttelte sich in leichtem Schwindel. Nun setzte er sich aufs Sofa, unbestimmt vor sich sinnend, künftige Situationen mit schauspielernder Eitelkeit ausmalend. Annachen kam herein. Sie sah den Vater auf dem Sofa. Dämmer im Zimmer und so eine weiche Stille, ein Trieb zur Vertraulichkeit: sie sprang fast unwillkürlich und ohne Bedenken dem Vater auf den Schoß und küßte ihn, an seinem Bart zerrend.

Hans fühlte die schmalkindliche Gestalt an sich gedrängt und führte instinktiv zwischen seine Brust und den Mädchenleib die Hand, tastend und krabbelnd, bis er das kleine Herzchen pochen fühlte. Durch die Kleider rundgedämpft rollte es an seine Fingerspitzen und rieselte durch die Nerven, zittern machend. Und er riß den Arm frei, preßte das Kind an sich, fest, fest, daß es schrie, und küßte ihm gierig die Wangen.

„Au au, wie Du — wie das kratzt!“

Er lachte ausgelassen und wischte ihr den Bart auf den weichen Bäckchen herum. In rotglühendem Jubel krisch sie und trampelte mit den Knieen auf seinem Schoß herum und bumbelte ihm gegen den Brustkasten. Sie lachten schreiend. Und er schmiß sie neben sich auf das Sofa, drängte sie mit gewaltigem Druck in die Ecke.

„So! Stillgesessen!“

„Äh —!“

„Ich erzähl' Dir 'was.“

Da ward's stille. „Erst die Ampel!“

„Jaja,“ murmelte er, „das giebt Märchenstimmung.“

Er zündete die Kerze an und hing sie in die schwarzgrüne Glasglocke. Daraus schlenkerten matte Lichtglänze und brandeten in die Fensterscheiben, wo sie in matter Glut brachen, und flatterten irrend von Goldrahmen zu Goldrahmen an den Bildern rings, blöde über die fliegenbeschmutzten Glasscheiben leckend. Überall der wehmütige Grünschimmer, auseinanderfließend, ins unbestimmt Dunkle verrinselnd, mitten drin aber die glanzlos gelbe Flamme vom leichten Strahlenkranz umrahmt, so weh und kalt-trübe. Hans suchte das Zimmer ab und saugte die Lichteffekte ein. An der Wanduhr, dem Regulator schwamm das Bild im Glasfenster des Kastens, und hinten das mattblinkende Messingpendel zerrte und riß einen schläfrigen Reflex hin und her. Schenck gab der Ampel einen versuchenden Stoß: da, als habe die Messingscheibe ihn abgeschleudert, flog er fort und zitterte über das Glas, dann fing der ganze Lichtglanz im Zimmer an zu schaukeln, und Hans mußte den Takt dazu treten, mit den Fingern dreifach rasch trommeln, mit der Zunge singelnd schnalzen. Die Bücherrücken zuckten schielend aus dem Düster auf, immer einen Augenblick, nachdem die Ampel ihre Schwingung beendet hatte. Das machte ihn nervös: daß es sich so folgen mußte: „— ◡“ und nicht gleichzeitig ging! Er hätte gern — und um es zu thun preßte er mit allen Muskeln des Oberschenkels, mit den Fingern rasselte er auf der Sofalehne — die Bewegungen zusammenstimmen gemacht. —

„Papa, warum erzählst du nicht?“

Er hatte so etwas wie Liebe, Vertrauen zu Anna gefühlt. Das war aber verflogen. Wie sie ihn mit der borstigen Stimme aus dem weichen Zittern kratzte! Er hatte einen üblen Geschmack davon auf der Zunge.

„Ach!“ Mit einer ablehnenden, geekelten Schulterverrenkung stieß er sie von sich. — Das Mädchen kam mit der Lampe herein.

„Wird bald gegessen?“

„Es kann auf'trag' werd'n.“

„Bitte gleich!“

Selbstverständlich machte sich Anna sofort ans Tischdecken im Nebenzimmer. Hans lehnte sich, die Augen geschlossen, im Sofa zurück; den Kopf ließ er hinten überhängen, daß der Atem schnarchend durch die Kehle rasselte. — — —

Auf Mutter wollte man nicht warten. Sie war ausgegangen. Während des Essens kam sie; ihr Gesicht trug kühle Röte. Ein paar Worte über dieses und jenes hinüber und herüber. Dann ging Hans in sein

Zimmer zurück. Er setzte sich wieder auf das Sofa. Licht wollte er nicht. Die Ampel brannte noch. Grünbehauchte Schwärze lag ihm um den Blick, nur im Kern konnte er deutlich sehen, bis die Augen an das Licht gewöhnt. Dann starrte er wieder in die Helle des Nebenzimmers und der Sammetdämmer des Blaugrüns verquoll in Undurchsichtigkeit. Nur neben, an den glanzig gestrichenen Thürpfosten empfand er ein mildes Licht. Das Gelb der Lampe in lange Furchen zerfasert rann in den Thälchen und auf den Strichen, welche die Pinselborsten in den Anstrich gezogen. Hans wunderte sich, wie er das so genau sah und wie ihm — schaffte es der Anblick oder was? — leicht dazu wurde. — Über den gelben, wie blechernen Beleg aber stülpten sich grüne Dämpfe. Wie der matte Reflex sich darein mischte. Es sah aus, als kröche ein Garstiges hinterlistig über das arglose mattglanzige, fast glanzlos blinde Gelb. Und wieder ließ er die Ampel schwingen und dämmerte sich in das Düster seines Zimmers, abgewendet von der Scheinhelle der Petroleumlampe. Nun fühlte er auch die schleimigen Hellungen in dem Grünschimmer, welche die eingeschliffenen Figuren und Ornamente der Glasglocke durchsickern ließen. Mit ganz eigentümlicher Stimmung fühlte er die. Was das nur heißen mag, diese bängliche Leichtigkeit?! Er wand sich in sich herein. Die Frage störte ihn und er nahm seine Spannung von dem Farbenspiel. Doch zu zart, was er drinnen empfand. Als er in sich hineinsann, schien ihm die Stimmung gar eine Phantasie, eine leere Täuschung. Nein; er suchte weiter nach den Farben. Da spürte er auch schon wieder die zarten Hellungen innen. Aha! So, mit List und Schläue! Jetzt wollen wir die sich verdichten und stärken lassen und solange die Farben einsaugen. Dann plötzliche Überrumpelung; das Gefühl muß ich erwischen! Mit dem Chopinschen Scherzomotiv wandte er sich an die Lichteffekte. Halt! Der Spiegel! Was der zur ganzen Geschichte meinte! Mit gewisser Schüchternheit dreht er den Kopf nach links, wo der Spiegel nicht weit von ihm an der Wand hing, an derselben Wand, gegen die sich das Sofa stemmte. Er ahnte Pracht. Blitzschnell berechnete er die Effekte. Flachschräge Strahlen mußten drin liegen, von der Lampe und von der Ampel, und mußten einen luftleichten Reflexschaum sprühen. Und richtig, der braunrote Plüsch des Tischteppichs, der faltig hängende Zipfel saugte den goldig heiteren Hellehauch schwer ein. Das hatte etwas schwer Feierliches. Aber da: der Ampelschein fiel mit dem Schwingen der Glocke und brandete in den Goldreflex auf dem rotgelb gestrichenen Fußboden. Die Farben fühlte Hans hart gebrochen auf dem energischen Untergrund. Die Mischung wurde nun so jubelnd heiter. Und daß riß von feiner heimlichen Freude den Schleier. Gefunden: die Poren seiner Seele hauchten Blumendünste gesättigt aus. Unbewußt hatte er sich an Blütenpracht vollgesogen. Wo sie

nur waren? Er schnoberte und tastete und suchte. Da auf seinem Arbeitstisch: ein großes Bouquet in breiter Vase. Und er hing sich drüber und sog und schlürfte und schwelgte. Ein berauschendes Gemisch: Hyazinthen und Heliotrop und Jasmin und Theerosen mit gewaltigem Wohlgeruch: alles, alles. Musik brandete in ihm auf, so ein fliegend rasches, massig klingendes Thema, Chopin mußte es sein: das war so ganz der Blumenstrauß. Dann als er den Sturm gestillt und satt des Wohlgeruchs, sank er zurück aufs Sofa. Doch ein Dankbarkeitsgefühl ließ ihn nicht ruhen. Er setzte zu einer Frage an. Das Wort erstickte in Räuspern. Nochmals. Er ward drinnen nicht verstanden, da klein Anna gerade mit Geräusch das Zimmer verließ. Da wollte er's lassen. Und doch wieder setzte er an, unabsichtlich oder nur um seine Stimme zu prüfen. Nun ward er gehört.

„Wie meinst Du?“

„Von wem sind denn die Blumen?“ Mit fast beleidigter Härte sagte er das.

„Ich hab' sie mitgebracht. Du sagst — doch —“

„So — so?!“ Wie ein Jubel brach es in ihm los und ein Glück ging plötzlich durch ihn, wie junge Liebe. Er sprang auf. Dann kam eine Schüchternheit und langsam — er machte sich da und dort zu thun — ging er ins Eßzimmer. Er trat ans Klavier und räumte in den Notenbüchern. Sie stellte das Geschirr geschäftig zusammen. Dabei drängte sie sich vorsichtig an ihm vorbei. Er drehte sich um und — „Anna —!“ Er umschlang sie und preßte sie an sich, fest, und saugte in ihren Blick hinträumend sich an ihren Lippen an. Und sie in wilder Freude: „Mein Hans!“ und Freudenthränen und krampfiges Lachen. Dann reißt sie sich los und sie betrachten sich, verwundert fast. Und wieder „— Du?!“ und heißer Kuß und Umarmen. Endlich ließen sie voneinander. Sie deckte den Tisch ab, leicht und fröhlich. Er jubelte und pfiff und trällerte. Klein Anna kam „Gute Nacht“ zu sagen. Kuß und Versprechen einer großen Bonbondüte. Dann trug er den Strauß herbei. Mitten auf den Tisch stellte er ihn, so daß seiner schwarzen Silhouette Gezack die Lampe verbarg und milden, rissigen Dämmer in die eine Hälfte des Zimmers spannte. Die schwarzweiche grüne Nacht des Ampellichts leckte und schillerte von neben herein.

Mit zitterndem Zucken erwartete er seine Frau zurück. Anna kam. Er zog sie auf den Stuhl zu sich nieder. Sie lehnte auf seinen Knieen, das Haupt an seiner Brust. Er ließ die Hand auf ihrem Haar ruhen. Wie aus jedem einzelnen Goldfaden fühlte er ein feines, langes Rieseln in den Fingerspitzen, so daß er zu zittern begann. Und er neigte sich, ihre Stirn zu küssen. Die locker verstreuten Krumpellöckchen und Simpelfräuzchen kitzelten ihm über die Lippen hin; wie durch einen Schleier sah er durch das

Golddämmergezitter ihre lichtblauen Augen, fast häßlich krampfhaft hoch aufgeschlagen, in die Stirnhöhlen zurückgerollt; wie sie ihn suchten, so weh, so fragend, erwartend. Er hob ihr Köpfchen, ein zieres Köpfchen, ein krankes, bleiches Gesichtchen, ein schmales, gramfestes Mäulchen — so schien ihm eben das all — und sein Kuß preßte in ihre Lippen; wie eine lenzreife Knospe brachen sie auseinander, ein schmales Rinnchen öffnend, das so eigenschmerzlich, lieblich traurig aussah. Als er sie drauf von sich weghielt, so ein sehnsüchtiges Schrittchen, da glänzten und schimmerten hellgrau aus dem schwarzen Streifchen die spitzrundlichen Zähnlein — und wieder mußte er sie küssen, in den Mund hinein, daß die Zähne aneinander klirrten. Das war ein eigentümliches Gefühl.

„Annchen, mein Annchen! Warum hast Du mir das gethan!?"

„Nein, nein, alles vorbei! Schweig' mir, böser —"

„Ich wollte ja, siehst Du — — nachgeben konnt' ich nicht — — oh das liebe Mäulchen; ja, siehst Du, so hab' ichs nie gesehen — — und siehst Du und da hätt' ich auch geschwiegen und Dir drauf geküßt." Schweratmende Pause im engen Kuß.

Und wieder glückzerrissene Stammellaute. Anna sprach. Doch unverständlich. —

„Du Prinzeß Goldhaar! Weißt Du noch, damals, am Rhein, wie wir spazieren —"

„Ja und die Mücken — und Du hattest ein Buch — was war's?! —"

„Na, der olle Schiller?"

„Nein — nein!" Sie sann und suchte sich zu erinnern. Verträumt — wie verschämt mußte er lachen — sah er ihr in den fernverlorenen Blick und in das erinnerungsaufgelöste Gesicht. Wie leise Schwingungen, tick, tick, im Takte zum Klopfen seiner Pulse, wogte irgend ein Arom auf ihn los!? Da nahm er sie rasch an sich, drückte sie fest gegen die Brust, ihr Haupt auf seine Schulter legend, so daß er ihr glückgeschütteltes Herz spürte.

„Nicht wahr, jetzt wollen wir aber auch nie mehr so—o—o sein?"

„N—a—n—s!" Weinen schwankte und gellte durch ihre Stimme, die belegt, wie in drei Tönen klang.

„Nun — nun, ruhig! — Nichts mehr!" Unwillkürlich legte er einen leis rauhen Befehl in seinen überraschten, wehvollen Trost. Ihm war ganz rasch zuckend ein Ekelgefühl, wie eine Duftübersättigung, gekommen. Aber ihr Hälschen rankte sich empor und ihre Arme knoteten sich ihm um den Hals und weit den Kopf zurückgebeugt, thränenweiten Blicks — — — wie mit leuchtendem Schwerte eckig gehackt lag Lichterwirrwarr plötzlich in ihrem Gesicht. Er suchte und sah den duftstrotzenden Strauß, der seine Schatten um Anna schlang. Ein Seufzer der Erinnerung kam ihm. Immer

deutlicher spürte er die Mattigkeit und Sättigung, bis zum Ekel. Weh ward ihm, er hätte weinen mögen, wie ihm das in sein Glück hinein kam. Und vorsichtig, wie ein Krankes zu trösten, löste er Annas Hände an seinem Nacken.

„Komm', liebes, ich bin müde! Komm'!"

Und von einem Schluchzer in die Höhe gekrampft, hakte sie sich rasch um ihn und biß fast in wilden Küssen, und wieder klirrten ihre Zähne zusammen, daß es sie durchschauderte. Dann ließ er sie von seinem Schoße gleiten.

* * *

— — — — Hans hatte einmal in einem Museum einen japanesischen Prachtrock gesehen. Die Erinnerung tauchte auf, verließ ihn nicht. Er mußte sich Anna denken, wenn sie das Kleid trüge, lose an die Hüften geschlungen, in vollem Strom das Goldhaar drüber zuckend. Wie sich das glanzmatte, warme Gold auf dem unruhigen, silberig schimmernden Rosa — so ein orangeweiches Rosa — ausnehmen würde. Und die Drahtstickereien des Ärmels, der Brüste. Unten aber der breite, lebendige Saum: tiefes, geziertes Blau, lauter halbmondförmige Läppchen, aufeinander genäht, daß es wie gesteppt aussah. Etwas anderes dachte er sich dazu: Er hatte das in Schaufestern oft gesehen, ein silberblinker Schirm übers Licht, spiegelklar, doch gewölbt, der das Licht nach unten mit flockig wolkiger Helle zurückschlägt. So einer sollte über Anna hängen. Die Fläche frißt die Gestalt auf und wie gebläht und geschwellt schwimmt im feuchtklaren Glast das gebauschte Spiegelbild, konturgeborsten, karrikiert. Das Goldhaar schlängelt sich leuchtend durch. In dem Silber liegen schwarze Schattenstreifen und brennendweiße Glutflecken. Ein bleicher Hauch rinnt auf das Gesicht herunter und schillert spiegelnd in den Augen . . . . . Das Gemälde ließ ihn nicht los. Es hatte eine gewisse Schreckhaftigkeit. Da mußte noch eine Gedanken- oder Gefühlsverbindung wirken, die ihm verborgen war. Es beengte ihn, das Bild sich auszumalen, langweilte, ekelte ihn zuletzt. Und doch sann er ihm stets wieder nach. Mit verrücktem Gezerr belebte er die Gestalt und verfolgte die Wechsel in dem Bauschehauch der Glanzglocke. Schließlich fühlte er: das muß ich nachbilden. Er wollte es niederschreiben mit all dem zuckenden, blähenden Schaumleben — ja auch den perlblasigen Schaum, der bitzelnd dem Leuchtesilber entkräuselte und gell in der Luft zu breitem Glanz aufklappte und platzte. Ganz deutlich sah er alles vor sich. Er setzte sich zum Schreiben. Doch die Einkleidung! Eine Stunde verging. Er dämmerte und träumte und sinnierte. Vergebens. Seine Gedanken wüsteten unbestimmt und wollten keine Gestalt annehmen, sich um

das Bild zu kristallisieren. Dann entschloß er sich, ohne weiteres das Gemälde selbst aus seinem Vorstellen herauszuschreiben, das deutliche, klare Gemälde, das so voll Lebens in ihm blinkte und glitzte. Doch der Anfang wollte ihm nicht gelingen. Noch kein Wort stand auf dem Papier. Verschmierte Buchstaben und Silben und Anfänge, weiter nichts. Ihm schien, er spürte es ganz bestimmt, daß sich das nicht mit Worten ausdrücken ließe. Oder nein, so war das nicht gemeint. Nicht mit den gewohnten Worten, in den üblichen künstlerischen und sprachlichen Formen; so meinte er es. Die Sprache würde bersten. Eine neue Weise, zu sehen, zu formen brauchte er. Gefühlte, zuckende Laute und Klänge, Fragezeichen. — Aber nein, das all zu schaffen, all das neue — vielleicht große — dazu war er zu schwach. Blitzrasch ward ihm dabei, ganz zuletzt, auch klar, was ihn eigentlich an dem Bilde beengte und ängstete. —

Es dämmerte; leichte Lichthauche des Vollmondes leckten schon an den matten Häuserschatten her. Hans wollte noch ein Stündchen spazieren gehen und machte sich auf den Weg. Ja, was ihn schmerzte: Es war ein reuvoller Ekel und eine beleidigte Qual, die ihm von der Stunde der Liebe gestern geblieben war. Daß er Anna solchen Einfluß einräumen konnte! Zu gestehen, daß er innerlich stets zu widersprechen gezwungen war, all das, was er ihr im Liebesstammeln gestanden. Überhaupt, daß er schwach vor ihr gewesen. Doch der Ekel hatte eigentümliche Wucht und Dichte. Ob es Lebensüberdruß war? Er sondierte. Das konnte er nicht merken.

Hans war fast erstaunt, als er sich am Rhein fand. Doch eine leise Erinnerung zuckte auf, daß er mit Absicht hingegangen. Von beiden Ufern rutschten in gebrochener Straße die Schimmer der rotgelben und tiefpurpurnen Laternen ins Wasser. Ein heimliches, fernes Pressen und klirrendes Ziehen klang aus dem Strom. Über die wellig durchkrampfte Fläche zitterte und spann das Mondlicht. Zerzerrt vom Zug der Strömung rieselte der Lichtschein, in Fäden da, dort in blinkenden Flecken und rissigen, eckigen Lappen über das glanzkühle Naß. Das Wasser war von milchgraugedämpftem, erweichtem Grün, nur schräg gesehen, so in der Mitte des Bettes schien es sammetgrün. Weithin schwankte das Netz der Mondstrahlen, herrlich wie Hans es nie gesehen. Ein feuchtkaltes Atmen kam aus den Gebüschen; leichter Sumpfdunst und fernverwehtes Frosch- und Unkengeläut aus dem Ufermorast. Erinnerungsschwer lagen die Gase vom Ziegelofen durch die Luft. „Wie, wenn ich nun nicht mehr heim käme?!“ Atembedrängendes Herzklopfen brach Hans aus. Sinnend, die Ereignisse nach seinem Tode bedenkend, ging er mit einer gewissen Entschlossenheit auf den Ziegelofen los. Er mußte lachen, wie er das bemerkte: So ohne weiteres ging er ins Sterben, wo er doch sonst alles, was er gethan, mit den kompliziertesten

Seelendeutungen begleitet. Als er sich gähnend auf den Boden reckte, ganz im Bereich der Giftdünste des Ofens, sah er durchs Gebüsch vom Wasser her das Mondfiligran schillern und funkeln. Er schloß die Augen und fühlte noch im massigen Dunkel die hellen Lappen und Fetzen des Nachbildes. Dann hat er sich fröstelnd, bangatmend, fast betäubt zu Schlaf gezwungen und hat noch einmal befriedigt gelacht ....



Die neue deutsche Alltagstragödie.

Von Richard Dehmel.

(Berlin.)

Im Herbst 1889*) wurde in der sogenannten gebildeten Gesellschaft Berlins, vornehmlich der des goldenen Westens, ein Buchdrama plötzlich und sogleich zur Quelle höchst erregter Unterhaltungen, erweckte ebenso heftige Widersacher wie eifrige Bewunderer, wurde — mit einem Wort — wirklich gelesen, auch von Leuten, die sonst neue litterarische Erscheinungen nur dem

*) Der Aufsatz ist in allen wesentlichen Teilen schon im April 1890 entstanden. Die Bemerkungen über Hauptmanns zweites und drittes Drama sind erst nachträglich eingefügt worden. Ich habe dabei gewissermaßen eine aktuelle Bestätigung meiner prinzipiellen Erwägungen, Befürchtungen wie Hoffnungen, verfolgen können; und so dürften diese für den schaffenden Künstler vielleicht einigen Wert haben. Hauptmanns neue Stücke „College Crampton“ und „De Waber“ habe ich leider nicht mehr genauer berücksichtigen können, weil der Aufsatz schon im Januarheft dieser Zeitschrift erscheinen sollte und nur durch ein Versehen infolge des Redaktionswechsels bis jetzt liegen geblieben ist. Dasselbe gilt von Max Halbes „Eisgang“. Indessen werden die Schlußfolgerungen aus meinen allgemeinen Erwägungen auf diese drei Stücke auch ohne weitere Darlegung von selbst ins Auge springen. Bemerken will ich nur, daß mir der „College Crampton“ insofern etwas wesentlich Neues und Fruchtbares in Hauptmanns Werdegang zu bedeuten scheint, als er endlich einen Menschen bringt, der klar und ganz in sich geschlossen aus eigenpersönlichen Motiven behandelt ist. Allerdings macht Hauptmann sonst in diesem Stück einen bedenklichen Schritt vom Vertiefungsdichter zum bloßen feineren Unterhaltungsdichter; denn seine Zugeständnisse an die herkömmliche Lustspielhandlung gewinnen durch Nichts eine tiefere Berechtigung, führen keineswegs zu irgend welcher Konzentration der inneren Lebenshandlung auf eine unzweideutige Entwickelungswahrheit. Das Zuständliche der Technik erstickt

Titel nach oder höchstens durch die Filter ihres Leib- und Tageblatts in sich aufzunehmen pflegen. Das war nun so verwunderlicher, als die Person des Dichters in Anbetracht seiner „Richtung" ungewöhnlich unbekannt war. Denn Gerhard Hauptmann hatte bis dahin nur die stille Aufmerksamkeit Weniger durch eine kleine Erzählung aus der märkischen Haide — „Bahnwärter Thiel" — gefesselt; eine Erzählung, die freilich in Schreibart und Aufbau noch stark nach Zola zugeschnitten war, die in der seelischen Begründung des verbrecherischen Wahnsinns gegen den Schluß hin die Tiefe vermissen ließ, die aber von so kräftiger Beobachtungsgabe und

---

auch hier wieder das Wesentliche des Vorgangs; und zum Schlusse wieder nur das große Fragezeichen des kleinen Mutes. Darüber das Nähere im Aufsatz selbst. Max Halbes „Eisgang" ist ästhetisch von allerhöchstem Interesse. Es bedeutet eine Anerkennung des sogenannten idealen Bedürfnisses, das der Unbefangene nun einmal fühlt im Leben. Es zeigt aber auch, wohin jene Technik der breiten, äußerlichen Lebensähnlichkeit unrettbar führt, sobald sie über das ihr eigenste Gebiet, die stimmungsvolle Zustandsmalerei, hinausgeht und die Darstellung einer neuen Entwickelungswahrheit in Angriff nimmt. Dies durch die seelischen Beziehungen zwischen den Personen, also durch innere naturgetriebene Handlung, auszudrücken, verhindert der Stil, weil die Sprache der Wirklichkeit diese konzentrierende Tiefe nicht besitzt; s. den Aufsatz. Also greift man zum Sinnbild: die Vorgänge werden zur bloßen allegorischen Illustration der Idee, wir genießen ein didaktisches Gedicht in melodramatischen Wandelbildern. Um so mehr jedoch behält alles geistige Pathos, das eben unvermeidlich ist bei solcher tieferen Absicht, den organisch unempfundenen, sog. rhetorischen, bloß momentan nervösen Charakter der Alltagsdialektik. Und so haben wir denn in der Hauptperson des Stückes, die uns als ein starkmütiger Konsequenzenzieher erscheinen soll, wieder nur eines dieser halt- und inhaltlosen, anspruchsvollen Muttersöhnchen vor uns, deren wir so herzlich müde sind, dieser Hamlets der Mittelsorte. Und nun kommt auch gar noch Hauptmann mit einer stimmungsvollen Illustration zur Weltgeschichte in fünf Bildern. Als ob uns nicht die Herren Maler schon genug mit ihren Schlacht- und Sündflut-Pan- und Dioramas ärgerten! Spukt denn Grabbes Halbgenie noch immer unter uns? Denn daß man heut Kulturgeschichte in der Weltgeschichte sieht, ist doch kein dramatischer Fortschritt; das bringt der erzählende Künstler zehnmal tiefer zum Ausdruck und Eindruck, und die dramatische Kunstform hat doch wohl noch andre Zweckursachen als bloß die Bequemlichkeit der dialogisierten Zustandsschilderung. Alles stückweis Einzelne in den „Wabern" ist ja von köstlicher Feinheit und Eigenheit, menschlich wie dichterisch. Aber das Eine, das not thut?! Wieder erst im letzten Akt, durch die Todesart des alten Hilse im Gegensatz zum Paroxysmus seiner Umgebung, also durch den bloßen Stimmungskontrast, wird der Versuch gemacht, eine umfassende Entwickelungswahrheit symbolisch anzudeuten. Wo bleibt die Darstellung, die darstellende Handlung?! Denn das einzige Lebenstriebliche, das wirklich aus der Handlung der fünf Akte ergreifend zu Vernunft und Sinnen spricht: das Bischen Mitleidsidee? — Ich bitte um Entschuldigung für diese Frage; aber einst glaubte ich, der Sonnenaufgangsdichter sei auch einer von denen, die die Menschheit anders lieben als barmherzige Schwestern — einer von den großen Brutalen, die das Herz in den Augen tragen und von Höhen aus in die Tiefe sehen.

einer so einheimisch eigenen Auffassung der Sichtbarkeiten in Natur und Menschenleben zeugte, wie dies vorher noch bei Keinem der deutschen Nachahmer des französischen Marktmeisters trotz aller Selbstlobhuberei zu finden war.

Und nun auf einmal die nervöse Wirkung eines stummen Dramas. Unerhört in Spreeathen! — Alsbald suchte man sich über die Ursache eines solchen Wunders klar zu werden. Die Tadler allerdings zeterten, das Stück — „Vor Sonnenaufgang" — verdiene garnicht diese merkwürdige Beachtung, schafften damit natürlich die Thatsache nicht aus der Welt, sondern steigerten nur die Erhitzung der Lobredner. Jede Schmähung auf die Absichten des Dichters, der durch seine brutale Rücksichtslosigkeit gegen den gewohnten Ausdruck und die herkömmliche Auswahl des Stoffes nur auf die roheste Neugier des Lesers spekulirt haben sollte, wurde erwidert mit einer Verdächtigung der sittlichen Ehrlichkeit des Angreifers, der grade nur diesen Rohheiten in dem Stücke nachgespürt hätte. Und nicht immer ganz mit Unrecht. Denn der ruhiger Prüfende konnte sich nicht verhehlen, daß in den letzten Jahren bei uns eine erkleckliche Anzahl schriftstellerischer Existenzen aus dem Boden geschossen war, die mit ähnlichen Unflätigkeiten „arbeiteten" und dennoch nicht mit ihren „künstlerischen" Erzeugnissen das ersehnte Aufsehen erregt hatten. Es konnte also nicht blos der Stoff sein, was schließlich einen so erbitterten Streit um den Wert des Werkes zeitigte.

Zwar die dichterische Gestaltung insichwahrer lebensvoller Geschöpfe — „handelnder Menschen," wie Gerhard Hauptmann selbst sich ausdrückte — konnte gleichfalls nicht der Anstoß gewesen sein, der jenen plötzlichen Aufruhr im Publikum bewirkte. Hatte doch Ibsens Einzug in Deutschland jahrelanger stiller Wühlerei bedurft. Um solche gleichsam elektrischen Reize auf unsre vielgeschäftige Gegenwart zu üben, dazu reicht das allgemein Gediegene oder das alltäglich Gemeine nicht mehr aus, dazu ist immer irgend eine ganz neue, ganz besondere Überrumpelung der gesellschaftlichen Schläfrigkeit erforderlich. Worin bestand nun dies packende Neue, Besondere? — In künstlerischer Hinsicht blieb nur zweierlei übrig: die Ausnutzung des Stoffes zu einer in gewaltigster, unerhörter Steigerung fortrollenden Handlung oder ein noch nie dagewesenes Mittel der Gestaltung, eine auf den ersten Blick bannende Sprache, eine in den Grundsätzen neue, einheitliche Schreibart.

Um zunächst das Letzte zu erwägen, muß ich mich schon hier gegen Diejenigen wenden, die den Hauptmannschen Stücken Nachahmung in der Sprache vorwarfen, besonders Nachahmung Tolstois. Naturgemäß steht er auf den Schultern der drei Meister, die gleich ihm das alltägliche Leben der Gegenwart in seinen mannigfachen Schichten darstellerisch zu verdichten oder zu entbreiten suchen und sich deshalb auch der Sprache des alltäglichen

Lebens — wenigstens scheinbar, um des Scheins der Wahrheit willen — mehr als frühere Dichter genähert haben. Aber schon zwischen diesen Drei welche Verschiedenheit der Schreibart je nach den verschiedenen Zwecken! —

Zola, der zu einer Auffassung des Menschenlebens nötigen will, die jede Handlung nur als einen Ausfluß grobsinnlicher Triebe, mechanisch bedingt durch zufällige Umstände oder Massenwirkungen, anschaut: Er läßt seine Menschen in der Sprache des Alltags nur dann reden, wenn es ihm auf den ganz unmittelbaren Ausdruck augenblicklicher Begierden ankommt oder wenn er die stumpfsinnige Gleichgiltigkeit des Durchschnittsmenschen zeigen will. Dagegen: welche bis ins Kleinste berechnete und gefärbte Sprache führen seine Menschen, wenn er ihnen den künstlerischen Beweis der Unfreiwilligkeit ihrer Handlungen selbst in den Mund legt. Man vergegenwärtige sich nur, wie er z. B. noch jüngst in der „Bête Humaine“ die Séverine den Mord des Präsidenten erzählen läßt; das ist gradezu eine deklamierte Ballade. Oder man denke daran, wie schulmeisterhaft er im ersten und zweiten Akt der „Renée“ die Personen Vorgeschichte und Idee des Dramas entwickeln läßt und wie buchsprachenmäßig in demselben Stück die psychomechanischen Motive, das Weltstadtmilieu und der Geschäftsapparat vorgetragen werden. Feiner und packender, aber im übrigen nach denselben Grundsätzen gefügt und gefeilt, ist die Sprache in „Thérèse Raquin“; zumal die Wortmacht Theresens und Susannens reicht weit über das Maß „natürlicher“ Ausdrucksfähigkeit hinaus.

Ibsen. Es sei endlich einmal bündig ausgesprochen, daß Er die Sprache des Alltags überhaupt nirgends in Anwendung bringt, sondern immer nur vortäuscht. Er verfährt umgekehrt wie Zola. Während dieser für seine Gespräche die Sprache des Lebens einfach übernimmt oder mit seiner Kunstsprache färbt, jenachdem ihm das Erste oder das Letzte zweckmäßig scheint, führt Ibsen überall nur eine Kunstsprache und tönt diese hier und da mit einigen Äußerlichkeiten der Alltagssprache. Das ist leicht erklärlich, wenn man beachtet, daß Beide ganz entgegengesetzte Ziele anstreben. Zola will nichts als das Vorhandene feststellen, will es beweisen aus den Bedingungen der Vergangenheit, will den Leser zwingen, „Gesetze“ zu erkennen. Ibsen will das Vorhandene deuten, will das Werdende vorbereiten, will den Genießenden lehren, sich „Ideale“ anzueignen. Daher häuft Zola Einzelheiten, sucht durch möglichst genaue Spiegelung oder Beleuchtung der äußeren Umstände wie der inneren Zustände jedesmal die Stimmung zusammenzuballen, durch die er die Notwendigkeit eines gewissen Vorganges glaubhaft machen will; Ibsen füllt von vornherein in scheinbar ganz bedeutungslose Reden, Vorgänge oder Verhältnisse eine gewisse bedeutungsvolle, ahnungsschwere Stimmung, wie sie im gewöhnlichen

Leben kein Mensch in seine Worte zu pfropfen vermag, vernichtet dann durch allmähliche Enthüllung dieser Ahnungen, d. h. durch Steigerung der Anfangsstimmung, den Schein der Bedeutungslosigkeit immer mehr, bis er den Empfänglichen zermürbt genug glaubt, ihm das Dogma, mit dem er ihn überfallen will, erfolgreich in die Seele zu werfen. Zola also berechnet seinen Ausdruck mehr auf die Stimmung des wirkungsvollen Augenblicks, Ibsen mehr auf die der Gesamtwirkung. Und so kommt es, daß Zolas Sprache breit, kühl, hell und farbig wirkt, zuweilen auch breitspurig, kalt, grell und bunt, Ibsens Sprache spitz, schmäl, schattig, bloß getönt, zuweilen spitzfindig, hitzig, dunkel, eintönig.

Tolstoi endlich, der die Menschen — auch in seinen Kunstwerken — auf ihren Inhalt an sittlicher Glückseligkeit prüft, ist alltäglich in der Sprache nur dann, wenn schon der alltägliche Ausdruck alltäglicher Vorgänge ihm genügt, diese seine höchste Lebensauffassung mittelbar anzudeuten. Sobald es ihm aber darauf ankommt, seelische Vorgänge und besonders Wandelungen oder Läuterungen mit zweifelloser Unmittelbarkeit darzustellen, legt er, ganz unbesorgt um eine äußerliche Wirklichkeitstreue, seinen Leuten Worte auf die Lippen, die gewöhnlich bloß als tiefinnerste Empfindungsregungen stumm in den Herzen der Menschen gähren; man denke z. B. an die Selbstgespräche in der „Macht der Finsternis“, an Pierre in „Krieg und Frieden“, an die ethischen Dialoge in „Anna Karenina“, an die ganze „Kreutzersonate“. Und trotzdem wirkt das nicht unwahr; denn obgleich der Dichter ausspricht, was seine Geschöpfe im flüchtigen Leben nicht aussprechen würden, so spricht er doch nichts aus, was sie nicht selber denken oder empfinden müßten im dichterisch festgehaltenen Augenblick. Und auf diese Weise kennzeichnen seine Gespräche allerdings nur selten durch äußerliche Eigentümlichkeiten die Besonderheit des Sprechenden, aber immer empfängt man aus ihnen den Eindruck organisch geschlossener Naturen, sittlich einheitlicher Wesen. Und dadurch erreicht er es auch, daß seine Stimmungen niemals — wie bei Zola immer durch die absichtsvolle Sammlung beweisender Umstände, und wie bei Ibsen immer durch die absichtsvolle Deutung rätselhafter Verhältnisse — als künstliche Stimmungen wirken, sondern geradeso, wie wir sie in der Wirklichkeit unwillkürlich an uns selbst und anderen erleben, nur geklärt durch eine selbstlose Anschauung, eben dichterisch dargestellt.

Es wird nun jeder, der Gerhart Hauptmanns Schreibart untersucht hat, zugestehen müssen, daß von einer bloßen Nachahmung eines dieser drei Ausländer hiernach nicht mehr die Rede sein kann, am Allerwenigsten von einer Nachahmung Tolstois. Denn während dieser die Alltagssprache als ein beinahe nebensächliches Mittel zur Vorbereitung seiner Hauptzwecke —

oft genug mit einer ziemlich unkünstlerischen Nachlässigkeit, manchmal mit gradezu einförmiger Gemächlichkeit — auf die gewöhnlichsten, allgemeinsten Vorgänge des Lebens beschränkt: fällt bei Hauptmann das grundsätzliche Bestreben in die Augen, die Sprechweise seiner Menschen in jeder Lebenslage mit der peinlichsten Achtsamkeit der zerrissenen, wortarmen, auf Voraussetzungen, Vermutungen und Wechselbeziehungen gestützten, durch Geberden unterstützten, äußerlich eigentümlichen Sprache des Alltags anzupassen. Am ehesten könnte man ihn noch in die Gefolgschaft Zolas einreihen, weil dieser — wenigstens an manchen Stellen — die gewöhnliche Sprechweise gleichfalls für seine hauptsächlichsten Absichten und Wirkungen ausnutzt. Auch mit Ibsens Schreibart kann in so fern ein Vergleich gezogen werden, als die von dem Norweger beliebte Ausstopfung der Sprache mit dunklen Vermutungen und Andeutungen ihr Gegenstück findet in der Ausbildung, die Hauptmann der beziehungsreichen Halbheit der Umgangssprache angedeihen läßt. Aber es besteht doch der große Unterschied zwischen beiden, daß jener von einer geschlossenen Grundstimmung aus auf eine Spitze losarbeitet, dieser seinen Grundsatz nach jeder Richtung hin wirken läßt und sich völlig fernhält von dem obersten Strebeziel des nordischen Dichters, der dialektischen Begriffsspalterei und Thesenverteidigung in den letzten Akten seiner Stücke.

Und so darf man im allgemeinen wohl sagen, daß der junge Deutsche aus der nur bedingten Anwendung oder Verwendung der gewöhnlichen Ausdrucksweise, wie wir sie bei den drei fremden Meistern finden, die letzte Folgerung gezogen und eine Kunstsprache erfunden hat, die ausschließlich auf die Übereinstimmung mit der alltäglichen Möglichkeit berechnet ist. Ich sage ausdrücklich „Möglichkeit", da uns über die Wirklichkeit wohl erst der — — verbesserte phonographische Zukunftshorchkasten aufklären wird. Also eine grundsätzlich neue Schreibart, eine bisher nicht dagewesene Sprache ist den Hauptmannschen Stücken in der That eigen; es ist nicht die Begierden zerfasernde, Ereignisse vorbereitende Sprache Zolas, nicht die Ahnungen gebärende, Lehrsätze folgernde Sprache Ibsens, nicht die Seelen entfaltende, Erlebnisse entwickelnde Sprache Tolstojs, — es ist die selbstzweckliche Sprache des flüchtigen Augenblicks, des äußerlich wahrnehmbaren Zustandes, des körperlich faßbaren Vorganges mit allen sinnfälligen Einzelheiten. Folgerichtig hat ja auch Hauptmann die drei Abteilungen seines zweiten Stückes — „Das Friedensfest" — als „Vorgänge" bezeichnet.

Indessen hieße es wohl die litterarische Genuß- und Urteilsfähigkeit der „gebildeten" Menge überschätzen, wollte man annehmen, daß sie allein durch das außergewöhnliche Stilexperiment eines unbekannten Schriftstellers so rasch in jene merkwürdige Aufregung hätte geraten können. Schriftsteller

von ungleich schärferer Absonderlichkeit der Sprache haben dennoch die stumpfen Sinne unsrer Leseschlaraffen niemals in solchem Grade aufzustacheln vermocht; beispielshalber von den Älteren Keller und Raabe, von den Jüngeren Liliencron, oder Peter Hille und Hermann Conradi, gar nicht zu reden von Nietzsche, dem Bräutigam der Einsamkeit. Zwar soll nicht geleugnet werden, daß in Hauptmanns erstem Stück gewisse, bei einem derartigen Stoff durch seine ganze Schreibart bedingte Rücksichtslosigkeiten grob genug waren, die Skandalsucht besonders stark zu reizen und den Streit der Meinungen zu steigern; den eigentlichen Anstoß jedoch können sie nicht gegeben haben, da derlei Brutalitäten auf den Geist des Publikums nur den schon erledigten stofflichen Einfluß zu üben pflegen.

Und schließlich die Handlung des Stückes? Bewegte diese sich in solcher Entrollung gemütererschütternder Ereignisse oder in solcher Häufung sinnlich packender Auftritte vorwärts, daß allein hieraus der überraschende Eindruck auf die Öffentlichkeit zu erklären wäre? — Nun, die Handlung des Dramas ist eher Das, was man gemeinhin „langweilig" nennen würde. Und andrerseits ist schon vonvornherein ersichtlich, daß sich der Dichter durch die geschilderte Eigenart seines Stils überhaupt die Möglichkeit verschlossen hatte, ein mittels solcher Steigerungen fesselndes Stück zu schaffen. Zudem zeigen die wirklich dramatischen Vorzüge eines Dramas ihre volle, durchschlagende Kraft immer erst bei der Aufführung. Irren doch immer wieder selbst erfahrene Kenner der Mache in der Wahrscheinlichkeitsberechnung der Erfolge, sogar vor solchen Stücken, bei denen der Geschmack des Publikums Geburtshilfe geleistet hat; welchen Beifall fand H. Sudermann's „Ehre" trotz der Befürchtungen des gewiß erfahrenen Herrn Blumenthal, und wie schlecht hat ihnen das Publikum, trotz aller pikanten Erwartungen, für den sentimentalen Hautgoût in „Sodoms Ende" gedankt! —

Also das Neue, Besondere, wodurch „Vor Sonnenaufgang" jene verwunderliche Bewegung in die Berliner Gesellschaft brachte, mußte außerhalb der wesentlich dichterischen oder künstlerischen Eigenschaften des Buches liegen. Und in der That war in diesem Buche nach anderer Richtung hin etwas ganz Außerordentliches gewagt worden. Zum ersten Mal hatte ein deutscher Schriftsteller in einem Bühnenstücke öffentlich versucht, ein Kunstwerk unzweideutig mit dem Geiste einer Bewegung zu erfüllen, die aus den untersten Schichten des Volkes emporgewachsen war, die immer dringlicher die Aufmerksamkeit der herrschenden, Bildung und Sitte, Recht und Pflicht bestimmenden Schichten in Anspruch nahm, — hatte zum ersten Mal im Gewande des Dichters Kritik geübt an der besitzenden, machthaberischen Gesellschaft der Gegenwart, nicht vom Boden dieser Gesellschaft aus, wie es Ibsen versucht hatte, sondern aus der Seele der Besitzlosen, der Unterdrückten

heraus, mit der derben Offenheit eines ehrlichen Mitgefühls, eines guten Glaubens, mit der Sprache selbstverständlicher, von sich selbst überzeugter Menschenkinder, nicht mit den ebenso anfechtbaren wie zweifelsüchtigen Auseinandersetzungen eines grübelnden Idealsuchers über Wahrheit, Freiheit und Verantwortlichkeit.

Es mag immerhin zugegeben werden, daß ohne Ibsens mächtige Vorarbeit in Deutschland ein Stück wie Hauptmanns Bühnenerstling nicht so schnellen Eingang in die Gesellschaft gefunden hätte, vielleicht nicht einmal entstanden wäre. Aber der nordische Dichter, der moralische Verfeinerer des bürgerlichen Gesellschaftsdramas, der geistige Erbvollstrecker des französischen Thesenstücks, hatte diese Gesellschaft doch nur angegriffen um ihrer selbst willen. Freilich die Schnitte, mit denen er ihr zu Leibe ging, thaten weh; die Heilmittel, die er für die Zukunft verordnete, schmeckten bitter; aber man fühlte doch, daß da ein Arzt stand, der den angegriffenen Organismus für lebensfähig hielt, der ihn retten, erhalten wollte. Mit ihm konnte man sich verständigen; mit ihm ließ sich allenfalls rechten; Einiges konnte man annehmen, Anderes nahm Er vielleicht zurück. Und so erlebten wir allgemach das köstliche Schauspiel, daß man sich in der „gebildeten" Gesellschaft gefallsüchtig mit Ibsenschen Gedanken aufputzte, daß manche Herrlein und besonders Dämlein sich selbst als Opfer Ibsenscher Verhängnisse zu bemitleiden anfingen, und daß der Dichter — in einem Anfall von allerdings höchst zweideutiger Versöhnlichkeit — — den fünften Akt der „Frau vom Meere" schrieb.

Hier jedoch stand plötzlich ein Dichter auf, der augenscheinlich gar nicht mehr das Bedürfnis fühlte, sich über die Möglichkeit oder die Bedingungen des Fortbestandes dieser Gesellschaft zu vergewissern, der von der Unheilbarkeit ihres sinnlichen und sittlichen Verfalls wie von einer Religion überzeugt schien, der ganz durchdrungen war von den Trieben anderer, neuer Gesellschaftskeime, die er in den Tiefen unsres Volkes immer kräftiger Wurzel fassen sah. Und Das hatte er in einem Kunstwerk auszudrücken versucht, und dies Kunstwerk, dies Bildungserzeugnis mußte er nun — unter dem Zwange der wirtschaftlichen Zustände — eben derjenigen Gesellschaft in die Hand legen, die Er als lebensunfähig oder -unwürdig darstellte und die sich selbst doch grade als Hüterin und Nährerin von Kunst und Bildung fühlte. Das war „empörend", war eine öffentliche Beleidigung dieser Gesellschaft, ein Schlag ins Gesicht des Brotherrn. Die Gleichgesinnten, die Unzufriedenen, die Mitempfindenden klatschten Beifall ob der „Wahrheit", die Behaglichen, Gönnerhaften, Selbstgenugsamen entrüsteten sich ob der „Unwahrheit" der Dichtung.

Das war der zündende Funke. Nicht aus dem Eindruck der künstlerischen

Behandlung eines unerquicklichen Stoffes entbrannte der Streit, sondern aus der Wirkung einer kulturellen Grundanschauung, einer sozialen Zeitauffassung, die sich zum ersten Mal in solcher Form aussprach, getragen und gehoben von der inneren Macht, der ruhigen Sicherheit einer selbstbewußten, unabhängigen Persönlichkeit.

Fraglich blieb, inwieweit dieser soziale Grundzweck künstlerisch bewältigt, gestaltlich verwirklicht, dramatisch verwertet war. Und selbstverständlich richteten sich auch die Redereien im Publikum, je nach dem Maße der Urteilsfähigkeit, sehr bald auf diese Hauptsache, zumal die Entrüsteten allen Anlaß spürten — aus Schlauheit teils, teils aus Instinkt — die eigentliche Ursache ihrer Erregung der öffentlichen Besprechung zu entziehen und ihr unwillkürliches Mißbehagen oder ihren vorbedachten Ingrimm an den „künstlerischen Rohheiten" des Stückes schadlos zu halten.

Die Spannung wuchs noch, als der Verein „Freie Bühne" beschloß, seinen Mitgliedern durch Vorführung des Dramas ein gründliches Urteil über dessen Wert und Wirkung zu ermöglichen. Die Skandalfreunde, Lober wie Tadler, wurden immer heftiger, die ernsthaften Kunstfreunde immer stiller. Die Aufführung fand statt, wie allbekannt, im Lessingtheater vor einem „gebildeten Publikum aus der besten Gesellschaft", und die Spannung entlud sich, wie nicht minder bekannt, auf eine Weise, die in den Annalen selbst der radauseligsten Berliner Vorstadtschmieren nicht ihresgleichen finden dürfte und deren Schilderung besser der Feder des Sittenforschers überlassen bleibt.

Der Unbefangene erkannte, daß der Dichter den negativen Pol seiner kritischsozialen Idee — die naturgemäße Vergewaltigung, Verkümmerung oder Entartung der leiblich, geistig oder sittlich schwach Veranlagten durch unsere Besitztumsverhältnisse — mit einer wirklich seltenen Lebenstreue durch Gestalten zur Wirkung gebracht hatte. Die physiognomische Thatsache, die uns von allen Seiten her aus den mannigfachsten Erscheinungen in die Augen springt — die Abhängigkeit des ganzen äußeren und zum Teil auch des inneren Wesens der Menschen von dem wirtschaftlichen Gefühl, ob besitzender Unterdrücker, ob unterdrückter Besitzloser — war von ihm aufs Schärfste erfaßt und höchst glücklich verwertet worden. Echt typische Gestalten sind ihm da gelungen, d. h. Einzelwesen von deutlichster Eigenart, aus denen uns zugleich doch die unendlichen Ausblicke in die Gesamtheit aufschießen.

Da ist vor Allen Hoffmann, der scharmante, schlaue, sinnliche Genußmensch; dessen Lustbedürfnis durch die Bildung nur noch raffinierter, durch das Machtbewußtsein der gefüllten Börse frecher geworden ist; der sich aus dem oberflächlichen Leichtsinn seiner Jünglingstage eine Spur renommistischer Gutmütigkeit bewahrt hat und sie „mit Anstand" bethätigt, solange sie ihm nicht unbequem wird und soweit sie seinen Nebenabsichten

zu statten kommt; der sein Wissen ausnützt, um mit Berechnung seiner Selbstsucht zu fröhnen, und seinen Witz, um die Selbstsucht mit klingenden Redensarten zu beschönigen. Da ist sein beschränktes, ungeschliffenes Gegenstück Kahl Willem, der stumpfsinnige, faule Genußmensch einer aussterbenden Herrschaftsgeneration, der in roher Gedankenlosigkeit seinen groben, gewaltthätigen Gelüsten nachhängt, dem Humanität ein unbekannter Begriff ist, den noch keine Bildung nötigt, seine naive Gemeinheit mit verzuckerten Gemeinplätzchen zuzudecken. Da ist ferner seine Schlaffreundin Frau Krause, ein ähnliches Kulturgewächs, doch schon ein wenig angespritzt von dem Riechwasser moderner Luxusfäulnis, und mit einem Giftkern pfiffiger Niedertracht. Sie ergänzt gewissermaßen das bildungsarme Gegenstück zu Hoffmann, gleich als hätte der Dichter andeuten wollen, daß die Natur auf einer tieferen Stufe der Gesittung zwei Geschöpfe brauchte, um die Eigenschaften herauszuzüchten, die sie mittelst einer höheren Kultur in einem Individuum zu zeitigen vermochte: die Durchschnittseigenschaften der Machthaber.

Und neben Diesen die Verkörperungen der Machtlosigkeit, wie sie sich unter den Einflüssen der Machthaber zu entwickeln pflegen. Der Arbeiter Beibst, der menschliche Ziehhund; der zwar knurrt über die wenigen, mit Prügeln gewürzten Brocken von dem Brot, das er für seinen Herrn verdienen hilft; der aber für ihn weiterschustet, in feiger Treue, aus blöder Gewohnheit; seine Versklavung hinnehmend wie ein Naturgebot; in jedem Fremden mißtrauisch einen noch schlimmeren Blutsauger oder Betrüger witternd; freundlich erst, wenn ihm ein Bissen zugeworfen wird. Dann die schmarotzende Gesellschafterin Spiller, die menschliche Sofakatze; die aus der Unterwürfigkeit eine Wissenschaft macht; der Reichen dünkelhafte Selbstsucht umschnurrend und beschleichend, die Armen und Harmlosen tückisch belauernd; die nicht murrt darüber, daß es Unterdrückte giebt, sondern nur, daß sie nicht selber nach Belieben Unterdrückerin sein kann. Beide zwar nur skizzenhaft, doch scharf umrissen in der Zeichnung. Aus dem Vollen gegriffen aber wieder Helene; die fleischgewordene Lauterkeit, die in hilfloser Angst vor all der Unreinheit und Rohheit des Lebens an sich selbst verzagt; das unbefleckte Naturkind, das von der Bildung grade genug gekostet hat, um mit Abscheu zu ahnen, wie diese Bildung von der Gemeinheit mißbraucht wird; das sich verzehrt in der Sehnsucht, herausgerissen zu werden aus all der Jammerhaftigkeit ihres eigenen Daseins und der „bestehenden Verhältnisse."

Ja! und dem Eindruck dieser Gestalten vermochte sich auch das feindliche Lager der Skandalliebhaber nicht zu verschließen. Wenigstens anfangs nicht; denn das freundliche Lager — die Grünlinge im zweiten

Stock — sorgte durch einen herausfordernden Beifallsulk sehr bald dafür, daß den Gegnern immer stärker der Kamm schwoll. Allerdings hatte die Wirkung, die Einzelne der „ungebildeten" Personen des Stückes auf dieses gebildete Publikum übten, etwas ungewollt Possenmäßiges; nicht ganz ohne Schuld des Dichters, wie wir noch sehen werden, — doch fiel die Hauptschuld in der That dem mangelhaften Verständnis der Menge zur Last, deren Urteil befangen war durch die herkömmliche Verwendung solcher Figuren in den landläufigen Unterhaltungsschwänken. Helene dagegen ergriff immer wieder durch ihre rührende Keuschheit, ihre ehrliche Einfalt. Ganz besonders aber legte die Art, wie das Haus den Hoffmann aufnahm, Zeugnis ab für den Scharfblick des Dichters und zugleich ein unfreiwilliges Zeugnis für die erste, innerste Ursache der gesellschaftlichen Erregung, wie ich sie vorhin gekennzeichnet habe. Es war ebenso niederschlagend wie erheiternd, dies Publikum allen Ernstes einem Geschöpf des Dichters gegen den Dichter selbst, gegen seine reinigende Absicht, Beifall klatschen zu hören: eben dem Hoffmann, wenn er ab und zu mit einer so recht bequemen Börsenonkelmoral ans Licht kam. Das war dann jedesmal eine kleine Oase für die Bewunderer der Lindau und Blumenthal; aus dem Geklatsche und den obligaten Zurufen hörte man's heraus, wie überzeugt die Herrschaften waren von der Weltweisheit, mit der ihr eigen Konterfei sie anhöhnte. Es war ein gradezu juristischer Beweis für die Echtheit dieser Gestalt. So viel dickfellige Gewöhnlichkeit in fast naiver Nacktheit auf Einem Fleck sich entblößen zu sehen: beim heiligen Goldkalb! es war eine imponierende Kundgebung.

Anders verhielt es sich mit der Gestaltung der human revolutionären Idee des Dramas nach der positiven Richtung hin. Loth ist der Träger dieser Idee. Der Ausdruck möge nicht falsch verstanden werden: nicht im Sinne einer althergebrachten Kunsttheorie, sondern von dem Gesichtspunkt aus, daß wir mehr oder minder Alle Ideenträger sind. Aber jene Idee ist nicht überzeugend dargestellt worden durch die Art, wie Loth in ihr lebt und handelt. Auch hierbei muß ich mich zunächst verwahren, etwa als Moralist verstanden zu werden. Für die künstlerische Untersuchung ist natürlich diejenige Betrachtungsweise ausgeschlossen, die ich drastisch folgendermaßen nach der Aufführung aussprechen hörte: „Na, da möchte man ja gleich von morgen ab Säufer werden, wenn man davon so reizende Jöhren krigt wie die Helene und wenn die Mäßigkeitsapostel und Weltverbesserer alle solche Schwindler sind wie der Loth!" — Diese Art von überzeugender oder verfehlter Wirkung meine ich nicht. Ein Mensch, der das Schlechte um sich her mit scharfem Auge sieht, der ehrlich das Bessere anstrebt, der aber trotz aller Einsicht ein Schwächling bleibt, weil die allgemeine Verrottung auch seinen

Willen angefressen hat: wenn ein solcher Mensch, einheitlich ausgestaltet, uns vom Dichter vorgeführt wäre, so ließe sich in künstlerischer Hinsicht Nichts dagegen sagen. Man hätte höchstens gegen das ganze Stück einwenden können, daß es seiner Weltanschauung nach ein schwarzseherisches, kleinliches Tendenzstück sei. Und dem Publikum hätte grade Dies vielleicht behagt; man hätte dadurch sich selbst entschuldigt gefunden, man hätte dem Dichter wohl gar ein mattes Lob gezollt für Einzelheiten seiner charakteristischen Kunst, um über den „peinlichen" Eindruck des Ganzen hinwegzukommen, und wäre dann zur Tagesordnung übergegangen wie über manches andere Erzeugnis derselben Gattung, wie z. B. auch über Hauptmanns zweites Stück „Das Friedensfest".

Aber in diesem ersten Stück, mit diesem Loth war offenbar ursprünglich etwas Anderes, Größeres, Reiferes gewollt; das spürte man, das reizte. Etwas, wodurch die agitatorische Idee erst zur dichterisch ergreifenden, künstlerisch überzeugenden Unmittelbarkeit werden konnte: die Darstellung eines Menschen, dessen sittlicher Wille, dessen sinnliche Empfänglichkeit eben nicht schwach, nicht niedrig genug war, um jenem wirtschaftlichen Gefühl der Abhängigkeit von den Verhältnissen zu erliegen, den im Gegenteil die Beobachtung der vernichtenden Wirkungen dieses Gefühls zur Auflehnung gegen die Verhältnisse trieb, dessen Unabhängigkeitssinn, dessen Glaube an sich selbst im Kampfe gegen überlieferte Anschauungen immer mehr erstarkte, der vielleicht in diesem Kampf zu Grunde gehen mußte, doch nicht durch einen Mangel an innerer Kraft, höchstens durch den Mangel an äußerer Machtfülle oder durch eine starke Leidenschaft, die den starken vernünftigen Willen kreuzte. Aber der Dichter ist auf halbem Wege stecken geblieben. Hier spielte ihm die Schule einen Streich; hier erinnerte sich der Jünger der Zola und Ibsen an die Lehrsätze der Meister, freilich nicht an die künstlerischen, blos an die wissenschaftlichen und dogmatischen. Es entstand ein Experiment, eine Konstruktion, eben kein „handelnder Mensch", eine Mißgeburt. Das Wesen Loths klafft in zwei Hälften auseinander, die nur ganz dünn durch eine Redensart — die Furcht vor dem „Gesetz" der Vererbung — verbunden sind: halb das Wesen jenes selbständigen Kraftmenschen, halb das jenes redlichen Durchschnittsschwächlings, ohne daß eine organische Vereinung beider Anlagen erzielt ist.

Ich glaube, daß es zur Klarstellung einiger Grundbedingungen für das dichterisch-dramatische Schaffen gut sein dürfte, vielleicht auch die Einsicht in die Hauptbedingungen für eine ersprießliche Fortbildung dieser Kunst fördern könnte, grade hier nach den untersten Ursachen der verfehlten Wirkung zu suchen.

Wie schon angedeutet, scheint den Dichter zunächst das ganz natürliche Bedürfnis beherrscht zu haben, inmitten all der hemmenden, niederhaltenden,

verheerenden Mächte, die das Leben des Einzelnen wie der Gattung umflechten, auch diejenige Kraft schöpferisch zu verlebendigen, die im Menschengeschlecht treibend, hebend, veredelnd wirkt. Mag eine solche Kraft nicht vorhanden sein außer uns, mag sie für eine übermenschliche Naturanschauung durchaus gleichbedeutend sein mit jenen schlimmen Mächten: als „handelnde Menschen" nehmen wir sie doch Alle, gezwungen durch unser Zweckbewußtsein, unwillkürlich als etwas Vorhandenes, Besonderes an. Siehe Darwin: Vererbung und dennoch Entwickelung. Es ist der ewige Zwiespalt zwischen Vernunft und Welt. Aus dem Glauben an diese Kraft entstehen all unsre sittlichen Gesetze, entspringt all unser Verantwortlichkeitsgefühl, mag es sich noch so mannigfach äußern in den Einzelnen: mag es einen Jesus reizen, durch Selbstvernichtung vor der ganzen Menschheit Zeugnis abzulegen für seine Lehre der Selbstlosigkeit, mag es den Mörder reizen — wie das kürzlich irgendwo geschah — nach seiner blutigen That ein durstendes Kanarienvögelchen durch einen Trunk vom Tode zu retten. Es ist der Glaube, aus dem einzig und allein unser Drang nach nützlicher Bethätigung, unsre Sehnsucht nach Glückseligkeit, unser Lebensmut erklärt werden kann, weil es zugleich der Glaube ist, der den Untergang des Einzelnen erträglich macht durch die Arbeit für die unendliche Zukunft der Gesamtheit; nur so ist der scheinbare Widersinn der seltsamen Thatsache zu lösen, daß grade die triebkräftigsten, schaffensfreudigsten Naturen den Tod am wenigsten fürchten. Dieser Glaube wirkt also lebenserhaltend im Kampf der Menschheit ums Dasein, — wohlgemerkt: in dem Kampf, der die heutige Menschheit beschäftigt, nämlich die zweckbewußte, sittlich vernünftige Umzüchtung des Kampfes zwischen Mensch und Mensch zu einem Kampfe zwischen Menschheit und Natur, sei es der rohen, gewaltsamen Natur um uns, sei es der groben, tierisch begehrenden Natur in uns. Jener Glaube ist also einerseits tiefste Wurzel unsrer geistigen Entwickelung, seine Pflege andrerseits höchstes Ziel und Gebot unsres Lebens, unsrer Handlungen. Also muß es auch — eben deshalb, weil die Kunst nun mal im Leben wurzelt — höchstes Ziel der Kunst sein, diesen Glauben darzustellen, d. h. durch feste Gestalten zu äußern. Freilich stellt, wie überall, das höchste Ziel auch hier die schwerste Aufgabe; denn die Gefahr liegt nahe, daß die sittliche Idee als moralisierende Formel oder schönrednerische Predigt zum Vorschein kommt, daß der Dichter Idealverfechter zu Papiere bringt, die vielleicht durch scharfsinnige oder begeisterte Worte belehrend, aber nicht durch ihr Wesen und Handeln überzeugend wirken. Aber darum diese Aufgabe der Kunst ohne Weiteres leugnen, hieße die Kunst losschneiden von ihren innigsten Beziehungen zur Zeit, zum Leben, zur Natur; und grade die modern monistische Weltauslegung mit ihrer naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethode sollte aufs Schärfste die pseudo-

ästhetischen Redereien über die „erhabene Zwecklosigkeit" des künstlerischen Schaffens zurückweisen. Während wir bei allen andern Menschenkindern die Thatsache des zweckbewußten Handelns unbeschadet aller deterministischen Theorieen eben als Thatsache hinnehmen müssen, ja sogar den Wert der menschlichen Handlungen ausschließlich nach dem höheren oder tieferen Grade ihrer Zweckmäßigkeit, ihres Nutzens für die Gattung schätzen, soll auf einmal das höchste Wirken des Künstlers in zweckloser Entäußerung seiner besonderen geistigen Anlagen zu sehen sein?! — Man muß eben bei der Frage nach dem Zweck der Kunst unterscheiden zwischen dem Kunstwerk als bloßer Erscheinungsform und als Erzeugnis menschlicher Thätigkeit. In erster Hinsicht ist es allerdings zwecklos, d. h. wir können den Zweck nicht nachweisen; aber dasselbe gilt dann auch von jedem andern Erzeugnis menschlicher Geistesarbeit, von der Entdeckung des Forschers wie vom raffiniertesten Börsenmanöver. Übrigens: zwecklos pflegen wir nur Das zu nennen, wofür wir auch die Grundursache nicht zu finden wissen. Das bezieht sich also nur auf den Trieb zur künstlerischen Darstellung, nicht auf die bewußte Thätigkeit der Darstellung selbst. Und es ist sehr fraglich, ob wir nicht auch für den darstellerischen Trieb des Menschen Zweckregeln aufstellen würden, wenn wir tiefer in seine natürlichen Ursachen zu schauen vermöchten. Der „darwinistische" Entwickelungsgedanke bedeutet ja im Grunde doch auch nur eine Vertiefung der Lehre vom Zweck, eine Zurückführung der Zweckmäßigkeit auf feinere Wurzeln. Darin ruht eben aller Fortschritt: in dem Bedürfnis, die Ideale immer weniger als willkürliche Forderungen, immer mehr als notwendige Ergebnisse zum Bewußtsein zu bringen.

Dichterisches Zweckbewußtsein in höchster Selbsterkenntnis ist also das Streben, ein Kunstwerk mit der treibenden Kraft, dem stärksten gemeinnützigen Drange, d. h. der höchsten sittlichen Zukunftsidee irgend einer bestimmten Zeit, eines bestimmten Volkes zu durchdringen. Und weil dieses Streben in unmittelbarste Wirkung umgesetzt wird durch Gestalten, in denen jene Kraft, jene Idee mit Wucht und Klarheit verkörpert ist, deren Wesen und Handeln vom Glauben an jene Kraft und dadurch auch an die eigene Kraft erfüllt ist, so ist es das höchste Ziel der Kunst, solche Gestalten zu schaffen und sie in einen Kampf mit irgendwelchen schlimmen Mächten der Natur, des Lebens, der Zeit zu verwickeln. Im andern Falle — d. h. wenn im Kunstwerk entweder auf solche positiven Ideenträger oder auf solchen sittlichen Kampf verzichtet wird — verführt das dichterische Zweckbewußtsein eben leicht zur einseitig kritischen oder zur einseitig verträglichen Darstellung der Zeit und des Lebens, zur Konstruktion von Anklagewerken oder Erbauungsdichtungen mit ihren niederen Abarten, dem Tendenzpamphlet und dem Unterhaltungsmachwerk. Man schlage nur die großen Dichtungen

der Weltlitteratur nach: die großen sind eben diejenigen, die solche vom stärksten Herzschlag ihrer Zeit erfüllte Vollnaturen im Kampf mit überkommenen Begierden, Übeln, Lastern, Unzulänglichkeiten oder Mißständen, sei es nach außen, sei es gegen sich selber, vorführen. Das ist natürliche Sittlichkeit, künstlerisch unbefangener Idealismus, im Gegensatz zum dogmatisch moralistischen, lehrhaft befangenen Idealismus, mag dieser nun ein optimistisches, mag er ein pessimistisches Gesicht zeigen.

Zu jenem höchsten Kunstziel hatte Gerhart Hauptmann — gleichviel vorläufig, ob aus einem unklaren Naturbedürfnis, ob mit klarer Absicht — in seinem Loth, wie er bis zu dem erquickend echten Liebesidyll gehalten ist, einen Anlauf genommen. Da schien sich ein Mensch entwickeln zu sollen, beschränkt zwar in seiner Einsicht, durchaus nicht besonders gründlich und selbständig im Urteil, aber von einer ursprünglichen Empfänglichkeit für das gemütlich Reine und Echte, von einer unwillkürlichen Voreingenommenheit für den selbstlosen Gedanken, der sich grade in der Menschheit regt, von einer starrsinnigen, einer — um Hauptmann selbst reden zu lassen — „bärenhaften“ Kraft, mit Leib und Leben einzutreten für das, was sich einmal auf diese Weise als „Überzeugung“ in ihm festgesetzt hat. Kein zielloser Wahrheitsbold und Lügenschnüffler also — wie etwa Gregor Werle in der „Wildente“ —, der für jede Lebenslage irgend eine weltverbesserische Phrase in Bereitschaft hat, sondern ein Mensch, der von einer bestimmten Wahrheit durchdrungen ist, ohne sich vielleicht über die Gründe Rechenschaft geben zu können, der diesen bestimmten Wahrheitsgedanken verwirklichen will, — ein Ideologe meinetwegen, besessen von einer „fixen“ Idee, dem diese Idee aber innerste Empfindung ist, der unter Umständen Alles kalt zu Boden treten könnte, was seiner Überzeugung entgegenstrebt oder -arbeitet. Jedoch nur, solange diese Überzeugung sein *einziges* Gefühl ist und soweit sie wirklichen, handgreiflichen, persönlichen Widerstand findet.

Erwacht dagegen in einem solchen Menschen ein echt sinnliches, wahr leidenschaftliches Gefühl, ein urnatürliches also im Gegensatz zu dem vernunftgeborenen, ein Drang von Mensch zu Mensch, Wesen zu Wesen, gar zu einem Wesen, das ganz im Denken und Fühlen dieses Menschen aufgeht: so wird er einen solchen Besitz mit derselben starrsinnigen Kraft festhalten wie seine ganze Weltanschauung, wird den Wunsch der Leidenschaft mit seiner Weltanschauung zu verschmelzen, das zweite Wesen mit seinem eignen Wesen immer inniger zu vermählen streben. Und sollte diese beiderseitige Weltanschauung durch einen seltsamen Zufall — hier Familienalkoholismus — die Vernunft zur *Feindin* des sinnlichen Wunsches machen, so werden sie sich nach einem urewigen Naturgesetz als eine *Aus-*

nahme von der Schicksalsregel betrachten und den Wunsch um so hartnäckiger durchzusetzen suchen, sollten gleich er oder sie oder beide an jenem Zwiespalt früher oder später zu Grunde gehen.

Obenein, und das ist die Hauptsache, hätte einerseits ein solcher Zwiespalt des vernünftigen Willens und des sinnlichen Begehrens den zielbewußten Kampf Loths gegen die hergebrachten „Verkehrtheiten", d. h. die soziale Idee des Dramas, sinnfälliger bloßgelegt, hätte durch das Hemmungsmoment des sinnlichen Kampfes den anschwellenden sittlichen Kampf um so kräftiger herausgepreßt, die Spannung durch den Druck um so heftiger entladen; andrerseits würde ein derart begründeter Untergang — sei es Loths, sei es Helenens, sei es Beider — „tragisch" gewirkt, sittlich überzeugt, seelisch ergriffen haben. Anstatt dessen ein widersinniger, nichtssagender Verzicht, ein unsinniges, zweckloses Opfer. Doch darüber später; hier ist zunächst festzustellen, warum die tragische Wirkung nicht verspürt worden ist.

Was ist das Tragische? Wodurch wirkt es? Ist es etwa ein überwundenes oder ist es ein entwickelungsfähiges, unter Umständen notwendiges Kunstmittel? —

Wie vorhin nachgewiesen, treibt das dichterische Zweckbewußtsein in höchster Potenz zur Erzeugung naturgemäßer Idealgestalten, die den sittlichen Kampf der Menschheit zu einer bestimmten Zeit, in einem bestimmten Volke bewußt oder unbewußt widerspiegeln. Voraussetzung ist selbstverständlich immer, daß die treibende sittliche Idee vom Dichter in der That klarbewußt erfaßt worden ist; hieraus erklärt sich auch der Umstand, daß der große Dichter bei den Zeitgenossen, die der Mehrzahl nach zu solcher Erkenntnis nicht befähigt sind, in der Regel zuerst auf Widerspruch stößt.

In jenem Kampfe kann der Ringende siegen oder unterliegen. Im erstern Falle ist das sittliche Zweckbewußtsein des unbefangenen Vernunftmenschen ohne weiteres befriedigt. Im letztern Falle nur, wenn der Untergang aus sittlichen Gründen notwendig erscheint — Gründen eben, die in derjenigen Weltanschauung oder Zeitauffassung wurzeln, für deren Durchbruch gekämpft wird. Nun kann der Untergang hauptsächlich durch äußere Einflüsse oder hauptsächlich durch innere Eigenschaften verursacht sein. In beiden Fällen aber muß der Ringende seinen Untergang selbst, also durch sein Ringen, herbeigeführt haben, da sonst Idee und Handlung auseinanderfallen würden, der Untergang für den dargestellten Kampf wertlos, zur dramatischen Idee beziehungslos, also sittlich unvernünftig, künstlerisch zwecklos sein würde.

Und zwar wird der Untergang, falls er durch äußere Einflüsse verursacht wird, sittlich notwendig erscheinen nur dann, wenn entweder der

Kämpfende den Sieg der sittlichen Entwickelungsidee wohl erstrebt, letztere selbst aber nicht richtig erkannt, wenn er sich also im Ziel geirrt hat und somit die treibende Idealkraft durch den von ihm entfesselten Gegenkampf in die Erscheinung tritt — oder zweitens, wenn er das sittliche Ziel wohl richtig erkannt, aber im Kampfe dafür unsittliche Mittel angewandt, sich also derselben hemmenden Kräfte, die er vernichten wollte und dadurch zum Gegenkampf entfesselte, bedient hat, nicht aus eigenem Antrieb, sondern unter dem Zwange übermächtiger Verhältnisse, d. h. wenn die Entfesselung des Kampfes sittlich zwecklos war. Mit diesen Mitteln arbeitete vornehmlich die tragische Kunst der Hellenen.

Auf der andern Seite wird dementsprechend infolge innerer Eigenschaften der Untergang nur dann sittlich notwendig erscheinen, wenn entweder der Kämpfende den Sieg der treibenden Entwickelungsidee blos erstrebt hat, um damit selbstsüchtigen, d. h. sittlich hemmenden Nebenabsichten zu dienen, wenn also durch den Gegenkampf die sieghafte Idee vor der Natur des Siegers selbst geschützt wird — oder zweitens, wenn er zwar aufrichtig jener treibenden Kraft zum Siege verhelfen will, dabei aber in Zwiespalt gerät mit irgend welchen übermächtigen Empfindungen, die der in ihm verkörperten sittlichen Weltanschauung widerstreiten, wenn also der sittliche Kampf verschlungen wird von einem Kampf des Eigennutzes und somit der Kämpfende selber, ob bewußt ob unbewußt, die Entwickelungsidee, um deren willen er den Gegenkampf entfesselt hat, mitzuhemmen beginnt. In diese Grundbestandteile lassen sich hauptsächlich Shakespeares Verwickelungen auflösen. Natürlich kann ich hier nicht auf alle die möglichen Kombinationen eingehen, die im Schoße dieser Elemente ruhen.

Immer wird demnach der sittlich genügend begründete Untergang des ringenden Individuums eine Idee enthüllen, die zu einer bestimmten Zeit, in einem bestimmten Volke für die Gattung entwickelnde Kraft hatte oder noch hat, eben diejenige mittels kämpfender Gestalten dargestellte Idee, durch die der zweckbewußte Dichter das sittliche Zweckbewußtsein des natürlichen Menschen bethätigt. Das „Sittliche" — des sicheren Verständnisses wegen sei dies ausdrücklich wiederholt — immer nur aufgefaßt als Glauben an die treibende Kraft im Entwickelungskampfe der Menschheit! Es ist bedauerlich, daß die beiden Begriffe, die ich im Laufe dieser Auseinandersetzungen als „natürlich-sittlich" und „moralistisch" geschieden habe, weder in unsrer noch auch wohl in andern Sprachen durch besondere Schlagwörter fest gegen einander begrenzt sind. Auch „Sitte" und „Sittlichkeit" geben den Unterschied so wenig wieder, daß vielmehr das zweite Wort beide Begriffe umschließt. Diejenige Sittlichkeit, die auf Entwickelung der Gesamtheit hindrängt, ist eben eine andere als diejenige, die nur der Er-

haltung der Gesamtheit dient. Die erste hat einen mehr gläubigen, religiös ekstatischen — die letztere einen mehr verständigen, ethisch logischen Charakter. Jene wurzelt mehr in Gemüt und Anlage, diese mehr in Einsicht und Erziehung des Menschen. Daher die letztere immer von der ersteren befruchtet wird und dann ein neues Dogma gebiert, die erstere immer gleichsam aus sich selber wächst und neue Entwickelungskeime zeugt, sobald das Dogma zu altern droht. Durch solche Scheidung der Begriffe fällt auch gleich ein helleres Licht auf die Berührungspunkte zwischen künstlerischer, sittlicher und religiöser Selbstentäußerung und ihre geschichtlichen Zusammenhänge.

Indessen nicht blos die selbstlose, der Gattungsförderung nachhängende Vernunft, sondern auch die sinnliche Selbstsucht des natürlichen Menschen will durch die Kunst befriedigt werden. Er will nicht blos sittlich überzeugt, er will auch im Gefühl ergriffen sein durch den Untergang solcher Idealgestalten; er will nicht blos Erkenntnis ernten, er will auch eine Lustwirkung empfinden. Angebahnt wird diese Wirkung allerdings schon durch den Kampf an und für sich. Da wird gerungen um das Höchste, wofür wir selbst im Leben ringen. Unsre Gleichgiltigkeit ist überwunden: der Dichter ringt als Schöpfer seiner ringenden Gestalten mittelbar für uns. Unserm stärksten sinnlichen Drange, dem Selbsterhaltungstriebe, ist geschmeichelt; wir nehmen teil an dem Schicksal des Kämpfers, wir übertragen unsre eigne Liebe zum Leben auf ihn, wir bangen mit ihm, wir sind gespannt auf den Erfolg. Der Kämpfende unterliegt. Wir sehen ein, daß sein Untergang sittlich notwendig war; aber unser Selbsterhaltungstrieb würde sich beleidigt fühlen, wenn der Untergang nicht auch sinnlich als wünschenswert empfunden würde. Wir sind befriedigt nur dann, wenn der Kampf ein so unendliches Leid in der Seele des Kämpfenden erzeugt hat, daß die Vernichtung seines Lebens uns mit der erkannten Notwendigkeit versöhnt als Erlösung vom Schmerz des Lebens. Jedoch wir übertragen die Regungen unsres Selbsterhaltungstriebes nicht ganz auf den Kämpfenden: neben der sinnlichen Ergriffenheit unsres Gemüts durch sein leidvolles Geschick bleiben wir uns doch zugleich unsrer Eigenpersönlichkeit bewußt. Unser Selbsterhaltungstrieb fühlt sich zugleich gereizt durch die Unzulänglichkeit des Kämpfenden selbst; wir empfinden sie als ein Vergehen gegen unsre höchsten Lebensinteressen und gewissermaßen als Undankbarkeit gegenüber der Teilnahme, die wir ihm schenkten. Wir wollen gerächt sein. Der Untergang des Ringenden — sittlich als notwendig erkannt — erscheint uns nun auch sinnlich wünschenswert noch deshalb, damit diese unsre selbstsüchtige Rachgier befriedigt wird. Wir weiden uns an seinem Leid mit jener grausamen Wollust, die in ihrer ursprünglichsten Rohheit den Wilden stachelt, seinen gefangenen Feind zu martern, die sich in den Tierquälereien des naiven

Kindes offenbart, die noch heut uns packt beim Anblick einer Lynchung oder Hinrichtung, und die eben durch die Dichtkunst allmählich veredelt und sittlichen Entwickelungszwecken dienstbar gemacht worden ist.

Diese Erwägungen, in Kunstgriffe umgesetzt, ergeben sich — wenn wir die großen Dramen der Weltlitteratur daraufhin betrachten — als die Mittel, durch deren vollkommene Vereinung eine Wirkung erzielt wird, die wir „tragisch" nennen. Das Tragische ist demnach der sittlich als notwendig erkannte, sinnlich wünschenswerte Untergang von ideal ringenden Gestalten durch mittelbare oder unmittelbare Selbstvernichtung, die von unerträglichem Seelenleid befreit. Also nicht die Gerechtigkeit macht den Untergang des Ringenden erforderlich, weil er eine Schuld auf sich geladen hat, die Sühne erheischt; wer könnte auch darüber entscheiden? nur der dogmatische Idealist! Sondern das natürliche Zweckbewußtsein macht ihn notwendig, einerseits als sittliches Zweckbewußtsein, weil da ein Mensch einen Kampf heraufbeschworen hat, dem seine sittliche Unzulänglichkeit (seine Unvernunft) nicht gewachsen ist, durch den er daher Selbstzerstörung übt, — andrerseits als sinnliches Zweckbewußtsein, als Glückseligkeitstrieb, weil die Rückwirkung jener Unzulänglichkeit solches Leid in ihm erzeugt, daß sein Leben widersinnig, seine schließliche Selbstvernichtung zur Selbsterlösung wird. Und nicht durch Mitleid (mit dem Unterliegenden) und Furcht (vor der eignen Schwäche) bewirkt diese Selbstvernichtung einen Genuß in uns vermittelst einer „Reinigung"; denn Das wären keine Genüsse, und die „Reinigung" liegt eben schon in jener Erkenntnis der sittlichen Idee, die durch das tragische Ende enthüllt wird! Sondern der Genuß besteht in der Aussöhnung unserer Lebensfreude mit dem tragischen Ende — also grade in der Befreiung von dem durch das tragische Ringen in uns erzeugten Mitringen, Mitleiden, Mitbangen — und in der Befriedigung unsrer Rachewollust durch das tragische Ende. Wir gewinnen somit durch Anwendung einer modernen Untersuchungsmethode erweiterte, umfassende Kunstbegriffe, welche die alten Erklärungen, die zu ihrer Zeit vielleicht erschöpfend gewesen sind, nicht etwa ausschließen, sondern auf tiefere Wurzeln zurückführen. Also die tragische Unvernunft des Menschen: das ist es, was das tragische Schicksal begreiflich und ergreifend macht, Das vor Allem muß zur vollen Darstellung gebracht werden. Eben der Glaube des Menschen an seine Ausnahmestellung im Ganzen und die Folgerungen, die der Einzelne daraus zieht! Denn das ist das „große gigantische Schicksal", welches die „Menschen erhebt", wenn es den „Menschen zermalmt" — wenn ich mir diese Verbesserung Schillers erlauben darf.

Nach all dem ist es nun erklärlich, warum wir in dem Stück „Vor Sonnenaufgang" durch den Selbstmord **Helenens** nicht so sehr er-

schüttert als vielmehr zum Widerspruch gereizt werden; es fehlen einige der wesentlichsten Vorbedingungen für die tragische Wirkung. Der Untergang des Mädchens erscheint uns durchaus nicht sittlich notwendig; im Gegenteil, die an sich schon ziemlich unbestimmte sittliche Idee des Stückes — die Überwindung jammerhafter Verhältnisse durch Arbeit und Kampf für eine bessere Zukunft — wird gradezu mit ihr vernichtet, nachdem Loth dem sittlichen Kampf mit Redensarten aus dem Wege gegangen ist. Ihr Selbstmord ist nicht sittliche, sondern ganz formale Selbstvernichtung. Er erscheint uns aber auch nicht sinnlich wünschenswert. Denn wir haben nichts oder nur wenig von einem Kampf bemerkt, der so unendliches Leid glaubhaft machen könnte, daß ihr Ende als Selbsterlösung wirkt. Die Thatsache überrascht uns, und wir müssen verstandesmäßig rückwärts schließen auf starke leidvolle Vorgänge in dem Gemüt des Mädchens, die uns sinnlich kaum wahrnehmbar gewesen sind. Gar eine schaurige Befriedigung über das Ende dieses Geschöpfes zu empfinden, wird kaum einem Scharfrichter beikommen. Wir empfinden ihren Untergang als überflüssige, beinahe unverständliche Rohheit.

Und damit ist zugleich die Frage erledigt, ob die volle tragische Begründung erforderlich ist, um uns das unglückliche Ende eines bühnendichterischen Geschöpfes glaubhaft zu machen. Diesem Mädchen würden wir, wenn wir ihr Schicksal in Wirklichkeit erlebten, unser Mitleid freilich nicht versagen; aber ihr Untergang als Schicksal einer künstlerischen Gestalt wirkt unwahr. Denn die Wahrheit der Kunst unterscheidet sich von der Wahrheit des Lebens und wird sich immer unterscheiden durch Eines. Der Vorgang des Lebens erscheint uns wahr, eben weil er vor sich geht; unsre Sinne überzeugen unsre Vernunft. Die künstlerische Handlung dagegen, als ein Erzeugnis vernünftiger Geistesthätigkeit, wirkt mittelbar durch die Vernunft auf unsre Sinne; sie erscheint uns wahr nur dann, wenn ihre Notwendigkeit zureichend begründet ist. Und was die tragische Handlung angeht, so werden wir offenbar zur Erzielung voller künstlerischer Wirkungen und zur dichterischen Gestaltung neuer positiver Ideen nicht dadurch gelangen, daß wir Mittel der Begründung, die in jahrtausendelanger Vorarbeit gefunden, ausgebildet und als zwecknotwendig erkannt worden sind, einfach über Bord werfen, sondern dadurch, daß wir sie auf neue Grundmotive anwenden, die dann infolge naturnotwendiger Anpassungen, Umbildungen und Verbindungen auch neue zweckmäßige, d. h. nicht selbstzweckliche Darstellungsmittel erzeugen werden. Nur solcher Wechsel in der Art der Begründung bedeutet die Fortschritte dieser Kunst; die Anpassung der Form an den Rohstoff der Wirklichkeit hat erst mittelbar damit zu thun. Ein rascher Ausblick auf die großen Umrisse derjenigen Kunstepochen, von denen die deutsche Dramatik

bis vor kurzem hauptsächlich beeinflußt worden ist, möge dies zeigen, und zugleich im Beispiel verdeutlichen, was ich unter einer sittlichen Entwickelungsidee im höchsten poetisch-dramatischen Sinne verstehe.

Des Atheners sittliche Weltanschauung ging ganz auf in der Ausbildung des Menschen zum Staatsbürger, in der Entwickelung einer harmonischen Gleichberechtigung der Tüchtigen. Die Gesamtheit der Bürger wachte mit Eifersucht darüber, daß nicht die Machtfülle des Einzelnen — wozu der hellenische Charakter leicht verlockte — die Machtvollkommenheit des Gemeinwesens beeinträchtigte; und selbst die landläufige Moral pries zuletzt als höchste Mannestugend die *σωφροσυνη*, die besonnene Mäßigung. Die Religion, aufs Innigste vermählt mit den staatlichen Einrichtungen, gipfelte in dem Glauben an eine Schicksalsmacht (*ἀτη*, *ἀναγκη*, *νεμεσις*), die berufen war, die *ὑβρις*, die Überhebung des Einzelnen, zu bändigen oder zu brechen; eine Macht, der selbst die Götter unterthan. Das tragische Schauspiel, ein Kind der Religion, aufgefaßt und ausgeübt als gottesdienstliche Handlung, erfüllte daher seinen natürlichen sittlichen Zweck, indem es jene religiös politische Idee in dem Untergang kämpfender Gestalten enthüllte. Das tragische Ende erschien sittlich notwendig, wenn die gewaltige Tüchtigkeit eines Menschen verblendet oder unwillkürlich jener höchsten Macht entgegenwirkte, wurde demgemäß begründet — wie vorhin des Näheren erörtert — durch Entfesselung äußerer Einflüsse. Man empfand: wie ungeheuer, wie verehrungswürdig und unantastbar in ihrer Furchtbarkeit muß eine Notwendigkeit sein, die solche Gewaltmenschen zu beugen, zu vernichten vermag! Also eine Wirkung, vermittelt durch die reine, gläubige Anschauung des Künstlers wie des Genießenden, eine Wirkung schon durch die bloße Wucht der Gestalten; denn es mußten eben Gewaltmenschen sein, wenn ihre Handlungen bei dieser sittlichen Voraussetzung Eindruck machen sollten. Darum einerseits die Wahl der Stoffe aus den riesenhaften Tyrannengeschlechtern der Sagenzeit, und daher andrerseits die engsinnige Deutung des tragischen Eindrucks, wie sie in den Kunstbegriffen des Aristoteles auf uns gekommen ist. Es war natürlich, daß man die Aussöhnung des Gemüts mit dem tragischen Schicksal übersah, weil man zugleich etwas wie Erbarmen mit der Hilflosigkeit aller menschlichen Kraft verspürte. Es war natürlich, daß man jene grausamen Schauer der Wollust auslegte als ein furchtsames Bangen vor der eigenen *ὑβρις* und der Übermacht der *νεμεσις*. Es war natürlich, daß man jene zweckbewußte Erkenntnis der sittlichen Notwendigkeit auffaßte als eine sinnlich gläubige Reinigung von Mitleid und Furcht, d. h. von den Regungen der eigenen *ὑβρις*.

Die hellenische Bildung entartete. Die Welt erlebte die Lehre Jesu. Sie wies den Weg zur unbeschränkten Freiheit und Glückseligkeit des Ein-

zelnen, indem sie den Menschen überzeugte von der Unabhängigkeit des selbstlosen Gemüts, indem sie den Glauben des Individuums emporriß aus dem Dienst staatsbürgerlicher Herrschaftsgelüste, stammesbrüderlichen Kastendünkels. „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ Das bedeutete die Loslösung des religiösen Bewußtseins vom politischen Bewußtsein, die Auflösung der antiken Staatsformen: der polytheistischen Aristokratenrepublik und der autotheistischen Kaiserdemagogie der griechisch-römischen Welt, und nicht minder der patriarchalischen Theokratie des Semiten. Es war der Grundstein gelegt für eine sittliche Weltanschauung, die hinausgelangte über die engen Grenzen der nationalen Eigentümlichkeit. Die sittliche Vernunft begann den Kampf für die Gleichberechtigung aller Menschen, für die freie Entwickelung der Eigentümlichkeit jedes Einzelnen. Und diese Religion, die solche Keime in sich barg, wurde zur Kulturreligion erhoben durch die letzten Kraftanstrengungen des römischen Staates, des selben Staates, der jenem sittlichen Gedanken bereits vorgearbeitet hatte durch Ausbildung eines ökonomischen Rechtssystems, dem die unbeschränkte Gewalt des Individuums — freilich nur erst des besitzenden, des machthaberischen Individuums — oberstes Leitziel gewesen war, und zugleich des Staates, in welchem der kosmopolitische Indifferentismus des staatsmüden Hellenentums zum weltmännischen Bildungssport geworden war; denn dieser Kosmopolitismus aus skeptischer Haltlosigkeit war immerhin etwas wesentlich Anderes als das Weltbürgertum aus humaner Überzeugung, das später erst dem Christentum entsprang. Und nun erlag das altersschwache Rom und hinterließ das Erbe seiner Kultur, seiner Bildung, seines Wirtschaftsrechtes, seiner neuen Religion der jungen Kraft des Germanen, der den Drang nach Selbstherrlichkeit schon als eingewurzelte Gemütseigenschaft mitbrachte.

Die neue Religion bedeutete aber, mit ihrer eigenen Loslösung vom Staat, zugleich auch die Loslösung der tragischen Kunst vom Staat und seinen nationalen oder partikularen Machtzwecken — und zugleich auch die allmähliche Loslösung dieser Kunst von der Religion selbst, deren eigentümlicher Erlösungsglaube ja das tragische Gefühl als sündhaft ausschließt. Nichtsdestoweniger lag in dem sittlichen Inhalt dieser Religion, eben in der Lehre vom unterschiedslosen Werte des persönlichen Gemütes, der Keim für ein neues tragisches Entwickelungsmotiv verborgen; derselbe Keim, aus dem nachher der Kirche selbst die Reformation und den Staaten die Revolution über den Kopf wuchs. Nicht mehr die politische Entwickelungsidee einer begrenzten Volksgemeinschaft konnte das sittliche Zweckbewußtsein des Dichters beim Schaffen bestimmen: er mußte schließlich dazu gelangen, in dem sittlichen Kampf seiner Gestalten die freie Bethätigung des rein menschlichen Kraftbewußtseins, das natürliche Recht der starken Eigentümlich-

keit, die freie Entwickelung der persönlichen Eigenschaften, den sittlich freien Willen zum Austrag zu bringen. Der Untergang des tragischen Kämpfers mußte demgemäß vorwiegend durch innere Eigenschaften begründet werden. Es entstand das Drama der maßlosen Leidenschaften, der zwiespältigen Charaktere, wie es zur höchsten Vollendung durch das germanische Genie Shakespeares gedieh. Das tragische Ende erschien sittlich notwendig, wenn die Eigenart des Ringenden das allgemeine Gleichgewicht der sittlichen Freiheit gefährdete (Macbeth, Lear, Richard III., Coriolan) oder die Bethätigung des eigenen unabhängigen Willens durchkreuzte (Hamlet, Timon, Romeo und Julie, Brutus in „Julius Caesar") oder wenn gar Beides zusammentraf (Othello, Antonius und Kleopatra). Übrigens spricht Shakespeare selbst im letztgenannten Stück (Akt 3, Szene 11) dies sein oberstes tragisches Motiv mit klaren Worten aus, zugleich auch das Gesetz der tragischen Unvernunft berührend.

Also auch hier wieder wurde durch die Art der tragischen Begründung die Wahl der Stoffe und der Stil bedingt; nur Gestalten von außerordentlich gesteigerter Eigenart vermochten bei dieser sittlichen Voraussetzung durch ihre Handlungen das ideale Zweckbewußtsein des natürlichen Menschen zu befriedigen, die treibende Entwickelungsidee der Zeit künstlerisch überzeugend zu enthüllen.

Das sind die Kunstepochen, unter deren Einfluß die deutsche Trogödie bis vor kurzem noch gestanden hat; das sind die Vorbilder, über die sie sich noch nicht erhoben hat. Denn wir leben noch mitten im Kampfe um ein neues Ziel der sittlichen Weltanschauung. Zwar haben wir erkannt, daß der sittlich freie Wille des Einzelnen seine natürlichen, sinnlichen, oft sehr engen Grenzen hat, daß also ein neues natürliches Ideal erstrebt, neue Beziehungen zwischen dem individuellen Willen und dem Willen der Gesamtheit gefunden werden müssen; aber diese negative Einsicht wartet noch des positiven Ergebnisses, so mächtig auch die Strömungen nach neuen festen Entwickelungszielen heute wieder mit einander ringen (Marx, Tolstoi, Nietzsche, auch die Ethik der Spiritisten). Freilich versuchte man zu Ende des letzten Jahrhunderts in Deutschland die sittliche Weltanschauung durch eine philosophische zu ersetzen; der freie Wille sollte aus sich selbst beschränkt werden, und das Dogma des kategorischen Imperativs spiegelte sich wider in der Kunst Schillers. Indeß unter diesem dogmatischen Idealismus verkümmerte nur die tragische Wirkung, ohne daß man im Grunde über das alte Entwickelungsideal hinauskam. Die natürlich sittliche Zweckmäßigkeit, die den tragischen Kampf lenkte, sodaß Unzulänglichkeit und Leid des Ringenden seine Selbstzerstörung-und-erlösung notwendig machten, schrumpfte zusammen zu einer lehrhaft moralischen, fast juristischen Gerechtigkeit, die ein selbst-

verschuldetes Schicksal mit erbaulichen Sentenzen auf den Sühnealtar schleppte. Schiller selbst freilich entschädigte uns für die natürliche Anfechtbarkeit der tragischen Motive seiner späteren Stücke über und über durch die orgelhaft hinreißende Wucht in Stil und Durchempfindung seiner zeit- und weltumspannenden Gedanken.

Höchst eigentümlich hat bisher nur Goethe den schwankenden Zustand dieser maßstablosen Zeit, in deren Ausgang wir noch heute leben, als tragischer Dichter ausgebeutet. Er setzte diesen Zustand gradezu an die Stelle solches treibenden Entwickelungsideals, und so steht Faust für immer fest als Prototyp des Menschen ohne sittlichen Maßstab: des Menschen jeder Übergangsepoche. Und Das ist die Seele aller jener Gestalten, die uns auch in dem Dramatiker und Epiker Goethe vorwiegend den Lyriker sehen lassen: jener Stimmungshelden Weislingen, Werther, Clavigo, Egmont, Hermann, Tasso, Eduard, Wilhelm Meister u. s. w., über die auch unsre Neuesten noch nicht hinausgekommen sind mit ihren Oswald Alving's, ihren Loth's und Vockerath's und wie sie Alle heißen. Und wenn der Dichter Goethe aus dem Häuschen geriet, sobald man Etwas über die sittlichen Zwecke der Kunst verlauten ließ, und dies ihm auch noch heute kindergläubig nachgebetet wird, trotz aller formalen Andersgläubigkeit: so hat dies eben seinen Grund ganz und gar in jener innersten Gebundenheit. Aber man vergesse nicht, daß derselbe Dichter Goethe, der nebenbei auch als Ästhetiker seine lichten Augenblicke gehabt haben soll, die Kunst als „Auslegerin der Natur" verherrlichte; warum nicht also auch als sittliche Auslegerin?! —

Heute aber ist an die Stelle der deduktiven Spekulation über das abstrakte Individuum, mit der uns die Rhetoriker den tragischen Geschmack verdarben, eben blos die induktiv naturwissenschaftliche Massenbeobachtung und die statistisch soziale Betrachtung des Durchschnittsmenschen getreten. Man hat die „Macht der Verhältnisse" studiert, besonders der hemmenden, da für die treibenden wie gesagt der rechte sittliche Zukunftsmaßstab heut noch nicht gefunden scheint. Aber anstatt daraus den Schluß zu ziehen, daß neue wertvolle Kunstformen, d. h. eine neue zweckmäßige Art der Begründung von künstlerischen Handlungen, und damit auch die allmähliche Entfaltung neuer natürlicher Ideale, nunmehr wohl am ehesten erzielt werden könnten durch eine gleichmäßige Betonung der inwendigen und der umgebenden Triebkräfte, der inneren Eigenschaften und der äußeren Einflüsse, ist man vorläufig — allerdings infolge einer erklärlichen Reaktion — wieder in das andere Extrem zurückgefallen und legt das Übergewicht allzusehr auf die Umstände, das „Milieu", und zwar vornehmlich auf die schlimmen Umstände. Das optimistische Dogma ist abgelöst worden vom

pessimistischen. Die wissenschaftliche Formel wird ausgebeutet zur Konstruktion einer Schicksalsmacht, deren unheimliche Furchtbarkeit der antiken νεμεσις sehr ähnlich sieht, nur daß sie nicht mehr wie im Altertum auf Kraftnaturen anwendbar ist und daher nicht eine als natürlich empfundene sittliche Entwickelungsidee enthüllt, sondern im Gegenteil den Glauben des zweckbewußt handelnden Menschen an den natürlichen Fortschritt aufs Tiefste beleidigt. Man übersieht, daß solche Formeln eben keine natürlichen Gesetze darstellen, da sie sonst keine wirklichen Ausnahmen bei den Einzelnen zulassen würden, daß sie vielmehr bloße Regeln sind, gewonnen aus der Beobachtung willkürlich ausgewählter und auf wenige absonderliche Eigenschaften hin untersuchter Gruppen von Individuen. Daher die Wahl der Stoffe aus denjenigen Erscheinungen der Gegenwart, über die wir die anscheinend sichersten Ergebnisse der Forschung besitzen: vererbte Krankheiten, Wahnsinn, Alkoholismus, Neurasthenie, soziale Verkommenheit u. a. m., — im „Friedensfest“ schon gar verschämte Liebäugelei mit dem Nikotinismus. Daher aber auch die notwendige Folge, daß grade das, was uns notthut, die dichterische Offenbarung der eigentlich zeitbewegenden, treibenden Kräfte der Gegenwart, die sich eben nur verkörpern lassen in zweckerfüllten, über das Durchschnittsmaß hinausragenden Idealträgern, durch die Darstellung solcher einseitig angeschauten Verhältnisse immer weiter hinausgeschoben wird; und daher auch das unabweisbare Gefühl des unbefangenen Vernunftmenschen, daß in diesen Stoffen und Vorgängen, selbst bei peinlichster Anpassung an die Einzelheiten der Wirklichkeit, dennoch ein im Ganzen unwahres Weltbild entrollt wird. Daher endlich im besten Falle, d. h. wenn das natürliche Zweckbewußtsein des Dichters in dem unglücklichen Ende seiner unselbständigen Geschöpfe eine sittliche Idee zum Ausdruck bringen will, der Ersatz des naturnotwendigen Kampfes um die Selbsterhaltung, der eigenpersönlichen Entwickelung zur Selbstvernichtung, also der Ersatz der tragischen Zweckmäßigkeit und Unvernunft — durch das (in diesem Falle moralische) Symbol, dessen Wesen eben darin besteht, eine im Grunde unbegreifliche Idee vermittelst des Gleichnisses wenigstens äußerlich der sinnlichen Vorstellung zugänglich zu machen. Das klarste und durch die Stimmungsmacht der Umstände künstlerisch am Besten vorbereitete Beispiel*) bietet uns hierfür der Selbstmord der Hedwig Ekdal in Ibsens „Wildente“, an und für sich nur ein fratzenhaftes Seitenstück zu dem zweckbewußten, der edelsten Lebenslust abgerungenen Heilandstode Jesu.

Was die Kunst durch Shakespeare gelernt hat, die Verinnerlichung

*) Vgl. auch die Bemerkung am Anfang über Max Halbe's „Eisgang“. Hier hat sich also die technische Konsequenz dieser ideellen Ratlosigkeit bereits des ganzen Stückes bemächtigt; ohne Frage ein technischer Fortschritt, aber — in einer Sackgasse.

der tragischen Notwendigkeit, glaubt sie mit Einem Mal gänzlich entbehren zu können, weil wir erkannt haben, daß die freie Selbstbestimmung, der sittlich vernünftige Wille nur eine Naturkraft neben andern ist. Als wenn damit ausgeschlossen wäre, daß grade diese Kraft in vielen Individuen vor allen übrigen Kräften wirken, d. h. Handlungen bedingen kann. Und grade solche Individuen sind es, aus denen das dichterische Zweckbewußtsein in höchster Potenz seine Idealgestalten schafft und die Mit- oder Nachwelt positiv hebt. Ein einziger Dichter unserer Zeit hat uns ein Drama geschenkt, in dem ein solcher Ausgleich zwischen dem Zwang der Verhältnisse und der eigenpersönlichen Entwickelung wirklich zur Darstellung gereift ist, in dem durch die tragische Selbstvernichtung einer solchen Idealgestalt eine volle sittliche und sinnliche Wirkung ausgelöst wird: Tolstoi in der „Macht der Finsternis“ mit seinem Bauern Nikita. Nur wer die Aufführung dieses Stückes miterlebt hat, kann ermessen, welch schauriges Weihegefühl, welchen heiligen Durst nach Selbstüberwindung das Geständnis dieses reuigen Lüstlings erweckt, durch das er sich den Gerichten überliefert, — gleichviel ob das Entwickelungsideal Tolstojs, gänzliche Selbstbefreiung vom Genußbedürfnis, auf den Kulturzustand unsres Volkes anwendbar ist, ob nicht.*) Aber wohin wir sonst blicken unter den „großen Realisten“, nichts als kritische Einseitigkeit, pessimistische Tendenz; eine künstlerische That schon, wenn wenigstens — wie bei Dostojewski — der Pessimismus nur als Geist Gottes über den Wassern schwebt, wenn der Genießende gezwungen wird, die bankerotte Weltanschauung des Künstlers aus seinen Geschöpfen und Vorgängen selber zu entnehmen, und er nicht die Menschenmaschinen eine selbstzweckliche Schicksalsformel als Schlüssel zu ihren Verrichtungen in der Brusttasche oder gar auf dem Präsentierbrett mit sich herumtragen sieht! —

Und durch jene dogmatischen Einflüsse ist wohl auch Gerhart Hauptmann verhindert worden, in seinem Loth eine moderne, den natürlichen Glauben an die Menschheit befriedigende Idealgestalt zu schaffen, trotzdem er in dem proletarischen Kampf für die sozialistische Zukunft einen natürlichen, wenn auch unsichern Wegweiser gefunden hatte. Befangen in den Grundsätzen seiner Schule scheute er sich, einen der Umgebung ziemlich unzugänglichen Charakter voll zu umfassen, grade weil dieser Charakter bei der Ausarbeitung alsbald einen „Stich ins Ideale“ abkriegte; und davor haben wir jungen Wüteriche ja eine heidenmäßige Angst, da meinen wir

*) Darum, wie gesagt, ist mir auch Hauptmanns „College Crampton“ trotz Allem so bedeutsam, weil hier doch wenigstens ein Mensch vor uns steht, der aus seinen eigenen Wurzeln heraus begriffen ist und in dessen handelndes Werden oder Vergehen wir nur noch tiefer eingeweiht zu werden brauchten, um ganz zum Genusse einer wirklichen, lebendigen Entwickelungswahrheit zu gelangen.

immer gleich, das Gespenst vom seligen Schiller guckte uns über die Schulter. Und so wurde denn der Schluß à la „Wildente“ angeklebt, und dem Loth mußten natürlich alle möglichen Pinselstriche aufgeschminkt werden, die diesen Schluß einigermaßen vorbereiten sollten, aber ihren Zweck verfehlten, weil sie eben den wesentlichen Grundzug seiner Natur doch nicht ganz verwischen konnten.

Hauptmann scheint allmählich, vielleicht infolge der Wirkungen, die seine Stücke von der Bühne aus auf ihn selber übten, in der That die dramatische Notwendigkeit erkannt zu haben, solche idealen Kraftträger in die Handlung hineinzustellen. Mir wenigstens machte sein drittes Stück — „Einsame Menschen“ — grade aus diesem Grunde einen weitaus reiferen und tieferen Eindruck als das erste oder gar das zweite. Freilich meine ich nicht den Neurastheniker Johannes, dem man seine ganze geistige Bedeutung auch wieder nur aufs Wort hin glauben muß. Aber die Person der Anna Mahr und der Entschluß, mit dem sie in die Zukunft geht: Das besagte zum mindesten eine große ästhetische Erkenntnis, und es wäre auch eine poetische Großthat geworden, wenn der Dichter nicht erst in den beiden letzten Akten angefangen hätte, die Handlung auf dies Ende hin zusammenzuschieben. So hat auch Anna leider einen Schein von unglaubwürdig rhetorischem Pathos behalten, hat nicht Raum genug gehabt, sich recht zum Wesen ihrer Worte auszuwachsen. Denn nicht das ideale Pathos an und für sich wirkt auf der Bühne unglaubwürdig; erst im Mund unfertiger Gestalten erhält es seinen üblen Beigeschmack. Warum glaubt man denn der „dummen Käte“ ihre plötzliche Erleuchtung?! In dieser Gattin ist dem Dichter eben eine volle tragische Gestalt gelungen; leider auf Kosten der Idee des Stückes. Warum das alles, werden wir bald sehen; am deutlichsten, wenn wir das erste Drama des Dichters auf seine dramatischen Mängel hin untersuchen.

Von der Bühne herab wirkte Wesen und Handeln Loths umso unwahrer, als der Schauspieler sich bemühte, beides dadurch in Einklang zu bringen, daß er ihn von Anfang an als Das gab, wozu ihn der Dichter im letzten Aufzug stempelt: einen schwächlichen Schwätzer mit löblichen Vorsätzen, abhängig von jedem einigermaßen energischen Widerpart, von Hoffmann wie von Schimmelpfennig. Diesem Heimchen konnte man unmöglich die „bärenhafte“ Vorgeschichte seines Lebens zutrauen, unmöglich seine ganze agitatorische Mission und den unbekümmerten Freimut, mit dem er Hoffmann zu Leibe rückt, unmöglich seinen Eindruck auf Helene. Vertuschen konnte der Schauspieler den Fehler des Dichters allenfalls dadurch, daß er den Loth von Anfang bis Ende als einen verbohrten, eitlen Fanatiker spielte, der sich die Liebe des Mädchens so obenhin gefallen läßt, weil ihre Bekehrung zu seinem Dogma ihm schmeichelt. Das würde zwar ebenso wenig

zu der Dichtung selbst gepaßt haben, grade zu dem Liebesidyll nicht, das ja der Dichter auf Loth wie eine Naturoffenbarung wirken läßt; aber es hätte wenigstens verhütet, daß der innere Gehalt des Werkes so gut wie ganz verloren ging. Die unkünstlerische Naturwidrigkeit wäre zwar dieselbe geblieben, aber der Abgang Loths hätte, wenn auch nicht sittlich überzeugt, doch vielleicht die moralistische Schnapstendenz des Stückes gerettet. So hingegen schien alles Tiefere eitel Dunst, aufgelesene Parteiphrase, die ersten vier Akte überflüssig, die Handlung noch widersinniger, der Opfertod des Mädchens noch unglaublicher. Denn das Schlimme ist: die Handlungsweise Loths ist die Handlung des Stückes. Alle früheren Vorgänge sind einleitende Stimmungsbilder, Idylle; Helenens Selbstmord klappt nach als seelisch unvermittelte, neue Handlung, für deren wahrhafte Begründung bei Gerhart Hauptmanns breiter Technik wohl ein zweites Stück von gleichem Umfang nötig gewesen wäre, — und in der That könnte man das Schicksal Kätens in den „Einsamen Menschen" als dies zweite Stück betrachten. Selbst des symbolischen Wertes und Eindrucks entbehrte jene Überrumpelung des Zuschauers, weil eben Hauptmann nicht wie Ibsen eine zwingende Gesamtstimmung in eine derartige Parabel ausmünden läßt, nicht wie Ibsen die Geschlossenheit der persönlichen Handlung durch die einheitliche Steigerung der Stimmung ersetzt, gewissermaßen lyrisch den Hörer bannt und spannt; sondern Er verarbeitet jeden einzelnen Vorgang zu einer besonderen Stimmung, läßt den Zuschauer durch logische Verkettung der Einzelstimmungen die Wahrscheinlichkeit der folgenden Stimmungen und den Zusammenhang der Vorgänge selbst folgern, sucht also jedem Vorgang seinen vollen selbständigen Wert zu wahren. Und als solcher ist der Selbstmord Helenens durchaus nicht vorbereitet. Die Augenblicksstimmung, welche durch die Entbindung Marthas und das trunkene Gejohle des alten Krause erzeugt wird, ist nichts als ein sehr wohlfeiles sinnliches Mittel, um die willkürliche Unwahrheit des Vorganges zu verbergen; es wäre genau so glaubhaft gewesen, wenn Helene in dumpfer Trauer händefaltend in einen Stuhl gesunken wäre, nach meinem persönlichen Gefühl sogar glaubhafter. Kurz: von eigentlicher, seelenkundiger, dichterischer Notwendigkeit der Handlung keine Spur, weder in Loth, noch auch in Helene! —

Die Aufführung deckte aber auch Schwächen des Stückes auf, die man beim bloßen Lesen kaum gemerkt, ja zum Teil als Vorzüge empfunden hatte. Grade jene prall aneinandergereihten Stimmungsbilder, durch die eine lebensähnliche Wahrscheinbarkeit der Vorgänge erzeugt werden sollte, erwiesen sich nicht nur als unfähig, die psychodramatische Entwickelung zu ersetzen, sondern vernichteten mehrfach selbst ihre eigene Bedeutung. In der erzählenden Kunst, die das Allgemeingiltige im engeren Kreise breiter betonen

kann, ist das weniger mißlich. Auf der Bühne dagegen schlagen die äußeren Überreichlichkeiten allzu leicht die inhaltlichen Feinheiten tot; zumal deswegen, weil die Phantasie des Empfängers nicht in dem Maße frei ist wie beim Lesen. Sie wird durch die Erscheinung zu stark auf die Erscheinung gebannt; alle Nebensächlichkeiten haben denselben sinnlichen Wert wie die Hauptsachen, und wenn gar der absonderlichen Nebendinge zu viele sind, setzt dies die allgemeine Glaubwürdigkeit des dramatischen Vorwurfs an und für sich schon in Zweifel. Grade solche Stimmungsmittel, durch die der Dichter eine kräftige Anschaulichkeit der Verhältnisse hatte erzeugen wollen und für den unbefangenen Leser in der That erzeugt hatte, versagten auf der Bühne völlig, verzehrten gewissermaßen sich selbst. Ich würde darüber unter andern Umständen kein Wort verlieren; aber bei einem Künstler, der sein erstaunliches Geschick, seine beneidenswerte Beobachtungsgabe dermaßen an die Kleinkunst verschwendet wie Gerhart Hauptmann, ist die Feststellung dieser Mißgriffe von tieferer Bedeutung. Manche Vorgänge, die Entrüstung, Mitleid oder Ekel erregen sollten, wirkten auf ein tendenzfreies Gehirn durch ihre knallige Rüdigkeit einfach lächerlich. So die Heimkunft des alten Herrn Krause, die Rückkehr Kahl Willems vom Nachtbesuch bei der Madame — daß übrigens ein so reicher Bauernjunge sich grade diese Giftmorchel aussuchen sollte, wird Herrn Hauptmann kaum ein Sandwichsinsulaner ohne weiteres glauben —, ferner Hopslabär, das Knechte- und Mägdegeträtsche, zum Teil auch der Entbindungstrubel und sonst noch Kleinigkeiten. Diese Knüppelhiebe zerrissen in Einem fort das Stimmungsgewebe der Dichtung. Mit solchen Mitteln kann, wie gesagt, der erzählende Künstler Stimmung machen; die Einbildungskraft des Lesers, aufs Ganze gerichtet, durch keine äußeren Wahrnehmungen behindert, gleitet darüber hinweg, indem sie einreiht und unterordnet.

Höchste dramatische Gemütswirkungen — wie sie Hauptmann im Gegensatz zu Ibsens logischer Nervosität anstrebt — lassen sich überhaupt nicht durch bloße Stimmungen erreichen. Stimmung ist im Grunde lyrisches Wirkungsmittel, vor allem weil sie an den subjektiven Zustand des Individuums gebunden ist. Im Leben würde nicht blos jeder Einzelne aus irgend einem bestimmten Vorgang seine besondere Stimmung schöpfen, sondern sogar heute diese, morgen jene. Daher wird es keinem Dichter möglich sein, hauptsächlich durch Stimmungsmittel alle Zuschauer für alle Zeiten in denjenigen Empfindungszustand zu versetzen, den er einem gewissen Bühnenvorgang — aus seiner Individualität heraus — entgegengebracht wissen möchte. Dazu bedarf es für das Trauerspiel ganz anderer, innerer Zusammenhänge zwischen Handlung und Charakteren.

Ich will vorläufig einmal zugeben, daß es erstrebenswert sei, die bare

Wirklichkeit in scheinbaren Ausschnitten auf die Bühne zu verpflanzen; aber dann darf man sich nicht wundern, wenn damit auch die Wirkungen ins Theater übertragen werden, die solche Vorgänge im gewöhnlichen Leben auf den unbeteiligten Zuschauer auszuüben pflegen, und zwar auf Jeden, auf das „naive Volk“ erst recht, wie wir das bei der Aufführung des Stückes in der „Freien Volksbühne“ erlebt haben. Tritt uns unvermutet, eben im Ausschnitt, Derartiges auf der Straße entgegen, so sehen wir zunächst nur die groteske Erscheinung im komischen Gegensatz zu ihrer ernsthaft nüchternen Umgebung, und von tausend Menschen wird kaum einer im Augenblick an all die traurigen Zustände erinnert werden, mit denen diese Erscheinung verknüpft ist. Die Sinne sind eben mächtiger als die Logik, und nur stete logische Geistesgegenwart kann über jene unwillkürlichen Sinnesregungen hinweghelfen. Solche Geistesgegenwart muß also der Künstler von der Bühne herab zu erzeugen wissen. Er muß sparsam mit den Stimmungseindrücken wirtschaften, um den Verstand des Zuschauers auf die seelische Bedeutung derartiger Vorgänge aus langer Hand dressieren zu können, und er muß den lebensähnlichen Umschlag der Stimmung durch künstlerischen Wechsel der Stimmung zu brechen wissen.

Wenn aber halbe Akte lang, zum Teil von ganz überflüssigen Leutchen, nichts weiter getrieben wird als diese zusammengeklaubten Plattheiten, so lassen die dicken Lichter die Schatten, welche sie erst streuen sollen, gar nicht zu Gesichte kommen, wirken als Selbstzweck, als künstlerisch unverdautes Einzelwerk. Kurz: die Farben des Hintergrundes drängen sich so vor, daß man vom Bilde selber an umfangreichen Stellen überhaupt nichts merkt. Ja, es ist sehr die Frage, ob nicht durch Naturgetreuigkeiten so pedantischer Art, gleichsam wie durch Wucherpilze, die gesunde Entwickelung der Handlung und die kräftige Entfaltung der treibenden Idee schon in den Keimen ersticken muß. Und so werden wir folgerichtig auf die Frage nach der dramatischen Zweckmäßigkeit der äußeren Form geführt, der besonderen Schreibart, wie ich sie eingangs aus Hauptmanns erstem Stück gekennzeichnet habe, wie er sie in seinem zweiten Stück noch kniifflicher ausgefeilt hat und wie sie inzwischen von den Herren Holz und Schlaf zur fertigen Schablone geprägt worden ist, — wie sie aber Hauptmann selbst in seinem dritten Stück schon wieder zu verlassen beginnt. Allerdings erst nach dem Schlusse hin, eben unter dem Zwange seiner tieferen Absichten. Aber das ist bedeutsam; und nicht minder bedeutsam ist es, daß ihm aus der ersten, schulgerecht alltäglichen Hälfte dieses Stückes ein Theaterdirektor für die Aufführung einen ganzen Akt streichen konnte. Ich will nicht untersuchen, worüber man sich mehr verwundern soll: über die stiefmütterliche Schere des Direktors oder über das Rabenvaterherz des Dichters.

Aber daß es überhaupt möglich war, aus einem poetischen Gefüge ohne Zerstörung des ganzen Organismus gradezu den Brustkasten herauszuschneiden, das giebt doch auch in technischer Hinsicht viel, sehr viel zu denken.

Form und Inhalt, Leib und Seele des Kunstwerks tragen sich ja gegenseitig. Wenn einem Künstler in einem und demselben Drama so unleugbar lebensvolle, selbsteigene Einzelwesen wie Hoffmann, Helene, Kahl Willem, Beibst und die Spillern gelungen sind, zugleich aber die wirkliche Ausgestaltung der dramatischen Idee und die seelische Begründung der tragischen Handlung ebenso unleugbar mißlungen sind, so wird man der gewöhnlichen, bequemen Erklärung künstlerischer Mängel durch die Begrenztheit des Talents nicht ohne weiteres das Wort lassen dürfen. Umsoweniger, wenn man sieht, daß sich alles Gelungene in einem Gesichtsfeld vereinigt und daß auch alles Mißlungene an einem Faden hängt: ich habe die beiden Thatsachengruppen vorhin kurz als negative und positive Entäußerung der kritisch sozialen Idee des Dramas von einander geschieden. Man fühlt sich genötigt, die Mängel aus den Vorzügen zu begreifen, ihren einheitlichen Zusammenhang im Mechanismus der Dichtung zu suchen. Man wird zu dem Schlusse gedrängt: das von dem Künstler gewählte besondere Mittel der Verkörperung genügte wohl für den einen Teil seiner darstellerischen Aufgabe, war aber unzulänglich für den andern Teil, begünstigte die kritisch nachgestaltende Darstellung auf Kosten der sozial umgestaltenden. Indessen dreist angenommen, daß bei Schwächen von so organischer Geschlossenheit die letzte Ursache doch nur in der einseitigen Weltanschauung des Dichters selbst zu suchen wäre, so würde das höchstens beweisen, daß wir in der besonderen Form, auf die er verfallen ist, eben auch eine Ausgeburt seiner begrenzten Fähigkeiten vor uns hätten: eine Schreibart, angepaßt seinen engsinnigen Absichten, ausreichend für die Wiedergabe lebensähnlicher Stimmungsbilder und durchschnittsmäßiger Menschen, aber unzulänglich für die höchsten und ausschließlichen Zwecke des Dramas.

Diese Schreibart mit ihrer umständlichen Zusammenfügung äußerlich wahrnehmbarer Einzelheiten läßt wohl eine genaue Darstellung plötzlicher Ereignisse oder bestimmter dauernder Verhältnisse oder unveränderlicher Eigenschaften zu; daher ihre treffende Verwendbarkeit für genrebildliche Skizzen à la Holz und Schlaf, „unverbesserliche“ Zustände, unvermittelte Leidenschaftsausbrüche, eigenartige Nebenfiguren und überhaupt für die bloße Vorführung von Gestalten. Sie versagt aber, sobald es sich darum handelt, irgendwelche Entwickelungsvorgänge, umwälzende Erlebnisse im Wesen der Gestalten überzeugend zum Ausdruck zu bringen. Zunächst aus Gründen der dramatischen Ökonomie. Die einleitenden Vorgänge, die begleitenden Nebenumstände und die Verspinnung der Personen in den

entscheidenden Vorgang beanspruchen bei dieser Technik einen solchen Raum, daß für die Darstellung der seelischen Nachwirkungen, auf die der Zuschauer als auf die Hauptsache doch am meisten gespannt ist, einfach die Zeit fehlt. Das Wesentliche wird erdrückt durch das Zuständliche; vergleiche oben Anna Mahr. Diese tiefsten Seelenregungen in ganzer Klarheit ans Licht zu ziehen, ist die neue Schreibart aber auch deshalb unfähig, weil sie durch ihr grundsätzliches Vorbild, die Umgangssprache, vonvornherein gezwungen ist, auf der Oberfläche zu bleiben. Auf diese Weise bringt sie allerdings einen täuschenden Schein alltäglicher Wirklichkeit zustande, zumal bei Nachahmung des Allbekannten, Gewöhnlichen, Gemeinen oder besonders gewaltsamer, aufdringlicher Erscheinungen. Jedoch das Bedürfnis des Menschen nach Deutung der Wirklichkeit, seine Sehnsucht nach „Wahrheit", geht leer dabei aus. Denn die Hauptsache, inwieweit nämlich bei den feineren und ungewöhnlichen Seelenregungen Wort und Geberde thatsächlich den geistigen Zustand decken, bleibt jedesmal zweifelhaft. Dies fiel besonders am Johannes Vockerat der „Einsamen Menschen" auf. Für eine Gestalt wie die Käte genügte wohl die ungeschickte Sprache des Alltags, machte sie vielleicht noch rührender; aber auch ihr mußte der Dichter in den letzten Akten seine konzentrierten Lebensweisheitssprüche in den Mund legen, um sie ganz zur Wirkung zu bringen. An Johannes dagegen vermißte man von Anfang an die überzeugende Macht des Ausdrucks, und Anleihen bei Goethe zu diesem Zweck wird Hauptmann wohl im Ernste nicht auf eigene Rechnung stellen. Jedesmal wenn man eine unwillkürliche, grade durch die seelische Erregbarkeit höchst naturgemäße Geistesoffenbarung dieses Menschen und — mit ihr — des Dramas erwartete: auch dann immer nur ein technisches Gestammel nervöser Interjektionen zu vernehmen, das zerpflückt den Eindruck der dramatischen Gestalt. Zwar werden einige Scharfsichtige, ebenso wie im Leben, aus den äußeren Merkmalen durch Vermutung den inneren Zusammenhang richtig erraten; indeß diese willkürliche Thätigkeit des Zuschauers vernichtet zugleich den Bann der Dichtung, man verspürt Langeweile, denn dieselben Schlußfolgerungen zieht der Einsichtige im Leben selbst viel schneller, und bloße soziale oder pathologische Durchschnittserkenntnisse gewinnt er aus den Erzeugnissen der Wissenschaft viel bequemer und gründlicher.

Eben das, was auch in der Sprache des Lebens unausgesprochen bleibt, obgleich es thatsächlich im Gefühl des Menschen vorhanden ist, die bewußte Ursächlichkeit bedeutsamer Handlungen, die Einheit des Ichs und seiner allmählichen Entwickelung nach Außen, vermag diese scheinwirkliche Kunstsprache nicht greifbar zu machen. Und so, indem sich der Künstler des erschöpfenden, vertiefenden, verdichtenden Ausdrucks entschlägt, indem

er den seelischen Wert des dichterischen Wortes aus der Hand giebt, wird er dazu gedrängt, die Sprache seiner Geschöpfe selber zu kommentieren. Es entsteht das novellistische Zwischenschiebsel, die Polizeisignalements-Charakteristik, der Interpunktions-Naturalismus. Der Dichter fängt an, mit den Mitteln des Schauspielers zu arbeiten. Er überläßt es Diesem, die Einheit herzustellen, die er selbst nur angedeutet hat; die Erzeugung der Wahrscheinlichkeit überläßt er für die entscheidendsten Augenblicke dem günstigen Zufall, nämlich der Tüchtigkeit des Interpreten. Aber die Geberde des Schauspielers kann wohl die überzeugende Kraft des Wortes unterstützen: ersetzen kann er es nicht! Und durch diese seelische Unzulänglichkeit, diese berechnete Flachheit und Halbheit der Sprache wird die Thätigkeit grade solcher Bühnenwesen, die uns im Leben erfreuen würden, mit einer unangenehm verschwommenen oder peinlich rührsamen Stimmung umkleidet, welche trotz der Lebensähnlichkeit der Einzelvorgänge das Gesamtwesen unwahr erscheinen läßt. Einfach deswegen, weil wir im Leben an derartigen Menschen die ergreifenden oder erbauenden Einzelvorgänge nur in weiten Zwischenräumen beobachten und ihre volle Würdigung erst aus dem ganzen Lebens*wandel* des Individuums schöpfen. Auf der Bühne dagegen dienen umgekehrt die zusammengeschobenen Einzelvorgänge dazu, das Bild dieses Lebenswandels erst zurechtzuschmelzen; und wenn dann der Künstler verschmäht, die entsprechende Folgerung zu ziehen, d. h. die Sprache des Lebens gleichfalls zusammenzuschieben, aus dem Rohmaterial den Lauterkern herauszuschmelzen, so verkümmert eben der Inhalt unter der Form, Edelsinn und Gemütsdrang zerfließen zu hohler Wortmacherei und flauer Gefühlsseligkeit.

Ich will hier garnicht auf *Loth* als beweisendes Beispiel zurückgreifen, da der Dichter diese Figur schon im Urbild falsch geschaut hat; obgleich es bezeichnend genug ist, daß Loths Sprache überall da, wo sie seine geistige Eigenart veranschaulichen soll, bedenklich an das Konversationslexikon erinnert. Aber selbst *Helene* störte in manchen Augenblicken durch solche flache Empfindsamkeit. Mir wenigstens kam ihr dreimaliges „Geh nicht fort!" am Schluß des ersten Aktes platterdings schmachtlappig vor, nicht im geringsten „inbrünstig", wie es Hauptmann der Schauspielerin deutet. Es hilft dem Dichter garnichts, in Klammern „ohne jede Sentimentalität" zu vermerken, wenn das Markige in den Worten selbst fehlt. Noch bedenklicher, wenn er überhaupt keine Worte findet! Die Unterbrechungen z. B. in Helenens bräutlichem Geplauder durch die äußerst lebenstreuen stummen Liebkosungen — langatmig im eigentlichsten Sinne — erweckten in mir jedesmal Gefühle, die der dichterischen Absicht schnurstracks zuwiderliefen: während sie den Eindruck der verschwiegenen Keuschheit des Mädchens steigern sollten, wirkten sie trotz

oder richtiger wegen des guten Spiels wie eine öffentliche Entblößung, also durchaus unkeusch. Man fühlte sich, genau wie man im Leben empfunden hätte, als unberufenen Zuschauer. Ganz unzweideutig aber zeigt das „Friedensfest", eben weil darin die Schreibart noch selbstzweckelicher dem momentanen Außenschein fröhnt, zu welcher Mattheit und Schlappheit im Ganzen sie verführt. Niemand wird bestreiten können, daß mit dem wuchtig angelegten Wesen eines Menschen wie Wilhelm, der sich überzeugungsmutig auf eigene Faust sechs Jahre durch die Welt geschlagen hat, dieser aufgedunsene Kummer um einen Augenblick der Überreiztheit, diese ohnmächtige Abhängigkeit von jedem Stimmungszufall, worin er durch das Stück schwankt, schlechthin unvereinbar sind. Und nicht minder berechtigt scheint mir die Frage, aus welcher Machtvollkommenheit denn solche Binsenseelen wie Mama und Ida Buchner diesen merkwürdig kräftigen, erfrischenden Einfluß über diese verdumpfte und verstockte Familie Scholz ausschütten. Aus sich selbst doch wohl kaum! Ich habe der Aufführung dieses Stückes leider nicht beiwohnen können. Möglich, und sogar wahrscheinlich, daß mein Urteil vor der Bühne manche Änderung erfahren hätte, aber kaum in den wesentlichen Punkten: Unzulänglichkeit der Sprache und Bedeutungslosigkeit des „dritten Vorgangs". Schrieb doch selbst ein Bewunderer des Dichters damals: „Die Schlußwirkung ist gescheitert am Versagen einer entscheidenden Frauenrolle in einem Moment, da das gedruckte Textwort dem Schauspieler fast Alles überließ." Und wenn dieser Bewunderer seinen Satz blos dahin aufgefaßt wissen wollte, daß eben die Zeit des vollen Verständnisses für die Eigenart solcher Poesie „noch nicht gekommen" sei, daß es auch neuer Schauspieler bedürfe zur „klaren praktischen Ausgestaltung des dichterischen Willens", so kann ich dazu nur bemerken: ich flehe zu allen Musen aller Völker und Zeiten, daß die Zeit niemals kommen möge, in der ein Dichter die klare praktische Ausgestaltung seines Willens im Ernste Andern überläßt! Das ist schon nicht mehr naturalistische Tragödie: das ist die — Tragödie des Naturalismus selber.

In der „Familie Selicke" der Freunde Holz und Schlaf die gleiche Versimpelung natürlicher Innigkeit zu geflissentlicher Weichlichkeit, blos noch weinerlicher und langweiliger, weil eben noch vertiftelter und ohne den Schwung des Temperaments, der aus Hauptmann doch trotz dieses lendenschwachen Stiles hier und da herausbricht. Und, bedeutsam genug, auch in der „Familie Selicke" wieder die Willkür der Schlußentscheidung: wenn die brave Mäntelnäherin dem Pfäfflein in sein lauschiges Dorfhäuschen folgte, es würde ebenso gut als Tüpfelchen aufs i passen wie das Tüpfelchen Entsagungsthräne, in die benamstes Traktätlein sanft verträufelt. Dieselbe einheitslose Möglichkeit! — Grade diese beiden spürsinnigen Künstler, die ja auch ästhetisch über alles Mögliche gegrübelt haben, sollten sich doch unter Anderm auch einmal

die ernste Frage stellen, durch welche Eigenschaften denn ihr Arbeitsmaterial, das Wort, von dem der andern Künste so sonderbar verschieden ist, und daraus die unumgänglichen Folgerungen für die notwendigste Eigenschaft jedes wirklich stilgerechten, d. h. allen natürlichen Bedingungen entsprechenden, poetischen Stiles ziehen. Das dürfte in der That fruchtbarer sein, als auf Entdeckungsreisen nach dem großen unbekannten Kunst-X auszuziehen. Das Wort, an sich sowohl wie in seinen Beziehungen, ist eben nicht blos sinnlich specialisierend, sondern zugleich begrifflich abstrahierend. Beides muß also der dichtende Künstler gleichermaßen berücksichtigen für den Stil seines Werkes, d. h. er darf die individuell zuständlichen Ausdrucksmittel nicht auf Kosten der typisch entwickelnden ins Breite treiben, oder umgekehrt; sonst wird er eben oberflächlich oder redselig, und wenn er noch so saubre Arbeit liefert. Wir zucken heut die Achseln über jene bürgerlichen Alltagsdichter, die vor 100 Jahren auf den Brettern herrschten und die sogar ein Goethe lächelnd lobte, — bis es ihm zu bunt oder vielmehr zu mausegrau wurde und er sie, mit Schiller im Bunde, aus dem Tempel warf. Freilich, Künstlerisches haben ja die Alltagsdichter unsrer Tage Allerlei dazugelernt und selbst gefördert; aber ob man über ihren dichterischen, lebensschöpferischen Wert einst sehr viel anders denken wird als über Iffland und Gefolge, scheint mir manchmal doch recht zweifelhaft. Hat doch Mutter Mode dieser Litteratenfamilie in Ernst v. Wolzogen sogar schon ihren Benedix geboren. Und den Schauspielern gilt auch heute noch Iffland als ein großer „Bühnendichter"; denn auch er liebte es, die „praktische Ausgestaltung seines Willens" nach Möglichkeit dem Schauspieler zu überlassen.

Aber Eines wird, trotz aller Parenthesenwinke des Verfassers, selbst im günstigsten Falle der Schauspieler nie erzeugen können: den Glauben an die Notwendigkeit der Handlung. Das ist so selbstverständlich und andrerseits beruht jede echt dramatische Wirkung so ingründig auf diesem Glauben des Zuschauers, daß der Künstler nunmehr dazu gedrängt wird, sich an Stelle der eigenpersönlichen Entwickelung, die er durch jene Kunstsprache nicht erschöpfend versinnlichen kann, nach einem andern Hilfsmittel der Verglaubwürdigung des Zusammenhanges umzuthun. Und so wird er denn, ganz abgesehen von allen übrigen Einflüssen unsrer Gegenwart, auch noch durch jenen formalen Sonderstil verleitet, die innerliche Verknüpfung der Eigenschaften und Handlungen hinter dem „wissenschaftlichen Gesetz" zu wittern, die natürliche Einheit durch die dogmatische Einheit zu ersetzen, wie das vorhin des Näheren erörtert wurde. Aber wohin kommen wir damit?! Was soll uns die feinste Mosaikarbeit treffendster Einzelzüge, wenn wir doch überall die Spältchen und Risse sehen, wo sie zusammengeleimt sind, überall das Schema sehen, nach dem die Stiftchen und Pasten gefügt sind! Ist etwa der

Formalismus nüchterner Berechnung erstrebenswerter als der schönlicher Gaukelei? Ist denn die Haut schon der Leib, und ist der Leib der Mensch, und ist der Mensch sein Leben, und ist sein Leben seine Zeit?! Wollt denn ihr Dichter blos noch das Staunen erlesener Kenner erregen, wollt ihr nicht mehr überwältigen! Was soll diese Nachäffung der Wirklichkeit, wenn ihr doch spürt, daß sie an sich nichts sagt, wenn die abstrakten Vermutungen der Wissenschaft zu konkret persönlichen Schicksalsgesetzen aufgebauscht werden müssen! Ist eine solche Scheindienerei in der Kunst etwas Anderes, als wenn die Wissenschaft selbst, in mißverstandener Übertrumpfung der induktiven Methode, verzichtend auf jede Intuition umfassender Geister, zurückkehren wollte zur Kuriositätensammelei vergangener Jahrhunderte! — Und je vollendeter diese Technik des Außenscheins wird, umso mehr verkümmert der Eindruck lebendigen Wesens. Bei den dramatischen Filigrankunststückchen der Firma Holz & Schlaf will ich mich nicht weiter aufhalten; für diese Künstler scheint sogar die Zeichnung persönlicher Eigenart schon ein überwundener Standpunkt zu sein. Außer der gut skizzierten Rahmenfigur des Ollen Kopelke ist in ihren dramatischen Genrebildchen kein einziger Mensch auf sein eigentümliches Wesen hin angeschaut; Dutzendeigenschaften ohne eine Spur typischer Verdichtung oder individueller Mischung und Steigerung ziehen an uns vorbei wie ein Schlagschattenspiel auf der Wand. Indessen auch im „Friedensfest" die üblen Wirkungen dieser maskenhaften Schreibart! Man versuche nur einmal, sich einige Zeit nach dem Genuß des Stückes dessen Hauptpersonen in eine neue Lebenslage hineinzudenken, sich vorzustellen, wie sie darin „handeln" würden. Ja Gott, es geht nicht, beim besten Willen nicht! höchstens Robert mit seiner eingefleischten Ekelmeierei. Und selbst Anna Mahr in den „Einsamen Menschen" überläßt uns noch demselben Zweifel. Weil eben nirgends gehandelt wird, weil Alle nur stimmungsvoll „vor sich gehen" — zum Teufel gehen, die Waschlappenseelen! Ja, man kann in der That ungeduldig werden, wenn man zusehen muß, wie ein Dichter seine Kraft in „konsequenter" Schrullenjägerei marode hetzt und zwei Künstler wie die beiden „Konsequentesten" sich zu Künstelern zerfitzeln.

Und endlich das Höchste! — Wenn die neue Schreibart schon versagt, wo es gilt, das Wesen der Einzelnen ganz ans Licht zu holen: woher soll ihr dann die Macht kommen, Das in Gestalten umzusetzen, was im Volke gährt und reift, was im Leben selbst noch nach Gestaltung ringt, was aus der Sprache des Lebens kaum als Ahnung aufwärts taucht! Oder will der Dichter zu den Nachteulen kriechen, nun die Völker sich erheben, eine neue Morgenröte zu begrüßen? Fühlt er sich nicht mehr berufen, im Vorkampf der Entwickelung zu schreiten? hellen Auges, wo die Vielen noch tastend tappen? kühnen Mundes zu verkünden, was ihn erst in

Wahrheit zum Beobachter der Zeit, zum Seher macht? — Was soll uns all die Fragezeichendichterei, was die Gedankenstriche am Schlusse dieser Stücke! Merkt denn vor Allen Hauptmann nicht, wie wenig Wert und Eindruck darin steckt, ja wie wenig das zu seinem Eignen Wesen stimmt, nachdem er selbst doch endlich glücklich versucht hatte, grade über Ibsens Fragezeichen-Problematik hinweg zu kommen und die dramatischen Vorgänge wieder auf ihren selbständigen Wert hin zu behandeln! —

Also: Verdichtung und Steigerung der Wirklichkeit, auch was die Form angeht! sonst kommen wir zu nichts. Kunst und Natur sind eben nicht Eines in dem oberflächlichen Sinn der Nachahmung des Außenscheins, der bloßen Wiedergabe sinnlicher Eindrücke. Und wenn über der Bühnenhöhle, in der Hauptmanns Sonne aufging, mit goldenen Buchstaben Lessings Spruch prangt „Kunst und Natur sei Eines nur", so fehlt leider nichts als die Hauptsache an diesem verkrüppelten Citat, nämlich das erklärende Kolon und die beiden folgenden Zeilen, in denen Lessing verlangt, daß Kunst sich in Natur verwandle, d. h. selbsteigene Natur werde, so eins in sich und wahr in sich wie die all-eine Natur und darum auch eins mit der Allnatur; erst dann habe „Natur mit Kunst gehandelt", d. h. erst dann habe die Natur des Künstlers sich wahrhaft künstlerisch entäußert. Und wenn Lessing — teils weil auch ihm noch die Nachwehen der Renaissance in den Gliedern lagen, besonders aber wohl deshalb, weil er den Franzosen ihre Verballhornung der Antike grade an der Hand der Antike vor Augen führen wollte — wenn Lessing sich in den schulberühmten Stücken der „Dramaturgie" bemüht, die aristotelischen Paragraphen von der Naturnachahmung durch ebenso willkürliche wie scharfsinnige Deutungen zu retten, so dürfen wir uns heute wohl getrost gestehen, daß er in der Regel da vorbei gehauen hat, wo er sein ästhetisches Genie noch nicht vom Gängelband der Alten losgeschnitten hatte. Es ist endlich an der Zeit, diese scholastischen Postulate außer Kurs zu setzen. Nicht „Nachahmung" der „Natur" ist es, was den Schein der Wirklichkeit am Kunstwerk erzeugt, sondern lediglich Anpassung der Erfindungs- und Einbildungskraft an die natürlichen Zusammenhänge, soweit wir diese in den Erscheinungen erkannt und erfaßt haben; darum werden auch wohl kaum zwei Menschen zu finden sein, die sich vollkommen einig wären über den „realistischen" Maßstab. Aber diese Anpassung an die Mechanik der Erscheinungen ist noch nicht die Kunst als Ganzes. Denn das künstlerische Schaffen ist, wie jede andre menschliche Produktion, Umwertung von Rohstoffen, nicht bloße Wiedergabe, Ausbreitung des rohen Stoffes selber; und der Rohstoff des Künstlers ist eben die Welt der Erscheinungen im Spiegel seiner Sinne. Und einen solchen „coin de nature vu à travers un tempérament" — um Zolas

Kunstdefinition auf ihren bescheidenen Wert zurückzuführen — ein solches Stück Rohstoff in feste Formen umzuwerten unter dem Prägestock einer zielgläubigen Entwickelungsanschauung: Das erst entscheidet über die höchste dichterische und künstlerische Bedeutung eines Werkes, über seine Unvergänglichkeit.

Und darum Krieg von nun an diesen Stimmungsstudien „nach der Natur", wenn sie sich als fertige Kunstwerke ausgeben; so nützlich sie auch waren, den Heuchlern und Gauklern das Handwerk zu legen. Wollt denn ihr Dichter im Nützlichen stecken bleiben, selber zu Handwerkern werden? Wozu gab euch die Natur die Kraft, Menschen zu formen, wenn ihr selbst euch die Hände binden wollt mit einer Form der Unkraft! Sollen wir denn immerfort im Seichten fischen? So fahrt doch hinaus auf den See Genezareth, und ihr werdet sehen: auch diese Netze zerreißen! —

Ja! ich predige jetzt. Aber das wollt' ich auch! Krieg! — — Freilich, in einsamen Nächten, wenn der Gedanke ein Scherflein gilt und das Gemüt Millionen verschenkt, wenn ich mit heißen Augen über die Dächer Berlins sehe und die tausend Spitzen und Zacken der dunklen Stadt auf in die funkelnde Ewigkeit weisen, wenn ich ein schmelzendes Erz bin unter dem glühenden Odem der unerforschlichen Inbrunst: ja dann lieb' ich euch alle, möcht' ich euch alle umarmen, helft ihr doch alle das Unkraut jäten, den Acker lockern, drin sie sprießen, die purpurnen Traumblumen, die flammengelben Ähren der Zukunft! Aber die Zukunft beginnt schon! mit jedem Tag, mit jedem Augenblick beginnt sie und — ist da, wenn ihr sie bringt! — Auf, laßt uns wieder Menschen machen! neue treibende! ein Bild, das uns gleich sei! uns, den Schaffenden! Propheten der Sonne, was säumt ihr?! —



Der Erziehungswert der Musik.

Von Dr. Heinrich Pudor.

(Dresden.)

„Die Wissenschaft ist nicht Selbstzweck, sondern sie dient religiösen und sittlichen Aufgaben des Lebens." Diesen gewaltigen Satz las ich in den „Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts"; Hugo Göring, der würdige Nachfolger Fröbels und Herausgeber der „Neuen deutschen Schule", hatte ihn ausgesprochen. Er übte auf mich eine große An-

ziehungskraft aus, denn ich hatte meinerseits selbst mich davon überzeugt, daß die Wissenschaft zwar gute Theorieen zu Stande gebracht, aber auf das Leben, auf die Fortentwickelung und Weiterentwickelung des Menschengeschlechtes keinen Einfluß oder gar einen schädlichen Einfluß ausgeübt hatte.

Ein Professor der Archäologie konnte beispielsweise tagtäglich der Beschäftigung mit den edelsten griechischen Geistern und deren Erzeugnissen obliegen, ohne jemals auf den Gedanken zu kommen, diese Kenntnis auf das Leben anzuwenden, selbst so edel zu werden, und seinen Mitmenschen diesen Adel zu weisen. Es fehlte, kurz gesagt, die Anwendung der Wissenschaft auf das Leben und auf die sittlichen Aufgaben des Lebens. Man hatte es vergessen, daß die Sittlichkeit ausschlaggebend im menschlichen Leben, wie in der menschlichen Kultur ist.

Tolstoj hält die Wissenschaft für ein Übel, und will sie aufgehoben wissen. Er hat vollkommen Recht, wenn er nur an die bestehende Wissenschaft denkt, die höchstens den Wert hat, die Wunden, die unsittlicher Lebenswandel schlägt, vernarben zu lassen.

Und ähnlich wie mit der Wissenschaft verhält es sich mit der Religion. Auch sie, die Sittlichkeitslehre, wurde nicht auf die Sittlichkeit angewendet. Sie wurde mehr und mehr theoretische Wissenschaft, um die sich der Privatmann nur dann kümmerte, wenn er sich trauen lassen mußte.

Ja, auf fast allen Gebieten war es so oder ähnlich, namentlich aber auf dem der Kunst. Auch die Kunst will Tolstoj verbannt wissen, aus dem Grunde, weil sie schädlich wirke. Und offenbar hat er Recht, was die heute bestehende Kunst oder die heutige Anwendung der Kunst betrifft. Denn die Kunst will heute nicht beruhigen, sondern erregen, nicht veredeln, sondern reizen, nicht sammeln, sondern zerstreuen, nicht läutern, sondern trüben; der Zusammenhang der Kunst mit der Sittlichkeit hat sich vollständig verflüchtigt; und daß die Kunst dazu berufen sei, zu veredeln, also sittlichen Zwecken zu dienen habe, glauben heute nur noch wenige.

Tolstoj schrieb eine Kreuzersonate. Tolstoj sah und erkannte, wie die Musik heute die Menschen nur reizt, verwirrt, erregt, aufregt, also verdirbt, nicht verbessert; deshalb hielt er auch die Musik vom Übel. Ein junger talentvoller und temperamentvoller Musiker spielt ein groß angelegtes feurig empfundenes Tonstück mit ungezügelter Leidenschaft; auch der Frau, mit der er es spielt, sinken die Zügel aus den Händen, und der Ehemann, der daneben steht, sieht, wie hier die Musik — verdorben hat.

Aber ob Tolstoj, dem immer vorgeworfen wird, daß er zu weit gehe, hier nicht zu einem Fehlschluß gekommen ist? Ist es die Musik, die hier verdorben hat, oder nur die Behandlung der Musik? Eine Kreuzersonate, welche darauf ausgeht, ein kaum zu zügelndes Herz dennoch zu

zügeln, ist sittlich, wie jede Musik, welche Fehler bessern, Auswüchse mildern will. Gewiß hat Tolstoj Recht, wenn er meint, daß alle Musik, welche ungezügelte Leidenschaft, welche ein von der Unruhe zerfressenes Inneres, welche die Begierde nach allerlei Reizen und Genüssen zum Ausdruck bringt, vom Übel ist. Aber er vergißt, daß ebenso alle Musik, welche gezügelte Leidenschaft, welche ein im Frieden ruhendes Inneres, welche das Streben nach dem Guten und Reinen, welche den Kampf des Menschen gegen die Mächte der Finsternis darstellt, von Nutzen ist.

Was spricht die Musik aus? Gefühle und Empfindungen. Müssen alle Gefühle und Empfindungen unedel sein und muß deshalb jede Musik unedel sein? Oder ist die Musik edel oder unedel, in ebensoweit, als die Gefühle und Empfindungen, welche sie ausspricht, edel oder unedel sind?

Offenbar hat die letztere Ansicht Recht. Aber das Gute hat der Tolstojsche Rigorismus auch hierin, daß er uns klar macht, wie Kunst von Sittlichkeit nicht zu trennen ist. Und darin auch zum Teil liegt der Wert der Kreuzersonate, daß sie darthut, wie vollends Musik und Sittlichkeit nicht zu trennen ist.

Schopenhauer nennt die Musik die Darstellung des Willens. Ich nenne sie die Sprache der Seele. Ein Anderer nennt sie Gefühlsausdruck. Aber es ist damit nicht genug. Nicht nur Gefühle und Empfindungen, nicht nur Herz und Seele, nicht nur der Wille des Menschen kündet sich in der Musik — nein, die ganze Gesinnung des Menschen spricht sich in der Musik aus.

Gesinnung kommt von Sinnen. Das Ergebnis des Sinnens und Trachtens eines Menschen nennt man Gesinnung. Gesinnung deckt sich also ziemlich mit dem undeutschen Wort Charakter.

Diese Gesinnung nun macht den ganzen Wert des Menschen aus. Es kommt durchaus nicht allein auf die Handlungen an; wenn ein Reicher einem Bettler ein Almosen giebt, so ist diese Handlung nicht an und für sich gut; wenn der Reiche diese Handlung gethan hat, nur um nicht mehr belästigt zu werden, so ist sie eigennützig und tadelnswert; wenn er sie aber gethan hat in dem Gedanken, dem Armen eine Wohlthat zu erweisen, so ist sie lobenswert. Also weniger auf die Handlung, als auf die Gesinnung, von welcher die Handlung begleitet ist, kommt es an: Die Gesinnung erst macht den Menschen.

Diese Gesinnung wird aus dem innersten Menschen heraus geboren, sie ist von dem ganzen Menschen nicht zu trennen, sie setzt sich zusammen aus dem Denken, Fühlen und Empfinden, aus dem Sinnen und Trachten, aus allen Triebfedern des menschlichen Handelns. Sie hat ihren Platz in der Seele des Menschen. Sie wird abgeurteilt durch das Gewissen. Sie

wird geleitet durch das Herz und durch die Vernunft. Sie ist also das beste Abbild des ganzen inneren Menschen.

Ein anderes und nicht schlechteres Abbild des inneren Menschen ist der Gesang. Auch er zieht das innerste Fühlen und Empfinden, Sinnen und Trachten ans Licht. Auch er kündet die Seele. Auch er ist unterthan dem Gewissen; auch er ist von dem ganzen Menschen nicht zu trennen.

Ja, wenn wir vom Menschen dasjenige nehmen, was seinen Wert bestimmt, also seine Gesinnung, und nach etwas suchen, was dieser Gesinnung deutlichster und klarster Ausdruck sei, so kommen wir zum Gesang. Ohne daß er es will, kündet der Mensch im Gesang sein innerstes Sinnen und Trachten.

Darum nenne ich die Musik einen Gesinnungsspiegel. Er spiegelt den inneren Menschen wieder, sei dieser Mensch nun Beethoven oder Mendelssohn.

Und damit gewinnen wir einen Maßstab zur Beurteilung der Musik. Wenn die Musik ein Abbild der Gesinnung des Menschen ist, auf die Gesinnung aber Alles ankommt, so werden wir die Musik höher oder niedriger stellen, je nachdem sie eine höhere oder niedrigere Gesinnung ausspricht. Beethoven werden wir über Mozart, Schubert über Mendelssohn stellen.

Aber eine noch andere Folgerung können wir ziehen. Wenn die Musik Gesinnungsspiegel ist, die Gesinnung aber den Wert des Menschen ausmacht, so kann ja die Musik zu dem besten Mittel werden, den Wert des Menschen zu erhöhen oder zu erniedrigen. Denn diejenige Musik, welche eine edle Gesinnung ausspricht, wird natürlich diese edle Gesinnung in das Innere desjenigen Menschen verpflanzen, der sie hört, schon aus dem Grunde, weil keine Macht der Erde einen gleich tiefgehenden und nachhaltenden Einfluß auf das Innere des Menschen ausübt als die Musik. Dadurch erlangt die Musik einen gewaltigen Erziehungswert, der ihr in der neuesten Zeit aller Orten abgesprochen worden ist.

Luther war wohl der Einzige, der diesen Erziehungswert erkannte. Er nannte die Musik „eine Zuchtmeisterin, die die Leute gelinder und sanftmütiger, sittsamer und vernünftiger macht." Er schrieb: „Dieselbige Bewegung des Gemütes im Zaume zu halten und zu regieren, sage ich, ist nichts kräftiger denn die Musik." Ja, er schrieb sogar in ähnlicher Weise, als es die alten Griechen gethan haben: „Denn nichts auf Erden kräftiger ist, die Traurigen fröhlich, die Verzagten herzhaft zu machen, die Hoffährtigen zur Demut zu reizen, die hitzige und übermäßige Liebe zu stillen und zu dämpfen, den Neid und Haß zu mindern, und wer kann alle Bewegung des menschlichen Herzens, welche die Leute regieren und entweder zu Tugend oder zu Laster reizen und treiben, erzählen?" [1])

[1]) Gedanken von der Musica. Aus dem Jahre 1538.

Luther suchte ja auch den Erziehungswert der Musik seinen Ideen nutzbar zu machen, indem er den Gemeindegesang schuf oder doch neu belebte, ausbildete und entwickelte.

Es fragt sich nun, ob es in unseren Tagen, da die Frage nach Neugestaltung des Erziehungswesens eine so laute ist, nicht auch an der Zeit ist, der Musik die ihr gebührende Stelle in der Erziehung anzuweisen, ähnlich derjenigen, welche sie im alten Griechenland eingenommen hat.

Freilich müssen wir vordem dahin gelangen, daß wir die Musik überhaupt nach der Gesinnung, welche sie ausspricht, beurteilen, daß wir sie als Gesinnungsspiegel ansehen. Dahin aber ist noch ein weiter Weg. Denn heute verstehen wir unter guter Musik solche, welche Effekt macht (Meyerbeer), welche einen schönen Ohrenschmaus bereitet (Rossini), welche die Sinne kitzelt (Chopin), welche reizt und erregt (Wagner); oder auch solche, welche die Formen beherrscht (Reinecke), theoretische Probleme löst (Rheinberger), oder mit kontrapunktischen Schwierigkeiten wie mit Puppen spielt (Raff). Das heißt, die Musik ist uns entweder Genußmittel oder Mathematik, niemals oder selten aber Seelenspiegel oder Gesinnungsspiegel.

Welche Musik erzieht denn heute unsere deutschen Jünglinge auf? Wenn sie sich mit Tonleitern ermüdet haben, müssen sie Czerny'sche Etuden spielen, die musikwidrigsten Notenanhäufungen, die es giebt, und nach dem irgend ein modernes Salonstück, dessen Gesinnungswert durchaus negativ ist, oder im besseren Falle eine Clementi'sche Sonatine, deren Gesinnungswert gleich Null ist.

Und hier ist es nun wirklich nicht so schwer, den Weg zu zeigen, der zur Besserung führt. Denn einen sehr großen Teil der Schuld hat unser modernes Klavier auf dem Gewissen, das mit seiner Tonbereitschaft jegliches Gefühl für Tonerzeugung und Tonschönheit unterdrückt hat. Ja, dem Klavier ist mit Fug und Recht die Hauptsache der Schuld an der Verflachung der Musik beizumessen. Hätten wir nur Gesangsmusik gehabt, so wäre es wohl schwerer gewesen, es dem Menschen anzugewöhnen, daß er auch dann musiziert, wenn er gar keine Lust hat, zu musizieren. Aber das Schlechte, was man bei dem Klaviere zur Verfügung hatte, die schon erwähnte Tonbereitschaft, und daher die Möglichkeit, mit den schon gegebenen Tönen zu spielen, und seine Ehre nicht in der möglichst schönen Erzeugung des Tones, als vielmehr in der möglichst raffinierten Ausbeutung der Töne zu suchen, machte man sich auch bei dem Gesange zu Gute: aus der Seelensprache ward ein Tonspiel, aus dem Gesinnungsspiegel ward eine Effekthascherei.

So konnte es nicht Wunder nehmen, daß man den Zusammenhang von Kunst und Moral, von Musik und Gesinnung mehr und mehr vergaß und daß man das Musik und Seele verbindende Band mitten entzwei schnitt.

Wenn wir aber erst dahin gelangt sind, daß wir die Musik nach ihrem Gesinnungswert beurteilen, dann werden wir der Musik auch eine höhere Stelle in der Erziehung anweisen müssen. Sie wird, wie die Wissenschaft und Kunst, dem Menschentume, nämlich der Gesinnung und der Sittlichkeit des Menschen zu dienen haben. Solche Musik, welche Leichtsinn, Frivolität, Banalität, Stumpfsinn, zum Ausdruck bringt, wird verdammt, solche, welche Seelenadel ausspricht, ausgewählt werden. Heftigen, jähzornig angelegten Menschen, wird ruhige, friedvolle Musik, in sich verschlossenen, zu wenig aus sich herausgehenden Menschen werden heitere, aufmunternde, lebhafte Weisen zum Heile gereichen. Das zu lebhafte Wesen wird die Musik stillen; das zu stille Wesen wird sie beleben. Gedämpftes Wesen wird sie wecken, aufbrausendes Wesen wird sie dämpfen. Die guten Anlagen wird sie hervorziehen, die schlechten unterdrücken; sie wird mit einem Wort erziehen und veredeln.

Beethoven wird alsdann eine erste Stelle einnehmen, denn der Gesinnungswert der Beethoven'schen Musik ist ein unermeßlicher. Diese Musik kündet eine tiefe und eine reine Seele. Sie spricht von einem Menschen, der sein wild aufloderndes Herzensfeuer immer und immer zu dämpfen sich bestrebte.

Chopin wird alsdann sittenpolizeilich verboten werden; denn dorten, wo man eiserne Charaktere erziehen will, wird man Waschlappen nicht brauchen können.

Nach diesen Rücksichten wird man die ganze Musik durchsickern lassen durch den Filter der Gesinnung, und ich fürchte, es wird nicht allzuviel sickern.

Aber es wird doch immer genug bleiben. Zumal den Deutschen, denen die Musik im Blute liegt, die die herrlichste Musik geschaffen haben, wird genug bleiben. Für die Deutschen wird auch die Musik stets den höchsten Erziehungswert haben. Denn der Deutsche hat dickes, schwerflüssiges Blut und im Zusammenhange hiermit ist auch sein Empfindungsleben ein zu sehr sich verinnerlichendes, ein zu wenig sich entäußerndes. Dieses gleichsam festsitzende, dabei aber doch so tiefe Empfindungsleben kann die Musik in die richtigen Bahnen lenken und das Widerspiel von Aufnehmen und Ausgeben regeln.

Man muß nur immer im Auge behalten, daß alle Musik Nachahmung des Gesanges ist, daß aber der Gesang aus der Seele kommt und mithin die Seele erleichtert und befreit. Freilich muß das, was erleichtert werden soll, vorher beschwert gewesen sein; die deutschen Seelen aber gerade sind es, die schwer und tief, satt und voll sind, sodaß es ihnen gut thut, wenn sie erleichtert werden, wenn im Gesange sich Freiheit kürt das schwerbedrängte Herz.

Und der Gesang ist eine der gesündesten Thätigkeiten des Menschen, die es giebt, ja vielleicht die gesündeste, aus dem Grunde nämlich, weil in ihm Seele und Körper auf gleiche Weise ihr Genüge finden. Die Seele ist beschwert von einem reichen Empfindungsleben; sie sucht sich dessen zu entledigen, dies aber geschieht, indem der Körper im Gesange ausatmet die Last der Seele. Hierbei erweitert sich die Brust, hierbei dehnen sich die Lungen, hierbei erhalten alle Organe Platz und Raum, und herrlich bricht sich Bahn in freier Luft des Menschen Ton.

Kann man nun noch zweifeln an dem Erziehungswert der Musik? Kann man nun noch zweifeln, daß sie nicht nur das Empfindungsleben regelt, nicht nur dem Körper förderlich ist, nein, daß sie vor allem zwischen Leib und Seele jene schöne Harmonie erreichen helfe, welche das Ideal des griechischen Menschentumes war, und dasjenige der deutschen Kunst ist?

Ja, wahrlich, als Gesinnungsspiegel und als Seelenspiegel soll die Musik das Ihre helfen zur Erziehung des Menschen, des deutschen Menschen. —



Berliner Theater.

Von Hugo Grothe.

(Berlin.)

Otto Vischer „Schlimme Saat", Oskar Blumenthal „Heute und Gestern", Guy de Maupassant „Musotte", Gerhart Hauptmann, „College Crampton", Ernst von Wildenbruch „Das heilige Lachen".

Wie das Getreide, der Wein und die Politik, so ist auch heuer die dramatische Produktion in Berlin geringwertig und mager ausgefallen. Aufregende Meinungsdebatten und Spektakelszenen, wie die verflossene Ära der „Freien Bühnen", hat die diesjährige Saison nicht aufzuweisen.

Handwerksmache, senile Impotenz, pfadfinderisches geniales Brückenschlagen, hohle Phantasterei, dies die markanten Züge der oben genannten fünf neuen Stücke, die uns in Berlin anno 92 beschert wurden.

Die „Schlimme Saat" ist wie Wildenbruchs „Haubenlerche", Fuldas „Verlorenes Paradies" eine der Arbeiten, die unter dem unmittelbaren Einfluß der siegreich eingeschlagenen realistischen Kunstrichtung entstanden sind. Die „Schlimme Saat" wäre ohne Sudermanns „Ehre" wohl ungeschrieben geblieben. Geschickter konnten die neuen und ergreifenden Momente jenes Dramas, das Milieu des Hinterhauses und die dort sich abspielenden Familienkonflikte kaum benutzt werden wie von dem Schauspieler Herrn Otto Vischer.

Die größenwahnsinnigen Irrlehren und die verfehlte Erziehungsmethode einer eitlen unverständigen Mutter aus der niederen bürgerlichen Sphäre bilden die schlimme

Saat, welche das Rad der Tragödie in Bewegung setzt. Den Sohn will die verblendete Mutter zum großen Künstler machen und der Tochter zur Carrière verhelfen, indem sie dieselbe an einen reichen Fabrikanten zu verkuppeln sucht. Man sieht, das zu Grunde liegende Motiv hat eine soziale Perspektive, deren dichterische Erfassung nicht von Unwert ist.

Das Stück birgt äußerst wirksame Szenen, so die Verfluchung der Mutter von Selten der in geistiges und leibliches Elend verfallenen Kinder, Szenen, denen man tieferes poetisches Empfinden nicht abstreiten kann. Freilich der Schlußakt mit seinen stark gepfefferten Effekten hebt das Drama gänzlich aus dem Rahmen eines intimeren Seelengemäldes. Hier erkennt man, daß ein Bühnenroutinier den handelnden Personen Theaterblut einfiltriert, daß diese Menschen Nervenstränge besitzen, die mit denen der Mutter Natur nichts gemein haben. Nichtsdestoweniger wird die „Schlimme Saat", im Berliner Theater durch vorzügliche darstellende Kräfte, insbesondere durch die Damen Antonie Baumeister und Nuscha Butze getragen, zu einem Repertoirestück ersten Ranges werden.

Auch Blumenthal ist von der Kraft der realistischen Richtung ein wenig gepackt. Er hat aufgehört witzig zu sein — vielleicht weil ihm allmählich der Esprit ausgeht — und ist in „Heute und Gestern" recht ernst geworden. Das behandelte Thema „Kann ein Weib einen begangenen Treubruch durch reuige Besserung und tugendhaften Wandel sühnen?" ist durchaus nicht neu. Marco Praga in „Ehrbare Mädchen", Eduard Brandes in „Ein Besuch", Hans Hopfen in „Helga" haben diesen Punkt je in verschiedener Form und mit verschiedener Lösung behandelt. Die Blumenthalsche Version zeichnet sich dadurch aus, daß sie unnatürlicher ist wie alle übrigen auf ähnlicher Frage basierenden Dramen.

Schon der Ausgangspunkt der Verwicklung, der Fehltritt der Frau, ist uns aus ihrer Natur sehr wenig klar gelegt und noch dazu höchst ungeschickt geschildert. Genaueres über die näheren Umstände des Fehltrittes erfahren wir nämlich nur in einer Erzählung des Ehegatten. Dieser jammert von einer furchtbar durchlebten Stunde, als er seine Frau plötzlich habe allein lassen müssen mit einem jungen Hausfreunde, für dessen Klavierspiel dieselbe kurz vorher, wie er selber gesehen und gefühlt, leidenschaftlich begeistert gewesen sei. Ein Mann, der seine Frau in einem solchen Moment im tête à tête mit einem gewandten Musikanten zurückläßt, ist eine Figur, bei dem ein paar aufgesetzte Hörner durchaus keine tragische Wirkung machen.

Noch komödiantenhafter giebt sich die Lösung des Problems. Der hausfreundliche Sünder verschwindet und die junge Gattin verbringt nun sieben Jahre in tugendsüßer Treue an der Seite des Gemahls. Eines Tages aber erscheint der Genosse ihrer Schuld plötzlich wieder auf der Bildfläche. Um der Entdeckung ihres Fehls zu entgehen, nimmt die arme Frau Gift. Abgesehen davon, daß ein Weib, das sieben Jahre lügen und heucheln kann, sicher im Stande ist, diese Rolle auch in Zukunft weiter zu spielen, liegen die realen Verhältnisse in „Heute und Gestern" derartig, daß eine einigermaßen vernünftige Frau dieselben auch ohne eine solche Katastrophe möchte lösen können.

Von Blumenthals „Heute und Gestern" zu Guy de Maupassant „Mussotte", das bedeutet einen Schritt von der Bühne ins wirkliche Leben.

„Musotte" ist kein Opus, das sich in die herkömmliche dramatische Schablone einpassen läßt. In „Musotte" haben wir ein Stück Menschenleben, ohne ängstliches Konstruieren mit kühnem Pinsel in einem gewaltigen Bilde hingeworfen. Ein eben vermählter junger Maler wird von der Hochzeitstafel hinweg zum Wochenbette seiner todkranken ehemaligen Geliebten gerufen. Diese stirbt in seinen Armen und hinterläßt

ihm ein neugeborenes Wesen, sein Kind, das sie mit den letzten flehenden Worten der Liebe seiner jungen Gattin empfiehlt.

Die Szenerie im Zimmer der Hebamme, die Gespräche zwischen Amme und Arzt, der Sterbekampf der armen Musotte sind Meisterproben eines realistischen Interieurs. Nicht das äußerlich Nackte, nicht das Schmutzige, das ungeschminkt Rohe allein wird von Maupassant modelliert, jede Farbe, jede Herzensregung nach der guten wie nach der schlechten Seite hin wird hier belauscht und gedeutet. Wenn die Partie der Musotte in den Händen einer berufenen Schauspielerin liegt — Rosa Bertens im Residenztheater ist eine solche — muß das Drama eine tiefgehende Erschütterung hervorrufen. —

Wohl die merkwürdigste Novität der letzten Monate war Hauptmanns „College Crampton" im „Deutschen Theater". Rein konventionell in der Zusammenstellung der Lustspielchargen, unlogisch in der Herbeiführung des Schlußaktes, reckt es doch seine Fühler in die Zukunft.

Die herzensgute reiche Kaufmannsfamilie Strähler, der gemütvolle Backfisch, das biedere Faktotum Löffler mit seinem barschen Humor, das sind freilich Gestalten, wie sie seit Kotzebue und Benedix in hundert und aber hundert Lustspielen über die Bühne wimmeln. Und der in friedliche Harmonie zerfließende unpsychologische Schluß, der den verbummelten und versoffenen Professor Crampton nicht im Säuferwahnsinn vorführt, wie man konsequenterweise erwarten sollte, sondern den alten Sünder gerührt, Besserung und Umkehr geloben läßt, muß bei Hauptmann dem Naturalisten erst recht die höchste Verwunderung erregen.

Aber mögen nun der Fehler sein wie viele es wollen, der Hauptcharakter, dieser Crampton, wetzt alle Scharten aus und hebt die Komödie über das Niveau der Durchschnittsproduktion. In der Behandlung dieser Figur liegt der Fingerweis, in welcher Art sich das Deutsche Lustspiel zu lebensvoller Gestaltung aufraffen kann. Vergleichen wir die wenigen guten Lustspielschöpfungen, die wir Deutschen besitzen, so finden wir einen markanten Unterschied. In „College Crampton" ist das psychologische Moment zum ersten Male dem Lustspiel dienstbar gemacht.

Unsere Zeit, welche jede menschliche Nervenfaser mit immer schärferer Lupe betrachten lernt, muß auch ins Lustspiel ihren verfeinerten Gehalt tragen. Auch im jeweiligen Seelenzustand, auch in der anormalen Konstruktion der innerlichen Affekte kann ein tiefes komisches Moment betont werden. Hauptmanns „College Crampton" ist in dieser Beziehung in eine Linie zu stellen mit Molières „Tartuff" und „Der eingebildete Kranke".

Nun „Das heilige Lachen" von Ernst v. Wildenbruch.

Gewiß eine sinnige Idee, eine Komödie zu schaffen, die den ewigen Sieg des jubilierenden Lachens über grauverschleierte Wehmut und düsteren Grübelsinn verherrlicht. Gewiß, schmetterndes Lachen, das alle Unlustatome, alle trüben schmerzschwangeren Zustände vertreibt, thäte uns heute recht bis in die Seele wohl. Ob Wildenbruchs lustspielähnliche Phantasterei solche reinigende Wirkung hat, möchten wir von ganzem Herzen bezweifeln.

Irgendwo im Ätherraum steht nach Wildenbruch eine „apotheca magna". Alldort braut man alle angenehmen himmlischen Säfte als wie Glaube, Liebe, Hoffnung u. s. w., notabene auch die Treue! Besitzer dieses göttlichen Brauhäuschens ist „der große Apotheker". Der Firmainhaber hat einen Provisor mit Namen Optimus, dieser unter sich einen Oberheinzelmann, der die gewöhnliche Sklavendienste thuenden Heinzelleute kommandiert. Man sieht, auch da droben ist alles nach der Hofrangordnung eingerichtet. Wenn der Provisor kommt, werfen sich die braven Zwerge in Ehrfurcht auf die Kniee, erscheint

aber der Herr Prinzipal, so sinken sie unter Lobgesang und Beweihräucherung vor unterthänigster Demut platt auf den Bauch.

Es existiert noch ein zweiter Provisor, „Pessimus“ geheißen, ein griesgrämiger Mann von Vernunft und Urteil, der begreiflicherweise ob seiner Nörgelei in Ungnade gefallen ist. Dieser Neidhammel beschließt Rache an seinem bevorzugten Kollegen. Da jener den beiden Menschenkindern Animus und dessen Gattin Schönheit — Animus und die Schönheit haben mit göttlicher Beihilfe den heiligen Lachebengel gezeugt — als Taufgabe die Himmelstöpfe mit den süßen Schleckereien zur Erde niedertragen soll, gießt Pessimus seinen neu erfundenen Trank, den „Pessimismus“ dazwischen. Die biederen Bewohner des Städtchens Terra werden durch den gefälschten Saft vergiftet, verjagen die Frau Bürgermeisterin Schönheit und setzen den Pessimus zu ihrem Herrn ein. Allein Pessimus wird bald vom Lachegott übertölpelt, von den betrogenen Schildbürgern schmählich vertrieben und zum ewigen Hohn in eine große Flasche gesperrt.

Jedem wird klar werden, daß die ganze Geschichte ein harmloses Kindertheater ist. Nirgends eine Spur von geistiger Tiefe, nirgends die mindeste Seelenanalyse. Überall philiströser, serviler Gedankengang. Es fehlt nur noch, daß „der große Apotheker“ eine Krone trägt und der Lachegott zum Prinzen gemacht wird.

O ja, ein Lachen, ein befreiendes donnerndes Lachen thut not. Wenn nur einer käme, ein moderner Aristophanes, der die Narren, die großen und die kleinen zum allgemeinen Gaudium nach der Peitsche springen ließe, daß alle Schellen klingeln und klappern.



Kritik.

Romane und Novellen.

Franz Wichmann, Volkstümliche Geschichten. Vier Erzählungen. Konstanz, W. Meck. — Je aufdringlicher bei uns die technisch-formalistische Hexenmeisterei — in Nachahmung französischer und anderer fremder Vormacher — sich geberdet, desto erfreulicher muten uns jene jüngeren Erzähler an, die in Stoff- und Ausdruckswahl sich der schlichten Überlieferung unserer Volkslitteratur nicht schämen. Allein diese Empfindung kann doch die kritischen Bedenken nicht beseitigen, die uns bei Betrachtung der volkstümlichen Geschichten von Wichmann aufsteigen. Volkstümlichkeit will auch ihre Fortentwicklung haben und nicht auf bequemer Alltäglichkeit, auf kalendergeschichtenmäßiger Gewöhnlichkeit hocken bleiben. Und Volkskunst, will sie recht geübt sein, setzt keinen geringeren Aufwand von poetischer Kraft und Sinn für feinere geistige Reize voraus, als etwa die Atelier- oder Salonkunst. Das Derbe und Handfeste, das Rohe und Blutige thut's nicht allein, wenn man sich das Volkstümliche zum Ziele nimmt. In solcher Dichtung erfordert die natürliche Einfalt erst recht die künstlerische Sorgfalt. Wichmann, der unstreitig das Zeug zu

einem tüchtigen Erzähler hat, machte sich diesmal die Arbeit zu leicht. Er ist seinem Talente und der Volkslitteratur mehr schuldig als hausbackene Moritaten!

M. G. C.

Ehegeschichten. Von Ernst Ziegler. Dresden und Leipzig. Verlag von Heinrich Minden. Preis 2 Mk. — Die unter dem nicht ganz zutreffenden Titel: „Ehegeschichten" gebotenen Erzählungen Ernst Zieglers entrollen zumeist erschütternde Bilder aus dem Familienleben jener Kreise, deren freudeloses Dasein zwischen schmerzlicher Erinnerung an eine düstere Vergangenheit und banger Sorge vor trüber Zukunft dahinfließt. Durch die Plastik der Zeichnung treten insbesondere die Frauengestalten recht lebendig vor das Auge. Das Herz erzittert, geschwellt von Mitgefühl und empfängt unverwischbare Eindrücke, welche rückwirkend auf das Denken den Leser zu wiederholter Lektüre des Buches nötigen. Der Autor bekundet außer dem fesselnden Erzähltalente genaue Kenntnis und mitfühlendes Verständnis der Tragik des Proletarierlebens in dessen verschiedenen Abstufungen. Seine Erzählungen sind daher geeignet, die altruistische Denkweise zu fördern und egoistischen Regungen vorzubeugen; aus diesem Grunde sind sie in unserer unglückseligen Zeit völliger Entfremdung zwischen hoch und nieder, arm und reich dem Lesepublikum aller Klassen dringendst zu empfehlen. Die „Ehegeschichten" werden insbesondere für diejenigen, welche die Bücher nicht deshalb lesen, um sie später gelesen zu haben, sondern um deren Inhalt bestimmend auf Gemüt und Willen einwirken zu lassen, von dauerndem Werte sein. J. G. St.

Todsünden. Von Hermann Heiberg. Berlin 1891. — In technischer Hinsicht ist dieser Roman ein neuer glänzender Beweis von der virtuosen Gewandtheit des berühmten Romanciers. Dagegen fühlt man sich versucht, die Wahl des Stoffes zu bedauern. Der Roman der Gegenwart soll nicht bloß die Phantasie durch glänzende Darstellung erregen, sondern in erster Linie die Gefühls- und Willensrichtung beeinflussen durch eindringende Erkenntnis hinsichtlich der sozialen Verhältnisse unserer Zeit, wie der psychophysischen Wurzeln der menschlichen Charaktere. Der adelige Held des Romans: Tankred von Brecken, erregt unser Interesse nicht. Wie er vom galanten Roué und Faullenzer zum Fälscher, Betrüger und Mörder wird, ist nebst allem andern so meisterhaft geschildert, daß selbst der nur durch die Brille der Kritik sehende Leser widerstandslos ergriffen wird und das ganze Buch in einem Zuge liest. Trotzdem wird mancher das Buch unbefriedigt weglegen und wünschen, der große Meister der Darstellung möge für seine Feder einen würdigeren, ansprechenderen Gegenstand finden. J. G. St.

Georg Egestorff: „Die Sünde. Geschichte eines Offiziers." Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Nach landläufiger Namenseinreihung fiele diese Dichtung unter die Gattung des Romanes, — denn landläufigermaßen nennt man ja wohl jede größere Geschichte einen Roman. Es ist gut und beweist ebenso Erkenntnis wie Geschmack, daß Georg Egestorff diesen landläufigen Titelmißbrauch nicht getrieben hat. „Die Sünde" ist kein Roman. Der Lebensausschnitt, den diese Erzählung giebt, ist nicht umfassend genug dazu, auch fehlt es dieser an dem nötigen Reichtum der Geschehnisse einerseits und andererseits an genügend tiefer und völliger Seelenanalyse. Wir kommen überhaupt nicht recht mehr aus mit den alten Schubfächern „Roman", „Novelle" u. s. w., gerade wie die moderne Malerei es verbietet, mit den Unterscheidungsworten „Genre", „Historie" ꝛc. zu operieren. Bequem ist das ja, für den Kritiker nämlich, aber grausam für das Kritisierte, — ein gewaltsames Schnallen auf Prokrustesbetten.

„Die Sünde" ist, genau besehen, ein

erotisches Sozialstück im Rahmen eines Spezialsittenbildes. Geschildert wird das Liebesleben eines Offiziers mit einer Liedersängerin, stimmunggebend ist in der Hauptsache nur das Milieu des Offiziers. Diese kurze, nackte Inhaltsangabe suggeriert höchst wahrscheinlich folgendes Bild: der bekannte leichtsinnige Offizier mit einem „Verhältnis“ zweifelhafter Gattung; viel Schmutz; viel Brutalität; sentimentale Beigaben, verstärkt durch eine tragische Schlußdosis. Aber die Suggestion ist falsch. Wir haben hier eine sehr ernsthafte, sehr exakte, sehr schlichte Wahrheitsdichtung (ich unterstreiche mit Bedeutung die letzten Silben), kein pseudorealistisches Moderagoût. Der Offizier, dessen Geschichte erzählt wird, ist kein Lieutenant aus den „Fliegenden Blättern“, kein verdammter Schwerenöter, kein schnarrender Don Juan im bunten Rock, sondern ein wirklicher Schärpenedelmann, auf dessen „Schlachtenfahne“, um mit Liliencron zu reden, der auch so Einer ist, „in leuchtender Schrift das edelste Wort glänzt: Selbstzucht, das Wort, das Wermut jäet und Rosen erntet; das Wort, das die ausgestreckten, heißverlangenden, Arme langsam sinken läßt: es muß sein, willst du dich vor dir selbst achten; das Wort, das die Stirn mit Schweiß bedeckt und sie trocknet wie ein kühlender Seewind am Juliitag; das Wort, das uns nach härtesten Kämpfen in einen sturmstummen, warmsonnigen, felderbeglänzten, einsamen Herbstnachmittag stellt.“ —

Mit diesen Worten aus dem „Notturno“ in Liliencrons „Gedichten“ habe ich Wesen und Schicksal des Helden dieser Geschichte im Grunde gekennzeichnet und damit die Edelart dieser Geschichte selbst. Auch die Chantantsängerin, die Heldin, ist nicht nach der gebräuchlichen Schablone, sondern eine besondere, eigenlebendige Natur. Das gleiche gilt von allen übrigen Gestalten dieser Erzählung, das gleiche gilt von der Erzählung selbst. Nichts wird den unkünstlerischen Wünschen des verehrlichen großen Publikums geopfert, das nach Spannungen lechzt und gierig ist auf romantische Beizwürzen; das künstlerische Gewissen eines echt modernen Poeten, der nach allen Lebens Seele forscht und im Lebendigwahren das Poetische findet, ist das herrschend einzige Leitmotiv, daraus diese Geschichte wurde.

Es ist freilich eine von den alten Geschichten, die immer neu werden. Nicht die Heinesche von der ersten Besten und dem Jüngling, der dann übel dran ist, sondern eine schlimmere und — bessere. Nicht jeder nimmt sie so tragisch wie Richard von Harff und Dagmar Gjellrupp, und sie verlaufen zumeist im Sande, wenn nicht im Schlamm, — die ersten Pfadsucher im Gestrüpp des jungdeutschen Realismus haben das rücksichtslos gezeigt und haben sich damit in den Ruf von Schlemmern des Schmutzes gebracht, während sie doch nur Ausschlämmer der krassen Wirklichkeit waren —, aber es ist gut, daß wir in Georg Egestorff auch einen Wahrheitsdichter tragischer Ausnahmefälle begrüßen dürfen. Ich kann es freilich nicht leugnen, daß es mir ein wenig den Eindruck macht, als neige er etwas zu stark nach den noblen Ausnahmen, zumal was die Schilderung der Offizierskreise anlangt. Es wäre das wohl erklärlich, da sich hinter dem Decknamen Egestorff ein aktiver Generalstäbler verbirgt, und es ist erklärlich, daß schreibende Offiziere (auch Liliencron verfällt in diesen Fehler) in der Reaktion gegen die geistlosen Verkarikierungen des deutschen Lieutenants übers Ziel hinausschießen und hart in der Nähe eines dichterisch idealistischen Zuchtwahlproduktes anlangen, das denn doch in der Rangliste nicht den durchschnittlichen Typus bezeichnet. Indes, dieser Fehler erscheint nicht aufdringlich, künstlerisch ist er überhaupt nicht bemerkbar, höchstens als Unterlassungssünde. Ich meine: in der Schilderung jenes Provinzkavallerieoffizierskorps hätten auch ein paar kleine Schlagschatten nicht geschadet, an denen es in Wirklichkeit mut-

maßlich nicht fehlt. Aber in der Ökonomie dieser Egestorffschen Dichtung herrscht überhaupt eine Neigung zu einer Auslese des Erfreulichen, was ja wohlthut nach jener Fülle von Unratauslesen, die wir lange genug vorgesetzt erhielten. Vielleicht kommt später einmal die rechte Mitte. Da wir zum Glück jung sind, können wir ja warten.

Wie das Faustgedicht ist diese Geschichte ein Drama männlichen Ringens, in welchem eingeschlossen eine Tragödie weiblicher Liebe liegt. Und auch hier beginnt das Ringen erst recht, oder wenigstens erst recht nach neuen Zielen, nachdem die Tragödie vorüber ist.

Richard von Harff, Premierlieutenant in einem Kavallerieregimente, das nahe bei Berlin in Garnison liegt, hat sich in Kopenhagen in eine Liedersängerin verliebt. Als diese nach Berlin kommt, wo sie im „Wintergarten" auftritt, wird aus der Verliebtheit Liebe. Eine echte, ganze, tiefe, herzaufwühlerische Liebe, — meisterhaft, dichterisch schön und seelisch wahr geschildert. Dagmar verläßt die Chantant-Atmosphäre und läßt sich für die Oper ausbilden. In rückhaltsloser Liebe gehört sie ihm; ihre Liebe zu ihm ist ihres Lebens, ihres Fühlens, ihres ganzen Seins einziger, selig banger Inhalt. Sie hat ihm ihr einziges gegeben, das sie besaß: „ihre Tugend und Scham, — ihr Höchstes". Diese Worte sind aus einem Nietzschecitat, das mit den Worten schließt: „eine schwermütige Geschichte", und dem zweiten Buche dieser Erzählung vorangedruckt ist, der Dagmar-Tragödie. Dies aber ist der Tragödie Inhalt: Der große Rausch, den die Natur vor die Liebe gesetzt hat, der blind und wolkengängerisch macht, selig gedankenlos, verfliegt, und nun beginnen die Faktoren des Gegensatzes: die Unterschiede der Stellung, der Erziehung, des Geschmackes ihr zerstörerisches Werk, — aus ihnen sticht die böse Blume des Mißtrauens herauf, die Liebevergifterin. In psychologisch feinster Führung erwachsen da aus der Seele des Helden, ihm unbewußt, die Begebnisse. Er fühlt schmerzlich, wie es kalt in ihm wird, wie der Rausch verfliegt und die Nüchternheit mit Zweifeln siegt, aber ein vornehmes Pflichtgefühl wird gerade dadurch wach. Kein frohes freilich, — ein drückender Zwang. Aber hinter diesem Zwangsgefühle angeborener Pflichtstrenge, die ihm gebietet, „die Sünde" gut zu machen, d. h. diejenige zu heiraten, die ihm ihr alles gegeben, lauert die böse Hoffnung: vielleicht war dies alles nicht ganz alles, vielleicht war es nur ein Rest? Und er stürzt zu ihr mit wilden, beleidigenden Fragen. Sie aber schweigt. Nicht, weil sie zu verschweigen hat, sondern weil diese Frage tiefste Beleidigung für sie ist. Und nun spielt der Zufall ihm einen Trumpf in die Hand, der ihn schmerzt, der aber doch, so glaubt er im nagenden Schmerze vermeintlicher Gewißheit, ihm Erlösung bringt von einer Pflicht, die ihm nun nicht mehr Pflicht dünkt. Ihr aber, da sie seine Liebe verloren, ist das Leben vorbei. Sie geht in den Tod. Im Sattel zu einem Rennen empfängt er eine Depesche, die ihm das Unglück andeutet. Mit dieser Depesche in der Tasche macht er, willenlos von dem Pferd getragen, das Rennen mit und stürzt. Eine Gehirnerschütterung raubt ihm monatelang das Bewußtsein; genesen überstürzt ihn erst die Kunde des Geschehenen und wirft ihn in ein langes Nervenfieber. Das letzte Buch zeigt den gebrochenen Mann, bis ihn der Gedanke der Sühne durch die Arbeit wieder frei und lebenslustig macht. Er quittiert den Dienst, giebt sein Vermögen an einen Seelenarzt zur Unterstützung geisteskranker Frauen und geht als Beamter einer Gesellschaft nach Kleinasien.

Der Schluß klingt idealistisch im alten, bösen Sinne Aber er ist es nicht. Doch im Sinne eines neuen Idealismus ist er es, im Sinne jenes Idealismus, der nicht bloß etymologisch von Idee — Gedanke herkommt. Ich kann die schöne Gedanken-

reihe nicht hierher setzen, aus welcher er entspringt, ich kann nur noch eines sagen: Wer des Spruches lebt: „res severa verum gaudium“, der möge dieses Buch lesen, diese Dichtung, welche wahr und schön, realistisch und idealistisch in einem ist.

O. J. Bierbaum.

Lyrik.

Felix Dörmann: „Neurotica“. (Dresden-Leipzig, E. Pierson).

Übergangsmenschen! Das ist die Kunst, der ich das Schlagwort „physiologische Lyrik“ angehängt. Ein Empfindungsleben, das zerspellt und aus dem Zusammenhang gerissen, also nur noch der Resonanzboden für Sensationen ist, gischtet in schaumig leichenblassen, durchsichtigen Blütensträußen, wie aufgequirltes Wasser aus Felsenritzen, durch jede morsche Stelle und Lücke des Organismus. Ursprünglich war eine gewaltige Stärke des Wollens da — oder wenn das nicht: so hätte die Empfindensfähigkeit in einem soliden Körper ein gewaltiges Wollen, ein klar geleitetes, logisch geregeltes Wollen erzeugt (— man gedenke daran, daß die Willenshandlung nur ein übergeleiteter sensorischer Reiz auf motorischer Bahn, wie Dr. Münsterberg nachgewiesen hat —). Und ein eigenartiger Altruismus — im Sinne Nietzsches — der mit dem Wollen naturgemäß zu ungezügelter Menschsucht sich würde verbinden; ein Altruismus, also: ein Kohäsionsbedürfnis, das der Dörmannschen Organisation gemäß sich als hochgradige Geschlechtlichkeit ausdrückt. Natürlich stellt es das ideale Liebesmoment dar, da es ja einem allgemeinen Zusammenhangsbedürfnis entstammt.

Diese Wollenskraft (mit Bedacht gehe ich den Worten Willenskraft u. a. W. aus Wegen, da sie einen „Willen“ als komplettes, metaphysisches „Vermögen“ andeuten) und dieser Altruismus sind nun unter die Bedingnisse einer zersplitterten Nervosität gestellt. Will sagen — man mißverstehe das nicht —: die Veranlagung der Nerven auf diese zwei Reaktionsweisen wurde von einer Veränderung des Nervenchemismus in Mitleidenschaft gezogen, so daß Modifikationen des Wollens, des Altruismus durch das Mikroskop des Bewußtseins, durch die Empfindensfähigkeit nämlich, gesehen werden.

Aus dem Wollen wurde eine äußerst plastische Empfänglichkeit für „Sensationen“ (Stimmungsexperimente). Und wie denn die motorischen, das sind Wollensfunktionen, immer die innere und äußere Technik des Kunstwerks bedingen, geht hier die Entladung in „sensationaler Lyrik“ vor sich, oder wie ich sie gemünzt habe („Moderne Rundschau“ IX.) in „physiologischer Lyrik“; das habe ich oben schon behauptet. Wie nun, formalhaft, diese Sache zu denken sei, daß die Wollenskraft sich zerspellen kann in entsprechend gierige Sensationsempfänglichkeit: es muß in den Ganglienknoten etwas vor sich gegangen sein, denke ich mir, so daß die sensorisch-motorische Überleitung geändert wurde; vielleicht der Kontext mit der Gehirnenergie ist gelockert, infolge dessen an Stelle der Überleitung, die Willen zeugt, ein geregeltes, „normales“, „gesundes“ Wollen — die Reflexzeugung des Stimmungs-Wollens getreten, auf der ja die intimsten Vorgänge der künstlerischen Produktion beruhen, die psychophysischen „Entladungen“. Wie auch immer — Thatsache bleibt die Zersplitterung einer gewaltigen Wollenskraft in intensive Gier nach Stimmungen (Sensationen); Thatsache — soweit man mir eine Kausalreihe will als „Thatsache“ lassen gelten, da ihr ja, in der That, mehr oder weniger stets die „Ausdeutung“, „Auffassung“ Geburtshilfe leisten muß.

Wie sich der Altruismus ins Geschlechtliche differenzierte, sagte ich. Natürlich: Wollenskraft, Altruismus, das sind keine physiologischen Werte, das sind Dinge, schon durch das Bewußtsein gesehen, schon „psychologisch“ ausgedeutet (— ich muß erst einmal wieder an meine

psychophysische Grundperspektive erinnern, die ich in der Fußnote „Gesellschaft“ 1891 VIII S. 1080 formuliert! —). Jedoch am lebenden Menschen kann die intimste Forschung kaum tiefer gehen. Wir leben nun einmal das Leben der Perspektiven, Wertungen, Ausdeutungen, meinetwegen das Leben der Lüge, wie man es fanatisch schimpfen dürfte.

Daß die Funktionen des Seelen-Nervenlebens nicht in isolierten Strängen laufen — selbstverständlich: homogenes summiert sich, heterogenes modifiziert sich (durch Division und Multiplikation, bildlich geredet), wobei oft genug Indifferenz der Nervenstände gegen einander sich darstellt: — das ist der Stimmungschemismus, Bahrs „Dialektik der Gefühle“. So auch laufen die Fäden in Dörmanns Empfindungsleben zusammen zu einem Sensualismus der Geschlechtlichkeit. Und der ist der Grundakkord der „Neurotica“, den hätte ich nun endlich deutlich angeschlagen: er kehrt in mannichfachen Variationen wieder und wieder, eine tolle Symphonie, schrill-jauchzende Schärfe der Klangmaterei. Zumal ein Zug der Psychotechnik, der sich auffällig zeigt, drückt ihn aus: es geht eine Gewaltsamkeit durch die Gedichte, durch die Bilder und Vergleiche besonders. Dieselbe phantastische Überwältigung bei aller nervösen Schmiegsamkeit konstatierte ich an Walloths Lyrik (vgl. meine Schrift „Wilhelm Walloth“ Abschnitt 3). Dort auch legte ich sie als Prinzip des Idealismus fest, gegen die Schmiegsamkeit als Prinzip der Moderne. Im einzelnen Falle, besonders bei so charakteristischer Mischung der Prinzipien, muß man allerdings auf einen individualpsychologischen Grund zurückgehen: bei Dörmann die unbändige Willenskraft, die in der Psychotechnik zur Sammlung gekommen. Ganz bedeutsam nämlich scheint: unter welchen allgemeinen Verhältnissen diese Brennpunktkraft auftritt. Ich finde, daß die Höhe der Sexualempfindung sie wirkt. Und so ist die Sache geklärt: Die Wollenskraft, im Durst nach Sensationen zerspellt, hat eine Mischung mit dem potenzierten Kohäsionsbedürfnis eingegangen zu raffinierter Geschlechtlichkeit. Wenn ihr nun Erfüllung wird, wenn der nervöse Trieb befriedigt ist, tritt eine momentane Zusammenfassung der Energie auf, ein Augenblick völlig unverletzter, völlig hergestellter Kraft, und wieder entläd sie sich, wie oben angedeutet, am stärksten in technischen Zügen. Auch eine psychische Ausgestaltung, die also zunächst nicht künstlerisch darf gewertet werden, giebt sich das: oft in denselben Gedichten nachzuweisen, wie die technische Überwältigung, immer aber in psychoökonomisch gleichwertigen findet sich der Mut zur Sünde, eine verzweifelte Energie der Sünde, ebenfalls deutlich eine Zentration der Wollenspotenzen, die schon im Krankhaft-Überreizten ihrer Tendenz die fauligen Spuren der unheilbaren Zersplitterung zeigt.

Aus der gewöhnlichen Zerfallenheit gestaltet sich diese gewissermaßen moralische Anlage des Wollens in einer gebrochenen, halbtönigen Reue von katholisch-nervöser Inbrunst und Brunst, deren in psychoökonomischer Hinsicht bedeutsamste Funktion scheinbar eine intensive Schmerzenswollust ist.

Für den nervösen, sozialpsychischen Prozeß, den ich durch die „Neurotica“ dokumentiert sehe, ist das Phänomen des „zweiten Gesichtes“ beweisend, das weniger ausgestattet in den Gedichten erscheint, vielmehr als Thatsache ausgesprochen wird. Eine Bemerkung in Schopenhauers „Satz vom Grunde“ hat mich auf einen gangbaren Weg zur Erklärung des „zweiten Gesichtes“ gebracht, nachdem ich, unfähig die Sache gedanklich zu bewältigen, das Auskunftsmittel künstlerischer Darstellung ergriffen (in meinem Roman „Das zweite Gesicht“). Wenn die nervöse Funktion des sogenannten „Verstandes“ nicht mehr zur Motivationsregelung des Wollens ausreicht, der Mensch mithin willensunfrei wird (— ich sehe nämlich, wo ich hinsehe,

„Willensfreiheit" und „Willensunfreiheit" in einem psychologisch bedingten Sinne —), wenn das Stimmungswollen, ein reflexartiger Vorgang eintritt (vgl. oben) wird die Wahlfähigkeit — irgend eine nervöse Funktion, die mit andern als „Verstand" zu Bewußtsein kommt — ungebunden und ihre Regsamkeit verunmöglicht. Der Trieb, der unläugbar (aber zunächst unbegreiflicherweise) einen Stich ins Kritische, Sondernde hat — weshalb er als *Wahlfähigkeit* kann fungieren — saugt sich, bei der großen Stabilität des Trieblebens begreiflich, an anderen Funktionen fest, übt seine Kritik hier in Verstandesform, geht aber immer gleichzeitig neben den lebendigen Verstandes- und Stimmungsmomenten her; so daß der Mensch in jeder und jeder Lage neben seinem „interessierten" Handeln ein Überlegenheitsgefühl behält, das aber durchaus keinen Willenseinfluß ausübt. Sehr rasch, sehr begreiflich schlägt es unter einer beängstigenden Schauspielerei Spott und Hohn ein, und – wir haben das „railler lui — même": der Grundzug scheint mir, der modernen Jugend, (der so biologisch-physiologisch erklärt wäre. Denn man bedenke nur, auf welcher Stufe der Nervosität unsere Generation biologisch genötigt im Allgemeinen steht und addiere die umgebenden Zustände!) Das nenne ich „zweites Gesicht", Ausdruck eines Zersetzungsprozesses, der allerdings nur *periodisch* zu sein braucht, das „Übergangsfieber". (Wie es bei Dörmann offenbar der Fall.)

In Dörmanns Lyrik hat das „zweite Gesicht", mit der logischen Verstandesarbeit gepaart, eine besondere Funktion, die nicht mit dem oben bloßgelegten psychotechnischen Zug der Überwältigung in Bild, Vergleich u. s. w. darf verwechselt werden: ebenfalls eine Gewaltsamkeit, Phantastik, ja Gedanklichkeit dieser seelentechnischen Requisiten. Ich habe gelegentlich schon angedeutet, daß die lyrische Intensität der Stimmungen und die Reflexionsthätigkeit, welche durch Aufdecken irgend einer synthetischen Beziehung, gleichsam die Lunte, das Lyrische zur Entladung bringt, daß diese zwei Kräfte in einer ungeraden Proportionalität stehen. In Dörmanns Gedichten gerade steht oft genug die Funktion der Reflexion in einem unkünstlerisch hohen Verhältnis zur Stimmungensumme. Und an Stellen, da die Gedanklichkeit zurücktritt, folgt aus der Thätigkeit des zweiten Gesichtes ein Überlegenheitsgefühl, das sich als Idealismus, Romantizismus der Seelentechnik im obbesagten Sinne lyrisch darstellt, jedoch von gewißgradiger Nüchternheit.

In meiner Wallothschrift habe ich, S. 29, geformelt, was Aufgabe der modernen Kritik am lyrischen Kunstwerk mir zu sein scheint, „Aufdeckung des individuell-organischen Einheitprinzipes für Form und Inhalt der Lyrik": „Die *physiologische* und *psychische Technik*, also die Form in ihren zwei Gestalten, habe ich auf das Körperliche des Schöpfers zurückgeführt. Hier ist ebenso der *Inhalt* auf die psychophysischen Empfindensqualitäten zurückgebracht." Ich bin nun den umgekehrten Weg gegangen; zuerst konstruierte ich den Inhalt psychophysisch nach, die Eigenzüge der Psychotechnik sind abgethan. Das Grenzgebiet der psychischen und physiologischen Technik, zugleich der inneren und äußeren, die *Rhythmik* hätte ich vor der physiologischen zu erledigen. Daß ich auf die *äußere Technik* nicht besonders eingehe: — die scheint mir aus sozialen Gesichtspunkten zu verstehen zu sein; die am individuellen Falle zeigen, würde die Sache in ungünstiges Licht setzen.

Man thut gut, Verständnis der Rhythmik zu erlangen, wenn man zunächst die freirhythmischen Schöpfungen einer Persönlichkeit untersucht. — Was ich bei Arent auffällig feststellte: *Schwertönigkeit der Streckzeiler bei häufiger Anwendung der Form*, fand ich auch hier. Nicht daß dem Schaffen Dörmanns die innere Musik fehlte: die strengeren Maße sind oft von entzückendem Wohllaut. Das Versgewand scheint bei ihm reine Form zu sein, ohne die schaffende Notwendigkeit

aus dem Inhalt, die ihr gegeben kann werden. Sie dient der künstlerischen Suggestion, und die erstrebt Dörmann offenbar weniger, zumal die Stimmung der Gedichte in eine Situation von suggestiver Gewalt geworfen zu sein pflegt. So hatte er in der Schöpfung keinen Drang nach weiteren Verstärkungen, so konnte sich die ganze Plastik der Stimmung in dem System realer Reize ausleben, welches ihre Entladung hervorgerufen (— so muß man die „Situation" des Gedichtes genau bestimmen —). Ganz besonders haben in der That die freimetrischen Lyrika einen festen Bildkern, einen epischen Zug: die festen Maße entladen häufig reine Stimmung („Sensation") im Spiel der angeregten Associationen, (— welche, ausgedrückt durch physiologische Besonderheiten des Empfindenssystems, den größten Teil der „poetischen Freiheiten" als „Metapher", „Metonymie", „Tropus" in der Redeweise der Alten bilden. Davon also nachher! —). Der Cyklus „Satanella" und einige andere Streckzeiler zeugen dagegen einen ganz eigentümlichen Reflex — den mir auch Arentsche freie Rhythmen unter gleichen Bedingungen wiesen. —: Sie sind scheinbar von differenziertestem Klang und doch sorgfältig besehen, von rhythmischer Schwerfälligkeit. Aber — und das beweist mir den Wert meiner Erklärungsvermutung — nur Gedichte von wildester, fast frierender Glut des Bildes, nur höchste Extasen wirken diese Täuschung: die suggestive Gewalt ist so stark, daß sie eine optische Täuschung selbst für die Form bewirken kann:

Satanella III.

Blaugrünes Ampellicht
Flutet in vollen Strömen,
Wie zitternder Weihrauchdampf,
Wie phosphorschimmernde Mondesglorioie
Um Dein weit zurückgebogenes,
Geisterhaft herrliches Haupt;
Schreckhaft leuchten
Aus dem mattgetönten Antlitz
Deiner Augen
Bräunlich violette Ringe.
Düster glosend wie Granaten
Wühlen und drängen und bohren sich
Deine gewaltigen bannenden
Flammensterne
Tief hinein ins Herz meines Herzens . . .
Nein, ich kann nicht,
Kann nicht widerstehen
Diesem wortlos-heißen Wollen,
Dieser liebesirren Bitte —
Nimm mich hin!

Der Zauber dieses Gedichtes liegt also schon in den physiologischen Werten. Sie, wie ich oben angedeutet, nach alter Nomenclatur, „die poetischen Licenzen" sind Ausdruck einer sehr einfachen Thatsache: Stimmung bedeutet die Stabilisierung von Associationen, die durch nervmolekulare Vorgänge geschieht, eine Summation der Nervenstände findet statt, bis sie im Stande sind, das Associationsleben zu wecken. Daher das, was der Volksmund „verträumt sein" nennt: der natürliche Hang zum Associieren, wenn Einer „in Stimmung ist". Daher der köstliche Reiz der einfachen Diktion v. Liliencrons: sie regt durch ihre Bemerkungen und Klammern nach allen Seiten associativ an. Die gelockerten Associationen bedingen die Farben, Klänge, Reize, aus denen die Gesamtentladung sich mischt. Gerade die ganz entzückenden Halblichter, Wortlockerungen, Blicke und Augenblicke, die nur zwischen den Worten durchhuschen, sind ihr Werk. Nach ihnen aber vor allem steckt sich der ganze Vorrat der Stimmungsbegriffe, Plastizitätsprinzipien ab, die dem Künstler in der jeweiligen Schöpfung zu Gebote stehen: demnach sind, wie besagt, die „dichterischen Freiheiten" ihre Funktion. Auf ihre Akkorde sind demnächst die Nerven abgestimmt, alle Empfindungen tönen sie also ab. Alle die physiologischen Züge der Lyrik drücken nur ihren Wert aus. Ich habe in meiner Schrift „Wilh. Walloth" (S. 15—23) an dessen Lyrik diese Verhältnisse ganz eingehend dargelegt; die „poetischen Licenzen" in ihrem psychoökonomischen Sinne verstanden — wohl zum ersten Male ist dort der Versuch dazu gemacht. Auch aus den „Neurotica" will

ich einige Schlaglichter auf das Problem richten.

Eine Beschränkung ist solchen Untersuchungen natürlich: die physiologischen Züge auf ihren associativen Wert zurückzuführen, ist der außenstehenden Kritik unmöglich, nur die produktive Selbstbeobachtung kann den feststellen. Das Experiment kann nicht weitergehen als dahin: die „poetischen Licenzen“ auf ihren physiologischen Ausdruck bringen. (Auch die Versuche in meinem Wallothbuch sind dahin beschränkt.)

Zur Sache also: Ein sehr richtiger Zug, da und dort. Wie der naive, perspektivische Genuß einer „Seelenthatsache“ in raffiniertes Experiment mit der nervösen Sensation differenziert ist, so seziert und dämpft das Empfindungsleben die deutlich schwingungshaften Eindrücke, sekretiert das wesentlich Psychische, die Bewußtseinszuthat, also am Ton den lebendigen Klangcharakter, nur das Schwingungsskelett bleibt. (Auch Walloths Lyrik zeigt diesen müden Prozeß.)

Die Seelentechnik wies die gebrochenen Lichter des Willenslebens in eigensinnigen Komplexen der Vergewaltigung, in der veraltet-vergleichshaften (— veraltet also aus biologischen Gründen! —) Weise: Lebenskomplexe in Lebenselemente umzusetzen (— die moderne Formel: Lebenskomplexe in Lebenselemente umzusetzen: Bilder in Farben u. s. w. verwandt dem zuerst behandelten physiologischen Zug der Dörmannschen Lyrik). Genau dasselbe in verkleinertem Maßstabe findet die Physiologie der Gedichte. Die Nüance, der Wortklang, das einzelne Wort will oft eine posenhafte Vergewaltigung. Und hierhin vielleicht, in diesem psychotechnischen und physiologischen Moment, liegt Dörmanns **Schauspielertrieb** (auch das „zweite Gesicht“ funktioniert in diesem Sinne!!) der Schauspielertrieb, den ich einmal („Gesellschaft“ 1891, S. 550) als Mitbedingung des lyrischen Kunstwerks nannte.

Auffällig ist das Empfindensniveau in den „Neurotica“ auf **mattglänzende, farbenzarte Durchsichtigkeit** und alle verwandten Effekte gestellt. In dieser Thatsache wirken eine ganze Reihe Funktionen ineinander. Trägheit, Langsamkeit, Müde der psychophysischen Thätigkeit, die aus diesem Empfindensprinzip spricht, giebt auch den allgemeinen Ausdruck der rhythmischen Schwertönigkeit. Das „zweite Gesicht“ mit seiner quasi abstrakten, abstrahierenden Tendenz scheint vorzugsweise — aber nicht stets! — verlangsamtem Gesamtwechsel parallel zu gehen. Die sensationale Verdampfung der lebendigen Schwingungseindrücke auf das Schwingungsskelett entspricht dem deutlich. Daß diese physiologischen, rein innernervischen Dinge, denen kein centraler Einfluß einwirkt, an die cerebralnervösen Vorgänge des — man fühlt sich zu sagen „rein psychischen“ Lebens, des Wollenslebens, ihre Gangfäden nicht geklammert, ist auch kein „Wunder“. Die Trennung zwischen Seele und Körper nämlich hat ihren Thatsachenausdruck. Sie entspricht einer Verschiedenheit zwischen nervösmechanischen und central modifizierten Vorgängen, ungefähr. (Das Problem der Willensfreiheit präsentiert beide Arten, wie ich oben habe angedeutet.)

Genug damit über die Physiologie der Dörmannschen Lyrik. Nur eine sehr, sehr spezialisierende Arbeit kann hier noch tiefer streben, eine Arbeit vor allem, die mit offenen Karten, das ist mit fleißigen Citaten auftritt. Ich hatte meine heimlichen Gründe, davon abzustehen.

Und so habe ich den Ring geschlossen, der das Problem eines Lyrikers ist. Unter der Hand wurde aus meiner kritischen Studie eine Phänomenologie überhaupt des modernen Übergangsmenschen nach gewissen Seiten hin. Dörmann verkörpert einen Extremfall dieses Typus. — Fühlfäden und Leitungskanäle netzen sich über mancherlei Problematisches hin, woraus man denn diese Arbeit begreifen und entschuldigen mag. Aber gerade in der Lockung der

„Neurotica“ zu sozialpsychologischen Analysen sehe ich, bei allem Periodenhaft-Flüchtigen, Überreizt-Gefährlichen dieses Werkes seinen eminenten Wert. Man mache sich klar, die Not erheischt es: die „Neurotica“ sind ein soziales Symptom. G. Ludwigs.

Litteraturgeschichte.

Die Moderne Litteratur in biographischen Einzel-Darstellungen. V.: Freiherr Detlev v. Liliencron von Otto Julius Bierbaum. Mit v. Liliencrons Porträt. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Das ist eine Kritik, wie sie sein soll, echt moderne Kritik! Kein gedankenloses Nachplappern kalter Schablonen — Objektivität nennt's die wissenschaftliche Sprache — auch kein sorgsames psychologisches Gegrübel . . nein, diese Kritik ist nichts, als die naive Reaktion gegen all das Schöne und Entzückende und Herzerquickende der Liliencronschen Poesie. Bierbaum jubelt einfach seine Eindrücke, die er von Liliencron empfangen, heraus — das ist seine ganze Kritik, die in ihrer Einfachheit und Herzinnigkeit wahrhaft labt, entzückt. Aber nicht der Kritiker allein redet, auch der Dichter. Und das giebt der Biographie — ich möchte sagen —: einen so rosigen Schmelz. B. betrachtet nicht nur, nüchtern, grübelnd . . er fühlt auch nach, dichtet nach. Er will nur genießen, schwelgen in dem üppigen Reichtum dieser Naturpoesie. Ein Jauchzen schallt durch das Büchlein, ein ausgelassenes Jubeln über all die gesehene Schönheit . . . Und hierin bildet er den schroffsten Gegensatz zu G. Ludwigs, dem genialen Verfasser der Walloth-Biographie. Der will nur analysieren, betrachtend die Seele herausschneiden aus dem Kunstwerk mit ganz neuen Apparaten und Experimenten. Gedanklich steht so Ludwigs' Arbeit hoch über der Bierbaums . . aber trotzdem wird letztere viel mehr Freunde finden — und hoffentlich darunter auch Liliencron selber. Und dieser kann stolz sein auf seinen Biographen — und ich will diesem dankbar sein, denn selten noch hat mich eine Kritik so ergötzt und erfrischt und erheitert, wie diese in ihrer jugendlichen Vorurteilslosigkeit und Gefühlsschönheit. Und was ich eben unter kalten Schauern schmerzlich-sehnend misse, das weht erquickend durch das ganze Buch: Frühlingsluft, reine blütenduftige Frühlingsluft . .

Zum Schluß einige Bemerkungen über das Bild Liliencrons. Seither kannte ich das alte nur, worauf L. in Uniform abgebildet. Ich muß gestehen, daß mir das neue, das L. in bürgerlicher Tracht schlicht, einfach darstellt, bei weitem mehr zusagt. Auch die Einzelausführung ist prägnanter. — Aber was mich am meisten an dem Porträt fesselte, das mich gar nicht loslassen wollte und mich immer und immer wieder hinzog, — das waren die Augen, diese seltsam schönen, träumerischen und doch energiefesten Augen. Aus ihnen funkelt die ganze Individualität Liliencrons, in ihnen träumt seine ganze Poesie. Ein träumerisches Gemisch von aufsprudelnder Lust und kaltem Schmerz, von thatfrohem Wollen und todmüder Resignation . . . ! Und auch dieser Zwiespalt um den Mund: ein halbes Lächeln, ein halber Schmerz — — aber aus allem leuchtet die tiefe, ausspähende Sehnsucht . . Wonach? — Nach dem Tod? Nach dem Frühling? Wer weiß es! . . . Ludwig Sturm.

Don José Echegaray, der Verfasser des „Galeoto“; von Dr. A. Zacher. Berlin, Sallisscher Verlag (Joh. G. Sallis). 176 S. — Seit Fastenraths viel beachteten Veröffentlichungen über Echegaray in „Nord und Süd“ ist über den „zweiten Calderon“ in Deutschland nichts geschrieben worden, was ein derartiges Interesse beanspruchen dürfte, wie Dr. Zachers Buch, das uns heute vorliegt. Der Verfasser giebt zunächst die Übersetzung einer schwedischen Studie, welche Professor Hugo von Feilitzen geschrieben hatte, und knüpft hieran eine überaus fesselnde Besprechung des „Galeoto“

und seiner Geschichte in Deutschland, sowie der späteren Dramen Echegarays. — Da uns die Einleitung keinen Aufschluß darüber giebt, in welchem Umfange sich Zachers Buch an Feilitzens Studie anschließt, indem sich der allzu bescheidene Autor in seiner Vorrede mit der Bemerkung begnügt: „Wie schon aus dem Titel hervorgeht, bringen wir die Übersetzung und Erweiterung einer Studie, welche den im Jahre 1887 zu Stockholm verstorbenen Professor Hugo von Feilitzen zum Verfasser hat" — haben wir es für notwendig erachtet, Feilitzens schwedische Originalarbeit einzusehen. Da sich aus ihr ergiebt, daß sich Dr. Zachers Buch nur in den ersten 90 Seiten an den schwedischen Text anschließt, wäre es richtiger gewesen, wenn der angeführte Passus der Vorrede, welche offenbar ursprünglich für eine Übersetzung der Studie allein geschrieben worden war, abgeändert worden wäre.

Was das Buch selbst anbetangt, so bietet es soviel des Anregenden, daß wohl kein Leser bereuen wird, es zur Hand genommen zu haben. Wir werden zunächst in das eigenartige Milieu eingeführt, das einen Echegaray erklärlich und verständlich macht. Der Verfasser versucht zu zeigen, wie die neue spanische Richtung ursprünglich aus der Romantik hervorgegangen ist, deren idealistische Anschauungen sie bewahrt, obgleich sie das moderne Leben zum Gegenstande ihrer Darstellung nimmt. Wir werden von den Anschauungen unterrichtet, die dem Spanier eigentümlich sind, von seinen eigenartigen Ideen über weibliche Ehre, Mannesehre, Religiosität, von den Konflikten, die sich aus diesen Auffassungen ergeben, und von der pessimistischen Grundanschauung der spanischen Kunst und Litteratur. Nachdem der Verfasser eine eingehende Schilderung der heutigen spanischen Dramatik geliefert hat, giebt er eine fesselnde Darstellung von Echegarays Lebensgang, die sich fast wie ein Roman liest, und geht hierauf zur Besprechung der Dramen des überaus fruchtbaren Dichters über, deren Inhalt er erzählt und deren Bedeutung er kritisch darlegt.

Wir müssen es dem Leser überlassen, diesen Teil des Werkes zu würdigen, und möchten nur noch kurz bei Zachers wichtiger Besprechung des „Galeoto" verweilen.

Bekanntlich hat dieses Drama Echegarays auch in Deutschland großes Aufsehen erregt und den vielbesprochenen litterarischen Streit Lindau-Grawein hervorgerufen. Zacher behandelt diesen Streit mit großer Ausführlichkeit und wir müssen gestehen, daß uns der Autor mit seinen Darlegungen zu fesseln weiß. Ist es schon ein ungewöhnliches Faktum an sich, daß sich ein hervorragender Jurist, als welcher Professor Grawein in Czernowitz bekannt ist, der Aufgabe unterzieht, ein Thesenstück auf seinen ethischen Gehalt zu prüfen, so wird die Sache in diesem Falle doppelt ungewöhnlich, weil Professor Grawein Lindaus Bearbeitung des „Galeoto" in der „Vossischen Zeitung", sowie in der „Münchener Allgemeinen Ztg." mit großer Heftigkeit angegriffen und nichts mehr und nichts weniger behauptet hatte, als daß Lindau das ganze Stück mißverstanden habe. Denn: „anstatt daß der deutsche (Lindau'sche) „Galeoto" zeigt, daß der Bruch der guten Sitte mit dem moralischen Fall und mit dem Tode bezahlt wird, ist bei ihm nur geschildert, wie die böse Welt zwei Unschuldige schließlich soweit bringt, daß sie aus Verzweiflung schuldig werden."

Kurz — Grawein appellierte von dem Lindau'schen „Galeoto" (für welchen übrigens kein Geringerer als Fastenrath eingetreten war) an den echten Echegaray'schen „Galeoto", und man durfte wohl erwarten, daß der Czernowitzer Professor Alles aufbieten werde, um dem deutschen Publikum den echten Echegaray vorzuführen.

Statt dessen erschien im Jahre 1889 die vielbesprochene Bearbeitung Graweins, welche ähnliche Mängel aufwies, wie sie Grawein an der Lindau'schen Übersetzung gerügt hatte.

Jedenfalls hatte Grawein durch dieses

Vorgehen das Recht verwirkt, gegen Lindaus Arbeit zu Felde zu ziehen. Die Einzelheiten dieser litterarischen Fehde bieten viel des Interessanten, das wir hier übergehen müssen. Im Anschluß an dieselbe wirft Dr. Zacher die Frage auf, ob ein Übersetzer das Recht habe, das Werk eines fremden Dichters umzugestalten, oder ob er verpflichtet sei, sich einer sklavisch getreuen Wiedergabe zu befleißigen. Er selbst erkennt dem Übersetzer das Recht zu, „dem Geschmack seines Publikums Rechnung tragend, das fremde Dichterwerk in unserem Sinne umschaffend von Neuem zu dichten", um den höheren Zweck zu erreichen, daß der Dichter dem ihm fremden Volk bekannt gemacht werde!

Auf diesen Pfaden können wir dem verdienstvollen Autor nicht folgen. Wo ist die Grenze für das Erlaubte? Wessen Geschmack entscheidet über berechtigte und unberechtigte Abweichungen von dem Originaltexte? Nein. Vor allem gebe man uns eine wörtliche Übersetzung und überlasse es dem Dichter sich selbst seinen Weg zu bahnen.

Jedenfalls ist Dr. Zachers Buch eine sehr beachtenswerte Leistung, welche unser volles Interesse verdient und welche keinen Leser unbefriedigt lassen wird. Wir wünschen ihm besten Erfolg. —gst.

Vermischte Schriften.

George Kennan, Sibirien! Deutsch von E. Kirchner. 3. (Schluß-) Band. (Berlin, Siegfried Cronbach. 1892.) 4. Auflage. — Zu den beiden ersten Bänden Kennanscher Aufsätze über das Deportationsland des russischen Despotismus gesellt sich jetzt ein dritter, mit welchem die deutsche Ausgabe des allgemein verdientes Aufsehen erregenden Werkes zum Abschluß kommt. Der Wert dieses dritten Bandes, dessen Übertragung übrigens eine ebenso ausgezeichnete ist, wie die seiner beiden Vorgänger, liegt weniger in den Kapiteln, die die Berichte des kühnen Forschers über Sibirien selbst vervollständigen, als in denen, welche dem Leser Kennans Beobachtungen über russische Censur, russische Gefängnisse und russisches Strafrecht mitteilen. Erst die hier geschilderten Verhältnisse bilden zusammen mit dem sibirischen Verbannungswesen jenes furchtbare System der Bevormundung und Versklavung, welches der Zarismus dem russischen Volke auspreßt, jenes System, das gerade auf den gebildetsten, den fähigsten, den edelsten Elementen am schwersten wuchtet und diejenigen, die die Natur zu Führern ihres Volkes bestimmt, zu Verbrechern, zu Mördern macht.

Fast unglaublich erscheint es, was Kennan über die Handhabung der Censur berichtet. Jede Nummer einer Zeitung unterliegt der mehrmaligen Prüfung durch den Censor, dessen „Billigung" für jedes Wort des Inhaltes erforderlich ist. Obwohl nun der Zensor sein Amt in rigorosester Weise ausübt und oft mehr als die Hälfte des ihm vorliegenden Materials beanstandet, darf der Leser nicht etwa durch Lücken im Druck an jene Macht erinnert werden, die in vorsorglicher Weisheit den wackern Bürger vor dem Gifte „verderblicher Tendenzen" schützt. Besagt doch ein Ministerialentscheid: „Leere Stellen in Zeitungen sind ein stillschweigender Protest gegen vorhergegangene Censur und können nicht gestattet werden." In merkwürdigem Gegensatze zu dieser Maxime steht die Praxis bei der Reinigung ausländischer Zeitungen; denn vermutlich protestieren in diesen die durch den Censor hergestellten schwarzen Rechtecke, die „verwerfliche" Artikel dem Auge des Lesers entziehen, ebenso laut, wie es in einheimischen Zeitungen unbedruckte Stellen thun würden.

Macht sich auf dem Gebiete der Censur stellenweise noch etwas Humor und Komik geltend, so tritt in den Berichten über Gefängniswesen uns überall der furchtbarste Ernst entgegen. Kennan sieht in der unverantwortlichen Leichtfertigkeit, mit der man großenteils völlig Unschuldige in

die Gefängnisse wirft, und in der grausamen Härte, mit der man sie jahrelang daselbst behandelt, die Ursache, deren Wirkung die Anwendung des „organisierten Mordes“ als eines politischen Kampfmittels der russischen Opposition ist. Wie diese Kampfweise, die er nicht billigt, entstanden ist, zu erklären, ist der Zweck der Aufsätze über Rußlands Gefängnisse. Man begreift die Erbitterung und Verbitterung der Terroristen, wenn man liest, wie Männer und Frauen, Jünglinge und junge Mädchen verhaftet werden, nicht weil man sie für schuldig hält, sondern weil man bei ihnen die Mitwissenschaft an irgend welchem Verbrechen für möglich hält; man versteht den ingrimmigen Haß der Unglücklichen, denen man durch jahrelange grausam durchgeführte Einzelhaft und durch andere Methoden seelischer Folter Geständnisse abzupressen sucht. In den Jahren 1872—75 wurden wegen Beteiligung an der „revolutionären Propaganda“ über 1000 Personen in ein- bis vierjähriger Haft gehalten; nur 193 von ihnen wurden vor Gericht gestellt und selbst dann noch 90 freigesprochen. Während der Haft aber waren 80 in Wahnsinn verfallen oder gestorben, zum Teil durch Selbstmord. Mit Recht beklagte einer der Freigesprochenen sich dem amerikanischen Reisenden gegenüber: „Sie bestrafen uns mit drei Jahren Einzelhaft, und dann folgt die gerichtliche Untersuchung darüber, ob wir hätten bestraft werden sollen.“ Fast jede, sagt Kennan, der so bestraften und schließlich nicht schuldig befundenen Personen wurde ein Revolutionär, und vor 1885 befand sich mehr als ein drittel derselben in Sibirien und zwei von ihnen . . . waren des Blutes Alexanders II. schuldig auf dem Schaffot gestorben.“ Auf das Leben der Gefangenen im Gefängnis einzugehen, muß ich mir leider mit Rücksicht auf den beschränkten Raum versagen, auf ihren Verkehr mit einander durch das „Klopfalphabet“, durch die „Schachbrettziffer“ und durch den „Rohrklub“ will ich nur aufmerksam machen, desgleichen auf die Behandlung der Verurteilten.

Nur dem, was Kennan über das russische Strafgesetz mitteilt, mögen noch einige Worte gewidmet sein. Dies Gesetzbuch zerfällt in zwölf Abschnitte, von denen sieben mit 734 Paragraphen ausschließlich, zwei mit 618 Paragraphen zum größten Teil sich unmittelbar auf die politische Organisation des Staates beziehen, während nur drei in 425 Paragraphen unpolitische Strafandrohungen enthalten. Dabei bestraft man, und zwar unter Umständen mit dem Tode, nicht allein das Verbrechen, sondern auch die unterlassene Anzeige des Mitwissers, ja selbst die „schlimme Absicht“ und sogar deren Kenntnis, wenn diese nicht zur Denunziation benutzt wird. Fast ebenso absurd erscheint dem Angehörigen eines civilisierten Staates das Mißverhältnis zwischen den für verschiedene Verbrechen angedrohte Strafen; z. B. gilt, um nur eine der von Kennan angeführten Vergleichungen herauszugreifen, das Verheimlichen einer Person, welche hinsichtlich des Lebens oder der Wohlfahrt oder der Ehre des Zaren eine schlimme Absicht hat, für ein schlimmeres Verbrechen, als der vorbedachte Mord der eigenen Mutter.

Sieht man, wie in Rußland Verbrechen konstruiert und Verbrecher gezüchtet werden, dann begreift man, daß die russische Regierung ein so weites Zuchthaus braucht, wie es Sibirien ist, trotzdem im Zarenreiche gerade die schlimmsten Verbrecher nicht bestraft werden, sondern . . .

M. Odern.

Offenes Sendschreiben an P. I. Herrn Professor Theodor Billroth von Moritz Adler. Mit einem Vorwort von Baronin Bertha v. Suttner. Berlin und Leipzig, 1892. Alfred H. Fried & Cie.

Der bekannte Verfechter des Friedensgedankens wendet sich in dieser Flugschrift gegen die Anregung Billroths, das Sanitätswesen den Verhältnissen des zukünftigen Krieges entsprechend zu stärken.

Des Verf. Leit- und Mahnwort ist: Si vis pacem, para pacem, und in der lateinischen Originalweisheit, daß man den Krieg rüsten müsse, wenn man den Frieden wolle, sieht er die Wahrheit, daß die Rüstung den Krieg erzeugt. Würde man Billroths Anregungen folgen, so übertrüge sich das fieberhafte Wettrüsten Europas nur noch auf das Sanitätswesen. Und wie jeder Soldat, der zur Erhaltung des Friedens mehr gefordert wird, in Wirklichkeit die Spannkraft steigert, die zum Kriege drängt, so vermehrt auch jeder Krankenpfleger mehr die Gefahr der Katastrophe. Billroth ist mithin in seiner humanen Fürsorge für die zukünftigen Verwundeten eigentlich unbewußt mitschuldig an dem drohenden Weltunglück. — Wenn man durch logische Deduktion zu diesem Schlusse kommt, so erkennt man erst recht, wie unlogisch sich die Verhältnisse Europas entwickelt haben und weiter entwickeln. Und an diesen Fehlschlüssen der Dinge wird nicht nur die Folgerichtigkeit der Denker zu Schanden, sondern auch das Dasein Europas! Immerhin verrichten die nicht fruchtlose Arbeit, die vorerst sich bemühen, den Menschenhirnen Logik beizubringen. Wenn alle Köpfe vernünftig denken, dann wird man die abergläubische Furcht vor der idiotisch-brutalen Materie verlieren und wahrnehmen, daß die Menschen stärker sind als die Dinge. Kurt Eisner.

Findel, Die Totengräber des Freimaurertums. 2. Auflage. Leipzig, J. G. Findel. 34 S. — Oberbreyer, Die Angst der Protestanten vor den Jesuiten. Frankfurt, Foeser. 46 S. — Klopfer, Zur Judenfrage. Zeitgenössische Originalaussprüche. München, Lehmann. 64 S. — Diese drei Schriftchen gehören zur Dekadenzlitteratur, d. h. sie sind Zeugnisse von der Rückbildung des öffentlichen Geistes in Deutschland. Die Freimaurer-, Jesuiten- und Judenfrage bildet ein Moment des Kulturverfalls am Ausgange dieses Jahrhunderts. Findel weist schlagend nach, daß die deutsche Freimaurerei bis ins Mark verdorben ist. Lassen wir die Toten ihre Toten begraben. Oberbreyers Schriftchen enthält leider zu wenig und zu viel und in sehr mangelhafter Anordnung, um höheren Ansprüchen gerecht werden zu können. Daß die Verkatholisierung, richtiger Verjesuitisierung Preußens im besten Zuge ist, gewahren allmählich die blödesten Augen. Man kann also die Maske fallen und die Jesuiten polizeilich unbehelligt im Deutschen Reiche hantieren lassen. Klopfers Sammlung von Originalaussprüchen deutscher Schriftsteller und Gelehrter ist zum Teil sehr wertvoll. Namentlich soweit die Herrschaften sich verlogen und achselträgerisch äußern, mit allerlei Klauseln und Schnörkeln, ist das Ding charakterologisch interessant. Als entschiedener Judenhasser bekennt sich nur einer: E. M. Vacano. Das läßt tief blicken, sagt Sabor, der Weise von Frankfurt. F. H.

Eugen Richters sozialdemokratische Zerrbilder, beleuchtet von V. August. Leipzig, Thiele. 32 S.

Eugen Richter hatte mit seiner Burleske „Sozialdemokratische Zukunftsbilder“ bekanntlich einen ansehnlichen Zeitungs- und Markterfolg. Ein Witzbold hatte sogar durch ein klug ausgestreutes Falschgerücht den Hohenzollerndichter v. Wildenbruch zu der vielbelachten öffentlichen Erklärung getrieben, daß er keinerlei kaiserlichen Auftrag erhalten habe, die Eugen Richtersche Dichtung zu dramatisieren. Das Wort „Viel Geschrei und wenig Wolle“ trifft aber auch bei dieser Richterschen Leistung und ihrem Erfolge voll zu. Wie jämmerlich wenig Wolle in dieser Richterei steckt, wurde nirgends überzeugender nachgewiesen, als in der vorliegenden kleinen Schrift. Der Verfasser (V. August ist Deckname für einen hervorragenden wissenschaftlichen Schriftsteller, nicht, wie nur ganz Unkritische einen Augenblick wähnen konnten, für August Bebel) ist Herrn Eugen Richter

nicht bloß als soziologischer Denker, sondern auch als Volks- und Menschenfreund aufs stärkste überlegen. Der Vornehmheit der Bildung und dem Adel der Gesinnung entspricht auch die edle, stilistische, im besten Sinne volkstümliche Führung der Schrift von der ersten bis zur letzten Zeile.

Fritz Hammer.

Französische Litteratur.

Louis Gastine, Apôtre, avec lettre critique de Mgr. Fava, évêque de Grenoble. (Paris, Genonceaux.) — Gastine ist selbst ein Humanitätsapostel edelster Art, der für Menschenrecht und Menschenwürde mannhaft in die Schranken tritt. Unbekümmert um das Ärgernis, das das vorliegende kirchliche Sittenbild bei Weltlichen und Geistlichen erregen wird, reißt er den Scheinchristen und moralischen Leisetretern unserer Tage die Larve herunter und zeigt uns das grinsende Faunsgesicht, das sich hinter dem seidenen Lappen verbirgt. Unser Autor ist aber kein einseitiger, kühl denkender Rationalist, der der Religion feindlich gegenübersteht, dazu ist er viel zu sehr von dem Geist der wahren Religion der Liebe erfüllt. Eben darum wendet sich der streitbare Wahrheitssucher mit gleicher Schärfe auch gegen die atheistischen Aufklärungsfanatiker, die wahre Frömmigkeit und Muckertum in einen Topf werfen und in dem Streit zwischen Kirche und Staat die Rechtsbefugnisse der weltlichen Macht zu erhöhen trachten, um die erstarkte Staatsgewalt zur Knebelung der Religion benutzen zu können.

Sein sozialethisches Glaubensbekenntnis hat Gastine in der antipatriotischen Studie „Patria“, die ich im Januarheft anzeigte, niedergelegt, heute legt er das Seziermesser an das kirchliche Leben im modernen Frankreich und analysiert den interessanten Entwickelungsprozeß, der sich im niederen französischen Klerus gegenwärtig vollzieht. Getreu dem Spruch: „Greifst du mal in ein Wespennest, so greife sicher, greife fest“ geht der Autor auch diesmal zu Werke. Sachlich und ernst, wie es der Gegenstand erfordert, sind die Auswüchse, die die kirchliche Stagnation im republikanischen Frankreich erzeugt, geschildert, alles persönlich Gehässige ist dabei mit feinstem Takt vermieden worden. Trotzalledem begreift es sich leicht, daß der Bischof von Grenoble, dem der Verfasser seine Arbeit im Manuskript zur Begutachtung vorlegte, seinem Unmut über die Tendenz des Romans unverblümten Ausdruck gegeben und von der Veröffentlichung der Arbeit dringend abgeraten hatte. Die Kirche sieht es nun einmal nicht gern, wenn ihre internen Angelegenheiten aus dem dämmerigen Halbdunkel, das sie profanen Augen so sorgsam verbirgt, in das helle Tageslicht gerückt werden. Bischof Fava zeiht den Verfasser des „Apôtre“ nicht etwa der Lüge, er giebt im Gegenteil die objektive Wahrheit seiner Schilderung stillschweigend zu; er erklärt sich nur als principieller Gegner aller derartigen Publikationen, weil sie geeignet sind, das Ansehen der Kirche zu schädigen. Gastine hat sich, wie man sieht, durch die eindringliche Mahnung des Kirchenfürsten nicht abhalten lassen, sein Werk in Druck zu geben, und er hat Recht daran gethan, gegen das bischöfliche Erkenntnis Berufung beim großen Publikum einzulegen. Das Gutachten Favas, das dem „Apôtre“ als Anhang beigegeben ist, ist übrigens die beste Censur, die dem Buche zu teil werden konnte: es beweist klipp und klar, daß Gastine einen wunden Punkt im Organismus der katholischen Kirche aufgefunden und bloßgelegt hat.

Adolphe Belots letztem Roman „Une femme du monde à Sainte-Lazare“ ist noch ein allerletzter gefolgt, der unter dem Titel „P'tit Homme“ bei Dentu in Paris zur Ausgabe gelangte. Der Litteratur wäre übrigens kein großer Schaden geschehen, wenn man ihr dies nachgelassene Werk unterschlagen hätte, denn litterarisch ist die letzte Schöpfung des allzufruchtbaren Romanverfertigers mehr wie wertlos. „P'tit Homme“, ein Kriminalroman allergewöhn-

lichsten Schlages, der hart an der Grenze steht, wo die Sensationsgeschichte aufhört und die Hintertreppenlitteratur beginnt, qualifiziert sich als die flüchtige Sudelei eines Vielschreibers, der sich die Schriftstellerei nie hat viel Gehirnschmalz kosten lassen. Unmögliche Menschen, unmögliche Situationen und eine ungeschickt erlogene Handlung, die, wenn die Sache einigermaßen mit rechten Dingen zuginge, schon auf der dritten Seite zum Abschluß gekommen sein müßte. Dazwischen das leere Stroh abgedroschener Phrasen und ein mißtönendes Tugendgequietsche durch alle Dur- und Molltonarten. Belot, der einst als enfant terrible der Litteratur der Welt die schmutzigsten Romane geschenkt hat, ist mit der Zeit immer zahmer und lederner geworden; das letzte Produkt seiner nie rastenden Feder schließt die litterarische Laufbahn dieses Vorstadtromanciers würdig und harmonisch ab.

Jules Hoche, Féfée (Paris, Savine). Hoche hat mit Pierre Loti, den er schwärmerisch verehrt, die Vorliebe für exotische Stoffe gemein, er kultiviert im übrigen einen gemäßigten Realismus, der stark romantisch gefärbt erscheint. Fefee, eine kleine algerische Maurin, ist die rasseechte Heldin einer tragischen Liebesgeschichte, in der die sengende Glut südlicher Leidenschaft lodernde Flammen entfacht. Der Verfasser des „Vice sentimental" erweist sich aufs neue als tiefer Kenner des Frauenherzens, vor allem tritt aber der glänzende Sprachkünstler hervor, in dessen Stil sich die leuchtenden Farben des Südens zu spiegeln scheinen.

Als neuester Band der „Bibliothèque de romans historiques" (Paris, Colin & Cie.) erschien unter dem Titel „Marguerites du temps passé" eine Sammlung historischer Novellen von Frau James Darmesteter. Die Verfasserin, die unter ihrem Mädchennamen Mary Robinson in der englischen Litteratur heimatsberechtigt ist, debutiert hier mit einem französisch geschriebenen Werk, und man darf sagen, daß das französische Schrifttum in ihr eine schätzenswerte Kraft erworben hat. Die frisch geschriebenen Novellen behandeln Sujets aus der Zeit des Mittelalters und der Renaissance. An der Art, wie der tote Stoff seelisch belebt ist, erkennt man, daß eine warmblütige Poetennatur und kein trockener Pedant die Feder geführt hat. Der historischen Treue ist darum aber kein Abbruch geschehen.

Die bestbekannte Romanbibliothek „Auteurs célèbres" (Paris, Flammarion) bringt in ihren letzterschienenen Bänden wieder eine reiche Fülle vortrefflicher Werke aus der französischen und ausländischen Litteratur. Die mir vorliegenden Nrn. 196 bis 204 (Preis des Bandes 60 Cts.) enthalten: Catulle Mendès, „Jupe courte" — Gogol, „Tarass Boulba" — Chincholle, „Le vieux général" — Pierre Newsky, „Le fauteuil fatal" — Jacolliot, „Les Chasseurs d'esclaves" — Cam. Flammarion, „Copernic et le système du monde" — Mme. de La Fayette, „La princesse de Clèves" — Belot, „Dacolard et Lubin" — Pedro de Alarcon, „Un Tricorne".

Adolphe Jullien, Musiciens d'aujourd'hui. Ouvrage de 12 portraits en frontispice et de 32 autographes de compositeurs célèbres (Paris, Librairie de l'Art). Wie traurig es um die Musikkritik der Franzosen bestellt ist, das konnte man so recht an den absonderlichen Urteilen erkennen, die gelegentlich der Pariser Lohengrinaufführung in der französischen Presse laut wurden. Dummheit und Verständnislosigkeit reichten sich da brüderlich die Hände, und das wilde chauvinistische Geheul diente nur dazu, die Ohnmacht und Unfähigkeit der ratlosen Kritikaster zu verdecken. Da ist es doppelt und dreifach erfreulich, einem Manne zu begegnen, der, wie der Verfasser des obengenannten Buches, feinstes Kunstverständnis und umfassende ästhetische Bildung mit unbestechlicher Urteilskraft verbindet, und der dabei Über-

zeugungstreue und moralischen Mut genug besitzt, um sich ohne Bedenken in das wilde Gewässer der öffentlichen Meinung zu stürzen und mannhaft gegen den Strom zu schwimmen, eine Leistung, die im kritischen Beruf ein ganz besonderes Verdienst bedeutet. Die kritische Thätigkeit Ad. Julliens, dem die musikalische Welt u. a. eine meisterhafte Wagner-Biographie verdankt, gipfelt in dem beständigen Streben, den musikalischen Horizont seiner Landsleute zu erweitern und ihr Kunstverständnis zu heben. Bei der Voreingenommenheit und dem oberflächlichen Sinne des französischen Publikums ist das eine schwere und des öfteren auch recht undankbare Aufgabe.

Ad. Jullien hat aus seiner Vorliebe für die Werke der deutschen Meister nie ein Hehl gemacht. Er gehört zu den wenigen Franzosen, die die deutsche Musik von Grund aus kennen und verstehen, und läßt keine Gelegenheit vorübergehen, seine Ansicht der öffentlichen Meinung zum Trotz in begeisterten Worten zu äußern. Wie tief Jullien in Geist und Wesen unserer Musik eingedrungen ist, das beweisen die kritischen Studien, die er in dem vorliegenden Bande Schumann, Wagner und Brahms widmet. Was hier über die drei deutschen Meister gesagt wird, gehört zum Besten, was über Wagner und die neudeutsche Richtung überhaupt veröffentlicht worden ist. Man lese beispielsweise nur einmal die feinsinnigen Bemerkungen über Schumanns „Paradies und Peri" oder die tiefgründigen Analysen der Brahmsschen Symphonien und man wird meine Bewunderung des Kritikers Jullien begreifen und teilen. Und ebenso vortrefflich, wie die hier angeführten Arbeiten, sind auch die Aufsätze über Berlioz, Ambroise Thomas, Verdi, Gounod, Lalo, Reyer, Saint-Saens, Bizet und Massenet, die den übrigen Inhalt des starken Bandes bilden. Die Verlagshandlung hat das schöne Buch glänzend und vornehm ausgestattet, so präsentieren sich Julliens „Musiciens d'aujourd'hui" nach innen und nach außen als ein Prachtwerk, das einen Ehrenplatz in der Musiklitteratur beanspruchen darf.

Professor Lombroso in Turin ist ein unermüdlicher Arbeiter, der mit wahrem Bienenfleiß unaufhörlich neues Beweismaterial für seine bekannte wissenschaftliche Theorie zusammenträgt. Der letzterschienene Band „Nouvelles recherches de psychiatrie et d'anthropologie criminelle" (Paris, Alcan) berichtet über die neuesten Ergebnisse seiner Untersuchungen auf dem Gebiete der kriminellen Anthropologie und Psychiatrie. Unter den Kapiteln des Buches nenne ich als besonders interessant die Studien über physiognomische und morphologische Anomalien bei Verbrechern, über verbrecherischen Wahnsinn und den geistvollen Essay, der von den Revolutionen und ihrem Zusammenhange mit dem politischen Verbrechertum handelt.

Höchst merkwürdige Dinge über die Geheimnisse der französischen Kolonialpolitik erfährt man aus den „Souvenirs militaires et financiers", mit denen der ehemalige Direktor der verkrachten „Société française financière" Charles Duval als Schriftsteller debutiert. (Paris, Savine.) Der größte Teil des Buches ist dem Bericht über die französische Campagne in Cochinchina resp. die Tonkingexpedition gewidmet, die der Autor nominell als Unteroffizier, in Wahrheit aber als bevollmächtigter Geheimagent der französischen Regierung mitgemacht hat. Hätte Duval nicht die Vorsicht gebraucht, die Wahrheit der verblüffenden Mitteilungen, die er über seine offizielle Thätigkeit macht, durch unanfechtbare Dokumentbelege zu bekräftigen, man wäre berechtigt, die Erzählungen des Unteroffizier-Diplomaten für eitel Windmacherei zu halten. Weit prosaischer, dafür aber um so glaubwürdiger klingt es, wenn Duval von den schlimmen Erfahrungen spricht, die er als Finanzmann und Leiter eines großen Bankinstituts gemacht hat. In jedem Falle werden die sensationellen Enthüllungen Duvals viel Staub auf-

wirbeln, und man darf den gegnerischen Kundgebungen, die das vorliegende Buch herausfordert, mit Spannung entgegensehen.

Nachstehend gebe ich post festum eine kurze Übersicht über die französischen Neuerscheinungen auf dem Gebiete der instruktiven Jugendschriftenlitteratur, die uns die diesjährigen Etrennes wieder in reicher Fülle gebracht.

Hier ist an erster Stelle der zweibändige Roman „Mistress Branican“ zu erwähnen, um den der unermüdliche Jules Verne die Litteratur für die reifere Jugend vermehrt und bereichert hat (Paris, Hetzel & Cie.). Die Werke, die in der „Kollektion Hetzel“ Aufnahme finden, gelten mit Recht als das Vorzüglichste, was die französische Jugendschriftenlitteratur aufzuweisen hat, und wenn der betreffende Band nun gar noch von Verne als Autor gezeichnet ist, so sieht sich der Kritiker vollends der Mühe überhoben, ein Wort der Empfehlung hinzuzufügen. Ich begnüge mich daher mit der einfachen bibliographischen Anzeige und bemerke nur noch, daß der beliebte Autor an Erfindungskraft und Verve des Vortrags im Laufe der Zeit nichts eingebüßt hat. „Mrs. Branican“ ist ein Roman, der wie kaum ein anderer das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet: er bietet eine lebendige, an Überraschungen reiche Erzählung und giebt dem Leser dabei gute Gelegenheit, seine geographischen und ethnographischen Kenntnisse zu erweitern. Verne bewegt sich hier übrigens auf dem Boden der realen Thatsachen und läßt sich von seiner Phantasie nicht zu den bekannten wissenschaftlichen Abenteuerlichkeiten verleiten. Deshalb wird seine „Mrs. Branican“ auch von dem reifen Manne mit gleichem Vergnügen gelesen werden wie von der wißbegierigen Jugend, an die sich das Buch in erster Linie wendet.

Eine ganz vorzügliche Lektüre für jugendliche Leser bietet auch Jacques Naurouze in seinem historischen Roman „A travers la Tourmente“, der, in sich abgeschlossen und unabhängig, als dritter Band der hundertjährigen Familiengeschichte der Bardeur-Carbansane bei Colin & Cie. in Paris erschienen ist. Der reich illustrierte Roman entrollt ein umfassendes und scharf umrissenes Gesamtbild des Revolutionssturms; Naurouze hat es trefflich verstanden, das Leben, Denken und Fühlen der französischen Gesellschaft in den ereignisvollen Jahren 1789—1793 zu charakterisieren. Familien, die eine passende französische Jugendlektüre suchen, bieten die Naurouzeschen Bücher einen wahren Schatz, und es steht außer Frage, daß „A travers la Tourmente“ den Erfolg seiner beiden Vorgänger teilen wird.

Eine seetechnische Münchhausiade erzählt G. Le Faure der reiferen Jugend in seinem „La guerre sous l'eau“ (Paris, Dentu). Es handelt sich in dem Buche um die fabelhaften Entdeckungsfahrten eines durch elektrische Kraft getriebenen submarinen Bootes, bei dessen Konstruktion die Phantasie des Autors der modernen Schiffsbautechnik ein gutes Stück vorausgeeilt ist. Die von wildestem Deutschenhaß erfüllte Erzählung wendet sich im übrigen ausschließlich an die französische Jugend. Herr Le Faure muß eine merkwürdige Auffassung von den Pflichten eines Jugendschriftstellers haben, wenn er es über sich vermag, feigen Meuchelmord und gemeinste Hinterlist als hochpatriotische, nachahmenswerte Thaten zu verherrlichen. Der Band ist von Fernand Fau mit hübschen Bildern und von José Roy mit einer farbenprächtigen Umschlagszeichnung geschmückt worden, die Verlagshandlung hat außerdem das Ihrige gethan, um das Buch zu einem Prachtwerk ersten Ranges zu machen.

Ganz vortrefflich nach innen und außen sind die Gaben, die die rührige Verlagshandlung von Plon, Nourrit & Cie. in Paris auf den Weihnachtsbüchertisch der Jugend niederlegte. Da ist zunächst eine Prachtausgabe des beliebten Romans „La Neuvaine de Colette“ von Jeanne Schultz, von Emile Bayard in der ihm

eigenen poetischen Weise illustriert. Das Schultz'sche Werk gehört nicht in die Kategorie der landläufigen, süßlichen Backfischgeschichten, sondern erfreut sich als zweckentsprechende Unterhaltungslektüre für junge Mädchen mit Recht der allgemeinen Anerkennung. Für jüngere Mädchen sind die „Contes de la grande soeur“ bestimmt, eine Sammlung von allerliebsten Märchen und Kindergeschichten, die von Marie Seymour-Loucas mit reizenden Aquarellen und Federzeichnungen reich geschmückt ist. Die vornehme Ausstattung beider Bände und die künstlerische Ausführung des Illustrationsschmucks machen der bewährten Plon'schen Offizin alle Ehre. — Im gleichen Verlage erschien unter dem Titel „A la Découverte de la Russie“ ein neues humoristisches Album, zu dem Niek Bénar den Text und Caran d'Ache und A. Guillaume die Zeichnungen geliefert haben. Wie seine Vorgänger ist auch dies neue Büchlein in Bild und Wort von zwerchfellerschütternder Komik. A. G—tze.

Holländische Litteratur.

Helene Swarth, Passiebloemen. (Amsterdam, Kampen u. Zoon.) Eine neue Gedichtsammlung von Helene Swarth, ein neuer Beweis dafür, daß der Dichterin eine der ersten Stellen, wenn nicht die allererste, in der gegenwärtigen holländischen Lyrik zuzusprechen ist. Vermochte das letzte Bändchen, „Rouwviolen,“ wegen der trüben Grundstimmung, die durch das Ganze ging, keinen reinen Genuß zu gewähren, so erinnert uns die vorliegende Sammlung, die uns das Talent der Dichterin in verschiedenster Beleuchtung zeigt, mehr an die „Sneeuwvlokken“. Die Lieder, die den Anfang dieser Passionsblumen bilden, zeigen wieder alle die schon früher an Helene Swarth gelobten Eigenschaften; die Ballade „vom Feuer, das nicht ausgelöscht wird“ ist vortrefflich und daß die Sonette, die sich wieder in reichlicher Anzahl vorfinden, in jeder Beziehung vollendet sind, ist natürlich bei einer Dichterin, deren Formtalent von keinem der holländischen Lyriker erreicht wird.

A. Aletrino, Zuster Bertha. (Amsterdam, W. Versluys.) Aletrino hat sich bereits in seiner Novellensammlung, „Uit den dood en andere schetsen“ als ein feiner Beobachter psychologischer Zustände gezeigt. Nun hat er seine Kraft an einem größeren Werke versucht und es muß zugestanden werden, daß dieser Versuch vollständig gelungen ist. Neben „Een Passie“ von Vosmeer de Spie ist der vorliegende Roman sicherlich die bedeutendste Erscheinung der modernen holländischen Romandichtung des verflossenen Jahres. Wer der Gebrüder Goncourt „Soeur Philomène“ kennt, wird vielleicht erstaunt sein über die Ähnlichkeit des holländischen Romans mit dem französischen. Schwester Bertha und Schwester Philomene sind bei aller Verschiedenheit der äußeren Umstände so ziemlich dieselben Naturen, die durch denselben Trieb veranlaßt werden, sich dem Liebesdienst im Krankenhause zu widmen. Ob nun diese merkwürdige Übereinstimmung eine zufällige ist, oder ob sich Aletrino durch die vorangegangene Lektüre von Goncourts Roman wirklich beeinflußt gefühlt hat, mag dahingestellt sein. Haben wir doch ein Werk vor uns, das wie wenige geeignet ist, der holländischen Litteratur im Auslande diejenige Achtung zu erringen, die sie seit wenigen Jahren verdient, aber noch immer nicht erreicht hat.

Die Erzählung beginnt mit Berthas Kindheit in dem langweiligen, düsteren Einerlei eines freudlosen Elternhauses. Den ganzen Tag sich selbst überlassen, bringt sie die Zeit mit allerlei Grübeleien hin. Und das Verlangen steigt in ihr auf, aus ihrer kleinlichen, engen Umgebung herauszukommen, etwas zu thun, etwas schönes, großes, nützliches. Und ihre Phantasie macht sich immer mehr mit dem Gedanken vertraut, Krankenpflegerin zu werden Aber schon in den ersten Tagen ihres Aufenthalts im Hospital schwinden all ihre

Illusionen und das Gefühl des Unbefriedigtseins ergreift sie von neuem. Sie fühlt jetzt das Bedürfnis nach Teilnahme, nach Liebe. Und eine innige Zuneigung erfaßt sie zu dem jungen Arzt, der täglich in der Anstalt aus- und eingeht. Die Schilderung, wie diese Liebe immer festeren Boden in ihr faßt, wie sie sie ihm zu beweisen sucht ohne aufdringlich zu sein, und wie sie dann zu der Erkenntnis kommt, daß ihre Liebe aussichtslos ist, sind so poetisch zart und so seelisch fein abgelauscht, daß ich ihnen aus der gegenwärtigen holländischen Romanlitteratur nichts an die Seite zu stellen wüßte. Im Hospital kann sie nicht länger bleiben, von neuem breitet sich vor ihr die freudenlose, leere Einsamkeit des Elternhauses aus. Aber hier schließt der Roman noch nicht. Gleichgiltig geworden gegen alles, was sie umgiebt und was mit ihr geschieht, läßt sie sich von der Mutter überreden, den Bewerbungen eines Freiers Gehör zu geben, den ihr die Mutter schon früher aufzudrängen versucht hatte.

So endet diese Tragödie eines verfehlten Lebens mit — einer Vermählung. Die Hochzeitsfeier ist zu Ende. Bertha sitzt in ihrer Kammer und überdenkt noch einmal ihre Vergangenheit, denkt noch einmal an die Zeit im Hospital zurück, an die kurze Spanne Glück, das sie dort genossen. Und durch ihre Gedanken hindurch tönen ihr immerfort die Worte ins Ohr die man ihr heute so oft zugerufen hatte: „Ich gratuliere, ich gratuliere!“

„Niedersinkend in den Stuhl neben sich fühlte sie ein krampfhaftes Weinen nach ihrer Kehle aufstoßen.

„Karl kam näher, verwundert über den plötzlichen Ausbruch des Schmerzes und knieend schlang er einen Arm um sie, sanft nach ihrem Kummer fragend.

„Aber durch seine Berührung kam es mit einem Male wie Wollust über sie, ein grausames Gefühl, sich noch mehr Leid zuzufügen, sich in ihrem Elend zu geißeln und sie faßte seinen Kopf und sie küßte ihn überall, verzehrende Küsse pressend auf Augen, Mund und Wangen.

„Und an den andern denkend, den sie vor sich sah an diesem Abend, dem bedeutungsvollsten ihres ganzes Lebens, schluchzte sie krampfhaft: „Ich hab dich lieb, ich hab dich lieb.“ —

Mit diesem schrillen Mißton schließt der Roman, der bei all seinem eintönigen, schwermütigen, beklemmenden Inhalt den Leser bis zum Ende fesselt.

Von Louis Couperus' im Augustheft des letzten Jahrgangs angezeigtem Roman „Noodlot“ ist unter dem Titel „Schicksal“ in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, soeben eine Übersetzung erschienen, auf die auch an dieser Stelle hingewiesen sei.

Von Frederik van Eedens' herrlicher Prosadichtung „Der kleine Johannes“ liegt eine neue Ausgabe vor (Haag, Mouton & Co.). Mit diesem Werke wurde bekanntlich der „Nieuwe Gids“ eröffnet, die Zeitschrift des jungen Holland. Modern in unserm Sinne ist der „kleine Johannes“ nun durchaus nicht, wie ja die Ausdrücke modern, realistisch u. s. w., auf die holländische Litteratur angewendet, überhaupt eine gesonderte Bedeutung haben. Modern ist van Eedens' Schöpfung nur insofern, als man in der bisherigen holländischen Litteratur vergebens nach einem Werke suchen müßte, das so voller poetischer Schönheiten und von solch einer Vollendung in der äußeren Form gewesen wäre, wie diese Märchendichtung, deren Lektüre auf den Leser einen eigenartigen Reiz ausübt und immer von neuem und mit immer größerem Genuß vorgenommen werden kann. Schade, daß ein derartiges Werk noch nicht durch eine Übersetzung auch bei uns bekannt geworden ist.

Dr. Paul Raché.

Portugiesische Litteratur.

Viscondo de Ouguella: Gil Vicente. (II. III.) - Um uns mit der dichterischen Eigenart Gil Vicentes vertraut zu machen, unternimmt es der Verfasser dieses her-

vorragenden Werkes, einige Züge aus dem 14. und 15. Jahrhundert uns vorzuführen. „Die Form und Bildung der Sprache ist augenscheinlich das sicherste Werkzeug zur Beurteilung des Fortschrittes einer Rasse oder eines Volkes.“ Die italienische Renaissance war die Schöpferin des Genius. Die Kunst der Renaissance kann nicht als ein glücklicher Zufall betrachtet werden, Form und Stil der Lyrik und Mystik sind zu kraftvoll, zu ausgeprägt. „Die unverbesserliche Konsequenz,“ bemerkt der Visconde de Ouguella, „die aus unsern Nachahmungen des Altertums, allen diesen Kämpfen der spanischen Schule, dem italienischen Einflusse des Klassizismus hervorging, war der Mangel an Ursprünglichkeit, an dem wir krankten; außer Gil Vicente, der wie ein Fels unerschütterlich dastand, unangetastet, war alles angelernt, von fremden Schulen beeinflußt. Man studierte — ja, das Studium, die Basis alles dessen, was man Menschentum nannte, und das größte Resultat, das erzielt wurde, war eine Unzahl von Gottesgelehrten und Humanisten in Portugal.“ Der Impuls der Renaissance war gewaltig, das zeigte sich in Wissenschaft, Kunst, vorzugsweise in der Baukunst, die aus jenem manuelischen Zeitalter noch heute Wunderwerke eines Riesengeistes uns erblicken läßt.

„Die Renaissance forderte Überfluß an Gelehrsamkeit. Jeder wollte ein Klassiker sein und versuchte die großen Muster des klassischen Altertums in Litteratur und Kunst zu erneuern. Der Fanatismus, den die Religionskriege und der kindliche Glaube des Mittelalters entfacht hatte, schillerte durch die Wissenschaft hindurch, verstärkt durch die Studien der frommen Legenden und ergab die Vereinigung der lateinischen Gelehrsamkeit mit dem Mystizismus, der die Frauen ansteckte. Es war an der Tagesordnung, tote Sprachen und theologische Bücher zu studieren. Fürstinnen und Edeldamen vernachlässigten die ihrem Geschlecht eigenen Arbeiten, um zu studieren. Hortensia de Castro besuchte mit ihrem Bruder die Universität. Mit siebzehn Jahren verteidigte sie in Evora öffentlich Beschlüsse und gab das Werk heraus: Floculus Theologicalis. Als Dame der Tochter des Königs D. Manuel begründete sie die Academia feminina, das erste derartige Institut. Weiter erzählt uns der Verfasser von D. Leonor Villa Real, daß sie tief geforscht habe in der Gottesgelehrsamkeit, sie sprach lateinisch, griechisch und hebräisch. Sie wird unter die Zahl der geistlichen Schriftsteller gezählt. Joanna Vaz, D. Maria, Prinzessin von Parma, und vor allem die beiden Castellanerinnen Angela und Luiza Sigea und Paula Vicente, die Tochter des Dichters, waren ausgezeichnet in klassischen Wissenschaften. Paula Vicente besaß große rednerische Begabung; sie war Dichterin, eine bemerkenswerte Musikkünstlerin und eine ausgezeichnete Schauspielerin.

Der Visconde de Ouguella geht auch über auf die Einflüsse und Wirkungen der Renaissance in anderen europäischen Staaten. Seine Vorführungen sind klar, überzeugend in ihrer Einfachheit, schwächen nicht das Interesse des Lesers, erheben es aber oft zu begeisterter Verwunderung. Die Sprache ist durchgehends vornehm temperamentvoll, die umfassende Gelehrsamkeit, das tiefe, verständnisvolle Eingehen in die Konflikte der litterarischen, weltlich religiösen Richtungen, kühn und energisch gefolgert, verraten nie subjektive Empfindungen. Den Vorläufer Voltaires, den skeptischen Erasmus, dessen Satiren gegen den Klerus und die Unwissenheit berühmt sind, dessen Philosophie durch sein eigenes Zaudern entwertet wird, stellt er als Schriftsteller Luther zur Seite. Der Verfasser von „Gil Vicente“ sagt: „Erasmus war weder Protestant, noch Katholik, sondern er war der vollendetste, vornehmste Ausdruck des gewählten Kreises, in dem er

S. Heft 1 der „Gesellschaft“, Jahrg. 1891.

lebte. Er war die Renaissance. Luther ist die Personifizierung der rückschrittlichen Bewegung der Reformation.

Die großen Fähigkeiten seiner Epoche, die Gewalt des Gedankens, die Kraft des Ausdruckes, die Wahrheit, die Einfachheit ohne Beiwerk, die Mäßigkeit eines unvergleichlichen Geistes einen sich in Benvenuto Cellini. Um diesen Ruhmesstern Italiens scharen sich die Asteroiden. Von ihm breitet sich das Licht der Renaissance aus über weite Fernen. Die Aspasias beherrschten die Salons. Jene Aera war unfähig, eine Prüderie zu erzeugen, wie sie unser Zeitalter künstlich und weise züchtet, die versteckte lüsterne Scham verbildeter „höherer Töchter" gab es nicht, nur offenes Herz, freies Wissen und Denken. Der Weg ebnete sich zum freien Menschentum. Natürlich konnten auch die Ausschreitungen nicht immer unterdrückt werden. Die Männer ahmten das „klassische Altertum" nach auch in seinen Verbindungen mit den schönen geistvollen griechischen Hetären. Während im Süden ein freies schöngeistiges Leben unter dem „Schatten der Kirche" aufblühte, rangen sich die nordischen Länder von den Einflüssen des Mystizismus los, kehrten zum einfachen religiösen Altertum zurück. Aber die Restauration vollzog sich nicht ohne große Geschicke. Die Reformation stellt der Visconde de Ouguella dem Katholizismus gegenüber und seziert nun Schritt vor Schritt den Charakter, die Auswüchse beider. Die Reformation, sagt er, war eine Reaktion der Völker des Nordens, die in gewissen Punkten unverbesserlichen Schaden hervorbrachte. Sie hielt den Katholizismus auf in seinem fortschreitenden Gange, provozierte Kampf und säte die Zwietracht, die bis heute nicht ausgejätet werden konnte. „Durch die Annahme der Reformation vergrößerten die Fürsten ihre Gebiete und nahmen an Macht zu — aber es gab keine soziale Einrichtung, die in ihrem Milieu bedeutendere Männer hervorbrachte als der Katholizismus — — — und noch heute, heißt es an einer andern Stelle, sind es die katholischen Völker, die die wahre europäische Demokratie repräsentieren, in demselben Maße wie der teutonische Protestantismus die Veste der Reaktion ist... Die wahre Gedankenfreiheit durch die Studie des Altertums fanden die Humanisten in den Propheten Israels — die ersten Tribunen der religiösen Entwickelung in den Demosthenischen Philippikas und in den Apostrophen des Aeschines und begeisterten sich an Ciceros Reden und an den Objurgationen der Gracchen." Das war das Zeitalter Gil Vicentes. Wohl hatte er Kenntnis von einem Teil dieser Vorgänge und wo ihm einerseits die moderne Kritik fehlte, hatte er andrerseits die klare Vision dieser Ereignisse. „Er ließ sich nicht durch die Nachahmungen des Altertums verführen, fand immer in sich den Genius seiner Sprache, die Traditionen und die Sitten seines Vaterlandes. Er ließ sich weder durch Plautus, noch durch Terenz leiten, sondern wollte sein, was er war: ein portugiesischer Schriftsteller.

Den Glanz, die Macht Portugals, den Ruhm zu Lande und zu Wasser, seinen Welthandel, die Entdeckungen und Seefahrten eint Gil Vicente in dem „Auto da fama", das in prächtigen Farben, in schwung- und wechselvollen spielenden Tönen ausklingt. Der kunstbegeisterte König D. Manuel, dessen Hof einem Tempel der Kunst, einem Wundermärchen an Glanz und feierlicher Pracht gleich kam, ließ sich das gewaltigste Werk Gil Vicentes, das „Auto da Alma", vorführen. Zweifellos die großartigste Arbeit des Dichters, das uns den Menschen im Kampfe mit dem bösen Geist — dem Mephisto seiner Gesinnungen zeigt, — aus welchem der Mensch durch die Allbarmherzigkeit des Erlösers als Sieger hervorgeht. Das Argument des mystischen Dramas teilt uns der Verfasser etwa folgendermaßen mit: „So wie dem Rei-

senden unterwegs Herbergen winken zur Rast und zur Auffrischung der gesunkenen Lebensgeister, so bieten sich auf der Pilgerfahrt — „Leben“ — Ruhestätten, den „Seelen“ zur Ausrast, die der ewigen Gotteswohnung zuschreiten. Diese Ruhestatt der Seelen ist die heilige „Mutterkirche“. Der Tisch ist der Altar, die Gerichte die Insignien der Passion.“ Die Proben, die uns der Visconde de Ouguella giebt, wirken geradezu fascinierend auf Geist und Gemüt. Hören wir die Stimme des Engels, ist es uns, als umfächele uns der Hauch des Ewigen, Unerklärlichen! und die lyrischen Töne der Seele in ihrer Zurückhaltung und schüchternen Demut und Bescheidenheit entzücken uns. In diesem mystischen Drama offenbart sich die Menschheitsgeschichte: der Kampf zwischen Wille und Verhängnis. Der Verfasser zieht eine Parallele zwischen dem „Auto da Alma“ und dem „Faust“. . . . Die Analogie des Auto und Faust ist augenscheinlich, darin hat der Visconde de Ouguella recht. Aber die Faustidee ist alt, uralt. Sie durchzieht mit leisen Fäden das Weltall, die Menschheit seit Jahrtausenden! Die Auffassung, die Ausführung in der Versuchungshymne der „Seele“ und des „Satanaz“ ist idealisch, von unvergleichlich lyrischer Zartheit getragen. Bei dem Gegenüberstellen dieser harmonischen Töne eines an und für sich mehr melodischen Idioms mit den entsprechenden Szenen des Faustwerkes tönt uns unsere Sprache in ihrem erschütternden Naturklange um so herber, doch das ist rein äußerlich! Der Verfasser sagt: „Im Gegenüberstellen dieser Situation mit der identischen Szene in Goethes Faust ist es kaum anzunehmen, daß der deutsche Dichter das „Auto“ Gil Vicentes nicht gekannt habe. Es ist eine außerordentliche Ähnlichkeit zwischen der „Seele“ und „Margarete“. Der Unterschied ist nur in dem Milieu zu suchen, in dem diese beiden Szenen sich zutragen. Im Faust ist das Leben wirklich, die Personen leben und sind. Im Auto unseres Dichters ist alles ätherisch, allegorisch, gleichsam eine Vision des Geistes“ . . . Wie sagt der Visconde de Ouguella an einer Stelle des I. Teiles seines prächtigen Buches von Gil Vicente? „Pouco nos importa on de sugou os elementos com que organizon as suas creaçoes“ — und wie sagt Gil Vicente in dem „Auto da Lusitania“ — —

> „D'outro cabo,
> Diaem que achou o diabo
> Em figura de donzella,
> E elle namorou — se d'ella:
> Porem ella
> Era diabo encantado.“

Das ist Komik, Satire, Ursprünglichkeit.

Der symbolische II. Teil des „Auto“ scheint wie der ehrwürdige Bau einer mächtigeren Vergangenheit, über welchen wundersame Lichter und Schatten streichen. Die Sprache Gil Vicentes ist hier nicht irdisch. Die Reue der „Seele“, sich dem Bösen ergeben zu haben, so wahr, so ergreifend, und der Schluß, das Gebet, die Verzeihung und die Befreiung der „Seele“ von allem äußern Flitter, den „Satanaz“ ihr verlieh, so natürlich in ihrer Einfachheit, so fein, so biegsam, voll Licht und Poesie, daß der Eindruck, den die Aufführung des Werkes vor einem auf geistiger Höhe stehenden Auditorium machte, nicht zu verkennen ist. Die Erstaufführung geschah in der Nacht zum Charfreitag 1508 im königlichen Schlosse in Lissabon.

Die wenigen kurzen Auszüge des Buches über Gil Vicente schädigen freilich das Werk des eminenten Denkers und philosophischen Schriftstellers nicht, wenngleich sie auch nur einen schwachen Beweis liefern können für das Geisteswerk, das der Visconde de Ouguella seiner Nation widmete und derselben durch dieses kostbare Geschenk in seinem vornehmsten und ursprünglichsten Dramatiker ein bleibendes Denkmal setzte. H. Wigger.

Skandinavische Litteratur.

Erzählungen, Novellen. Schon in seinem Roman „Norsk Provinzliv“ hat

John Paulsen die Kleinlichkeit und Spießbürgerlichkeit nordischen Lebens in scharfen satirisch beleuchteten Gegensatz zu dem freien, von höheren Interessen erfüllten Leben des Südens gestellt. Der Dichter gehört zu jenen glücklichen Unglücklichen, denen es vergönnt war, des Südens Sonne und alle unter ihr gedeihenden Herrlichkeiten der Natur und Kunst zu schauen, den kühnen Schwung weltstädtischen Lebens kennen zu lernen. Seitdem erfüllte ihn ein tiefes, sehnendes Verlangen nach allen Freuden und Wonnen des Südens, all seine Schriften ließen diese Sehnsucht gleich dem Unterton der norwegischen Hardangervioline oft nicht ohne Bitterkeit, stets aber mit Schmerz widerhallen. Jetzt jedoch scheint ein Wandel mit ihm vor sich gegangen zu sein, der Dichter scheint das Vermissen überwunden zu haben und vom höheren Standpunkt seiner Ironie die Gegensätze Süd und Nord, Schwung und Enge zu betrachten. Wohl hat er nicht den Blick für die Herrlichkeiten des Südens, für das Erhebende weltstädtischen Lebens verloren; aber er hat jenes Stadium der Erinnerung überwunden, in welchem man nur der rosigen Seiten denkt, auch die Schatten sind ihm wieder erinnerlich geworden und zugleich ist durch die graue Regenwolke, welche ihm sonst ständig über dem Leben seiner Heimat zu lagern schien, das matte, das Auge nicht blendende, aber das Herz erfreuende Licht der heimischen Mitternachtssonne hindurchgebrochen und nun liegt das Leben des Nordens in jener stillen Ruhe und Schlichtheit, die kein Sehnen erweckt und das Blut nicht in Wallung versetzt, heiter lächelnd vor ihm. Die Erkenntnis scheint sich seiner gewaltsam bemächtigt zu haben: dort genießen Verstand und Sinnen, hier das Gemüt.

Aus dieser Stimmung heraus ist seine neueste Erzählung „Brose fra Bergen udenlands“ (Kjöbenhavn. Andr. Schous Forlag) entstanden. Wenn er hier zeigt, wie der reichgewordene Kolonialwarenhändler Marius Brose aus Bergen, der noch niemals außerhalb seiner Geburtsstadt gewesen, mit seiner schlichten Frau, seiner einstigen Wirtschafterin, nach Paris und Rom zieht, um den Zollamtskassierer Sievertsen, welcher mit seinem Pariser Aufenthalt vor einem Menschenalter so dick thut, in den Schatten zu stellen, so geschieht es wohl, um die Kleinlichkeit seiner Landsleute in humoristische Beleuchtung zu rücken, aber nicht zwecks einer Verhimmelung der Fremde. Brose ist eine feine Natur, er strebt nach dem Höheren, hat Interesse für Kunst, Litteratur und Geschichte. In seiner Jugend hatte er Schauspieler werden wollen, aber die strenge Forderung des Lebens hatte ihn zu seinem prosaischen Broterwerb gezwungen, der ihm jedoch dafür soviel eingetragen, daß er nun von seinen Zinsen leben, sich seinen höheren Interessen widmen und die obengenannte Reise unternehmen konnte. Ganz anders seine liebe Jette. Sie ist eine durchaus prosaische Natur, für Kunst, Litteratur und Geschichte hat sie keinen Sinn, sie interessiert sich nur für Wirtschafts- und Küchenfragen, ihr fehlt, wie Brose meint, die Seele; aber er hofft, daß sie dieselbe angesichts der Kunstschätze von Paris und dessen großer historischer Erinnerungen erlangen wird. Und nun läßt uns der Dichter den beiden Alten auf ihren Irrfahrten folgen. Es ist eine scharf satirische Beleuchtung, in der er uns ihre Beobachtungen und Erlebnisse draußen in der großen Welt zeigt; aber je stolzer und reicher Brose sich durch seine Erlebnisse und erweiterten Kenntnisse fühlt, desto mehr betrübt es ihn, daß Jette auch draußen keine „Seele“ bekommt, für all das Große und Herrliche blind bleibt und auch dort nur ihre prosaischen Alltagsinteressen verfolgt. Den Gipfel erreicht die Satire aber in Paulsens Darstellung der anderen Norweger, mit denen Broses auf ihrer Reise zusammentreffen, in der resoluten Madame Jokkunsen aus Dröbak, dem für Altgriechenlands Schönheitssinn schwärmenden Kandidaten Antinous Humle und der die Leiche ihres Bruders in Halb-Europa

herumschleppenden Lona Klem, der „modernen Antigone", wie Humle sie nennt, sodaß man schließlich nicht recht weiß, ob es nicht des Dichters eigene Meinung ist, wenn er Humle sagen läßt: „Nach meiner Meinung ist die ganze norwegische Nation verrückt. Uns fehlt die frohe Lebensanschauung der Griechen. Denn Nationen können ebenso verrückt sein, wie einzelne Individuen. Glücklicher Weise hat Europa unsere Schwäche noch nicht entdeckt." Ja, es sind total verschrobene seltsame Käuze, die uns Paulsen hier als seine Landsleute vorführt, aber eins ist ihnen allen gemeinsam: das Herz haben sie auf dem rechten Fleck. Mag ihnen auch jener Schönheitssinn und jene klare Heiterkeit des Südens fehlen, sie besitzen dafür das klare Gold des Gemütes tief in ihrer Brust. Und das ist es auch, was sie trotz aller Herrlichkeit der großen Welt draußen wieder in die enge, kalte, düstere Heimat zurücktreibt, die Liebe zum Vaterland! Wirklich glücklich und zufrieden fühlt sich selbst der poesie- und schönheits-durstige Brose nur in seiner alten trauten Heimatstadt, von seiner Jette garnicht zu reden.

Es ist eine äußerst feine Kleinmalerei, die sich in dieser Arbeit Paulsens bemerkbar macht. Die alte Jette ist ein wahres Kabinettstück der Charakteristik und auch Brose ist meisterlich gezeichnet. Wie köstlich ist z. B. die Ankunft in der Heimat geschildert, welch feine Beobachtung, welch zarter Humor und welch tiefes Gefühl liegt nicht in dieser Szene! In den andern norwegischen Gestalten hat der Dichter vielleicht behufs Erreichung der komischen Wirkung etwas zu dick aufgetragen, sodaß uns hier der Eindruck der Wirklichkeit bisweilen verloren geht. Der Hauptfehler des Buches liegt aber darin, daß in den Reiseerlebnissen der Familie Brose keine rechte Steigerung bemerkbar ist, daß dem Ganzen die letzte, höchste Pointe fehlt. Schlicht und einfach sind die Ereignisse aneinandergereiht, einen Höhepunkt erreichen sie in Paris in der Verhaftung der ehrsamen Jette und einen zweiten in Rom in dem Carnevalsbacchanal der Norweger.

Zu den graziösesten Schriftstellern unter den jüngeren Dänen gehört **Peter Nansen.** Wer seine feinhumoristischen, pikanten Sachen und Sächelchen liest, sollte fast meinen, er hätte es mit einem französischen Autor zu thun, nicht mit einem Sohn des kühlen, meerumspülten Dänemark. Seine Arbeiten haben etwas von dem Thun einer koketten Frau an sich, ihre Worte und Blicke deuten allerhand an, man fühlt sich versucht, die kühnsten Folgerungen für sich daraus zu ziehen, aber im entscheidenden Moment weiß sie einem immer mit einem graziösen Lächeln zu entschlüpfen. Sie erzählt die heikelsten und gewagtesten Dinge, aber sie thut es in einer Form, daß sie sich stets wie die harmlosesten Kindereien und Naivitäten anhören. Zu diesem Genre gehört auch seine reizende neue Erzählung „**Et Hjem**" (Kjöbenhavn, Schubothes Boghandel), in welcher uns der Verfasser einen pessimistischen Einblick in moderne Ehen gewährt, indem er in seiner zarten Weise andeutet, daß wohl die meisten Ehemänner ihre kleinen Hörnchen tragen; aber wir haben beileibe nicht das Gefühl, einer pessimistischen Eheauffassung gegenüberzustehen. Er zaubert nur ein Lächeln auf unsere Lippen. Dies Buch ist keine Lektüre für junge Mädchen, aber es trägt den Stempel der Anmut und gehört vermöge seines feinen Humors, seiner glänzenden Charakteristik und reizenden Sprache nicht zur „pikanten Lektüre", sondern zur wirklichen Litteratur. Ja, es hat sogar seine hochmoralische Seite, wenn der Verfasser uns zum Schluß durchblicken läßt, daß eine eigenartige Nemesis im Leben waltet und wer andere betrügt, später selber betrogen wird. Von dem Inhalt will ich weiter nichts verraten, denn der künstlerische Wert des Werkchens liegt nicht in dem, was der Autor erzählt, sondern in dem, wie er es thut.

Unter dem Titel „**Nye Haandtegninger**" hat **Rudolf Schmidt** wieder einen neuen Band seiner kleinen Er-

zählungen und Charakteristiken (Kjöbenhavn, Karl Schönbergs Forlag) veröffentlicht. Wer einen Band Schmidtscher Arbeiten gelesen, kennt deren Art. Schmidt ist kein Autor für das große Publikum. Es gehört ein liebevolles Versenken und verständnisvolles Sammeln der Einzelzüge, der Lichter und Schatten dazu, um einen vollen Genuß von seinen Arbeiten zu haben. Es steckt Kraft und Gemüt in diesen Erzählungen und zugleich ein feiner Humor. Ja, Schmidt ist ein Humorist, jedoch keiner von denen, die ein lautes, derbes Lachen hervorrufen, nur ein leichtes Lächeln zaubert er auf unsere Lippen, ein Lächeln, welches nicht selten mit Thränen der Rührung kämpft, wie z. B. in der Erzählung „Saxo". Freilich ist der im Kriege gefallene Kandidat Anton Kjern äußerlich eine humoristische Gestalt gewesen, aber über seinem Wesen, Thun und Schicksal ruht zugleich ein solcher Duft der Poesie und es strahlt ein solcher Herzensreichtum daraus hervor, daß wir seiner mit tiefer Rührung gedenken. — Welch ein Musterbild des humoristischen Stils ist das dramatische Charakterbild „Nikodemus", das uns in dem Rabbiner Nikodemus einen Menschen vorführt, der aus Feigheit immer gegen seine Überzeugung handelt und sich dabei noch einbildet, stets sehr verwegen zu sein. So wird er der Hauptankläger Christi, obwohl er von der Erhabenheit der Lehren und des Wesens dieses Mannes überzeugt ist. — Etwas derberer Art ist der Humor und bereits hart die Grenze der Satire streifend in der Erzählung „Meier Silberreichs Gelübde", aber hier zeigt sich Schmidts Fähigkeit, selbst einen widerwärtigen Charakter und eine gemeine Leidenschaft durch die eigenartige Beleuchtung rein künstlerisch wirken zu lassen, im glänzendsten Lichte. — Auch im „Kriegsassessor" spürt man noch etwas von Schmidts Humor, obwohl hier schon mehr eine reinkomische Wirkung, wenigstens im Anfang erstrebt wird, um so mehr tritt hier aber eine soziale Anschauung in den Vordergrund, die sich durch des Verfassers ganzes Schaffen hindurch verfolgen läßt, daß nämlich zwischen den Gebildeten und den Ungebildeten eine Kluft gähnt, die nicht durch Äußerlichkeiten zu überbrücken ist. Auch der zum Kriegsassessor avancierte Oberkanonier Jokumsen steht im Staatskalender und ist äußerst stolz auf diese seine hohe Würde. Aber es kommt ein Moment in seinem Leben, wo er selbst trotz seines Selbstbewußtseins sich gestehen muß: „es giebt Standesunterschiede." —

Schmidts Feinmalerei offenbart sich namentlich auch in seiner Darstellung der gebrochenen Gefühle und Stimmungen. Obwohl er wie in „Korsikansk Kjaerlighed" auch imstande ist, tiefe Leidenschaft und wie in „Praest og Röver" mit großen Zügen und einem gewissen Schwunge zu malen, liegt seine Hauptstärke doch in der Zeichnung der halbverborgen schlummernden, nur in besonderen Momenten unter der kalten Decke des alltäglichen Lebens hervorbrechenden Gefühle. Ein kleines Meisterstück dieser Art ist „Aviskonens Fortaelling", in welcher der Verfasser zeigt, wie die Liebe, die Kindesliebe, ihren erquickenden Glanz selbst über das elende Leben der Armen wirft, wie das bloße Bewußtsein, geliebt worden zu sein, sogar über den Verlust des geliebten Wesens hinwegzutrösten vermag. Und dann namentlich in „Andot Aars Hyacinther". Wie die Hyacinthen im zweiten Jahre nur wenige und kleine Blüten von matterer Farbe treiben, aber von einer Zartheit der Form und einer Feinheit des Duftes, die den prächtigen Blütenkronen des ersten Jahres fremd sind, so sind auch die Herbstgefühle des menschlichen Herzens nicht mehr von jener Glut und Fülle, wie die der ersten Jugend, aber oft von weit größerer Abgeklärtheit und Reinheit. Auch sie können noch ein herrliches, beseligendes Glück bereiten, wenn es auch nur wie ein schwacher Abglanz des Liebesglückes der Jugend erscheint. Und diese zarten, diese edeln Gefühle, wie weiß sie der Dichter in

einen schlichten Alltagsmenschen zu verkörpern! Es würde mich zu weit führen, wenn ich auch auf die übrigen in dem Bande noch enthaltenen Erzählungen einzeln näher eingehen sollte, fast jede einzelne ist ein Dokument für des Verfassers feincharakterisierende Darstellungsweise.

Wie es große, prachtfarbige und weithinduftende Blumen, die jeden Beschauer sofort zu einem lauten bewundernden Ah! veranlassen, und daneben das zarte, kleine, sich im Grase verbergende Veilchen giebt, das durch seine Schlichtheit und Bescheidenheit uns fast noch lieber wird, weil die Freude, es in seinem Versteck gefunden zu haben, zu dem Wohlgefallen an seinem Duft und seiner zarten Form hinzutritt, so giebt es neben den großen, sei es durch ihre grandiose Form oder ihre kühnen Probleme die Augen aller Litteraturfreunde auf sich lenkenden Dichtungen, eine Veilchenlitteratur, die keinen Sturm in den litterarischen Journalen und den Tageszeitungen entfacht, die aber durch ihren poetischen Duft und ihre Gemütstiefe das Herz derer erfreut, die die vollerblüten Exemplare derselben finden. Zu dieser Veilchenlitteratur, um bei unserem Bilde zu bleiben, gehören auch **Karl Krone's** (Thekla Juel's) sechs Erzählungen „**Paa Skraaplanet**". (Kjöbenhavn. J. H. Schubothes Forlag.)

Es sind keine großen neuen Probleme, die hier behandelt werden, keine erschütternden Leidenschaften, die gemalt werden, keine Seelengemälde von frappierender Tiefe und Originalität, die vor uns entrollt werden, es sind kleine, unscheinbare Erzählungen, bisweilen humoristisch, bisweilen tief ernst, mit stark moralischer Tendenz, Alltagsmenschen, Alltagsereignisse führen sie vor, aber wir spüren, einem feinen Geiste gegenüberzustehen, einem Autor, den die Muse geküßt hat. Es hieße, eine Blume zerfasern, um ihre Schönheit zu zeigen, wenn ich dieses oder jenes der kleinen Werkchen analysieren wollte. Man muß die kleinen Erzählungen lesen, um ihren poetischen Hauch zu spüren, um das Bild des edeln Geistes, dem sie entsprungen, zu erfassen.

Ernst Brausewetter.

Vermischtes.

Der **Alpinismus** gewinnt mehr und mehr Anhänger und praktische Pfleger, schon aus dem Gegensatz zu der jammervollen Entnervung, zu welcher unser ungesundes Großstadtleben die Kulturmenschheit in steigendem Maße verdammt. Unsere moderne Hoch- und Überbildung hält den physischen und moralischen Krach nur dadurch noch auf, daß sie sich noch einige Restchen Natur gewahrt hat, wo sich die Glücklicheren und Freieren (wenigstens die Begüterteren) jährlich wieder etwas Spannkraft, Geistesfrische, leibliche und gemütliche Stärkung holen können. Zu diesen Restchen Natur, welche das Raubtier „Industrialismus" noch nicht zwischen die Zähne bekommen hat, um sie der gottverdammten „Spekulation" zu Ehren vollständig abzuschlachten, gehören in erster Linie das Meer und das Hochgebirg. Vom Meer haben wir Deutschen nur wenig abbekommen und das Wenige wird für den Nichtmilitär bald kaum mehr genießbar sein, vor lauter millionenschwerer Küstenbepanzerung, aber vom **Hochgebirg** haben wir ein gutes Stück in unseren bayerischen, schweizer, tiroler u. s. w. Alpen, die zum Glück nicht in der preußischen Militärgeographie liegen. Wenn einmal im Reich des „neuen Kursus" aber doch alles hinter Schloß und Riegel kommen sollte, bei Gott ist kein Ding unmöglich: § 1. Jeder Deutsche ist berechtigt, eingesperrt zu werden. § 2. Jeder Deutsche, der Recht hat, wird eingesperrt — so können wir wenigstens, sag' ich, im Gefängnisloch oder auf der Festung oder sonst einer Strafburg die herrlichen „**Alpenlandschaften**", wie sie uns der Verlag der Illustrierten Zeitung (J. J. Weber in Leipzig) aus den vielen Jahr-

gängen gesammelt und in einem stattlichen Folioband, an die hundert Blatt stark, vorgelegt hat, betrachten. Es giebt fast keine Gebirgsgruppe, keinen Ort, kein Thal von einigem Ruf im weiten Alpenreich, das wir hier nicht in gelungenem Abbilde vor uns hätten. Der Holzschnitt ist fast durchweg meisterhaft. Ein textlicher Anhang von Julius Meurer giebt kurz und gut das Wissenswerteste, ohne durch beschreibendes Larifari zu ermüden. Eine Augenweide, ein Seelentrost für die „armen menschlichen Mauerwürmer ist dieses Buch, das durch die Herstellung einer billigen Volksausgabe wahrhaft segensreich wirken könnte. Denn jemehr die Komödianterei, Hanswursterei und Narretei in unserer Kultur zunimmt, desto größer wird unser Sehnen nach der stillen Größe und hehren Einfalt der ewigen Natur. — Soeben geht uns die Probenummer einer neuen Zeitschrift für häusliche Kunst zu. Titel: „Liebhaberkünste". Herausgeber: Rudolf von Seydlitz, Verleger: R. Oldenburg in München. Nach dieser ersten Nummer zu schließen, dürfen sich Liebhaber auf sehr Geschmackvolles, Geistreiches — und was die Hauptsache — auch für kleinere Geldbörsen Erreichbares freuen. Wir werden auf dieses Unternehmen zurückkommen. M. G. Conrad.

In der Nr. 2 der „Breslauer Monatsblätter" (Februar 1892) finden wir folgenden Aufruf, dem wir im Interesse der guten Sache hiermit weitere Verbreitung geben: Am 24. Mai werden es hundert Jahre, daß der unglückliche Rivale Goethes, der Lyriker und Dramatiker Reinhold Lenz in traurigster Dürftigkeit, kaum noch gekannt und genannt von den Zeitgenossen, in Moskau starb. Seitdem hat sich auf Grund der Werke und mancher aufgefundener Quellen eine Gemeinde von Lenz-Verehrern gebildet und die nähere Kenntnis des seltentragischen und inhaltreichen Lebensganges des Dichters hat eine große Litteratur gezeitigt. An Alle, die sich für den Dichter interessieren, geht hiermit die Bitte, ev. Vorschläge, Material zu einer Gedenkschrift usw., an meine Adresse gelangen zu lassen; namentlich willkommen wäre es, wenn eine Biographie, welche überraschende Streiflichter auf Weimars klassische Epoche werfen würde, zu ermöglichen wäre.

Berlin S. W., Gitschinerstr. 111.

Wilh. Arent.

Drei neue Zeitschriften, kennzeichnend für das Gegensätzliche, das unser modernes deutsches Kulturleben bis zum Grunde aufwühlt: Egidys „Angewandtes Christentum", Bertha v. Suttners „Die Waffen nieder!" (nach dem Titel ihres berühmten Romans) und Dr. Damms „Wiedergeburt der Völker." Dazu noch als neueste Publikation Heinrich Pudors „Dresdner Wochenblätter", welche nicht schlechthin der deutsch nationalen Kulturuniform, noch weniger der Berliner Central-Mischmasch Civilisation zu Gefallen leben wollen. M. G. C.

Briefe an Deutschlands Töchter. Mitgabe auf den Lebensweg von Ernst Rudolph, Schuldirektor in Chemnitz i. S. Dresden und Leipzig. Verlag von Wilhelm Reuter. — Salbaderig und erbaulich. Weiter braucht ja ein solcher Schmöker keine Empfehlung. G. M.

☞ Wir bitten, fortan **sämtliche Manuskriptsendungen** u. s. w. **ausschließlich** an den Verlag der „Gesellschaft",

K. K. Hofbuchhandlung Wilhelm Friedrich in Leipzig

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Detlev Liliencron.



Die Herrgottschwätzer.

Frommes Postfestum-Exercitium von M. G. Conrad.

(München.)

Credo quia absurdum.


Wenn leitende Staatsmänner vor versammeltem Kriegs- oder Parlamentsvolk von Religion, Christentum, Atheismus, Konfessionalität und ähnlichen Problemen des mehr und mehr Mode werdenden mystischen Sports mit militärischer Bravour und schneidiger Sachkenntnis reden, so ist das für die gebildete Welt ein erbauliches Schauspiel. Namentlich das deutsche Gemüt fühlt sich davon bis in seine innersten Gründe und Abgründe bewegt. Kein mittelalterlicher Gottesdienst wirkt so ergreifend. Das absterbende Jahrhundert, das unserer Kultur die Wunderblüte des allbeherrschenden Militarismus geschenkt, umgeben vom Pomp geistlichen Beistandes, überströmt vom Glanze der Magier und Zeichendeuter einer senil-raffinierten Gläubigkeit in seinen letzten schweren Stunden — fürwahr, ein beseligender Anblick. Niemals hat eine junge Hure, die zur alten Betschwester geworden, mit solcher inbrünstigen Virtuosität ihre Himmelfahrt inszeniert. Hedda Gabler mit den Generals-Pistolen nennt das „in Schönheit sterben“ — „mit Weinlaub im Haar“. Welche arme Sünderseele fällt da nicht in seraphische Entzückungskrämpfe, welche — o du heiliger Antonius von Padua?

* * *

Ja, sie besitzen alle Schätze überirdischer Erkenntnis, unsere Fin de siècle-Heroen, unsere feudalen Militärs und Staatsmänner. Es ist nur Augen-

täuschung, wenn man den schwärzlichen Eindruck der Reaktion von ihnen empfängt. Niemals ist der Himmel der Regierenden blauer und sternenlichter gewesen. Niemals ihr Hirn frischer, ihr Herz moderner.

Und so sind sie befähigt, auf jede Frage eine Antwort zu geben, im Fach und Nichtfach.

Fragen der Erziehung und des Unterrichts von zünftigen Erziehern und Unterrichtern entscheiden zu lassen, ist wider alle Weisheit und Gottesfurcht. Wer sich über die Farben belehren lassen will, thut's am besten bei Farben- oder Ganzblinden. Das stärkt den Glauben. Hat ein Philosoph oder Soziolog sein halbes Leben sich den Kopf über Fragen der Sittlichkeit, der Moral usw. müde gedacht und kann damit immer noch nicht glatt zu Rande kommen, so frage er z. B. den General Caprivi, z. Z. Reichskanzler von Deutschland, oder den Grafen Zedlitz-Trützschler, z. Z. Kultusminister a. D. von Preußen, und er bekommt die Antwort prompt und unfehlbar. Kein Papst kann prompter und unfehlbarer ex cathedra bedienen. Berlin ist Rom „über".

Religion! Wie einfach und durchsichtig ist diese einst so verwickelte und rätselbeschwerte Materie geworden, seit im deutschen Reichstag jeder Unteroffizier zum Stellvertreter Gottes avancierte! Bald wird den theologischen Fakultäten das preußische Exercier-Reglement als bester Theologie-Ersatz anempfohlen und zum Selbstkostenpreis abgelassen werden. Was hätte sich der arme Martinus Luther für Kämpfe erspart, wäre er als moderner Preuße oder Brandenburger zur Welt gekommen, mit dem, wie jetzt beglaubigt feststeht, der alte Herrgott von Dennewitz und Roßbach sich alle erdenkliche Mühe gegeben, während der simple Augustinermönch und Wittenberger Reformator sein Werk sich so sauer werden lassen mußte!

Religion ist wesentlich Disziplin, stramme Mann-, Weib- und Kinderzucht auf dem Wege der Unterwerfung unter das gegebene konfessionelle Dogmenkirchentum, Beugung der Lehrenden und Lernenden unter den Katechismus der regierungsfreundlichen, staatschützenden Priesterschaft.

Das ist das neue Evangelium des neuen Kurses. Es giebt nichts Einleuchtenderes und Befriedigenderes. Damit ist die Olla Potrida der seitherigen Kulturpolitik auf den Kehrichthaufen geworfen, wo sie irgend ein Mantegazza auflöffeln und in seinem völkerpsychologischen Museum zur Erheiterung der künftigen Glaubensmenschheit ausstellen kann. Die beiden modernen Heilsmächte sind Despotismus und Klerikalismus in innigster, militärisch organisierter Erlösungsarbeit. Überall schlagen sie ihre Kanzeln und Lehrstühle auf, im Parlament des Reiches, in den Landtagen, in Vereinen und Zeitungen, in Kasernen und Schulen. Dem in seinen letzten Herrschaftszügen liegenden philosophischen, naturwissenschaftlichen und sozial-

ökonomischen Gedanken wird mit einem Gnadenstoß der Garaus gemacht. Der neu entfachte religiöse Idealismus, der ein so wenig imponierendes Dasein führte, so lange er nur stille selige Gemeinschaft mit Gott und bedürfnisloses christliches Leben sein wollte, er hat sich jetzt agitatorisch ausgebaut und als frischen Inhalt und göttliches Ziel die Erhaltung der gegenwärtig bestehenden materiellen und moralischen Ordnung vorgenommen und allen herrschenden Mächten den überlieferten Besitzstand garantiert. Jetzt erst weiß der idealistische Religionsmensch wieder wo, was und wie, da er als himmlischer Leibgardist gegen die Gewalten der Unterwelt, gegen die Elemente des Umsturzes, gegen Nörgler und Unzufriedene mobil gemacht wird. Und während er mit der einen Hand das gottgeweihte Schwert zückt wie ein moderner Kreuzfahrer, führt er mit der andern Hand die Kelle, um Dämme und Schutzmauern gegen die Bedrohung der materiellen Interessen der zu Besitz und Recht und Herrschaft Auserwählten zu bauen. Welch erhabene Gesichtspunkte der neuen Reichsreligionspolitik! Welch ein evangelisches Ziel, der höchsten Anstrengungen und Opfer aller religiösen Idealisten würdig!

Darum, ihr sündhaften, vom natürlichen, gottlosen Entwickelungstraum Darwins umfangenen Forscher, Philosophen und Pädagogen, wenn ihr nicht umkehret, wach und weise werdet wie diese frommen Generäle, welche die Erlösungsschlacht der neuen, preußisch geführten Menschheit kommandieren, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Ihr werdet an eurem gelehrten Geistestrotz zu Grunde gehen. Klappt eure Bücher zu, schlagt das evangelische Exercier-Reglement auf, betet das Vaterunser und das apostolische Glaubensbekenntnis, so oft euch der alte wissenschaftliche Sündentrieb anwandelt oder der freigeistige Haber sticht, das wird euch ganz anders gut thun als das gewohnte selbstherrliche Lasterleben eures Geistes. In Reih und Glied, Augen rechts, vorwärts marsch!

* * *

Der Niedergang des Bauernstandes ist eine Thatsache, die niemand mehr leugnet.

Der Niedergang des Handwerkerstandes ist so sicher wie der Niedergang des Bauernstandes.

Zugegeben, das sind zwei sogenannte Thatsachen, durch die sogenannte Statistik erhärtet.

Professor Dr. Sering will berechnet haben, daß von 1885 bis 1890 im Deutschen Reich allein 840 000 Landbewohner den Staub von ihren Füßen geschüttelt — Pantoffeln hatten sie also vermutlich nicht mehr — und zum Wanderstecken gegriffen haben.

Was hat die guten Leute, so ferne sie nicht geborene Nörgler und geschworene Reichsfeinde von Haus aus waren, aus ihrer behaglichen Ruhe aufgescheucht und zu dieser unschönen Beweglichkeit getrieben? Warum sind sie nicht auf der angestammten Scholle sitzen geblieben, um im Notfalle sich redlich durchzuhungern, bis sie Gott in das bessere Jenseits abberuft? Warum haben sie nicht in Zuversicht auf die kaiserliche Sozialreform ausgehalten, die Brust geschwellt von patriotischem Hochgefühl, wenn auch der nicht vollkommen gesättigte Magen manchmal ein wenig dazwischen knurrte? Die Heimat ist doch so schön, der vertraute Verkehr mit dem Pfarrer, dem Lehrer, dem Nachtwächter, dem Gendarmen, dem Steuerboten, dem Gerichtsvollzieher und anderen staatlichen Honoratioren so herzerquickend, so voll intimster Reize, selbst den fast unmöglichen Fall angenommen, daß man kein ganzes Hemd mehr auf dem Leibe hat! Auf dem Lande, wie kann da der Ärmste dem Genuß der freien Luft sich hingeben und sich das unschätzbare, sittlich durchaus ungefährliche Vergnügen gewähren, als Veilchen im Verborgenen zu blühen, fern von allen wissenschaftlichen Irrlehren, fern von aller sozialdemokratischen Verhetzung, fern von aller Vergiftung durch realistische Litteratur und Kunst!

Unbegreiflich.

Die volkswirtschaftlichen Aufwiegler und Unruhestifter reden nun allerdings ein Langes und Breites daher von den Verschiebungen der Erwerbsverhältnisse, von Großgrundbesitz, Großindustrie, Großbetrieb, wodurch die Massen proletarisiert und zerrieben würden, sie ersinnen allerhand gottlose Ursachen, um den Niedergang des Bauern- und Handwerkerstandes im Zeitalter der Maschinen und des Großkapitalismus auf unwürdig irdische und grob materialistische Weise zu erklären.

Unsinn und Gemeinheit.

Das ist das ganze Geheimnis des sozialen Zersetzungsprozesses: Mangel an Religion. Die Leute lernen in ihrer Jugend zu wenig den Katechismus, die Bibel, das Gesangbuch, sie beten, beichten, wallfahrten zu wenig, sammeln zu wenig Peterspfennige für den heiligen Vater in Rom, steuern zu wenig bei für fromme Vereine, Kirchen- und Klosterbauten, befleißigen sich nicht der Andacht, der Bescheidenheit und Unterthänigkeit. Daher ihre Verarmung, ihr Elend, ihr Hunger, ihre Unzufriedenheit.

Woher soll da Hilfe kommen? Von unsern gotterleuchteten Staatsmännern im Bunde mit den Gewaltigen der Kirche. Von ihrer genialen politischen Liebhaberkunst, denn sie hätten es ja eigentlich nicht nötig, ihnen geht's ja gut und ihre Einsicht und Gesinnung ist ohne Fehl und Mangel. Sie haben die Erlösung des Volkes in die Hand genommen, teils aus reiner christlicher Barmherzigkeit, teils aus Gehorsam einer besonderen Mission von oben. Sie sind die Auserwählten, Gottgezeichneten.

Eines ihrer Erlösungsmittel bildet das preußische Volksschulgesetz, als enorm verheißungsvoller Anfang der sittlich-religiös-sozialen Heilsordnung des neuen Kursus. Das preußische Volksschulgesetz wird der landwirtschaftlichen und gewerblichen Not mit der konfessionellen Erziehung und Unterrichtung der Volksjugend aufs wirksamste entgegenarbeiten. Die verkirchlichte Schule, deren Kern und Stern Religion und Patriotismus, wird, so Gott will, einfach Wunder thun. Sie wird mit Streichhölzern Felsen sprengen, mit Regenschirmen Lawinenstürze aufhalten, mit Gesang und Gebet Berge versetzen, mit dem kleinen Einmaleins die Produktions- und Absatzkrisen auf dem Weltmarkt beschwören, mit den Wundererzählungen der biblischen Geschichte Hungerige speisen, Durstige tränken, Nackte kleiden, mit patriotischen Feiertagen dem internationalen Kapitalismus in seinen Spekulationen Halt gebieten, mit geistlichen und fürstlichen Heiligenlegenden die verheerende Ausbreitung der technischen Erfindungen und wissenschaftlichen Entdeckungen hemmen, mit der Mundtotmachung und kirchlichen Knechtung des Lehrers neue begeisterte Heerscharen gegen die Sozialdemokratie ins Feld stellen, mit Psalmen und Litaneien die Gegensätze und Abgründe zwischen Reich und Arm, Hoch und Niedrig, Gebildet und Ungebildet, Luxus und Ausbeutung, Müßiggang und Frohndienst, Üppigkeit und schreiendem Mangel überbrücken. — —

Das ist die Schulweisheit des neuen Kurses, womit Preußen-Deutschland durch Sturm und Wetter der Entwickelungskämpfe der gegenwärtigen und kommenden, nach vernünftiger Lebensgestaltung mit dem Einsatz aller Kräfte ringenden Menschheit auf die Insel der Seligen gesteuert wird.

* * *

Darum, ihr Denker, Dichter und Künstler, ihr Psychologen und Physiologen, ihr Nationalökonomen, Statistiker und Sozialreformer, wenn ihr nicht umkehret und weise und gläubig werdet wie die frommen Väter des preußischen Schulgesetzes, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Amen.

* * *

Stimme aus der Tiefe des deutschen Gewissens: Haltet euch vor den Herrgottschwätzern beide Ohren zu! Fallstricke sind ihre Worte und Verführung zu schwerer Knechtschaft. Befreiung des Geistes sei euer höchstes Ziel. Habet Acht, habet Acht —! Discite, populi, miseri, cupidi!



Die Wohnungsnot der arbeitenden Klassen in den Grossstädten.

Von Dr. Kuno Frankenstein.

(Berlin.)

Daß der Zustand der Wohnungen einen großen Einfluß auf die soziale Wohlfahrt, Zufriedenheit und Ruhe des Volkes ausübt, unterliegt keinem Zweifel. Um so bedauernswerter ist es, daß namentlich die arbeitenden Klassen in unseren großen Städten unter einem Mangel an gesunden, geräumigen und billigen Wohnungen, unter einer Wohnungsnot leiden, die sich allmählich zu einer ständigen Erscheinung in unserem sozialen Leben herausgebildet hat. Zahlreiche Schriften, Berichte und Gutachten, insbesondere die bekannten Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik, haben über die Arbeiterwohnungsfrage ein umfangreiches Material beigebracht und sind voll von interessanten Einzelheiten. Ich muß es freilich unterlassen, an dieser Stelle auf die einzelnen Schilderungen einzugehen, die sachkundige und erfahrene Beobachter geliefert haben; dagegen möge mir erlaubt sein, zunächst einige Zahlen mitzuteilen, die in ihrer Nacktheit vielleicht bessere Aufschlüsse geben, als sensationelle Darstellungen.

In Berlin hatten nach der Volkszählung von 1885*) von 304108 Wohnungen mit 1281299 Bewohnern 2974 Wohnungen mit 7675 (6 ‰) Bewohnern kein heizbares Zimmer, 152493 mit 564153 (440 ‰) Bewohnern nur ein heizbares Zimmer. In einzelnen Stadtteilen waren diese Verhältnisse noch weit ungünstiger. So wohnten in der östlichen Luisenstadt (jenseits des Kanals) von 1000 Menschen 13 in Wohnungen ohne heizbares Zimmer und 755 in Wohnungen mit nur einem heizbaren Zimmer. Von 100 lebten nur 7 in Wohnungen, die mehr als zwei heizbare Zimmer hatten. Ähnlich schlecht sind die Zustände im Wedding. —

Kellerwohnungen waren 28023 vorhanden, hiervon 19069 ohne Gewerberäume und 8954 mit Gewerberäumen. In ihnen wohnten 118333 (78431 und 39902) Personen. Von den Kellerwohnungen ohne Gewerberäume hatten 268 mit 734 Bewohnern kein und 13098 mit 50786 Bewohnern nur ein heizbares Zimmer, für die Wohnungen mit Gewerbe-

*) Die Ergebnisse der Aufnahme von 1890 liegen noch nicht vor und werden voraussichtlich auch nicht früher, als in 2—3 Jahren veröffentlicht werden können.

räumen lauten die gleichen Zahlen 107 mit 1349 und 4769 mit 20082 Bewohnern.

Nur aus der Küche bestehende Wohnungen waren 1007 = 3‰ aller Wohnungen vorhanden.

Es betrug die Zahl der Haushaltungen ohne Einmieter und Schlafleute:

in Wohnungen mit nur 1 Wohnraume 29273,
" " " 2 Wohnräumen 76023,
" " " 3 " 65229,
" " " 4 und mehr Wohnräumen 62697.

Für Haushaltungen mit Einmietern lauten die gleichen Zahlen: 1180, 6239, 10498, —, für Haushaltungen mit Schlafleuten: 2298, 21245, 24466, 4106, für Haushaltungen mit Einmietern und Schlafleuten: —, 67, 628, 977. Im ganzen zeigen die Haushaltungen, denen Einmieter, aber keine Schlafleute zugehörten, seit 1880 eine Abnahme um 401 oder 2,19%, die mit Schlafleuten, aber ohne Einmieter, die sehr erhebliche Zunahme um 16230 oder 45,23%, die mit Einmietern und Schlafleuten eine Abnahme um 1741 oder 51%, die ohne Einmieter oder Schlafleute eine Zunahme um 34473 oder 17,35%.

An Wohnungen, in denen mehr als zwei Personen pro heizbares Zimmer wohnten, waren 1885: 102287 = 335‰ aller Wohnungen mit 582976 Bewohnern = 455‰ der Bewohner vorhanden. An Wohnungen, in denen mehr als vier Personen auf ein heizbares Zimmer kamen, gab es 22830 = 75‰ aller Wohnungen mit 155850 Bewohnern = 122‰ der Bewohner.

Nimmt man an, daß jede Wohnung mit mehr als zwei Personen auf das heizbare und mit mehr als einer Person auf das unheizbare Zimmer bezw. auf die Küche als übervölkert gelten kann, so ergiebt sich, daß 1885 in Berlin mehr als ein Drittel der Wohnungen übervölkert waren und daß in diesen 455 pro Tausend der Bevölkerung wohnten. Bei dem höheren Grade der Übervölkerung stellen sich diese Zahlen auf 75‰ bei den Wohnungen und 122‰ bei den Bewohnern. In dem Arbeiterviertel östliche Luisenstadt (jenseits des Kanals) waren 548‰ der Wohnungen mit 688‰ der Einwohner übervölkert, 178‰ Wohnungen mit 273‰ Einwohnern im höchsten Grade übervölkert.

Diese Zahlen reden eine deutliche Sprache.

Übrigens leidet Berlin unter den deutschen Großstädten keineswegs allein an einer chronischen Wohnungsnot der ärmeren Klassen. Auch in einer ganzen Reihe anderer Städte, so in Hamburg, Leipzig, Straßburg u. s. w., selbst in Dresden finden sich Wohnungsverhältnisse traurigster Art. Es

würde zu weit führen, wenn ich diese Behauptung ziffermäßig belegen wollte, was an sich ja nicht schwer wäre. Der Leser möge mir glauben, daß es unzweifelhaft nachgewiesen ist, daß in der Mehrzahl unserer Großstädte äußerst bedenkliche, der Abhilfe dringend bedürfende Mißstände in Bezug auf das Wohnen der ärmeren Volksklassen bestehen. Die Thatsache, daß in einer erschreckend großen Zahl großstädtischer, oft nur aus einem einzigen Raume bestehender Wohnungen die verschiedenartigsten, zum Teil zweifelhaftesten Elemente oft geradezu zusammengepfercht sind, ist nicht zu leugnen. Die Folgen, die hieraus für die Sittlichkeit der heranwachsenden Generation und für die Sicherheit der Gesellschaft entstehen, machen sich schon jetzt fühlbar. Das beweist, daß die Wohnungsfrage nicht allein eine wirtschaftliche und soziale Frage ist, sondern daß sie auch als eins der bedeutsamsten sittlichen Probleme erscheint, an dessen Lösung Staat und Gesellschaft in gleicher Weise interessiert und mitzuwirken berufen sind.

Wenn wir nun der Frage näher treten, wie denn der heutigen Wohnungsnot der ärmeren Klassen abgeholfen werden könne, so ist es natürlich geboten, vorerst gewisser Bestrebungen zu gedenken, die teils schon früher auf die Beseitigung des Notstandes gerichtet waren, teils erst in neuester Zeit darauf gerichtet sind. An Versuchen auf diesem Gebiete hat es ja nicht gefehlt, und in einigen Städten, Frankfurt a. M., Leipzig, Dresden, Hannover, Bremen, Braunschweig u. a. ist zur Besserung der Wohnungsverhältnisse manches geschehen, was der Beachtung wert erscheint.*) Ich muß mich freilich darauf beschränken, nur typische Beispiele herauszugreifen, und ich habe überdies im voraus zu bemerken, daß sich alle Versuche zur Lösung der Wohnungsfrage seither lediglich in sehr bescheidenen Grenzen gehalten haben. Insbesondere da, wo sich vor allem die Wohnungsnot der arbeitenden Klassen schon lange auf das Empfindlichste fühlbar gemacht hat, in der Reichshauptstadt Berlin, ist man in der Fürsorge für Arbeiterwohnungen sehr zurückgeblieben. Ältere gemeinnützige Baugesellschaften haben hier garnichts geleistet; auch der seit zwei oder drei Jahren wirkende Verein zur Verbesserung der kleinen Wohnungen weiß mit seinen alten Häusern nichts rechtes anzufangen, und die als Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht wirkende Berliner Baugenossenschaft wie einige der Organisation nach ähnliche Gesellschaften, die kleine Eigentumshäuser erbauen, werden die Arbeiterwohnungsfrage nur zu einem ganz geringen Teile der Lösung näher bringen. Für diese Ansicht spricht neben anderen Gründen schon der Umstand, daß die Hauserwerbskosten — 6000 bis 7410 Mark — zweifellos zu hoch sind, um selbst

*) Eine kurze Übersicht giebt H. Albrecht in seiner Schrift „Die Wohnungsnot in den Großstädten" (München, Oldenbourg).

unter günstigen Zahlungsbedingungen von einer größeren Zahl von Arbeitern erschwungen zu werden.*) Etwas anders liegt die Sache schon hinsichtlich der Veranstaltungen der „Deutschen Volksbaugesellschaft“ und der Baugesellschaft „Eigenhaus“. Beide Vereinigungen sind erst jüngst begründet worden.

Die „Deutsche Volksbaugesellschaft“, eine eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht,**) die ihre Thätigkeit, wie schon der Name sagt, nicht ausschließlich auf Berlin und auch nicht ausschließlich auf den Bau von Arbeiterwohnungen beschränkt, handelt nach folgendem System:

Diejenige Person, die von der Deutschen Volksbaugesellschaft ein Besitztum zu erwerben beabsichtigt, wird mit dem vollen Erwerbspreise dieses Besitztums bei einer leistungsfähigen Lebensversicherungsgesellschaft auf Todes- oder Altersfall eingekauft und hat eine zweijährige Lebensversicherungsprämie im voraus zu zahlen oder sich einer Kreditgenossenschaft m. b. H. anzuschließen, bei der sie ihren Geschäftsteil voll einzahlt. Sodann erhält sie durch Kaufvertrag das Besitztum, in dem sie sofort als eigener Herr schalten und walten kann, ohne vorerst formell als Eigentümer eingetragen zu sein. Das Eigentum wird buchmäßig bei Versicherung auf Altersfall erst in dem Momente erworben, in dem das vorgesehene Alter erreicht ist, bei Versicherung auf Todesfall von den Erben mit dem Tode des Versicherten; in beiden Fällen frei von Schulden und Hypotheken, da von der Lebensversicherungsgesellschaft die ganze Summe am Fälligkeitstermine ausbezahlt wird. Wer wegen zu hohen Alters, aus Gesundheits- oder anderen Gründen für die Lebensversicherung nicht aufnahmefähig ist, kann ein anderes Familienglied zur Versicherung an seine Stelle setzen. Die für den Erwerb und Bau der Grundstücke nötigen Geldmittel werden dadurch beschafft, daß die Deutsche Volksbaugesellschaft Hypothekenbriefe, Grundschuldbriefe oder Anteilscheine auf deponierte Grundschuldbriefe für den Erwerbspreis der Besitzstätten ausgiebt, die mit 4 % verzinst, nach jeweiligem Eingang der Summen von den Lebensversicherungsgesellschaften zurückgezahlt und amortisiert werden und als unbedingt sichere Papiere zu betrachten sind.***)

*) Diese Annahme wird dadurch bestätigt, daß die im Jahre 1889 erbauten Häuser der Berliner Baugenossenschaft erworben wurden: von einem königl. Bauführer, einem Architekten, einem Zeichner, zwei Kaufleuten, zwei Buchhaltern, einem Schneidermeister, einem Graveur, einem Bandagisten, zwei Tischlern, einem Färber, einem Maurer und zwei Arbeitern.

**) Dem Aufsichtsrate gehören u. a. an: Fürst Otto zu Stolberg-Wernigerode, Geh. Justizrat Prof. Dr. Dernburg, Fürstbischof Dr. Kopp, Graf Guido Henckel von Donnersmarck ꝛc.

***) Die Sicherheit der Grundschuldbriefe geht schon daraus hervor, daß für dieselben haftbar sind: a) die Grundstücke selbst, b) das Genossenschaftskapital, c) die Haftsumme der Genossen, d) der Reservefonds, e) die Lebens- und Altersversicherungspolicen.

Bis jetzt hat die Deutsche Volksbaugesellschaft in der Umgebung von Berlin in den durch gesunde Lage sich auszeichnenden, teils von Waldungen umgebenen Orten Lichterfelde, Giesensdorf, Hermsdorf, Rahnsdorf und Grünheide den Bau von Wohnhäusern in Angriff genommen.

Die Baugesellschaft „Eigenhaus“ beabsichtigt, zunächst auf einem unmittelbar an der Ostbahn=Station Biesdorf, in der zweiten Zone des Berliner Vorortverkehrs gelegenen, ungefähr 200 Morgen großen Gelände 1500 Einfamilienhäuser in vier nach Größe und Einrichtung verschiedenen Arten (zum Preise von 2800, 3750, 5200 und 6500 Mark) zu errichten und den Wohnungsbedürftigen zur Verfügung zu stellen. 300 Wohnhäuser werden im Laufe des Frühjahrs erbaut, der größte Teil hiervon hatte schon zu Anfang dieses Jahres feste Abnehmer. Der Erwerb der Grundstücke (Haus, Hof mit Garten einschl. Umzäunung und Brunnen) ist an folgende Bedingungen geknüpft:

1. Die bar zu leistende Anzahlung auf den Kaufpreis soll der Regel nach mindestens $^1/_{10}$ des Preises betragen.

2. Die Tilgung des Preises geschieht allmählich durch Verrechnung eines Teiles der Miete so, daß die Amortisation ausschließlich der ersten Hypothek (in Höhe von 1000, 1350, 1900 oder 2400 Mark, entsprechend der Art des Hauses) in $18^1/_2$, einschließlich derselben in 28 Jahren erfolgt. Die Jahresmiete einschl. der Amortisation beträgt bei Haus A 210 Mark, Haus B 280 Mark, Haus C 390 Mark, Haus D 500 Mark.

3. Das Eigentum des Grundstückes geht auf den Käufer über, sobald der dritte Teil des Kaufpreises berichtigt ist.

4. Die Verfügung über das Grundstück unterliegt in gemeinnützigem Interesse gewissen in das Grundbuch einzutragenden Beschränkungen.

5. An der Verwaltung der gemeinsamen Einrichtungen nehmen die Käufer behufs Wahrung ihrer Interessen teil.

6. Reparaturkosten, Steuern und Abgaben trägt der Käufer, während es der Gesellschaft obliegt, die Straßen anzulegen, zu unterhalten, zu beleuchten und zu reinigen.

Der Flächeninhalt beträgt bei

Haus A mit Hof und Garten	170,28 qm;	hiervon sind	32,00 qm bebaute Fläche.
„ B „ „ „ „	212,85 „	„ „	33,60 „ „ „
„ C „ „ „ „	283,80 „	„ „	56,80 „ „ „
„ D „ „ „ „	340,56 „	„ „	69,00 „ „ „

Haus A enthält im Erdgeschoß ein Zimmer und die Küche von 4,00 × 4,00 und 2,70 × 2,18 m Größe und 2,70 m lichter Höhe, im ersten Stockwerk ein Zimmer und den Bodenraum von einer den Parterreräumen entsprechenden Größe bei 2,50 und 3,35 m Höhe.

Haus B besteht aus 2 Zimmern von je 16 qm Grundfläche bei 2,95 und 2,50 m Höhe, einer Kochnische von 1 × 2,40 m und einer 2,35 m hohen Bodenkammer von 1 × 5 m Größe.

Haus C, mit unterkellertem Treppenhaus, enthält im Erdgeschoß zwei Stuben von 3,80 × 4,20 und 2,50 × 3,75 m Größe und eine Küche von 3,02 × 3,68 m bei 2,90 m Höhe. Diesen Räumen entsprechen im Obergeschoß zwei Stuben und ein Bodenraum, die 2,50—1,90 m hoch sind.

Haus D endlich, gleichfalls mit unterkellertem Treppenhaus, besteht im Erdgeschoß aus zwei 2,90 m hohen Zimmern von 4,00 × 4,50 und 3,00 × 4,00 m, einer Kammer von 2,30 × 3,10 und einer Küche von 2,45 × 3,40 m Größe. Im ersten Stockwerke befinden sich 2 Zimmer, deren Grundfläche den Wohnräumen des Erdgeschosses entspricht, die indessen nur 2,50—1,95 m lichte Höhe aufweisen, und ein Bodenraum von 2,30 × 4,75 m Größe.

Ob die Bauart und Einrichtung dieser vier Häuserarten im wesentlichen den Anforderungen entspricht, die an Arbeiterfamilienhäuser zumeist gestellt werden, will ich hier nicht erörtern. Es genügt vielleicht, zu erwähnen, daß die Baugesellschaft „Eigenhaus" die individuellen Wünsche ihrer Auftraggeber möglichst berücksichtigt.

Eine Frage von größter Bedeutung ist nun: wie gestalten sich die Preisverhältnisse für Wohnungen in der Kolonie des Vorortes Biesdorf einerseits, in den Berliner Arbeiterquartieren anderseits?

In den Berliner Stadtteilen, die vorzugsweise von Arbeitern bewohnt sind, beläuft sich der mittlere — im Einzelfalle natürlich nach dem Umfange des Zubehörs, der Größe und Lage der Räume 2c. abweichende — Preis für eine, meist aus Stube und Küche bestehende Wohnung auf 300 Mark jährlich. Dieser Preis erhöht sich jedoch in der Mehrzahl der Fälle indirekt aus folgendem Grunde.

Nach einer Statistik, die vor einiger Zeit in zwei großen Gemeindeschulen der Berliner Arbeiterviertel aufgenommen wurde, ergab sich, daß bei ca. 50 Proz. der Schüler der — in Berlin wohnende — Vater seine Arbeitsstätte soweit von der Wohnung entfernt hatte, daß er über Mittag nicht zu Hause sein konnte, während bei 23 Proz. das Mittagessen nachgetragen wurde. Es liegt nun wohl auf der Hand, daß weder der Arbeiter noch dasjenige seiner Angehörigen, das ihm Mittagessen bringt, täglich zweimal den weiten Weg zwischen Wohnung und Arbeitsstätte zu Fuß zurücklegen werden. Nun würde aber selbst eine täglich nur ein- bis zweimal erfolgende Benutzung des Omnibus, der Pferde- oder Stadtbahn pro Jahr eine Ausgabe von mindestens 30 oder 60 Mark verursachen. Rechnet man diesen Betrag der Wohnungsmiete zu, so ergiebt sich, daß der Berliner

Arbeiter durchschnittlich 330—360 Mark jährlich auf die Befriedigung seines Wohnbedürfnisses verwenden muß. Wer eine derartige Summe nicht zu erschwingen vermag, dem bleibt nichts anderes übrig, als seine Ansprüche an die Wohnung herunterzuschrauben und sich mit einer einzelnen Stube zu begnügen. Daß die Stube aber, in der gekocht, gegessen, geschlafen und wenn möglich auch gewaschen wird, durch Überfüllung, Unsauberkeit und Mangel an Ventilation zu einer wahren Brutstätte von Krankheiten aller Art zu werden pflegt, daß aus dem Zusammengepferchtsein der Bewohner dieses einen Raumes schreiende Übelstände in sittlicher Beziehung entspringen, — das brauche ich wohl nicht näher zu erörtern. Nur daran möchte ich noch erinnern, daß der Durchschnittsmietpreis selbst einer Einzimmerwohnung mit 200 Mark in Ansatz zu bringen ist und hierzu 30—60 Mark Transportkosten nach und von der Arbeitsstätte zuzurechnen sind.

Betrachtet man nun die Zustände, wie sie sich zweifellos in der Kolonie des Vorortes Biesdorf gestalten werden, so kommt man im wesentlichen zu folgenden Ergebnissen. Der Käufer eines aus zwei Stuben, Küche und Bodenraum bestehenden Hauses (A) der Baugesellschaft „Eigenhaus" zahlt jährlich für Miete und Amortisation der Grunderwerbskosten 280 Mark. Die Bahnverwaltung gewährt ihm für 1,10 Mark eine Arbeiterwochenkarte III. Klasse, die täglich einmal zur Hin- und Rückfahrt zwischen Berlin-Schlesischem Bahnhofe, dem Mittelpunkte des Berliner Fabrikviertels, berechtigt. Somit sind 57 Mark jährlich für Arbeiterwochenkarten bei Berechnung der Wohnungsmiete in Ansatz zu bringen. Es ergiebt sich hiernach eine Ausgabe von 337 Mark für Befriedigung des Wohnbedürfnisses. Ein gleiches oder ähnliches Resultat dürfte sich herausstellen, wenn es sich um Erwerb eines Hauses der Deutschen Volksbaugesellschaft in den Orten Lichterfelde, Rahnsdorf, Hermsdorf 2c. handelt. Das Endergebnis aber ist folgendes:

Da nach meinen Mitteilungen über die Entfernung der Wohnungen von der Arbeitsstätte mindestens in der Hälfte der Fälle kein Grund vorhanden ist, daß die Arbeiterfamilie in der teuern Stadt wohnen bleibt; da ein Arbeiter, der 300 Mark jährlich auf die Wohnung zu verwenden vermag, mit dieser Summe in mehreren Vororten ein geräumiges eigenes Haus zu erwerben im Stande ist, während er sich in Berlin mit einer bescheidenen Mietwohnung begnügen muß; da endlich in den Vorortkolonien außer dem Vorteil, räumlich bequem zu wohnen, auch der große Vorzug, gesund zu wohnen, sehr ins Gewicht fällt, so wird für den Arbeiter nichts vorteilhafter sein, als der Erwerb eines eigenen Hauses, vorausgesetzt natürlich, daß er über die auf den Kaufpreis zu leistende Anzahlung oder über den Betrag einer für zwei Jahre voraus zu zahlenden Lebensversicherungsprämie verfügt.

Das Projekt der Baugesellschaft „Eigenhaus" ist in letzter Zeit ohne Frage deshalb viel erörtert worden, weil das Kaiserpaar seine Sympathie für das Unternehmen dadurch bekundete, daß es der in Rede stehenden Gesellschaft den Auftrag zum Bau einiger, nach seinem Ermessen mit Arbeiterfamilien zu besetzender Häuser erteilte. Hierbei hat der Kaiser die Hoffnung ausgesprochen, die wohlhabenden Klassen möchten seinem Beispiele folgen und würdigen, aber mittellosen Arbeitern dadurch helfen, daß sie ihnen solche Häuser zur Verfügung stellten. Das hieße die Lösung der Arbeiterwohnungsfrage auf dem Wege der Wohlthätigkeit anbahnen. Nun kann man gewiß zugeben, daß auch diese Form in besonderen Fällen angebracht ist, allein man wird sich nicht verhehlen dürfen, daß die Wohnungsfrage nur dann zu lösen ist, wenn sehr große Mittel, weit größere, als einzelne Menschenfreunde aufzubringen vermögen, bereit gestellt werden; dann wird man zu beachten haben, daß die Schenkung oder Nießbrauchsüberlassung von Einfamilienhäusern an einzelne Arbeiter keine Garantie bietet, daß die Wohnungen ihrem Zwecke als Arbeiterwohnungen erhalten bleiben; und endlich wird man erwägen müssen, daß die Wohlthätigkeit, die durch Schenken geübt wird, niemals große soziale Schäden heilt, daß sie vielmehr die Energie und das Selbstbewußtsein derer, denen geholfen werden soll, schädigt und herabdrückt. Ich verkenne die auf dem reinen Wohlthätigkeitsprinzipe beruhenden humanitären Bestrebungen Privater keineswegs, ich möchte ihnen indessen eine andere Richtung geben — eine Richtung, wie sie durch die großartige Stiftung George Peabodys in London, eine Stiftung des verstorbenen Geh. Bergrats Prof. Dr. Gerhard vom Rat in Bonn und durch eine Schöpfung des Vereins für Erbauung billiger Wohnungen in Leipzig-Lindenau vorgezeichnet worden ist.

Der aus einem Konsortium von Stiftern bestehende Verein für Erbauung billiger Wohnungen in Leipzig-Lindenau, an dessen Spitze der Verlagsbuchhändler H. J. Meyer steht, hatte sich vorläufig die Erbauung von 26 Miethäusern, jedes von 10 bis 12 Wohnungen für kleine und kleinste Haushaltungen innerhalb der Preisgrenzen von 40—200 Mark, zur Aufgabe gestellt. Der Gesamtaufwand (Areal-, Baukosten, Anlegen der Straßenzüge, Gärten, Brunnen, Spielplätze, Bauzinsen) für die in diesem Umfange zu Ostern 1890 fertig gestellte Anlage betrug 759863 Mark, d. i. pro Haus 29226 Mark. Als Mietertrag der Häuser und Gärten sind jährlich 45030 Mark in Ansatz gebracht, als Ausgaben für Amortisation, Reparaturen, Verwaltung und unvorhergesehene Ausfälle 18171 Mark. Da nun zu Gunsten der Weiterentwickelung des Unternehmens auf Kapitalverzinsung verzichtet wird, so bleibt pro Jahr ein Einnahmeüberschuß von 26859 Mark für Fortsetzung der Bauten

zur Verfügung. Nimmt man zu diesem Überschusse des ersten Jahres einen Teil der Mieteingänge des darauffolgenden, so kann bereits im zweiten Jahre ein Neubau fertiggestellt werden, während für das dritte Jahr 23 718 Mark zur Verfügung stehen. Eine einfache Wiederholung dieser Rechnung von Jahr zu Jahr ergiebt unter Zurechnung des Mietertrages jedes Neubaues schon am Schluß des dritten Jahres einen die Kosten eines Neubaues deckenden Überschuß. Nach dem zehnten Jahr wird sich die Zahl der Häuser auf 35, im zwanzigsten auf 50 vermehrt haben, und das dreißigste Jahr wird bereits einen Bestand von mehr als 70 Häusern, in denen ca. 3000 Menschen wohnen, aufzuweisen haben.

Der jährliche Mietpreis, der sich in den Häusern des Leipzig-Lindenauer Vereins um 15 % billiger als der ortsübliche stellt, beträgt je nach Lage der Wohnungen für eine einfenstrige Stube 40—60 Mark, für eine Wohnung aus einer zwei-, einer einfenstrigen Stube und Küche 130—160 Mark und für eine Wohnung, bestehend aus einer zwei- und zwei einfenstrigen Stuben und Küche 155—200 Mark. Für einen Garten sind wöchentlich 15 Pfennige zu entrichten.

Die Organisation einer Stiftung wie der des Vereins für Erbauung billiger Wohnungen in Leipzig-Lindenau giebt nun zweifellos die Gewähr, daß die aus den Stiftungsmitteln erbauten Wohnungen auch ihrem Zwecke, den arbeitenden Klassen gesunde, geräumige und billige Heimstätten zu bieten, dauernd erhalten bleiben, und daß die Anlage allmählich erweitert wird. Stellen also Private bedeutende Mittel zur Verfügung und werden die Wohlthätigkeitsbestrebungen in die richtigen Bahnen gelenkt, so kann auf dem angegebenen Wege gewiß Erhebliches geleistet werden. Das Erhebliche freilich wird nur nicht ausreichen, um die Wohnungsfrage in ihrem ganzen Umfange zu lösen; die hierzu nötigen Mittel werden niemals von selbstlosen Menschenfreunden allein aufgebracht werden. Für Beseitigung der heutigen Wohnungsnot wird daher in anderer Weise gesorgt werden müssen.

Ich will an dieser Stelle nicht darauf eingehen, wie sich die Gesetzgebung und Verwaltung den Mißständen im Gebiete der Wohnungsfrage gegenüber zu stellen hat. Das zu erörtern, würde zu weit führen. Dagegen möchte ich noch kurz darlegen, in welcher Richtung sich die Fürsorge für zweckentsprechende neue Wohnungen in Zukunft zu bewegen haben wird.

In erster Linie hat wohl der Arbeitgeber ein Interesse daran, daß in der Nähe der Arbeitsstätte Wohnungen vorhanden sind. In den Großstädten freilich erheischt solch eine Fürsorge Opfer, die ein großer Teil der Arbeitgeber nicht zu tragen vermag. Eine Linderung der Wohnungsnot würde

vielfach auch nur dann eintreten, wenn die Fabriketablissements und mit ihnen die Arbeiterwohnungen aus dem Innern der Städte nach den Vororten verlegt werden könnten; einem derartigen Risiko entsprechen aber nicht die Vorteile, die für die Unternehmer erwachsen würden.

Ebenso wenig wie von der Fürsorge der Arbeitgeber ist von der Selbsthilfe der Arbeiter eine Lösung der Wohnungsfrage zu erwarten. In Hannover, Kiel und neuerdings in Berlin sind freilich von Arbeitern sogenannte „Spar- und Bauvereine" begründet worden, die sich in der Form von Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht mit dem Bau, dem Erwerb und der Verwaltung von Wohnhäusern, mit deren Vermietung an Genossen, sowie mit der Annahme und Verwaltung von Spareinlagen der Genossen beschäftigen wollen. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß derartige Vereine, falls sie überhaupt einen Erfolg erreichen, immerhin nur in sehr beschränktem Umfange wirken können.

Auch die Privatbauthätigkeit hat seither zur Linderung der Wohnungsnot der arbeitenden Klassen nichts beigetragen. Nicht nur in Berlin, sondern auch in andern großen Städten fehlt es an zweckmäßig eingerichteten kleinen (aus 2—3 Räumen bestehenden) Wohnungen zu einem für die Arbeiter erschwinglichen und angemessenen Mietpreise. In Zukunft wird sich das kaum ändern. Abgesehen davon, darf man schließlich auch nicht außer acht lassen, daß die Lösung eines so überaus wichtigen sozialen Problems, wie der Arbeiterwohnungsfrage, überhaupt nicht in die Hände der Privatspekulation gelegt werden sollte.

Es entsteht nun die Frage: was hat zu geschehen, wenn die Fürsorge der Arbeitgeber, die Selbsthilfe der Arbeiter und die Privatbauthätigkeit die Arbeiterwohnungsnot nicht beseitigen können, wenn humanitäre Bestrebungen Privater nicht ausreichen? Um eine Antwort zu geben, muß man sich vor allen Dingen vergegenwärtigen, daß nur die Bereitstellung großer Mittel die Arbeiterwohnungsfrage ihrer Lösung näher bringen kann. Solche Mittel werden aber nur dann zu beschaffen sein, wenn die Unternehmungen auf dem in Rede stehenden Gebiete eine angemessene Kapitalverzinsung gewährleisten. Da nun einerseits sich das Publikum, zumal nach den Erfahrungen in jüngster Zeit, mit einem mäßigen Zinse begnügen wird, wenn es nur sein Kapital sichergestellt weiß, anderseits aber der Ertrag von Arbeiterwohnhäusern, die nicht ausschließlich Wohlthätigkeitsanstalten sind, nachweisbar verhältnismäßig recht gut, die Kapitalanlage selbst durchaus sicher zu sein pflegt, so läßt sich bestimmt annehmen, daß derartigen Unternehmungen genügend große Kapitalien zur Verfügung stehen werden. Die Organisation dieser Unternehmungen wird am zweckmäßigsten folgendermaßen zu gestalten sein:

In einer den Bedürfnissen genügenden Zahl sind große gemeinnützige Baugesellschaften in der Form von Aktiengesellschaften oder Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht zu bilden. Ihre Aufgabe ergiebt sich aus dem Gesagten und ist, nicht nur billige, sondern auch gute Arbeiterwohnungen herzustellen. Diese sollen vor allem für die Aktionäre oder Gesellschafter eine Kapitalverzinsung abwerfen, wie sie etwa die deutschen Staatspapiere durchschnittlich gewähren, also $3\frac{1}{2}$ bis 4 %. Erfahrungsgemäß ist aber die Verzinsung des Anlagekapitals, zumal bei großen Miethäusern, erheblich höher als $3\frac{1}{2}$ bis 4 %. Um den gemeinnützigen Charakter der Gesellschaften zu wahren, ist deshalb die Bestimmung zu treffen, daß der über eine Kapitalverzinsung von $3\frac{1}{2}$ bis 4 % hinausgehende Betrag der Reineinnahmen nicht zur Auszahlung zu bringen, sondern zum Bau neuer Häuser wie überhaupt im Interesse der arbeitenden Klassen zu verwenden ist. Nach diesem Verwaltungsprinzip wirken schon jetzt in einer Reihe von Orten Baugesellschaften mit bestem Erfolge. Daß das auch in größeren Städten, z. B. in Berlin, möglich sein wird, halte ich für zweifellos. Hat man nur erst die kleinen wie die großen Kapitalisten von der Rentabilität derartiger Unternehmungen und von der Sicherheit der Kapitalanlage überzeugt, dann wird es gewiß nicht an Mitteln fehlen, und man wird dem Bedürfnisse an zweckmäßig eingerichteten, gesunden und billigen Wohnungen vollauf gerecht werden können. Aller Orten aber, glaube ich, werden sich in großer Zahl Personen finden, die aus Interesse für die Sache den gemeinnützigen Baugesellschaften ihre Dienste unentgeltlich widmen.

Was schließlich die praktische Thätigkeit der Baugesellschaften in den großen Städten anbelangt, so wird sich diese einerseits auf den Bau von Häusern, die zum Übergange in das Eigentum der Bewohner bestimmt sind, anderseits auf die Errichtung von großen Miethäusern erstrecken müssen.

Der Bau von Eigenhäusern, die natürlich nur in den Vororten gelegen sein können, ist zweifellos als Ideal der Lösung der Wohnungsfrage hinzustellen. Seine Ausführung stößt aber schon deshalb auf Schwierigkeiten, weil viele Arbeiter nicht über das zur Anzahlung 2c. notwendige Kapital verfügen. Vielleicht läßt sich das Hindernis dadurch überwinden, daß man auf die Forderung der Anzahlung einer größeren Summe, als ersten Teils des Kaufpreises (oder der Versicherungsprämie), verzichtet und die Frage, ob der ein Einfamilienhaus beziehende Arbeiter nur Mieter oder Käufer sein will, eine Reihe von Jahren offen läßt. Die Amortisationsquote, die zu dem Zwecke auf den Mietpreis zu schlagen wäre, würde als Spareinlage zu behandeln und dem Arbeiter, der die Absicht des Hauserwerbes wieder aufgiebt, oder seinen Erben mit Zinsen zurückzuerstatten sein. Selbst wenn

man diesen Weg ginge, würde freilich für eine Reihe von Arbeitern, namentlich der untersten Lohnklassen, der Erwerb eines Hauses trotzdem nicht in Frage kommen. Ergänzend wird man deshalb immerhin auf das Kasernensystem zurückgreifen müssen. Dabei ist natürlich im Auge zu behalten, daß auch dem, der nur wenig auf die Befriedigung seines Wohnbedürfnisses verwenden kann, zu billigem Preise eine gute, freundliche und bequeme Wohnung zur Verfügung gestellt wird. Aus dem Grunde wird sich vielleicht empfehlen, selbst bei der Errichtung von Mietkasernen die Anlage in den Vororten zu begünstigen.

Ich kann an dieser Stelle nicht auf Einzelfragen eingehen, die sich auf die Anlage und Einrichtung der Einfamilien- wie der Miethäuser beziehen. Alle diese Fragen werden auch je nach den örtlichen Verhältnissen hier so, dort anders zu beantworten sein. Mir kam es im wesentlichen nur darauf an, auf die hohe Bedeutung der Wohnungsfrage nach ihrer sittlichen, sozialen und wirtschaftlichen Seite hin aufmerksam zu machen und die verschiedenen Bestrebungen zur Lösung jener Frage an einzelnen typischen Beispielen kurz zu besprechen. Wenn ich hierbei die Bedeutung mancher dieser Bestrebungen als wenig belangreich für die Beseitigung der großstädtischen Wohnungsnot bezeichnet habe, so soll damit, wie ich zum Schlusse noch betonen möchte, doch keineswegs gesagt sein, daß ich jene Bestrebungen selbst für unberechtigt oder überflüssig halte. Ich weiß, daß das Wirken einzelner Menschenfreunde, die gemeinnützige Thätigkeit von Gesellschaften, die Fürsorge der Arbeitgeber wie die Selbsthilfe der Arbeiter, jedes in seiner Art, in dem einen Streben, zur sozialen Wohlfahrt beizutragen, eins sind. Allein, um die Wohnungsnot der arbeitenden Klassen unserer Großstädte beseitigen oder nur lindern zu können, dazu gehört Geld, viel Geld. Je reichlicher die Mittel fließen, desto größer werden die Erfolge sein.



Zu Liliencrons neuem Bild.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Zu Liliencrons Bild — braucht es da noch Worte, Erklärungen? Eigentlich nein!

Aber es giebt bei uns leider immer noch gar zu viele Leute, die bei allem und jedem fragen: Was ist das? Was bedeutet das?

Diese wißbegierigen Leute sind für jeden eine rechte Qual, und niemand ist sicher vor Ihnen. Sie wollen wissen warum die Amsel singt und weshalb der Frosch quakt, sie forschen nach dem Grunde warum Michel Angelo die prächtigen nackten Kerle neben und zwischen die biblischen Bilder seiner sixtinischen Decke gemalt und möchten erfahren, „was die wohl für einen Sinn haben", sie fragen einen Beethoven, was er sich bei seiner Heroica, oder bei der Sonata appassionata „gedacht".

„Zum Teufel! nichts! garnichts!" knurrte der nicht eben umgängliche Meister der Töne seinerzeit einem dieser weisen und sehr höflichen Interviewer entgegen, und ließ den Wißbegierigen verdutzt dastehen.

Das war recht wohlgethan von Beethoven und so sollten es alle machen. Ich selber will mir ein Beispiel dran nehmen, und wenn einer mich fragen sollte: Warum kommt Liliencrons Bild jetzt in der „Gesellschaft", warum kommt es zum zweiten Male? so antworte ich einfach:

„Sehr geehrter Herr Frager! Denken Sie gefälligst dazu und darüber ganz was Sie wollen. Ich will Sie nicht hindern. Empfehle mich!"

Die Mehrzahl der Leser wird überhaupt nicht fragen, sondern wird sich einfach freuen, den lieben Liliencron in effigie zu erblicken.

„Das ist er also und so sieht er nun aus, der fröhliche Sänger und Antiphilister!"

Er hat ja den Uniformrock ausgezogen.

Schadet nichts!

Und wie träumerisch er in die Welt hinausblickt. Und doch zwinkert es ihm wie leiser Humor um die tiefliegenden Augen. Der Schalk sitzt ihm im Nacken.

An welches Haideröslein er wohl denken mag? — — —

* * *

Im Café Bauer an einem der kleinen Marmortischchen, nachlässig in die Polster des Divans zurückgelehnt, sitzt ein Herr, — offenbar ein sehr gebildeter Herr; denn er trägt breite Hosen und Schnabelschuhe, blankgebügelt hängt der Cylinder über seinem Haupte und ein Paar feiner, däuischer Handschuhe liegt neben seiner Kafeetasse. Der gebildete Herr langweilt sich, wie das so vielen gebildeten Menschen geht, wenn sie mit sich allein sind.

Kellner, bitte einige Journale, was Illustriertes!

Zu dienen, Herr Doktor!

Ein ganzer Stoß periodischer Litteratur wird herbeigeschleppt.

Der Herr Doktor vertieft sich in die „Lektüre". Zuerst kommen natürlich die Witzblätter dran, die „Fliegenden", der „Floh", die Wiener „Karikaturen", dann alles was der berühmte Leipziger Donnerstag an illustriertem

und bedrucktem Papier allwöchentlich ins deutsche Reich hinausspeit, zuletzt die Monatschriften. Natürlich werden nur die Bilder besehen; denn der Text ist ja Nebensache.

Da fällt denn auch die „Gesellschaft“ in des gebildeten Herrn wohlgepflegte Hände.

Auch wieder so eine neue Gründung, — so eine Vier-bis-sechs-Monat-Fliege! (Der gebildete Herr hatte nämlich nicht bemerkt, daß „VIII. Jahrgang“ auf dem Umschlag steht.)

Nun rückt er die Brille zurecht, beschnuppert das Bild und sucht den darunterstehenden Namenszug zu entziffern.

Liliencron — Liliencron — klingt eigentlich ein wenig semitisch. (Der gebildete Herr ist natürlich ein überall Knoblauchwitternder, gegenjüdlerischer Urteutone.) Aber Detlev? Freiherr? Äh bäh! Wahrscheinlich Pseudonym. Wer ist Liliencron? — — —

Himmelherrgottkreuzbombenelement noch einmal! Soll man da nicht losfluchen? Kennt so ein gebildeter Deutschtümler nicht einmal den Liliencron! O Volk der Dichter und Denker, schäme dich!

* * *

Aber das ist ja garnicht möglich. Wer sollte Liliencron nicht kennen?

Freilich, meine Freunde, ist es möglich, ja es ist sogar eine Thatsache, die bei neun Zehnteln unserer „Gebildeten“ zutrifft.

Liliencron fabriziert eben keine Wagenschmiere, er hat weder Brands Schweizerpillen noch die Bartsalbe von Migargee erfunden; er vertreibt auch nicht die Bandwürmer, wie der große Mohrmann, ja er hat nicht einmal „das heilige Lachen“ verbrochen. Liliencron ist nur ein deutscher Dichter, also ein Mensch, der seinen Beruf verfehlt hat, der seine Zeit vertrödelt und dem lieben Herrgott den Tag wegstiehlt; denn wozu dient ein Dichter in unserem Säculum?

Ja er ist nur ein Dichter! Aber was für einer!

Wer je eines seiner lenzfrischen, naturduftenden Gedichte gelesen, dem brauche ich gewiß kein Langes und Breites über diesen einzigen Vollmenschen zu sagen. Ihr anderen aber, ihr „Gebildeten“, die ihr noch nichts von ihm wißt, gehet hin und badet eure Seele rein in seinen Liedern.

Wer aber ein solches Seelenbad nicht nötig zu haben glaubt — nun, der konversiere geistreich über die Modegötzen oder tratsche sich aus mit seinesgleichen über Tolstoi, Ibsen und andere Ausländer, die er doch nicht versteht, ich habe da weiter nichts zu sagen; denn es stehet geschrieben: „Ihr sollt eure Perlen nicht vor die Säue werfen.“ Sela!



Der Dramatiker Reinhold Lenz.

Zu seinem hundertjährigen Todestage.

Von Max Halbe.
(München.)

Am 24. Mai 1792 starb in Moskau der Dramatiker aus der Sturm- und Drangzeit, der einstige Genosse Goethes, Reinhold Lenz, als ein vergessener Mann. Das jüngere Geschlecht, welches erwachsen war unter dem breitern und breitern Schatten des Goetheschen Namens, kannte ihn nicht mehr. Um 14 Jahre hatte Lenz den Ruin seines Geistes, den Bankrott seiner Schaffenskraft überlebt. Ein Zeitraum von einem halben Menschenalter hatte genügt, den Schöpfer des „Hofmeisters" und der „Soldaten", den Dichter manches tief empfundenen Liedes und manches bittern Verzweiflungsschreies aus dem Gedächtnis der Mitwelt auszutilgen.

Aber die Nachwelt vollzieht gerechtes Gericht. Ein Jahrhundert will sich runden, seitdem man die Reste des Vergessenen der Erde übergab, und auch an Lenz erfüllt sich Nietzsches tiefsinniges Wort von der ewigen Wiederkunft. So stehe es denn hier als ein Motto und als eine Inschrift, gesetzt von einem Nachkommen auf das Grab des Dichters Lenz:

„Nun sterbe und schwinde ich, und im Nu bin ich ein Nichts. Die Seelen sind so sterblich wie die Leiber.

„Aber der Knoten von Ursachen kehrt wieder, in den ich verschlungen bin, — der wird mich wieder schaffen! Ich selber gehöre zu den Ursachen der ewigen Wiederkunft.

„Ich komme wieder, mit dieser Sonne, mit dieser Erde, mit diesem Adler, mit dieser Schlange . . ."

Im Jahre 1774 erschien der „Hofmeister", das erste große Drama Reinhold Lenzens, von ihm eine Komödie genannt. Im gleichen Jahre kamen seine „Anmerkungen übers Theater" heraus, die er einem kurzen Vorwort zufolge bereits zwei Jahre vor dem Erscheinen des „Götz" in einer Gesellschaft vorgelesen hatte. Die kühne Ketzerei eines Frevlers und Auflehners wider uraltes ästhetisches Recht und Gesetz, wider aristotelisch-französische Hürden- und Heckendramatik, wider „Wohlstand, Geschmack und Moralität, und eines stürmenden Verehrers Shakespeare'scher Naturnacktheit, gährt in diesen „Anmerkungen". Der Morgenruf einer neuen Zeit. Der Dank eines jüngeren Geschlechts an die großen Auflöser und Umwerter der ältern Generation und eine Bestätigung, daß diesem jungen Geschlecht

das Lebenswerk eines Lessing und Herder unverloren sein sollte. In knapper Kürze, im knorrig bizarren Kraftton der jungen Genies, mit schlagender Logik werden die alten Tafeln zertrümmert und neue Werte gemünzt.

„Was sie (die Dichtkunst) nun so reizend macht . . . scheint meinem Bedünken nach nichts anderes als die Nachahmung der Natur, das heißt aller der Dinge, die wir um uns herum sehen, hören et cetera . . . .“

„Den Gegenstand zurückzuspiegeln, das ist der Knoten, die nota diacritica des poetischen Genies . . .“

„Der wahre Dichter verbindet nicht in seiner Einbildungskraft, wie es ihm gefällt, was die Herren die schöne Natur zu nennen belieben, was aber, mit ihrer Erlaubnis, nichts als die verfehlte Natur ist. Er nimmt Standpunkt — und dann muß er so verbinden. Man könnte sein Gemälde mit der Sache verwechseln, und der Schöpfer sieht auf ihn hinab, wie auf die kleinen Götter, die mit seinem Funken in der Brust auf den Thronen der Erde sitzen . . . .“

„Sei es also, daß Drama notwendig die Handlung mit einschließt, um mir die Beschaffenheit anschaulich zu machen: ist darum Handlung der letzte Endzweck, das Prinzipium (des Dramas)?“

Und er kommt zu dem Schluß, nicht Handlung, der Charakter ist der Endzweck des Dramas, und nur soweit in der Handlung eben der Charakter, der Mensch sich entfaltet, kann auch die Handlung als Mitfaktor des Dramatischen gelten. Naturwiedergabe! Menschengestaltung! „Oder scheuen Sie sich, meine Herren, einen Menschen zu sehen?“ redet der Stürmer seine weisen kritischen Häupter von dazumal an. Wer wollte sich getrauen, zu unterscheiden, ward dies Anno 1770 geschrieben oder 120 Jahre später? Das große Gesetz von der ewigen Wiederkunft! . . . .

Die Formel des naturalistischen Charakterdramas steht vor uns, jugendlich, zeit- und sturmgefeit, wie in den Tagen Shakespeares. Ihr einziges Gesetz die Erfassung des Menschen, der Natur, des Charakteristischen. Ihre große Verachtung die Handlung, die Fabel, das Stoffliche, das Handwerksmäßige. Die Natur ist mannigfaltig in ihren Wirkungen. Das Handwerk ist einfach. Die Produktion an Charakteren ist unerschöpflich, wie die Natur selbst. Aber wer fünfzig Intriguenstücke gesehen hat, läuft vor Ekel und Langeweile davon.

Die Formel des naturalistischen Charakterdramas, und als Kostüm und Positur des 18. Jahrhunderts die Fechterstellung gegen den Aristoteles und seine drei Einheiten, denen Lenz eine einzige Einheit gegenüberstellt, „nämlich die uns den Gesichtspunkt giebt, aus dem wir das Ganze umfangen und überschauen können“. Die Einheit des Überblicks, von der Einheit der Nation, der Sprache, der Religion, der Sitten und hundert andere eben so notwendige Bestandteile sind, wie Einheit der Handlung.

Mit scharfem historischen Blick, dem man die Herdersche Schule anmerkt, wird zunächst die aristotelische Einheit des Orts auf die eigentümlichen Bedürfnisse der altgriechischen Bühne, dann die Grundanlage der griechischen Dramatik überhaupt, die Bevorzugung der Handlung, der Begebenheit, die Vernachlässigung des Charakters, der Person, zurückgeführt auf die Religions- und Weltanschauung des Volkes, als auf die jeweilige Quelle aller Gestaltung und Dichtung. So hoch wie das Fatum der Griechen über dem einzelnen Menschen stand, so hoch dem griechischen Dramatiker der straffe Zusammenhang der Begebenheit über dem Einzelcharakter. „Es war Gottesdienst, die furchtbare Gewalt des Schicksals anzuerkennen." Und Gottesdienst ist alle Kunst.

Es ist interessant, wie Lenz neben dem Nachahmungsprinzip, das er wiederholt als den Träger aller Kunst bezeichnet, in dunklem Drang, sich selbst halb unbewußt, noch ein zweites Moment künstlerischen Thuns mit in die Erörterung einfließen läßt, das religiöse Moment, den Punkt, wo über die einfache Naturnachahmung hinaus und über das Vergnügen am Nachgeahmten hinaus, die große Erbauung, Erhebung, Erschütterung, der Gottesdienst beginnt, oder wenn wir wollen, der Alldienst, der Unendlichkeitskultus. Jede ergründende Psychologie der Kunst wird auch an diesen andern Angelpunkt künstlerischen Gestaltens rühren müssen und sich's nicht an dem einfachen Nachahmungstrieb genügen lassen, wenn sie nicht die Erklärung für große Kunstepochen und Kunstthaten schuldig bleiben will.

Umgekehrt wie die griechische Welt gravitieren für Lenz die neueren, speciell die nordischen Völker zu einem gesteigerten Bewußtsein der Eigenpersönlichkeit hin. Wenn es für den Griechen Gottesdienst war, das Schicksal anzubeten, so ist es für Lenz und seine Zeitgenossen Erhebung und Religion, beim Anblick eines Menschen, eines Charakters, auszurufen: „Das ist ein Kerl! Das sind Kerls!" Die Folgerungen für die Durchbrechung der aristotelischen Ästhetik und eine moderne Ausgestaltung des Dramas liegen klar.

Von zwei Seiten her schreitet die Beweisführung Lenzens auf ihr Ziel zu, von dem Triebe nach Naturnachahmung und -Wiedergabe, und von dem modernen Religionsbedürfnisse und Weltanschauungsbegriffe (Religion im weitesten Sinne genommen). An dem Punkte, wo die beiden Bahnen ineinander laufen, baut sich das naturalistische Charakterdrama auf. Sein großer Heros — Shakespeare.

Die erste produktive dramatische Gabe des jungen Revolutionärs war der „Hofmeister". Eine reiche Galerie von Charakterköpfen, herausgegriffen aus dem privaten Leben der Zeit und mit feiner Beobachtung der intimen

Züge, der individuellen Geberden wiedergegeben. Die Luft des achtzehnten Jahrhunderts flimmert um diese Menschen. Der Atem einer vergangenen Welt weht uns entgegen, so wunderlich fremd uns und so wunderlich bekannt zugleich. Und wir stehen vor diesen Bildern in einer tiefen, feierlichen Stille um uns, und schauen und lauschen, und allgemach werden die Menschen vor uns lebendig und treten aus ihrem Rahmen. Wir sehen sie sich herzen und sich hassen, sich verführen und sich verderben, sich schlagen und sich vertragen, und wir greifen uns an unsere Köpfe: Bist du das nicht? Sind wir das nicht, die dorten agieren? Und mit einem Male wird uns Erlebnis, daß Raum und Zeit nur Anschauungsformen und hundert und tausend Jahre werden uns wie der Tag, der gestern vergangen ist. Dort geht das Brüderpaar, der Geheime Rat und der Major von Berg, und beide tragen die Familienähnlichkeit auf ihrem Gesicht, und in ihren Geberden, die Derbheit des Wortes und die Lust zu erziehen und zu moralisieren. Aber der alte Kriegsmann leistet noch ein Erkleckliches mehr in wilden Flüchen und himmelstürmenden Donnerwettern, als der feinere, weitsichtigere, überlegenere Rat. Und treffen sich die beiden in ihrer väterlichen Zärtlichkeit für ihre Kinder, der Major für sein Gustchen, die schwärmende schöne Seele im Flügelkleide eines noch nicht eingesegneten Backfischs, und der Rat für seinen Galgenstrick von Jungen, den Liebhaber und Flegel Fritz — so gehen doch die Wege, auf denen die beiden Alten ihre Erziehungsideale suchen, weit, weit auseinander. Und weit auseinander liegen die Resultate.

Fritz, zum Entsetzen des Onkel Majors auf der öffentlichen Schule erzogen, kommt zur Universität, nachdem er seinem schwärmerischen Cousinchen ewige Romeo-Liebe geschworen und heißen Abschied genommen, und wird ein braver Student und ganzer Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck sitzen hat und im übrigen etwas von dem Moralisierungstalent seiner Familie geerbt hat. Und Gustchen, seine Julia . . . Der Vater Major will's dem Bruder zeigen, was für ein ander Ding es doch ist mit der Privat-Erziehung und Absonderung adliger Kinder von dem bürgerlichen Pöbel und engagiert für seine Sprößlinge einen Hofmeister. Monsieur Läuffer, ein Pastorssohn, wie Lenz es auch war, eine unzufriedene, schweifende, excentrische Seele, wie Lenz es ebenfalls war, in dem heillosen Zwiespalt zwischen hochfliegendem Studierten-Ehrgeiz und engumfriedeter Lebensaussicht, zwischen gesteigertem Individuumsbewußtsein und betreßter Lakaienstellung, eine sinnliche Natur mit dem Umschlag bis zur Askese, zur Selbstvernichtung, vollzieht die instinktive Rache des Unterdrückten an seinem Gebieter und schneidet erst dessen verschrobener Hausehre und Xantippe, dann dem schwärmerischen Töchterchen die Cour. Dem verzogenen,

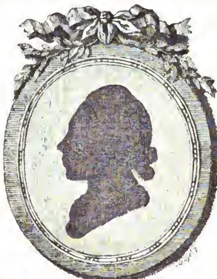
übergut genährten, frühsinnlichen Fräulein, welches ihren abwesenden Romeo schnell genug vergißt, kommt der charmante Hofmeister gerade recht. Sie ergiebt sich ihm mit der schmachtenden Wollust ihrer sechzehn Jahre. Als der Major entdeckt, daß er im Begriff ist, Großpapa zu werden, ist die Katastrophe da. Gustchen läuft aus dem Hause, Monsieur Läuffer desgleichen, nach der entgegengesetzten Windrichtung. Auf vier fünf und mehr Schauplätzen setzt sich die Handlung fort. Läuffer findet verborgenen Unterschlupf bei Herrn Wenzeslaus, einem tollen, ungehobelten, herzensechten Poltron von Schulmeister und in litteris et theologicis wohlfundierten Kirchenlicht. Ein Kerl, grob wie eine ostpreußische Landwurst, aber ein Meister in der Lebenskunst, der sich ebensowenig aus dem Gleichgewicht seiner fröhlichen Weltverachtung wie aus der Wohlgesetztheit seiner langatmigen Perioden herausbringen läßt, der seinem windigen Gaste die Knochen ordentlich geraderichtet und ihm gleich zur Einleitung ihrer Freundschaft die verabscheute Tabakspfeife in den Mund zwingt, „als welche gut ist wider die böse Lust und wider die bösen Begierden ebenfalls“. Eine Gestalt, aus dem Vollen geschöpft von Einem, der das Schöpfen verstand.

Während Läuffer unter der Fuchtel seines gestrengen Meisters wieder aufrecht stehen lernt und neues Mark in die Knochen saugt, gebiert Gustchen im Waldversteck, verloren den Ihrigen, ein Kind. Das schwüle, sinnliche Mädchen ist ein starkmütiges Weib geworden, gereift um Jahre durch die eine große Erfahrung ihres Lebens. Und nun treibt sie's als Büßerin zu den Füßen ihres Vaters, wie es ihren Vater treibt nach der Umarmung der verlorenen, umsonst gesuchten Tochter. In einer der starken Szenen, an denen das Drama so sehr reich ist, finden sich die beiden Suchenden, in einem Augenblick, da die Geschicke Gustchens sich zu erfüllen scheinen und über der Ertrinkenden die große Flut zusammenschlagen will. Der Vater rettet seine Tochter und trägt sie in seinen Armen davon.

Aber der Faden ist noch nicht zu Ende gesponnen. Läuffer, der als Kollaborator an der Seite seine Wenzeslaus kaum zu neuem Lebensmut erstarkt ist, erblickt und erkennt durch einen Zufall sein und Gustchens Kind, die Frucht seiner maßlosen Selbstbethätigung, und nun vollzieht sich an ihm der unvermittelte Umschlag zum Gegenextrem, zur maßlosen Selbstaufhebung. Er entmannt sich und empfängt in einer Szene, die an tragikomischem Humor ihres Gleichen sucht, die begeisterten Glückwünsche seines schulmeisterlichen Freundes zu seiner heroischen That.

Fritz von Berg absolviert die drei Jahre seiner Studentenzeit in Halle und Leipzig und macht unter allerlei andern Erfahrungen auch die Bekanntschaft des altbeliebten Studentenheims, des Karzers. Die ganze studentische Umgebung und ihre Anhängsel sind mit köstlich modernem Naturalismus

gezeichnet. Da giebt es eine Zimmervermieterin Frau Blitzer in . . . beinahe wollte ich sagen in Berlin N. Ach, auch Zimmervermieterinnen sind unsterblich! . . . . Aber die cholerische Dame lebte ja in Halle, als man das dritte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts schrieb, und stand in einem ausgiebigen Pumpverhältnis mit ihrem Chambregarnisten Pätus, einer kreuzbraven, etwas angebummelten Haut, an der der wackere Fritz seine moralistischen Züchtungstalente so recht nach Herzenslust erproben konnte. Denn Herr stud. Pätus hatte Schulden mehr als Haare auf dem Kopfe, und seine galanten Neigungen brachten ihn in die schwierigsten Situationen, verhalfen ihm schließlich aber doch zu einer beneidenswerten Acquisition, zu der jungen, unschuldigen, zarten Jungfer Rehhaar, welche beinahe in die Klauen des Sehr Edlen von Seiffenblase gefallen wäre, eines brutalen Schweinhunds und Korpsstudenten, späteren Referendars und Reserveoffiziers in der Uniform des 18. Jahrhunderts. Und nun dieser Vater Rehhaar, ein ausgesuchtes, prächtiges Exemplar von einem Hasenfuß, welcher die jungen Studentchen Lautchen spielen lehrt und die „Courasche" für der Laster oberstes hält. Auch eine Gestalt von einem Meister der Menschendarstellung.



(Lenz' Silhouette aus „Olla Potrida", 1778.)

Und alle diese Menschen leben und stürmen durcheinander in einer krausen, bunten, starken Handlung, die freilich allen ästhetischen Schulgesetzen gar sehr wider den Strich läuft, aber Bühnenkraft genug hätte, um auch unter dem modernen Lampenlicht die Probe zu bestehen vor einem empfänglichen, unbeeinflußten Publikum. Die Shakespearebühne in München wäre der geeignete Ort, dem Geiste des neu erweckten Dichters Lenz das Sühnopfer der Nachwelt darzubringen. Die szenischen Schwierigkeiten stehen zurück hinter denen des „Götz", der überhaupt vielfach weniger bühnengerecht erscheint, als der „Hofmeister". Und der „Hofmeister" ist nicht nur das notwendige Pendant zum „Götz" und erweist in seiner Eigenständigkeit

und Unabhängigkeit vom letztern, die Naturgewalt jenes litterarischen Verjüngungsprozesses „Sturm und Drang", der neben und mit Goethe auch die andern produktiven Köpfe der Zeit erfaßt hatte und zu den genialsten Jugendthaten fortriß. Eine Thatsache, die man unsern Zeitgenossen nicht sollte vergessen und verloren gehen lassen. Der „Hofmeister" ist also nicht nur das gleichwertige Gegenstück zu Goethes Geniedrama, er ist zugleich viel specifischer und zeitcharakteristischer, als der historische „Götz" und darum für uns, deren menschliches Interesse gerade noch bis in jene Tage zurückreicht (was weiter zurückliegt kümmert uns höchstens historisch wissenschaftlich), darum für uns Urenkel eine melancholische Lust, ein ferner, ferner, süßer Klang im Ohr. Haben wir doch als lebendiges Dokument jener großen Entwicklungs- und Vorbereitungszeit nur noch Lessing und seine Minna von Barnhelm. Denn Goethe, selbst Schiller, beide mit ihrer Neigung zum historischen Stück, tragen etwas Zeitloses auf ihren Gesichtern. Lenz dagegen, dessen große Kraft das bürgerliche Schauspiel war, Lenz war ganz Fleisch vom Fleisch seiner Zeit und Geist von ihrem Geist.

Es müßte eine Freude sein, dieses Stück achtzehntes Jahrhundert, genannt „der Hofmeister oder Vorteile der Privaterziehung", vor unsern Augen wieder zu Fleisch und Blut auferstehen zu sehen, diese starken, vollen, stürmischen Menschen, welche unsere Urgroßväter und Urgroßmütter waren und noch nichts wußten von Decadence und Fin de siècle Pariser und Berliner Marke, trotzdem ihr geistiger Vater und Schöpfer ein kranheitgezeichneter Mann war.

Und wenn wir dann am Schluß der Komödie die ganze Gesellschaft einander gerührt in die Arme sinken sehen, wenn die schöne Sünderin, Büßerin von ihrem heimgekehrten Romeo doch noch als eheliches Weib in die Arme geschlossen wird, wenn das große Verzeihen über Söhne und Väter kommt, wenn sogar der arme verstümmelte Monsieur Läuffer als sinnlich übersinnlicher Freier noch eine sehr handfeste und annehmbare Tröstung, ein vollbrüstiges, köstlich naturwüchsiges Dorfmädel zugewiesen erhält, wenn alles sich in Wohlgefallen auflöst, was in Nacht und Untergang enden mußte, dann erleben auch wir Modernen einen kleinen Triumph mit unserer Sucht, überall Fin de siècle zu suchen. Dann wissen wir, auch der Dichter Lenz hatte seinen Stich, wenn es freilich auch ein anderer war, als der von uns Thorschlußmenschen. Der Dichter Lenz krankte an dramatischer Weichmütigkeit, an Konsequenzenfurcht, wenn es darum handelte, die letzten tragischen Resultate aus gegebenen tragischen Charakteren und Situationen zu ziehen. Er zagte vor den unversöhnenden Abschlüssen, vor dem Auge in Auge mit der unendlichen Erbarmungslosigkeit alles Daseins und Schicksals, und was dem Menschen Lenz an sich selbst zu erfahren und bis auf den

letzten Tropfen auszukosten bevorstand, die unerbittliche tragische Konsequenz, das ist der Dichter Lenz seinen Schöpfungen schuldig geblieben, das hat er seinen Gestalten erspart, vielleicht aus einem instinktiven Vorahnungsgefühl und Selbsttäuschungsbedürfnis, in der Vogelstraußempfindung schwächlicher Naturen, vielleicht auch aus unkünstlerischer Rücksicht auf das Publikum seiner Zeit, welches sich gegen die letzte tragische Ausgestaltung dieser so furchtbar nahe gerückten Lebensbilder mit aller Gewalt aufgebäumt hätte. So ist der Charakteristiker und Naturalist einer von den Ahnherren des bürgerlichen Rührstücks geworden . . . .

Die Gestalten des Dramas „der Hofmeister" verraten den fanatischen Objektivisten, und doch klingt, als ein seltsamer Widerspruch, ein lehrhafter, tendenziöser Ton durch das Ganze. Der Nebentitel „Vorteile der Privaterziehung" giebt die Signatur für diesen Zug. Es soll nachgewiesen werden, welches Unheil über die Familien durch die Privaterziehung der Kinder gebracht wird, und das Stück klingt nach all den Erschütterungen und Charakterexplosionen in der für uns gar harmlosen Pointe aus: „Wenigstens, mein süßer Junge, werd' ich Dich nie durch Hofmeister erziehen lassen." Wir lächeln. Überwundene Geschichten! Tant de bruit pour une omelette! Aber was für uns triviale Selbstverständlichkeiten, das war für Lenz blutiger Ernst. Selbst Hofmeister, mußte er manche Erfahrung gemacht haben, nach deren künstlerischer Wiedergabe es ihn drängte. Ein lehrhafter Zug lag überhaupt in seinem Charakter. Er kehrt in allen seinen Schöpfungen wieder, bald in das Eigenste der Persönlichkeit eingefangen, wie fast überall im „Hofmeister", bald auch nur auf die Oberfläche der Gestalten geklext und dann eine beleidigende Störung des künstlerischen Gesamtbildes.

Diesem subjektivistischen, wenn man will lyrischen Drang, welcher zu dem objektivistischen, bildnerischen Vermögen Lenzens die Ergänzung bildet, wie die Begleitung zur Melodie, scheint das zweite Drama des Dichters seine Entstehung zu verdanken, „der neue Menoza oder die Geschichte des kumbanischen Prinzen Tandi", ebenfalls bereits 1774 erschienen. Die neue Komödie stand in dem charakteristischen psychologischen Verhältnis so vieler zweiten Werke zu der voraufgehenden Erstlingsschöpfung. Der tastende Gestaltungsdrang des Lebensneulings hatte sich erprobt und Genüge gethan an der Wiedergabe der Außenwelt, an der Objektivierung all der drängenden Erfahrungen und hartkantigen Menschen, die den jungen halbflüggen Dichter bei seinem Hinaustritt in den großen Jahrmarkt der Welt gestoßen und zerbeult hatten. Der innere Mensch, das Ich war dabei von den lieben Mitmenschen vergewaltigt worden. Es war ein Monsieur Läuffer herausgekommen. Jetzt, nach der großen Befreiung und Abwälzung, wandte sich die suchende Sehnsucht wieder dem eigenen Selbst zu und aus der Raupe

des Hofmeisters Läuffer entstieg als geflügelter Schmetterling der kumbanische Prinz Tandi.

Die große Rousseausche Europamüdigkeit, der Kulturekel und der Traum von einer markigern Welt, von einem volleren, ungebrochenen Geschlecht lebt in dieser Gestalt, welche das ganze Stück überschattet, obwohl sie räumlich mit äußerster Sparsamkeit behandelt ist. Ein wunderlicher Prinz aus einer andern Welt, aus Kumba, einem Reich, „welches nicht einmal auf unserer Landkarte steht", bereist Europa, um die Menschen kennen zu lernen, damit er sie einst zu regieren verstehe. Dunkel seine Geburt, nach Kumba verschlagen, Europäer von Abstammung, abenteuerlich seine Schicksale, bergauf, bergab gewälzt, Page geworden, dann adoptiert, zum Thronfolger erklärt, gestürzt, „bergunter gerollt bis an die Hölle", wieder erhoben zu den Höhen, ein stürmischer und doch so zärtlicher Barbar, und wieder ein keuscher, ach so moralischer Joseph, wie man es von einem kumbanischen Prinzen nicht erwarten würde, wenn man nicht wüßte, wo eigentlich Kumba zu suchen ist, in dem Dichtergehirn von Reinhold Lenz. Armer, umgeworfener Prinz! Dein Reich war nicht von dieser Welt! Und gar bald erkanntest Du, in welchem Morast Du versankst, als Du den aufgeklärten, berühmten Weltteil betratest. Statt der großen, vielumfassenden, vielthätigen Menschen fandest Du eine Galerie von Zöpfen und Biederlingen, halb Narren, halb Philister, wenn auch brave, ehrsam hinwandelnde Seelen, und Du sehntest Dich nach Deinem Kumba zurück, um einmal wieder Atem zu schöpfen, denn Du fürchtetest, zu ersticken. Da führte Dir Dein Schicksal ein seelentiefes Weib entgegen, von Deinem Schlage, in weicher, weiblicher Abtönung, als Deine große Tröstung und Erlösung, und Ihr gehörtet einander. Aber der Pfad der Irrungen, auf dem Du wandeltest, war noch nicht zu Ende geschritten. Und als Ihr beiden Menschen einst beieinander saßet, aufgelöst nach den Wonnen der ersten seligen Nacht, in einer Szene, die Deines Zeitgenossen Goethe verwandten Szenen die Hand reicht, da erfuhrest Du, daß Dein Weib Deine Schwester und ihr Vater Dein Vater, und das Geheimnis lichtete sich, woher Du Deine Querköpfigkeit hattest und Dein Anderswollen als Andere, von Deinem guten, derben, komischen Vater, welcher auch schon einen Sparren hatte und Seidenwürmchen in Sachsen züchten wollte, wie Du, sein Sohn, Menschen in Europa. Und nun, mein Prinz, benahmst Du Dich garnicht wie ein kumbanischer Übermensch, aus jener andern Welt, jenseits von Gut und Böse, sondern es zeigte sich, daß Du doch nur aus Europa warst, befangen in Banden von Sitte und Gesetz, und wütetest gegen Dich selbst und wußtest nicht aus noch ein. Ja, viel hätte nicht gefehlt, daß Du gleicherweise an Dir thatest, wie Dein europäischer Vetter, Monsieur Läuffer, einst an sich. Und was wurde aus

Deinem selig unseligen Weibe? Sie blieb verlassen zurück und verzehrte sich nach Dir, denn sie bereute nicht und vergaß nicht, was zwischen Euch gewesen. Sie war ein Weib, echter, als Du ein kumbanischer Prinz. Dein Nebenbuhler, ein Graf Camäleon von Namen, aber von Art ein zielbewußter und unverbesserlicher Weiberjäger, spann Verführung und Überlistung gegen Dein junges, schmachtendes Weib. Aber sie blieb Dir treu und zerriß seine Gewebe. Und ein weiblicher Racheengel fuhr hernieder, ein Sturmwind im Unterrock, eine Lady Feuerbrand, ein Eva gewordener steinerner Gast, und zerschmetterte den geilen Don Juan, wobei auch ein sehr, sehr naher Verwandter des Weislingenschen Franz, der Bediente Gustav, ums Leben kam.

Deine verachteten Europäer aber dachten und handelten zwar sehr viel nüchterner, als Du, mein Prinz Tandi, aber auch ebensoviel menschlicher und unbefangener, und besorgten sich für den absonderlichen Fall einfach einen Konsens beim Konsistorium, der Deine und Wilhelminens Heirat guthieß. So wurde es denn eine Komödie, da es doch umgekehrt eine Tragödie hätte werden können und müssen, wenn der Prinz nicht wie ein Europäer, und seine Europäer nicht schließlich wie echte Kumbaner gehandelt hätten. Der Dichter Lenz aber hat es anders gewollt. Er ist dem zerschmetternden Aufeinanderprall des morallosen Höhenmenschen und einer kleinlichen, moralbefangenen Welt aus dem Wege gegangen und der Predigerssohn in ihm hat es in der Anlage der Komödie so gefügt, daß am guten Ende Wilhelmine doch nicht des Prinzen, ihres Gemahls, Schwester, und der ehrliche Seidenwürmchenzüchter zwar seines Sohnes, nicht aber seiner vermeintlichen Tochter Vater, zur Beruhigung aller braven Seelen, und nicht zum mindesten Deiner selbst, mein Prinz Tandi. Und jetzt schließest Du Beneidenswerter Dein wiedergefundenes Weib in Deine Arme, und wenn ich mich in Dir nicht täusche, so wirst Du am Morgen nach dieser Nacht den Staub Europas von Deinen Pantoffeln schütteln und mit Deinem Weibe heimkehren nach Deinem Kumba. Der Schauplatz dieser Welt aber verbleibt den Biederlingen und Zöpfen, dem Zierau und dem Magister Beza, von denen der eine der Genußmensch des Augenblicks, und der andere der Sodomprediger gegen Fleisch und Sünde, ein würdiger Ahnherr moderner Sittlichkeitsapostel.

Die Frucht des Jahres 1775 waren die „Soldaten", deren öffentliches Erscheinen jedoch erst das folgende Jahr brachte. Eine Tragödie ihrem Geiste und innern Resultate nach, die reifste Ausgestaltung des Lenzschen Objektivismus. Wieder wie im „Hofmeister" stehen wir auf dem Boden eigenster Beobachtungen und Erfahrungen des Dichters. Wieder enthüllt sich uns ein Zeitbild von brennender Wahrhaftigkeit, eine Galerie von

Menschen in Farbe und Kostüm des achtzehnten Jahrhunderts, aber unter der Uniform und dem Reifrock fühlen wir das lebendige, vertraute, unergründete Menschenherz schlagen, und zwischen den geschweiften Möbeln und dem geschnörkelten Hausrat schreitet das gleiche, zeitlose Schicksal, welches in dieser Stunde durch unsere hellen, modernen Stuben wandelt und die umfassende Kette schlingt um die Ungekannten, Ungeborenen, vor uns in grenzenlosen Morgenweiten, wie um die Vergessenen, Gewesenen, hinter uns in unerforschten Nächten, und um uns selbst, uns verlorene, dämmernde Kinder des Heute. So weitet sich das Zeitbild zum Weltbild, und der Schrei des zertretenen Individuums gellt durch die Jahrhunderte.

Hier ein geschlossener Kreis von Unterdrückern, brutalen Herren, skrupellosem Genuß ergeben, geboren nur zu pflücken und wegzuschleudern im Ekel der Übersättigung und dahinzufahren in der Leere ihrer Tage. Dort ein eng umfriedetes, bescheidenes Geschlecht, gezüchtet in Hoffnung und Glaube, in Dienst und Unterwerfung, mit der Sklavenehrfurcht vor Glanz und Brutalität und mit dem Sklaventrieb, sich einzuschleichen und den Herren gleichzuthun. Und der Faden schlingt sich. Gegen einander treten das Offiziertum und die Kleinbürgerwelt, und Marie, die verführerische, leichtsinnige, sinnliche Tochter des Galanteriehändlers Wesener aus Lille, macht in der Garnisonsstadt Armentieres die Bekanntschaft des jungen adligen Lieutenants Desportes. Der flotte, bestechende Edelmann blendet das lüsterne, leichtgläubige Bürgermädchen, und die schwüle Geschlechtlichkeit des Weibes erhitzt dem Offizier das überreizte Blut. Aber Mariens Hand und bisherige Neigung gehören ihrem Verlobten, dem Tuchhändler Stolzius, einem braven, weichen, verliebten Jungen, welcher das Original darstellt, nach welchem der große Goethe seinen Brackenburg im „Egmont" nicht sehr glücklich kopiert hat. Einen Augenblick schwankt die Wage. Marie ist aus der Garnison heimgekehrt in das Haus ihres Vaters, der Lieutenant ihren Augen entrückt, in der bevorstehenden Heirat mit ihrem Standesgenossen bietet sich eine sichere Zukunft. Als echtes Kind ihres Milieus wird sie den geraden Weg gehen, der zur Versorgung führt, wird Frau Tuchhändlerin werden und als ein im Grunde gutmütiges, liebenswürdiges Weib die Tage ihres Mannes erhellen, vielleicht ein wenig den Pantoffel über ihm schwingen, vielleicht durch allerlei kleine Seitensprünge zu mehr oder minder nobeln Courschneidern die zärtliche Eifersucht ihres Eheherrn entfachen, wird zahlreiche Kinder gebären und am Ende ihren Weg beschließen in dem Bewußtsein eines wohlerfüllten Lebens.

Da taucht der junge Lebemann in Mariens Gesichtskreise wieder auf, und sie selbst und ihre Familie mit ihr endet in Elend und Untergang. Papa Wesener, einer von den überklugen Bürgervätern, welche durch vor-

sichtige Preisbietung ihrer hübschen Töchter glänzende Schwiegersöhne zu ködern hoffen und sich Weltgewandtheit genug zutrauen, daß ihnen die Zügel über ihre Kinder nicht entschlüpfen werden, befördert in närrischer Verblendung die Liebelei seines verhätschelten Töchterchens mit dem vornehmen Anbeter. Man kann ja nicht wissen, was einem manchmal für ein Glück aufgehoben ist. „Kannst noch einmal gnädige Frau werden, närrisches Kind.“ Aber mit Vorsicht! Mit Vorsicht! Der Stolzius darf darum nicht sogleich abgeschreckt werden. Eine solide Reserve schadet für alle Fälle nichts. So nimmt der Roman seinen Verlauf nach Naturgesetz. Kostbare Präsente, Komödienbesuche, heimliche Rendezvous bei Madame Weyhern, der mütterlichen Freundin, offenes Beisammensein im Elternhause, Liebesschäkereien, Stadtklatsch, Heiratsversprechen .... und eines Morgens ist der edle Junker verschwunden. Der Gott ist von der Erde, die er beglückte, zurückgestiegen zu seinen Höhen. Betrogene Gläubiger und ein verführtes Weib, die trauernden Hinterbliebenen.

„Ein Mädele jung ein Würfel ist,
Wohl auf dem Tisch gelegen ....“

sang die alte Großmama Wesener, als die beiden jungen Leutchen einst in ihrer Verliebtheit Maienblüte mit einander tändelten und tollten, und zählte die Maschen ihres Strickstrumpfs ab eine nach der andern, gleichmütig, maschinenmäßig, wie sie gewohnt war, zwei Menschenalter lang. Und der Würfel rollte, und das Mädele wanderte von einer Hand zur andern, und Papa Wesener setzte sein Vermögen zu, um für den durchgebrannten Galan Bürgschaft zu leisten und sein unerschüttertes Vertrauen vor der Stadt zu erweisen. Aber es war etwas gebrochen in dem getäuschten Vaterherzen, was nie wieder zu reparieren war, und eine Lebenshoffnung war vernichtet. Denn sein launisches, liebebedürftiges Kind fieberte nach Betäubung und Vergessenheit, und statt eines ehrsamen Bürgerweibes wurde es ein verrufenes Soldatenliebchen, dessen sich die Kameraden annahmen, halb aus Interesse, halb zum Zeitvertreib, eine Gesellschaft von rohen Renommisten und ausgelassenen Wüstlingen, von dem Dichter mit unvergänglichen Strichen gezeichnet. Da lottern und faullenzen sie herum und stehlen dem Herrgott seinen Tag weg, diese unbeschäftigten, gelangweilten Herren Offiziere, zu nichts in der Welt nutz, als sich in den Schenken und Kaffeehäusern zu lümmeln, zotige Späße auszukramen in den Salons anrüchiger Weiblichkeit, verrückte Streiche gegen einander auszuhecken, Schulden aufzutürmen, den Wanst vollzuschlagen mit Fressen und Saufen und appetitlichen Bürgertöchtern nachzujagen, zur Stillung und Ausleitung der aufgestachelten Gier. Eine Gruppe, meisterhaft im Gesamtbild, meisterhaft in den Einzelzügen, dieser Haudy, ein Rüpel in der Majorsuniform,

der für einen brutalen Spaß seinen leibhaftigen Bruder verkaufen würde, dieser geile genasführte Intrigant Rammler, dieser Großkonfusionarius Pirzel, der rohe, aber wohlmeinende Mary, aus der ganzen Bande der Anständigste, der die verführerische Marie beinahe geheiratet hätte, aus purer Sinnlichkeit, und schließlich der Herr Galan Desportes selbst, mit seiner glatten Gemeinheit, der seine einstige Geliebte, als sie ihm nachläuft und ihn nicht vergessen will, seinem Burschen in die Hände spielt und dafür von dem rächenden Stolzius Gift in die Suppe geschüttet bekommt. Eine großartige Szene, in welcher die Wucht des Verhängnisses niederschmettert auf den Verführer wie auf den Rächer, auf den Betrüger wie auf den Betrogenen am Lebensglück.

Und nun senken sich die Abendschatten über zertrümmerten Schicksalen. Eine verwüstete Weibsperson zupst einen alten, gebrochenen Mann am Rock und bittet um ein Almosen oder einen Schluck Wein im Wirtshaus. Ein kurzer Wortwechsel, ein Hin und Wider von Frage und Antwort, der Vater, der einem adligen Schweinhund Glück und Vermögen geopfert, erkennt seine Tochter, und die beiden Menschen, welchen das Leben seine Versprechungen schuldig blieb, hängen einander am Halse.

Vor dem Bilde schließt sich der Vorhang, sollte man meinen. Aber in den dramatischen, reinen, starken Wein selbst dieses Stückes mischt sich das Wasser Lenzischer Rührseligkeit und Lehrhaftigkeit. Auf das streng stilgerecht aufgeführte, dramatische Gebäude klebt sich ein kurioser Giebel von beleidigender Willkür, und zur Versöhnung der allzu heftig tobenden Leidenschaften müssen sich in einer Schlußszene zwei edle Menschen vereinigen zur Schadloshaltung und Wiederaufrichtung des zerstörten Familienglücks, und obendrein allerlei Hirngespinste des Dichters und Menschenfreundes Lenz zum besten geben, wie derartigen betrübenden Geschehnissen in Zukunft abzuhelfen. Probatum est!

Trotzdem fällt die dramatische Stillosigkeit hier nicht so verletzend in die Augen, weil sie eigentlich nur lose am Schluß angehängt und nicht so untrennbar in das Ganze verwoben ist, wie etwa im „Hofmeister". Läßt man daher Pietätsgründe beiseite und schneidet das Stück mit dem erschütternden Wiedersehen von Vater und Tochter ab, so steht man vor einer einheitlichen, überwältigenden, naturalistischen Tragödie, wie wir deren nicht viele in unserer Litteratur besitzen.

Mehr noch oder doch eben so sehr wie der „Hofmeister" verdienten die „Soldaten" eine Auferstehung vor uns Modernen. Aber es müßte eine Wiedergabe sein, die all die wirbelnde Schönheit, all dies wechselnde Leben jener bunten Bürger- und Soldatenkreise zu Ausdruck und Gestalt brächte, und nicht eine enge Bühnenkonzentrierung und -Bearbeitung, wie sie

in den sechziger Jahren von Bauernfeld in Wien versucht wurde und bei dem ästhetischen Wiener Publikum durchfiel. Die dekorationslose Shakespearebühne bietet sich hier noch dringender, als bei dem „Hofmeister", und vielleicht gedenkt in diesem Jahre, in welchem sich ein Jahrhundert schließt über dem Grabhügel von Lenz, ein Berufener des vergessenen Dichters und seiner „Soldaten". Ja, es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die „Freie Volksbühne" in Berlin, die gesündeste und kräftigste von allen freien Bühnen, im Laufe dieses Sommers die „Soldaten" aufführen wird.

Der große bildnerische Drang des Dramatikers Lenz hatte sich ausgelebt und ausgestaltet. Schärfer und schärfer trat der Lyriker, der Subjektivist hervor, der seine geheimen Träume und enttäuschten Hoffnungen, sein Lieben und sein Hassen, alle Qual und Verzweiflung eines zerrissenen Lebens der getreuen dramatischen Form anvertraute. Bergab rollte das Gefährt.

„Ich bin allen alles geworden — und bin am Ende nichts. Sie haben mich abgeritten wie ein Kurierpferd . . ." und die Antwort: „Das der Ausschlag Eurer philosophischen Träume? Eurer Erforschung der Menschen? Eurer Entwürfe zu ihrer Verbesserung? . . .": so hob die neue Komödie vom Jahre 1776 an, „Die Freunde machen den Philosophen", und es war die Tragödie von dem freigebigen Manne, welcher andern seinen Geist und seine Kraft geopfert hatte und nun selbst arm und ausgegeben dastand, ein neuer Timon von Athen. Die Kräfte waren verbraucht, das Öl verzehrt, im Dienste eigennütziger, aufgeblasener Freunde. Was übrig blieb, das war die Schale ohne Kern, der Ekel und die große Verachtung, das war die marksaugende Mattigkeit und das Nicht-mehr-auf-können, ein Satthaben bis zum Halse, ein Gehenlassen, wie es gehen wollte, ein Sich-aufgeben, ein Versinken in der Flut, in der Flut. . . . .

So wandelte sich der weiche Menschenfreund zum bittern Menschenverächter, und der Rest war Schweigen. Aber inmitten des Weges geschah etwas Unvermutetes, wenn auch nicht Ungewöhnliches. Zwischen Reinhold Strephon und sein Schicksal stellte sich ein Weib, Donna Seraphina, ein Engel mit etwas kokettem Flügelschlag und sehr irdischem Liebesbegehren, eine von jenen Lenzischen Frauengestalten, die bei allem Ätherischen ihrer Erscheinung doch nie ins Abstrakte und Wesenlose fallen und sich darum aufs Vorteilhafteste vor ähnlich angelegten Geschlechtsgenossinnen des Lenzschülers Schiller auszeichnen. Donna Seraphina erscheint, und im selben Augenblick klafft durch das Drama ein breiter Riß. Aus der Freundschaftstragödie entpuppt sich ein Liebesstück, ein Duett zwischen der hochgeborenen, gnädig beglückenden, hingegebenen Gebieterin und dem überschwänglichen, stolzen, verrannten Geistesproletarier, mit allerlei romantischem, komödienhaftem Beiwerk, und das Ganze endet in dem grotesk rührseligen Schluß

von dem jungen, schönen Weibe, welches in Zukunft zwei Gatten haben wird, einen wirklichen, welcher ihr durch freie Übereinkunft angehört, und einen scheinbaren, welcher mit ihr am Altare getraut ist, aber vor dem Brautbett seinen Rechten und seiner Liebe entsagt, um für das Glück und den Besitz seines Nebenbuhlers den Namen zu tragen. „O, mehr als ein Mensch!"

Zwei Männer, eine Frau! Zwei Frauen, ein Mann! Vor uns steht der Schluß des „Schauspiels für Liebende", der Goetheschen „Stella", und das Titelblatt trägt das Jahr 1776. Die Lenzische Komödie und das Goethische Schauspiel sind gleichaltrig, zwei Blitze, in einander fahrend vom Gewitterhimmel, und beleuchten in einem schnellen, plötzlichen Licht Stimmung und Ideen der Zeit....

Wie in einem einzigen, langhingezogenen, süßen, schrillen, zerrissenen Ton klang die Lenzische Dramatik aus in der „Phantasie" der „Engländer" (1777). Eine Apotheose der Liebesleidenschaft, hinaus über Vaterliebe und Ehrgeiz, über Kerker und Tod, über Sinnenlust, Seligkeit und Verdammnis hinaus, in einer überschwänglichen, hinreißenden Sprache und einer Extase des Gefühls, welche die Grenzen zwischen Wahn und Wirklichkeit überspringt. „Behaltet Euren Himmel für Euch!" der letzte Zuruf des sterbenden Robert an seinen Beichtvater, welcher ihn für die Ewigkeit vorbereiten und dem Liebenden das Bild seiner Göttin aus dem Herzen stehlen will. „Behaltet Euren Himmel für Euch!" Der Fluch eines untergehenden Mannes gegen die Welt, welche ihn betrogen hatte.

Im November eben des Jahres 1777 hatte Lenz seinen ersten Wahnsinnsanfall. Der letzte Akt der Engländerphantasie hatte das Krankenlager eines Mannes geschildert, dessen Gehirn aus den Fugen gehen will und der mit seiner letzten Kraft sich aufbäumt gegen die kalten, nüchternen Beschwichtigungsversuche seiner gesunden, normalen Umgebung. . . .

Das Instrument war zerschellt, aber die Klänge, die sich von seinen Saiten losgelöst und gestaltet hatten, haben es überdauert und rauschen weiter durch die horchende Stille der Zeiten, als eine Kunde von einem Ahnherrn des Naturalismus unter einem Menschengeschlecht, welches ihn nicht verstand und doch, bewußt und unbewußt, die stärksten Anregungen von ihm empfing (die Gretchentragödie, der Musikus Miller, eine der vollsten Schillerschen Gestalten u. a. sind redende Zeugen), als eine Kunde dessen und als ein Vermächtnis uns Nachgeborenen, auf daß sich erfülle das ewige Wort: „Der Knoten von Ursachen kehrt wieder, in den ich verschlungen bin. Der wird mich wieder schaffen. Ich selber gehöre zu den Ursachen der ewigen Wiederkunft.

„Ich komme wieder, mit dieser Sonne, mit dieser Erde, mit diesem Adler, mit dieser Schlange . . . ."



Unser Dichteralbum.

Kunst und Prüderie.

Von V. Rudloff in Berlin.

(**Preisgekrönt.**)

I.

Deutsche Kunst, dich will erwürgen
Spröde Lasterhaftigkeit!
Ach, wo ist der Ritter Jürgen,
Der vom Drachen dich befreit?

Zwar die Künste, die wir lieben,
Übt man noch und immer mehr.
Mit Maschinenkraft getrieben
Werden sie schon ringsumher.

Ohne wildes Reimgewinsel,
Ohne Pinsel, Staffelei'n
Giebt's fast keine Nordsee-Insel,
Keine märk'schen Wüstenei'n.

Liebe — Triebe, Herzen — Schmerzen,
Doch von Herzen nie es strömt,
Ein mißlung'nes Himmelwärtsen,
Denn Naturlaut ist verpönt.

Nur der Lehrer mit Behagen
Giebt noch halben Kinderlein
Den Ovid zum Übertragen:
Klassisch ist ja nie gemein!

Was die Lyrik heute spendet,
Was die Epik uns bescheert:
Alte Kleider, neu gewendet,
Die doch nicht das Klopfen wert!

II.

Doch der Blaustrumpf ist noch schlimmer,
Fruchtbar gleich der Scudery,
Und sie schreibt Romane immer
Und ist voll von Prüderie.

Einen Kuß — doch nur in Ehren!
Liebe — ja nicht sittenlos!
Kinder läßt sie zwar gebären,
Aber in der Ehe blos.

Bauern, Mägden, die sie schildert,
Sie die feinste Bildung giebt,
Süß verbildert, nichts verwildert,
Wie's die höh're Tochter liebt.

Alle Basen schrein und Vettern:
Diese Dichterin ist groß!
Gold von den Familienblättern
Fällt der Danae in den Schoß.

Scheucht Natur ihr mit der Gabel,
Kehrt sie doch an ihre Statt,
Und ein wahres Sündenbabel
Wuchert unterm Feigenblatt.

III.

Heiter auch ist's im Theater,
Wo regiert das freie Weib.
Knabe, Mädchen, Mutter, Vater,
Alles sucht dort Zeitvertreib.

Will, daß man nur scherz' und witzel',
Streife, nicht verletze Scham,
Denn man wünscht nur Sinnenkitzel,
Der Verdauung förderſam.

Zwar ein Mann von Takt und Wissen
Gern in Sinnlichkeit entbrannt,
Und er mag sie gar nicht missen, —
Offen nie er sie bekennt.

Liebt ein keusch verschämtes Nippen
An der Wollust Becherrand,
An den Schleiern leis zu tippen,
Denn Verhülltes ist pikant.

Blos den windigen Franzosen
Gern erlaubt die Zote sei,
Und empfindliche Mimosen
Amüsieren sich dabei.

Ja die größte Zimperliese,
Die errötet gar so schnell,
Freut sich an Sardous Marquise
Und dem Seligen Toupinel.

IV.

Ihr Kunstjünger, volle Schüssel
Giebt's in München, Wien, Berlin,
Von der Donau bis zur Düssel
Auf den Kunstakademien.

Fragt nicht lange, ob ihr tüchtig,
Wenn ihr nur das Handwerk kennt.
Künstler macht man massenzüchtig,
Und die Übung giebt Talent.

Drum auf jeder Kunstausstellung,
Wie ein Jahrmarkt pöbeldicht,
Ist so wenig Dunstaufhellung,
Trotz der Kunst vom freien Licht.

Landschaftsbild, Historien, Viehstück,
Schneid'ge Schlachtgemälde, kauft!
Wählt Porträts, Figur und Kniestück,
Genrebilder, hübsch getauft.

Aber malt in Kleid und Hosen
Männertorso, Weiberakt,
Laßt den üppigen Franzosen
(Unverkäuflich ist's!), was nackt.

Auf daß deutsche Zucht und Sitte
Überall man wohlig spürt, —
Töchterchen in eure Mitte
Gern dann seine Mutter führt.

V.

Heil und Gruß, ihr Sittenwächter
In der Künste Republik:
Bilderhändler, Bühnenpächter,
Buchverleger und Kritik!

Bühnenlenker, geldgewichtig,
Sind voll Kunstsinn jeden Tag.
Dankbar ist tributepflichtig
Auch die Kunst dem Kunstverlag.

Hier Kostüme, — seid so witzig,
Dichter, schreibt ein Stück dazu!
Maler, malet mir, dem Itzig,
Eine Schwarte von zehn Schuh!

Die Première füllt die Bude,
Und das Bild wird ausgestellt.
Bilder- und Theaterjude
Und ihr Künstler kriegen Geld.

Nur der sonderbare Schwärmer,
Der noch schafft nach innerm Drang,
Wird verhungerter und ärmer
Und verkommt im Überschwang.

VI.

Wer auf die Kritik will schwören,
Wird gelockt auf dünnstes Eis:
Was das Publikum will hören,
Sagt sie, und was jeder weiß.

Wie es vorschreibt der Verleger
Und der mächt'ge Abonnent
Und der Zeitung Chef und Heger,
Der im Grund der Inserent.

Kämpft drum auch gesinnungstüchtig
Für Moral und Seelenheil,
Denn die Zeitung ist sehr züchtig
— Außerhalb Annonceteil.

Dort sucht unerfahrne Jugend
Stütze sich durch Inserat,
Ehrbare Bekanntschaft, Tugend,
Gummi und diskreten Rat.

VII.

Leider kauft die Bücherware
Selten nur die Bildungsplebs.
Ärmlich sind drum Honorare,
Reich Makulatur und Krebs.

Können Männer Bücher lesen?
Skat und Zeitung läßt nicht Zeit.
Und so lebt das Schriftenwesen
Ach! nur von der deutschen Maid.

Abgegriffene Scharteken
Holt sie lesewütig nur
Aus den Leihbibliotheken —
Findelhaus der Litteratur!

Höchstens daß zum Weihnachtsfeste
Ihr den Ebers schenkt ein Duns.
„Himmlisch ist er, meine Beste,
Und in Rom war's wie bei uns!"

Was noch sonst dem deutschen Braven
Heimlich wärmt das Kunstgemüt,
Ist das Buch des Pornographen,
Und die Kolportage blüht.

VIII.

Stehn wir an Jahrhunderts Wende
Arm an Kunst, doch erzumschient,
Merkt euch: Jedes Volk am Ende
Hat die Kunst, die es verdient!

Wie's zum Wald schreit, hallt es wieder,
Seid ihr ehrlich, ist's die Kunst,
Und verbuhlte Bilder, Lieder
Künden die geheime Brunst.

Weibisch ist die Kunst und Dichtung,
Die ja blos noch Zeitvertreib,
Weil das Weib bestimmt die Richtung,
Und sie nur bestimmt dem Weib.

Denket, scheint euch manches plastisch:
Gummi hat die Zeit im Brauch.
Hüft' und Busen falsch, — elastisch
Ist heut das Gewissen auch.

Euren Lotten, Liesen, Olgen
Wird es täglich ja gelehrt:
Bleibt die Liebe ohne Folgen,
Ist die Jungfrau ehrenwert.

Alles ist ihr klatschbar, hechlich,
Sitzt sie strickend beim Kaffee.
„Hosen" sind ihr unaussprechlich,
Und was sinnlich, thut ihr weh.

Strömen dann zu Tingeltangeln,
Freu'n sich dort bei Kling und Klang,
Wo die Mädchen Männer angeln,
Und die Zote wird Gesang.

XI.

Komm, erscheine, kühner Ritter,
Der die deutsche Kunst befreit,
Und wie heil'gen Zorns Gewitter
Donnernd in die Ohren schreit:

Was ihr als Genuß betrachtet,
Ist von hohem Ernst durchglüht,
Der Geschlechtstrieb, auch verachtet,
Wurzelt tief in dem Gemüt!

Ist nicht nur des Daseins Quelle
Und der Wesen ew'ger Born,
Macht das Leben sonnenhelle,
Ist des Schönen Wunderhorn.

Auch Ulysses' Volk vergebens
Hat mit Wachs das Ohr verklebt,
Weil der Liebesdrang des Lebens
Kern ist allem, was da lebt.

Urgewalt'gen Triebs die Minne
Durch die Kunst belebend zieht,
Nur der Künstler singt der Sinne
Süß und schmerzlich Hoheslied.

Angeboren, nicht erwerblich
Ist Genie, das glaubet nur,
Und es ist die Kunst unsterblich,
Ist sie statt Kultur: Natur!



Betrunken.

Ich sitze zwischen Mine und Stine,
Den hellblonden hübschen Friesen-
[mädchen,
Und trinke Grogk.
Die Mutter ging schlafen.
Geht Stine hinaus,
Um heißes Wasser zu holen,
Küss' ich Mine.
Geht Mine hinaus,
Um ein Brödchen
Mit aufgelegten kalten Eiern
Und Anchovis zu bringen,
Küss' ich Stine.
Nun sitzen wieder beide neben mir.
Meinen rechten Arm halt ich um Stine,
Meinen linken um Mine.
Wir sind lustig und lachen.
Stine häkelt,
Mine blättert
In einem verjährten Modejournal.
Und ich erzähle ihnen Geschichten.

Draußen tobt, höchst erzürnt,
Unser guter Freund,
Der Nordwest.
Die Wellen spritzen,
Es ist Hochflut,
Zuweilen über den nahen Deich
Und sprengen Tropfen
An unsre Fenster.

Ich bin verbannt und ein Gefangner
Auf dieser vermaledeiten,
Einsamen kleinen Insel.
Zwei Panzerfregatten
Und sechs Kreuzer
Spinnen mich ein.
Auf den Wällen
Wachen die Posten,
Und einer ruft dem andern zu,
Durch die hohle Hand,
Von Viertelstunde zu Viertelstunde,
In singendem Tone:
Kamerad, lebst du noch?

Wie wohl mir wird.
Alles Leid sinkt, sinkt.
Mine und Stine lehnen
An meine Schultern;
Ich küsse sie abwechselnd.
Ich ziehe sie dichter und dichter
An mich heran,
Denn im Lande der Hyperboreer,
Wo wir wohnen,
Ist es kalt.

Ich trank das sechste Glas.
Ich stehe draußen
An der Mauer des Hauses,
Barhaupt,
Und schaue in die Sterne:
Der winzige, matt blinkende,
Grad über mir,
Ist der Stern der Gemütlichkeit,
Zugleich der Stern
Der äußersten geistigen Genügsamkeit.
Der nah daneben blitzt,
Der große, feuerfunkelnde,
Ist der Stern des Zorns.
Welten — Rätsel.
Wie mir der Wind
Die heiße Stirn kühlt.
Angenehm, höchst angenehm.

Ich bin wieder im Zimmer.
Ich trinke mein achtes Glas Nordnordgrogk.
Kinder, erklärt mir das Rätsel der Welt.
Aber Mine und Stine lachen.
Das Rätsel, bitt' ich,
Das Rätsel der Welt.

Ich trank das zehnte Glas.
Tanzt, Kinder, tanzt,
Ich bin der Sultan,
Ihr seid meine Georgierinnen,
Ich liebe euch,
Geht mit mir zu Bett.
Ich kann nicht tanzen mehr?
Wie sagte doch der Sultan
Im Macbeth?
Ich meine Shakespeare:
Trunkenheit reizt zur Liebe,
Aber die Beine,
Oder was sagte er,
Möchten gern, aber sie können nicht.

Mädchens, unterstützt mich,
Hebt mich,
Ich will eine Rede reden:
Die Welt ist das Thal der Küsse,
Die Welt ist der Berg des Kummers,
Die Welt ist das Wasser der Flüssigkeit,
Die Welt ist die Luft des Unsinns.
Was sagte ich?
Ich setze mich.
Noch ein Glas Grogk, vorwärts!
Die Langeweile,
Verzeiht, Mächens,
An eurer Seite,
Schändlich, das zu sagen,
Die Welt ist das — das —
Das Thal der Lang — Langenweile.
Jetzt ist Macbeth,
Ich lieb euch, Kinder,
Ich bin der Sultan.
Gebt mir Pantherfelle,
Die Sklaven, die Sklaven her!
Zum Donner, wo bleiben die Schufte!
Auf mein Lager tragt mich.
Ich will schlafen.
So. Macbeth —
Tanzen, tan — zen.
Gu — Nacht.
Ich — wer — mü — de,
Gu — Nacht . . .
Wie — e?

Ottensen b. Hamburg.

Detlev Freiherr von Liliencron.

Reinhold Lenz.

(Zum 24. Mai 1892.)

I.

Die Welt sahst Du durch Wolken nur,
So trübe, nebligt war Dein Blick,
Voll Erdendunst, Maulwurfsgefühl,
Und Licht und Muße fehlte Dir
Zu der Vollendung Götterziel . . .
Tief ward Dein Schaffensborn vergraben
Von dunklen Schicksals Nesselschlamm:
Die tiefgemeine Not des Lebens,
Des Genius Unrast, Leidensnot
Trieb Dich auf rauhe Pilgerschaft,
In frühen, einsam-herben Tod . . .

II.

Des Wahnsinns Schlangen gaukelten
Lüstern nach Deinem Dichterhaupt,
Verhängnisschwer wie Höllenfurien . . .
Ein herbes Rätsel der Natur
Verstummte früh die Liederkehle,
Die goldne Dir, die zuerst voll
Und rein, entzückend pries die Gottheit, —
Allzuschnell Deiner Hand entfiel
Der Wahrheit leuchtend Flammenschwert . . .

III.

O Lenz, Du aller Stürmer größter,
Du Voll-Poet à triple carillon,
Wie Dich der alte Faun, der Wieland, nannte —
Dein Herz war besser'n Lohnes wert,
Das groß und edelfühlend schlug,
Voll Zorn und Haß der Menschheit Lug
Im Spiegel echter Kunst aufdeckte,
Das satte Laster jäh aufschreckte
Von feiler Lüste Lotterbett! . . .
Von Deinen Freunden abgekehrt,
Verlorner Sohn, Rivale Goethes,
Verstoßen aus dem Paradies,
Aus Weimars grünen Zaubergärten,
Bettelarm, siech Deutschland Du ließest,
Schlosser, — Sesenheims stille Flur
Und alles — Nachruhms übersatt —
Starbst Du in Rußlands Wüstenei'n, —
Der Kehricht Deine Lagerstatt —
In einer engen schmutz'gen Gasse
Der alten fernen Kremelstadt! . . .
Ein Armensarg das letzte Bett
War, drauf man Dich zur Ruhe trug,
Zu ewiger, leidloser Rast:
Dich, der wie keiner je zuvor,
Ein Märtyrer der Phantasie,
Dem dieses Leben Leid nur lieh!

Berlin.

Wilhelm Arent.

Regina coeli.

(Aus einem Cyklus.)

Herr des Himmels, auch dieses noch!
Wird nicht bald Frieden,
So sind wir geschieden.
Nun pfeift der Humor aus dem letzten Loch.
Längst hab' ich satt den Tanz
Mit dir dummem Ding im Jungfernkranz.
Gaffen auf, Gaffen ab, schämst vor den Leuten dich nicht
Mit dem blöd verheulten Trauergesicht?
Das ewige Geflenn' und Gestöhne
Verdirbt deinen Teint, o Schöne. —
Wir hatten uns lieb, ja — und gönnten uns was,
Manch' lustige Kurzweil und heimlichen Spaß. —
Versprach ich dir je, daß ich dich gefreit,
Deinem Gefühl zur Weide in Ewigkeit?
Bin voll bis oben vom Kinderbrei,
Vom Singsang deiner Litanei. —
Herr des Himmels, nun ist's genug,
Mich wundert, daß so lang ich's ertrug — —.

* * *

Schwerter im Herzen,
Die Augen blind von Thränen,
In Todesschweiß die blonden Strähnen,
Wund die Stirn vor Last der Schmerzen,
Und leichenblaß, die armen Hände
Gekrampft im Jammer ohn' Ende, ohn' Ende:
Ora pro nobis!

Erstarrt die Lippen im Hilfeschrei —
O wär's vorüber, o wär's vorbei!
In wilden Wehen wälzt sich die Welt,
Wo weilt der Heiland, der ihr sich gesellt?
Ein schluchzendes Meer, ein Jammerthal
Die ganze Schöpfung in Nacht und Qual.
Für Seelenkranke, Ärmste der Armen,
Wo findet sich ein himmlisch' Erbarmen?
Ora pro nobis!

Der Bruder erschlagen im bunten Rock,
Die Schwester gefoltert am Marterstock,
Die Kinder verachtet, verkommen in Not,
Großmütterlein im Irrsinn tot —
Wer trägt solch Leid in Ewigkeit? — —
Es brüllt der See, Sturmvogel schreit — —
Schwerter im Herzen,

Die Augen blind von Thränen,
In Todesschweiß die blonden Strähnen,
Wund die Stirn vor Last der Schmerzen —
Meine Glieder zerschlagen, ach, schwer wie Blei —
Ein Schritt — ein Sprung — dann ist's vorbei —
Sturmvogel schreit — es brüllt der See — —
Ora pro nobis!

München. M. G. Conrad.

Der Heimat.

Du Land der Niedersachsen,
Da meine Wiege stand,
Du Land der herben Eigenart,
Du tiefes, ernstes Land!

Da knorrig wächst die Eiche,
Die Buche kronenweit!
Die Äste stumm hinausgereckt
In öde Einsamkeit!

Da über dunkle Moore
Und Heidebruch und -Kraut
Ein ernster, ewger Himmel stumm
Herab zur Erde schaut!

Da an den kahlen Dünen
Die See das Land bedroht:
Erkämpft, erstritten jeder Zoll
Mit eigner Lebensnot!

Da langsam sind die Menschen,
Doch grade, wenn auch schwer,
Doch wetterfest wie Eichenstamm
Und seelentief wie Meer!

Du Land der Niedersachsen,
Da meine Wiege stand!
Ich grüße Dich mit heißem Gruß
Mein teures Heimatland!

Dresden. Georg Egestorff.

Ein Lied vom Flachs.

Sie war zu arm, ich war zu jung,
Wir sollten uns nicht lieben,
Da hat mich Herzeleid und Groll
Fort in die Welt getrieben.

Noch einmal gingen wir allein
Zum Abschied durch die Heide,
Ein Flachsfeld stand an ihrem Rand
Im blauen Blütenkleide.

Sie brach davon ein Sträußlein ab
Und sprach mit leisem Beben:
„Bewahr es fein, Du weißt, ich hab
Nicht's bess'res Dir zu geben.

Doch während Du im fremden Land
Die Freiheit wirst gewinnen,
Will ich daheim in Lieb und Treu
An meinem Brauthemd spinnen."

Und sah ich stehn im fremden Land
Den Flachs im Blütenkleide,
Dacht ich an ihre Augen blau
Und an ihr Haar wie Seide.

Sah ich auf grünem Wiesenplan
Zur Bleiche schimmernd Linnen,
Dacht ich an ihre Hände, die
Daheim so emsig spinnen.

Und fuhr ich übers weite Meer
Des Nachts beim Sterngefunkel,
War mir's, als hört ich schnurren leis
Ihr Spinnrad an der Kunkel.

Und endlich, endlich kehrt ich heim
Aus freudeloser Fremde —
Gesponnen hatte sie den Flachs
Zu ihrem Totenhemde.

Im Lenz.

Du sagst mir, in den Lüften sängen
Die Lerchen ihren Jubelchor
Und aus des Eises Rinde drängen
Des Flusses Wellen schon hervor.

Du sagst mir, durch die Auen wehe
Ein weicher, duftgewürzter Hauch,
Manch Veilchen schon am Wege stehe
Und Knospen trüge Baum und Strauch.

Ich seh durch halbverhüllte Scheiben
Nur Dächer und des Walls Gestein
Und drüber hin die Wolken treiben,
Doch weder Grün, noch Sonnenschein.

Und sehnt mein Herz in heißem Sehnen
Nach dem sich, was der Lenz dir beut,
So schüttst du kindisch meine Thränen
Und gehst von mir im Groll wie heut.

Versteh mich doch und hab' Erbarmen,
Führ mich zur Bank am Gartenzaun
Und laß, gestützt von deinen Armen
Mich einmal noch den Frühling schaun.

München. Heinz Offer.

Auf einem andern Stern.

(à la Liliencron.)

Die Purpurdecke deines Zeltes hebt
Ganz langsam eine schmale weiße Hand,
Und meine Königin, im Rosenschmuck
Der schlaferquickten Jugend, grüßt den Tag.

Seit gestern weilen wir auf diesem Stern,
Millionen mal Millionen Meilen weit
Entrückt der Erde. Als ich von dir ging,
Stand über mir der blasse Erdenmond,
Und eines Wächters harte Stimme wies
Von deines stillen Gartens Gitter mich,
Vermutend den gesuchten Äpfeldieb.

Seit gestern weilen wir auf diesem Stern,
Und eine Nacht, der selbst der Wettgesang
Von vielen hundert Nachtigallen nichts
Vom Zauber ihres tiefen Schweigens nahm,
Bracht uns Vergessen. Mißverständnis, Stolz,
Und jede Kluft, die Menschennarrheit schuf,
Blieb hinter uns, und die Erinn'rung starb.

Die Purpurdecke deines Zeltes hebt
Ganz langsam eine schmale weiße Hand,
Und meine Königin, im Rosenschmuck
Der schlaferquickten Jugend, grüßt den Tag.

Wie bist du schön im vollen Morgenglanz
Der sieben Sonnen, die im reichen Ring
Hier unseres Glückes Wiegenbett umstehn.
Schneeweiße Seide, lose aufgerafft
Von goldnen Spangen, hüllt den schlanken Leib,
Und nicht der kleinste Zierrat weiter stört
Der zarten Formen keuschen Linienfluß,
Als nur der große blaue Schmetterling,
Ein leuchtend helles Blau, der, ohne Rast
Umflügelnd dich, dir um das braune Blond
Der Locken legt ein lebend Diadem.

Seit gestern wellen wir auf diesem Stern,
Und niemals ist ein schönerer Morgen wohl
Auf eine schönere Nacht, wo auch, gefolgt.
Den sieben Sonnen wich die Siebenzahl
Der sanften Silbermonde, die das Amt
Der Wächter vor dem Liebeszelt versahn,
Und blaß und bläßer wurden, stündlich mehr,
Vor Neid und Neugier. Doch das dichte Tuch
Des Purpurdaches wehrte jedem Blick,
Selbst jeder Laut verfing im schweren Stoff
Des Vorhangs sich, und wie ein Traumakkord
Traf leis von draußen das Geschluchze nur
Der lauten Liebessänger unser Ohr.

Die Purpurdecke deines Zeltes hebt
Ganz langsam eine schmale weiße Hand,
Und meine Königin, im Rosenschmuck
Der schlaferquickten Jugend, grüßt den Tag.

Ein wenig neigst du unterm Falterflug
Die weiße Stirn, geblendet von dem Licht,
Und hold verwirrt von dem Gedanken noch
Der süßen Stunden, die nun hinter uns.
Doch stürmisch reißt mein Arm dich zu mir her,
Und stürmisch küßt mein Mund auf deinem Mund
Den ersten Morgengruß des Weibes wach,
Dann schreiten wir umschlungen in den Tag,
Glücktrunken in das goldene Paradies,
Das niemals eines Menschen Fuß betrat.
Denn unser ist der Stern, der uns jetzt trägt,
Von Anbeginn, und unserer Liebe ward
Er aufgehoben in dem Weltenplan.

Hamburg. Gustav Falke.

Wiegenlied für meinen Jungen.

Schlaf, mein Küken; Racker, schlafe!
Kuck, im Spiegel stehn zwei Schafe,
bläkt ein großes, mäkt ein kleines,
und das kleine, das ist meines!
Bengel, Bengel, brülle nicht,
du verdammter Strampelwicht.

Still, mein süßes Engelsfüllen:
morgen schneet es Zuckerpillen,
übermorgen blanke Dreier,
nächste Woche goldne Eier,
und der liebe Gott, der lacht,
daß der ganze Himmel kracht;

und du kommst und nimmst die Spenden,
säst sie aus mit Sonntagshänden,
und die Erde blüht von Farben,
und die Menschen thun's in Garben —
Herr, den Bengel schmeichelt nischt,
was man auch für Lügen drischt.

Warte nur, du Satansrachen:
heute Nacht, du kleiner Drachen,
durch den roten Höllenbogen
kommt ein Schmetterling geflogen,
huscht dir auf die Nase — hu,
deckt dir beide Augen zu,

deckt die Flügel sacht zusammen,
daß du träumst von stillen Flammen,
von zwei Flammen, die sich fanden,
Hölle Himmel still verbanden — —
so, nun schläft er; es gelang;
Himmel Hölle, Gott sei Dank!

Berlin. Richard Dehmel.

Sei du mit mir!

Wenn ich im Vorwärtskampfe,
Im Staub und Pulverdampfe
Hoch halte das Panier,
Sei du mit mir!

Wenn ich im müden Ringen
Den Glauben ans Gelingen,
Den Mut zum Sieg verlier,
Sei du mit mir!

Wenn ich in Zorn und Hassen,
Von Menschen und Gott verlassen,
Zertrümmre mein Visier —
Sei du mit mir!

Wenn einst mein Dichten und Sehnen
Lächelnde Götter krönen
Mit blühender Rosenzier —
Sei du mit mir!

Helsingfors. Johannes Öhquist.



Im Dorf.

Von E. Avari.

(Karlsruhe.)

Über Moor und Röhricht fegte die Windsbraut. Dunkle Wolkenmassen vor sich her treibend, brach sie sich an dem uralten, verwitterten Kirchlein, das den einsam aus dem Flachland emporragenden Hügel krönte, an dessen Fuße das Dörflein lag. Sie schüttelte das herbstlich gelbe Laub von den Ulmen und Trauerweiden des Dorfkirchhofes. Als wollte sie die Toten aus ihrem Schlafe erwecken, so rüttelte sie an den morschen Holzkreuzen. Auf dem Turme ächzte der Wetterhahn, und die hohen gotischen Fenster klirrten im tollen Wirbel des Windes. Das Glockengeläute, welches die Dorfbewohner zur Kirche rufen sollte, klang durch die Gewalt des Sturmes wie ein lang andauerndes Wimmern.

Auf dem kiesbeworfenen Pfade schritten sie hierbei. Die Frauen in ihren dunkeln Tuchgewändern wurden zerzaust, kaum vermochten sie gegen den Sturm anzukämpfen. Die langflatternden Bänder ihrer kleinen, zugespitzten Hauben brachten ein klatschendes Geräusch hervor. Nur selten wurde ein leises: „Gott steh uns bei!" hörbar, wenn das Rasen des Sturmes auf Augenblicke verstummte und eine der Frauen zu Atem kommen ließ. Fest und stark stiegen die Männer den Hügel hinauf und ließen sich nach ihrem Eintritt ins Gotteshaus polternd auf der hölzernen Empore nieder, während die atemlosen Frauen müde die Bänke des Schiffes füllten.

In den von Alter geschwärzten, wurmstichigen Kirchenstühlen saßen sie eng aneinander gedrängt, Frauen und Mädchen aber auf gesonderten Plätzen. Jede hatte heute den Gottesdienst besucht: es war Buß- und Bettag.

Trotz des Gedränges war ein Kirchenstuhl auf der Abteilung der Mädchen völlig leer geblieben.

Ein hochgewachsenes Mädchen mit feinem, hübschem Gesicht war zuletzt in Begleitung einer älteren Frau eingetreten.

Die Alte setzte sich zu den Frauen in eine der hinteren Bänke, während ihre jugendliche Gefährtin einen Augenblick zögernd, unschlüssig vor dem leeren Stuhle stehen geblieben war, um sich dann aber desto geschwinder in den nächstfolgenden, über und über besetzten, zu drängen. Hastig und erschrocken rückten die jugendlichen Insassinnen zusammen, als wäre ihnen eine Berührung mit der Eingedrungenen unliebsam. Sie zischelten und lachten. Auch die Frauen steckten die Köpfe zusammen und schauten verwundert, manche vorwurfsvoll nach der Spätgekommenen.

Diese fühlte, daß sie der Zielpunkt aller Blicke sei und die leise geführten Reden ihr galten. Gesenkten Hauptes saß sie da. Ihre dunkeln Augen irrten über die Liederverse des Gesangbuches, langsam rieselte eine Thräne über ihre bleiche Wange und fiel auf die bebenden Hände. Sie wußte selbst nur zu gut, daß sie sich gegen eine Satzung auflehne, die der vor wenigen Jahren ins Dorf gekommene Pfarrer aufgestellt hatte. Am liebsten wäre sie auch zu Hause geblieben. Aber durfte sie das Maß ihrer Sünden noch steigern? Nein, sie wollte mit allen gemeinsam an diesem Tage zum Himmel um Vergebung flehen, hatte sie doch nötig Buße zu thun! Jedoch in dem verpönten Stuhl zu sitzen vermochte sie nicht. Sie war ja nicht schlecht, gewiß nicht! Ihr Heiner wollte sie ja heiraten. Nur war seine Militärzeit noch nicht vorüber. — Daß er am Erntefest in Urlaub gekommen und sie beim Tanze glücklich zusammen gewesen, das war doch keine so schlimme Sünde, daß sie nicht Vergebung finden konnte. Und der Pfarrer wußte vielleicht auch garnicht, was sie sich im Dorfe erzählen? — Aber wenn auch, sie hatte ja nur den Heiner lieb. Sie war doch nicht wie die anderen, für welche eigentlich dieser Kirchenstuhl — der Schandstuhl, wie ihn die Bursche mit Zorn und Hohn nannten — in erster Reihe bestimmt war. Er war bis jetzt auch immer leer geblieben. Jene andern, sie schlugen dem strengen Sittenrichter ein Schnippchen und kamen nicht in die Kirche. Sie aber, Eva, das reiche, angesehene Mädchen, wollte den Gottesdienst nicht meiden — im März mußte ja Heiner kommen, dann würde ja ihrer Heirat nichts mehr im Wege stehen. Ihrer Überzeugung nach konnte es keine so große Sünde sein, daß sie sich so lieb hatten. Was verschlug es am Ende, wenn morgen der Pfarrer zu ihrer Pflegemutter kam und diese oder sie selbst zur Rede stellte, weil sie sich zu den Mädchen gesetzt.

Sie schreckte aus diesen Gedanken empor, als die Glockenklänge verhallten und ernste Töne von der Orgel herab die Ankunft des Predigers verkündeten. Gefolgt von seiner Frau und einem etwa neunjährigen Sohne überschritt er hocherhobenen Hauptes die Schwelle des Gotteshauses.

Befriedigten Blickes überflog er die dichtbesetzten Reihen. Als sein kleines, blitzendes Auge den leeren Stuhl gewahrte, zog ein Ausdruck des tiefsten Unwillens über sein unschönes, fleischiges Gesicht. Hatte er doch gerade einen Abschnitt seiner Predigt für die Gefallenen ausgearbeitet, und nun waren sie selbst an diesem Tage fern geblieben. Das Blut stieg ihm vor Ärger ins Gesicht, aber seine innere Wut kannte keine Grenzen mehr, als er die tief ihr Haupt neigende Eva erblickte. Auf einen Augenblick vergaß er die Priesterwürde, welche er sonst so gern auch in Gang und Bewegung zur Schau trug; mit einem raubtierähnlichen Sprunge stand er neben dem zusammenschauernden Mädchen.

„Was hast Du hier bei den unbescholtenen Jungfrauen zu thun?“ herrschte er sie an, während seine, nun im Zorne fast gemein aussehenden Züge den Ausdruck der erbarmungslosesten Härte annahmen.

Die Angeredete kauerte noch mehr in sich zusammen, antwortete aber nicht. Manche der Umsitzenden erröteten, wohl im Bewußtsein ihrer eigenen Schwächen, andere schauten schadenfroh herüber, wenige nur hatten einen Blick des Mitleids für die Gefährtin.

„Augenblicklich gehst Du auf den Platz, der Dir gebührt, Du Ungehorsame!“ setzte der Pfarrer hinzu.

Eva legte ihre Arme auf den Betpult und verbarg ihr Gesicht. Niemand sah den namenlosen Schmerz, der sich auf den Zügen der Gequälten ausprägte. Als sie auch jetzt regungslos blieb, stampfte der Geistliche zornig mit dem Fuß auf. Er ergriff die Zusammengesunkene beim Arm, zerrte sie wütend empor und stieß sie mit Heftigkeit in den leeren Stuhl. Laut stöhnend sank Eva dort nieder, ihr Kopf schlug hart auf den Betpult, wo er liegen blieb.

Mit erschrockenem Blick und unwilligem Zischeln hatten die Frauen diesen unerhörten Vorgang mit angesehen, aber keine hatte den Mut einzuschreiten. Ein Murmeln der Entrüstung war auch auf der Empore hörbar geworden. Auch dort ballte sich manche Faust in ohnmächtiger Wut, aber auch dort siegte die Scheu vor dem Amte des Seelsorgers. Stolz erhobenen Hauptes setzte nun der Prediger den unterbrochenen Gang zur Sakristei wieder fort. Auf seinem hochgeröteten Gesichte konnte man die Befriedigung lesen, ein Exempel statuiert zu haben, um andere vom Pfade des Lasters abzuhalten.

Das wird noch für künftige Bewohner des Dorfes als abschreckendes Beispiel dienen, dachte er beim Anblick der um den Altar sitzenden Schulkinder. Des Pfarrers eigener Knabe war neugierig stehen geblieben. In seinen übermütigen Augen sprach sich jene Frühreife aus, welcher der Sinn dieser Szene nicht unverständlich sein konnte. Sein breiter Mund verzog sich zu einem häßlichen, gemeinen Lächeln.

„Der geschieht es recht,“ hatte er seiner Mutter zugeflüstert, die mit einem bedauernden Achselzucken an dem Mädchen vorbeigeschritten war. Daß ihr Mann sich bei dem Vorfalle erhitzt hatte, lag ihr zunächst im Sinn. In der Sakristei angelangt schaute sie mitleidig zu ihm empor: „Hast Dich mit den Bauern wieder recht echauffiert, Alter!“ meinte sie im Tone des innigsten Bedauerns.

„Man kann nicht streng genug sein!“ gab dieser zur Antwort. „Auf die Eva hätt' ich Häuser gebaut, sie war meine liebste und fleißigste Konfirmandin und nun ist es so — es macht mich recht traurig!“

„O Papa, was scherst Du Dich um so ein Bauernmädel?" ließ sich der Knabe altklug und geringschätzend vernehmen, „um die alle zusammen würd' ich mich an Deiner Stelle nicht grämen oder ärgern."

„Hast recht, Arthur!" stimmte die Pfarrerin bei, „Papa sollte sich nicht immer so aufregen — er macht die dummen Bauern doch nicht anders, 's ist auch nicht nötig."

Der Pfarrer warf ihr einen vorwurfsvollen Blick zu und erwiderte nichts. Er nahm das Buch und verfolgte das Lied, das die Gemeinde zu singen begann: „Ich armer Mensch, ich armer Sünder, steh hier vor Gottes Angesicht." —

Eva lag noch immer regungslos auf dem Betpult. Ihre Pflegemutter sorgte sich um sie. Sie schaute eine Zeit lang nach ihr hin. Als das Mädchen sich aber immer nicht bewegte, faßte sie sich ein Herz und auf die Gefahr hin, den Gottesdienst zu stören, schlich sie den Gang entlang. Endlich hatte sie ihr Pflegekind erreicht. Sie versuchte sie aufzurichten, stieß aber einen leisen Schrei aus. „Ach Gott, 's Evale isch tot!" jammerte sie halblaut.

Aufs neue gab es ein Zischeln und Köpfezusammenstecken. Aber auf der Empore ward es lebendig. Zwei Männer kamen polternd herunter, nahmen die Ohnmächtige und trugen sie voll Teilnahme hinaus in die freie Luft.

„Erbarme dich, erbarme dich, Gott mein Erbarmer über mich!" sang gerade die Gemeinde in flehenden tief ergreifenden Tönen, als die Männer mit ihrer Last die Schwelle überschritten.

Draußen kauerte sich die jammernde Alte auf ein Grab in einer geschützten Ecke. Dürres Laub hatte der Wind dort zusammengeweht. Vorsichtig legten die Männer Eva nieder. Die Alte nahm weinend ihr Haupt auf den Schoß.

„Warum habt Ihr's Evale in d' Kirch' gehe lasse, Mutter Bäbe?" frug einer der Männer vorwurfsvoll.

„Ach Gott, 's isch doch Buß- und Bettag — da g'hört jeder Christenmensch in seine Kirch'," greinte die alte Frau.

„Jetzt habt Ihr d' B'scherung! — wenn das der Heiner wüßt', der arm' Kerl —"

„Hab ich denn wisse könne, daß —"

„Daß der verflucht Pfaff weiß, was los isch?" ergänzte der Mann, „des hättet Ihr wisse könne — der hat überall sein Horcher und sein Zuträger."

„Still, still, Schorsch — versündig Dich nit am heilige Bußtag —"

„Versündige?" höhnte dieser, „und wenn d' Eva um's Lebe kommt vor Schrecke — wer hat sich nachher versündigt?" Mit geballter Faust gegen

die Kirche drohend, setzte er hinzu: „An dem Pfaff vergreif' ich mich doch noch und wann ich ins Zuchthaus komm! — hat er nit meiner Frau vor dem Altar au den Kranz runter reiße wolle, daß sie fast ein Ohnmacht kriegt hat?"

„Ach Gott, ach Gott, wär doch d'r Heiner nit in Urlaub komme," jammerte die Alte wieder, immer bemüht, durch Reiben mit einem Tuch Eva ins Leben zu rufen.

Es begann zu regnen. Einige große Tropfen fielen auf das bleiche Gesicht der Besinnungslosen. Sie schlug die Augen auf und schaute verwundert um sich.

„Gott Lob und Dank, Eva, daß d' ufwachst!" rief Mutter Bäbe.

Nach kurzem Besinnen schrak das Mädchen jäh empor. Sie schlug die Hände vors Gesicht und fing an bitterlich zu weinen.

„Grein nit, Evale!" bat die Alte, selbst dem Weinen nahe, „wenn d' laufe kannst, wolle mer heim — 's regnet stärker."

„In Rhein spring ich!" schluchzte das Mädchen, „in Rhein — den Schimpf kann ich nit überlebe."

„Nein, Eva!" rief Schorsch, „Du brauchst nit ins Wasser — ich bring den Pfaff zum Dorf naus — bis Du Hochzig machst, ist er nimmer do."

Eva erwiderte nichts. Wie irrsinnig schaute sie vor sich nieder und rang die Hände. „Ich kann nimmer lebe!" wimmerte sie, „die Schand vor der ganze G'meind' — ach Heiner! Heiner!" und indem sie sich auf das Grab niederwarf, brach sie abermals in krampfhaftes Schluchzen aus.

Ratlos standen die Männer vor dem Ausbruch solchen Schmerzes.

Die Alte versuchte vergeblich zu trösten. „Komm, Evale, wir wolle heim," bat sie, doch nur Stöhnen und Schluchzen ward ihr zur Antwort. —

Indessen hatte die Bußpredigt in der Kirche die Zuhörer mächtig ergriffen.

Erst hatte der Geistliche in ruhigen, ernsten Worten die Gemeinde zur Einkehr in sich selbst, zur Reue und Buße ermahnt. Aber immer eindringlicher, immer strenger ward seine Rede, immer mehr begeisterte er sich an seinen eigenen salbungsvollen Worten, bis er zuletzt, mit lauter, weithindröhnender Stimme, Strafe und Tod, Hölle und ewige Verdammnis als Schreckmittel heraufbeschwor, die geängsteten Gemüter noch tiefer erbeben zu machen. War schon bei diesen, die Einbildungskraft furchtbar erregenden, gewaltigen Worten ein tiefer Ernst, ein banger Schauder über die Versammlung gekommen, so wirkte das folgende, inbrünstigen Tones vorgetragene Bußgebet, begleitet vom Geläute der Glocken und dem Geheul des Sturmes, der den Regen prasselnd an die Kirchenfenster schlug, geradezu erschütternd. Die zerknirschten Frauen brachen in lautes, herzbrechendes Schluchzen aus und auch die Männer blickten scheu und ergriffen vor sich

nieder, als sich von den vor Aufregung bebenden Lippen des Pfarrers in flehendem Tone die Worte rangen: „Herr, Herr, erbarme Dich unser! Christe, erbarme Dich unser! Herr, Herr, sei uns armen Sündern gnädig!" — —

Im Moment dachte keiner daran, daß der, welcher hier so eifrig die göttliche Barmherzigkeit anrief, selbst so wenig Erbarmen menschlicher Schwäche gegenüber gezeigt hatte. Die Beiden, welche das Mädchen durch Sturm und Regen trugen, waren schon weit entfernt. —

II.

In dem geräumigen, behaglich ausgestatteten Wohnzimmer des Pfarrhauses trug das Dienstmädchen das frugale Vesperbrod auf.

„Bitte den Herrn Pfarrer, er ist in seiner Studierstube," sagte die Pfarrerin.

Sie saß nähend am offenen Fenster, durch welches linde Märzluft hereinströmte.

Mit einem langen, tiefen Atemzug sprach sie zu ihrem Knaben, der an einem mit Büchern belegten Seitentischchen saß und seine Aufgaben machte: „Glaubt man nicht Veilchenduft zu riechen?"

„Veilchenduft?" meinte dieser belustigt, „aber Mama, da gehört viel Einbildung dazu — mir kommt's vor, als rieche ich Kuhstall —"

„O Du garstiger Bub Du!" rief die Mama, halb geärgert, halb amüsiert, indem sie aus einem kleinen silbernen Döschen mit großem Behagen eine Prise nahm.

„Und wenn Du immer schnupfst, kannst Du überhaupt nichts gescheites riechen, Mama," fuhr der Knabe unbeirrt fort, indem er seine zu volle Feder auf den blank gescheuerten Fußboden ausspritzte. Boshaft lauernd schaute er sich um, ob die Mama den Schaden gewahre; als er sie mit dem Einfädeln einer Nadel beschäftigt fand, das bei ihrer Kurzsichtigkeit immer die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, machte er sich enttäuscht wieder über seine Arbeit.

„Du weißt, daß ich wegen meiner Augen schnupfen muß, Arthur," meinte sie, als der Faden glücklich durch das Öhr hindurch war.

„Oh, oh, Mama — wegen der Augen!" lachte dieser, „wer das glauben wollte."

„Du behauptest immer das Gegenteil von dem, was die Mama sagt."

„Aber Mama, Du sprichst auch manchmal so drollig Zeug," entgegnete der Knabe dreist, „ich bin sicher, Du glaubst oft selbst nicht, was Du sagst."

„Unerhört! — Du bist unausstehlich frech, Arthur — Du gewöhnst Dir eine so tadelnde, alles besser wissende Manier an, daß —

„Aber Mama, Du machst es ja mit Papa gerade so — er wird nur nie so ärgerlich wie Du."

„Frecher Junge Du! Ich sag's dem Papa."

„Oh, das thust Du nicht!" frohlockte dieser, „Du lobst mich ja immer vor Papa und —"

Vor der Thür wurden die Schritte des Pfarrers hörbar, er trat ein.

„Papa, hast Du Deine Predigt bald fertig?" fragte der Knabe vorlaut, „Du könntest mir dann helfen — ich komme mit meiner Aufgabe nicht zurecht."

Der Pfarrer trat hinzu und schaute Arthur über die Schulter: „Wieder Flecken und Unordnung im Heft," tadelte er, „ei, ei, wie soll das werden?"

„Wie wird's werden?" meinte dieser, gleichmütig die Achsel zuckend. „Ich will nun einmal nicht Pfarrer werden — wozu all den Kram da lernen?"

Er stützte den Kopf auf die Hand und schaute trotzig vor sich nieder.

„Das wirst Du anders ansehen, wenn Du älter bist," meinte der Pfarrer ruhig.

Der Knabe bruddelte weinerlich vor sich hin: „Ich will aber Offizier werden, wie der Großpapa und der Onkel Alfred — ich will einmal vergnügt in der Stadt leben — ich —"

„Komm, komm, Arthur," mahnte sein Vater, „sieh, das Bier steht ab."

Die Pfarrerin hatte während dessen große Stücke Brot vom Laibe geschnitten, die sie mit Butter bestrich. Flink und gewandt waren alle ihre Bewegungen. Munter hantierte sie auf dem Tische herum, ihr Mißmut war vollständig verflogen. Mit zierlicher Armbewegung die Gläser füllend, erhob sie das ihre.

„Auf Arthurs glückliche Zukunft!" rief sie fröhlich, erst mit ihrem Gatten und dann mit dem Knaben anstoßend.

„Prost Mama!" schrie dieser und trank sein Glas auf einen Zug leer.

Auf einen mißbilligenden Blick seines Vaters meinte er: „Glaubst Du, ich wollte nur ein Restchen von Glück, Papa? — nein, ich will es ganz ausgenießen — — ganz! — Mama, ist die Terrine vom Pastetenonkel schon leer?" fragte er nach einer Pause.

„Ein Restchen ist noch da — ich wollte es für Papa zum Nachtessen aufheben."

Dieser schaute ihr dankbar in die Augen. „Du bist eben immer eine sorgende, gute, selbstlose Frau," nickte er — „ich denk, wir teilen das Restchen jetzt, nicht Arthur?"

Der Knabe stimmte eifrig zu. „Weißt Du, Papa, was ich möchte?" sagte er. „Eben hab ich gelesen, wie Christus mit einigen Laiben Brot 5000 Menschen gespeiset hat — ich wollte, so eine Pastete könnte man ebenso vervielfältigen — das wäre schön — nicht?"

„Schweig mit Deinen frechen Reden!“ sagte der Pfarrer in heftigem Ton, „solchen Vergleich solltest Du nicht machen,“ setzte er milder werdend hinzu.

„Ach, was thuts, Alter?“ warf seine Frau entschuldigend ein — „Du würdest doch auch gern mithalten, gelt?“ Sie brach in ein lustiges Lachen aus, erhob wieder ihr Glas: „Dein Pastetenonkel soll leben!“ rief sie laut.

Als ihr Mann nur ernst lächelnd den Kopf schüttelte und sie mit einem seltsam mißbilligenden Blick anschaute, setzte sie übermütig hinzu: „Du möcht'st nun gern bös werden, Alter? gegen mich und Arthur bringst's ja doch nicht fertig — Du kannst doch nur an andern Leuten Deinen Zorn auslassen, nicht an uns — wenn Du es einmal versuchst, bricht Deine Liebe wieder zu allen Fugen aus — Du alter Heide, Du!“ Mit diesen Worten sprang sie auf ihren Gatten zu, schüttelte ihn erst in etwas derber Weise und küßte ihn tüchtig ab. Dieselbe Prozedur wollte sie an ihrem Knaben vornehmen, dieser wehrte sich aber unbändig lachend und mit Händen und Füßen zappelnd und um sich schlagend schrie er: „Laß mich doch, Mama — laß mich in Ruh! — ich kann den Schnupftabaksgeruch nicht leiden.“

Sie stimmte ohne Empfindlichkeit in das laute Lachen des Knaben mit ein.

„Hol doch den Pastetenrest!“ rief Arthur ungeduldig, „es ging heute ohnedies wieder einmal so knapp her beim Mittagessen.“

„Hast Du die Speisung der 5000 als Aufgabe, Arthur?“ fragte sein Papa.

„Ja,“ antwortete dieser, „es kommt mir aber ziemlich unwahrscheinlich vor.“ Als ihn sein Vater fast entsetzt anstarrte und ungestüm vom Tisch aufstand, murmelte er lümmelhaft: „Überhaupt ist mir eine Pastete viel lieber als die ganze Bibel.“ Bei diesen Worten schaute er mit einem halb verlegenen, halb frechen Lächeln empor, offenbar neugierig, ob sein Vater überhaupt imstande sei, ihn zu züchtigen. Es hätte wohl eine Strafe stattgefunden, denn darin verstand der Pfarrer keinen Spaß, wäre nicht in diesem Augenblick das Mädchen eingetreten mit der Meldung: „Herr Pfarrer, der Maurer Heiner isch do, wege seiner Hochzig — soll er in d' Studierstub?“

„Ja, führe ihn hinauf, ich werd sogleich kommen.“

„Laß ihn doch darein kommen, Alter,“ bat seine Frau, die auf diese Weise die verdiente Strafe von ihrem Knaben abzuwenden gedachte, denn in der Regel wußte sie die Bauern durch ihre muntern Reden lang aufzuhalten. Ohne ihres Mannes Antwort abzuwarten, machte sie die Thür weit auf und rief freundlich: „Ei, guten Tag, Maurer! — den Soldatenrock ausgezogen? — wird Ihnen wohl sein wieder daheim — kommen Sie nur näher!“

Zögernd überschritt der junge Mann die Schwelle. Den Hut verlegen in den Händen drehend, blieb er an der Thüre stehen. Die innere Erregung schien ihn erst der Sprache zu berauben. Er suchte ihrer Herr zu werden; das Geplauder der Pfarrerin überhörend, warf er einen haßerfüllten Blick auf ihren Mann.

Endlich sagte er mit vibrierender Stimme: „Ich hab den Herr Pfarrer ersuche wolle, unsere Papiere in Ordnung zu bringe, mir wolle in drei Woche Hochzig mache — da sin die schriftliche Sache von mir und meiner Hochzeitere."

Er beugte sich weit vor und legte das Päckchen Schriften auf den Tisch. Ohne eine Antwort abzuwarten, kehrte er sich schleunig der Thüre zu und mit einem lauten: „Adjes, Herr Pfarrer!" hatte er das Zimmer verlassen.

War der Geistliche schon über die freche Rede seines Sohnes indigniert gewesen und durch die eigenmächtige Handlungsweise seiner Frau außer Fassung gebracht, so hatte nun sein Zorn über das kurze Verfahren des Bauern seinen Höhepunkt erreicht. Wütend schaute er die Thür an, welche der Besucher leise hinter sich geschlossen.

„Au, Papa, dem hat's aber pressiert!" platzte Arthur mit komischem Lachen heraus, „brauchst nimmer die Thür anzustarren — er ist wirklich fort."

Seine Mutter gab ihm einen nicht mißzuverstehenden Wink. Indem sie nach dem Vater blickte, wies sie nach der Thür.

Arthur mochte einsehen, daß es besser sei, für einige Zeit zu verschwinden, bis sich der Groll seines Vaters gelegt haben würde. Rasch zog sich der Knabe zurück, um bald darauf im Hofe aufzutauchen, wo die durch sein Tollen aufgescheuchten Hühner kreischend über Gartenzaun und Remisendächer hinwegflatterten.

Mit großen Schritten ging der Pfarrer im Zimmer auf und ab.

„Die Bauern werden immer dreister und unhöflicher," stieß er in heftigem Tone hervor.

Nach einer Pause, die seine Frau wohlweislich nicht unterbrach, weil sie wußte, daß sein Zorn sich so am ersten legen würde, sagte er, schon in etwas ruhigerem Tone: „Der Maurer wollte offenbar der Mahnung entgehen, die ich ihm selbstverständlich als Seelsorger zugedacht hatte und die er auch verdient hat, darum sein schleuniger Rückzug."

„Nein, Alter," sagte jetzt seine Frau, „der hat einen Groll wegen der Eva. Sie soll immer noch kränkeln, — Du bist auch manchmal gar zu streng und —"

„Und das sagst Du, die Du mich täglich versicherst, wie gut ich sei und wie glücklich Du Dich fühlst?" meinte er ein wenig vorwurfsvoll.

„Gegen die Bauern bist Du zu hart, nur gegen die — und es sind doch sozusagen auch Menschen, die sich nicht immer in der Gewalt haben. — Geh, Alter, denk doch auch an Deine eigene Studentenzeit! — Und dann machst Du Dich durch die übertriebene Strenge im ganzen Dorfe verhaßt."

„Soll ich all ihre Sittenverderbnis ruhig mit ansehen?"

„Sittenverderbnis!" warf sie ein, „Du tadelst auch ihre sonstige Lebensweise, machst ihnen zum Vorwurf, daß sie zu gut und zu viel essen — geh sei nicht so gar streng! — Gelt ihre Schinken und Würste, Butter und Eier behalten die Leute nun selbst — am Anfang ist das anders gewesen —"

„Soll ich wegen meines eigenen Vorteils die Pflicht des Seelsorgers vernachlässigen?" unterbrach er seine Frau erregt.

„Ach Pflicht!" rief diese, „Du weißt, daß bei unserm bescheidenen Einkommen die Geschenke recht gut gethan haben — laß die Jugend jung sein, wir sind auch einmal jung gewesen, Du machst es doch nicht anders mit Deinem ewigen Hadern. Und laß die Bauern essen, was sie haben, sie müssen sich das ganze Jahr genug plagen — leben und leben lassen, sagt mein Vater."

„Mimmi, Mimmi, dieser frivole Ton paßt schlecht ins Pfarrhaus!" warf der Pfarrer nun ernst tadelnd ein. „Ich lasse mir da nicht hinein reden — das verstehst Du nicht!"

„Ach, geh Mann, Du hast gewußt, daß ich als die Tochter eines Offiziers nicht in der Umgebung von Engeln aufgewachsen bin — wenn Dir der Ton in meinem Elternhaus so arg mißfallen hat, hättest Du mich ja nicht zu heiraten brauchen!" rief sie zornig.

„Wer sagt denn, daß ich Deinen Eltern einen Vorwurf machen will? Sei doch vernünftig, Kind — Mimmi!"

„Du hast Dir Mühe genug um mich gegeben," weinte sie nun, „ich wollte ja — ich wollte ja gar nicht in so ein Nest! — Das ist nun der Dank. — Wie schade, daß ich kein Mann bin, was hätt' ich für ein' prächtigen Offizier gegeben", seufzte sie plötzlich in fast komischem Ton. Dann fing sie wieder zu schluchzen an, indem sie mit einem Auge halb schelmisch nach ihrem Mann schaute, ob er noch nicht klein beigebe.

„Aber liebe Frau, so wein doch nicht!" bat er, „so wars ja nicht gemeint." Er war ihr näher getreten und wollte sie an sich ziehen, sie aber stieß ihn unsanft zurück. „Laß mich!" rief sie, ihr Weinen unterbrechend, „ich will allein sein — hörst Du!"

„Erst mußt Du wieder gut sein — Mimmi, Liebe so hör doch nur! —"

Lange ließ sie sich bitten, bis sie endlich ihre Thränen trocknend sagte: „Wenn Du mir etwas versprichst."

„Alles, alles was Du willst!" rief er, „sei nur wieder gut und höre auf

zu weinen." Er setzte sich neben sie auf das Sofa: „Was möchtest Du denn?" schmeichelte er, seinen Arm um sie legend und ihr in die Augen schauend.

„Daß Du bei Evas Hochzeit keine Sittenpredigt hältst und — den Bauern auch ihre Freude läßt," setzte sie seltsam lächelnd hinzu.

„Sei nur wieder gut — — ich will alles thun, was Du willst!" Er zog sie an sich und besiegelte mit einem langen Kuß sein Versprechen. —

Vorsichtig spähend steckte Arthur den Kopf zur Thür herein. Als er die Eltern so einmütig auf dem Sofa sitzen sah, schob er sich leise vorwärts und setzte sich an seine Arbeit.

„Papa," hub er nach einer Weile an, „weißt Du, was hier die Leute sagen?"

„Nein, das weiß ich nicht."

„Wir müßten nun bald von hier fort, sonst — sonst würden sie uns zum Dorf hinausbringen."

„Wer hat das gesagt?" brauste der Pfarrer auf.

„Nachbars Fritz. Ich bin mit ihm und seiner Großmutter vor dem Haus gesessen."

„Ich hab Dir schon oft gesagt, Du sollst nicht zu den Kindern auf die Straße gehen!"

„So? dann wüßtest Du nicht, wie bös die Leute auf Dich sind."

„Was wollen sie denn wieder?" fragte sein Vater ärgerlich.

„Weil Du den Sommertag abgeschafft hast. Nächsten Sonntag ist Lätare, da wäre nun das Fest. Fritz' Großmutter hat gesagt: so schön warm Wetter und der Sommertag nimmer — das wär recht traurig. Und dann hat sie gesagt: so lang 's Dorf steht, sind d' Kinder am Lätare dem Sommer entgegen gezogen. Und wie schön habe sie ihre Frühlingslieder gesungen. — Und sie hat davon gesproche, daß die Kinder so sauber in ihre neue Sommerkleidle gewesen seien und daß die Alte sich auch gefreut hätte. Das hätt der Papa nit thun solle, hat sie noch gebrummt, die Freud hätt er den hiesige Leut lasse solle."

„Die alte Frau versteht es eben nicht besser. Solche heidnischen Gebräuche müssen ausgerottet und vertilgt werden," meinte der Pfarrer streng. „Nächsten Sonntag werde ich darüber predigen."

„O Papa, ich hab mich auch immer auf die großen Brezeln gefreut, die ausgeteilt worden sind. Und jedes Kind hat in der Schule doppelt so gern gelernt, wenn wir die Frühlingslieder für den Sommertag eingeübt haben."

„Was versteht ihr Kinder davon, welch tiefe heidnische Bedeutung dieses Fest hatte — die Brezel ist eine Nachbildung des Rades am Sonnenwagen — wir sind Christen und sollen uns nicht an heidnischen Sitten erfreuen."

Die Pfarrerin hatte sich an den Fensterplatz gesetzt und emsig nähend dem Gespräche zugehört. Als ihr Gatte sich nach den letzten Worten erhob und ärgerlich das Zimmer verließ, nahm sie ruhig eine Prise, indem sie zu ihrem Knaben sagte: „Hattest recht, Arthur, Papa dies zu sagen. Er übertreibt in seinem kirchlichen Eifer und macht sich das ganze Dorf zum Feind."

„Und weißt, Mama, ich hab noch gar nicht alles gesagt: die Bursch schimpfen auch, weil der Papa haben will, daß sie nimmer vor die Spinnstubenfenster gehen sollen, um die Mädle zu necken."

„Und jetzt nimmt er auch noch den Kindern diese Freud. Gelt, Arthur," fuhr die Pfarrerin lachend fort, „Du wirst einmal kein so strenger Pfarrherr werden?"

„Ich werd überhaupt kein Pfarrer, Mama — ich werd Offizier, Offizier!" jubelte er halb singend und setzte ernst hinzu: „Großpapa und Onkel Alfred gefallen mir weit besser, wie Papa."

„Arthur!" warnte seine Mutter. Der Knabe aber hörte es nicht mehr. Mit einem Satz war er zum Fenster hinaus auf die Straße gesprungen, wo er anderen Knaben nachrannte, die mit einem Drachen vorüberzogen, um ihn im Felde steigen zu lassen. —

III.

Es war keine fröhliche Hochzeit, wie sie sonst im Dorfe üblich, als Heiner seine Braut zum Altare führte. Keine Freudenschüsse und kein fröhliches Lachen ertönte beim Kirchgang.

Müde und bleich schleppte sich Eva den Pfad zur Kirche empor. Nur ihre dunkeln Augen glühten auf seltsame Weise. Ein mattes Lächeln umspielte ihre weißen Lippen, wenn sie Heiner anschaute, dessen Blicke fortwährend mit inniger Liebe und Sorge auf ihr ruhten.

Seit jenem traurigen Vorfall am Buß- und Bettag hatte Eva fortwährend gekränkelt. Heiner gab sich zwar der Hoffnung hin, sie würde als sein Weib gesund werden, Eva aber schien es besser zu wissen. Mit fast überirdischen Blicken schaute sie Heiner an, als der Pfarrer ihre Hände zusammenlegte und die Worte sprach: „Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden."

Mit Rücksicht auf das, was er über die Stimmung im Dorfe gehört, nahm sich der Pfarrer diesmal zusammen. Er sprach nur das Nötigste und nur an seiner Miene konnte das junge Paar merken, daß er sich nur mit Mühe im Zaume hielt. Der junge Mann hatte mit Sorge der Trauung entgegengesehen und war glücklich als alles vorüber war. Eva selbst schien ihm ganz abwesend zu sein während der heiligen Handlung, und erst als

der Pfarrer den Segen sprach, schaute sie ihren Mann mit einem traurigen Blick an und dann in bedeutungsvoller Weise nach oben.

* * *

Das alte Dorfkirchlein prangte im Schmucke des frischgrünenden Epheu, der die Strebepfeiler bis unter das bemooste Dach umsponnen hatte. Der Flieder duftete über den Gräbern, die mit ihren mannigfachen Frühlingsblumen kleinen Gärten vergleichbar waren.

Über einem offenen Grab schüttelte ein Goldregenbaum seine gelben, betäubenden Blütenbüschel.

Ein endloser Leichenzug bewegte sich durch die enge Pforte des Friedhofes. Weinend und wehklagend folgten die Weiber dem Sarge Evas. Wenige Wochen nur hatte sie die Geburt eines Knäbleins überlebt.

Das ganze Dorf wußte, daß sie in Folge der Brutalität des Pfarrers gestorben.

Heiner starrte thränenlosen Blicks auf den Sarg seines Weibes, den man in die dunkle Tiefe hinabgelassen. Die Trostesworte des Predigers verhallten ungehört an seinem Ohr. Als der Pfarrer ihm nach der kirchlichen Feier die Hand reichen wollte, mit den Worten: „Was Gott thut, das ist wohlgethan," starrte Heiner ihn an, schüttelte den Kopf und stieß mit heiserm Ton die Worte hervor: „Gott hat's aber nicht gethan, Herr Pfarrer!"

Dieser erschrak über die Worte und den Blick, der ihn dabei traf. „Kein Haar fällt von Euerm Haupte, ohne Gottes Willen, Maurer," sprach der Pfarrer ernst und eindringlich.

Dieser wandte sich von ihm ab und ging tief gebeugt dem Ausgang zu.

IV.

Nach mehr denn zwei Jahrzehnten steht ein frühgealterter Mann an den Stamm des Goldregenbaumes gelehnt. Seltsam bewegt schaut er auf das längst eingesunkene Grab zu seinen Füßen.

„Oh Eva," sprach er, liebkosend über den verwitterten Leichenstein streichend, „es giebt eine Vergeltung — Du bist gerächt."

Die Strahlen der niedergehenden Sonne brachen sich in den erblindeten Butzenscheiben des Kirchleins. Ein leichter Wind wehte um das Haupt des einsamen Mannes. Er zog einen Brief aus der Tasche und, als könnte ihn die Tote da unten verstehen, fing er laut zu lesen an:

„Lieber Vater! Ich bin nach meinem Urlaub recht traurig in meine Garnison gekommen. Was Ihr mir von meines Hauptmanns Vater ver-

zählt habt, hat mich nimmer froh werden lassen. Meine arme Mutter! Die hat so früh ihr junges Leben lassen müssen wegen dem harten Mann und Ihr, armer Vater, seid nachher allein und ohne Freud geblieben.

„Ich bin so ein Einsiedler worden, daß mich meine Kameraden schier nimmer gekennt haben. Da hat mich der Oberst einmal gefragt, ob ich Diener bei seinem Sohn werden wollt, der Leutnant in unserer Kompagnie worden ist. Ich hab's gethan, daß ich nicht Tag und Nacht an das Elend von Euch hab denken müsse. Da hab ich oft gehört, was die Herre g'sprochen haben, wenn ich sie grad bedient hab.

„Jetzt hat ja der Alte vom Hauptmann nochmals die Schulden bezahlt," hat ein Freund zu meinem Herr gesagt.

„Wird sich ruinieren der alte Pastor," meinte drauf mein Herr.

„Ist schon, ist schon vollständig ruiniert!" hat ein anderer Freund gerufen, „hats auch zu toll getrieben der Hauptmann mit den Mädels und mit dem Spiel, wußte doch, daß er armer Pastorensohn."

Da hab ich vor lauter Schrecken den Champagner fallen glassen. Mein Herr hat auffahren wollen. Wie er mich aber angsehen hat, kreideweiß muß ich gwese sein, hat er gfragt: was giebts Maurer — bist krank?

Zu Befehl, Herr Leutnant, 's ist wegen dem Pfarrer, hab ich gsagt. Nachher hab ich alles der Reih nach verzählen müssen. Die Offizier sind ganz still worden, keiner hat ein Wörtle gsagt. Nach einer Weil hat mein Herr gsagt: „also ein Dorfdespot?"

„Hat aber, wie die meisten Despoten, seinen eigenen Sohn nicht erziehen können," hat meinem Herr sein Freund gsagt.

Champagner hab ich kein mehr holen müssen.

In mein'm Herr sein Wörterbuch hab ich das Wort gsucht, ich hab's nicht verstanden, 's heißt auf Deutsch: Gewaltherrscher oder Tyrann.

Seither sind so vier Wochen vergangen. Gestern ist der Oberst ins Zimmer von mei'm Leutnant komme. Erst hat er mich ein Zeit lang so leutselig angeguckt, daß mir's ganz warm ums Herz worden ist, nachher hat er gsagt: „Maurer, Du bist ein braver, pflichtgetreuer Mensch, Du hast meinem Sohn treu gedient, es wird ihm leid sein, wenn er Dich nimmer hat." — Ich bin verschrocken und hab den Oberst groß angschaut.

„Dein Vater freut sich vielleicht, wenn Du bei ihm bist," hat er nachher gsagt, „das dritte Jahr von Deiner Militärzeit wird Dir geschenkt."

Mit mir ist alles im Ring rum gange und ich hab gar nix sagen können. Der Oberst hat gläche lt. Nachher hat er mich wieder so merkwürdig angeguckt. Schon im Fortgehen hat er noch gsagt: „Der Hauptmann von Deiner Kompagnie hat den Dienst quittieren müssen." Nachher hat er noch ernst zu mir hergnickt und ist mit mein'm Leutnant in den

Garten gangen zu der Frau Mutter. Ich hab noch durchs offene Fenster ghört, wie der Oberst zum Leutnant gsagt hat: „Ehrenhalber hätte er sich erschießen müssen, aber er ist so feig als ehrlos." Wißt Ihr Vater, daß ich auf d' Knie nieder gfallen bin und gegreint hab wie ein Kind? O mein gute Mutter im Grab und mein guter Vater hab ich gedenkt. —"

Der einsame Mann legte im Dämmerschein das Haupt auf den Leichenstein und weinte bitterlich. —



Die Hummel.

Von Philipp Langmann.

(Brünn.)

Eine halbe Stunde schon mochten sie miteinander gegangen sein. Der Weg vom Dorfe zur Fabrik zog sich längs des Baches, der fest zugefroren unter der fußhohen, fleckenlos weißen Schneedecke unhörbar dahinfloß. Nur zuweilen zeigte er ein schwarzes Auge, wo sein Wasser leise quirlend über einige Steine setzte, um gleich wieder in seinen eigenen, warmen Dampf unterzuschlupfen, wie erschrocken vor der atembeklemmenden Kälte der Nacht. Alles Leben und Geräusch schien erstickt. Auf den weiten, randlosen Feldern kein Wehen und Rascheln; massiv und unbeweglich lag die Luft auf, kein Flügelschlag, kein Hundebellen.

Die jungen Weiden, welche den Bach umsäumten, lehnten sich mit gehobenen Schultern und angstvoll gesträubtem Haar halb erstarrt zurück, hinter geschlossenen Augenlidern an einem besseren Leben, an Glück und Sonne verzweifelnd.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Pfeifen waren ihnen ausgegangen und nun empfanden sie deren Wärme als nicht zu verachtenden Zuschuß in den Taschen.

„Freust Dich wohl nit wenig aufn warmen Kessel, gelt?"

„Foppens nit. Samstag die Nacht durch, Sonntag auf heut wieder, heut geschunden den ganzen Tag — jetzt das noch!"

„Schämst Dich nit! Die paar Stunden durchg'haut und nit weiter können! Du wirst heut besser klopfen wie die andern."

Der Maschinist, der so sprach, senkte seine kleinen entzündeten Augen, vorsichtshalber, damit der vor ihm Gehende bei plötzlichem Umwenden ihr Funkeln nicht gewahre.

„Die Kathrin, die möcht Dich schön anschaun. Die braucht an, der was aushalt!“

„Is' vielleicht wegen dem, weil Sie von ihr an Anschnauzer kriegt ham?“ — Drei lange Sekunden verstrichen.

„Bist Du was dumm! Mir war's recht angenehm, daß so g'schei gewesen is, war ja meine Alte dabei, der Teufel wär wieder los gewesen.“

Sie schwiegen und gingen durch den trockenen tiefen Schnee vornübergebeugt hurtig hintereinander fürbaß. Doch schien sie das Gespräch, das einzige auf dem ganzen Wege, auf Gedanken gebracht zu haben, denn sie atmeten bei geschlossenem Munde schneller und kürzer wie bisher, und der Voranschreitende griff sich an den Hals.

Auf der Straße angekommen, erblickten sie in mäßiger Ferne das Ziel, das mit seinem unregelmäßigen, kantigen Profil, seinen vielfenstrigen Gebäudequadern und langgedehnten Magazinen in das matte Licht des überdunsteten Mondes brutal sich hinlegte. Einige der Fenster waren beleuchtet, verschieden stark wie von dem Reflexe einer tief unten in der Erde bloßliegenden, glühenden Hölle; der Rauch, welcher von der riesigen schwarzen Kerze schief aufwärts verflog und das Gestirn wie mit braunen Schwären überdeckte, sprach von ihrem Leben. Vom höchsten Dachfirst flatterte — ein weißer Lappen, der Auspuff einer Dampfmaschine.

Ungeduldig eilten sie an dem verschlafenen Hausmeister vorbei, über den Hof, welcher von mächtigen Schnee- und Kohlenhaufen starrte, ins Heizhaus.

Trocken warm, wie ein weicher Pelz, umfing sie die Wärme. Es war heimlich still. Der etwas undicht gewordene Hahn eines Wasserstandglases entließ mit leisem Summen Tropfen um Tropfen, die tickend auf den Boden fielen, leise knackte es im Speiseventil, welches das heiße Wasser in die Kessel führte, im Aschenfall surrte es, eine alte Schwarzwälderuhr schnarrte schläfrig und überlebt. Das Messing der Armaturen erglänzte im flackernden Lichte der einzigen Flamme, welche den Raum erhellte, und deren Strahlen das bestaubte Balkengewirr des Dachstuhles gierig einzuschlucken schien. In kurzen Zwischenräumen wurde der Friede gestört, wenn der Heizer eine Feuerthüre an ihren klingenden Ringen faßte, sie öffnete, daß sie kreischend rücklings anschlug, eine jähe Helle das Auge blendete, und man das Happen und Wabbern der gefräßigen Flammenhorde vernahm, mit welchem sich die Glut gegen den sausend einströmenden kühlen Luftstrom wehrte. Einige Schaufeln triefend nasser Kohle warf er ein, kreischend und klingend flog es wieder zu, die Blechschaufel schepperte auf dem Flies — — still; mit der Positur eines Landsknechtes lehnte er sich an ihren Stiel, für eine Weile bloß, dann gings zum nächsten Flammrohr, zum dritten, beide Kessel durch. Der dritte lag kalt

und schwarz; bei ihm, auf niedrigem Schemel hockend, der Nachtwächter, die altväterische Pelzmütze tief über die Ohren gezogen, den alten graugrünen Soldatenmantel fest geknöpft, den Hals mit einem dicken, grobmaschigen Wollshawl bis zur vollständigen Steifheit umwickelt, und sah ohne Regung und Interesse dem Heizer zu, der seinerseits diesen Menschen vollständig ignorierte.

„Jetzt ist aber bald Zeit, daß angefangen wird, halb zehn vorüber. Wo sind die Leute?"

„Oben auf'm Kessel schlafens."

„Hooooh! Auf! Auf! — Vorwäääärts, vorwärts! Geben Sie mir die Tafel her, ob alle da sind. Na wird's! Aufg'schaut! Auf! Alle, alle herunter!" —

Den Männern und Jungen wurde es schwer, das warme Lager zu verlassen, es lag sich gut auf den Ziegeln um das offene Mannloch herum. Des Reckens und Dehnens war kein Ende; nur langsam, einer um den anderen, kamen sie die schmale Holztreppe herab, krochen in die Winkel, um das bessere Arbeitsgewand samt der Wäsche abzulegen und sich den Leib mit staubigen Lumpen zu bedecken.

„Bartmann, Hikade, Weber . . . ." Die Angerufenen antworteten von da und dort.

„Brütt, Kugler, Wehowsky, Klitsch . . ."

„Der Klitsch ist krank, hat er g'sagt, ich soll statt seiner klopfen, er kann nit, hat er g'sagt." —

„Der Klitsch ist ein Mistvieh, das ist was Altes. Jahn, Spielmann, Rießner . . . . Rießner!"

„Er is nit da!"

„Dummheit, er ist da! Ist doch mit mir gekommen. Spielmann, hol ihn. Illich? Komarek — ? — Alsdann vorwärts. Nit lang herumlümmeln; und wer nicht gleich, aber gleich anfangt, der ist heute das letztemal dagewesen. Ich werde nachschaun kommen. Wer seine Tafel nicht sauber hat, dem reiß ich die Ohren aus, beide, merkt's Euch!"

„Na, Rießner, was ist denn? Nit lang herumschaun, hinein!"

„Ich geh ja schon. Wie ich in die Hitz herein kommen bin, hat's mich umgeschmissen. Ich bin ganz damisch von dem Tropfen . . . ."

„Herr Hutter, der Brütt hat mir mein Hammerl wegg'nommen; es gehört ihm, hat er g'sagt."

„Drinn im Kasten sind noch zwei, nimm Dir den einen mit dem kurzen Holz."

„Die Lampen will nit recht brennen." —

„Du bist ein Ochs, mein Lieber, das macht sich jeder selber, ich kann mich nit herstellen zu jeder Dummheit. Kannst's nit, laß bleiben."

Die Leute suchten ihr Handwerkszeug zusammen, banden sich die Röcke an den Leib und klommen wieder hinauf. Sie waren munter geworden, flink schlupften sie, die Arme mit den brennenden Öllampen hochhaltend, hinunter in den ebenmäßig runden, eisernen Tunnel des leeren Kessels, jeder zu der Platte, deren Reinigung vom Kesselsteine seine Aufgabe für diese Nacht war.

Rießner hatte das Kopfende des Kessels, als der Stärkste und Geübteste, die härteste Arbeit. Sie fiel ihm heute besonders schwer, er konnte das Gefühl der Dumpfheit und Mattigkeit nicht los werden, das ihm in den Gliedern lag, den Kopf oberhalb den Schläfen wie zwischen zwei Brettern zusammendrückte und die arbeitgewohnten muskelstarken Unterarme wie mit schweren Ketten belastete. Der dicke Geruch nach Dampf und Thon machte ihn schwindlig. Er stellte die qualmende Lampe sicher und begann zu klopfen; mit kurzstieligem, geschärftem Hammer, Schlag um Schlag, einen knapp beim andern auf die gelblichgraue Kalksteinschicht, welche in der Dicke eines Messerrückens den ganzen Kessel belegt hielt. Das Klopfen der Hämmer auf die dicken Eisenplatten in dem wiederhallenden Raume wuchs zu unerhörtem, fürchterlichem Tosen. Die Hitze wurde unerträglich. Samstag Abend schon war der Kessel entleert worden, man hatte ihn zur Abkühlung seither dreimal mit kaltem Wasser gefüllt, aber die Ziegel hielten die Wärme hartnäckig fest und die Nachbarkessel waren geheizt. Nach fünf Minuten hatten die Leute die Röcke abgeworfen. Auch Rießner, er kämpfte mit Energie gegen die Ohnmacht. In tausenden von knapp bei einander stehenden Tropfen trat ihm der Schweiß auf die Haut, wie unzählige Perlen lag er auf der mächtigen Brust, den knochigen Schultern, dem langen, ausgearbeiteten Rücken, vereinigte sich zu hundert kitzelnden Rinnen, daß er ungeduldig mit gehöhlter flacher Hand über die Rippen fuhr und das Wasser abschlenkerte.

Die Leute klopften tapfer und er selber schlug los, daß er in dem Lärm beinahe den eigenen Schlag gehört hätte. Die Nerven neckten ihn; hoch über dem Brausen klang ihm ein alter Gassenhauer unaufhörlich ins Ohr und dazwischen sang ein kleines, helles Glöckchen bimbimbim — bimbim — bim — bim — — —. Zuweilen schwellte das erschütternde Getöse ab, wenn mehrere gleichzeitig zu schlagen aufhörten, um die gelockerte rippige Rinde mit langem Schabemeißel abzukratzen; dann vereinigten sich ihm die einzelnen Schläge zu einem kunstvollen Dreschertakt 1, 2, 3, 4, 5 — 1, 2, 3, 4, 5, — — jäh erhob es sich wieder im ganzen Rohr zu dröhnendem Klingen.

Die Luft war schlecht und nicht atembar. Der Ruß der Öllampen, welcher den Raum wie ein Nebel füllte, daß man in der Reihe der zwölf

nebeneinander hockenden Menschen die letzten nicht mehr zu sehen vermochte, legte sich in die Nasenschleimhäute und Atemwege, die Lungen atmeten kurz und rasch, den spärlichen Sauerstoff auszunützen, ein kratzender Geruch nach Petroleumdampf erdrückte alle anderen.

Selbst der Trotzigste wurde gezwungen hinaufzusteigen und sich zu erholen. Erschöpft legten sie sich auf die Ziegel um sich abzutrocknen und sich einen kurzen Schlaf zu gönnen. — —

„Bartmann, zahl was!“

„Er hört ja nix.“

„Wenn er was hergeben soll. Ich kenne ihn besser. Zahl was, Bartmann!“

„Lass'n doch — er ist wirklich taub. Bartmann, he!“ — Er hob die Hand und machte die Geberde des Zahlens.

„Ah — nix!“

„Da hast's! Dem steckts hinter den Ohren!“

„Ein Luder!“ —

Die Arbeiter, junge und alte kamen ins Lachen.

„Schau'n an, den Rießner, wie er liegt.“

„Der is hin von der Kirweih! Rießner trink was!“

„Ich wer'n schon in die Höhe bringen. Rießner, sollst hör ich achtgeben auf die Kathrin, der Fuchs schleicht bei der Steig!“

„Halt scho dein Maul — es wär wahrlich schad um deine Knochen!“

„Na, na, gleich um die Knochen gehts! Sapperment! Da schau ich, daß ich weiterkomm.“ Er kroch behende hinab.

Die Branntweinflasche wurde nicht leer die Nacht hindurch, ohne Aufhören, aber vereinzelt pochte es, langsam und unstät ging die Arbeit. Die Nacht war lang, — endlos. Alles wurde gleichgiltig und zuwider. Man empfand die Unangenehme nicht sehr, denn die Sinne waren stumpf geworden. Riesig hoch, breit und schwammig war das Bedürfnis nach Schlaf emporgewachsen. Unwiderstehlich schwer tappte es nach Oberarmen und Augenlidern und trat der Pflicht auf den Hals. Die Furcht vor Strafe, welche bis nun mit dicht verhülltem Gesicht rastlos umhergewandert war, ruhte ermüdet aus, der Schleier fiel ihr ab, daß man ihr deutlich in die Zähne sehen und sie zählen konnte; ein schwachbeiniger Fuselkobold mit viereckigen Glasaugen riß ihr den Gürtel der Beschämung ab, wickelte ihn zu einem Knäuel zusammen, der kleiner und immer kleiner wurde, bis er ganz verschwand.

— — Da — — gab es einen Paukenschlag, der jäh in die Fersen fuhr, der Spuk verschwand. Muß, muß! — durch!! Auf rissen sich die Augen sperrangelweit, ingrimmig faßten die Fäuste die leichten Hämmer,

in einer halben Stunde war die Arbeit gethan, der Kessel abgeklopft, gekehrt, der Schlamm herausgeschafft — fertig! fertig!!

Theeren!

Zwei der Jüngsten blieben unten und bestrichen den Kessel mit schwarz glänzendem, gut riechendem Theer, durchaus, mit Sorgfalt, indeß der Maschinist außen die letzte Hand anlegte, ihn zum Dienst fertig zu stellen.

Die Arbeiter verloren sich in den offenen Sälen und suchten einen stillen Winkel, die Stunde bis zum Schichtenwechsel zu verschlafen, oder eilten zur Douche, den vom Staub und Schlamm braungeschmierten Körper zu reinigen. Dorthin kamen auch nach beendeter Arbeit die beiden Theerstreicher.

Da sie Hikade und Rießner erblickten, kam dem einen ein Gedanke: — „Illich, hast die Kleider vom Rießner herausgenommen —?"

Illich starrte ihn an! — „Sie sind noch dort!"

In Rießner schwoll die Wut.

„Geh, lauf, besänftigte ihn der andere, der Deckel ist noch nicht aufgelegt, kannst noch hinein und hol Dir die Sachen. Aber lauf."

Er lief wortlos beim Wächter vorüber, der noch immer unbeweglich beim Kessel saß, beim Heizer, der verträumt auf den Zeiger des Manometers starrte, rückwärts herum den Kessel zu ersteigen, um unbemerkt die Kleider herauszuholen und der Strafe zu entgehen. Über eine weitsprossige, morsche Leiter sprang er hinauf. — „Verflucht!"

Der Maschinist stand oben am Dom und zog eine Liderung zu, Bartmann half ihm dabei. Auf gut Glück, von ihm nicht bemerkt zu werden, schlich Rießner eilends vorbei — in den noch offenen Kessel, an dessen Mündung der Deckel schon bereit lag. Hurtig schlupfte er hinunter.

„So, Bartmann, das hast du gut gemacht, jetzt komm und nimm den Deckel."

Ohne Verständnis sah der Gehilfe auf seine Lippen, griff aber, nachdem er aus den Geberden erraten hatte, um was es ging, geschickt mit zu, half genau anlegen, beinahe ohne Geräusch setzte sich die schwere Eisenplatte auf die Öffnung.

„Gut zuschrauben!" Er begleitete den Auftrag mit einer deutenden Bewegung der Hand.

Bartmann kniete auf und legte die sechs schweren Schrauben an.

Schweren Schrittes auch ging Herr Hutter die Holztreppe hinab: — „Wasser einlassen."

Während der Heizer daran ging, dem Auftrag nachzukommen, traf eine Anzahl Arbeiter, Männer und Weiber, vom langen Feldwege halb erstarrt, zum Schichtenwechsel ein, mit den Armen um sich schlagend und mit den Füßen stampfend, um die steifgewordenen Glieder in Bewegung zu bringen.

Er öffnete langsam das Ventil, welches das heiße Speisewasser in den Kessel führte. Auf mächtig großen, rumpelnden Schubkarren führten jetzt zwei Männer Kohle herbei, welche sie auf den während der Nacht niedrig gewordenen Kohlenhaufen entleerten.

In dem Augenblicke, da er das Ventilrad offen gedreht hatte, setzte sich der Wächter steif auf und sah durch das Fenster in die Nacht.

„Was ist denn draußen?"

— — „Wah?" fragte Herr Hutter. —

„Mir is was vorkommen, als ob wer draußen ans Fenster g'schlagen hätt' und was g'rufen."

„Es träumt Ihnen was." — —

„Na." — — — Er lehnte sich zurück und begann ans Nachhausegehen zu denken.

. . . .

. . . .

Gegen sechs Uhr wurde der Kessel angeheizt.

Gegen sieben Uhr hieß es, Rießner sei nach Hause gegangen.

Gegen acht Uhr flog eine Hummel auf; ein dickes, schwarzes Tier. Erst zog sie brummend einige Spiralen um das Haupt Hikades, welcher infolgedessen nachdenklich wurde, in die rollenden Walzen seiner Maschine sah und kurz aufatmete. Dann als ob sie sich über die Richtung klar geworden, flog sie, wie eine ferne, ferne Ahnung, — bei den Männern vorüber, welche erstaunt aufhorchten, weich schwebend in unsichtbaren, eleganten flachen Bögen. Durch den weiten nebligen Appretursaal, durch alle, alle kleinen Zimmer, daß die Leute kopfschüttelnd einander ansahen und dann unwirsch wieder zur Arbeit griffen, flog sie hinüber in das andere Gebäude durch verschlossene Thüren — ein Sumsen, worüber den vielen Mädchen und Weibern die unteren Augenlider erblauten, die Herzen zittrig klopften, der Atem beschwerlich wurde. Dann rannte sie köpflings gegen eine blecherne Herzplatte, bekam vor Schrecken einen Herzschlag und verschied.

Gegen neun Uhr konnte es Hikade nicht mehr an sich halten.

— — — — — — „Darauf schwör ich!"

„Was sagen Sie dazu?"

„Es ist ein Unsinn sag ich — übrigens, man kann ja ablassen, was liegt daran? — Es wird halt weiter mit den zwei Kesseln gehen — aber — ich hab doch den Kessel selber zugemacht —"

„Nit wahr, nit wahr, der taube Bartmann hat ihn zugemacht. Ich hab ihn gefragt."

„. . . . . . Ich bin dabei gestanden —"

„Und Sie — — haben nichts bemerkt?“

Der Heizer zuckte die Schultern.

„Ich hab mich um nichts gekümmert. Aber der Wächter — dort is er g'sessen — hat was g'hört. Er hat geglaubt, beim Fenster is wer — es hat ihm was wie geklopft oder g'rufen —“

„Feuer ziehn! Sofort!“ — — — — — — — — — — — — — —

Gegen Zwölf brachte man den Körper ans Licht. Man hatte Mühe.



Der Alchymist.*)

Von Arthur Pfungst.

(Frankfurt a. Main)

Die Apotheke Heinrichs von der Linden
Lag dicht am Schloß, umsäumt von engen Gassen.
Hier war kein Baum, kein frisches Grün zu finden,
Nur Steine türmten sich zu Häusermassen.
Das alte Haus sah schon Geschlechter gehn,
Geschlechter kommen, blühen und verderben,
Es blickt so ernst — es wird noch viele sehn
Aufs neue werden und aufs neue sterben.
— Nur zagend — angstvoll und die Brust beklommen
War Laskaris in dieses Haus gekommen.

Es drückten ihn die finstern Mauern schwer,
Als wären's Felsen aus entschwundnen Tagen,
Die aus dem sonnbestrahlten blauen Meer
Des warmen Lebens unheildrohend ragen.
Der Lärm der Stadt zu seinem Ohr wohl drang,
Doch rings um ihn blieb alles kalt und stumm;
Manch ungehörter Seufzer sich entrang
Dann seiner Brust — er wußte nicht warum.
Erblüht ihm das ersehnte Glück hier nicht?
Er träumte Sinnenrausch und fand die Pflicht.

Umringt von Flaschen, Gläsern, Spezerein
Stand er am Feuerherde unverdrossen,
Und kochte unermüdlich Arzenein
Mit Walter — seinem einzigen Genossen.

*) Dritter Gesang aus dem in Vorbereitung befindlichen zweiten Teile der epischen Dichtung „Laskaris“. Siehe „Gesellschaft“, Jahrgang 1890, Heft V.

In seinem Geiste lebten auf die Zeiten,
Da Mönche ihn gelehrt mit milden Worten,
Aus Waldeskräutern Tränke zu bereiten,
Im stillen Hause hinter Klosterpforten.
Läßt trübe Gegenwart die Seele kalt,
Dann sucht sie in Vergangnem Trost und Halt.

Mit Walter, dem Provisor, ihn verband
Bald jene Freundschaft, die uns leichter tragen
Die Ketten läßt, die uns das Schicksal wand,
Die Fesseln auch — in die wir selbst uns schlagen.
Die Stunden sich zu kürzen froh, die langen,
Erzählten von entschwundner Zeit sie oft,
Von stein'gen Wegen, die sie einst gegangen,
Erzählten sich, was sie ersehnt, erhofft —
— Und es bedrückten sie die gleichen Schmerzen;
— Wer eines kennt, kennt alle Menschenherzen.

Ein eigenart'ger Anblick war's, die beiden
Geschäft'gen Freunde hier zu sehn am Werke.
Der Grieche mahnend an vergangne Zeiten,
Ein Bild der Schönheit und der edeln Stärke.
Auf seinem Antlitz helles Sonnenlicht —
Ein Abglanz herrlicher Vergangenheit,
Aus längst entschwundnen Zeiten, da noch nicht
Der Menschheit Blüte schien dem Tod geweiht.
Und es verriet sein feurig-wilder Blick
Den Durst nach Lebenslust und Sinnenglück.

Und neben ihm der stille Pred'gersohn,
Der Grübler mit dem bleichen Angesicht,
Dem längst der kecke Jugendmut entflohn
Im bittern Kampf des Lebens und der Pflicht.
Doch Walter trug im Herzen tief verborgen
Irenens Bildnis, das ihm Kraft verlieh
Zu trotzen einer Welt voll Müh und Sorgen
In dem Gedanken: „Ist es doch für sie!"
Er hoffte ihre Liebe zu erringen —
Vergebens, ach! es konnt ihm nie gelingen.

Fünf lange Jahre waren schon vergangen,
Irene war zur Jungfrau aufgeblüht —
Ein ungestilltes, sehnendes Verlangen
Verzehrte Walters düsteres Gemüt.
Wo ist die kalte Faust, die ohn' Erbarmen
Aus eigner Brust die letzte Hoffnung reiße,
Das einz'ge Flämmchen, das sie läßt erwarmen
In finstrer Winternacht, umstarrt vom Eise?
Es sträubt das Herz sich lang vor Nacht und Graus
— Da kommt ein Sturm und bläst das Flämmchen aus.

Und Walter sah in Seelenleid und Pein,
Daß hoffnungslos und eitel sein Beginnen,
Er ahnte, daß sein Herz durch Lieb' allein
Irene nie vermöchte zu gewinnen.
Er blickte zu ihr auf zu allen Zeiten,
Vor ihrem Worte schwand sein Stolz dahin,
Er sah den Abgrund nur, den tiefen, weiten,
Der jäh ihn schied von der Patrizierin.
Gewalt'ge Sehnsucht, groß zu sein auf Erden,
Ließ seine Seele nimmer fröhlich werden.

Auf Erden groß zu sein! Empor zu ragen!
Tief unter uns zu schauen alles Leben,
Derweil uns unsre Kräfte aufwärts tragen
— Das ist der Wesen nie gestilltes Streben.
Hebt flehend seine Äste nicht der Baum
Zum Himmel auf, zum goldnen Sonnenlichte,
Als spräche er: Erfülle meinen Traum,
Vergönne mir, daß ich empor mich richte!
Durchrast der Adler nicht mit mächt'gen Schwingen
Das Meer der Luft, um sich empor zu ringen?

Auf Erden groß zu sein — der Wunsch der Schwachen
Beherrschte Walters düst'res Sinnen bald,
Der Taumel des Jahrhunderts: Gold zu machen
Ergriff auch seinen Geist mit Allgewalt.
Im Grimm — mit des Verlass'nen Götterstärke,
Der zürnend in die Schranken ruft die Welt,
Zerrieb er seine Kräfte bei dem Werke —
Verzweifelnd in dem Kampf — und doch ein Held.
Das Weltall wußte nichts von seinem Namen
— Die Tage gingen und die Tage kamen.

* * *

Es haßte Laskaris den dumpfen Zwang,
Der fest ihn hielt mit unsichtbaren Banden;
Es überkam ihn oft ein wilder Drang,
Zu fliehn die Menschen, die ihn nicht verstanden,
Zu fliehn von dannen, frei und frohgemut,
Zu wandern mit den Strömen hin zum Meere,
Die Sorgen zu versenken in die Flut,
Das Haupt zu kühlen, das gedankenschwere,
Und es erzitterte sein Herz in Klagen
— So tief zu fühlen — und so schwer zu sagen.

Es ward der helle Tag für ihn zur Nacht,
Die Welt lag tot vor ihm in Eis und Schnee,
Ein einz'ger Stern voll wunderbarer Pracht
Erstrahlte ihm in schwarz umwölkter Höh'.

Gleichwie die Blume wendet sich zum Licht
Und liebend schaut empor zu ihm allein,
So sah auch Laskaris das Treiben nicht,
Das ihn umgab — es dünkte ihn so klein.
Der Sonne seines Lebens zugewendet
Ward trüb sein Auge, von dem Glanz geblendet.

Und wilde Sehnsucht faßte ihn mit Macht
— Sein Herz erzitterte bei ihrem Schritt,
Wenn schwebend sie durchs Haus ging, leis und sacht —
Sie ahnte nicht die Qualen, die er litt.
Wenn sie ihn sah, begrüßte sie ihn mild,
Doch keinen Trost in ihrem Wort er fand,
Als güt'ge Herrin nicht ihr süßes Bild
Vor seinem liebestrunknen Geiste stand.
Er sah Irene nur im Kahn allein —
Im Lenz — umglüht vom Abendsonnenschein.

Fluch der Erinn'rung, die uns hält gefangen,
Gefesselt in vergangner Zeiten Bann,
Die immerdar uns gierig läßt verlangen
Die Stunde, die nicht wiederkommen kann!
Es sehnte Laskaris sich fort und fort
Nach längstenteiltem Glück in tiefer Pein;
Er dachte nicht an Philalethes' Wort:
„Was einmal war — nie kann es wieder sein."
Er wußte nicht, daß ewige Gewalten,
Die mächt'ger als der Mensch, das Sein gestalten.

Doch seinem Sehnen, dem gewalt'gen, heißen,
War fremd das stille Dulden und Entsagen.
Aus seiner Brust wollt' er die Liebe reißen,
Die tiefe, bittre Wunden ihm geschlagen.
Ja, diese Liebe, die so süß ihm schien,
Als liebeflehend in dies Haus er kam,
— Sie ward sein Pein'ger, sie erdrückte ihn,
Sie ward zum Alp, der ihm den Atem nahm.
Entschlossen wollte er Irene fliehn,
Zu neuem Leben neue Straßen ziehn.

Er ging nicht in die weite Welt — er blieb,
Er konnte ihrem Zauber nicht entrinnen.
Er fragte sich wie einst: Was ist die Lieb'?
Welch übermächt'ge Kraft beherrscht mein Sinnen?
— Es kamen Stunden der Verzweiflung dann,
In denen wildes Weh ihn übermannte,
Weil er nicht brechen konnte diesen Bann,
Der ihn in seine neue Heimat bannte.
Er fühlte sich so machtlos und so klein
Und fragte bang: wie wird das Ende sein?

Die Menschen um ihn her, sie wußten nicht,
Daß gramerfüllt sein Herz entgegenschlug
Dem neuen Morgen und dem neuen Licht,
Daß wilde Klagen er im Busen trug.
Sie wußten nicht, daß hülflos angekettet
An Rosenfesseln, die nicht zu zerreißen,
Gewalt'ger dulden heißt als unerrettet
In Kerkerluft zu schmachten hin in Eisen.
Die Menschen drängen sich in bunten Massen,
— Und jeder ist doch einsam und verlassen.

Der Mensch am Menschen ja vorübergeht
Den schnee'gen Flocken gleich, die rieselnd fallen,
Wenn sie der kalte Wintersturm umweht.
Die Menschen einsam nur durchs Leben wallen.
Sie drängen sich im Raum, dem kargen, kleinen,
In dem sie Schulter eng an Schulter stehn,
Doch Niemand will verweilen, um zu weinen
Mit fremdem Leide im Vorübergehn.
O Menschenlos! Ich seh' die Scharen wandern
Durchs Leben still — und Keiner weiß vom Andern.



Der historische Königsbau der Zukunft.

Von M. Schwann.

(Fürstenfeldbruck.)

An die Anschauung von dem „Kärrnerdienst" der Gegenwart und dem „Königsbau" der Zukunft, wie man sie in Wort und Schrift so häufig begegnet, möchte ich einmal einen kritischen Maßstab anzulegen versuchen. Stieve rief mir die Erinnerung an diese Anschauung wieder wach durch die geschichtsphilosophische Einleitung zu der in der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft erschienenen trefflichen Abhandlung über „Herzog Maximilian von Bayern und die Kaiserkrone". Ich lehne mich an diese Einleitung an und gehe schrittweise mit ihr vor.

Stieve unterscheidet zwei Kategorien der heutigen Geschichtschreibung: „die quellenmäßig statistische und die konstruierende". „Die erste sucht die Thatsachen mit philologischer, oft äußerst scharfsinniger, aber nicht selten an der Oberfläche haften bleibender Kritik aus den Quellen festzustellen und reiht sie der Zeitfolge nach aneinander, ohne weiter nach ihrem Ursprunge

und Zusammenhange zu fragen, als die Antwort in den Quellen ausdrücklich gegeben ist. Die zweite dagegen legt sich die geschichtlichen Entwicklungen und das Wirken der geschichtlichen Persönlichkeiten nach bestimmten, mehr oder minder willkürlich gewählten Gesichtspunkten zurecht und benutzt dabei die Quellen nur insoweit oder nur in dem Sinne, wie es ihrer Auffassung entspricht." Wenn eins wie das andere wahr ist, so dürfte die kategorische Folgerung wohl dahin lauten, daß wir es dann weder diesseits noch jenseits mit einer wirklichen Geschichtschreibung zu thun haben, sondern vielleicht nur mit Vorarbeiten zu einer solchen. Was Stieve folgert, werden wir sogleich erfahren. Hören wir zunächst einmal einen andern.

Als Nitzsch sich darangab, die Geschichte Deutschlands von der Staufenzeit bis zum Augsburger Frieden in ein großes Bild zu bringen, glaubte er einer Entschuldigung für sein Vorgehen zu bedürfen, da sich die Anschauungen über jene Epoche nicht zu einer einheitlichen geklärt, da die Gegensätze, welche damals geboren wurden, bis heute in unserem Leben fortzeugend lebendig seien. Er will deshalb das von ihm Gebotene nur als Bild von relativer Sicherheit betrachtet wissen, wie es sich seinem subjektiven Blicke enthüllte. Dann aber fährt er fort: „Die Einzelforschung steht ebensowenig still, wie die große Strömung der allgemeinen Anschauungen." Und damit trifft er wohl den Kern der Sache. Wie die allgemeinen Anschauungen durch Ergebnisse der Einzelforschung weitergeführt, korrigiert, vertieft und verbreitert, bestimmter und sicherer gemacht werden, so empfängt die Einzelforschung neue Impulse und Gesichtspunkte aus dem Wachstum der allgemeinen Anschauung. Das ist die gegenseitige Befruchtung, welche sich im Leben der Menschheit auf allen Gebieten fortwährend wiederholt, auf welcher geradezu das Wachstum des menschlichen Geistes beruht. Für jeden Sehenden ist es also klar, daß, wie sich aus der Vereinigung beider Elemente erst ein lebendiges Ganzes ergiebt, so auch in dem, der Geschichtschreiber sein will, sich beide Richtungen zu vereinigen haben. Das Specialistentum allein führt unbedingt und notwendig zur Versimpelung im Kleinkram, wie das bloße allgemeine Schauen sich allmählich zu einem Luftgebilde ohne irdisches, festgefügtes Fundament auswachsen muß. Aus demselben Denkboden von dem Wachstum der allgemeinen Anschauung stammt Buckles Urteil, daß „zwischen der Art, wie die Menschen die Vergangenheit betrachten, und derjenigen, wie sie die Gegenwart ansehen, immer eine gewisse Übereinstimmung herrschen muß". Also der Zeitgeist ist es, die allgemeine Entwicklungsstufe, welche der Menschengeist erklettert, die auch in der Betrachtung der historischen Thatsachen und ihrer Auffassung zum Worte streben. Ich hörte einmal von einem gefeierten Historiker den Vergleich anstellen zwischen einem Geschichtschreiber und einem epischen Dichter.

Er erblickte ein Gemeinsames in beiden und betonte nur den Unterschied, daß der Geschichtschreiber mit einem gegebenen Stoffe zu arbeiten habe, während dieser dem Dichter freigegeben sei. Damit fällt wohl der Vergleich; denn während der Dichter eben doch immer wieder auch im Epos durch die Bethätigung seiner Phantasie seiner Subjektivität zum Ausdruck verhilft, hätte der Geschichtschreiber nur gegebene Thatsachen in epische Formen zu kleiden. Seine Persönlichkeit käme also gar nicht in Betracht. Aber wessen Augen sind es denn, welche auf den Thatsachen ruhen? Immer doch nur die des jedesmaligen Geschichtschreibers. Und da diese Augen bekanntlich kurzsichtig oder weitsichtig oder sonstwie sein können, wird auch die Thatsachendarstellung sich nach der Persönlichkeit des Darstellers auswachsen. Die Objektivität also hat ihre Grenze; sie hat sie in der Subjektivität des Darstellers. Der absolut falsche Schluß, der nun gemacht wurde, war der, daß jeder möglichst wenig subjektive Mensch am allerersten zum Geschichtschreiber tauge, daß jeder mit irgend welcher Subjektivität begabte oder behaftete Charakter diese Subjektivität abzustreifen habe, da er so das höchstmögliche Maß von Objektivität erreichen würde. Und was da herauskam, weiß wohl so ziemlich jeder Historiker. Hoffentlich! Es war nicht Objektivität, sondern Charakterlosigkeit, etwas von jener süßsauern Brühe, die uns schon beim ersten Löffel übel macht. Es war ein Irrtum, der korrigiert werden mußte. Und die Zeit korrigierte ihn. Sie belehrte uns, daß die größte Subjektivität, die wirkliche und echte, welche danach ringt, den ganzen Fond der individuellen Kräfte zur höchsten Vollendung zu bringen, auch zugleich die beste und einzige Grundlage, die sicherste Gewähr der Objektivität sei.

Hier halten wir ein und kehren zu Stieve zurück. Er läßt sich über die beiden Arten der heutigen Geschichtschreibung, die quellenmäßig statistische und die abstrakt konstruierende also weiter aus: „Beide Weisen dürften nicht zu voller Befriedigung des nach lebenswahrer Geschichtskenntnis Lechzenden führen. Die eine dringt nicht in den Kern der Dinge ein und übersieht vor lauter Quellenmäßigkeit, daß oft das Wichtigste nicht in den Quellen gesagt wird, daß der Berichterstatter nicht selten die Ergebnisse seines Denkens oder seiner Einbildungskraft als Thatsachen hinstellt und daß auch ein Zeitgenosse, welcher sehr gut unterrichtet sein könnte, es oft nicht ist und Unwahres erzählt, weil der Trieb, die geschichtliche Wahrheit festzustellen und zu überliefern, in weiten Zeiträumen gefehlt hat. Die konstruierende Geschichtschreibung aber wird in der Regel einseitig und häufig willkürlich; die unendliche Mannigfaltigkeit der im Leben der Völker und der Einzelnen wirkenden Kräfte tritt nicht in die Betrachtung und die Persönlichkeiten erscheinen nicht in ihrer Eigenart, sondern nur als — mitunter geradezu automaten-

hafte — Vertreter von Bewegungen und Gedanken, oder werden mit der umfassenden Einsicht und dem zielbewußten Streben, welche dem späteren Geschichtschreiber selbst eigen sind, ausgestattet."

Besehen wir uns die einzelnen Einwürfe etwas genauer! Das Streben nach Quellenmäßigkeit läßt meist nicht an den Kern der Dinge gelangen. Das ist richtig. Denn je mehr ich mich in ein Ding oder den Teil eines Dinges vertiefe, um so mehr wird mir das Bewußtsein von den äußeren Beziehungen dieses Dinges zu andern Dingen abhanden kommen, zumal wenn ich von diesen äußeren Dingen selbst nicht viel weiß. Es rächt sich also auch hier die Außerbezugsetzung der Einzelforschung von den Strömungen der allgemeinen Anschauung. Bin ich im Stande oder arbeite ich mich dazu empor, von diesem Einzeldinge immer wieder hinwegzusehen, und jeden Faden, der sich mir in die Hand windet, zu verfolgen bis zu seiner lebendigen Verbindung mit dem Allgemeinen, so werde ich mich vor dieser Versimpelung bewahren können. Dazu aber werde ich nie im Stande sein, wenn ich an die Untersuchung des Einzeldinges hinangehe, ohne von dem Allgemeinen auch nur eine Ahnung zu haben. Und damit fällt die Methode des historischen Studiums, die bis heute geübt ward und vielfach noch geübt wird. Nicht das Nichtwissen, sondern gerade das Wissen sollte an die Einzeluntersuchung führen, um durch sie die Lücken meines Wissens auszufüllen, dieses sicherer zu fundieren und zu neuem Triebe zur Erkenntnis zu befruchten. Heute oder bis heute aber geht man gerade umgekehrt vor, und ich meine, unsere Doktordissertationen dürften uns davon überzeugen, denn mehr, als auf diesen zwei oder drei Druckbogen steht, wissen die Allerwenigsten, welche heute zu dieser ersten „wissenschaftlichen" That verschreiten, und das ist doch so ungeheuer wenig, daß es eigentlich nicht einmal zu einem „Doktor" ausreicht.

Das Wichtigste steht oft gar nicht in den Quellen, der Berichterstatter giebt uns die Erzeugnisse seines Denkens und seiner Einbildungskraft, er ist nicht unterrichtet, es kommt ihm garnicht darauf an, die geschichtliche Wahrheit festzustellen. Also mit andern Worten: jeder kann nur sagen, was er weiß, und von unserer heutigen Geschichtsauffassung wissen die Quellen miteinander nichts, können derselben also auch nicht direkt oder bewußt vorarbeiten. Die Objektivität hat also wieder ein Loch, und die einseitige Quellenmäßigkeit ist noch lange keine Geschichtschreibung, kann gar keine werden, da das Plus der Geistesarbeit von Jahrhunderten in ihr nicht zur Verwendung kommt. Das ist abstrakt. Relativ ist aber auch der „quellenmäßige Geschichtschreiber" ein Kind unserer Tage, und so werden die Lichter unserer Zeit, wenn er nicht will, nun dann gegen seinen Willen, in seine Arbeit hineinfallen und es darin wenigstens zu einer gewissen Dämmerung bringen.

„Die konstruierende Geschichtschreibung aber wird in der Regel einseitig und häufig willkürlich.“ Also „in der Regel“ und „häufig.“ Demnach nicht immer! Daß sie einseitig und willkürlich werden muß, wagt Stieve nicht zu sagen, und wir verneinen dieses „Müssen.“ Fragen wir, warum sie es in der Regel und häufig wird, so werden wir sehen, daß dieses gar keine prinzipielle Notwendigkeit ist. Buckles Urteil giebt uns die Führung und den Schlüssel. „Zwischen der Art, wie die Menschen die Vergangenheit betrachten und derjenigen, wie sie die Gegenwart ansehen, muß immer eine gewisse Übereinstimmung herrschen.“ Und sie herrscht; denn die Subjektivität des Anschauers giebt, wie wir gesehen haben, den Ausschlag, so oder so. Bin ich Vergangenheitsmensch, d. h. habe ich mich zu der Höhe des heutigen Geisteslebens nicht emporzuschwingen vermocht, wird meine Geschichte der „Zauber der Romantik“ durchwehen. Ich werde so etwas wie ein epischer Dichter. — Bin ich Gegenwartsmensch, d. h. stehe ich auf der Höhe des heutigen Lebens, wird sich meine ganze Konstruktion mit der Spitze in die Gegenwart auslaufen, und ich selbst werde die Kreuzblume auf dem Turme sein. — Nun käme der Zukunftsmensch, d. h. der Mann, der an die Frage gedrungen, wohin das heutige Leben führt, der über die Schranken hinwegsieht und mit den feinsten Fühlnerven das Dunkel zu durchbrechen sucht, der in der Gegenwart nicht die „Erfüllung der Zeiten“ sieht, sondern eben nur eine Passage der Menschheitsentwicklung, der sich sagt, daß, wenn diese Entwicklung nicht ins Dunkel weitertappen soll, Leute mit Fackeln voraneilen müssen, der also selbst vorwärts zu dringen sucht, um Pfade zu finden und zu bahnen. Was ist mit dem? „Damit hat doch der Geschichtschreiber nichts zu thun. Es giebt doch keine Geschichte der Zukunft. Der Geschichtschreiber ist ja gerade der Mann der Vergangenheit, höchstens der Gegenwart.“ — Und da sagen wir: nein, er ist es nicht, und wenn er es ist, wird er entweder nur Quellenforscher oder nur Konstruktionskünstler sein. Der Geschichtschreiber ist wie jeder Mann wirklicher und lebendiger Wissenschaft der Mann des Lebens. Und da das Leben in der Gegenwart nicht aufhört, sondern sich fortergießt in die Zukunft, hat auch der wissenschaftliche Geschichtschreiber nicht in der Gegenwart stehen zu bleiben. Er muß Ewigkeitsmensch sein! Das Wissen der Gegenwart soll ihm leuchten in die Vergangenheit, um dort die lebendigen, die positiv wirkenden Faktoren, aber auch die negativen und hemmenden Faktoren zu erkennen. Diese Erkenntnis wird ihm die Erkenntnis der Gegenwart mehren, sie wird sein kritisches Urteil schärfen, und so wird ihm sein Wissen aus Vergangenheit und Gegenwart hinüberleuchten in die Zukunft, es wird vor seinem Seherauge zu dämmern beginnen, er wird das sein, was er sein soll, ein wirklicher Mehrer des Wissens der Menschheit, ein Führer und Bahnbrecher, er wird

lebendige Persönlichkeit und als solche ein Träger, Diener und Forterzeuger des Lebens, wie jeder andere, der auf dem Boden wahrer Wissenschaft steht.

„Die Persönlichkeiten erscheinen nicht in ihrer Eigenart, sondern nur als — mitunter geradezu automatenhafte — Vertreter von Bewegungen und Gedanken.“ Stieve ist Historiker und als solcher weiß er, daß Persönlichkeiten noch lange nicht immer eine Eigenart, eine wirkliche positive oder negative, zu haben brauchen, daß es in der Entwicklung der Menschheit zu Perioden kam, in denen die sogenannte Eigenart nur bei sehr wenigen aufzukommen und sich durchzuringen vermochte. Erscheinen also da Leute nicht in einer Eigenart, so braucht der Grund davon nicht in der Kunst oder dem Nichtkönnen des Geschichtschreibers zu liegen, sondern er kann auch darin liegen, daß keine Eigenart vorhanden war, daß sich die vorhandenen Keime nur zu einem Chaos von Trieben, nicht aber zu einem kräftigen, in sich geschlossenen, harmonischen Lebewesen zu entwickeln vermochten. „Automatenhafte Vertreter von Bewegungen und Gedanken!“ Sehen wir doch nur auf die Gegenwart! Wie viele bewußte Vertreter und damit auch fortwirkende Vertreter von Bewegungen und Gedanken, wie viele Personen mit einer Eigenart giebt es denn unter den Millionen und Abermillionen? Wie viele aber laufen im wahren Sinne des Wortes als Automaten herum? Und nun stelle man einen solchen Automaten an einen hohen Posten durch Geburt oder Amt, er wird deshalb doch Automat bleiben und nicht zum lebenzeugenden Individuum werden. „Oder die Persönlichkeiten werden mit der umfassenden Einsicht und dem zielbewußten Streben, welche dem späteren Geschichtschreiber selbst eigen sind, ausgestattet.“ Auch das kommt vor und sogar sehr häufig. Aber es kommt meist nur bei dem Vergangenheitsmenschen, dem Romantiker vor, für den alle spätere Entwicklung eigentlich überflüssig ist, da ja seine Helden und Propheten den Pokal der Weisheit schon bis zur Neige geleert. Die Menschheitsentwicklung hätte sich eigentlich nach der Meinung dieser Herren damals zur Ruhe setzen können. Da sie sich aber nicht zur Ruhe setzte, beleuchtet sich eine derartige Konstruktion wohl hinlänglich selbst.

Stieve will nun die Forschungsweise der Naturwissenschaften auf die Geschichte angewendet sehen. Und wie wir uns ihm bisher fast durchweg anzuschließen vermochten, so thun wir es hier erst recht. Er meint damit „nicht jene angeblich naturwissenschaftliche Methode, welche jedes Zielstreben, jeden einheitlichen Fortschritt in den Entwicklungen leugnet“. Eine solche verwirft er, weil sie ihm als die einfache Umkehr des alten theologisch-philosophischen Rezeptes erscheint. Also er will nicht, daß man die Zweckentwicklung verwirft, aber auch nicht, daß man sie annimmt, d. h. ein

Ziel hat die Menschenentwicklung nach seinem Glauben, aber welches Ziel sie hat, weiß keiner, auch die Theologen nicht. Den Schluß ziehen wir gleich. — Er denkt aber „auch nicht an jene Methode, welche die Naturentwicklung durch innere Gesetze unabweichbar und mit zwingender Notwendigkeit bestimmt werden läßt; denn für die Geschichte erscheint die Annahme einer solchen Gesetzmäßigkeit durch die Thatsache der menschlichen Willensthätigkeit ausgeschlossen.“ Nun, wenn man an ein Ziel glaubt und dieses Ziel nicht im Theologenhimmel sucht, so weist uns die Empirie auf den natürlichen Trieb zum Wohlbehagen in jedem Menschen hin. Wohlbehagen will erkämpft sein, erarbeitet, es beruht auf der Entwicklung aller im Individuum emporstrebenden Kräfte, es beruht auf deren fortwährender steigender Bethätigung. Das Ziel der Einzelentwicklung also ist die bestmögliche und harmonische Ausgestaltung der im Individuum vorhandenen Kraftkeime, da nur diese zum individuellen Wohlbehagen führt. Und das Ziel der Menschenentwicklung kann also zunächst einmal als der einfachen Summe der individuellen Entwicklungen gar kein anderes sein. Das kann uns ja einstweilen genügen. Was weiter kommt, werden wir sehen, wenn wir den höchstmöglichen Vollendungsgrad erreicht haben. Und wenn gerade diese Erkenntnis das Ziel der Menschenentwicklung wäre! Jedenfalls wissen wir Zweck und Ziel des Individuums, wir wissen, daß es in einem ewigen Prozesse steht, daß es hervorgehend aus dem All in dasselbe zurückkehrt, daß es aber ebenso, weil aus diesem Ursprunge stammend, Einfluß hat auf die Fortentwicklung dieses Alls. Und diese Erkenntnis könnte jedem Menschen genügen, wird ihm genügen, wenn er sich von der fast unfaßbaren Großartigkeit nur einmal eine Vorstellung zu machen versucht. Damit aber fällt Stieves radikale Abweisung der inneren Gesetzmäßigkeit in der Naturentwicklung und der dieselbe zwingenden Notwendigkeit. Auch die Thatsache der menschlichen Willensthätigkeit beweist gegen dieselbe nichts. Denn gegen mein Glück kann ich nichts wollen. Man führt so gerne den Selbstmord, die Möglichkeit der Selbstverneinung als Beweis für den freien Willen an. Nun die Psychologen reden da anders. Sie meinen, gerade die Unfreiheit des Willens, der Wahnsinn, schaffe diesen Ausgang. Und wenn es selbst der freie Wille wäre, der ihn schüfe, so glaubt der Selbstmörder doch, ein besseres Los gegen das ihm gewordene auszutauschen. Er handelt also seiner Ansicht nach auch für sein Glück, denn das Nichtsein erscheint ihm als Erlösung aus seinem Dasein. So liegt also selbst in diesem höchsten Akte sogenannter Selbstverneinung die höchste Art der Selbstbejahung. Der freie Wille in dieser Fassung also ist eine Fabel. Entweder weiß ich, was ich will, und dann weiß ich auch, daß ich nicht anders handeln kann, als wie ich handle, oder ich weiß nicht, was ich will, und dann kann von einem

freien Willen erst recht nicht die Rede sein, und das Leben, andere, stärkere Kräfte zwingen mich nach ihrem Willen. Es kommt also auf das Wissen an. Allwissenheit und höchste Willensfreiheit sind ein und dasselbe. Mein Wille wird also um so freier, je mehr ich mein Wissen vermehre. Die Anschauung vom Willen ist eben eine historische. Sie steht nicht still. Sie schreitet fort, entwickelt sich, wie die Anschauung von der Aufgabe des Geschichtschreibers fortschreitet, und jeder entscheidet sich da nach der geistigen Entwicklungsstufe, die er erreicht hat. Der Vergangenheitsmensch wird am freien Willen festhalten; wie er an dem Gemeinsamen des Geschichtschreibers mit dem epischen Dichter festhält; er wird all sein Wissen und Können, sein Wünschen und Sehnen in die Vergangenheit tragen und seine Helden damit kostümieren; der Gegenwartsmensch wird den freien Willen leugnen und an der Notwendigkeit festhalten, welche die Persönlichkeit in den Dienst der Thatsache, der Bewegungen und Gedanken stellt, meinetwegen automatenhaft; der Zukunftsmensch wird weder für den freien Willen noch gegen ihn sein Urteil abgeben, sondern er wird einfach zusehen, ob in der Geschichte der einzelne oder der Gesamtwille das Leben bewältigt hat, oder ob er von diesem bewältigt und zur Selbstverneinung gezwungen wurde, er wird forschen, wo in der Geschichte des einzelnen wie der Völker der bewegende Faktor liegt, ob in der Macht der Persönlichkeit über das Leben, ob in der Ohnmacht der Persönlichkeit diesem Leben gegenüber, mit andern Worten, er wird danach fragen, ob die Zeit der Erkenntnis der das Leben bewegenden und dasselbe fortzeugenden Elemente günstig war, und also eine relativ bedingte Eigenart und Willensthätigkeit sich zu entwickeln vermochte, oder ob es zu einer solchen Erkenntnis nicht kam, ob sich die Menschen von der Not schieben ließen, weil sie unfähig geworden, selbst und aus eigener Kraft vorwärts zu gehen. Also Willensfreiheit und innere Gesetzmäßigkeit sind keine Gegensätze, sobald wir anerkennen, daß der Mensch nicht nur ein bedingendes, sondern auch ein bedingtes Element der Weltentwicklung und Lebensbewegung ist.

Nun aber sagt Stieve klar, was er will. „Was ich im Auge habe, ist vielmehr die empirische Forschungsweise, die Methode, ganz voraussetzungslos in die Untersuchung einzutreten und erst auf Grund möglichst zahlreicher, durch prüfende Beobachtung gewonnener Thatsachen Schlüsse zu ziehen, dann aber auch sich nicht mehr durch „Autoritäten" binden zu lassen und die Erscheinungen in ihrer Ganzheit und in ihrem organischen Zusammenhang aufzufassen." Damit erklärt er das, was er unter der innern Gesetzmäßigkeit der Naturentwicklung und der sie zwingenden Notwendigkeit verstanden wissen will. Wie er die Aufstellung eines Endzieles ablehnt, so will er die Aufstellung einer Generalursache vermieden sehen. Er will nur

nach Zielen und Ursachen forschen, dann aber die Erscheinungen in ihrer Ganzheit und in ihrem organischen Zusammenhang mit andern auffassen. Und so leitete also diese Methode rückwärts und vorwärts in die Ewigkeit und den ewigen Fluß der Dinge. Es ist der Realismus in seiner ganzen und schönen Form, der hier verkündigt wird, ausgehend von dem festen Boden der Thatsache und an sie anknüpfend zu ewiger Kette die Unendlichkeit der Thatsachen. Und wir meinen, es ist Zeit, daß diese Anschauung sich auch einmal auf das Gebiet der Geschichte erobernd vorwage. Was Stieve, von diesem Satze ausgehend, weiter entwickelt, ist wohl wert, noch einmal gedruckt und gelesen zu werden, zumal wir unsere Anschauungen darüber an seine Betrachtungen anknüpfen wollen.

„Der Gedanke, die naturwissenschaftliche Methode der Geschichtsforschung anzueignen, ist ja nun keineswegs neu und grundsätzlich dürfte seine Berechtigung sogar allgemein anerkannt sein. Mit seiner Verwirklichung ist indeß nur selten rechter Ernst gemacht worden. Diese setzt äußerst mühsame und ausgedehnte Vorarbeiten voraus und macht deshalb zugleich die rasche Gewinnung und Veröffentlichung von Ergebnissen unmöglich. Sie erheischt ferner eine starke Zurückdrängung der Individualität des Forschers und wehrt den Genuß, große Zeiträume mit kühnem Fittig zu durchfliegen und die frisch anschwellende Gedankenflut in vollem Gusse ausströmen zu lassen.“ Oben forderten wir möglichste Herausarbeitung der individuellen Kräfte. Stieve fordert starke Zurückdrängung. Wir wollen uns zu einigen suchen. Individualität und Abnormität sind zwei verschiedene Dinge. Nur der unfertige Individualismus wirkt abnorm, der fertige ist die höchste Potenz der konzentrischen Kraftsammlung, nicht der exzentrischen Kraftzersplitterung. Eine solche Individualität aber bedarf keiner Zurückdrängung, weil in ihr die Dinge ihr natürliches Gewicht behalten und nicht vermögen, durch ihr Gewicht eine solche Individualität zur exzentrischen zu degradieren. Natürlich ist es ebenso das Kraftmaß, welches einer derartigen Natur Ziel und Grenze setzt, und dieses Kraftmaß wird auch darüber entscheiden, ob die Fittige über große Zeiträume zu tragen vermögen oder aber sich auf kleinere Strecken beschränken müssen. Es ist also der falsche Individualismus, der zurückgedrängt werden soll, das Huhn soll sich als Huhn, nicht aber als Adler erweisen und bethätigen. „Obendrein ist sie (die naturwissenschaftliche Methode) auch durch die Befähigung, sich ganz in fremde Gedankenkreise und Persönlichkeiten einzuleben, bedingt, und diese Gabe läßt sich nicht durch den Drill eines wohlgeleiteten Seminars erwerben, sondern muß angeboren sein und durch mühselige Selbstzucht entwickelt werden.“ Also wieder die Individualität, die ganze und ungebrochene, nicht die zurückgedrängte, die den Adler zwingt, als Huhn zu erscheinen. Denn Individualität wird nur

durch Individualität erfaßt und verstanden, Persönlichkeit nur durch Persönlichkeit, wie zwei Kreise sich nur decken, wenn sie gleich groß sind, wie der eine den andern nur in sich aufzunehmen vermag, wenn er größer ist. Nur die ganze und ungebrochene Individualität ist imstande, aus sich herauszugehen, ohne sich zu verlieren, nur sie vermag sich in fremde Gedankenkreise und Persönlichkeiten einzuleben, ohne ihr eigenes Leben daranzuwagen. „Endlich erfordert sie (die naturwissenschaftliche Methode), obwohl ihre feste Grundlage durch die Erforschung von Einzelheiten gewonnen wird, eine gewisse Vertrautheit mit der ganzen Geschichte und mit dem menschlichen Leben; denn erst aus dem Vergleich mit den Erscheinungen in diesem und in jener kann das volle und sichere Verständnis für die Vorgänge und Persönlichkeiten auch eines enger umgrenzten Schauplatzes erwachsen, ja wo die Quellen dürftig fließen, wird oft ausschließlich der Parallelismus in der Menschheitsentwicklung den Schlüssel zur inneren Werkstätte der Geschichte bieten." Zu diesem Satze haben wir nichts hinzuzusetzen. Er ist ein Meilenstein auf dem Wege der Entwicklungsbahn unsrer Wissenschaft, er enthält die kategorische Absage an die tote Bücher- und Aktenweisheit, an das Philologentum in der Geschichte und räumt dem Leben den Platz in der Geschichtsforschung ein, der ihm gebührt. Das Leben wird nicht umhin können, der Geschichtsforschung, die sich seinem lebendigen Blutstrome wieder öffnet, den Dank abzustatten und sie als eine lebendige Wissenschaft, als eine wirkliche Mehrerin des menschlichen Wissens, in den Kreis ihrer lebendigen, fröhlich wirkenden Genossinnen wieder hinauszuführen.

Nun aber kommt eine Folgerung, die wir nicht erwartet haben. „Die größten Schwierigkeiten stellen sich ihrer Anwendung auf dem Gebiete des Altertums und Mittelalters durch die Dürftigkeit und Einseitigkeit der Quellen entgegen. Nicht wenige Hindernisse findet sie indeß auch auf dem Gebiete der neueren und neuesten Geschichte in der ungeheueren Masse und Zerstreutheit des Stoffes. Wer sich ihr dort ergeben will, muß sich zur Zeit von vornherein entsagend bescheiden, lediglich Bausteine zu liefern, aus welchen einst ein genialer Kopf ein nicht nur glänzendes, sondern auch festgefügtes Gebäude umfassender Darstellung aufzuführen vermögen wird. Vorläufig ist ein solches wohl noch nicht ausführbar; denn man muß doch erst einmal wissen, was geschehen ist und wie die handelnden Persönlichkeiten ihrem Wesen und Denken nach geartet waren, wenn man aus dem willkürlichen Konstruieren herauskommen will. Es bleibt dem naturwissenschaftlich Forschenden also nichts übrig, als in der verachteten Kaste der „Specialisten" zu verharren. Dafür begünstigt aber auch eben die reiche Fülle und Zuverlässigkeit der Quellen sein Verfahren und erleichtert die Gewinnung sicherer Ergebnisse. Ich gestehe daher ungescheut, daß ich mich

nach dem geringen Maße meines Könnens und Wissens mit Vergnügen bemühe, auf dem beschränkten Felde meiner Quellenforschungen die naturwissenschaftliche Methode zu befolgen, und weit entfernt, die Ergebnisse meines Strebens für unanfechtbar zu halten, hoffe ich dennoch, den Kärrnerdienst für den Königsbau der Zukunft nicht völlig nutzlos zu verrichten."

Da möchte man eigentlich gleich persönlich werden. Doch sehen wir davon ab und stellen eine weltfremde Frage: Wie ist der Speierer Dom entstanden? Er entstand, indem ein paar Jahrhunderte hindurch die Kärrner Steine fuhren und ein Loch auswarfen. Dann kam nach den paar Jahrhunderten, als der Haufen groß genug und das Loch tief genug war, ein genialer Kopf. Der zog aus sich selbst einen Plan von höchster Vollendung, nahm Stein für Stein und setzte sie auf einander, zuerst in die Erde, dann höher und höher, und als das Ding fertig war, war es nicht nur ein glänzendes, sondern auch festgefügtes Gebäude. Es erhielt die Bezeichnung Speierer Dom und der Stil, nach dem es gebaut, nannte man nach dem Baumeister Romanus, der ihn erfunden, den romanischen. So ist es gewesen, und was im Lübke steht, ist falsch; denn wenn wir den Parallelismus in der Menschheitsentwicklung als Schlüssel heranziehen und sehen, wie sich heutzutage die Geschichtswissenschaft entwickeln soll, so kann es gar nicht anders gewesen sein.

Aber in mir lebt noch ein Stück Romantiker. Ich kann den Lübke nicht loswerden. Er erzählt uns, wie man eine alte römische Basilika fand, wie die germanischen Wilden an ihr herumkletterten, wie Steine losgingen, die man ersetzte, wie Wände einfielen, die man versuchte, neu zu errichten, wie man dann selbst dazu kam, eine Basilika bauen zu wollen, wie die Fehler in der Konstruktion zu komischen Aushülfen führten, wie man dann anfing, das zuerst bloß Nachgeahmte zu variieren, dem bestimmten Zwecke anzupassen, wie jeder neue Baumeister dem älteren einige Kniffe abgesehen, wie selbst draußen auf dem Lande die Bauernbaumeister versuchten, aus den paar Steinen und mit den geringen Mitteln, die sie hatten, ein Kirchlein zu bauen, wie manchmal gerade ein so einfältiges Bauerngehirn einen gar wundersamen Einfall hatte, wie sich also durch dieses Thun und Treiben eine feste Grundform herausgestaltete, wie dann mit den kleinen anfänglichen Erfolgen Können und Kühnheit wuchsen und immer weiter wuchsen, bis zuletzt aus all diesem Leben hervorgehend und in ihm stehend der Baumeister kam, der jene wunderbare Kathedrale der Salier an den Ufern des Rheinstroms zu errichten vermochte. Und das sollte nicht wahr sein? — Ja, es ist wahr, und nun stecken wir den Schlüssel des Parallelismus in das rechte Schloß und nicht ins falsche, in dem ihm der Bart verbogen wird. Der Königsbau der Zukunft wird auch für die Geschichte nicht anders

zu errichten sein. Und wenn nicht auf diese Art, wird er überhaupt nicht errichtet werden. Also die Beschränkung auf das Spezialistentum ist verkehrt, doppelt verkehrt von Leuten, die solche wunderbaren Dinge zu sehen vermögen, wie sie Stieve sieht. Wenn er mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften versuchen wollte, ein ganzes Gebäude aufzuführen, es würde für uns in der Gegenwart, die wir nicht bloß Steinhaufen sehen und uns mit dem Königsbau der Zukunft vertrösten lassen wollen, indes Sturm, Regen und Schnee auf uns niedersausen, von ungemein größerem Nutzen sein, als alle noch so tief und weit hergeholten Steine. Aber ich denke, es geht eins mit dem andern, und jeder war, bevor er sich einer „Kaste“ verpflichtete, dem Leben verpflichtet. Dient die Kaste dazu, ihm die Erfüllung dieser Pflicht zu erleichtern, gut, wenn nicht, weg mit der Kaste! Woher soll denn der Plan zum Königsbau kommen, wenn er nicht langsam wächst, wenn nicht alle mithelfen, sein Wachstum zu fördern? Und wenn dann schließlich jeder sagt: ich getraue mich nicht, den Bau anzufangen, wenn keiner den Anfang zum Planentwerfen machen will, haben die Kärrner dann nicht recht, wenn sie sich in die Brust werfen und verächtlich auf die zagen Baumeister herabsehen? Ist es nicht natürlich, wenn sie in ihrem Kärrnerdünkel meinen, ihre Arbeit sei die alleinseligmachende, wenn sie ausrufen: „Da schaut her, unser Haufen ist schon so hoch, und ihr habt noch gar nichts!“ Ja wohl noch gar nichts und dort ein Steinhaufen! Da hilft nichts, als Bauen!



Psychopathia spiritualis.

Von C. Vedente.

(Leipzig.)

Unter diesem etwas kühnen Titel ist der besondere Abdruck des Aufsatzes von Kurt Eisner aus den „Gesellschafts“heften 11 und 12 des letzten Jahres bei Wilhelm Friedrich erschienen.

Um sofort zur Kritik etwas Positives bieten zu können, erzähle ich eine Geschichte, für deren Wahrheit ich gewährleiste: In einer wissenschaftlichen Studentenversammlung zu Leipzig wurde ein Vortrag über die Ethik Friedrich Nietzsches gehalten. Bei der Debatte stand ein Nietzschefreund einem Nietzschefeind gegenüber; der erstere hatte den „Zarathustra“, der zweite die „Genealogie der Moral“ in der Hand, beide bekämpften sich aus diesen Büchern etwa

eine Stunde lang mit Citaten, und setzten sich dann mit der Überzeugung, die Waffen aus dem geistigen Arsenal des Philosophen selbst entnommen zu haben. Wie? Also widerspricht er sich in diesen Büchern?? Das wäre nicht wunderbar, aber daß es Eisner nicht merkt, daß er diese Thatsache nicht in den Mittelpunkt seiner ganzen Entgegnung stellt, daß er hier nicht zwei völlig getrennte, völlig incommensurable Nietzsche erkennt, ist in der That befremdlich. Aber er ruft sogar ganz naiv aus: Ins Schwarze dem System Nietzsches! — wie ich mich über die Entdeckung dieses „Systems" freue! Und auf dieser Grundlage hat er sein ganzes Buch aufgebaut, er hat, statt dem Polyp Nietzsche Glied für Glied abzuhauen — bitte dringend sich nicht an das Bild zu klammern — geglaubt, man könne den vielköpfigen Riesen mit einem Schlag auf den Kopf zu Boden werfen. Für einen Kenner Nietzsches ist der Ausdruck „System Nietzsche" einfach eine contradictio in adjecto. Instinktiv hat Eisner auch dasselbe gethan, was Dr. Hugo Kaatz in seinem Buch „Die Philosophie Friedrich Nietzsches" that, nämlich einzelne Gruppen ausgeschieden und als solche betrachtet. Und selbst diese Art von Widerlegung ist noch viel zu ungründlich bei dem Aphoristiker Nietzsche.

Also ein „System" bei Nietzsche! das ist der unverkennbare formale Fehler Eisners. Ich stelle ihm sofort den materialen Bruder zur Seite: Nietzsche ein Absolutist! Auf diese Thatsache muß ich etwas näher eingehen.

Alle Worte und Benennungen, die notwendigerweise einen Zwang, eine Einengung auf die grade bei Nietzsche so sublimierten Begriffe ausüben, hat Eisner in ihrer engsten und kleinsten Bedeutung als absolute Dinge aufgefaßt und so zu widerlegen gesucht. Heißt das nicht Nietzsche verblümt einen — Dummkopf nennen? So ist z. B. ein Individualist in seiner Darstellung ein Mensch, der absolut allein wohnt, lebt und denkt, mit niemand in Berührung kommt und folglich auch in Krankheitsfällen keinen Arzt hat; ein Egoist rührt keinen Finger ohne den unmittelbarsten direktesten materiellen Vorteil, weswegen ich vermute, daß Eisner einen Bankier mit seinen mittelbaren Vorteilen nie einen Egoisten nennen wird. Den Fehler, in dem Übermenschen ein absolutes Ziel, also etwas anderes wie eine bloße Bahn, eine Richtung zum Vorwärtsschreiten zu erkennen, teilt er mit Strindberg, sonderbarerweise hält er sogar Bismarck für einen Übermenschen, während der Nordländer seinem Helden wenigstens die tiefsten psychischen und intellektuellen Feinheiten zuerteilt hat. Das kommt von dem „System Nietzsches": Der höchste Mensch aus „Jenseits von Gut und Böse" ist einfach mit dem Übermenschen identifiziert, und demnach muß auch der letztere absoluter Egoist und harter Gewaltmensch sein. Auf denselben Grundlagen ruht die Eisner'sche Darstellung von Egoismus und Altruismus.

„Alter = der andere ist hier = der „Nächste“ im gröbsten Sinne gesetzt, und allerdings, wenn man den „Zarathustra“ mit solchen Augen betrachtet, kann man ihn nicht verstehen. Für mich ist Altruismus = Unegoismus und in diesem Sinn ist der „Zarathustra“ ein unerreichbares Lehrbuch des Altruismus: Liebet das kommende Geschlecht, opfert euch auf für die Entwicklung der Menschheit, geht freudig zu Grunde für „die Fernsten“ ohne jeden Lohn für euch! Man vergleiche hiermit die Christen und das Heil ihrer eignen Seele: „Sie wollen noch bezahlt sein“ spricht Zarathustra.

Ich formuliere hier in Parenthese zur Erklärung die beiden Nietzsche: Historische Ableitungsethik (Jenseits von Gut und Böse. — Genealogie der Moral) und reine Lehrethik (Zarathustra). Natürlich sind die Grenzen schwimmend, es giebt noch „Neben-Nietzsches“ und alle zusammen sind in den anderen Büchern nachzuweisen. —

Das „Werdet hart“, „Werdet weich“, wird absolut (beinahe als Abhärtung!) und mit den Augen des geschlossenen Systems betrachtet; es kommt also neben den grausamen Egoisten zu stehen. Wer soll denn hart werden? Die Vornehmen natürlich! Aber wo sind sie denn heute, diese Vornehmen, in dem einzig noch vorhandenen Stand der Relativ-Besitzenden? Ich — beziehe dieses „Werdet hart“ in seiner weitesten psychischsten Bedeutung auf den Uebermenschen, aber Eisner dekretiert ohne langes Überlegen von seinem sozialistischen Standpunkt: Die Reichen sind bei Nietzsche die Vornehmen und sie sind es, die hart werden sollen! Nun käme doch nach dieser vollständig willkürlichen Auslegung noch alles darauf an, gegen wen diese Vornehmen hart sein sollen, und Eisner fährt fort: Natürlich gegen das Gesindel, gegen die Armen, gegen die Arbeiter. Hier löst sich die ganze Logik in Wohlgefallen auf, sobald Eisner konsequent ist: Die Reichen-Vornehmen-Egoisten-Individualisten-Uebermenschen müssen doch nach dem „System“ überhaupt hart, an sich hart sein, also auch gegen die anderen Vornehmen, — aber wer hat denn dann recht? Das wäre für Eisner das allerbeste, dann käme einfach die nette Geschichte von den Löwen, die sich „aufgezohren“ und die Arbeiter blieben übrig. Das kommt von dem „System“. Noch zum Überfluß einen praktischen Fall zur Beleuchtung von Nietzsches Auffassung: Ein Kommerzienrat aus der Frankfurter Liebigstraße oder Zeil wäre für Zarathustra unter allen Umständen „Gesindel“, während er nicht anstehen würde, einen Lokomotivführer für vornehm zu erklären, sobald er ihn einen Tag bei seinem Beruf ruhig beobachtet hätte; denn der erstere ist Sklave seines Geldes, der letztere Herr — seiner selbst. — Im Übrigen hätte Eisner hier zum mindesten im Zarathustra selbst noch eine Zweiteilung erkennen müssen: Kritik an der Gegenwart und darauf

aufgebaut Vorschrift für die Zukunft, wofern man nicht einen dritten, rein gedanken-lyrischen Teil ausscheiden will.

Wir kommen zum Mitleid. Absolutistisch ist Nietzsche natürlich auch hier dargestellt, zugleich aber äußerst kurzsichtig: Der arme Philosoph hat sein Gebäude in diesem Punkt in die Luft gestellt, er hat gegen etwas gekämpft, was nach Eisners richtiger Ansicht gar nicht da ist! Sachte, ganz so kurzsichtig ist der „irre Geisteskönig“ doch nicht. Kämpft er gegen das Mitleid, gegen die Askese, gegen die himmlischen Dinge, die alle nicht da sind, — oder kämpft er gegen die Heuchelei mit ihnen? Allerdings, das letztere thut er, er bekämpft das Mitleid als Lüge und feige Hinterthüre der Priester, als Schild, den sie immer wieder vorstrecken, wenn man ihnen auf das hohle Haupt schlagen will. Soll ich den Kampf Eisners hier noch näher beleuchten? Er hat an Stelle eines Beweises für sein „Werdet weich“, d. h. einer Reihe von Beweisen, dasselbe gethan, was er vorher Kant vorgeworfen hat: die „praktische Vernunft“ zur Anwendung gebracht und einen unnachahmlich schönen Gefühlserguß auf das Weihnachtsfest konzentriert, der sicher, ganz sicher enorm wirkt, aber leider mit einem Beweise gar nichts gemein hat. Analog dem sonderbar weichen Ausruf: „O, du thörichter Nietzsche!“ sage ich hier: „O, Sie gefühlvoller Herr Eisner!“ Ein einziger Punkt, — um noch einen Augenblick beim Mitleid zu verweilen — könnte schon den Streit entscheiden: Nietzsche und Eisner sagen beide: 2000 Jahre hat man den Menschen umsonst das Mitleid gelehrt. Nietzsche schließt nun: Also ist das Experiment mißglückt und wir experimentieren mit der Umkehrung weiter, während sein Gegner sagt: Folglich müssen wir noch 2000 Jahre länger warten. Mit was hat er nun bewiesen, daß er zu seiner Forderung mehr Recht hat, wie Nietzsche zu der entgegengesetzten?? Mit nichts! — aber ich vergesse, daß Eisner Absolutist ist! —

Noch einige formale Punkte. Wenn man, wie der Verfasser der „Psychopathia spiritualis“ es thut, gegen Nietzsche den Hauptvorwurf erhebt, daß er nicht beweist, so ist man moralisch gezwungen, selbst viel und genau zu beweisen. Aber das thut Eisner nicht. Seine Beweise sind nie bis zum Ende durchgeführt und man läßt es sich gern gefallen, wenn er in seinem Aufsatz immer und immer wieder für Beweise Bilder und Vergleiche bringt; man wird von dem Buche überhaupt bestochen, — es wird zweifellos viel dazu thun, Nietzsche kritiklos aber gefühlvoll abzuurteilen. Aber warum diese Bilder? Traut sich Eisner nicht selbst? Braucht er eine Stütze, eine Art Selbsttäuschung? — Eine zweite taktische Unklugheit ist es, daß er Nietzsche Witze und Witzeleien vorwirft und selbst keine Gelegenheit versäumt, Witze als logische Kampfmittel zu gebrauchen.

Hier sinkt er manchmal geradezu auf das ärmliche Niveau Dr. Hermann Türks herunter. Die Witze sind nicht eine Stärke, sie sind eine Schwäche Eisners. Zum dritten, Herr Eisner, es ist nicht schön von Ihnen, daß Sie ganz wie der selige Rechtsanwalt Cicero es liebte, Nietzsche erst loben, um ihn dann um so rücksichtsloser „abthun“ zu können. —

Was mir — trotz alledem — die „Psychopathia spiritualis“ zu einem Lieblingsbuch macht, ist die Fülle der vorzüglichsten und immer treffenden Bemerkungen zur heutigen Gesellschaftspsychologie. Wie er von der „latenten Schwangerschaft der Dirne“, von Nietzsches gänzlich falscher Auffassung des Sozialismus, vom Kampf ums Dasein u. s. w. spricht, was er von Erziehung, Milieu, Presse, Rassomanie bemerkt — alles ist fast unanfechtbar, und wie das ganze Buch, brillant geschrieben. —



Deutscher Schriftsteller und amerikanischer Flibustier.*)

Von Karl Freiherr Du Prel.

(München.)

An die

Germania Publishing Company. 182—184 Fulton Street. New-York. City.
U. S. Amerika.

München, 16. 10. 1891. Sehr geehrter Herr! Durch Vermittlung der „Allgemeinen Zeitung“ in München ist mir eine Nummer Ihres „Belletristischen Journals“ zugekommen, woraus ich ersehe, daß darin mein Roman „Das Kreuz am Ferner“ (Stuttgart, Cotta 1891) Aufnahme gefunden hat. Nun bin ich Ihnen für diese Ehre allerdings sehr verbunden, aber Sie werden es begreiflich finden, daß ich, in euro-

*) Im Interesse der deutschen Schriftsteller werden die Tageszeitungen um freundlichen Nachdruck ersucht. Der zwischen dem Deutschen Reiche und den Vereinigten Staaten verhandelte Vertrag zum Schutze des geistigen Eigentums ist dermaßen bureaukratisch verschnörkelt, daß er in dieser Gestalt für uns Deutsche nahezu zwecklos ist. Die Schutzfrage darf darum nicht von der Tagesordnung abgesetzt werden, so lange sie nicht eine auf der Höhe wahrhaft erleuchteter und energischer Gesetzgebung stehende Lösung gefunden hat. In diesem Sinne bietet der Fall Du Prel sehr schätzbares Material. Die Schriftleitung

päischen Anschauungen aufgewachsen, diesen Nachdruck nach europäischen Begriffen beurteile. Nach den bei uns herrschenden Begriffen nun ist ein solcher Nachdruck in hohem Grade befremdend. Wir haben uns längst in die Anschauung hineingelebt, daß zwischen geistigem und materiellem Eigentum nicht der mindeste Unterschied besteht, und in der That ist geistiges Eigentum bei uns so sehr geschätzt, daß kein Feuilleton von mir nachgedruckt werden kann, ohne daß der betreffende Redakteur sich vorher mit mir über die Bedingungen verständigt, unter welchen ich es gestatte. Dieselben Anschauungen herrschen auch im übrigen Europa, und mit Recht; denn durch keinerlei Kasuistik vermöchte irgend jemand den Satz zu widerlegen, daß das Produkt meiner Nerven in demselben Maße als mein Eigentum zu betrachten sei, wie irgend ein materielles Produkt meiner Muskeln.

Nun weiß ich es allerdings, daß Amerika der internationalen litterarischen Konvention noch nicht beigetreten ist, daß Sie also mein Buch nachdrucken können, ohne einen Vertrag zu verletzen. Ich weiß es aber auch, daß nicht nur in Europa, sondern in der zivilisierten Welt überhaupt, unser gegenseitiges Verhalten nicht ausschließlich durch den Gesetzeskodex bestimmt wird, sondern daß dieser noch ergänzt ist durch Gebräuche, die zwar ihren gesetzlichen Ausdruck noch nicht gefunden haben, aber dennoch allgemeiner Anerkennung sich erfreuen, weil sie eben unserem moralischen Bewußtsein entsprechen. Ich würde in der That Amerika beleidigen durch die Annahme, daß der Mangel eines Vertrages auf der Mangelhaftigkeit des amerikanischen Rechtsgefühls beruhe, und ebenso würde ich Sie beleidigen durch die Voraussetzung, Sie könnten den zufälligen Umstand, daß das deutsche Reich seine einheimischen Schriftsteller gegen das Ausland nicht schützt, zum Nachteil eines deutschen Autors ausnützen wollen.

Es sind zwischen Amerika und Deutschland Verhandlungen im Gange; ich kann daher nicht glauben, daß Sie vor Abschluß derselben noch geschwinde eine Handlung begehen wollten, die vielleicht schon in kurzer Zeit als verboten bezeichnet werden wird. Ich setze vielmehr voraus, daß Sie vorweg erwarteten, ich würde mein Eigentumsrecht, wenn mir an demselben gelegen sein sollte, schon geltend machen, und daß Sie vorweg entschlossen waren, alsdann es anzuerkennen. Dies ist der Grund, warum ich mich an Sie persönlich wende, statt — wie es mir geraten wurde — diesen Brief als „Offenes Schreiben" in deutschen und amerikanischen Blättern abdrucken zu lassen.

Ich ersuche Sie demnach, sich bezüglich des Nachdruckes meines Romans mit mir ins Einvernehmen zu setzen. Ich bin mir, wie gesagt, bewußt, dieses Ersuchen durch keinen Vertragsparagraphen begründen zu können, wohl aber — und das genügt Ihnen gegenüber — durch die einfache Annahme, daß Sie als Gentleman freiwillige Moralität höher stellen, als äußerlich erzwungene Legalität.

Mit der Bitte, mir Ihre Antwort baldmöglichst zukommen lassen zu wollen, und mit dem Ausdruck vollkommener Hochachtung bin ich

Ihr

ergebenster

Dr. Karl du Prel.

München, 11. 3. 1892. Mein Herr! Sie haben mein Schreiben vom 10. Okt. 1891, worin ich Sie ersuchte, sich mit mir bezüglich des Nachdruckes meines Romans „Das Kreuz am Ferner" ins Einvernehmen zu setzen, unbeantwortet gelassen. Durch die Post bin ich aber heute in Kenntnis gesetzt worden, daß erwähnter Brief Ihnen am 28. Oktober richtig zugestellt wurde. Ihr Schweigen war demnach ein absichtliches,

das heißt ich habe mich in meiner Voraussetzung, Sie seien ein Gentleman, geirrt; Sie stellen sich vielmehr mit vollem Bewußtsein auf den Standpunkt des litterarischen Diebstahls und verbleiben mit voller Absicht auf demselben.

Ich weiß nicht, wie man solche Leute in Amerika nennt; bei uns nennt man sie Gauner. Mit dem einem solchen gebührenden Grade von Achtung bin ich

Dr. Karl du Prel.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Dieser Sommer bringt uns wieder eine große Internationale im Glaspalast. Die Künstlergenossenschaft betreibt die Zurüstung mit Eifer und Geschick, aber nicht mit den vereinten Kräften wie früher. Es gährt gewaltig in ihrem Schoße. Die Alten und die Jungen wollen sich nimmer vertragen. Man hört von beabsichtigter Scheidung und Gruppenbildung und getrennten Ausstellungen. Vielleicht ist die Sache in Wirklichkeit, wenn's einmal zum Treffen kommt, nicht so schlimm. München wäre auch nicht Paris, um mehrere Ausstellungen zugleich zu vertragen. Es muß ein Ausgleich versucht werden, der allen Teilen gerecht wird, den Nationalisten wie den Internationalisten. International muß die Ausstellung im besten Sinne sein, d. h. sie muß eine möglichst vollständige Überschau der bedeutendsten neuen Werke aller Kunstvölker bieten, aber die deutsche und insonderheit die Münchener Kunst muß den starken Mittelpunkt bilden und in allen Stücken die Vorhand haben, soweit sich's um Gleichwertigkeit der Leistungen handelt. Den auswärtigen Künstlern günstigere Bedingungen zu stellen, als den einheimischen, ist sinnlos und unwürdig. München, nach Paris der größte Kunstmarkt des Kontinents, wird von den fremden Künstlern immer gern beschickt werden, ohne daß sich die Ausstellungsjury vor ihnen auf den Bauch zu legen braucht. Und daß im künstlerischen Schaffen das heimatliche Moment eine bestimmende Rolle spielen muß, kann man an den größten Künstlern aller Zeiten und Länder beobachten. Die Eigenart, die wir an den Fremden ehren und bewundern, kann auch den Einheimischen nicht nachdrücklich genug als Verdienst gedeutet werden. Das ist Weisheit von der Gasse, und es ist traurig, daß sie immer wieder gepredigt werden muß, so oft sich unsere Künstler mit den ausländischen Schaffensgenossen einlassen. Die Lehre von der Bedeutung des Nationalen, des Ur- und Eigenwüchsigen in allem Geistes- und Phantasieleben ist so elementar, daß sie uns längst in Fleisch und Blut übergegangen sein sollte.

Wie wenig dies leider noch der Fall, zeigt der neueste Sieg des ödesten Akademismus im jüngst enthüllten bayerischen Armeedenkmal in der Feldherrnhalle. In dieser Halle standen seither nur zwei Denkmäler: die Erzstatuen von Tilly und Wrede, keine bedeutenden Kunstwerke, aber wertvoll durch den gewissenhaften Naturalismus, mit welchem die beiden Helden wenigstens im Charakter und in der Tracht ihrer Zeit dargestellt sind. Bei dem neuen Armeedenkmal keine Spur davon. Nichts als opernhafte Allegorie- und Symbolmacherei. Statt uns den richtigen bayerischen

Soldaten der sechziger und siebziger Jahre zu zeigen, wie er leibte und lebte, in einem schönen, der Verewigung würdigen Typus, stellt man uns drei konventionelle Figuren aus dem Modelliersaal der Akademie hin: den nackten Krieger mit römischem Helm, in der einen (rechten!) Hand den Schild, in der andern Hand die (moderne!) Fahne; das griechisch gewandete Weib, in der einen Hand den Palmwedel, in der andern den Kranz; den Löwen in einer der üblichen Allegorie-Attitüden. Angeblicher Sinn: der Krieg, welcher den Frieden erkämpft und schützt. Man sieht das Ding an wie irgend ein Dekorationsstück, das eine leere Ecke ausfüllt, und geht vorüber, kühl bis ans Herz. Und das soll vaterländische Kunst sein und Zweck eines bayerischen Armeedenkmals? Die künftigen Geschlechter müssen bei diesem Anblick sich kuriose Vorstellungen von unserem vielgepriesenen Kunst- und Vaterlandsgefühl machen, von anderem gar nicht zu reden.

Leider erwies sich auch die neueste vaterländische Oper des Dichterkomponisten W. Kienzl „Heilmar der Narr“, zum erstenmal auf der Münchener Hofbühne aufgeführt, als nicht viel Besonderes. Diesmal nicht aus mangelndem nationalen Sinn und Geschmack, sondern aus Mangel an Kraft und Originalität. Kienzl ist ein Wagnerianer im Kapellmeisterstil, ohne dabei vergessen zu können, daß Marschner, Schumann und Andere hübsche, stimmungsvolle Sachen geschrieben haben, die der Auffrischung wert sind. Und so läßt er die ganze romantische Opernlitteratur von Marschner bis Wagner an sich und leider auch an uns vorüberziehen. Was wir von Kienzls Eigenem zu hören bekommen, ist zu ungenügend, um für seinen „Heilmar“ die Bedeutung eines interessanten modernen Kunstwerkes beanspruchen zu können. Denn daß etwas technisch gut gemacht ist, was der Ehre einer Aufführung an der Münchener Hofbühne gewürdigt wird, ist ganz selbstverständlich, fordert aber in Zeiten geläuterten Geschmacks zu keinem besonderen Lob heraus. Weniger vollendet vorgetragen, als dies in München der Fall ist, dürfte das Kienzl'sche Werk anderwärts kaum der freundlichen Aufnahme begegnen, die es hier gefunden.

Das Königliche Hof- und Nationaltheater, das seiner Zeit mit dem prunkvollen Ausstattungsdrama „Urvasi“ so großen Erfolg erzielte, hat uns am 6. April mit dem nicht weniger üppig in Szene gesetzten Schauspiel „Vasantasena“ wieder einmal nach Indien geführt. Herr Emil Pohl, der bekannte Schwankdichter („Die blaue Grotte“, „Schulreiterin“, „Goldonkel“, „Jongleur“ und ein halbes Dutzend ähnlicher Arbeiten verkündigen seinen Ruhm!) wollte uns in seinem 68. Lebensjahre einmal ernsthaft kommen, indem er mit freier Benutzung einer umfangreichen Dichtung des einige tausend Jahre alten indischen Königs Sudraka (oder Çudraka, Näheres darüber ist u. a. bei Klein, Geschichte des Dramas, nachzulesen) das fünfaktige Drama „Vasantasena“ schuf. Der Titel ist der Name einer Bajadere, die in der üblichen romantischen Weise durch Glück und Unglück in der Liebe zu einem edleren Dasein emporsteigt, aus einer Hetäre sich zu einer sittigen Ehefrau verwandelt — und zwar ziemlich schleunig, in ihren schönsten Jahren. Sie wird von einem gewissen Karudatta, einem wunderbaren Tugendspiegel aus der Kaste der Brahmanen, und einem unglaublichen Ausbund von Laster und Verruchtheit, einem gewissen Samsthanaka, dem allmächtigen Schwager des regierenden Königs Palaka, in sehr unterschiedlicher Weise geliebt, von dem unbefriedigt gebliebenen Scheusal im vierten Akte sogar fast zu Tode gedrosselt, lebt aber wieder auf, um im fünften Akte den unschuldig zum Strang verurteilten Geliebten zu retten und als Dea ex machina alles zum besten zu lenken. Um zu der romantischen Liebe auch ein bischen romantische Politik und Palastrevolution zu fügen, wird noch ein junger Hirte Ariaka aus königlichem Geblüte in die Geschichte verwickelt und zum Schlusse mit

dem Schwerte in der Faust zum Herrscher erhoben. Neben diesen vier Hauptfiguren beleben noch 25 bis 26 mehr oder weniger wichtige Personen nebst zahlreichem Volk, Kriegern, Sklaven und Sklavinnen den Schauplatz. Sowohl die pathetischen Ereignisse wie die namentlich im 1. und 2. Akte zahlreichen humoristischen Vorgänge fanden lebhaftesten Beifall, so daß der anwesende Herr Pohl wiederholt vor der Rampe erscheinen konnte. Gespielt wurde sehr tüchtig, wenn auch nicht überzeugend indisch in Sprache, Tonfall, Geberde, Geste und Gang. Die Ausstattung war blendend schön. Alles in allem ein Triumph geschicktester theatralischer Mache. Indien kann sich geschmeichelt fühlen. Es muß, nach dieser „Vasantasena“ zu schließen, bereits vor 1—2000 Jahren ein unglaublich entwickeltes Kulturland gewesen sein. Die Pohl'sche Hetäre hat nämlich schon die feinste spätchristliche, ja spezifisch protestantische Gewissenhaftigkeit im Leibe und ihre Gespräche sind geschmückt mit Aussprüchen unserer besten abendländischen Moral. Die indische Halbweltdame muß eine wunderbar exotische Erziehung in der Ethik genossen haben; sie ist so sattelfest in der Moral wie irgend eine hochgebildete moderne deutsche Frau. Allen Respekt! —

Sehr bedeutende neuere Werke hat in diesem Winter die musikalische Akademie in ihren berühmten Abonnementskonzerten auf dem Programme gehabt. Von den jungen Symphonikern, die auf den Vorteil einer solchen Vermittelung an das Publikum nicht genug Wert legen können, hat sich namentlich Friedrich Sander mit seinem großen Tongemälde „Heroide“ als ein glänzendes Talent geoffenbart. Eine ungewöhnlich reiche Phantasie verbindet sich bei ihm mit Tiefe der Empfindung und hohem Ernst des Strebens. Mit einer geradezu genialen Energie wandelt er die Bahn des Dreigestirns Berlioz-Wagner-Liszt, ohne in schülerhaft-sklavische Nachahmung zu verfallen oder eine Anlehnung zu versuchen, die seine schöpferische Selbständigkeit gefährdete.

Neben den Akademie-Konzerten haben besonders die sogenannten „Kaim-Konzerte“ im k. Odeon einen Erfolg an den andern zu reihen verstanden und die Kunststadt mit einer wichtigen musikalischen Institution bereichert. Doktor Kaim, Vertreter der großen Stuttgarter Klavierfirma, hat nämlich Konzertserien ins Leben gerufen, die als vornehmsten Zweck die Vorführung neuer, in München noch unbekannter Künstler und Kunstwerke verfolgen. Die erste Serie hatte geradezu glänzende Programme aufzuweisen. Unter dem vielen Guten und Besten, das wir hier zum erstenmale genießen durften, ragt die Erscheinung einer jugendlichen Violinvirtuosin hervor, die in der Musikwelt zu einer ersten Stellung berufen sein dürfte: Frida Scotta, eine vollendete Künstlernatur voll Temperament, Geist und Empfindung.

Auch der Münchener Kunstverein, der jährlich über hunderttausend Mark zu Ankäufen verwenden kann, hat im verflossenen Winter einen großartigen Aufschwung genommen. Die Kollektiv-Ausstellungen hervorragender jüngerer Maler wie Wilhelm Trübner, Franz Stuck u. a. waren von größtem Reiz, womit nicht gesagt sein soll, daß wir zu jeder Trübner'schen Pinsellaune begeistert Ja und Amen sagen. Wenigstens vermindert uns seine Malweise auch nicht um einen Gran die Bewunderung, die wir der ganz entgegengesetzten Technik des geistvoll-anmutigen und empfindungsvoll-tiefsinnigen Albert Keller zollen, abgesehen von dem hinreißenden Zauber, über den Keller gebietet, wenn er uns mystische Seelenzustände entschleiert, oder in mythologischen Szenen eine Welt voll Geist und Schönheit vor unseren Blicken enthüllt. —



Berliner Theater.

Von Hugo Grothe.

(Berlin.)

Adalbert von Hanstein „Die Königsbrüder", Paul Heyse „Wahrheit?" Conrad Alberti „Ein Vorurteil", Max Halbe „Eisgang".

Verschiedentlicher hinsichtlich des Stils, des Inhalts und der Tendenz wie die vorliegenden Werke lassen sich dramatische Produktionen kaum denken.

Wir haben ein hochgestiefeltes Ritterdrama, ein wenig mit klassischem Öl geschmiert, aber jugendlich warm und vollblütig, ein bürgerliches Schauspiel von braver Hausbackenheit, kurzatmigem Temperament und biederer Alltagsphilosophie, ein gewandt aufgebautes Gesellschaftsstück, in dem französische pikante Pointierung und Ibsensche nackte Sezierungskunst sich die Hände reichen, sowie eine soziale Tragödie, etwas grob gefügt, mit scheinbar bewußter Pose der Dekadenz, tief ernst, ja beinahe zu schwermütig, von feiner psychologischer Stimmungsfärbung. In diesen vier Schöpfungen zeigen sich alle Phasen, die das Drama in diesem Jahrhundert durchmachte, spiegeln sich die Entwicklungen, welche die Dichtung auf der Bühne durchlebte, in ihnen produzieren sich die alten und die neuen Ideen.

Und jedes Werk will dem Publikum an die Nerven greifen, seine Empfindungen schüren, seine Seele packen, jedes Genre preist seine Art als die allein seligmachende.

Adalbert von Hanstein entpuppte sich als ein kleiner Wildenbruch. „Die Königsbrüder" geben eine unter Schwertlärm und Heldenmeierei inszenierte Staatsaktion, die im wortfaftigen Jambenstrom dahinplätschert. Sie behandeln die Wirren nach dem Tode Heinrich des Voglers, die Kämpfe seiner um die Krone rivalisierenden Söhne Heinrich und Otto.

„Die Königsbrüder" sind ein Jugenddrama Hansteins. Die ungelenken Glieder des Anfängers drängen sich oftmals hervor. Die weltgeschichtlichen Vorgänge sind mit harmloser Naivetät nach Bedürfnis eingerenkt, die Motive mit wenig Innerlichkeit befeuchtet, die einzelnen Figuren, namentlich die Frauenspersonen so unklar und schattenhaft wie nur möglich. Feinere seelische Schattierung lassen die letzten Akte insbesondere vermissen. Desto mehr sind sie von Handlung vollgepfropft und wirken opernmäßig.

Und doch birgt das Stück vieles Anmutende, das stellenweis rein und natürlich aufflackernde Feuer der Sprache, das Siegfriedhafte in der Gestalt des jungen Heinrich stimmen ungemein sympathisch. Die Gegenüberstellung des gefügigen Feuerknaben Heinrich und des kaltäugigen Politikers Otto ist schön und lebendig gedacht, nur nicht tief genug charakterisiert.

Die Szenenführung beherrscht Hanstein mit nennenswertem Geschick. Den lauten Erfolg des Dramas hat er dieser Kunst zu verdanken. Hoffentlich schenkt uns Hanstein bald ein reiferes Werk. Von dem Dichter der „Menschenlieder" und des Cyklus „Von Kains Geschlecht" könnte man solches erwarten.

Die Darstellung der „Königsbrüder" im Berliner Theater war dem Charakter des Stückes vortrefflich angepaßt. Den König Otto spielte Ludwig Barnay.

Bei Paul Heyses „Wahrheit?" gehört das Fragezeichen nach dem Titel hinter das ganze Schauspiel. Hätte Heyse nicht die fatale Idee gehabt, mit dem Werke tendenziös wirken zu wollen, so möchte man seine fünfundzwanzigste dramatische Dichtung mit

Seelenruhe als eine Theaterware hinnehmen, ohne die unsere Bühnen ja nicht existieren können. Von lauter Tragödien à la Gerhard Hauptmann würden die Hörer bald dicke Köpfe bekommen!

Losgelöst von allen Prinzipstreitigkeiten und von allen mokanten Ausfällen, die gegen die modernen Apostel, die „Wahrheitsflegel" von Stapel gelassen werden, kann „Wahrheit" als eine recht nette und gemütliche Familiengeschichte gelten. Die Fabel weist eine Reihe sinniger, lauschiger und humorvoller Momente auf, auch etwas Leidenschaft, freilich nicht zu viel, denn dann könnte dem Philister bange werden.

Heyse schildert in seinem Schauspiele die Herzensangst eines Backfischchens, das durch die übelangebrachte „Wahrheit" zu tausend Schrecken und Thränen gebracht wird. „Die Wahrheit ist wie starker Wein, Kindern und überreizten Personen gefährlich", dociert darum die alte Großmama Erhardt.

Was will Paul Heyse mit seinem Drama sagen? Die Wahrheit ist ein gefährliches Ding? Die Notlüge ist unter bestimmten Verhältnissen etwas Erlaubtes, ja manchmal etwas zwingend Notwendiges, gewissermaßen eine moralische Forderung? Das ist doch eine alte Geschichte, die nur ein Dummkopf bestreiten wird.

Besteht denn aber die ganze Welt aus „Kindern" und „überreizten Personen"? Muß denn aber die gesamte Menschheit mit der Notlüge oder mit zarter seichter Wahrheit gepäppelt werden, wenn einzelne schwache Naturen sich an der ächten starkgepfefferten Wahrheit den Magen verderben?"

Wenn die alte Mama Erhardt nun noch über Litteratur und Kunst schwatzt und Uhdes „Heilige Nacht" mit den Worten kritisiert: „man zeigte mir ein Bild, auf dem saß eine häßliche schmutzige Frauensperson neben einem alten Mann, der wie ein Hausknecht aussah und sie hatten ein Wickelkind in ein paar karrirte Lappen gewickelt" u. s. w., so ist das einfach kindisch. Von ihrem Standpunkt aus kann eine Großmutter über Malerei denken was sie will. Sobald sie mir aber ihre Ansichten als die beherzigungswerten vordeklamiert, werde ich sie einfach auslachen.

Die gleiche Sensation wie „die Wahrheit?" im Lessingtheater machte Conrad Alberti's „Ein Vorurteil" bei der Matinée im Residenztheater.

Einige Recensenten höhnten darüber, daß der Verfasser sein Werk von demselben Direktor Lautenburg aufführen ließ, den er s. Z. in lebhaften Artikeln in der „Gesellschaft" befehdete. Die persönliche Kritik ist freilich in jüngster Zeit recht Mode geworden. Die Herren Kritici, welche mit hämischem Behagen die oben erwähnte Thatsache zu selbstbewußten Witzen benutzten, werden kaum in eine gleiche Verlegenheit kommen wie Conrad Alberti!

„Ein Vorurteil" gestaltet einen Stoff, der schon unheimlich oft in der französischen wie in der deutschen Litteratur zum Vorwurf genommen wurde. Es ist wunderbar, daß das Parodietheater die Fabel „von der Ehefrau mit der geheimen Jugendsünde" noch nicht zum Ulkproblem auserkoren hat.

Alberti's Fassung des Motivs hebt sich bedeutend über die matten Produkte eines Lindau oder Blumenthal. Bei ihm finden wir keine weinerlichen Sentimentalitäten, sondern mannhafte und ernste Töne. Eine Anzahl mutiger und frischer Momente, einige Gesellschaftstypen, vornehmlich die des cynischen jungen Arztes, wurden beifällig aufgenommen.

Die Sprache des Stückes schleppte durchgängig und machte auch die Darsteller unsicher. Gerade ein realistischer Stil verlangt die feinste und schärfste Durchbildung.

Max Halbes „Eisgang" möchte ich neben „Vor Sonnenaufgang" und „Familie Selicke" stellen.

In der dichterischen Arbeit Haldes sehe ich einen interessanten Versuch, dem Drama die modernen Elemente des Milieus in ergänzender und vertiefender Weise zuzuführen. Die Personen werden mittelst der Stimmungsatmosphäre der Verhältnisse in ihrer Individualität vom Dichter gedeutet. Nicht wie oft bei Ibsen ist es eine bloße äußerliche leitmotivähnlich plötzlich angeschlagene Tonfärbung, welche die Figuren charakterisiert und ihre Handlungsinstinkte begleitet, sondern ein gleichmäßiger einheitlicher Hintergrund versinnlicht die Entwicklung der Konflikte und der hereinbrechenden Katastrophe.

Auf der Weichselniederung spielen die geschilderten Vorgänge. Zwischen ihren Bewohnern und den feuchten schwermütigen Nebeln, welche sich über dem Stromland sammeln und dann niedersinken, herrscht eine Art seelischer Verknüpfung. Etwas Scheues, Irriges und Mürrisches prägt sich in den Herren und Knechten jener Gegend, den Gutsbesitzern und deren Lohnsklaven aus und führt die Explosion der Kämpfe herbei, sobald der Egoismus der beiden Klassen aneinanderprallt.

Noch ist es Max Halde freilich nicht gelungen, die Motive der Handlungen aus der Stimmung heraus zu entwickeln, nur die Persönlichkeiten wurzeln im Milieu. Die bindenden Glieder in der Kette der Geschehnisse fehlen zuweilen. So entsteht eine Art Diorama. Die Sprache, welche die Bewegungen der Nerven zum Ausdruck bringen soll, wirkt in den wichtigeren tragischen Momenten zu sehr als Phrase.

Auf der „Freien Volksbühne" kam in der Darstellung Manches nicht zur Geltung, welches die Wirkung des Dramas noch gehoben hätte.

Für die kommende Theatersaison wünschen wir uns weniger Spreu und mehr fruchtbringenden Weizen.



Frankfurter Theater.

Von Ludwig Sturm.

(Frankfurt a. Main.)

Mascagnis neue Oper „Freund Fritz".

Raffinierte, pikante Mischung in der Instrumentierung, tropische, verschwenderische Farbenglut — darin liegt die verblüffende Wirkung der Mascagnischen Musik. Sie fasciniert, umschmeichelt, wie kaum eine — man denke nur an die sanften, weichen Klagetöne der Intermezzos in der „Cavalleria rusticana"! — Dort geht die Wirkung nicht tief, die Seele bleibt wellenlos, windstill. Rein äußerliche Wirkung, aufgebaut auf pikanten Mitteln!

Als ich zum ersten Male das „Intermezzo sinfonico" hörte, war ich ganz außer mir vor Entzücken, das zweite Mal wurde die Begeisterung schon kühler — eine nüchterne Kritik wagte sich tastend hervor — und schließlich, nachdem ich das Intermezzo ein halbes Dutzend Mal wenigstens gehört, widerte die Musik mich einfach an. Das Flitterwerk, die raffinierte Auswattierung war durch die Gewohnheit gefallen, winzig kleine Gedanken und Motive waren geblieben! —

Aber trotzdem ist mir Mascagni lieb und teuer. Die heiße Farbenglut, die immerhin gewaltige Leidenschaftlichkeit — die allerdings, wie gesagt, meistens am äußerlichen haften bleibt — diese in der Mascagnischen Musik schwül vibrierende Leidenschaftlichkeit gefällt mir, imponiert mir. Und ich will auch den Wert der „Cavalleria rusticana“ — vom Standpunkt des kritiklos Genießenden aus — nicht im mindesten bezweifeln. Nur ist es mir unmöglich, in Mascagni einen originellen, „neutönigen“ Schöpfer zu sehen, der nun eine neue Epoche in der Musik heraufführen soll. Nein, das ist er ganz und gar nicht! Ein talentvoller, hochbegabter Nachschaffer, — das laß ich gelten. Wäre er wirklich ein solches neuschöpferisches Genie — seine Cavalleria hätte keinen so rauschenden Siegeszug über fast alle europäischen Bühnen gefeiert und jene fast noch nie dagewesene Begeisterung entfacht, die nur in Paris und Brüssel etwas gedämpft wurde!

In dem Erstling Mascagnis war unläugbar Ursprünglichkeit der Empfindung. Davon ist bei seinem „lyrischen Lustspiel“ Freund Fritz, das mit so vielen Reklamen und Vorurteilen in die Welt hinausfuhr, wenig, fast gar nichts zu merken. Von einem Fortschritt kann keine Rede sein. Im Gegenteil! Alles weist auf eine rapide Abnahme des Talents hin — fast möchte ich sagen: auf eine Erschöpfung! Denn „Freund Fritz“ erlaubt schlimme Schlüsse auf Mascagnis zukünftige Produktion!

Von der glänzenden Instrumentierung in seinem Erstling haben sich wohl noch Bruchteile in „Freund Fritz“ hinübergerettet — so gleich in der Ouverture — und das nicht allein: ganze Motive aus der Cavalleria durchklingen — nur etwas umgefärbt „Freund Fritz“. Besonders viel wird man an das Intermezzo sinfonico erinnert. Mit alten Stücken mußte also „Freund Fritz“ ausmöbliert werden! Wie traurig! Nirgends Ansätze zum Aufstieg, nur Rückschläge zur Cavalleria und über diese hinaus. Mascagni hat sich auch kein Jota entwickelt in „Freund Fritz“! Es sind noch dieselben Leidenschaften, dieselben Farbenbrände, wie in der Cavalleria — nur nicht so intensiv wie dort — die Leidenschaften sind eben abgeschwächt, gesänftigt. Vielleicht liegt das am Libretto. Ich glaube kaum! Denn blutwenig hat sich Mascagni um das Libretto gekümmert. — Wenn auf der Bühne von den harmlosesten Sachen gesungen wird, brausen im Orchester Leidenschaftsstürme. Aus dem lyrischen Lustspiel ist ein lyrisches Drama gemacht. Das Libretto mit seinen spezifisch deutschen Motiven, mit seiner Gemütstiefe und Leidenschaftskälte verstand Mascagni nicht in seiner südlich-überschwenglichen Verve. Ueber den ernsten deutschen Eichen lacht glühende, südliche Sonne, brütet der tiefblaue italienische Himmel. Libretto und Musik stehen sich völlig fremd gegenüber, einen besonderen Teil für sich bildend. Diesen Zwiespalt hätte Mascagni einsehen müssen. Er bekundete doch in der Wahl seines ersten Librettos einen so glücklichen Scharfblick, warum fiel er da aber mit dem zweiten herein? Ich kann das Gefühl nicht los werden, daß ein zweites Werk geschaffen werden mußte, gleichviel, ob Stimmung da war oder nicht. Die Welt mußte überrascht werden und möglichst rasch.

Viel verheißend fängt „Freund Fritz“ an mit eigenartiger Melodie, liebenswürdiger Instrumentierung. Doch die Motive werden immer fader, die Gedanken trivialer, die Melodik unfreundlicher — es ist ein ewiges Abwärtsbewegen! Nur hie und da ein origineller Passus, ein farbensattes Intermezzo. Man merkt das Haschen nach Effekt in den minutenlangen Solis. Doch ich verzeihe diese verwerfliche Effekthascherei gern, verschuldet sie doch das beste Stück: Das Geigensolo des Zigeuners im 1. Akt. Dies ist das einzige, was mich voll befriedigt hat in seinen weichen, zarten Tönen. Das Duett unter dem Kirschbaum wäre gewiß der Glanzpunkt, doch gerade hier offenbart sich der oben bezeichnete Zwiespalt zu markant. Sonst ist alles Durch-

schnittsware, unoriginell, fad, oft sogar langweilig. Der Schöpfer der Cavalleria ist nirgends herauszufühlen.

Ich muß gestehen, daß ich auf das nächste Opus des Italieners sehr gespannt bin: es wird entscheiden, ob Mascagni wirklich das Talent ist, das seine Cavalleria ahnen läßt. Sein „Freund Fritz" ist vielleicht nur eine kleine Windstille, ein Nocheinmal-atemholen vor dem großen Wurf. Vielleicht! Ich will es glauben. Aber dann gönne ich Mascagni einen recht tüchtigen Mißerfolg. An ihm soll er sich aufrichten, neue Schöpferkraft gewinnen, die unter dem Triumph seines Erstlings so sehr gelitten. Ein Gesamturteil kann ich über Mascagni noch nicht bilden. Der Unterschied zwischen beiden Schöpfungen ist zu groß. Das Ergänzungsglied fehlt noch. Doch das will ich sagen: ich bin für Mascagnis Zukunftsproduktion zu den pessimistischsten Hoffnungen geneigt!

Die Frankfurter Bühne, die damals mit der Aufführung der Cavalleria hinter allen deutschen Bühnen nachhinkte, war diesesmal die erste, die sich die vielverheißende und reklamegespickte Schöpfung des Ausländers aneignete. Ich konnte der Première nicht beiwohnen — ich sah mir erst die zweite Aufführung an. Das ausverkaufte Haus war karg mit seinem Beifall, auf offener Szene störte es mit seinem Beifall fast nie. Die Mitwirkenden setzten alle ihre Kräfte an das Durchbringen des Stückes — nur halb gelang es. An den Beifall, den die Cavalleria gefunden, durfte man gar nicht denken, es wäre einem sonst ganz traurig zu Mute geworden!



Kritik.

Romane und Novellen.

In der bekanntlich besten aller Welten, d. h. der heutigen mit ihrem privatkapitalistischen Industrialismus, ihrer anarchistischen Produktionsweise, ihrer freien Konkurrenz oder dem wirtschaftlichen Kriege Aller gegen Alle, haben die großen Verlags-Aktiengesellschaften nur insofern ein Interesse daran, gute Litteratur zu verbreiten, als sie damit gute Dividende erzielen. Eine Verlags-Aktiengesellschaft ist in allererster Linie eine Erwerbsgenossenschaft zur Ausbeutung der schriftstellerischen Arbeit behufs Erreichung höchstmöglichen Gewinnes für die Aktionäre. Der Schriftsteller ist proletarisiert, d. h. er ist Lieferant des Verlegers und wird nur in dem Maße beachtet und geschätzt, als sich aus seiner Arbeit kapitalistischer Nutzen herausschlagen läßt. Der Manuskript-Arbeiter kann also sofort auf die Straße geworfen und brotlos gemacht werden, sobald seine Arbeitslieferung dem Verlags-Unternehmer nicht den gewünschten Nutzen abwirft. Es ist nun ein gutes Zeichen für den Geschmack des litteratur-konsumierenden Publikums, wenn sich die Romanproduktion der großen Aktienverlagsfirmen auf einer anständigen Durchschnittshöhe des litterarischen Wertes der Romanfabrikate halten kann und wenn man unter den Lieferanten von Unterhaltungsschriften-Material Namen von gutem schriftstellerischen Klang begegnet. Ein Hauptsitz der Unterhaltungslitteratur-Großindustrie in Deutschland ist Stuttgart. Unter den drei bis vier Firmen, die daselbst in Betracht kommen — die Zahl wird

natürlich immer kleiner, da nach dem bekannten Entwickelungskampfgesetz die Großen die Kleinen auffressen — steht die Deutsche Verlagsanstalt unter der Leitung von Joseph Kürschner und Gustav Bühl in erster Reihe.

Von den neueren Romanproduktionen dieser Firma sind die folgenden litterarisch beachtenswert:

Max Lay, Stiller Grenzkrieg. 2 Bde., Preis 5 Mk. — Der Litteraturkalender verzeichnet diesen Roman, der frisch und kräftig die Geschichte der sich bekämpfenden deutschen und französischen Gefühle im Reichslande zum Vorwurfe nimmt, als des Verfassers erstes Werk. Lay, ein geborener Berliner, Vierziger, lebt in Illkirch bei Straßburg in Elsaß.

Marie Bernhard, Der Zeuge. 2 Bde., Preis 6 Mk. — Eine Ostpreußin aus der Stadt der reinen Vernunft, seit 11 Jahren in der Romanbranche thätig, zeigt sich die Verfasserin als eine kühl und gewandt berechnende Natur, die mit Geschmack die schönsten und spannendsten Sensationsgeschichten aufzubauen versteht. Immer noch sehr gesuchte Unterhaltungsware.

Johannes von Dewall, Der Spielprofessor. Mit 176 Illustrationen von G. Brandt. Preis 4 Mk. — Dritte Auflage des beliebten Romans. Verfasser war seiner Zeit einer der fleißigsten Manuskript-Lieferanten. Seit er sich aus dem Litteraturkalender in das bessere Jenseits zurückgezogen, werden die Neudrucke seiner gangbarsten Unterhaltungsbücher mit Bildern ausgestattet. Der Spielprofessor hat dem Zeichner eine Reihe dankbarer Motive zu Charakterköpfen und landschaftlichen Veduten aus Baden-Baden geliefert, die mit Geschmack ausgenutzt erscheinen.

Alfons Daudet, Rosa und Niette. Preis 3 Mk. Um den Band zu füllen, wurden dem Romane, für den unsere pariser Reporter eine immense Reklame gemacht haben, die zur Leistung des französischen Schriftstellers in keinem Verhältnisse steht, noch einige Novelletten beigedruckt. Daudet bewegt sich zwar in absteigender Linie, wird aber von deutschen Kritikern immer noch als poetische Größe entdeckt und bewundert. Fritz Mauthner, Berliner Litteratur- und Theater-Nörgler von guter, stark semitisch-witzig gefärbter Begabung, erblickt in Daudet den pariser Heyse. Paul Heyse kann sich auf den Vergleich etwas einbilden. Der Name Daudet ist provençalisch und lautet auf deutsch Davidchen. In Rosa und Ninette spricht sich Daudet gegen die Ehescheidung aus, wenn Kinder vorhanden. Sein Fall beweist aber nichts. Man kann sich in einem anderen Fall ebensogut für die Scheidung aussprechen, gerade um der Kinder willen.

Rider Haggard, Beatrice. Preis 4 Mk. Ein Übersetzungsroman aus dem Englischen. Also reich an Verwickelungen und Paradoxen über die Liebe. Je absonderlicher, desto angenehmer für den deutschen Leser; Herzenskonflikte, in denen die Pflicht in erschütternd blödsinniger Weise siegt, wie hier, regen überdies seine konventionell moralischen Gefühle an und treiben ihm doch Thränen der Rührung über das Grausamliche des Schicksals in die frommen Augen. Ausgezeichnet! Gott erhalte uns und den englischen Fabuliertanten, den deutschen Philister und vermehre ihn wie Sand am Meere! Ohne ihn würden wir im Deutschen Reich unter Preußens Führung das Lachen verlernen.

Heinrich Sienkiewicz, Ohne Dogma. 2 Bde., Preis 8 Mk. Eine etwas zu lang und stellenweise langweilig geratene Geschichte in Tagebuchform. Trotz der schweren Probleme, die hier erörtert und ins Lebensereignis übersetzt werden, hat die Diktion gar nichts Nervöses, Überwältigendes. Ich bin über der Lektüre wiederholt eingeschlafen. Also etwas für Leute, die ein ungefährliches Schlafmittel wünschen. Sienkiewicz, der edle Pole, gefällt mir in seinen kleinen Erzählungen, Skizzen, Plaudereien, von denen die „Gesellschaft“ vor Jahren einige Proben brachte,

viel besser. Das will aber nichts besagen. Entscheidend bleibt, ob mit dem übersetzten Polaken auf dem deutschen Litteraturmarkt ein Geschäft zu machen ist. Vom Nutzen wird die Welt regiert, konstatierte schon unser deutscher Nationalidealist Friedrich v. Schiller. M. G. Conrad.

Frau Eufemia v. Adlersfeld, geb. Gräfin Ballestrem, scheint eine sehr gefährliche Dame zu sein. Nachdem sie laut Litteraturkalender im Jahre 1854 in Ratibor das Licht der Welt erblickt und sich der Gilde der Schreibbeflissenen seit 1876 mit „Blättern im Winde" eingeschworen hat, steht sie jetzt an Lebensalter und Dienstzeit in Jahren, die ihr eine gewisse poetische Reserve auferlegen sollten. Aber nein! „Lanzen gefällt zur Attaque!" kommandiert sie auf ihrem neuesten dicken Novellensammelband, der ausschließlich lose Soldatengeschichten enthält, und einen Ulanen malt sie auf das Titelblatt von äußerster Schneidigkeit, und „Kukuksnest" nennt sie die Garnisonsstadt, worin die sechs Geschichten spielen. (Dresden, Verlag des „Universum".) Alle Wetter, Frau Eufemia scheint eine sehr, aber sehr gefährliche Dame zu sein und die Moral in der Litteratur heftig zu bedrohen! Kukuksnester, Kukukseier — man bedenke nur! Allein, Gott sei Dank, es scheint nur so, und unsere Sittenpolizei hat keine Veranlassung, sich in ihren heiligsten Gefühlen durch die gräfliche Schriftstellerin und Lanzenreiterin gekränkt zu fürchten. Die Garnison von Kukuksnest — kein Engel ist so rein. Und der Vortrag der Ereignisse — kein Familienblatt ist dezenter und backfischblütiger. Das Buch mit dem aufregenden Titel enthält harmloseste Novellistik. M. G. C.

Frau Dornröschen. Ein Wiener Roman von Adam Müller-Guttenbrunn. 3. Auflage. Dresden und Leipzig, 1892, E. Piersons Verlag. Preis 3 Mk.

Ursprünglich ein Drama, das sich vergebens das Heimatrecht auf der Bühne zu erwerben suchte, verwandelte sich „Frau Dornröschen" in einen Roman, den „aus sittlichen Gründen" die Redaktion der „Gartenlaube" zurückwies, worauf er in der „Deutschen Romanzeitung" sich dem Lesepublikum präsentierte. Dieser Roman behandelt das Problem der friedlichen Scheidung einer Ehe zwischen äußerlich harmonierenden, aber seelisch zu sehr divergierenden Charakteren. Es ist Gepflogenheit vieler die Ehetrennung behandelnder Autoren, die eine Person als engelrein, die andere als höllisch boshaft darzustellen, und sich dadurch die Aufgabe bedeutend zu erleichtern, da ja in solchen Fällen die Notwendigkeit der Ehetrennung selbst dem blödesten Auge ersichtlich wird. Müller-Guttenbrunn hat es mit Recht verschmäht, diesen Weg einzuschlagen. Dagegen läßt er — wie mir scheint aus zu peinlicher Rücksichtnahme auf die herrschenden Moralbegriffe — die Entwickelung nicht naturgemäß verlaufen, sondern spitzt den Konflikt in eine medizinische Angelegenheit zu, bei welcher der Arzt gewissermaßen eine moralische Pferdekur anwenden läßt, um darzulegen, daß bei der Frau weder die Liebe zum Drillen erstickt, noch die Liebe zum Gatten geweckt werden kann und somit die Ehescheidung zur zwingenden Notwendigkeit wird. Dabei wird eine Komödie aufgeführt, die im Ernstfalle einen höchst tragischen Ausgang nehmen könnte. Zu allem Überflusse erklärt der Verfasser in der Vorrede, daß er „aus der religiös indifferenten katholischen Gesellschaft des Stückes Protestanten" gemacht habe, damit „die kirchliche Frage, ob die Geschiedenen sich wieder verheiraten dürfen", dem Zuschauer keinen Kummer bereiten sollte. — Daß wie im vorliegenden Romane eine Mutter, welche ohne Rücksichtnahme auf ihr Kind auf einem Balle durch rasendes Tanzen sich töten will, aus Übermaß an Mutterliebe nach der Scheidung lieber auf den Besitz des Geliebten, als auf ihr Kind verzichtet, klingt sehr unwahrscheinlich. Meines Erachtens hat der edle Tischer=

nyschewski in seinem Romane: Quo faire? das gleiche Thema auf bessere Weise zu behandeln gewußt. Immerhin ist „Frau Dornröschen“ eine sehr anerkennenswerte Leistung. J. G. St.

„Ausgewiesen“ und andere Novellen von Eduard Engel. Dresden und Wien, Verlag des „Universum“. (Alfred Hauschild.)

Die Novelle „Ausgewiesen“ darf wohl mit Fug und Recht als ein Meisterwerk bezeichnet werden. Die Behandlung des Stoffes erinnert lebhaft an Heinrich Sienkiewicz. Die hilflose Lage eines alten zur Ausweisung aus Preußen verurteilten Tagelöhnerehepaares in einem Dorfe an der Weichsel, die Seelenqual der bedrängten Alten, die kindlich naiven Versuche, das drohende Unheil abzuwenden, das niederträchtige Verhalten des Pastors wie des Schulzen — all dieses ist mit realistischer Treue geschildert. Weniger wertvoll erscheinen die anderen zwei Novellen, wenngleich auch sie erkennen lassen, daß der Autor ein fesselnder Erzähler und feiner Schilderer ist. J. G. St.

„Um ein Darlehn.“ Eine soziale Erzählung aus der Gegenwart von Georg Keben. Zürich, 1892, J. Schabelitz.

Ich kann nicht sagen, daß ich das Buch gerade mit Befriedigung aus der Hand gelegt hätte. Einmal steht im Mittelpunkt der Erzählung ein „Held“, der noch ein paar Etagen tiefer wohnt als Dostojewskis Raskolnikow, ein Mensch, für den man nicht einen Funken des Mitgefühls empfinden kann, weil er eben gar so traurig beschaffen ist. Zweitens ist die ganze Art der Erzählung, die Seelenanalyse, ohne Poesie, ohne Lyrik, ohne Dramatik. Und das dünkt mir bei psychologischen Erzählungen wie bei der vorliegenden der schlimmste Fehler. Es resultiert daraus einfach: die Langweiligkeit. Manchmal schwingt sich Keben zu etwas Stimmung auf, einzelne Situationen, wie der Sündenfall seines Schwächlings bei der ersten geschlechtlichen Versuchung, sind in ihrer Art wohl gelungen — aber das alles giebt dem Buch keine Anziehungskraft. Es fehlt auch eine Perspektive, wie wir sie bei Alberti, bei Bleibtreu, bei Dostojewski finden, die sich oft ähnliche Themata zum Vorwurf genommen. Es ist alles so klein, so winzig, so ohne Enthusiasmus — aber mit so viel Blick für das Milieu, doch auch wieder im Kleinen. Nein! Bücher wie das vorliegende sind weder modern, noch antik, sie sind einfach langweilig. Die ganze Erzählung liest sich wie eine Studie, die wohl Talent verrät, aber nicht genug, um einer Aufgabe gewachsen zu sein, die schon ein großes Quantum geistigen Könnens erfordert. In der niedrigen Kleinheit dieses Buches späht man vergebens nach irgend einem Stimmungszauber — nur hier und da vielleicht ein kleiner Ansatz. Und die Seelenanalyse? Auch sie ist klein, sie hat etwas von Zolascher Brutalität an sich, ohne dessen Größe zu besitzen, sie hat auch dessen Blick fürs Milieu, aber sie hat nicht, was doch bei Bourget so leicht zu lernen ist, die Feinheit der Apparate, um eine derartige Erzählung schmackhaft herzurichten. A. v. Sommerfeld.

Die Zuckercomtesse von Karl Baron Torresani. (E. Pierson.) — Eine vortreffliche Unterhaltungslektüre, diese Zuckercomtesse! „Spannend“ von Anfang bis zu Ende — nie zu ernst, tief . . . lieber etwas mehr heiter, jauchzend. Und über allem schwebt die anmutige, schillernde Eleganz des Aristokraten, der den Gefühlen, den Denkorganen seiner Leser nie zuviel zumutet. — Er wandelt viel lieber in der Sonne, als in dem ernsten Schatten des Lebens; ungern, mit Sträuben nur, schildert er diesen. Und dieses ewige Lachenwollen merkt man den wenigen tragischen Situationen sofort an. Nie wird eine solche Situation völlig erschöpft . . . leichtfertig, leichtsinnig wird über sie hinweg gesetzt. So litt der Schluß entschieden. Einen unfertigen, oberflächlichen, überhasteten Eindruck macht er. Auch die Charak-

terisierung entbehrt der innerlichen Vertiefung, nur auf's äußerliche erstreckt sie sich. Das, was das eigentlich moderne ausmacht: Bloßlegung der inneren, seelischen Triebfedern als Erklärungsgrad des individuellen Handels fehlt ganz. Zu solcher ernsten Arbeit mangelt T. die geduldige Gründlichkeit. Sein Temperament ist zu hitzig, übersprudelnd, als daß er sich zu gründlichen Seelenstudien verstehen könnte. Aber T. sieht mit köstlichem Humor und da verzeiht man manches — als genießender. — Vater Zeus, Carinelli, der alte Proch sind grandios, wirklich herzerquickend. Völlig mißlungen dagegen sind Jetta — die überdies sehr verdächtig nach berühmten Mustern gearbeitet scheint — und Harry Proch, zwei Charaktere, bei denen auf genaue Seelenanalyse eben alles ankommt! — Aber trotz alledem ein köstliches, liebenswürdiges Buch, unter der neuesten Unterhaltungslektüre mit das beste! Besonders ergötzt aber hat mich der Stil, in seiner frischen, geschmeidigen Eleganz! — —

Ludwig Sturm.

„Dorfdämmerung.“ Roman aus dem Elsaß von Hermann Stegemann. Zürich, Verlags-Magazin. — Hermann Stegemann ist einem seiner Zeit von mir in der Kritik über seine Novellen „Mein Elsaß“ geäußerten Wunsche, seine Gestaltungskraft an einem größeren Werke zu erweisen, mit der Darbietung dieses Romans nachgekommen, und es muß voll anerkannt werden, daß er seine Kraft auch hier bewährt. Es liegt etwas so ungewöhnlich Schlichtes in seiner Darstellungsweise, eine fast an den Reporterstil gemahnende Kürze, daß mancher anfangs vielleicht etwas befremdet davon sein wird; aber Stegemann weiß trotzdem unser Interesse zu packen. Wir fühlten, daß wir ihm folgen müssen, bis er sein letztes Wort gesprochen, wir ahnen, daß uns hier noch gewaltige Eindrücke bevorstehen. Und richtig, je weiter wir vorschreiten, desto mehr vertieft sich das Bild, desto kräftiger bannt uns der Autor. Trotz ihrer verblüffenden Härte und Kürze ergreift uns diese Darstellung, wir stehen dem von ihm Erzählten wie der zwingenden Notwendigkeit der Wirklichkeit gegenüber. Das innere Verzehren eines glühenden Frauenherzens, die in Askese ausartende unbefriedigte Sinnlichkeit, ein trostloses Erbteil sittlich verkommener Eltern, wuchert hier zu einem grausigen, herzbeklemmenden Bilde vor uns empor, sodaß wir trotz unserer Erschütterung fast erleichtert aufatmen, wenn die Unglückliche im selbstgewählten Tode Ruhe findet. Und um so düsterer hebt sich das Bild dieses traurigen kurzen Menschenlebens ab, wenn wir es mit dem lichten Sonnenschein vergleichen, der über dem jener herzensreinen Menschenkinder ruht, die durch ihre seelische Beanlagung gleichsam im Voraus dazu bestimmt sind, glücklich zu sein.

Am eigenartigsten ist bei Stegemann die Führung der Handlung. Diese besteht aus lauter ganz kleinen skizzenhaft hingeworfenen Bildchen, die sich mosaikartig aneinanderreihen und zum Schlusse doch ein einheitliches ganzes Bild gewähren. Aber jedes dieser Bildchen hat seinen Duft und seine Farbe. So klein, so skizzenhaft es bisweilen ist, es atmet Stimmung. Und hierin liegt gerade die poetische Begabung Stegemanns. Er hat für die dichterische Stimmungsmalerei ein ganz eigenes Talent.

Etwas mehr Klarheit wäre in mancher Beziehung dem Buche zu wünschen, aber, wie der Titel andeutet, scheint es fast, als war dieses nicht volle Herausreifen gewisser Formen und Einzelheiten Absicht des Autors.

Jedenfalls legt auch diese Arbeit wieder Zeugnis für Stegmanns dichterische Entwickelung ab. E. Brausewetter.

Ein Liebespaar. Roman aus der Geschichte Venedigs von Wilh. Walloth. (Leipzig, W. Friedrich.) Walloths eigentliches Feld ist der historische Roman. Hier kann er seine Phantasie am vollständigsten entladen — er braucht sie nicht zu zügeln zugunsten einer peinlichen, sorg-

fältigen exakten Einzel-Beobachtung, wie dies der moderne Roman dringend verlangt. W. hat sich zwar als moderner Romancier versucht („Aus der Praxis", Seelenrätsel und vor allen: „Dämon des Neides") — doch mangelt all diesen das spezifisch moderne: es sind lauter anormale Typen, die er dort geschaffen, Typen, deren Milieu gerade so gut in der alt-römischen Zeit liegen könnte, als in der modernen. Und doch wird W. zu den Modernen gezählt — mit vollem Recht auch. Die nervöse Stimmung der Dekadence schwebt über all seinen Werken: ein kränkelnder, schwüler Hauch, mondscheinfahler Schimmer . . .

Diese Dekadencestimmung — W.'s Romane handeln sämtlich von Dekadencezuständen — mischt sich mit W.'s Hauptelement, dem romantesken zu einem seltsam-pikanten Aroma, das die Sinne des Lesers wie mit Weihrauch umduftet. Daher die berauschende Wirkung der Wallothschen Werke auf den sensitiven, empfänglichen Leser. Am meisten aber werden die Sinne in W.'s Farbenbildern affiziert. Da fühlt W. den geheimsten Reflex, die leiseste Zuckung, den verdecktesten Schimmer. Die Farbenmischung ist ausgewählt raffiniert . . . voll nervöser Pikanterie. Aber diese reiche Sensivität wird W. in der Charakterbildung zum Verhängnis, er kann nur einen Typus schaffen — in einziger Weise allerdings —: den Weibertypus. Seine Männer (am deutlichsten Paris! —) leiden alle am Weib' — sind Männer mit Weiberseelen, Weibergefühlen. Aber vielleicht ist gerade dies das echt dekadente! —

Walloth will und kann keine neue Technik schaffen. Ja — seine Technik riecht oft sehr vermodert und sein Stil schmeckt nach wenig Eigenart. Besonders der Dialog — wie uncharakteristisch! Das sage ich aber hauptsächlich von seinem neuesten Roman „Ein Liebespaar", der überhaupt mit Heyseschem Konventionalismus verdächtig liebäugelt. Das Verhältnis zwischen Antonio und Theresa — ach wie süß, wie lieblich — virtuos zubereitet für das Leckerschnütchen der „höheren Tochter". Nächstens wird W. noch Mitarbeiter der „Gartenlaube" oder „Über Land und Meer"! Nein — ich bin zu giftig: Das Verhältnis zwischen den oben Genannten würde vielleicht ein Muster moderner Liebespsychologie sein, wenn die Psychik nicht gar zu sehr durch konventionelle Bedenken eingeschnürt — wenn sie schrankenloser, tiefer wäre. Diese schmachtende, eintönige, „idealische" Liebe der beiden jungblütigen Kinder Venedigs gehört in die Ebersche Epoche, die wir Jungen längst überwunden haben (oder gar nicht zu überwinden brauchten?! —) Wo ist der Schöpfer der Octavia, der Pryadis? In der Charakterisierung findet man ihn nicht (höchstens Pietro, obwohl nur skizzenhaft umrissen, verrät W.'s kräftiges, eigenartiges Können. —) Unzerstört ist aber W.'s Farbenempfinden und seine Stimmungsintimität. Hier ist er Meister neben Bahr. — W.'s Bilder leben, sie sind nicht nur geschaut, sondern auch empfunden. Er projiciert oft subjektive Stimmung in das Bild hinaus, er objektiviert die subjektive Stimmung — dadurch entsteht die Lebendigkeit, Beweglichkeit des ursprünglich bloß geschauten Gegenstandes, (z. B. in „Tiberius": Der Pomp, der in reichen Farben von der Decke herabquoll auf den spiegelnden Fußboden, schien wie in Ehrfurcht erstarrt. — Ähnlich Bahr.) „Ein Liebespaar" ist übervoll an solchen eigentümlichen, duftigen Farben- und Stimmungsbildern — und in dieser Beziehung mit das beste der Wallothschen Werke. Hoffentlich verschmäht W. fürderhin den seichten Konventionalismus — dessen Ursprung man ja leicht ahnen kann: dann wäre W. ein tragisches Opfer! — — Seine gewaltige Schöpferkraft ist anderen Stoffen, anderen Ausführungen gewachsen. Werke, wie „Tiberius", „Octavia", „Gladiator" usw. berechtigen uns dazu, an W. den höchsten Maßstab anzulegen. —

Ludwig Sturm.

Dichter-Ehe. Roman von Franz Wichmann. Leipzig, Verlag von Robert Claußner. — In einem kleinen Nest ist ein Dichter aufgestanden. Ein junger Jurist hat einen historischen Roman zusammengekleistert. Natürlich allgemeines Entzücken. Der litterarische Streber kapert ein Mädchen, das in ihm den Dichter liebt, d. h. den Dichter mit den erhabenen Gefühlen, wie sie sich ihn vorstellt. In der Ehe wird sie bitter getäuscht: sie merkt, daß ihr Mann ihrem Dichterideale nicht entspricht und sie nicht liebt. Da sie nun noch in einem Jugendgespielen einen treuen Liebhaber findet, verläßt sie unglücklich und gebrochen den Gatten und stirbt. Das hat Wichmann alles ganz hübsch, ruhig und glatt beschrieben, sodaß sich sein Roman lesen läßt. Die weibliche Hauptperson ist auch nicht übel durchgeführt. Aber im großen und ganzen muß man den Verfasser davor warnen, in glatte Oberflächlichkeit zu verfallen, zu der ihn seine leichte Feder verleitet. Was soll man zu einem Satze wie dem folgenden sagen: „Nur der junge Lehrer Heller wollte nichts von dem Gerede wissen und doch zeigten seine Augen ihm täglich, was das Herz nicht sehen wollte, um nicht zu brechen —"? Mit solchen Sätzen nähert sich der Verfasser bedenklich der Schriftstellerei, wie sie in unsern Familienjournalen schlechter Sorte ihr Wesen treibt. Familienrealismus ist ganz gut, nur ist er immer in Gefahr, frauenzimmerlich zu werden.

G. Morgenstern.

Kaiser Julian der Abtrünnige. Historischer Roman von M. Tyrol, 3 Bde., Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Historische Romane haben an Kredit verloren. In den meisten Fällen scheinen die Helden und Heldinnen der Geschichte maskierte Kinder unserer Zeit zu sein. Die Voraussetzungen sind so viel anders als sie im heutigen Leben gelten dürfen und dennoch werden die gleichen Schlüsse gezogen. Andere Lebensbedingungen und doch die gleiche Lebensweise. Und in Folge dessen durch und durch unwahr. Der Mensch kann nicht aus seiner Haut fahren, und mancher berühmte Schriftsteller hat in historischen Romanen gesündigt.

Man fühlte, daß etwas nicht in Ordnung sei, daß die Sache anders gemacht werden müsse, und da war die Maskerade zu Ende, aber an ihre Stelle trat Unnatur, traten Fratzen.

Vor Unnatur kann uns nur Eines retten, ungeschminkte Natürlichkeit und dieser Vorzug darf dem Tyrolschen Romane vollkommen zugesprochen werden. Es sind lebenswahre Gestalten, welche er vor uns hinstellt, Menschen von Fleisch und Blut, die aber das Gepräge ihrer Zeit tragen, denn ihr Handeln wie ihr Denken, ihr Lieben wie ihr Hassen ist ein naturwüchsigeres als man es bei den Kindern des nüchternen 19. Jahrhunderts voraussetzen dürfte. Das historische Material ist geschickt verwertet und die Anlage des Ganzen vorzüglich. Die Hauptperson des Julianus Augustus tritt mit majestätischer Herrlichkeit vor uns hin, gleich groß in ihren Vorzügen wie in ihren Fehlern. Die sich um den Kaiser gruppierenden Helden sind Männer, die Frauen voll Race. Der Gegensatz zwischen Kaiser und Galiläer findet volle aber unparteiische Berücksichtigung. Die Schreibweise kurz, schön; kein überschwängliches Wortgefasel, aber an einzelnen Stellen reine Poesie!

Bei vielem Guten scheint uns aber Eins am meisten rühmenswert. Der Autor bemüht sich, dem Inhalte und der Form nach, soweit es die Möglichkeit erlaubt, wahr und gerecht zu sein.

Max Osterberg-Verakoff.

Vor uns liegen die ersten 5 Lieferungen einer „Neuen Folge" des „Familien-Bücherschatzes", unter welchem Sammeltitel bekanntlich die Veröffentlichungen des Weimarer „Vereins für Massenverbreitung guter Schriften" zu erscheinen pflegen. Die Heftchen erwecken schon dadurch das lebhafteste Interesse jedes wahren Litte-

ratur- und Volksfreundes, daß in ihnen die von genanntem Verein im vorigen Sommer mit dem Preise gekrönte Erzählung von Karl Schultes in Hannover: „Der Puppenspieler“ zuerst zum Abdruck gelangt, weshalb wir unsere Leser auf diese neue Ausgabe aufmerksam machen. Aber auch der die ganze Serie als Titelwerk beherrschende Hauptroman von Ludwig Rellstab „1812“, welchem im Sinne der Vereinsbestrebungen noch der Untertitel „oder die Häscher des Kaisers“ beigegeben worden ist, scheint uns angesichts der heute die Gemüter bewegenden, dicken russisch-französischen Freundschaft einen besonders glücklichen und zeitgemäßen Griff der Vereinsleitung zu bedeuten. Aus dem schaurigen Hintergrunde des gewaltigen Völkerkampfes vom Jahre 1812, der mit meisterhaftem Geschick geschildert wird, tritt klar das Bild zweier von den Häschern des französischen Welteroberers politisch verdächtigter und unschuldig verfolgter deutscher Jünglinge hervor, deren Geschicke inmitten des französischen Heeres, auf den unendlichen russischen Eisgefilden in wunderbarer Größe sich erfüllen sollten. Die Redaktion des volksfreundlichen Unternehmens hat die wenigen, im Original-Text vorhandenen anstößigen oder doch verfänglichen Stellen des Romans getilgt, sodaß das Buch von Eltern wie Lehrern auch der reiferen Jugend ohne Bedenken in die Hand gegeben werden kann. Die äußere Ausstattung der Hefte hat sich gegen früher entschieden zu ihrem Vorteil verändert; das Titelblatt schmückt jetzt eine dem Inhalte des Hauptromans entnommene Zeichnung — ein charakteristisches Stimmungsbild aus der Künstlerhand Oskar Herrfurths, während die Preisnovelle von Schultes vier wertvolle Zeichnungen aus der Feder Osk. Schutz' zieren. Die ganze Folge, welche auf ca. 70 solcher Hefte ($1\frac{1}{2}$ Druckbogen gr. 8° zu 10 Pf.) geplant ist und im Zeitraume eines Jahrganges wieder ihren Abschluß finden soll wird neben den genannten Erzählungen noch eine ganze Reihe von meist kürzeren Werken neuzeitlicher, lebender Autoren zur Veröffentlichung bringen. X. Y. Z.

Lyrische u. epische Dichtungen.

„Symphonie.“ Ein Gedichtbuch von Karl Busse, Franz Evers, Georg E. Geilfus, Victor Hardung, Julius Vanselow. Herausgegeben von Franz Evers. München, Münchener Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poeßl. 1892. 196 Seiten. —

„In die großen Dichterbahnen
Lenken wir wieder ein,
Und grüßen mit wehenden Fahnen
Natur und Sonnenschein!“

Nun, das läßt sich hören und ist wenigstens ein leidlich gutes Programm. Auch die Dichter sind sämtlich von großer lyrischer Begabung, und so ist ein Buch zu stande gekommen, das bei aller Einförmigkeit des Inhalts kaum unbeachtet gelassen werden kann.

Busse ist in seinem innersten Wesen rein lyrisch veranlagt. Offen gestanden — mir graut vor seiner Prosa. Er ist ein großes Talent, das sich herrlich auf die Wiedergabe von Stimmungen versteht, dabei ein Schönheitsschwärmer und ein Liebhaber des Originellen. Wie viel romantische Schönheit liegt in seinen Gedichten, keine realistischen Intimitäten konnten ihm darüber hinweghelfen. Doch das soll kein Tadel sein. Scheint er mir doch neben Evers und Geilfus der bedeutendste und am meisten versprechende Dichter unter den fünf Autoren Busse hat viel musikalisches Gefühl, viel Dichtergröße, einen stark ausgeprägten Sinn für Schönheit, der sich namentlich in allerhand Einzelheiten offenbart („Rotgoldenes Venetianerhaar“, „Purpurrosige Blutkorallen“ rc. rc.), eine schwärmerische Sinnlichkeit überhaupt, die gern, aber auch wieder nur in Schönheit, genießen will, was ihr Mutter Natur bietet, kurz — er ist ein Lyriker par excellence. Er hat auch Selbstkritik, und das ist nicht genug schätzenswert. Wunderbare Stimmung liegt über seinen Gedichten.

Diese Sommertage und Nächte sind farbige Gemälde, die gleichsam Leben vor unseren Augen gewinnen und die in ihrer ganzen Schönheit nackt und keusch sich dem Beschauer darbieten. Dieselben gelingen ihm oft am besten in den kleinen Gedichten.

„Kein Tönen rings, kein Sommerlied,
Kein Beben und kein Tropfenfall
Und eine große Stille zieht
Mit weißen Flügeln durch das All

Einmal ist's, ob durchs Weizenfeld
Ein leises Schauern wollte gehn —
Sonnübergliezert träumt die Welt
Und reglos alle Halme stehn."

Daß Busse aber auch Größe besitzt, zeigen wieder viele andere Gedichte, die sämtlich einen überraschend großen Bilderreichtum aufweisen. Busses Fehler liegen auch zugleich in seiner Stärke. Die Sucht, durchaus originell zu sein, verleitet ihn dann zu gewissen Schönheitstrivialitäten, die unangenehm berühren. Mit dem folgenden Gedicht kann ich mich z B. wenig befreunden

„Rings in rundblühenden Schaaren
Steht roter Wiesenklee —
Es traben rote Husaren
Über die ferne Chaussee.

Leuchtende Sonnenkronen
Glühn über Land und Luft,
Es reiten die beiden Schwadronen
In lauter Glanz und Duft

Die schmetternden Fanfaren
Durchklingen die Sommerruh —
Die roten Königshusaren
Reiten immerzu . . . ."

Aber man sieht über seine Fehler gern hinweg, da er eben eine Größe besitzt, die zu den besten Hoffnungen nicht nur berechtigt, sondern dieselben teilweise schon erfüllt hat. Evers ist eine ganz ähnliche lyrische Erscheinung wie Busse, nur daß seine Schönheitsschwärmerei nicht ganz so ausgeprägt ist. Die Gedichte von beiden könnten ebenso gut von einem Autor geschrieben sein. Und das scheint mir überhaupt der große Fehler des Buches. Es ist zu einförmig, zu sehr auf einen Ton gestimmt.

Auch Evers ist großer Lyriker. Was ich von Busse gesagt habe, läßt sich zum großen Teil auch auf ihn anwenden. Nur neigt er sehr zur Überschwänglichkeit und stört dadurch manchmal die Illusion einer schönen Stimmung, auf deren Wiedergabe er sich sonst vorzüglich versteht.

Geilfuß ist der einzige, der in diesem Buche auch andere Töne anzuschlagen versteht. Er überrascht oft durch schlichte Einfachheit, durch einen volkstümlichen Ton, der zu Herzen geht und den er weiter ausbilden sollte.

Aber noch etwas über das Buch im allgemeinen. Wie paßt es doch so schön in die moderne Dekadenzlitteratur hinein! Wie so echt modern ist doch diese wollüstige Sehnsucht, die in allen Stimmungen zittert, wie so echt dekadent! Wie so echt dekadent ist dieser Schönheitskultus, der sogar im Wort sich nicht verläugnen kann, und wie so echt dekadent ist doch der ganze Charakter des Buches bei all der Sommersonne, die dazu hat herhalten müssen! Das Buch gehört voll und ganz in unsere moderne Dekadenzlitteratur Es sieht ein Gesicht aus ihm hervor, so deutlich und so sprechend, daß wir nicht getäuscht werden können. Aber das soll auch wiederum kein Tadel sein! Im Gegenteil! Ich habe das Buch schon liebgewonnen, weil ich seinen Inhalt so ganz verstehe. Ja, es ist eine lyrische That, die von ihrer Zeit erzeugt worden ist und zu ihrer Zeit spricht — und das ist nach meiner, übrigens ganz persönlichen, Ansicht ja so wie so alles Dekadenz.

A. v. Sommerfeld.

Konrad Grübel und seine Nachfolger in der nürnbergischen mundartlichen Dichtung. Eine Auswahl nürnbergischer Gedichte mit bibliographisch-biographischen Notizen über die Dichter. Herausgegeben von Joh Priem. Vierte Auflage. Nürnberg, Verlag von U E. Sebald. 1891.

Das Buch giebt Proben von neun Dichtern, die in nürnbergischer Mundart geschrieben, von Grübel an, den Goethe ge-

lobt, bis auf unsere Tage hinab. Starke dichterische Individualitäten wird man hier nicht suchen und nicht finden. Dafür alles Leute, die mit hellem, klarem Auge in die Welt gucken, die ein ehrsames Späßchen verstehen und gern ein Schöppchen in Ehren trinken. Handwerker in der Hauptsache; ein Pastor und ein Kusios der Stadtbibliothek laufen mit unter, bringen dafür auch die schwächsten Gedichte. Der Bibliothekar ist zugleich der Herausgeber und hat kurze Lebensbeschreibungen beigegeben, auch einige Erklärungen, die teilweise etwas zahlreicher sein könnten. Neben Grübel interessiert am meisten der Schneidermeister J. W. Weikert, der in einer neuen Ausgabe besser bedacht werden sollte. Sein „Phaëtons Sturz“ ist das witzigste Stück der Sammlung. Hauptsächlich sind natürlich Schilderungen des Volkslebens, gereimte Anekdoten und Schnurren vertreten, alles mehr oder weniger harmlos: Das ist ja das eigenste Gebiet der Dialektdichtung, wo auch minder begabte Naturen schöne Erfolge erringen können. Rein lyrische Sachen sind seltener, aber teilweise nicht übel. Das wertvollste ist wohl das prächtige, treuherzige Lied des Drechslermeisters C. Weiß an seine Drehbank. So hinterläßt das Buch nicht gerade einen bedeutenden Eindruck, aber einen in jeder Beziehung liebenswürdigen — und damit sollte man bei Dialektdichtungen sich zufrieden geben. G. M.

Mit der Diogeneslaterne. Satirische Streifzüge von Albert Gehrke. Leipzig bei Grunow. 1889.

Gedichte! Wer öffnet nicht mit Mißtrauen die auf dem Büchermarkt erscheinenden Sammlungen von Gedichten. Unmutig durchblättert man sie und wirft sie schließlich bei Seite. Erst bei wiederholter Lektüre entdeckt man darin die eine oder andere Perle und fühlt sich dann ermutigt, auch den übrigen Gedichten jene vorurteilsfreie Aufmerksamkeit zu widmen, die zu gerechter Würdigung verhilft. Gehrkes satirische Streifzüge fesseln nicht sofort, da die Satire nicht genug ätzende Lauge enthält; sie sind zu sehr Kinder eins bitteren Ernstes. Aus ihnen spricht mehr Herbheit als souveräner, die menschlichen Irrungen belächelnder Witz. Wehmut erfaßt den Dichter, da er mit der Diogeneslaterne wahrhaft Menschliches, echten, tiefen Menschenernst sucht und statt dessen nur gleißende, unedle Gefühle bergenden Schimmer entdeckt. Er geißelt das Gesehene, aber nicht mit lachender Satire, sondern überwältigt von tiefem Weh. Daher liegt mehr Tragik als Satire in seinen Gedichten, die übrigens vielleicht gerade deshalb den Beifall vieler Leser finden werden. St—ll.

Buntes Laub. Gedichte von Maria Nowack. Stuttgart, Bonz & Comp. 1891. Preis 2,40 M. 246 S.

Eine Frau, reich an Erfahrung, wie an tiefem Wissen, schwer geprüft auf ihrer Lebensbahn, frei von Illusionen, aber voll wärmsten Gefühls für ideale Lebensauffassung — so erscheint uns die Dichterin aus den vielen, in den mannigfaltigsten Formen gebotenen Poesien der Sammlung: „Buntes Laub“. In formaler Hinsicht läßt sich den Gedichten bei aller Schlichtheit der Rede wohlthuender Wechsel und glückliche Wahl des Ausdruckes, sowie Korrektheit der Reime nachrühmen. — St—ll.

Wotans Heer. Eine Märe aus dem Odenwald. Von Heinrich v. Reder. Dresden, E. Pierson. 330 S.

Nicht um zu kritisieren, sondern nur um den Reigen der kritischen Besprechungen zu eröffnen, schreib' ich den Satz auf dieses Buch: Ein Lebenswerk und fast ein tadellos Meisterwerk eines Helden des Schwertes und der Feder, der in einem Sinne ein Dichter ist, wie Julius Wolff, Baumbach, Dahn und Genossen keine Dichter sind. Und nun kommt und beweist mir aus dieser heldenhaften Dichtung, daß ich unrecht gesprochen. Kritik, los! H—r.

Karl Henckell: Umsonst. Ein so-ziales Nachtstück. Die gesamte Auflage dieses 1884 gedruckten, aber nicht in den Handel gelangten Erstlings der Henckellschen Muse ging in den Verlag von Wilhelm Friedrich (Leipzig) über. Die im Versmaß der Goetheschen „Braut von Korinth“ und „Bajadere“ abgefaßte Ballade bietet an und für sich und speziell im Hinblick auf des Dichters seitherigen Entwicklungsgang hohes Interesse.

— A.

Ausgewählte Dichtungen von Hermann v. Gilm. Herausgegeben von Arnold von der Passer. Leipzig, A. G. Liebeskind. — Ein Dichter spricht — 27 Jahre nach seinem Tode — zum ersten Mal als künstlerische Totalität aus dieser Sammelausgabe, deren kühner, realistischer Inhalt wenig zu dem sonstigen zahmen Singsang des Verlags paßt — ein Dichter, welcher mit Recht der „größte Lyriker Tyrols“ genannt wird. Charakteristisch ist die Thatsache, daß noch heute die Jesuiten in der fortreißenden Ursprünglichkeit der Gilmschen Dichtung ein ihnen politisch eminent schädliches Element auf alle nur mögliche Weise zu unterdrücken suchen. So teilt der Herausgeber mit, daß seitens der klerikalen Tyroler Presse — voran die „Tyroler Stimmen“ — ein förmlicher Feldzug gegen die neue Ausgabe des Dichters und seine Biographie eröffnet wurde und die Witwe Gilms — geängstigt durch die auf sie ausgeübte Pression — auf ein Haar im letzten Augenblick die Herausgabe unmöglich gemacht hätte! W. A.

Dramen.

Frühlings-Erwachen, eine Kindertragödie von Frank Wedekind. Zürich, Verlag von Jean Groß. 1892. — Zu den wenigen, lobenden Worten M. G. Conrads im 3. Heft der „Gesellschaft“ seien hier noch einige allgemeine Bemerkungen nachgetragen, deren mir das Büchlein wert zu sein scheint — Um die Wende des vorigen Jahrhunderts sprach und faselte man viel, wie die Dichtkunst sein müsse, sie müsse der Vernunft entgegengesetzt sein, sagte man, sie müsse phantasiegeboren, willkürlich, subjektiv, launisch, witzig, selbstauflösend, schrankenlos u. drgl. mehr sein. Und als Heine kam, sagte man: da habt Ihr ihn! Er war der Dichter dieses romantischen Programms. — Heute stehen wir in einer ähnlichen Epoche. Es hat wohl keine Zeit gegeben, wo soviel darüber disputiert wurde, wie die Dichtkunst, die Litteratur beschaffen sein müsse; man veranstaltet Enquêtes: Wie denken Sie über die deutsche Litteratur? Wie über den Einfluß der Skandinavier und Russen? Was wird nach Zola kommen? Die Schlagwörter, die heute ausgegeben werden, lauten anders als vor 100 Jahren. Aber das Theoretisieren ist das gleiche. Der wahre Dichter, heißt es heute, ist von rücksichtsloser Wahrheit, er kennt keine Vorurteile, er schaut nur die Natur an, er ist realistisch in der Zeichnung, drastisch in den Mitteln, bis zur Häßlichkeit aufrichtig; er ist dekadent, und muß dekadent sein, wenn er die Welt dekadent findet; und er ist fin-de-siècle-Dichter, wenn er die Welt als fin-de-siècle-Welt vorfindet. — Als ich jüngst aus Wedekinds Buch — dessen unschuldigem Titel „Frühlings-Erwachen“ zu trauen, ich hiermit jedermann warne — nur einen Akt flüchtig las, sagte ich mir: Da habt Ihr ihn! Das ist der Dichter nach Eurem Programm! Das ist Euer Heine! Er ist realistisch, dekadent, rücksichtslos, häßlich und schön', wie's gerade kommt, brutal gegen alle Überlieferungen, heißen sie Religion, Moral oder Gewissen; und über dem Ganzen liegt ein Geruch, ich weiß nicht, wie eine Art Ylang-Ylang, den man nicht wieder vergißt. Und etwas ist das Buch, was eben die meisten nach Programm gemachten Bücher nicht sind, es ist künstlerisch. Ich glaube, außer Hermann Bahrs „Die Mutter“ existiert kein zeitgenössisches Drama, welches so sehr

unter Fallenlassen aller konventionellen Rücksichten geschrieben ist. Von Bahrs „Mutter“ hat man gesagt, es könne nie aufgeführt werden. Bei Wedekinds „Erwachen“ denkt niemand an Aufführung. Buchdramen werden beide bleiben. Kabinetts-Drama möcht' ich das letztere nennen. Während aber Bahrs Buch die denkbar höchst geschraubte, absichtlichste, verstandesmäßig-nüchternste Vollführung des modernen Programms ist, und, soweit ich übersehen kann, fast überall Ablehnung gefunden hat, ist Wedekind poetisch naiv, nonchalant, lächelnd, stellenweise phantastisch und unheimlich, aber in jedem Falle absichtslos und von künstlerischer Wirkung; und darin liegt — ich weiß nicht, soll ich sagen, das Bedenkliche — oder Erfreuliche — aber jedenfalls angesichts des behandelten Stoffes etwas Furchtbares.

Die Geschichte spielt unter Gymnasiasten und Instituts-Töchtern; und in der ersten Szene gleich handelt es sich um ein Gespräch zwischen einer Mutter und ihrer aufblühenden Tochter über die Länge des neuen Kleides: „Hätt' ich gewußt, daß Du mir das Kleid so lang machen werdest, ich wäre lieber nicht vierzehn geworden,“ sagt Wendla zu ihrer Mutter; und später im Verlauf der Diskussion: „in den Kniekehlen bekommt man keine Diphtheritis!“ — In der folgenden Szene treffen wir zwei Gymnasiasten (oder Lateinschüler?), die sich unterhalten über Dinge, — nun über Dinge, über die sie sich eben wirklich unterhalten, die aber bis jetzt kein Mensch zu schreiben, geschweige zu drucken gewagt hätte. Nachdem sie eine Zeit lang über ihre Professoren, über Examinieren, lateinischen Aufsatz und mathematische Gleichungen geschimpft, kommen sie auf ihre häuslichen Verhältnisse zu sprechen, auf ihre Erziehung, auf Nachtlager, auf Träume, und was sie im Gefolge haben; mit pochendem Herzen gestehen sie sich (die Szene spielt in vollständiger Dunkelheit), daß sie von einem gewissen Laster nicht mehr frei sind, und wie es gekommen: Melchior: Du hattest geträumt? — Moritz: Aber nur ganz kurz. . . . . von Beinen im himmelblauen Trikot, die über das Katheder steigen . . . . . Wenn Du wüßtest, was ich ausgestanden seit jener Nacht! — Melchior: Gewissensbisse? — Moritz: Gewissensbisse!? — Todesangst! — Melchior: Herrgott . . . . . Moritz: Ich hielt mich für unheilbar. Ich glaubte, ich litte an einem inneren Schaden. — Ich frage, man zeige mir in der gesamten Litteratur eine ähnliche Stelle, die so gewagt und so wahr wäre. — Ich sage nicht, solches sollte nicht so sein, oder es sollte anders sein. Ich sage nur: Das ist der Dichter nach Eurem Programm. Und er arbeitet und schafft, nicht um Euer Programm zu erfüllen, sondern aus künstlerischer Notwendigkeit. — Von köstlichem Reiz ist die folgende Szene, die wieder unter den jungen Mädchen spielt: Thea: Dein Zopf geht auf, Martha; Dein Zopf geht auf! — Martha: Puh — laß ihn aufgehn! Er ärgert mich so Tag und Nacht; Ponyhaare tragen darf ich nicht, zu Hause muß ich mir gar die Frisur machen. — Wendla: Morgen werd' ich ihn Dir in der Religionsstunde abschneiden. Thea: Um Gotteswillen, Wendla! — Martha: Hast Du Dir nicht auch ein himmelblaues Band durch die Hemdpasse ziehen dürfen? — Thea: Wenn ich Kinder habe, kleid' ich sie ganz in Rosa; Rosahüte, Rosakleidchen, Rosaschuhe. Nur die Strümpfe — die Strümpfe schwarz wie die Nacht. — Wendla: Wißt Ihr denn, ob Ihr welche bekommt? Thea: Warum sollten wir keine bekommen? u. s. w. — Weiterhin eine Szene, in der Wendla und Melchior, eines der Mädchen und einer der Gymnasiasten sich im Walde begegnen, ernsthaft-unreife Gespräche führen, um sich zuletzt in einer Anwandlung eines durchbrechenden Instinkts durchzuhauen. — Weiterhin im zweiten Akt ein Gespräch zwischen Wendla und ihrer Mama: Wendlas ältere verheiratete Schwester

hat das dritte Kindchen bekommen; Wendla erhält davon Mitteilung in Form der üblichen Storch-Erzählung. Aber die 14jährige Wendla, die zum drittenmal Tante geworden, weigert sich, das Ammen-Märchen noch zu glauben, und verlangt Aufklärung. Die Mutter in großer Verlegenheit. Endlich versteckt Wendla, die in bittender Stellung zu den Füßen der Mutter kniet, ihren Kopf unter deren Schürze und empfängt Aufklärung in der zartesten Form. — Ein oberflächlicher Beurteiler könnte hier versucht sein, einen unlauteren Zweck bei dem Verfasser zu argwohnen; aber diese Szenen sind alle mit der größten Delikatesse der Natur abgelauscht; ohne Übertreibung, aber auch ohne Rücksicht. Es handelt sich eben darum, die moderne Forderung zu erfüllen, und Dinge zu erörtern, an die bis dahin niemand, weder Dichter, noch Pädagog, noch Psycholog, noch sonst jemand auch nur zu rühren gewagt haben; die aber doch existieren; und die man bis jetzt unter Wispern und Flüstern entweder totgeschwiegen, oder dem lieben Gott und dem Instinkt zur Entwicklung überlassen hat. Jeder Förster und Schafzüchter darf über seine Hunde und Thiere und die Bedingungen ihrer Entwicklung mit der größten Fachkenntnis plaudern; nur beim Menschen, da wird alles gewispert und geflüstert, das Natürlichste und Reinste mit dem Stempel „unsittlich" in den Kot gezogen und jede Regung des Fleisches, wie des Gewissens, mit Sünde und Dreck zugeschmiert. — Die 3. Szene im 2. Akt kann wegen ihrer Großartigkeit hier nicht angedeutet werden. Nur ein Künstler ersten Ranges darf das wagen. — Daß Wedekind die alltäglichsten Verhältnisse mit derselben Verve, mit derselben unbekümmerten Naivität zu behandeln, und in das eigentümliche Licht einer frappanten Wahrheits-Wirkung zu rücken weiß, zeigt zu Beginn des 3. Aktes die Szene auf dem Rektorat. Da marschieren sie auf, die weltbekannten deutschen Gymnasial-Professoren mit den pfundigen Stirnen, den eingedrückten Augen mit großen Reflex-Gläsern vor, und der eingetrockneten Stimme, die Herren Hungergurt, Affenschmalz, Knochenbruch, Zungenschlag und Fliegentod, der Pedell Habebald, der Rektor Sonnenstich und der Pastor Kahlbauch. Veranlassung zu der Rektorats-Sitzung gab Selbstmord eines Schülers, der trotz emsigsten Büffelns nicht aufsteigen durfte. In seinen Schriften und Heften fand man nach seinem Tode ein Manuskript, eine Abhandlung über die menschliche Fortpflanzung mit Abbildungen, die von seinem Mitschüler Melchior herrührte und die der besorgte Vater ans Rektorat ablieferte. Der Gegensatz zwischen diesen schweinsledernen Menschen-Folianten, den Klassen-Professoren, und dem jungen, frischen Melchior in dem nun folgenden Verhör ist von blutiger Ironie. Natürlich wird Melchior wegen genauer physiologischer Kenntnis des menschlichen Sexual-Systems, und damit wegen Vergehens gegen „die sittliche Weltordnung", dimittiert und relegiert. Beim Begräbnis spricht Pastor Kahlbauch rührende Worte pietistischer Selbstgenügsamkeit. Rektor Sonnenstich drückt dem Vater des Dahingegangenen die Hand und sagt: „Wir hätten ihn ja doch nicht promovieren können!" — Professor Knochenbruch: „Und wenn wir ihn promoviert hätten, im nächsten Frühling wäre er des allerbestimmtesten durchgefallen!" — Nachdem alle den Friedhof verlassen, kommen die Instituts-Mädchen und bekränzen das Grab. Martha: „Ich grabe unsre Rosen aus. Schläge bekomme ich ja doch!" Ilse: „Ich war auf der Brücke, da hört' ich den Knall." Martha: „Armes Herz!" Ilse: „Und ich weiß auch den Grund, Martha." Martha: „Sagte er was?" Ilse: „Parallelepipedon! — Aber sag' es niemandem." — In der Schlußszene macht Wedekind leider einen Saltomortale ins Romantische, eine Wendung, die schon M. G. Conrad in seiner jüngsten Notiz

mit Recht getadelt. Die Szene ist wieder der Friedhof. Eine klare Novembernacht. Melchior, der relegierte Gymnasiast, dessen fortgeschrittene Kenntnisse über das Sexual-Leben des Menschen nicht ohne praktische Bethätigung in Beziehung auf jene Wendla geblieben waren, eines der Instituts-Mädchen, die er einstmals allein im Walde getroffen, war in ein Korrektions-Haus gekommen, daraus entflohen und übersteigt nun die Friedhofmauer. Beim Absuchen der Leichensteine entdeckt er beim Mondschein den Grabstein eben jener Wendla Bergmann. Sie war an Abortivmitteln zu Grunde gegangen. Beim Übersteigen der Friedhofmauer hatte Melchior das Kreuz auf einem Grabe umgestoßen. Es war jenes des jugendlichen Selbstmörders Moritz. Und dieser kommt nun selbst mit dem Kopf unter'm Arm über die Gräber her, und begrüßt seinen Freund Melchior wie, — nun wie man sich etwa am Montag früh im Klassenzimmer begrüßt. Verdächtige Jenseitsgespräche werden geführt. Moritz will seinen Freund Melchior zum Verlassen des Lebens bestimmen, und beschreibt die Annehmlichkeit des Zustandes nach dem Tode. Ein „vermummter Herr“, eine nach Inhalt und Wesenheit halb rätselhafte Persönlichkeit, tritt auf und warnt den Lebenden dem Toten zu vertrauen. Er erbietet sich Melchior als Führer für's fernere Leben. Der „Vermummte“ verläßt mit seinem Schützling den Friedhof. Und Moritz schließt: „Da sitze ich nun mit meinem Kopf im Arm. — Der Mond verhüllt sein Gesicht. — So kehre ich denn zu meinem Plätzchen zurück, richte mein Kreuz auf, lege mich wieder auf den Rücken, wärme mich an der Verwesung, und lächle.“ — Diese ganze letzte Szene hat etwas Modriges und Verfaultes. Nicht nur im Gegenstand. Auch im Gedankengang des Verfassers. Fast könnte man glauben, Wedekind, ein zweiter Heine, habe auf die haarscharfe Tendenz der früheren im hellen Tageslicht sich abspielenden Szenen Verzicht leisten und mit einem „Witz“ schließen wollen. — Oder wollte er der deutschen Litteratur zeigen, nach welcher Richtung sie tendiert? —

Oskar Panizza.

Soziale Litteratur.

Die Bestimmung der Frau. Ihre Stellung zu Familie und Beruf. Rektoratsrede gehalten am Jahresfeste der Universität Basel den 12. November 1891 von Professor Dr. H. Fehling, d. Z. Rektor der Universität. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke 1892.

Seine Magnifizenz kündigt gleich auf pag. 4 an, daß er seine Aufgabe wesentlich vom „Standpunkte des Geburtshelfers und Frauenarztes“ behandeln wolle. Die Frauenrechtler werden also sofort wissen, daß sie ihre Häupter zu verhüllen haben; einigermaßen in diesen Fragen bewanderte Leute werden sogar die folgenden Blätter schon vorahnend herzubeten imstande sein. Es verläuft auch alles glatt und ohne das kleinste Hindernis eines neuen, tiefen Gedankens. Da werden munter alle physischen und psychischen Unterschiede der beiden Geschlechter abgewälzt, daraus dann den „Gleichmachern“ ein gründliches Flasko hergerichtet und das Weib wieder in seinen ehrwürdigen Familienberuf eingesetzt; da nun aber Se. Magnifizenz dunkel ahnt, daß selbst Er nicht die Macht haben dürfte, allen Frauen diesen ersten und einzig wahren Beruf zu bescheren, so bequemt sich der Herr Professor schließlich dazu, auch den Frauen einige andere Berufe zu erschließen. Ärztinnen will er nur ausnahmsweise haben, wohl aber empfiehlt er allen Töchtern gebildeter Stände die edle Hebammenkunst als einen immerhin fast noch „ersten und einzigen“ Beruf. — Sonderbar, was diese Herren unter Verschiedenheit und Gleichmacherei verstehen. Die Denker und Forscher, die auch im weiblichen Geschlecht Individualitäten in allen Formen und Arten sehen, werden

von denen als Gleichmacher verspottet, die in der größeren Hälfte des Menschengeschlechts lediglich eine Summe von gleichen Faktoren sehen. Vielleicht dringt einmal selbst in die Kreise der Herren Geburtshelfer und Frauenärzte die Erkenntnis ein, daß man das Weib doch nicht schlechthin nur als Objekt aufzufassen habe, sondern daß auch ihm die jetzt dem Manne vorbehaltene Würde eines Subjekts gebührt. Dann wird man aufhören, anthropologische Kollektaneen über „das Weib" zu schreiben und vielleicht mit solchen über „den Mann" beginnen. Inzwischen werden ja die Dinge ihren Gang nehmen, ihren Ursachen folgend, nicht den „Gründen" der Geburtshelfer und Frauenärzte. Kurt Eisner.

Berliner Prostitution und Zuhältertum von Dr. X. Leipzig, Paul Ehrlich. Preis 1 Mark.

Wenn der Verfasser, der eine sehr eingehende Kenntnis der betreffenden Berliner Verhältnisse verrät, in seiner Schrift für eine Wiedereinführung der Bordelle eintritt, da hiermit das kleinere Übel dem größeren vorgezogen werde, denn die Prostitution, welche so oder so geduldet werden müßte, sei das weit kleinere Übel, als das Zuhältertum, so kann dieser vorläufige Ausweg wohl acceptiert werden, um die schlimmsten Auswüchse dieser Frage, die im Zuhältertum zu Tage treten, für den Augenblick zu beschneiden; aber gelöst ist damit diese sozial wie sittlich höchst wichtige Frage noch nicht. Ich stimme völlig mit dem Autor überein, daß die Bordelle insofern schon dem geduldeten freien Prostitutionswesen vorzuziehen seien, als die Sache damit von der Straße, gleichsam aus der Öffentlichkeit, beseitigt und in besondere dazu bestimmte dunkle Ecken des Lasters eingedämmt wird. Ich möchte die Beweisführung des Verfassers noch dahin erweitern, daß ich sage, die Verführung für die unreife männliche Jugend ist bei den Bordellen eine viel geringere, als bei den überall herumlungernden einzelnen Dirnen. Es mag allerdings in Einzelfällen vorkommen, daß im Kreise angeheiterter Genossen ein unschuldiger Jüngling mitgeschleppt wird und so der Verführung anheimfällt, im Allgemeinen aber gehört bereits ein gewisser Grad sittlicher Versumpftheit dazu, um überhaupt ein Bordell zu besuchen, und vollends wird es bei Unerfahrenen wohl kaum vorkommen, daß sie sich allein in diese Lasterhöhlen wagen. Man übersehe auch ferner nicht, daß eine jugendliche Phantasie in dem Verhältnis zur Einzeldirne noch immer etwas Ideaiisches sehen mag und somit die Sache vor sich selbst beschönigt, während angesichts des rein geschäftsmäßigen Betriebes eines Bordells auch für den Phantasiereichsten jede Selbsttäuschung aufhört. Dem Besuche eines Bordells muß im Allgemeinen die Absicht zur That vorausgehen, während die vagabondierende Dirne leicht erst die Ursache zur Entschlußfassung werden kann.

Es ist auch richtig, daß durch die Bordelle das Zuhältertum ziemlich überflüssig, ja unmöglich gemacht wird, wenn es erreichbar ist, neben den Bordellen alle private Prostitution, soweit sie zur Kenntnis der polizeilichen Organe kommt, zu unterdrücken. Aber dies alles ist nur ein Eindämmen des Stromes, der damit um so höher anschwillt, keine Ableitung desselben.

Sollte denn eine weitgehendere Lösung dieser Frage nicht möglich sein?

Freilich nicht durch einen Federstrich des Gesetzgebers oder der Polizei, nicht in Tagen oder Monaten, kaum in Jahren, wohl aber in einem Menschenalter, und zwar müßten sich die Bestrebungen nach zwei Seiten richten, einmal auf Heranbildung einer andern sittlichen Anschauung der männlichen Jugend, zweitens auf eine andere Gestaltung des Schicksals der gefallenen Mädchen.

Es bedarf keiner weiteren Darlegungen, daß wir heute zwei Arten von Sittencodex in Bezug auf das Geschlechtsleben haben, einen viel zu laxen für die Männer und

einen ebensoviel zu strengen für die Frauen. Die Prostitution ist aber unbekämpfbar, so lange die männliche Jugend in dem Verkehr mit diesen Geschöpfen eine Ehre sieht, so lange es für einen Ruhm gilt, zu möglichst viel dergleichen Damen oder solchen, die auf dem Wege sind, es zu werden, in Beziehung zu stehen oder gestanden zu haben. Die Ursache dieser traurigen Erscheinung, deren unheilvolle Folgen sich in dem immer tiefer untergrabenen Gesundheitszustand des Volkes, in der stetig zunehmenden Durchseuchung der Menschheit dokumentieren, sehe ich erstens in dem Verheimlichungs- und Verdunklungssystem der Erziehung unserer Jugend, zweitens in überkommenen, aus dem Zeitalter der Sklaverei stammenden Anschauungen und drittens in den traurigen sozialen Verhältnissen der Gegenwart.

Im Entwicklungsstadium, wo die Triebe zu erwachen beginnen, wird der Jugend keine ernste, sittliche Erklärung über gewisse Naturgesetze gegeben, sondern sie muß sich dieselbe selbst suchen und findet sie in schlechten oder mißverstandenen Büchern und dem unsittlichen Beispiel einer bereits auf gleiche Weise verderbten Jugend. So bekommt alles Unsittliche für sie einen gewissen romantischen Anhauch, der sie der Verführung in die Arme treibt. Zudem wird von den jungen Leuten in diesem Alter in Folge einer noch aus den Zeiten der Sklaverei übriggebliebenen Anschauung das Weib, und namentlich das ungebildete oder gesellschaftlich tieferstehende Weib, als ein Wesen niederer Art betrachtet, das nur zur Befriedigung gewisser Lüste da ist, das aber keinen Anspruch auf irgend welche Rücksichten machen kann, und endlich kommen die ungünstigen sozialen Verhältnisse hierzu, die es namentlich dem sogenannten gebildeten Proletariat a priori unmöglich machen, der monogamischen Natur des Menschen gerecht zu werden, da diesen Leuten die materiellen Mittel fehlen, Weib und Kind zu ernähren. Die völlige Ausrottung und Beseitigung aller Prostitution wäre demnach erst nach Hinwegräumung dieses letzten Grundes, also nach einer ganz ungeheueren Verbesserung der sozialen Zustände möglich; aber es wäre immerhin schon sehr viel gewonnen, wenn durch eine aufklärende Erziehung der Jugend, durch eine ernste, sittliche Einführung in die Geheimnisse des Geschlechtslebens eine andere Auffassung über die Geschlechtsausschweifungen auch bei der männlichen Jugend erzeugt würde, wenn jene zeitungemäße, rohe Auffassung von dem weiblichen Geschlecht, die im Weibe nur ein Wild sieht, dessen sittliche Erlegung Ruhm und Ansehen verschafft, beseitigt und unmöglich gemacht werden würde, wenn wenigstens die sogenannte gute Gesellschaft nicht nur dem Schein nach, sondern in Wahrheit nach Sittlichkeit streben, und der Verführer bei seinen Altersgenossen nicht mehr in der Rolle des Helden, sondern in der Schande des sittlichen Verbrechers erscheinen würde.

Noch wichtiger ist die Umgestaltung derjenigen Ursachen, welche die Mädchen der Prostitution in die Arme treiben. Hier spielt das Schicksal der Gefallenen eine große Rolle. Während dem jungen Manne geschlechtliche Ausschweifungen eher Ruhm als Unehre einbringen und er dieselben geradezu als eine Art Sport betreiben darf, wird der geringste Fehltritt der weiblichen Jugend, mag er selbst die Folge einer mit raffinierten Kunstmitteln durchgeführten Verführung oder tiefster, innigster Herzensneigung — also eine durchaus sittliche That — sein, mit solcher Schärfe geahndet, daß die Unglückliche von nun an ihr ganzes Leben gleichsam wie eine Ehrlose betrachtet wird — wenn nicht ein sehr beträchtlicher Geldsack seinen vergoldenden Glanz über sie wirft. — Geht diese ungerechte Auffassung doch so weit, daß das Weib selbst in dem Manne die Unsittlichkeit bewundert, während es seine Geschlechtsgenossin um eines geschlechtlichen Fehltritts wegen verachtet.

Auch Dr. X. in seiner Broschüre hebt

hervor: „Von den Prostituierten hat die Eine ein Fehltritt aus wirklicher Liebe, die Andere die Treulosigkeit des Geliebten, wieder Andere der pure Leichtsinn und die Sucht nach eitlem Flitterwerk (dies sind die wenigsten!), und viele der nackte Hunger auf die abschüssige Bahn gebracht. Überall hat die Verführung die Hand im Werke gehabt, und einmal gefallen, ist es mit ihnen von Stufe zu Stufe gegangen, bis sie ihren Körper ganz und gar zum Werkzeug des Erwerbes herabwürdigten."

Zuerst und vor Allem ermögliche man es den mittellosen Mädchen, daß sie von ihrer Hände Arbeit ehrlich und anständig leben können, daß sie nicht durch den Hunger gezwungen werden, ihren Körper zu einem Erwerbsmittel zu machen, man eröffne dem Frauenerwerb neue Gebiete und zahle für Frauenarbeit Löhne, die ein Durchkommen denkbar erscheinen lassen, auch gewähre man den Frauen die Möglichkeit zur Erwerbung einer höheren Bildung, dann wird ein großer, großer Teil vor diesem schrecklichsten Lose bewahrt bleiben. Ferner trete man der Gefallenen anders gegenüber, man behandle sie nicht wie eine Verbrecherin, wie eine aus der Gesellschaft Ausgestoßene, sondern als das, was sie in den allermeisten Fällen ist, als eine Unglückliche, die schon durch ihre verlassene Lage der Unterstützung bedürftig und würdig ist. Man biete ihr die Hand und mache es ihr möglich, sich wieder die volle Achtung der Welt durch ehrliche Arbeit zurückzuerwerben. Auch der Tiefgesunkenen komme man in dieser Beziehung hilfreich entgegen, wenn sie nur im geringsten Neigung zur Umkehr verrät, und erleichtere ihr den Beginn eines neuen anständigen Lebens. Ich denke dabei bei Leibe nicht an „Häuser für gefallene Mädchen" oder ähnliche Einrichtungen von mehr als zweifelhaftem Nutzen, welche durch ihre bloße Aufnahme der Unglücklichen sofort gleichsam ein Kainsmal auf die Stirn drücken und in denen sie durch pfäffischen oder moralisierenden Hochmut seelisch gebrochen werden, sondern an eine freie Wiederaufnahme in die bürgerliche Gesellschaft, an die Arbeit mit und neben andern anständigen Mädchen. Man thut so viel für entlassene Sträflinge, warum so wenig oder so ungenügendes für gefallene Mädchen oder Dirnen, welche sich vor dem Schlamme bewahren oder aus ihm herausretten möchten.

Wenn auch hierin Wandel geschaffen würde, dann blieben als Opfer der Prostitution nur verhältnismäßig wenige arbeitsscheue und putzsüchtige Geschöpfe und jene Unglücklichen, die bereits als halbe Kinder durch ihre Eltern oder Erzieher auf die Bahn des Lasters hinausgetrieben werden, übrig, also die Opfer einer mangelhaften schlechten oder geradezu mißleitenden Erziehung. Das wären gegen heute immerhin ideale Zustände, welche sich mit jeder Besserung der allgemeinen sozialen Verhältnisse noch weiter vervollkommnen lassen würden. E. Brausewetter.

Das Unrecht des Stärkeren in der Frauenfrage. Ein Beitrag zur Sozialpolitik und Sozialethik von Dr. Machetes. (Leipzig. Karl Naumburg.)

Der Verfasser, dessen Anschauungen mit denen Bebels über die Stellung der Frau in der Gesellschaft der Zukunft ziemlich übereinstimmen, — er behauptet aber, daß seine Schrift bereits vor der Neubearbeitung des Bebelschen Buches verfaßt sei — geht von der Auffassung aus, daß „beide Geschlechter, das männliche wie das weibliche, mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten in diese Welt hineingeboren werden," und daher keines dem andern seine Rolle vorschreiben dürfe. Diesem Standpunkt der gleichen Rechte und Pflichten entspräche von allen Formen der Ehe einzig die Monogamie, und daher sei diese die einzig berechtigte Geschlechtsgemeinschaft. Im übrigen bestreitet der Verfasser aber, daß es die „Bestimmung des Weibes sei, Gattin und Mutter zu werden" und sucht hierfür den Beweis zu

erbringen. Das heutige Weib hätte überhaupt keinen Beruf, daher sei es geistig unfrei und bleibe ihm nichts anderes als die Zuflucht der Ehe übrig. Sobald aber dem Weibe eine gleiche Bildung zu teil würde, wie dem Manne, sobald es lernen würde, zu arbeiten und einen wirklichen Beruf ausfüllen könnte, würden auch alle die Eigenschaften verschwinden, auf welche sich heute die Behauptung von der Inferiorität des Weibes stütze. Allerdings leugnet der Autor nicht, daß „die Sexualität mit der fortschreitenden Entwickelung der geistigen Kraft abnimmt," aber, fragt er, „muß nicht mit der Erreichung ihres höchsten Zieles das Aussterben der Menschheit Hand in Hand gehen? Hat denn, wenn der Sieg des Geistes über die Natur vollendet ist, die Menschheit noch einen Grund ihres Daseins?" Damit begiebt sich der Verfasser aber bereits in Widerspruch mit seinen eigenen Deduktionen, da er im Anfang der Broschüre gesagt hat: „Die Selbstliebe und der Selbsterhaltungstrieb sind die stärksten Kräfte im Menschen. Zwar bewahren sie ihn nicht vor dem Tode, aber sie sichern ihm eine Fortdauer nach demselben. Denn in seinen Kindern erhält sich der Mensch, er, der selbst vergänglich ist, in ihnen liebt er sich." Die schöne, naturwissenschaftlich bestehende Idee vom „ewigen Leben".

Wie sich hier aber bereits zeigt, zu welchen inneren Widersprüchen jede Übertreibung und Einseitigkeit führt, so ließe sich dies auch aus zahlreichen anderen Deduktionen des Autors nachweisen. Es würde mich das aber zu weit führen. — Ja, es ist ein unbedingtes Recht der Frau, zu verlangen, daß ihr die Möglichkeit geboten werde, sich selbst nicht nur zu ernähren, sondern auch ein wirklich menschliches Dasein zu schaffen, es ist ein schmachvoller, aller „Civilisation" hohnsprechender Zustand, daß die Mädchen nur zur Männerjagd herangezogen werden, es ist der furchtbarste Beweis für die Unhaltbarkeit und Erbärmlichkeit unserer heutigen sozialen Zustände, daß den Frauen eine Bestimmung zugewiesen wird, die ein gewaltiger Prozentsatz derselben überhaupt nicht in die Lage kommt zu erfüllen und ein anderer nicht geringerer, nur durch seine Prostituierung, sei es in oder außer der Ehe, zu erfüllen vermag. — Aber das Alles beweist noch nicht, daß die letzte und höchste Bestimmung des Weibes nicht doch die ist, — Mutter zu sein. Gewiß, es wäre ein idealer Zustand, wenn den Frauen alle Berufszweige offen ständen, wenn sie mit und neben dem Manne für die höchsten Ideale der Menschheit ebenso ringen dürften wie er; aber das gilt nur für die kinderlosen. Sobald die Frau ein Kind hat, wurde ihr ein höherer Beruf zu teil, als jeder andere, die Erziehung dieses ihres Kindes. Je mehr sie durch ihre geistige Entwickelung und Bildung dazu auch in intellektueller Beziehung imstande ist, um so besser für das Kind, um so besser für den geistigen Fortschritt der Menschheit.

Daß aber eine Mutter neben diesem ihrem höchsten Berufe noch einen andern — und beide voll und ganz — sollte erfüllen können, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Niemand kann zween Herren dienen, ist ein altes wahres Wort. Woher stammt die mangelhafte Erziehung der heutigen Jugend anders, als daher, daß die Väter durch die Erfüllung ihres Berufes davon abgehalten werden, sich um die Erziehung der Kinder zu kümmern, und daß die Mütter infolge ihrer oberflächlichen und ungenügenden Bildung garnicht zu einer gedeihlichen Erziehung der Kinder imstande sind. Darum mehr Bildung für die Mädchen, meinetwegen gleiche aber bessere (!) Bildung als die der heutigen männlichen Jugend, damit sie als Erwachsene imstande sind, selbständig dazustehen, und falls sie den passenden Gatten finden, wirkliche Erzieherinnen ihrer Kinder zu werden. Die verheiratete Frau, namentlich die Mutter, bedarf keines anderen Berufes und ich bestreite, daß sie bei einer gründlichen Erziehung ihrer

Kinder dafür auch noch Zeit hätte. In den ersten Jahren bedarf das Kind doch unbestreitbar der ständigen Wartung und Pflege, und wenn ihm die heute aus Not vielfach nicht zu teil werden kann, so ist das doch kein idealer Zustand. Die Kinder aber etwa in einer Art von Krippen, Kindergärten ꝛc. versorgen lassen, hieße die Mutter ihres höchsten, idealsten Rechtes berauben, Mutter zu sein. Diese Bestimmung stände auch im Widerspruch mit den Ansichten des Dr. Machetes, da er sagt: „Eine allgemeine Erziehung von staatswegen ist darum verwerflich, weil sie nur schematisch, nicht individuell sein kann." Und es wäre durchaus kein idealer Staat, der von den Müttern noch mehr verlangen müßte, als ihm treffliche Kinder zu erziehen.

Die Familie ist möglich, wenn die Frau einem Berufe nachgehen muß, aber private Erziehung ist nicht möglich, wenn es die Mutter muß.

Da ich diese Broschüre in einer Kunstzeitschrift bespreche, so muß ich zum Schluß noch die pyramidalen Ansichten des Dr. Machetes über Kunst festnageln: „Die Musik klagt Tolstoi an. Gewiß, auch sie kann der Mensch prostituieren. Mehr noch gilt es von der Dichtkunst. Am schädlichsten aber wirken Malerei und Bildhauerei; denn sie stellen das blanke Fleisch vor Augen. (Schrecklich!?)

„Ich gestehe, daß ich mich ärgere, wenn ich über dem Berliner Museum den Satz lese: Artem non odit nisi ignarus und nicht weit davon die jedes unverdorbene Gemüt beleidigende Schloßbrücke erblicke." Hier verrät der Autor, daß er für Schönheit keine Spur von Verständnis hat. Darum ist er auch solch ein Gegner alles Nackten, da er dessen Schönheit nicht begreift. Dr. Machetes übersieht, daß Verhüllung nichts mit Sittsamkeit zu thun hat, daß wahre Sittlichkeit und Keuschheit bei völliger Nacktheit bestehen können, wie vielfach das Beispiel des griechischen Volkes beweist. Gerade die Verhüllungssucht ist ein Beweis für eine wenig gefestigte Sittlichkeit. Auch sie ist ein Zeichen einer seelischen und geistigen Unfreiheit. Gerade das „unverdorbene" Gemüt findet nichts Anstößiges in der Nacktheit, wie glücklicherweise noch heute die Kinder, noch heute die naiven Völker des Südens beweisen. Es ist im Gegenteil ein Zeichen von Verdorbenheit, wenn einer bei gewissen Entblößungen sofort an Sinnliches denkt. Darf man sich bei solchen Anschauungen in radikalen Kreisen wundern, daß der deutsche Staat sich berufen fühlt, die Darstellung alles Nackten zu bekämpfen? denn darauf läuft das neue Sittlichkeitsgesetz hinaus. Darf man sich angesichts solcher böotischen Aussprüche wundern, wenn die Gegner behaupten, der sozialdemokratische Staat werde im Materialismus aufgehen und allen Schönheitsbestrebungen feindlich gegenüberstehen?

E. Brausewetter.

Litteraturgeschichte.

Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens von Hermann Fischer. Tübingen 1891. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

Schon ihrem Stoffe nach können die hier vereinigten Aufsätze ein allgemeines Interesse nicht beanspruchen. Georg Rudolph Weckerlin, Friedrich Haug, Friedrich Notter — sie haben doch schließlich so wenig Bedeutung, daß man Schwabe sein muß, um sich für sie zu erwärmen. Aber auch die Abhandlungen über Uhland und Mörike sind nichts als „Beiträge", gute und brave Beiträge, die man am liebsten in größerem Zusammenhange verarbeitet sähe. Das Interessanteste am ganzen Buche sind die Mitteilungen über „Mörike, Ludwig Bauer und Waiblinger"; denn hier sind ein paar Jugendbriefe Mörikes abgedruckt, die ihn in seiner ganzen liebenswürdigen Eigenart zeigen, besonders einer, der letzte. Der Vortrag des Verfassers ist etwas trocken, stellenweise — z. B. zu Anfang des ersten Aufsatzes — geradezu hölzern; aber immer

hat man das Gefühl, daß der Verfasser an seinen Stoff mit warmem Interesse herantritt. Drum ist auch jedes Wort schlicht und einfach, nicht „geistreich“. Und gerade das wird man jetzt wieder schätzen lernen, wo Erich Schmidt eine Lessingbiographie zu Markte bringt, die an öder hohler Geistreichelei das Menschenmögliche leistet. G. M.

Henrie Ibsen. Ein Essay von Dr. Theodor Odinger (Zürich). (Kleine Studien. Wissenswertes aus allen Lebensgebieten. Herausgegeben von J. Bacmeister. Heft 2. Erfurt. Bodo Bacmeister. 20 Pfg.

Wieder eine Schrift über Ibsen, in der sich das übliche Mißverständnis der Identifizierung des Dichters und seines Helden findet, wenn der Verfasser wieder mit dem schon so oft widerlegten Ausspruch kommt, daß in der „Wildente“ Ibsens Wahrheitsdrang zur „Wahrheitsmanie“ werde. Der Dichter zeigt hier gerade im Gegenteil, wie die „ideale Forderung“ gegenüber simpeln Alltagsmenschen und kleinlichen Phrasenhelden angewandt (Hjalmar Ekdal einen „ideal angelegten Mann“ zu nennen, verrät wohl ein seltsames Verkennen der Intentionen) zur tragischen Schuld führen kann. Wann wird endlich der eigenartige Dualismus in der „Wildente“ begriffen werden, gemäß dem sie in Bezug auf Gregers und seine ideale Forderung eine Tragödie, in Bezug auf Hjalmar Ekdal ein Lustspiel ist, denn von einem „furchtbaren Bruder“ in der Ekdalschen Familie, von dem Herr Dr. Odinger phantasierte, ist gar keine Rede. Der Verfasser scheint die Worte Dr. Rellings gar nicht gelesen zu haben.

Im übrigen sei anerkannt, daß auf dem Raum von 15 Seiten eine Würdigung Ibsens auch unmöglich ist und der Verfasser über unbewiesene Behauptungen und abgerissene Bemerkungen nicht hinauskommen konnte.

C. Brausewetter.

Kunstwissenschaftliches.

Kunststudien von C. Hasse. Drittes Heft. 4. Die Verklärung Christi von Rafael. Breslau, Verlag von C. T. Wiskott. 1889.

Der Verfasser giebt von den einzelnen Personen des Gemäldes eine von der bisherigen zuweilen abweichende Deutung und versucht vor allem den Grundgedanken des Werkes schärfer als bisher hervorzuheben. Der Grundgedanke sei: Nur im Glauben an den einigen Gott ist das Heil. Ich gestehe, daß ich hiernach so klug bin wie zuvor; nach wie vor kann ich zwischen dem unteren und oberen Teile des Gemäldes keinen rechten Zusammenhang finden. Der Vortrag des Verfassers könnte gern etwas frischer, anschaulicher sein. Eine Unterscheidung wie die, daß Johannes wie vom Blitzstrahl niedergesunken sei, daß Jakobus vollkommen überwältigt, aber doch der verklärten Gestalt des Erlösers ferner erscheine als Johannes, daß endlich den Petrus der göttliche Glanz überwältige, vollkommner wie Johannes, aber weniger vollkommen wie Jakobus — sie sind ja nicht falsch, aber auch so wenig treffend wie möglich. Es fehlt dem ganzen Buche die lebendig nachschaffende Betrachtung. Die beigegebene Tafel in Lichtdruck ist gut. Snorre.

Vorträge über Plastik, Mimik und Drama. Von Wilhelm Henke, Professor der Akademie in Tübingen. Mit vierzig Bildern im Text. Rostock, Wilh. Werthers Verlag. 1892. Mk. 6,50.

Der Verfasser dieses Buches ist kein trockener Fachgelehrter. Er macht sich auch über Kunst und Litteratur seine Gedanken. Das ist löblich und gut; daß er aber das Zeug drucken läßt, das ist ihm nur halbwegs zu verzeihen, weil er seine Ansichten ohne Prätension vorträgt. Denn es ist schwer, über das Buch ruhig zu urteilen, sobald sich der Verfasser mit einer „Anatomie der Tragödie“ (so etwa Freytags Niveau) abgiebt oder seine Gedanken über „Zwei Arten von Stil in der Kunst der Mimik“

breitspurig auseinandersetzt. Zum aus der Haut fahren ist es, wenn H. seine kritischen Gedanken in Verse formt. Ein paar Proben von diesem Tabak:

„Am meisten aber war ich doch gespannt,
(Ich hatt' es schon gehört von andern Leuten)
Wie sich in uns'rer Hauptstadt jetzt ermannt (!)
Die Kunst der Bretter, die die Welt bedeuten."

Oder:

Ihr Thun wird immer wilder und erboster,
Die schlimmsten Menschen kommen obenauf,
Cornwall und Goneril und der Bastard Gloster.

Tröstlich ist, was der Verfasser im Herbst 1885 im Deutschen Theater zu Berlin erkannt hat und nun freudig der Welt verkündet:

Ein Anfang deutscher Schauspielkunst ist da.
Die Kräfte dieser neuen Bühne bürgen's;
Voran ein solches Weib Cordelia.
Die Dame aber nennt sich Anna Jürgens.

Jawohl, eine neue Kunst ist aufgekommen, und neue Kräfte. Aber die Jungen, die ja nicht sonderlich zahm sind, sie sind an den alten Herren, die lendenlahme Gedanken über die Kunst mit komischer Grandezza vortragen, längst vorübergeeilt — und zum Zurücksehn ist noch keine Zeit —. Hans Merf.

Bossongs kunsttechnische Bibliothek für Dilettanten. Band IV, Schule der Öl-Malerei von H. Bouffier; Band V, Lehre der malerischen Perspektive von demselben. Wiesbaden. Verlag von J. Bossong.

Beide Werke werden bei Dilettanten und solchen, die Lust zu diesem schauderhaften Berufe haben, lebhaften Anklang finden. Dem vierten Bande ist eine alphabetisch geordnete Erklärung technischer Ausdrücke beigegeben, wobei nur ein bischen zu viel erklärt wird, z. B.: häßlich. Leider fehlt: dilettantisch A. E.

Das Urbild des Menschen von Charles Rochet, ins Deutsche übertragen von Heinrich Fuß. (Wien, Spielhagen & Schurich.)

Ein vortreffliches Werkchen, das in kurzen und knappen Zügen die Größenverhältnisse der einzelnen Teile des menschlichen Körpers zu einander behandelt und durch einfache schematische Zeichnungen veranschaulicht. Für Künstler ist das Büchlein sehr empfehlenswert zu praktischen Entwurfsübungen, ebenso aber ist es auch für den Laien hochinteressant, da es nicht wenig zur Bildung des Auges beitragen kann, die heute bei den meisten Leuten sehr im Argen liegt. M—n.

Philosophie.

Hans Schmidkunz, der Verfasser der „Psychologie der Suggestion", giebt gemeinfaßliche Flugschriften „Gegen den Materialismus" heraus. (Stuttgart, Verlag von Karl Krabbe.) — Von den drei bis jetzt vorliegenden Heften ist namentlich das zweite bemerkenswert: „Gedanken eines Arbeiters über Gott und Welt" von Gustav Buhr, bevorwortet von Prof. Dr. Theobald Ziegler in Straßburg. Buhr ist Weißgerbergeselle in einer Lederfabrik zu Durlach in Baden. Er hat einen hellen Kopf und ein tiefes, reines Gemüt. Wie er denkt und seine Feder führt, eine Probe: „Der Zustand des Wohlergehens ist dann gegeben, wenn der Mensch das, was er braucht, an sich bringen kann, und wenn er das, was sein Geist nicht braucht, von sich weisen kann." Wenn unsere Orthodoxen, Schulpedanten und Parteifanatiker zu belehren wären, würden wir sie an diesen Arbeiter weisen. Aber da ist der lieben Müh' umsonst. — Sehr viel Gutes enthält auch das dritte Heft: „Der Materialismus in der Litteratur" von Ola Hansson, obwohl der Verfasser sich nicht selten in selbstgefälliger Klugschwätzerei vergißt und den unkritischen Leser mehr mit Phrasen blendet, als mit wirklichen Gedanken erhellt. Hansson hat oft eine aufdringliche Manier des Alles-besserwissens, die gegen ihn einnimmt. Wahrer Reichtum prunkt und klappert nicht. — Schwach ist das erste Heft: „Materialismus und Ästhetik" von Moritz Carriere. Billige Kathederweisheit, langweilig vorgetragen. M. G. C.

Über Erziehung, Bildung und Volksinteresse in Deutschland und England. Von Dr. M. M. Arnold Schröer. Dresden N., Oskar Damm, 1891. — Diese sechs Vorträge enthalten manchen guten Gedanken und manche freie Beobachtung, doch hindert den Verfasser bisweilen sein im religiösen Wesen noch arg befangener Sinn, die rechten Folgerungen aus seinen Vordersätzen zu ziehen. Wenn der Verfasser z. B. vom heutigen Engländer sagt, daß er mit der ganzen Wucht einer ehrlichen, sittlichen Überzeugung auf seinem protestantischen Christentum fuße, so werden die frommen Auguren jenseits des Kanals für den leichtgläubigen Deutschen nur ein mitleidiges Lächeln haben. —r.

Arthur Schopenhauers sämtliche Werke. Sechs Bände. In 45 Lieferungen zu 40 Pf. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1891. — Unter allen Schopenhauerausgaben die beste! Vor der Reklamschen Volksausgabe, die übrigens von keinem Geringeren als Griesebach gesichtet und geordnet ist, hat sie die schönere Ausstattung, das bessere Papier und den größeren Druck (freilich auch den höheren Preis) voraus; unter allen übrigen Neudrucken des Philosophen aber, die oft von ganz Unberufenen kastriert und verstümmelt und durch sogenannte Erläuterungen verunziert wurden, nimmt sie schon darum die erste Stelle ein, weil ein Mann, der sich, wie kein zweiter in Deutschland, in die Schopenhauersche Gedankenwelt hineingelebt hat, weil Julius Frauenstädt sich der Verlagshandlung zu dieser Arbeit zur Verfügung stellte. Wir dürfen also erwarten, daß wir hier den ganzen, unverstümmelten Schopenhauer erhalten werden. In Anbetracht der schönen Ausstattung, die das Buch zur Zierde jeder Bibliothek macht, ist übrigens der Preis erstaunlich billig.

—r.

Das Problem der Ethik in der Gegenwart. Ein Beitrag zur Lösung desselben von Hans Gallwitz. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1891. — Der Titel trügt. Oder nein, doch nicht. Denn hinter dem Namen des Verfassers steht kleingedruckt „Stadtpfarrer und komm. Superintendent in Sigmaringen." Wir wissen also, daß wir in dem Buch keine Philosophie, sondern nur mit philosophischem Wortkram verschnörkelte Theologie zu suchen haben. Der Herr Stadtpfarrer macht es wie die mittelalterlichen Scholastiker; er glaubt zuerst und giebt sich dann alle Mühe, für seinen Glauben spitzfindige Beweise zu drehen. „Der christliche Glaube," sagt er in der Vorrede, „nimmt seinen Ursprung von einer geschichtlichen Person, welche mit dem Anspruch aufgetreten ist, den Inbegriff der Wahrheit in sich zu beschließen, und findet seine Erneuerung und Stärkung immer nur durch Zurückgehen auf diese konkrete Persönlichkeit. Damit ist der philosophischen Forschung das Rätsel aufgegeben: Wie kann das Allgemeine im Besondern, das Absolute in dem geschichtlich Konkreten, das Göttliche im Menschlichen vorhanden sein?" Schon diese Fragestellung, die ganz unvermittelt das „Göttliche" hineinschmuggelt und ohne weiteres mit dem Allgemeinen und Absoluten identifiziert, kennzeichnet den Scholastiker zur Genüge. Daß die Antwort nicht anders als „Jesus Christus" lauten darf, versteht sich von selbst. Die alten Scholastiker nannten diese Art der Beweisführung circulus vitiosus! Edgar Steiger.

Theaterlitteratur.

Die Theaterlitteratur schwillt wieder mächtig an. Berlin allein bringt zwei neue Bühnenzeitschriften: „Das Theater. Wochenschrift für dramat. Kunst u. s. w.", redigiert von Moritz Schlesinger, verlegt von Kühling & Güttner. — „Allgemeine Theater-Revue für Bühne und Welt," herausgegeben von Max Henze, verlegt von Fried & Comp. Eine illustrierte Halbmonatschrift. Die

Probenummern beider Blätter machen textlich einen guten Eindruck. Die Illustrationen sind konventionell, die Titelbilder entsetzlich geschmacklos. Ein drittes Unternehmen kündigt die Eckstein'sche Verlagsanstalt an: „Die Deutsche Bühne in Wort und Bild.“ Außerdem hat Dr. Karl Biesendahl bei Cassirer & Danziger in Berlin ein „Deutsches Theaterjahrbuch“ erscheinen lassen. Dasselbe ist sehr zweckmäßig angelegt. Wenn es einem wirklichen Bedürfnisse entspricht, wird es in dieser klugen Anordnung und Ausstattung seinen Weg machen, daran ist nicht zu zweifeln. Soll es aber wirklich von Nutzen sein, muß sich der Herausgeber sorgfältig hüten, Parteimacherei zu treiben. Es ist höchst merkwürdig, daß in dem vorliegenden Jahrgang das Verzeichnis dramatischer Autoren die unbedeutendsten Bühnenschriftsteller berücksichtigt, während es Namen wie Gerhart Hauptmann, Arno Holz, Hermann Bahr, Max Halbe, Franz Held, Julius Brand, Konrad Alberti einfach totschweigt! Was soll das heißen? Hat Herr Dr. Biesendahl von diesen Autoren nie etwas gehört? Das ist doch sicher nicht anzunehmen. Wenn irgend jemand, so gehören sie zu den „deutschen Dramatikern der Gegenwart“. Um gefälligen Aufschluß wird gebeten.

M. G. C.

Vermischte Schriften.

Auf Schneeschuhen. Wiederholt schon haben wir der kühnen Grönlandreise des Norwegers Dr. Fridtjof Nansen gedacht. In ebenso eingehender wie fesselnder Weise hat der Forscher selbst seine Expedition unter dem Titel „Auf Schneeschuhen durch Grönland“ geschildert. Das in deutscher Übersetzung lieferungsweise veröffentlichte Werk, welches mit mehreren Karten und vielen Abbildungen versehen und von der bekannten Hamburger Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F.) Richter in jeder Weise würdig ausgestattet ist, liegt jetzt vollständig vor uns. Für Fachleute, Ethnologen wie Geographen, von hohem wissenschaftlichen Werte, bietet dasselbe auch für die Kreise des großen Publikums, dank Nansens anschaulicher, mit drastischem Humor gewürzter Schilderung ungewöhnlich viel Anziehendes. Zur Probe teilen wir aus dem Werke einige bisher noch unbekannte Einzelheiten mit.

Während die Expedition noch an der Ostküste von Grönland nordwärts ruderte, um einen passenden Landungsplatz zu finden, traf sie, wie wir schon früher erwähnten, ein großes Lager von Eskimos an, von denen die Reisenden sehr gastfreundlich aufgenommen wurden. In ihren Zelten freilich vermischten sich Thrangeruch und Dämpfe der verschiedensten Art in einer zunächst sehr störenden Weise, doch gewöhnte man sich daran bald ebenso, wie an den Anblick der vielen nackten Körper. Die Eskimos trugen nämlich innerhalb ihrer vier Zeltwände nur ihr „nâtit“, d. h. Hausgewand, ein, besonders bei den Frauen, sehr schmales Band um die Lenden, das aber genügte, um in natürlichster Weise gegenseitig verkehren zu dürfen — ähnlich wie es in Alaska, in Birma oder bei den Kaffern der Fall ist. Jeder Mann an der Ostküste hält sich — vorausgesetzt, daß er ein guter Seehundsfänger ist und sich deshalb diesen Luxus gestatten darf — zwei Frauen, mit denen er sich fast immer gut verträgt. Die Eheleute küssen sich sogar, allerdings nicht nach Art der Europäer, sondern der Kamtschadalen, indem sie ihre Nasen aneinander reiben. Eheliche Streitigkeiten kommen zwar zuweilen vor, werden aber meistens rasch dadurch geschlichtet, daß die Frau eine Tracht Prügel oder einen Messerstich in Arm oder Bein erhält, worauf das Verhältnis der Gatten wieder höchst zärtlich wird. Nur in den seltensten Fällen ist umgekehrt der Mann derjenige, welcher die Schläge empfängt. Selbst das Waschen gehört hier nicht gerade, wenigstens bei

den jungen Damen, zu den Seltenheiten. Allerdings geschieht es nur mit Urin, der in altem Zustande fettauflösend wirkt und als Parfüm, Haarwasser und Waschwasser sowie nebenbei auch zum Zubereiten von Fellen benutzt wird. Trotz alledem gewöhnt man sich bald an diese Leute, in deren Thun „etwas angenehm Berührendes, Natürliches und Echtes" liegt, und Nansen findet sie sogar teilweise schön. Die Frauen binden das Haar am Hinterkopf in einem Knoten auf, der mit einem Stück Fell umwickelt wird und soweit wie möglich steif abstehen muß. Um dies zu erreichen, ziehen besonders die jungen, unverheirateten Damen das Haar so stramm aus Stirn und Schläfen, daß es zuletzt ausfällt und sie sehr frühzeitig kahl werden.

Nicht wenig wunderte sich Nansen als er sah, wie zwei junge Mädchen eine große Möve aus einem Kochtopf zogen, jedes an einem Ende anbissen und, vor Wohlbehagen lachend, gemütlich verzehrten, obgleich der größte Teil der Federn noch an dem Vogel saß. Indessen sollte es nicht lange dauern, und er selbst war annähernd auf demselben Standpunkte angelangt. Schon während der ersten Tage der Eiswanderung wurden die noch an der Ostküste geschossenen Vögel mit den Fingern aus der Brühe geholt und mit Zähnen und Finger zerlegt. Bald hörte aber auch der letzte Vorrat von frischem Fleisch auf, und es dauerte nicht lange, so wurden selbst die kleinsten Reste der Konserven heißhungerig verzehrt. Eines Tages fiel eine Blechdose um, in welcher gerade Bohnenwurst mit Schnee gekocht wurde, und die kostbare Suppe floß mit dem brennenden Spiritus zusammen über den Zeltboden; rasch wurde sie durch Aufheben des Zeltes gesammelt und mit vielem Vergnügen alsdann gegessen. Das Gefäß, in welchem Abends Erbsensuppe gekocht ward, reinigte der Lappe Balto gewöhnlich mit Finger und Zunge, und wenn dann am nächsten Morgen darin wieder Chokolade oder Thee gekocht war, so verspeiste den etwa noch vorhandenen Bodensatz der glückliche Finder mit Wohlbehagen. Heißhungerig war man aus Mangel an Fett stets, aber ebenso sehr herrschte auch gieriges Verlangen nach Tabak, an dessen Stelle zuletzt geteertes Tauwerk geraucht wurde.

Als endlich Nansen und Sverdrup über den Ameralikfjord nach Godthaab ruderten, schossen sie unterwegs sechs Blaumöven, genossen dieselben unausgenommen und glaubten, nie etwas Besseres gegessen zu haben. „Zwei Wilde", so nennt Nansen selbst an dieser Stelle sich und seinen Begleiter, mit dem er später Krähenbeeren (Empetrum nigrum) so lange aß, bis beide sich kaum noch rühren konnten. In Godthaab angelangt, wusch man sich gründlich, freilich ohne den Schmutz von Monaten auf einmal beseitigen zu können, und legte sich mit einem Gefühle unbeschreiblichen Wohlbehagens am Abend in ein ordentliches, weiches Bett. Darin schlafen konnte Nansen aber zunächst nicht mehr, denn er war an seinen Schlafsack mit Eis als Unterlage schon zu sehr gewöhnt. Gegessen wurde jetzt aber unaufhörlich und in furchtbaren Mengen, bis endlich der tierische Heißhunger gestillt war.

Die lange Zeit, welche man sodann noch in Westgrönland zubrachte, benutzte Nansen, um „zum echten Eskimo" zu werden. Er studierte und teilte das Leben dieses Volkes, aß seine Speisen, lernte seine Leckerbissen schätzen, wie z. B. rohen Speck, rohe Heilbutthaut, gefrorene Krähenbeeren mit ranzigem Speck; er fuhr im Kajak aufs Meer hinaus, um Heilbutts zu fangen, deren jeder 100 — 120 Kilogramm wiegt; er wurde Seehundsfänger; er studierte Sprache und Sitten der Eskimos und wurde ihr liebevollster Biograph. Seinen grundsätzlichen Standpunkt giebt er von vornherein mit der Bemerkung an, er empfinde „Trauer über ein sinkendes Volk, das vielleicht nicht zu retten ist, denn es ist von dem giftigen Stachel der Kultur bereits gestochen."

Diesen Standpunkt verteidigt Nansen meist indirekt, aber sehr eingehend, indem er Sitten und Eigenheiten der Grönländer, ihre Tugenden und Laster schildert und den auf sie ausgeübten Einfluß der Europäer an der Hand von Thatsachen kritisiert. Er zeigt sich als entschiedener Gegner europäischer sogenannter „Kultur“ und beweist beispielsweise, daß nicht nur die Sitten der Grönländer durch die Europäer verdorben wurden, sondern daß ihnen bei ihren eigenartigen Lebensbedingungen selbst nicht die Einführung des Gewehrs zum Nutzen gereicht hat. Nansen geht aber noch weiter. Er tadelt auch, wiederum sich auf Thatsachen stützend, fast die gesamte Missionswirksamkeit als verderblich, wie überhaupt beinahe jeglichen Einfluß der Zivilisation.

Unseren frommen Kulturenthusiasten und banausischen Fortschrittsjodlern sei das Nansensche Werk für stille Andachtsstunden empfohlen. J. R.

Mexiko. Land und Leute. Reisen auf neuen Wegen durch das Aztekenland. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Wien und Olmütz, Ed. Hölzel. 1890. — Während früher der Mexikoreisende mit unendlichen Schwierigkeiten, namentlich mit den äußerst mangelhaften Verkehrsmitteln zu kämpfen hatte, wurde in den letzten Jahren von Nordamerikanern mit erstaunlicher Schnelligkeit ein großes Eisenbahnnetz über ganz Mexiko gezogen und so das Hinterland, das bisher nur durch oft vielwöchentliche Reisen zu Pferd oder per Diligence zu erreichen war, dem allgemeinen Völkerverkehr erschlossen, so die großen Sandwüsten und Oasen von Chihuahua und Coahuila, die Gegenden jenseits der Sierras am Westabhange des Hochplateaus und endlich Yucatan. Diese Vorteile nutzte v. Hesse-Wartegg in ergiebigster Weise aus, um binnen wenigen Monaten das ganze Land zu bereisen und Natur und Kultur, Volksleben und Sitte an der Quelle zu studieren, und zwar noch ehe der glänzende Yankeefirniß die mexikanische Eigenart verwischt hatte. Dadurch aber wurde es dem Verfasser ermöglicht, uns ein Bild des gesamten mexikanischen Landes und seiner Bewohner zu geben, wie wir es in dieser Vollständigkeit bisher vermißten. Die Verlagshandlung hat ihrerseits durch schöne Ausstattung des Werkes, namentlich durch reichen illustrativen Schmuck und Beifügung einer Generalkarte Mexikos dafür gesorgt, die Kenntnis dieses so interessanten Landes dem Leser in jeder Weise zu veranschaulichen. —r.

Tierstrafen und Tierprozesse. Von Karl v. Amira. Innsbruck. Verlag der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung. — Dieser Aufsatz, der zuerst in den Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung, Band 12, erschien, hat ein ganz hervorragendes kulturhistorisches Interesse. Der Verfasser, der ein ausgebreitetes Material beherrscht, gelangt zu dem Ergebnis, daß die Verurteilung im Tierprozeß nicht sowohl als Verurteilung von Tieren wie als zauberisches Bannen von Menschen- und Dämonenseelen aufzufassen ist. Der Tierprozeß ist Gespensterprozeß. Der Wert der Arbeit wird noch dadurch erhöht, daß der Verfasser vortrefflich und klar darzustellen versteht, sodaß sie auch von Seiten der Form die höchste Anerkennung verdient. H. H.

Der Gartenbau im Mittelalter und während der Periode der Renaissance. Von Alexander Kaufmann. Berlin, Bodo Grundmann. 1892. — In fünf Vorträgen entrollt uns der Verfasser ein anschauliches Bild des mittelalterlichen Gartenbaus bis tief in die Zeit der Renaissance hinein. Man weiß nicht, ob man mehr über die Fülle des Materials, das der Verfasser zu dieser kurzen Skizze überallher zusammentragen mußte, oder über die klare, fesselnde Form, in die er es zu fassen wußte, erstaunen soll.

N. N.

Pontius Pilatus. Ein Zeitbild. Von A. Schaab. Karlsruhe, Druck und Verlag von J. J. Reiff. 1892. — Eine Art historischer Erzählung. Pontius Pilatus, der schlechte Mann, ist zur Abwechslung ein Deutscher. Das Buch ist so gut und so schlecht wie andre von der Sorte.
G. M.

Wanderungen auf klassischem Boden. Zur Einführung in die Kulturgeschichte der Griechen und Römer. Von Wilheim Freund. Breslau, Leopold Freund 1891. — Anschaulichkeit — das ist es, was unserem Gymnasialunterricht fehlt. Nicht auf die lateinischen Genusregeln und die griechischen Verba auf μι kommt es an, sondern auf die lebendige Anschauung griechischen und römischen Lebens. Aber wie sollen unsre kernfrischen Jungen mit ihren durftigen Augen diesen Augendurst stillen? Unsere Gymnasiallehrer sind nichts weiter als klassische Unteroffiziere, die früher einmal als Gymnasialrekruten griechisch und lateinisch gedrillt wurden, um dereinst als Unteroffiziere neue Rekruten drillen zu können. Um so freudiger begrüße ich ein Buch wie das obige — ich hätte es beinahe Schulbuch genannt, obwohl ich weiß, daß es der deutsche Gymnasiast höchstens in seinen Freistunden wird lesen dürfen! —, ein Buch, das den jungen Altertumsfreund in Athen und Rom herumführt und auf die klassischen Ruhmesstätten von Marathon, Thereopylä, Salamis und Platää hinausgeleitet. Nur fürchte ich, der arme Schüler, der sich zu sehr in solche Lektüre vertieft, erhält von seinem Unteroffizier die Note 4 in der griechischen Grammatik.
Th. Schweizer.

Was die Frauen wissen sollten. Das Buch einer Frau für die Frauen. Enthaltend praktische Belehrungen für Frauen und Mütter. Von Mrs. E. B. Duffey. Autorisierte Übersetzung von Emma Emmerich. München 1892. Joh. Palms Verlag. — Ein prächtiges, kluges Buch. Ohne Zimperlichkeit und Ziererei. Die Verfasserin trägt schlicht und klar vor. Man hat immer das Gefühl, daß sie auf Grund reicher Erfahrung urteilt; aber sie protzt nicht damit. Um von dem frischen Ton, in dem das Buch geschrieben ist, einen Begriff zu geben, will ich die Antwort zitieren, die die Verfasserin auf die Frage: Wann soll sich die schwangere Frau zurückziehn? giebt. „An dem Tag, meine geehrten Damen und Herren, an welchem sie nach der Hebeamme schickt, würde ich ihr raten, zuhause zu bleiben — besonders wenn sie Respekt vor einer öffentlichen Klinik hat — keinen Tag früher!“ Es wirkt wie ein erfrischendes Bad, wenn man das Buch nach den „Briefen an Deutschlands Töchter“ und ähnlichem Geschmier liest. — Die Übersetzung könnte hier und da besser sein. Man ergreift im Deutschen die Initiative, nicht die Initiation, und abscheulich klingt: „Geeignete Machart“ der Kleider. G. M.

Flora von Deutschland. Illustriertes Pflanzenbuch von Dr. Wilh. Medicus. Kaiserslautern, Aug. Gottholds Verlagsbuchhandlung. — Ein neues Werk zum Pflanzenbestimmen, das in Lieferungen erscheint und sich weniger an die eigentlichen Botaniker als an die Liebhaber der Pflanzenkunde wendet. Letzteren sei das Werk, das mit vielen fein ausgeführten Farbendrucktafeln geschmückt ist, bestens empfohlen. M—n.

Tana-Baringo-Nil. Mit Karl Peters zu Emin Pascha. Von Adolf v. Tiedemann. Berlin, Walther & Apolants Verlagsbuchhandlung; Hermann Walther 1892. — Tiedemann hat wohl daran gethan sein Tagebuch so zu veröffentlichen, wie es im Augenblicke des Handelns niedergeschrieben wurde. Dadurch wird seine Darstellung so ungemein plastisch und reißt selbst solche mit fort, die sich in der Regel nicht mit Reiseschilderungen befreunden können. Es weht uns Abenteuerlust aus dem Buche

an, das weiter nichts sein will, als eine Ergänzung zum Petersschen Werke. Die Illustrationen sind sehr interessant, und dienen dazu, uns die fremde Welt vertraut zu machen. Wir können das Buch sehr empfehlen. Jeder, der sich für temperamentvolle Schilderungen interessiert, wird es mit hohem Genuß lesen.

Daß die Ausstattung eine vorzügliche ist, versteht sich bei dem renommierten Verlage von selbst. —gst.

Der Schulgesetzentwurf des Grafen v. Zedlitz-Trütschler vom pädagogischen und sozialpolitischen Standpunkte aus beleuchtet durch J. Greßler, Hauptlehrer. Bielefeld, Helmich. 50 Pf. — Das Gespenst der Vergewaltigung der Schule ist nur verscheucht, nicht vernichtet. Ein erprobter Schulmann weist hier in überzeugend sachlicher Weise nach, was bei diesem gesetzgeberischen Mitternachts-Spuk für die deutsche Nationalerziehung auf dem Spiele steht. Das Schriftchen hat bleibende Bedeutung.

Sehr gut ist auch „Der einzige Ausweg aus dem Labyrinth der Schulfrage von ***" (Berlin, Eduard Retzel). Die Sprache ist von prachtvoller Entschiedenheit und Schlagfertigkeit. Eine litterarisch sehr wertvolle Leistung.

Aus dem gleichen Verlag stammen „Mannesworte an die Treuen und Protestanten der Zeit" von Friedrich Duckmeyer, dem Verfasser der närrisch aufgeregten, kunterbunten Schrift „Füchse mit brennenden Schwänzen". Das sind geharnischte Reime eines kaiserseligen Schwärmers, der nun einmal ohne apokalyptische Sprünge nicht ans Ziel kommt. Aus der stellenweise sehr derben Sprache atmet kreuzbrave Gesinnung. Summa: Es ist gut, daß es auch solche Käuze giebt. M. G. C.

Deutscher Radikalismus in Amerika. Ausgewählte Abhandlungen, Kritiken und Aphorismen (1854—1879) von Karl Heinzen. Geordnet und herausgegeben von Karl Schmemann. Milwaukee, Freidenker 1890. 391 S. — Wie die Welt auch laufen mag, das Richtige und Tüchtige bleibt. Dazu gehört das vorliegende Buch. Hut ab! C.

Allotria von Friedrich Theodor Vischer. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1892. — Der alte Vischer verdient es, daß seine Schriften in einer würdigen Gesamtausgabe zugänglich gemacht werden. Die Ästhetik ist vergriffen, die kritischen Gänge sind teilweise vergriffen, Da halten die Nachkommen es fürs beste, einzelnes herauszugeben; und manchmal, wie im vorliegenden Falle, das, was am allerwenigsten vermißt wird. Die Epigramme aus Baden-Baden, der deutsche Krieg 1870—1871, Nicht 1a, das Festspiel zur Uhland-Feier — alles ist noch leicht zugänglich. Es ist ja hübsch, daß wir alle Schartenmeyerlieder hier zusammengestellt finden, aber nicht hübsch, daß sie mit einer Masse nachgelassener Gedichte und Späne zugleich abgedruckt werden, die Vischer nie und nimmer herausgegeben hätte. Was sagt man zu der „Erklärung":

Wie griff die holde Stella
Aus blinder Liebe fehl,
O, sie ist ganz Camelia
Und er ist ganz Kameel —

Druckt uns das, was Vischer selber herausgegeben hat, wieder ab, in billiger und guter Ausgabe; aber laßt die Schubladen in Ruhe und gebt nicht Hobelspäne für gesundes Futter aus. Und noch eins: wenn ihr etwas herausgebt, dann ordentlich. Ein Herausgeber hat nicht das Recht, den Epilog zum „deutschen Kriege" wegzulassen, hat nicht das Recht, das Vorwort zu demselben Werke im Auszuge in der Vorrede mitzuteilen. Es wäre auch Pflicht des Herausgebers, anzugeben, wenn er vom Text der letzten Ausgabe abweicht. Der 10. Vers der Epigramme aus Baden-Baden ist im neuen Abdruck metrisch hergestellt; hier mußte angegeben werden, daß von der zweiten Auflage abgewichen worden. Und es ist nicht richtig, was im

Vorwort S. IV. f. mitgeteilt wird, daß die „vorwörtliche Denunziation“ in der zweiten Auflage so gelautet, wie dort angegeben; das ist der Text der ersten Auflage. Das sind ja Kleinigkeiten; aber aus Kleinem kann Großes werden. Achtung vor dem Worte, das muß Losung des Herausgebers sein. Die Philologen mögen in ihrer Pedanterie lächerlich werden; aber Herausgeber, die ihre Sache nicht philologisch genau besorgen, sind und bleiben untauglich.

G. Morgenstern.

Als schönste Festschrift zur 300jährigen Comeniusfeier ist zu empfehlen das Buch von Anton Vrbka „Leben und Schicksale des Johann Amos Comenius, mit Benützung der besten Quellen dargestellt“. Zwölf Bogen stark, mit 17 Abbildungen. Verlag von Fournier & Haberler in Znaim (Mähren). Preis geheftet 2 Mark, elegant gebunden 2 Mk. 50 Pfg. — Dieses hübsch ausgestattete Buch, geschrieben von einem mährischen Lehrer aus der engeren Heimat des Comenius, wird neben allen anderen biographischen Schriften jedem Forscher, wie jedem Verehrer des großen Pädagogen unentbehrlich sein, wegen der zahlreichen, noch nirgends in deutscher Sprache gedruckten neuen Forschungsresultate über die unaufgeklärte Heimat und Abstammung des Comenius. Es wird mit seiner Fülle anregender Gedanken, die der Verfasser zum Teil mit großem Geschick aus der reichen Comenius-Litteratur ausgewählt hat, bald ein Lieblingsbuch der Lehrerschaft werden, aber es wird auch jedem Gebildeten, insbesondere jedem Anhänger jenes alten „Apostels der Humanität“ eine willkommene Lektüre sein. Es war eine glückliche Idee, diese Festschrift zu Ehren des Comenius, den man mit vollem Rechte wegen des Orbis Pictus auch als den Erfinder der Bilderbücher bezeichnen kann, mit sachlichen Bildern zu schmücken und die Anschaulichkeit in seiner eigenen Biographie zur Geltung zu bringen. Drei gute Portraits aus verschiedenen Lebensjahren, 3 Abbildungen und 2 Karten aus seiner mährischen Heimat, 4 Bilder aus Comenius' eigenen Werken, ferner 3 Bilder seiner Gönner und Freunde, Abbildungen seiner Denkmäler und seines Grabes illustrieren diese wirklich lesenswerte Lebensbeschreibung des letzten Bischofs der mährischen Brüder, welcher nach einander in Mähren, Hessen, Baden, Böhmen, Polen, Holland, England, Schweden, Preußen, dann wieder in Polen und Ungarn gelebt hat und schließlich in den Niederlanden im Alter von 80 Jahren sein wechselvolles, an Sorgen und Mühen überreiches Dasein beschloß.

X. Y. Z.

Goethe als Hemmschuh. Von einem Berliner. Berlin. Paul Scheller. 1892. — Eine von den vielen Parodieen auf „Rembrandt als Erzieher“, nur etwas post festum erschienen und mit Ferdinand Pjohls trefflichem „Höllenbreughel als Erzieher“ nicht zu vergleichen. Im übrigen ist der wortspielerische, gedankenhopserische Bierredestil des Rembrandtisten nicht übel getroffen.

—r.

Ludwig van Beethoven in seinen Beziehungen zu berühmten Musikern und Dichtern. Von C. Gerhard. Dresden-N. Oskar Damm. 1892. — „Es ist ein Merkmal hervorragender Geister, wenn (sic!) sie das Bedeutende in anderen erkennen und zu würdigen wissen, wenn sie den Zoll der Dankbarkeit solchen entrichten, von denen sie gelernt,“ sagt der Verfasser in der Vorrede zu seiner Broschüre, die Beethovens Verhältnis zu seinen berühmten Vorgängern und zu seinen begabten Zeitgenossen darstellt.

—r.

Französische Litteratur.

Der Monat Januar bedeutet in dem litterarischen Konzert die große Pause, die zwischen dem ersten und zweiten Teil des winterlichen Programms eine willkommene Erholung bildet. Zumal auf dem belle-

tristischen Büchermarkt ist dem lärmenden Trubel der Weihnachtszeit vollständige Stille gefolgt. Die paar Romane, die mir heute vorliegen, sind Lückenbüßer gewöhnlichen Schlages, wie sie zur Befriedigung des stets regen Unterhaltungsbedürfnisses lesehungriger Philister massenweise produziert zu werden pflegen. Als die hervorragendsten dieser litterarischen Eintagsfliegen nenne ich „Chaîne dorée“, das neuste Werk des übermäßig fruchtbaren Pierro Sales (Paris, Flammarion), sowie die Romane „Valforest“ von Comtesse M. de Massa und „Le roman d'une Croyante“ von Jean de la Brète, dem beliebten Autor der preisgekrönten Erzählung „Mon oncle et mon curé, beide bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris erschienen. Das Salessche Buch charakterisiert sich als das effektvolle Spektakelstück eines gewandten Routiniers, der dem groben Geschmack der Menge Rechnung zu tragen weiß. Die beiden anderen Romane sind anständige Durchschnittsleistungen moderner Fabulierkünstlerinnen, die es sich als brave Kochfrauen der Litteratur angelegen sein lassen, den alten, abgestandenen Kohl immer von neuem wieder aufzuwärmen. Für das weibliche Publikum, das heutzutage ja doch das Gros der Romanleser bildet, scheint leider auch in der Litteratur die bewährte Küchenregel zu gelten, daß gewärmter Kohl dem frisch angerichteten vorzuziehen sei.

Eine angenehme Überraschung bereitet die rührige Pariser Verlagsbuchhandlung E. Flammarion den Bücherfreunden durch die Aufnahme der Courier'schen Übersetzung des Schäferromanes „Diaphnis et Chloé“ des Longos in die mit Recht so geschätzte „Collection Guillaume“. Das ewig junge Werk des griechischen Romandichters hat im Laufe der Jahrhunderte so wenig an Frische eingebüßt, daß es noch heute modern genannt werden kann. Es war nicht eben leicht, die erotischen Schilderungen der schönheitstrunkenen Griechen, die in ihrer Naivität Stärkeres bieten als der kühnste Naturalist von heute auszudrücken wagen würde, zur bildlichen Darstellung zu bringen, ohne allzu deutlich oder schlüpfrig zu werden. Luigi Rossi und Conconi, die mit der Illustrierung des Buches betraut waren, haben sich der heiklen Aufgabe mit feinstem künstlerischen Takt entledigt. Daß Druck, Papier und Ausführung der Bilder vorzüglich sind, versteht sich bei den Bänden der vornehmen „Kollektion Guillaume“ ganz von selbst.

Unter dem Titel „Der Schmarotzer“ („L'Écornifleur“) hat Jules Renard bei Ollendorff ein prächtiges satirisches Werkchen erscheinen lassen, das die ergötzlichen Selbstbekenntnisse einer schönen Mannesseele enthält. Der lüsterne Biedermann, der hier mit dankenswerter Offenheit seinen edlen Charakter enthüllt, ist vom Stamme unserer modernen Dichterdenker, die vor lauter Genialität nicht zum arbeiten kommen, dafür aber um so lauter von ihren ungeschriebenen Werken reden und auf Kosten guter Menschen, die naiv genug sind, sich durch die Radomontaden des Braven verblüffen zu lassen, ein behäbiges Schmarotzerleben führen. Halb cynischer Genußmensch, halb posierender Stimmungskomödiant ist dieser famose Held der Feder der würdige Vertreter jener Litteratur-Drohnen, die in der Schriftstellerrepublik zu einer wahren Landesplage geworden sind. Jules Renard hat das typische Bild dieser sonderbaren Spezies charakteristisch aufgefaßt und mit überlegenem Humor auf's Papier geworfen. Als lachender Philosoph macht er sich in köstlicher Weise auch über die wackeren Bildungsphilister lustig, die vor solch traurigen Maulhelden andächtig in die Knie sinken. Summa: ein prächtiges Buch, das eine amüsante Lektüre verbürgt.

Edouard Rod, La Sacrifiée (Paris, Porrin & Cie.). Der realistische Symboliker Rod ist unstreitig eine der interessantesten Erscheinungen, die die neuere französische Litteratur aufzuweisen hat. Er ist ein durch und durch moderner Künstler und sucht sich seinen Weg abseits der breiten

Heerstraße, auf der die misera plebs der Belletristen behäbig dahintrottet. In seinem neuen Roman studiert Eduard Rod in der gewissenhaften Weise, die man an ihm kannte, einen hochinteressanten Gewissenskonflikt, der ihm erwünschte Gelegenheit gibt, seinem Hang zu psychologischer Grübelei frei nachzugeben. Bei der Eigenart des Autors ist es ganz natürlich, daß auch hier der philosophisch geschulte Moralist über den Erzähler das Übergewicht gewinnt. Das mag eine Warnung für alle diejenigen sein, die, durch den Titel angelockt, in Rods „Sacrifiée“ eine pikant-sensationelle Unterhaltungslektüre zu finden hoffen. Dem denkenden Leser aber bietet sich hier ein gediegenes Geisteswerk, das wahren künstlerischen Genuß und gewinnbringende Anregung verbürgt.

Die bestbekannte Romanbibliothek „Les Maitres du roman (Paris, Dentu, Preis des Bandes 60 Cts.) veröffentlicht in ihren letzterschienenen Nummern 44—57: Bouvier, „La grande Commune“ — Ponson du Terrail, „Le Capitaine Coquelicot“ und „Diane de Lancy“ — Belot, „Courtisane“ und La Petite couleuvre“ — Beaume, „La Proie“ — Xavier de Montepin, Une Passion“ — Paul Féval, „Le Roman de Minuit“ — Joliet, „Bérengère“ — Drack, Madame Lise“ — Camille Lemonnier, „Le Mort“ — Assolant, „Un Millionnaire“ — Jacolliot, „L'affaire de la rue de la Banque“ — Richebourg, „Quarante Mille francs de dot“.

John Grand-Carteret, der geistvolle Pfadfinder auf dem Felde der zeitgenössischen Karikatur spolgt mit seiner „Geschichte der Zeit im Spiegelbilde der Karikatur“ den Tagesereignissen Schritt für Schritt. Kaum daß die pariser Lohengrinaufführungen die Wagnersache auch in Frankreich in Fluß gebracht haben, so erscheint der unermüdliche Arbeiter auch schon mit einem „Wagner en caricatures“ auf dem Plan, ein Werk, das zum Gelungensten und Besten gehört, was der liebenswürdige Schriftsteller bisher geschaffen hat. Denn das bei Larousse in vornehmster Ausstattung erschienene Buch hat nicht nur den Vorzug höchster Aktualität — sit venia verbo —, es ist, was mehr besagen will, von bleibendem Wert und Interesse und darf als vollständiges Novum einen Ehrenplatz in der überreichen Wagnerlitteratur beanspruchen. Grand-Carteret hat mit anerkennenswertem Takt- und Feingefühl aus deutschen, französischen englischen und italienischen Witzblättern die bezeichnendsten Wagner-Karikaturen herausgesucht und in folgerechter Weise aneinandergereiht. Neben dem Scherz ist auch der Ernst nicht vergessen: wie in seinem „Bismarck“ und „Crispi en caricatures“ behandelt der Autor auch hier sein Thema als parteiloser Beobachter, der bemüht ist, den Gegenstand sine ira et studio ins Auge zu fassen. So erhalten wir in diesem „Wagner en caricatures“ eine Charakteristik Wagners und seines Werkes, die schon der originellen Auffassung wegen von höchstem Reiz ist. An Freunden wird es also dem eigenartigen Werke nicht fehlen. Anhänger und Gegner der Wagnersache werden das treffliche Buch mit Vergnügen lesen und ihm gern einen Vorzugsplatz in ihrer Bücherei einräumen.

„Les bas-fonds de Constantinople betitelt P. de Régla eine Sammlung von Studien, die sich mit dem intimen Leben in der Hauptstadt des ottomanischen Reichs beschäftigen. (Ein starker Band bei Tresse & Stock in Paris.) Das neue Werk des Verfassers der „Turquie officielle“ ist wohl die authentischste, dokumentenreichste Arbeit, die in französischer Sprache über die Sitten der verschiedenen Völker, die in Konstantinopel zusammenfließen, geschrieben worden ist. Türkinnen, Griechinnen, Armenierinnen und Levantinerinnen, männliche und weibliche Haschischesser, Diebe und Strolche, Straßenhunde, Diplomaten, Spione und politische Verschwörer ziehen in buntbewegten Gruppen

an dem Auge des Lesers vorüber und ordnen sich zu farbenprächtigen Szenen und Bildern, in deren Ausmalung sich der Autor als scharfer Beobachter und bemerkenswerter Psychologe erweist. An der Hand eines so kompetenten Führers, wie es Herr de Régla ist, lernt man den Orient und seine Geheimnisse von Grund aus kennen. Das flottgeschriebene Buch sei unseren Lesern bestens empfohlen.

E. Melchior de Vogüé, Regards historiques et littéraires. (Paris, Colin & Cie.) — Wir haben es hier nicht etwa mit einer Sammlung von kritischen Zeitungsfeuilletons zu thun, wie sie berühmte Autoren zur Erhöhung ihres Ruhms und ihrer Einkünfte zusammenzustoppeln pflegen. Anknüpfend an bedeutendere historische, geographische und schönwissenschaftliche Werke, die in neuerer Zeit erschienen, unterzieht de Vogüé die sozialen Verhältnisse Deutschlands, Rußlands und des Orients und gewisse leitende Ideen und Drehgesetze in der Geschichte des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit einer eingehenden Betrachtung. Der bekannte Akademiker hat so versucht, besonders scharf hervortretende Momente in der Geschichte der Zivilisation für die verschiedensten Zeitepochen und Volkszentren zu fixieren und daraus die Gesetze abzuleiten, die bei der sozialen Entwicklung der menschlichen Gesellschaft obgewaltet haben. Stilistisch ist de Vogüés neueste Arbeit wieder eine Meisterleistung ersten Ranges.

Der neueste Band der interessanten Bibliothèque des Mémoires relatifs à l'histoire de France (Paris, Librairie des Bibliophiles [Flammarion]) bringt die „Mémoires de Mme. du Hausset“, mit Vorwort, Erläuterungen und Registern herausgegeben von Hyppolyte Fournier. Das wertvolle Memoirenwerk erscheint hier zum ersten Mal in einer Ausgabe, die seiner Bedeutung entspricht. Frau de Hausset, die erste Kammerfrau der Pompadour, war weder ein Schöngeist, noch eine sonderlich gebildete Frau; sie besaß dafür aber viel gesunden Menschenverstand, scharfen Beobachtungssinn und befand sich in einer Vertrauensstellung, die es ihr gestattete, die intimsten Vorgänge am Hofe Ludwigs XV. aus nächster Nähe zu beobachten. Die Kammerfrau der Pompadour ist sicherlich der passendste und zugleich berufenste Historiograph, den die verfaulte Gesellschaft, an deren Spitze Ludwig XV. als würdiges Oberhaupt glänzt, überhaupt finden konnte. Frau de Haussets Aufzeichnungen bilden einen schätzenswerten Beitrag zur Geheimgeschichte des galanten achtzehnten Jahrhunderts und dementsprechend figurieren sie auch in der Memoirenlitteratur, die das siècle Louis quinze hervorgebracht, an bevorzugter Stelle.

Souvenirs de la Côte d'Afrique (Madacascar-Saint-Barnabé) par le Baron E. de Mandat-Grancey. (Paris, Plon, Nourrit & Cie.) — Mir ist so bald noch nicht ein ethnographisches Werk in die Hände gekommen, das mich von der ersten bis zur letzten Seite so gefesselt hätte, wie diese Reiseerinnerungen. Baron de Grancey ist ein vielgereister Mann, der mit ungewöhnlicher Verve aus dem Schatze seiner Erinnerungen zu plaudern versteht. Die sprudelnde Laune und der prickelnde Reiz seines Vortrags werden auch den Nüchternsten zur Bewunderung hinreißen. Die Illustrationen, die Riou beigesteuert hat, bilden eine wertvolle Beigabe, die den Wert des schönen Buches wesentlich erhöht.

Pierre d'Alheim, Le Jargon jobelin de maistre François Villon. (Paris, Savine.) Der Inhalt des schmuck ausgestatteten Büchleins ist ganz dazu angethan, unter den Litterarhistorikern gewaltiges Aufsehen zu erregen; denn es wird hier auf eine der kühnsten Mystifikationen hingewiesen, die die Litteraturgeschichte aufzuweisen hat. Wenn man nämlich Herrn d'Alheim Glauben schenken darf, so sind die stark gepfefferten Villonschen Balladen, die der jüngst verstorbene Aug. Vitu seiner

Zeit entdeckt und veröffentlicht hat, nichts weiter als der Karnevalsscherz eines übermütigen Fälschers. Diese Neuigkeit wird die „Unsterblichen" nicht eben heiter stimmen: hat doch die französische Akademie den berühmten Kritiker Vitu gerade für seine Villonforschung preisgekrönt.

Über die Zukunft Europas orakelt Ch. Vigoureux in seinem „L'Avenir de l'Europe envisagé au double point de vue de la politique et de la politique d'intérêt (Paris, Alcan). — Der Autor ist ein stark optimistisch angehauchter Gefühlspolitiker, der das politische Heil von der Verschmelzung der romanischen Völkerfamilie erwartet. Der republikanische Staatenbund der lateinischen Völker, dem sich als passendster Verbündeter das knutenbewehrte Rußland beigesellen soll, wird wohl ein frommer Wunsch des Herrn Verfassers bleiben, denn eine Politik des Sentiments, von der in dem Buche so viel geredet wird, giebt es in Wirklichkeit überhaupt nicht. Gerade wie in Geldangelegenheiten die Gemütlichkeit aufhört, so haben auch in Sachen der hohen Politik sentimentale Gefühlsregungen wenig zu bedeuten. — Im gleichen Verlage ließ P. A. Bertauld den letzten Band seiner im Januarheft erwähnten „Méthode spiritualiste" unter dem Untertitel „Esprit et liberté" erscheinen. Damit liegt Bertaulds vierbändige „Introduction à la recherche des causes premières" nunmehr abgeschlossen vor. A. G—tze.

Spanische Litteratur.

Statt einer Bücherschau vermag ich heute dem Leser nur eine Totenschau zu bieten.

Der begeistertste Apostel, den catalonische Dichtergrößen in Castilien gefunden, der Kritiker der Epoca, der Verfasser von interessanten Schilderungen der aristokratischen Kreise von Madrid, der Biograph Murillos und Gegner des Naturalismus einer Emilia Pardo Bazán, D. Luis Alfonso, dessen spannende Novelle in Briefen: „Dos cartas" eine in Köln wohnende Dame übersetzt hat, ist in Madrid im kräftigsten Mannesalter gestorben. Seine Wiege stand in Valencia, er lebte längere Zeit als Redakteur in Barcelona und war so, als er wieder nach Madrid zog, vor allen befähigt, der Vermittler zwischen Castellanern und Catalonen zu werden.

Bald nach Luis Alfonso, dem ich in der Ilustración artística von Barcelona, welche in Spanien neben der vornehm gediegenen Ilustración Española y Americana den ersten Rang einnimmt, einen längeren Nachruf gewidmet, starb in Madrid der hochstrebende andalusische Dichter José Velarde, welcher, der Arzneikunde Valet sagend, mit José Zorrilla und Gaspar Nuñez de Arce um die Palme des Epikers rang, aber früher dahinschied, ehe es ihm vergönnt war, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Trotzdem er mehr Nachahmer als Neuerer war, hat er sich doch ein eigenes Gepräge zu schaffen vermocht. Im Jahre 1879 wurde er zuerst einem größern Publikum in Madrid durch eine Vorlesung Calvo's bekannt gemacht. Jetzt nach seinem Tode bringen im Madrider „Ateneo" die namhaftesten Dichter, um ihn noch einmal zu ehren, seine Gedichte zum Vortrage. Das Leben selbst der zeitgenössischen Poeten ist vielfach in Dunkel gehüllt. Von Velarde behaupten fast alle Nekrologe, er sei ein Sevillaner gewesen, während er selbst doch singt:

> Den Ort vergess' ich nimmer,
> Den kleinen, wo ich sah der Sonne Schimmer.
> Von Trafalgar die Wellen haben freundlich
> Mir eingelullt der ersten Jahre Stille.

Der Dichter der „Carta de Teodomiro al rey D. Rodrigo", des „Retrato de Gómez Arias", der „Noces del alma", der Fragmente des „Romancero de Colón" und des „Ramayana" war eine poesiereiche, edle Natur, er hat sein Glaubensbekenntnis im Prolog zu seinem Teodomiro dahin ausgesprochen:

Nicht Schönheit giebt's im Schlechten: Poesie,
Die edler Drang und Liebe nicht beseelet,
Ist Klang ohn' Melodie,
Ist eine Landschaft, drin der Himmel fehlet.

Spanien hat in Velarde einen noch jugendlichen Dichter, aber Catalonien hat in Anton de Bosarall einen ehrwürdigen Patriarchen seiner litterarischen Auferstehung verloren. Ein Sohn der Stadt Reus, wo er 1821 das Licht der Welt erblickte, war er eine echte Kampfsnatur und sollte doch in der Stille des Archivs der Krone von Aragón 46 Jahre verharren, bis er, umgeben von seinen geliebten Pergamenten, auf seinem Schlachtfeld starb. Seine drei Werke: die Anthologie „Trobadors nous" (Neue Troubadoure), das mustergiltige Buch des folk-lore von Reus: „Costums que's perden y recorts que fugen" (Gebräuche, die sich verlieren, und Erinnerungen, die entschwinden), und seine „Historia Critica Civil y Eclesiástica de Cataluña" sichern seinem Namen ein dauerndes Gedächtnis in der Liebe des catalonischen Volkes. Er, der so große Verdienste um sein Vaterland besaß, konnte doch die hohe Würde eines mestre en Gay saber nicht erlangen. Ein deklamatorischer Ton ließ ihn, sobald er die Feder ergriff, gar zu leicht in Prosa verfallen.

Dem greisen Catalanen Anton de Bosarell ist bald ins Grab der 77jährige Lluis Cutxet gefolgt, der den stolzen Freiheitssinn der Söhne der Pyrenäen besaß, und dessen Herz in gleichem Rhythmus wie das eines Fivaller, Pau Claris und Casanova schlug. Er hatte die Leidenschaft des Patriotismus in seinem Werke: „La Cataluña vindicada." Keiner kannte so wie er das Parlament von Casp, das den Berliner Kritikern ein so großes Rätsel war, als sie diesen Namen als Aufschrift eines spanischen Bildes der Berliner Ausstellung sahen. Noch heute ist den Catalanen das Parlament de Casp ein Ärgernis, da in diesem Schloß in der Provinz Zaragoza am 28. Juli 1412 nach dem Tode D. Martin el Humano die Krone von Aragón nicht dem unglücklichen Jaume de Urgell, einem Urenkel Alfonsos III. von Aragón, sondern einem Infanten von Castilien, D. Fernando von Antequera, durch die neun Richter von Casp infolge der Beredsamkeit des heiligen Vicens Ferrer zugesprochen wurde. (Siehe mein Buch: „Catalonische Troubadoure der Gegenwart," S. 484.)

Lluis Cutxet war ein Sohn Llivias, jener Stadt der Cerdagna, die den Namen der Frau des großen römischen Kaisers trägt, war ebenso wie Anton de Bosarall einer der tapfersten Vorkämpfer des catalonischen Renaxement. Balaguer hat ihm in seinen Schriften ein schönes Denkmal als demjenigen gesetzt, der ihm zuerst die Schönheiten der catalonischen Sprache offenbart.

Balaguer ist der vielseitigste und volkstümlichste catalonische Dichter. Er hat ein Band der Liebe um Catalonien und die Provence geschlungen. Als er aus politischen Gründen aus Spanien 1867 fliehen mußte, fand er in Avignon bei den Dichtern der Provence die gastfreundlichste Aufnahme, und die catalonischen Patrioten veranstalteten heimlich eine Subskription, um als Zeichen des Dankes dem großen Mistral und seinen provenzalischen Genossen einen Becher zu verehren. Dies catalonische Geschenk begeisterte Frederich Mistral im August 1867 zu einem Liede La coupo (Der Becher), das seitdem bei allen Festen der Felibre, der provencalischen Troubadoure, zu Ehren des catalonischen Namens gesungen wird. Die Erinnerung an diesen Becher und an das Lied hat Balaguer im Prolog seines dramatischen Meisterwerkes: „Die Pyrenäen," dieses Hohenliedes der Vaterlandsliebe, festgehalten. In deutscher Übertragung lautet Mistrals Becherlied also:

Der Becher.

Provencalen, seht den Becher,
Der vom Catalonen stammt:
Unsrer Berge Wein, Ihr Zecher,
Trinkt draus freudig insgesamt.

O Pokal Du,
Ström' beim Mahl Du,
Ström' in reicher Flut
Den frischen Mut,
Begeist'rungsglut,
Der Starken feurig Blut'

Eines Volks. das stolz vor allen,
Sind vielleicht das End' wir schon,
Und wenn die Felibre fallen,
Fällt ouch unsre Nation.
O Bokal Dn,
Ström' beim Mohl Dn,
Ström' in reicher Flut
Den frischen Mut,
Begeist'rungsglut,
Der Storken feurig Blut

Treibt noch unsre Rede Blüten,
Sind vielleicht die Sprossen wir.
Stehn, dos Vaterland zu hüten,
Wir vielleicht als Pfeiler hier.
O Bokal Du,
Ström' beim Mahl Du,
Ström' in reicher Flut
Den frischen Mut,
Begeist'rungsglut,
Der Storken feurig Blut'

Gieß' in uns der Hoffnung Schimmer,
Loß der Jugend Traum uns schaun,
Dos Vergangne bleib' uns immer,
Und der Zukunft laß uns traun.
O Pokal Du,
Ström' beim Mohl Du,
Ström' in reicher Flut
Den frischen Mut,
Begeist'rungsglut,
Der Starken feurig Blut'

Mögst dos Wahre Du ergießen,
Schönheit ström' auf uns herob,
Loß Erhobnes uns genießen,
Das verspottet Tod und Grab
O Pokal Du,
Ström' beim Mahl Du,
Ström' in reicher Flut
Den frischen Mut,
Begeist'rungsglut,
Der Starken feurig Blut!

Gieß' in uns des Sanges Weise,
Doß wir singen wos da lebt:
Dichtkunst ist die Götterspeise,
Die zum Gott den Menschen hebt.
O Pokol Du,
Ström' beim Mahl Du,
Ström' in reicher Flut
Den frischen Mut,
Begeist'rungsglut,
Der Starken feurig Blut!

Zu des Voterlondes Ehren,
Cotalanen, willigt ein,
Brüder, noch so fern, laßt leeren
Uns den Becher voller Wein!
O Pokal Du,
Ström' beim Mahl Du,
Ström' in reicher Flut
Den frischen Mut,
Begeist'rungsglut,
Der Starken feurig Blut!

Ich möchte den heutigen Bericht nicht schließen, ohne wenigstens noch zu erwähnen, daß Emilia Pardo Bazán in ihrem mit Recht Aufsehen erregenden Roman: „La piedra angular“ (Der Eckstein) eine Philippica gegen die Todesstrafe hält, die viele als den Eckstein der staatlichen Ordnung betrachten, und dem Schauder, den alle Welt vor dem Vollstrecker der Gerechtigkeit, dem Henker empfindet, ergreifenden Ausdruck verliehen. Auch möchte ich noch anführen, daß Agnés Armengoi de Badia in ihrem „Ramel de semprevivas“ (Immortellenstrauß) den sie dem Grab ihrer Mutter geweiht, jedes Kindesherz im Innersten erregt, und daß Doña Carolina Valencia in ihrer von der spanischen Akademie preisgekrönten Ode: „A San Juan de la Cruz“ (Madrid, 1891) ihre religiöse Begeisterung in herrlicher Sprache kundthut, daß Miguel Sanchez Pesquera aus Tomas Moores „Lalla Rookh“ die erste der 1 Dichtungen unter dem Titel „El velado profeta“ (Puerto-Rico, 1892) ins Castellanische im verso blanco, dem Blankvers oder endecasilabo suelto, übertragen, den Nuñez de Arce mit so großem Geschick in seiner Visión de Fray Martin und Balaguer in gleicher Vollendung in seinen Tragödien anwendet.

In Madrid wird die Aufführung eines neuen Stückes von Echegaray: „El hijo de Don Juan“ vorbereitet, und vom 1. April an wird unter der litterarischen Leitung von Don Juan Valera ein spanisches Album zu Ehren des Columbus erscheinen.

Johannes Fastenrath.

Norwegische Litteratur.

Arne Garborg, Kolbotnbrev og andre Skildringar. 2. Utgaava. Bergen. Utg. av Mons Litteré. 1891. — Im Jahre 1887 wurde der Verfasser des „schweinischen" Buches „Männer", Arne Garborg, seines Staatsrevisorpostens entsetzt; er zog in die Bergeinsamkeit, ein Verbannter im eignen Lande. Dieser schweren Zeit verdankt das norwegische Volk ein kleines Buch, so freisinnig, humorvoll und ergreifend, wie ihm in diesem Jahrhunderte keins geschenkt worden, die Kolbotnbriefe. Wer Garborg verstehn, seinen ganzen Gemütsreichtum kennen lernen will, dem wird man diese Briefe in die Hand geben müssen; nirgends bekommt man einen so unmittelbaren und kräftigen Eindruck von dem, was Garborg weit hinaus über alle zeitgenössischen norwegischen Dichter erhoben hat. Es ist nicht blos die Wahrheit der Schilderung, der klare Blick für alles Leben, die feine Psychologie; da mag z. B. ein Knut Hamsun hoch genug stehn. Es ist die Gemütsfreiheit, die reine Helterkeit der Weltbetrachtung; man wittert die Atmosphäre einer großen Künstlernatur, die groß bleibt, mag sie mit Mensch oder Tier oder lebloser Natur in Berührung kommen, mag man sie in welcher Lage man will belauschen. Nichts ist für diesen Menschen bezeichnender, als sein inniger, frommer Verkehr mit der Natur. Einmal bestaunen er und seine Frau die Farbenpracht der untergehenden Sonne. Man könne die Herrlichkeit nicht malen, meint er, und wenn es einer könnte, würde man sein Bild unwahr nennen. Und als die Frau nach einem Vergleich sucht, sagt er, wir sollten unsern Mund halten, selbst Shakespeare würde keinen Vergleich gefunden haben. — „Und doch ist es mir, als ob es mich an etwas erinnerte . . . an etwas, das ich gesehn oder mir gedacht habe . ." — „Vielleicht erinnert es uns an die Welt, der wir anzugehören wünschen. Ich muß an etwas denken, wovon ich als Kind träumte. Gottvaters Hochaltar im Himmelreich dachte ich mir so." Oder man muß Garborg vom Walde reden hören, der so still und sicher dasteht und das Haus umgiebt „und er saust und singt und lebt mit in unserm Leben . . . und dann ist das Gute am Walde, daß er niemals ein Wort spricht, uns nicht mit Gerede plagt, uns nicht zu Diners einlädt, wo man liebenswürdig sein und über Politik und Frauenfrage reden und Bücher beurteilen soll . . . er steht nur da und saust, und denkt an das Seine und läßt uns thun und sein, was wir wollen, schweigt zu allem und versteht doch alles . . ." In solcher Stimmung kann er das Stadtleben zum Teufel wünschen und die Städte, wo es keinen Hausgeist giebt, der das Leben mitlebt, keinen Naturgeist. „Leer, grau . . . nichts heiliges hinter dem Leben, kein Traum, keine Mystik . . . Nein, die Städte müssen verbrannt werden." — „Ja," sagt darauf Hulda Garborg, „und denke Dir —: daß wir den Wald haben, wenn er kommt!" Er, d. i. der Kolbotnprinz, der sein maskulines Genus aus seiner Unruhe im Mutterleibe ahnen ließ, Arne Olaus Fjörtoft Garborg. Da zeigt sich denn der Dichter als Vater und Kindermädchen; ein stolzer Vater, der es geduldig erträgt, wenn der Bursche auf seinen Hosenknien allerhand Flecke zurückläßt, der mit heller Freude die Talente des Jungen preist: „Und Mama kann er sagen und Papa und alles; „Ma—ma—ma", „ba—ba—ba" sagt er, und außerdem kann er Kaka sagen. Dieser Dummrian, der Ivar Watlaus, will uns freilich einreden, der Junge meine damit weiter nichts; aber das kommt daher, daß Ivar bloß Junggeselle ist und sich auf so feine Dinge nicht versteht." „Daß er aber bei mir sein will —! Das muß daher kommen, daß er mehr Verstand hat als die meisten andern, und weiß, daß ich nicht so schlimm bin, als ich aussehe." — Aber es ist nicht immer so friedlich und lustig auf Kolbotn. Die Erinnerung an das erlittene Unrecht wird selbst angesichts der Natur

wach; der acht Monate währende Winter, endlich die Krankheit. Das Kind krank, die Mutter krank, der Dichter, der an einem neuen Roman arbeitet, hochgradig nervös. Da kommen die bösen Träume, daß er mit Frau und Kind in den See gehe, daß er wahnsinnig, daß er epileptisch werde. . . . „Ich versuche mich in den Schlaf zu lesen, aber alle Bücher sind gefährlich.“ Und wenn er hundert Ärzte hätte und die Freunde alles mögliche thäten . . . „würde es ernst, könnten sie mir nicht das geringste helfen. Gott? — hu, nicht an Gott denken! Wenn es wahr ist, daß er helfen kann, es aber doch gehn läßt, wie es geht . . . er ist nicht nervös!“ In diesem Zustand wirkt die Lektüre von Lombrosos Buch „Der Verbrecher“ auf furchtbare Weise. Er entdeckt die charakteristischen Merkmale des Verbrechens an seinem Leibe, in seinem Wesen, in seinem Geschlecht. Die entsetzlichste Angst packt ihn; er weckt die Frau, kann nicht allein sein; sie liest ihm Voltaire vor, endlich geht es vorüber. Die paar Seiten gehören zum Ergreifendsten, das Garborg geschrieben hat. Als es endlich der Familie möglich wird, die Einsamkeit zu verlassen, als sie über den Savalsee fahren und auf den Fleck Erde zurückblicken, wo sie so viel Freude und Not erlebt haben . . . „Da begann Hulda zu weinen.“ — Diese paar Andeutungen mögen einen Begriff davon geben, was man in den Briefen zu finden hat. Sie sind nicht bloß ein Kunstwerk ersten Ranges, sie sind zugleich eine Bekenntnisschrift. Wer nicht hier in das innerste Wesen des Menschen und Dichters einzudringen versucht hat, der hat kein Recht über Garborg mitzusprechen. — Was der Band sonst noch bringt, reicht nicht an die Kolbotnbriefe heran. Es sind zwei hübsch und witzig erzählte Reiseerlebnisse und der Traum „Das Todesfest.“ Daß dieses durch die Übersetzung des Frl. Herzberg bekannt gewordene Prachtstück von dem übrigen in Schatten gestellt werden kann, ist nur ein Beweis für die künstlerische Kraft Garborgs.

Arne Garborg, Trætte Mænd. Kristiania. H. Aschehoug & Co.'s Forlag. 1891. Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Schon äußerlich. Ich lese nicht mehr Landsmaal, sondern norwegisches Dänisch. Auch hier spricht ein Ich, aber ein feines, hochkultiviertes, ein Christianiaer Ich; da ist die Bauernsprache nicht am Platze. Wir kennen den Gabriel Jeronimus Gram. Es ist derselbe, der in den „Männern“ halt- und willenlos den Vikabummel unternimmt, der sich frühmorgens im elendesten Jammer bei Bjölsvik einstellt, derselbe, der Fanny Holmsen in solche Verzweiflung stürzt, daß sie sich an den Zolleinnehmer Reyen wegwirft. Hier schildern uns Tagebücher Grams seine seelische Entwicklung während des Verhältnisses mit Fanny und der folgenden 4 Jahre; sie schildern uns den Weg eines Freigeistes zum Pastor. Gram ist der Junggeselle, der niemals hat zugreifen können, der immer den rechten Augenblick verpaßt und so allmählich einsam dasteht; er hat keinen gesunden Willen, der zum Handeln nach außen zwingt, er lebt „inwendig und nach innen gewandt.“ „Mich interessiert nur Eins: Dieser qualvolle Kampf in mir selber, diese Krankheit, daß mein Wesen entzwei gespalten und mein Wille mit sich selber zerfallen ist; das ist für mich also das Leben.“ Georg Jonathan, ein alter Bekannter aus den „Männern“, spricht davon, wie in der Zukunft gearbeitet würde. Gram bemerkt dazu: „Hm, arbeiten . . . In mancher Hinsicht vielleicht ganz vernünftig; aber — das fiel mir später ein —: wer soll denn weiße Hände haben? Eine lange weiße Hand ist das schönste auf Erden. Wer soll schöne Hände haben, wenn alle Menschen Tag für Tag in der Schmiede stehn?“ Gram kommt niemals dazu, aus dem Vollen zu arbeiten oder zu handeln. Er füllt seinen Kopistenposten gerade aus: Er sammelt seine Tagebuchnotizen, um sie zu einem Roman zu verarbeiten, aber nach kurzer Zeit heißt es: „hab keine Lust zu schreiben. Es wird doch kein Roman daraus.“ Ohne gesunden

Willen, sagt Georg Jonathan, geht man entweder ins Wasser oder zum Pfaffen. Gram bemerkt dazu: folglich gehe ich ins Wasser. Er irrt sich, er geht zum Pfaffen; und das ist das Bedeutende an dem Buche, daß Garborg mit schonungsloser Wahrheit zeigt, wie dieser feine, hauptsächlich ästhetisch gebildete Geist allmählich verzweifelnd an den Punkt kommt, wo er die Wahl hat: „Wahnsinn oder Christus." Es ist freilich ein merkwürdiges Christentum, zu dem er sich bekehrt. „Du reine, du heilige, die doch versteht, die gesegnete unter den Frauen, du Jungfrau-Mutter — dich will ich neben deinem herrlichen Sohne verehren; denn nur die Religion ist eine wahre Religion, die auch für das Weib einen Altar hat — für die heilige Jungfrau und die heilige Mutter — für die dreimal heilige Jungfrau-Mutter." Dazu nehme man die folgende Stelle: Pastor Löchen, auch eine müde Seele, sagt in einer Predigt: Nur etwas Persönliches kann das zentrale Zentrum einer Menschenseele werden. Dazu bemerkt Gram: Ja, ja, etwas Persönliches, ein Weib oder ein Gott! Alle Abstrakta sind tot. Selbst die tiefe Philosophie des Buddhismus reicht nicht aus — wenn der Wille gebrochen ist." So schlägt die Erotik des Jünglings ins Religiöse um. Im Anfang des Bekehrungsprozesses beobachtet der kluge Gram ganz richtig: „Man vermißt diese Frau, die unser Wesen ausfüllen sollte, so lange, daß man zuletzt glaubt sterben zu müssen. Dann wird man genügsam und sucht Auswege. Kann man nicht das Beste bekommen, so nimmt man das Nächstbeste. In Ermangelung der Frau begnügt man sich mit Gott; in Ermangelung des Glückes nimmt man mit der Seligkeit fürlieb. Das ist der alte Mythus. Man kann Juno nicht umarmen und kniet daher vor einer Wolke . . ." Ach, Gram hat ein besseres Los: er darf zusammen mit seiner Juno vor der Wolke knien; denn das andre Menschenwrack, Fanny Hoimsen, die in ihrer Ehe nicht befriedigt wird, geht auch den Weg der Betschwester, und das lockt den durch und durch femininen Gram nur noch mehr: „Sie sitzt auch da. Bleich, mager, mit Spuren vielen Leidens, mit einer ätherischen Glut in den tiefen Augen. Ich habe wieder dieses Gefühl von Sicherheit und Zufriedenheit, das ich seit der Zeit, wo wir beide, sie und ich, zusammen auf den dunkeln Wegen wandelten, nicht wieder gespürt habe." „Wir sollen uns auf eine bessere Art wieder begegnen, als wir einst dachten." — Ich kann es nicht verstehn, wie man auch nur einen Augenblick hat glauben können, daß Garborg mit diesem Buche zu Kreuze gekrochen sei. Auch er verlangt ja Mystik — man vergleiche die oben aus den Kolbotnbriefen angeführte Stelle — aber doch um alles in der Welt nicht verweibsten Kinderglauben, das ultimum refugium für schiffbrüchige Kulturmenschen. Es ist das erste Mal, daß ein Buch Garborgs im Norden unbestrittnen Erfolg errungen hat, und es ist sein reifstes Buch. Nur will mir scheinen, daß die Aufzeichnungen Grams teilweise nicht mehr tagebuchförmig sind. Einmal heißt es: „Ich habe nun acht Tage lang gesumpft. Gestern Abend wurde es wieder ein bischen arg. Nun sitze ich hier, weich im Gehirn, ganz unnebelt. Meine Sünden, sie sind . . . Was mein Kontorchef sagen wird? Schnuppe. Mehr Bier — — — Ich lege mich einfach wieder hin. Meine Sünden, sie sind — — äsch —." Ich kann mir wohl denken, daß Gram in seinem Zustande die letzten Sätze vor sich hin spricht, nicht aber, daß er sie schreibt. Ähnliches gilt auch für andere Stellen.

Fridtjof Nansen, Eskimotiv. Kristiania. H. Aschehoug & Co.s Forlag. 1891.

Dieses neue Buch des bekannten Forschungsreisenden verdient es, allgemeiner bekannt zu werden. Es ist wissenschaftlich und litterarisch gleich bedeutsam. Nansen hat ein Jahr lang in den Hütten der Eskimos gewohnt und sich bemüht, ihr Leben zu leben. Wie gründlich er dabei zu Wege gegangen, beweist schon die Kleinigkeit, daß er versichert, nur ein einheimisches Gericht nicht gegessen zu haben

— Schneehuhneingeweide. Was das heißen will, begreift der, der die Beschreibung der wirklich probierten leckeren Gerichte liest. Auf diese Weise, indem er sozusagen ein Jahr lang Eskimo wurde, hat er in alle Verhältnisse der Eskimos die tiefsten Einblicke gethan. Daher die lebendigste Schilderung. Kleidung, Geräte, Hausbau, alle sozialen Verhältnisse, das Leben in den Hütten und zur See, die Stellung der Frau, Liebe und Ehe, Gerichtsbarkeit und Vergnügungen, die Anfänge von Kunst und Litteratur, Moral und religiöse Vorstellungen — alles wird anschaulich vorgeführt, in frischer natürlicher Darstellung. Manches, wie das vierte Kapitel „Zur See im Kajak" (Grönländerboot) ist geradezu glänzend geschrieben. Dazu kommt nun etwas, das das Buch besonders wertvoll macht. Nansen hat seine Eskimos lieb gewonnen, und legt nun Schritt für Schritt dar, wie die europäische Kolonisation und Mission das Volk heruntergebracht hat. Es ist ärmer geworden — und das geistige Niveau? „Wenn wir z. B. mit Verachtung ihrer Gesetze und Regeln versucht haben, ihnen unsre Eigentumsbegriffe beizubringen, die unleugbar für eine mehr entwickelte, aber weniger christliche Gesellschaft als die eskimoische passen," so haben wir nur Unheil gebracht. „Denn die ganze Gesellschaft war für ihre ursprünglichen sozialistischen Eigentumsbegriffe eingerichtet, mit den neuen und fremden aber ist das jetzige Leben unvereinbar, und es geht deshalb bergab." Die Moral ist gesunken, verpfuscht durch die aufgepfropfte neue. „Und zum Schluß die Frage: ist ein Eskimo, der dem Namen nach Christ ist, aber seine Familie nicht ernähren kann, eine schlechte Gesundheit hat und in immer tieferes Elend hinabsinkt, einem Heiden vorzuziehen, der in geistlicher Finsternis lebt, seine Familie ernähren kann, gesund und immer zufrieden ist? Ob man die Worte beherzigen wird? Jedenfalls ist zu wünschen, daß das tapfere Buch möglichst viel gelesen wird. E. Morgenstern.

Vermischtes.

Nicht ohne Empörung kann ich eine deutsche Zeitschrift in die Hand nehmen, die ausschließlich und mit Bedacht sich in den Dienst der ausländischen Litteraturerzeuger stellt und mit der größten Seelenruhe Werke in die deutsche Familie einführt, die, wären sie von einem vaterländischen Dichter verfaßt, von allen gutgesinnten deutschen Blättern mit Hohn zurückgewiesen würden. Und dies zu einer Zeit, in welcher unsere junge, einheimische Dichtung den härtesten Kampf kämpft, den Kampf der Ehrlichkeit gegen die Verschwörung der Lüge, Feigheit und polizeilicher Chikane, Prüderie und Auslandsverhimmelung. In einer solchen Zeit, da wir schrittweise um Licht, Luft, Boden und um einen Bissen Brot der Anerkennung kämpfen, führt der deutsche geheime Hofrat Joseph Kürschner sein Auslandsblatt „Aus fremden Zungen" mit Beiträgen von den extremsten französischen und russischen Naturalisten in den frommen deutschen Landen von Sieg zu Sieg! „Aus fremden Zungen!" Hurrah, hoch! — Joseph Kürschner thut freilich nur, was er als Leiter eines großen Litteratur-Aktienunternehmens zu thun gezwungen ist: er wendet sein Aktienkapital dahin, wo die besten Erträgnisse locken. Und die, scheint es, locken nicht in der Propaganda für die vaterländische, sondern in der Propaganda für die ausländische Litteratur. Also läßt er sein Kapital für die fremden Schriftsteller arbeiten, während die einheimischen entweder verkümmern und verhungern oder gangbare Zeitungslitteratur schmieren oder das Bettelbrot der Schillerstiftung knappern dürfen. Kaufmännisch ist der Litteratur-Spekulant, der nur auf Dividenden zu sehen hat, im Recht. Er ist auch im Recht, wenn er die Neigungen und Vorurteile des gebildeten deutschen Publikums und dessen vaterlandslose Gesinnung in Anschlag bringt.

Aber wohin soll das führen, wenn eine der größten deutschen Verlagsfirmen sich auf diesen Standpunkt des brutalsten Materialismus und der Profitmacherei stellt? Wenn sie zu den deutschen Autoren sagt: Wollt Ihr von mir gedruckt, verbreitet und honoriert sein, dürft Ihr mir nur harmlosesten Familienblätterschmarren fabrizieren, originelle, kraftvolle Arbeiten künstlerischer Eigenart kann ich von Euch nicht brauchen, sondern nur von Euren ausländischen Kollegen. Die Ausländer können sich rücksichtslos geben, ganz nach der Natur ihres Talentes, Ihr Deutschen aber müßt ganz im Stile der Familienstube weiterwursteln, wenn Ihr in meinem Verlage zugelassen, wenn Ihr Nutznießung von meinem Kapital haben wollt! Jammervoll, einfach jammervoll. Warum versucht's die Litteraturspekulation wenigstens nicht einmal mit „Aus allen Zungen"? (Fortsetzung folgt.)

M. G. C.

Von Felix Dörmann, dem Verfasser der unlängst von der Staatsanwaltschaft mit Beschlag belegten „Neurotica", erscheint demnächst im Verlage von Leopold Weiß in Wien ein neues Buch, welches sich Sensationen betitelt. X.

Neues Preisausschreiben.

Unser herzlieber alter Landedelmann im Norden sendet uns eine zweite Preisgabe im Betrage von **vierhundert Mark**. Dieselbe soll, zerlegt in 250 und 150 Mark, den beiden besten Arbeiten über **die zweckmäßigsten Mittel und Wege zur Verbesserung unserer Rasse** zuerkannt werden. Trotz aller civilisatorischen Fortschritte ist das Menschenmaterial minderwertig geworden. Es hat sich eine förmliche Kulturkrankheit herausgebildet, die uns körperlich und geistig mehr und mehr herunterbringt. Das trostlose Bild, welches die heutigen sozialen und politischen Zustände gewähren, ist zum nicht geringen Teile auf die psychophysiologische Entartung der herrschenden wie der dienenden Klassen zurückzuführen. Wir laden unsere Mitarbeiter und Freunde ein, uns in einer kurzen, klaren Arbeit — nicht über einen Druckbogen der „Gesellschaft" — rückhaltlos ihre Gedanken zu entwickeln, **wie hier Besserung zu schaffen**, damit wir zu einem **erziehungswürdigen Geschlechte gelangen, das den großen Aufgaben der Zukunft gewachsen ist und uns über das Dekadenzelend der Gegenwart in eine gesündere, freudigere Lebensepoche hinüberleitet.**

Die Arbeiten sind in der üblichen Form bis zum 31. Oktober 1892 an die Redaktion der „Gesellschaft" einzusenden. Das Preisgericht wird aus einem Mediziner, einem Soziologen und einem Philosophen bestehen, die Verkündigung des Spruchs und Auszahlung der Preise am 1. Januar 1893 erfolgen. Die preisgekrönten Arbeiten werden in der „Gesellschaft" veröffentlicht.

München, Februar 1892.

Dr. M. G. Conrad.

☛ Wir bitten, fortan **sämtliche Manuskriptsendungen** u. s. w. **ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft",

K. K. Hofbuchhandlung **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig**

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Moderne Bestrebungen.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Meinetwegen: es soll in unserer verehrten Nachbarschaft, bei den Russen, Franzosen, Belgiern, Österreichern u. s. w., noch schlimmer stehen. Aber damit wird die Thatsache nicht vergnüglicher und nicht gerechtfertigter, daß es bei uns im Reiche schlimm steht. Der Militarismus allein und große Sprüche und riesige Schulden machen kein Volk selig. Und eine naiv dilettantische Politik, entspränge sie auch dem edelsten Gemüte und der kindlichsten Unschuld, hat niemals ein Volk auf der Höhe gehalten, die ihm das Übergewicht der Waffenerfolge oder der Fleiß der Schulmeister oder die Gnade des Herrgotts von Dennewitz und Roßbach verliehen.

Wie haben wir einst über das cäsaristisch-napoleonisch regierte Frankreich gelacht und gespottet, weil es sich die „grande nation“ zu sein einbildete und wähnte „an der Spitze der Civilisation zu marschieren“! Wie haben wir vor 25, 30, 40 Jahren unsere deutschen Witzblätter mit Stachelversen und Karikaturen angefüllt auf die Franzosen, die sich so groß und frei und hehr dünkten und in unseren Augen doch nur durch Ruhm und Reichtum versklavt, entnervt und demoralisiert waren!

Auch wir sollen später, im neuen Reiche, beides besessen haben in blendender Fülle: Ruhm und Reichtum.

Aber versklavt, entnervt, demoralisiert wurden wir dadurch nicht, beileibe nicht. Deutschland ist der Hort der Freiheit, der Gesundheit, der Sittlichkeit, der Biederkeit und Tüchtigkeit geblieben bis auf den heutigen Tag. Von Korruption und Dekadenz auch nicht die leiseste Spur.

Merkwürdig nur, wie es bei sothanem Wohlbefinden unseres Reichskörpers der zwölf Jahre lang durch das denkbar schärfste Ausnahmegesetz geknebelten Sozialdemokratie bei der letzten Reichstagswahl gelingen konnte, neben der ultramontanen Centrumspartei die höchste Wählerzahl auf ihre Kandidaten zu vereinigen; merkwürdig nur, daß die Wohlerzogenheit, Bildung und Charakterstärke unserer Reichsgenossen es zugelassen, daß sich bei uns mit den modernen wissenschaftlichen, künstlerischen und sozialen Bestrebungen zugleich die widerwärtigste Konfusion, der giftigste Parteigeist, der kleinlichste Pedantenhader, der plumpste und philiströseste Gegnersinn so üppig zu entwickeln vermochten; merkwürdig nur, daß bei unserem gesunden Volksbewußtsein, unserer idealen Auffassung von Freiheit und Fortschritt die Verhetzung von Klasse zu Klasse, von Stand zu Stand, von Konfession zu Konfession, von Partei zu Partei, von Individuum zu Individuum so ungeheuerliche Ausdehnung zu erreichen und fast alle Liebenswürdigkeit und Fröhlichkeit, alle feinere Humanität aus unserem öffentlichen Leben zu verbannen imstande war.

* * *

Käme heute Tacitus aufs neue in deutsche Lande, wie würde sein Bericht über das moderne Germanien lauten? Über das Volk des neuen Kurses?

O, ich will mir das Phantasiestück nicht leisten, denn ich bin ohnehin in sehr ungebührlicher Weise im Rufe eines Graumalers. Zudem hat einer der biedersten Schriftsteller des Reiches und gelehrter Schulmeister obendrein in einem sehr reichstreu gesinnten Berliner Blatt sich die Geschichte jüngst erst äußerst offenherzig ausgemalt. Man höre:

„Käme heute Tacitus aufs neue in deutsche Lande, so würde sein Bericht wohl wesentlich anders lauten, als der, den er vor nahezu zweitausend Jahren schrieb. Vielleicht würde er sagen: Die Deutschen sind ein mächtiges und großes Volk geworden, dessen Macht überall gefürchtet wird. Aber sie haben die schlichte Einfalt ihrer Sitten verlassen, und viele ihrer einstigen Tugenden scheinen verloren gegangen zu sein. Sie zerfallen in vier Klassen: Adelige, Gelehrte, Bürger und Arbeiter. Standesvorurteile gelten ihnen höher, als reine Menschlichkeit und edle Menschenliebe. Mit Hochmut scheidet sich der Adelige von dem Bürgerlichen, der Gelehrte von dem Ungelehrten, der Bürger von dem Arbeiter. Hochmut und Dünkel prägen sich daher auf vielen Gesichtern aus, ja sie werden den Jünglingen und Mädchen häufig anerzogen, damit sie durch ihr Standesgefühl sich von andern Menschenklassen unterscheiden und sich nicht mit andern Ständen

vermischen. Unreife Jünglinge, die eben im Begriffe sind, eine Hochschule zu beziehen, nennen sie reif. Das Wort selbst des unreifsten Gelehrten gilt mehr, als die Rede des erfahrenen Bürgers. Kriegerische Kraft wohnt diesem Volke auch heute noch inne, und der Soldatenstand steht bei ihnen in hohem Ansehen. Eine kriegerische That wird von ihnen höher geehrt, als die Thaten des Geistes. An den Denkmälern ihrer Dichter und Denker gehen sie achtlos vorüber, aber die Standbilder der Kriegshelden und Staatsmänner kennt und versteht schon jedes Kind. Ausdauernd und mutig ist der deutsche Soldat im Kriege, aber im Frieden neigt er zu einem strengen Beobachten inhaltsleerer äußerer Formen. Dies nennen sie schneidig. Je mehr einer jene äußeren Formen mit Sicherheit und Gewandtheit beherrscht, um so mehr wird er von seinen Genossen bewundert. Und dieses äußerlich schneidige Wesen ist nicht nur das Ideal niederer Dirnen, sondern auch edler Frauen und Jungfrauen. Höher aber noch wird von allen Geld und Gut geehrt. Wer über ein schneidiges Wesen und über reichen Besitz verfügt, gilt Männern und Frauen als beneidenswert. Geist und Gemüt stehen in geringerer Schätzung; wer nichts als diese besitzt, ist in der Gesellschaft ohne Geltung. Den Geist schätzt man nur danach, wieviel Geld er einbringt. Wer wenig erwirbt, gilt als ein unfähiger Kopf. Die Äußerungen des Geistes beurteilt man nach dem Amt, das sich jemand erworben hat. Geist ohne Amt erkennt man nicht an, eher noch Amt ohne Geist. Denn das Amt kann auch durch Familienverbindungen erworben werden. Dem Gelde öffnen sich willig die ersten Kreise, und man fragt wenig danach, wie es erworben ist, wenn nur nicht offenkundig eine unehrenhafte Handlung vorliegt.

„Denn Spiel und Dirnen kosten manchem große Summen. Der im Schweiß seines Angesichts Arbeitende gilt weniger, als der, welcher sich durch den Schweiß anderer Reichtum erwirbt. Begabung und Fleiß werden gewöhnlich nur dann anerkannt, wenn sie sich mit Schlauheit im Erwerb verbinden. Ehrenhändel in einem Zweikampf auszukämpfen gilt als ritterlich. An das gesetzliche Verbot des Zweikampfes kehrt sich niemand. Selbst die Hüter des Gesetzes müssen sich, um ihre gesellschaftliche Ehre aufrecht zu erhalten, dieser Sitte unterwerfen. Unkeuschheit und Ehebruch rechnen sie nur dem Weibe zur Schande, den Männern nur dann, wenn sie öffentlich Anstoß erregen. Die Religion und die Kirche wird vom Staate geschützt, und das geistliche Amt ist mit hinreichendem äußeren Ansehen ausgestattet. Aber Dichter und Erzieher, die bestimmt sind, die Rechte des Geistes und Herzens den äußern Mächten gegenüber zu schirmen und zu vertreten, schätzt man gering, die Dichter, weil sie ohne Amt sind, die Erzieher, weil sie bei uns im alten Rom Sklaven waren und weil noch heute die Deutschen

alles nachahmen, was einst den Sturz des römischen Kaiserreiches herbeiführte. Dies nennen sie klassische Bildung. Wer dagegen auf die Lebensquellen des eigenen Volkes hinweist und aus diesen seine Bildung holt, gilt als roher Barbar. Die Erziehung der Kinder überläßt man meist der Schule oder häuslichen Erzieherinnen. Aber in der Schule wird mehr unterrichtet, als erzogen. Daher wachsen die Kinder mit größeren Fehlern und Untugenden auf, als einst die Eltern. So kommt es, daß sie immer mehr von den Sitten der Väter abweichen. Ein Volk aber, das seine angestammte Art und Sitte verläßt, weiht sich selbst dem Untergange. —

„Käme uns heute ein solcher Bericht eines wiedererstandenen Tacitus vor Augen, so würden wir ihm mit gemischten Gefühlen gegenübertreten. Wir würden wohl zugeben, daß er manches gut und genau beobachtet habe, daß er aber in der zu raschen Verallgemeinerung seiner Beobachtungen und der daraus gezogenen Schlüsse dennoch ein zu düsteres und unzutreffendes Bild von dem wahren Wesen unserer heutigen Zustände entworfen habe — — —"

Hoffentlich, hoffentlich!

Denn stände es so von oben bis unten, durch alle Schichten des Volkes, es wäre nicht zum Aushalten. Nicht nur, daß der Geduldigste den Staub dieses kaiserlichen Deutschlands von den Pantoffeln schüttelte — nein, das Leben selbst würde er fortwerfen. Es ist aber nicht wahr, daß wir alle samt und sonders verdienten, vom Teufel des fin de siècle geholt zu werden. So viele im Reiche auch von „angestammter Art und Sitte" abgewichen, nicht geringer ist die Zahl jener still und bescheiden in allen deutschen Gauen Beharrenden, welche den herrlichen Kern unseres germanischen Wesens treu auf die Kommenden vererben werden, bis die Zeit der Verderbnis und Unterdrückung vorüber. Das Gesunde trägt doch den Sieg davon.

* * *

Das ist schnell gefragt: Was halten Sie von der Litteratur von morgen und übermorgen? Und eben so schnell geantwortet: Ich halte das und jenes davon. Es giebt ja Leute mit einer fabelhaft feinen Witterung für das Kommende. Und dann giebt es allerhand Regeln, Sprüche, Methoden, Griffe und Kniffe zur Lüftung des Vorhanges, der das Werdende verbirgt, wie man es ja auch zu erlernbaren Wetterprophezeiungen von ganz anständiger Zuverlässigkeit gebracht hat und zu allerlei mechanischen Verfahren, das Kommen und Gehen der Gestirne am Schnürchen zu haben. Was nicht ausschließt, daß plötzlich ein Komet aufflammt, der den Himmelsdeutern und Zeichenkundigen nicht die Ehre angethan hat, sich von ihnen im voraus berechnen und in ihre Stammrollen und Kontrolltabellen einschreiben zu

lassen. So ein wildgewachsener genialer Weltraumbummler mit Schweif und Bart, ganz ohne scholastischen Drill und astronomische Disciplin? So einer, der den berühmten Kometenwein reifen hilft, daß hundert Geschlechtern der Mund danach wässert und die ältesten Leute von der trockenen Erinnerung daran trunken werden und sich für die jüngsten Lyriker halten und ihr Lallen und Stammeln und Pfeifen aus zahnlosem Munde für Neutönerei? Kometenwein, den die geriebenste Chemie nicht — echt nachmachen kann?

Von der Litteratur zu sprechen: Man malt sich da das Künftige aus, je nachdem man daran beteiligt zu sein wähnt als Erzeuger, Nutznießer oder Zwischenhändler. Da hört man denn zum Beispiel: Die alten Jungfern sterben nicht aus und die höheren Töchter und Buben nicht und die Backfische und Corpsstudenten und Liedertafler und die Liebhabertheaterspieler und die Vereinsbrüder mit Pfeil und Bogen und Bundesfahne nicht — also werden wir mit dem allgütigen Gott und den freundlichen alten Musen, die noch immer zu allem zu haben sind, dafür sorgen, daß diese interessanten Litteraturbedürflinge auch in Zukunft nicht zu kurz kommen. Und Mut und Selbstvertrauen schwellen die Brust der Litteraturerzeuger beiderlei oder dreierlei Geschlechts. Die Specialisten messen stolz ihre Chancen: Die Lyrik wird die herrschende Litteratur der Zukunft sein, denn mir gelingen mit Leichtigkeit die gangbarsten Verse in jeder gewünschten Quantität; das Drama wird als die vornehmste Dichtungsart obenauf zu bleiben haben, so lange ich mehr Stücke fabriziere, als die betriebsamsten Theaterspekulanten in einem Schaltjahr aufzuführen vermögen, oder so lange ich überhaupt noch nicht an der Erfolgsreihe bin; dem Roman gehört die Zukunft, denn ich bin ein Wirklichkeitsdichter mit den gediegensten ethischen Absichten und dazu ein Ideal-Naturalist, der sich gewaschen hat; die wahre und einzige Dichtung der modernen Welt ist die virtuose Nervenkunst, die uns mit den unerhörtesten Sensationen füttert, mit Techniken kitzelt, die man in allen Litteraturkliniken der Welt aufgelesen und als die raffiniertesten erprobt hat, und damit werden wir an der Spitze der geistigen Bewegung Europas marschieren, wir Immoralisten von Nietzsches Gnaden, wir Magier der hypererotischen Sportswelt, wir Mystiker der internationalen Fabulierkomödie, wir rasenden Rolande der alleinseligmachenden Stimmung aus Impotenz und Gigerlnhaftigkeit. Und so weiter mit Grazie.

Die sceptertragenden Hände strecken sich nach den krummstabführenden aus, die internationale goldene Couponscheere ersehnt den stärksten Polizeispieß — welche Litteratur wird ihnen als die schätzens- und schützenswerteste gelten? Die aber im ewigen Kampfe um den täglichen Bissen Brot stehen, um Kleider und Schuh und Obdach, sollen sie sich überhaupt um etwas kümmern, das keine materiellen Erlösungswunder zu wirken vermag, um

Träume und Schäume? Das Volk? Wo ist das Volk? Welcherlei Art denkst du dir das Volk der Zukunft? Sage mir, wie diese neue Menschenwelt, die aus den heute auf Mord und Preß sich bekrakehlenden Schichten, Ständen, Klassen, Parteien, Landsmannschaften, Nationalitäten herauswachsen soll, an Leib und Geist und Bedürfnissen sich formt, und ich sage dir, welche Litteratur ihr gedeiht. Ich fürchte aber, daß die Deutschen der nächsten Zukunft überhaupt ganz andere als litterarische Sorgen haben werden. Und mögen in dieser Zeit der Umwälzung die herrlichsten Wunderwerke der Poesie erblühen, kein Mensch wird Augen haben ihrer zu achten, bis die Drangsal vorüber. Kein Elend, keine Tyrannei, kein Pöbeltum, kein Druck bureaukratischer oder scholastischer oder klerikaler Gottverlassenheit, keine Verschiebung der politisch-nationalen Schwerpunkte, nicht einmal die Veränderung der gesamten sozialen und kulturellen Grundlagen unseres Staatslebens — nichts vermag den schöpferischen Gottesfunken im Herzen des Dichters zu ertöten, des echten Künstlers, der sein Lebenswerk verrichtet, ohne zu fragen wie, warum, wozu, wofür, mit vollkommener Gleichgiltigkeit gegen Publikum und Kritik, gegen Schulen und Richtungen, gegen Erfolg und Mißerfolg. So denke ich mir den Dichter der Zukunft, in strahlender Selbstherrlichkeit, in fessselloser Freiheit, ein Bild der Kraft, der Wahrhaftigkeit und darum der Schönheit. Was neben ihm an gewerblichem Litteratentum, an berufsmäßiger Kunstdichterei, an schriftstellerischem Industrierittertum in der Welt herumfleucht und herumkreucht, schreit und zetert, nach Geld und Gut und Massenerfolg jagt, ist für den höheren Geistesmenschen so uninteressant und belanglos als möglich. Wie es heute für den gesundgebliebenen Mann belanglos und uninteressant ist, was die extremen Specialisten der Moderne an welschen Kukukseiern in ihren kleinen Fin de siècle-Kapellchen oder -Bordellchen ausbrüten, dabei mit ihrem Ismus-Schwänzchen wedelnd: Symbolismus, Satanismus, Neuidealismus, Hallucionismus . . . Noch ein paar Jahre, und es kräht kein Hahn mehr nach diesem ganzen allermodernsten — Charlatanismus der Lebens-Komödianten in Litteratur und Kunst. Ja, das ist mein Dichter der Zukunft: der gesunde, schlichte, weise Mann, der männliche Mann, der Zeuge der großen Natur, der Herz- und Nierenprüfer der Gesellschaft, der Maskenabreißer der stolzierenden Gemeinheit, der Tröster und Mutmacher der Armen und Gedrückten, der holde Freund und Labsalspender einer neuen Menschheit.

* * *

Nun sollte uns jüngst plötzlich die Religion im gegenwärtigen Reich über alle Zweifelfragen und Schwierigkeiten hinweghelfen. Die Religion! Eine Form: Parsifal. Gut. Ich habe nichts gegen den reinen

Thoren. Aber mein Hauswesen vertraue ich ihm nicht an. Auch nicht meine auswärtigen Beziehungen. Sollte er nun das Wunder wirken und die Politik eines großen Reiches auf die rechten Pfade zu den rechten Zielen leiten?

Ich glaube, unserem Volk thut Anderes not. Statt Mystik und frommen Katechismusübungen und klerikalen Salbungen eine möglichst umfassende und gründliche Aufklärung in allen national- und weltökonomischen Wissens- und Arbeitsfächern. Nicht neue Romantik, sondern neues Wissen. Wir stehen an wirtschaftlicher Erkenntnis und praktischer Schulung weit hinter unseren angelsächsischen Vettern zurück. Und weil uns die positive Einsicht und intellektuelle Geschlossenheit fehlt, läuft alles kreuz und quer, von jedem Katheder wird anders gelehrt, in jeder Kolonie anders kommandiert — nur die Niederlagen und Blamagen sind überall gleich, die sich das politische Deutschtum an allen Ecken und Enden der Welt holen kann, wenn mit der jetzigen Kopflosigkeit weiter experimentiert wird.

Eine andere Form: Der Kleriker. Der Mann des kirchlichen Amtes, der sich rühmt, mit dem unsichtbaren und allmächtigen Gott in einem festen Vertrag, in einer Art von realpolitischem Verhältnis à la Bismarck zu stehen: Do ut des! Und darauf soll sich seine Nothelferei stützen, seine Führung und Beeinflussung des Volkes in allen sozialpolitischen Angelegenheiten. Die Religion der Kirchengewaltigen als Werkzeug der Interessenpolitik, nichts mehr und nichts weniger. Wer mit seinem weltlichen Latein zu Ende und mit seinem eigenen Witz Matthäi am Letzten, probiert's als Staatsmann mit der Religiosität in dieser Form. Das ist die Religion nicht in romantischer, sondern in klassisch-heidnischer Ausprägung, gesalbt mit dem Specialöl des Jesuitismus. Aber gleichviel, ob Parsifal oder heiliger Ignatz v. Loyola — die Weltgeschichte läuft am Ende des 19. Jahrhunderts ihren eigenen Gang, und wer ihr mit atavistischen Versuchen klassisch-heidnischer Religionsverzapfung einen Rausch beibringen will, daß die Geschichte auf Seitenpfade hinübertorkele, der wird die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben und mit einer bösen Zeche heimgeschickt werden. Das wäre nicht mehr Parsifal, freilich, sondern Idiot.

Daß die heutigen deutschen Reichspolitiker auch nur einen Augenblick an diese klassisch-heidnische Aushülfe im Ernste gedacht haben sollten, ist nicht wohl anzunehmen. Die ganze Religionsaktion, wie sie zunächst durch den preußischen Volksschulgesetzentwurf auf die Beine gebracht werden sollte, hatte zwar den Priester als Angelpunkt, aber den brandenburgisierten u. s. w. Und damit war's aus über Nacht; der lahmste baumwollene Liberalismus brauchte nur eine fürchterliche Grimasse zu schneiden und zu husten — und das heilige Nebelbild zerfloß.

Eine dritte Form, die aber nur im Text der Evangelisten steht: das Christentum Christi.

O rühret, rühret nicht daran, wenn euch eure Weltlust, euer Reich, euere Obmacht und eure Herrlichkeit lieb ist. Den Geist rufet nicht. Wenn er kommt, wahr und wirklich, dann geht diese Welt in Trümmer. Dann fallen die Sterne auf die Erde und die Kronen in den Staub, und das Gold verwandelt sich in Kot und Blut und euere Schönheit in ein Jammergerippe und euere Ruhmredigkeit in Heulen und Zähneklappern — und das jüngste Gericht bricht an: Dies irae —

Ohne Apokalypse gesprochen: das Christentum Christi, wie's im Text und zwischen den Zeilen der Evangelisten steht, ist etwas furchtbar Gefährliches. Die historischen Kirchentümer haben aus dem Gift einen Lakritzensaft gemacht, unser moderner Staat mag sich ihnen dafür erkenntlich erweisen. Aber vom Christentume Christi mögen sie allesamt die Hand lassen, wenn ihnen ihr Leben lieb ist. Sozialismus ist ein sanftes Hausmittel daneben. Das Christentum Christi geht auf Leben und Tod. Umsonst wurde sein Urheber nicht in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahr von der hohen Priesterschaft in Jerusalem mit Erlaubnis der hohen Obrigkeit von Rom ans Kreuz geschlagen. Ein zweites Mal könnte das Umgekehrte eintreten. Man soll seinen Feind segnen: Ich wünsche den modernen Kirchen- und Staatstümern alles Gute, so lange ich lebe.

* * *

Ich will an dieser Stelle keineswegs die Frage nach Wert und Bedeutung des religiös-kirchlichen Glaubens überhaupt aufwerfen, sondern nur im Vorbeigehen die aus der alltäglichen Wirklichkeit immer wieder auftauchende Frage mit ein paar Worten beleuchten, ob der kirchlich propagierte religiöse Glaube von ernsthaften Lebensbeobachtern in der That als eine reale und genügend feste Grundlage der Moral im sozialen und staatlichen Leben angesehen werden könne oder nicht.

Diese Frage, das kann nur von fanatischen Glaubens-Interessenten geleugnet werden, wird heute von der großen Mehrzahl der Moralisten, Philosophen, Psychologen und Soziologen verneint. Und diese Verneinung beruht auf Lebensthatsachen, die jeder beobachten und prüfen kann, weil sie gar nichts Geheimnisvolles an sich haben, sondern sich im Lichte der breitesten Öffentlichkeit vollziehen. Schon, um ein Kleines anzuführen, die aufmerksame Lektüre der klerikalen Parteipresse, die doch kirchlich gewiß bombenfest rechtgläubig ist und von zuverlässigen Kirchengläubigen hergestellt wird, beweist, daß Glaube und Wahrhaftigkeit, Glaube und Ehrlichkeit, Glaube und Sanftmut, Glaube und milde Denkart, Glaube und hehre Gesinnungsweise

eigentlich gar nichts mit einander gemein zu haben brauchen, daß man ein auserlesener Gläubiger und zugleich ein furchtbar gewöhnlicher, ja sogar hundsordinärer Mensch sein kann. Daß Dogmen sittliche Wunder wirken, braucht kein Mensch zu glauben, der unbefangen das Treiben der klerikalen Presse und des ultramontanen wie des ultrakonservativ-protestantischen Parteiwesens überhaupt aufmerksam beobachtet hat. Also der Gläubige kann sich vor anderen Sterblichen keines sittlichen Vorzuges kraft seiner Gläubigkeit und Kirchlichkeit rühmen. Sittlichkeit, Moral, Tugend, Menschenwürde sind auf der heutigen Stufe der Kultur von keinerlei Gläubigkeit oder Ungläubigkeit abhängig. Das ist keine gewollte Ketzerei, keine philosophische Privatmeinung, kein soziologisches Paradoxon, das ist die einfache, nüchterne Feststellung einer Lebensthatsache. Gläubigkeit kann in gewissen Fällen, bei gewissen gemütlichen Dispositionen, die Moral stützen, aber Moral zu zeugen und unter allen Umständen wirksam zu erhalten, das vermag sie nicht. Moral ist kein notwendiges Produkt des Glaubens, sondern nur dessen zufälliges Nebenprodukt. Da jedoch die Gesellschaft ein höchstes Interesse daran hat, daß Moral sei, und zwar nicht zufällige, nicht jedem Schwanken irgend einer Gläubigkeit oder Ungläubigkeit preisgegebene Moral, so hat der Staat die Pflicht, sich nach realen und genügend festen Grundlagen der Moral umzusehen, außerhalb der kirchlichen Bezirke. Denn die Kirche kann keine Garantien für die Beschaffung des gesellschaftlich notwendigen Maßes von Moral übernehmen. Sie hat daran oft empfindlichen Mangel im eigenen Hause und in ihren höchsten Regionen. Wie die Geschichte der Päpste an mehr als einem Falle erweist, kann man sogar ein oberstes Kirchenlicht, ein „Stellvertreter Gottes" und zugleich — etwas ganz Anderes sein.

Wir modernen Menschen machen daher auch die historische Kirche, wie sie sich uns heute darstellt, weder für Moral noch Immoral verantwortlich. Wir lassen sie ruhig jenseits von Gut und Böse, jenseits von den gemeinen sozialen Alltagsbedürfnissen thronen. Wir erkennen bewundernd an, was sie in früheren Zeiten bewirkt hat an erhöhter Menschlichkeit, hervorgebracht hat an religiös-romantischen Werken der Poesie und Kunst, an geistig-traumhaften Verklärungsmomenten des Erdenlebens, an heldenhaften Steigerungen und Berauschungen des Gefühls. Wir leugnen auch nicht, daß sie heute noch für viele Menschen, die sich selber nicht Rats wissen, mächtige Trost- und Auskunftsmittel im Leide und in allerlei seelischen Wirrnissen hat. Und nach dieser Richtung wird sie für lange Zeit noch eine Mission erfüllen, deren Bedeutung nur von der antiklerikalen Parteiborniertheit oder von ganz in agitatorischen Tendenzen versimpelten Materialisten und Atheisten unterschätzt werden kann.

Aber weil es so ist, hat zunächst der moderne Staat sich absolut in gar nichts einzumischen, was innerhalb der religiösen Glaubens- und Empfindungssphäre der Einzelnen wie der auf ein kirchliches Bekenntnis sich Vereinigenden liegt. Das religiöse Leben als Gemütsbethätigung geht ihn nicht das Allermindeste an, sollen wir nicht an die barbarischen, ja bestialischen Zustände herankommen, wie sie zur Schande der europäischen Kulturmenschheit beispielsweise heute in dem heiligen Rußland herrschen. Religion ist im höchsten und edelsten Sinn Privatsache des einzelnen Kulturindividuums. Die religiöse Freiheit ist das Maß für jede andere. Und jede Freiheit ist gemein und wertlos, wo nicht die Freiheit der religiösen Überzeugung in höchstem Preis und Schutz steht.

Aber bringt das einem Reichspreußen bei! Daß ich's drastisch sage: der moderne Kulturstaat hat kein Recht, mit den von ihm bereiteten Schüsseln, die ich als Staatsangehöriger zwangsweise auslöffeln helfen muß, mir irgend einen Kirchenbrei zu verabreichen oder irgend eine religiöse Sauce oder irgend einen klerikal-dogmatischen Nachtisch. Meine Seele hat er mit seiner Kochkunst nicht zu behelligen. Darum hat er auch kein Recht, meinem Kind in der staatlich geordneten Zwangsschule dogmatischen Religionsunterricht anzubefehlen oder meinem Sohn in der militärischen Zwangskaserne ein Gebet oder sonst eine religiöse Übung zu kommandieren. Je mehr Befugnisüberschreitungen, Tölpeleien und Brutalitäten der moderne Staat nach dieser Seite sich zu schulden kommen läßt, desto mehr fördert er die Elemente des politischen Widerspruchs, der sozialen Auflösung, des Umsturzes. Je weiter er sich zum Werkzeuge klerikaler Herrschsucht herabwürdigen läßt, sei es durch idealistisch verdrehte Narren oder verschlagene, mit allen Wassern gewaschene Partei-Realpolitiker, desto rascher verfängt er sich in die Netze und Stricke jener Kirchenmacht-Absolutisten, die noch jedem Staat, den sie in ihre Gewalt bekamen, Luft und Licht genommen und zuletzt den Garaus gemacht haben von den Zeiten des alttestamentlichen Judenstaates bis auf den heutigen Tag.

Das ist sonnenklar. Nur nicht für gewisse Kultusminister.

* * *

Wer aber den kirchlichen Absolutisten mehr und mehr entwischt, das ist das — Weib. Das ist ein sehr gutes Zeichen. Denn den wahrhaft freien Mann wird uns erst das frei gewordene Weib schaffen. In der Erziehung der Menschheit zur Freiheit und Selbstbestimmung wie in der geistigen und moralischen Wiedergeburt der mehr oder weniger ausgelebten Völker spielt das Weib die vornehmste Rolle, weil ihm von der Natur der

Hauptteil in der Erzeugungs- und Aufziehungsarbeit des Menschengeschlechtes zugewiesen ist. Das Weib ist mehr als ein Instrument zur Wollust oder als eine Sensationspuppe . . . Es ist ein Kulturfaktor ersten Ranges.

Wir haben heute in Deutschland bereits eine respektable Zahl von Frauenvereinen, welche sich die Erkämpfung der ihnen seither vorenthaltenen Rechte mit Erfolg zur Aufgabe gemacht haben. Dank der rührigen Agitation des Vereins „Frauenbildungs-Reform" ist es jetzt gelungen, in Baden bei der Volksvertretung wie bei der Regierung die Zustimmung zu einer teilweisen Erschließung des Universitätsstudiums für das weibliche Geschlecht zu erlangen. Damit ist nun endlich auch in Deutschland die erste Bresche in die Mauer gelegt, welche seither die Frauenwelt vom wissenschaftlichen Studium in offizieller Form abschloß. Früher oder später müssen die übrigen Staaten des Reiches — der führende Staat Preußen natürlich zuletzt, da er sich sterblich in die Rolle verliebt hat, die einst im seligen heiligen römischen Reich deutscher Nation das vielgeschmähte Österreich spielte: „Immer langsam voran!" — dem Beispiele Badens folgen, schon aus dem bureaukratischen oder verwaltungstechnischen Grunde, weil sich eine verschiedenartige Behandlung der Zulassungs- und Berechtigungsfrage reichsangehöriger Studierender auf die Dauer nicht aufrechterhalten läßt.

Der „Allgemeine deutsche Frauenverein" (Leipzig) hat dem Reichstag eine Massenpetition um Zulassung der Frauen zum ärztlichen Beruf mit 51,696 Unterschriften vorgelegt; warten wir die Wirkung ab. Dieser unermüdlich thätige Verein hat die Absicht, einen Auszug aus den zur Zeit giltigen Gesetzen, soweit sich dieselben auf das weibliche Geschlecht beziehen, und zugleich aus dem Entwurf zum neuen bürgerlichen Gesetzbuch herauszugeben. Dieses Unternehmen bezweckt, die deutschen Frauen über ihre eigentliche Stellung vor dem Gesetz ihres Vaterlandes aufzuklären und so eine lebhafte Anteilnahme möglichst weiter Frauenkreise an den Schritten zu erzielen, die demnächst zur Verbesserung der gesetzlichen Lage des weiblichen Geschlechtes unternommen werden sollen.*)

Man sieht daraus, mit welchem klaren Zielbewußtsein unsere deutschen Frauen die modernen Bestrebungen ihrer englischen, amerikanischen, russischen u. a. Schwestern zu teilen beginnen. Mit unsern philiströs-selbstsüchtigen Deklamationen vom „natürlichen Beruf des Weibes", „holder Weiblichkeit" und andern abgestandenen Einbildungen ist nichts mehr dagegen auszurichten. Unser Hochmut ärgert sich über das stolze Selbstgefühl der Eman-

*) Das Heftchen soll noch diesen Sommer erscheinen (Format der bekannten Reklam-Ausgaben, Preis 15—20 Pf.). Bestellungen werden jetzt schon von dem Vorstandsmitglied Hedwig von Alten entgegengenommen, Dresden A., Kaulbachstr. 3. II.

cipierten. Das wirkt komisch. Wir haben unsere Weiber nicht erzogen, so nehmen sie jetzt ihre Erziehung selbst in die Hand; wir haben aus ihnen nicht das gemacht, was ihrer Anlage nach aus ihnen hätte gemacht werden sollen, so unternehmen sie es jetzt in ihrer Weise auf eigene Gefahr und Rechnung. Ganz natürlich.

Wozu also das Geschrei von Seite der Männer?

Wer eine Mutter für sein Kind sucht, das er in die Welt setzen will, wird sie immer noch finden, und wer verdorben genug ist, nur eine Maitresse zu suchen, wird sie auch finden. Und alle Weiber zu heiraten oder zu Maitressen zu haben, das geht ja doch in alle Ewigkeit nicht an. Also laßt den Überschuß seine eigenen Wege ziehen und sich sein eigenes Schicksal bereiten. Wird dadurch unsere ganze Männerkultur umgeorgelt oder auf den Kopf gestellt, so hat sie wohl kein anderes Los verdient und es ist nicht schade darum. Schließlich wird es auch mit dem emancipierten Weib noch eine kameradschaftliche Verständigung geben, der selbstherrliche Mann wird mit dem selbstherrlichen Weib wie von Macht zu Macht verhandeln, eine Umgangsart, bei welcher alle Teile nur an Würde und Achtung gewinnen können. Wer als Mann alten Stils das nicht erträgt, kann den Staub von den Pantoffeln schütteln und zu den Türken auswandern. Hauptsache bleibt, daß durch die Befreiung des Weibes eine Unsumme von Kraft des Kopfes und Herzens frei und nutzbringend wird, die unter den seitherigen Verhältnissen brach lag oder in allerlei sentimentalen Trödel ohne wirklichen Segen für irgendwen verpufft wurde. Der Jammer der Reaktion, die eine Reservearmee verliert, und der Ochsen, die unter die Räder kommen, kann uns nicht kümmern. —



Erste Grundsätze.

Von Henry George.*)

(New-York.)

Wer die uns gestellten politischen und sozialen Aufgaben betrachtet, muß sehen, daß sie ihren Mittelpunkt in dem Problem der Güterverteilung haben, und er muß auch sehen, daß ihre Lösung zwar eine einfache sein kann, aber eine radikale sein muß.

Für jedes soziale Unrecht muß es ein Heilmittel geben. Aber das

*) Aus seinem Buche „Soziale Probleme“.

Heilmittel kann in nichts Geringerem bestehen, als in der Abschaffung des Unrechts. Halbe Maßregeln, bloße Besserungen und sekundäre Reformen können jederzeit nur wenig ausrichten und auf die Dauer nichts nützen. Unsere Wohlthätigkeitsanstalten, unsere Strafgesetze, unsere Beschränkungen und Verbote, wodurch wir mit so wenig Nutzen das Verbrechen zu mildern und aufzuhalten suchen, was sind sie im besten Falle anderes, als der Einfall des Clowns, der, nachdem er die ganze Last seines Esels in den einen Korb gelegt hatte, das arme Tier dadurch in den Stand setzen wollte, gerade zu gehen, daß er den andern Korb mit Steinen belud?

In New-York fordern in dem Augenblicke, wo ich schreibe, die Zeitungen und Kirchen zu Subskriptionen für ihre „Frische Luft-Stationen" (oder Ferienkolonien) auf, damit kleine Kinder auf einen Tag oder eine Woche aus der tödlichen Hitze der erstickenden Mietswohnungen genommen und ihnen ein paar Züge frischer See- oder Bergluft verstattet werden können; aber wie wenig nützt es, wenn wir die Kinder nur aufnehmen, um sie alsbald in ihre frühere Lage zurückkehren zu lassen — eine Lage, die für viele sogar Schlimmeres bedeutet, als den Tod des Leibes; eine Lage, die es gewiß macht, daß von den Leben, die so vielleicht erhalten bleiben, manche für das Bordell und das Armenhaus und manche für das Zuchthaus aufbewahrt werden. Wir können immerzu „Frische Luft-"Sammlungen veranstalten und die Sammlungen mögen sich noch so hoch belaufen, der Bedarf wird immer nur zunehmen und die Kinder — eben solche Kinder, wie die, von denen Christus sagt: „Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet. Denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel" — werden sterben wie Fliegen, so lange die Armut Väter und Mütter zum Leben in elenden Mietsräumen zwingt. Wir können „Nachtmissionen" eröffnen und „christliche Asyle für verlorene junge Mädchen" gründen, aber was werden sie helfen angesichts der allgemeinen Verhältnisse, welche so viele Männer unfähig machen, ein Weib zu ernähren, welche es jungen Mädchen als ein Vorrecht erscheinen lassen, für eine einundachtzigstündige Arbeit drei Dollars zu verdienen und welche eine Mutter zu solcher Verzweiflung treiben können, daß sie ihre Säuglinge von einem Quai unserer christlichen Stadt in den Fluß wirft und sich dann selbst nachstürzt! Wie vergeblich werden wir versuchen, durch unsere barbarische Bestrafung der ärmeren Klasse von Verbrechern das Verbrechen zu unterdrücken, so lange Kinder in den vertierenden Einflüssen der Armut aufgezogen werden, so lange der Stachel der Not die Menschen zum Verbrechen treibt? Wie wenig besser als vergebens ist ein Verbot der Kinderarbeit in Fabriken, wenn das Maß der Löhne so niedrig ist, daß die Väter ihre Familien nicht ohne die Verdienste ihrer kleinen Kinder erhalten können?

Wie können wir hoffen, die politische Verderbnis durch Ersinnung neuer Hindernisse und dadurch, daß wir einen Beamten zur Überwachung des anderen einsetzen, zu verhüten, wenn die Not oder die Furcht vor Not das Gelüst nach Reichtum anstachelt und der reiche Dieb geehrt wird, während die ehrliche Armut verachtet ist?

Auch könnten wir niemals eine dauernde Ausgleichung in der Verteilung der Güter dadurch herbeiführen, daß wir den Besitzern gewaltsam ihren Besitz nehmen, um ihn den Besitzlosen zu geben. Wir würden damit großes Unrecht begehen; wir würden großen Schaden anrichten; aber von dem Augenblicke einer solchen erzwungenen Ausgleichung an würden die Tendenzen, die sich in den gegenwärtigen ungerechten Ungleichheiten zeigen, sich von neuem geltend machen, und wir würden in einer kleinen Weile ebenso große Ungleichheiten haben, wie vorher.

Was wir thun müssen, wenn wir die soziale Krankheit heilen und die soziale Gefahr abwenden wollen, ist dies, daß wir die Ursachen beseitigen, welche die gerechte Verteilung der Güter verhindern.

Dies Unternehmen ist nur auf Hinwegräumung beschränkt. Wir brauchen keine verwickelten und kunstvollen Pläne zu entwerfen, um die gerechte Verteilung der Güter herbeizuführen. Denn die gerechte Verteilung der Güter ist offenbar die natürliche Verteilung der Güter, und die Ungerechtigkeit in der Verteilung muß daher aus den künstlichen Hindernissen dieser natürlichen Verteilung entspringen.

Was eine gerechte Verteilung der Güter bedeutet, darüber kann kein Streit bestehen. Es ist die, welche denjenigen Güter giebt, die sie hervorbringen, und demjenigen Güter sichert, der sie spart. So unzweifelhaft ist dies die einzige gerechte Verteilung der Güter, daß selbst die seichten Schriftsteller, welche die bestehende Ordnung der Dinge zu verteidigen suchen, durch eine logische Notwendigkeit zu der falschen Annahme getrieben werden, diejenigen, welche jetzt den größeren Teil der Güter besitzen, brächten sie hervor und sparten sie oder erhielten sie durch Geschenke oder Erbschaft von denen, welche sie hervorgebracht und gespart haben; während die Thatsache, wie ich in einem früheren Kapitel gezeigt habe, die ist, daß alle diese großen Vermögen, deren Zubehör die Armen und Vagabunden sind, in Wahrheit aus der nackten Aneignung der Arbeiten und Ersparnisse anderer Leute entspringen.

Und daß diese gerechte Verteilung der Güter die natürliche Verteilung ist, läßt sich ebenfalls klar sehen. Die Natur giebt der Arbeit und nur der Arbeit Güter. Es giebt und kann keine Güter geben, als solche, welche die Arbeit gewonnen hat, indem sie dieselben aus dem Rohstoffe, den der Schöpfer uns gegeben hat, herstellte oder indem sie den Rohstoff herbei-

schaffte. Wenn es nur einen Menschen auf der Welt gäbe, so wäre es offenbar, daß er nicht mehr Güter haben könnte, als die, die er herzustellen und aufzubewahren imstande wäre. Dies ist die natürliche Ordnung. Und gleichgiltig, wie groß die Bevölkerung oder wie künstlich das Gesellschaftsgebäude auch sei, niemand kann mehr Güter haben, als er hervorbringt und spart, wenn er sie nicht als eine freie Gabe von irgend einem andern oder durch Aneignung des Erwerbes eines anderen erhält.

Ein englischer Schriftsteller hat alle Menschen in drei Klassen geteilt — Arbeiter, Bettler und Diebe. Die Einteilung ist nicht höflich gegen „die oberen Klassen" und „die besseren Klassen", für die sich diese Klassen selbst zu halten gewöhnt sind, aber vom ökonomischen Standpunkte ist sie richtig. Es giebt nur drei Wege, auf denen der Einzelne Reichtum erlangen kann — durch Arbeit, durch Geschenk oder durch Diebstahl. Und sichtlich ist der Grund, weshalb die Arbeiter so wenig erhalten, der, daß die Bettler und Diebe so viel erhalten. Wenn ein Mann Güter gewinnt, die er nicht hervorbringt, so gewinnt er sie notwendig auf Kosten derer, die sie hervorbringen.

Um eine gerechte Verteilung der Güter herbeizuführen, brauchen wir nur das zu thun, was nach allen Theorien die ursprüngliche Funktion der Regierung sein muß, nämlich jedem den freien Gebrauch seiner Kräfte, nur beschränkt durch die gleiche Freiheit aller anderen, zu sichern; jedem den vollen Genuß seines Erwerbes zu sichern, nur beschränkt durch solche Steuern, die von ihm für Zwecke des Gemeinwohls mit Fug gefordert werden dürfen.

Ich wünsche diesen Punkt besonders zu betonen, denn es giebt Leute, welche beständig so reden und schreiben, als wenn jeder, der die gegenwärtige Güterverteilung fehlerhaft findet, verlangte, daß der Reiche zu Gunsten des Armen beraubt werden solle; daß für den Faulen auf Kosten des Fleißigen gesorgt und eine falsche und unmögliche Gleichheit herbeigeführt werden solle, welche, indem sie jeden auf dasselbe tote Niveau bringt, allen Sporn, sich auszuzeichnen, vernichten und den Fortschritt zum Stillstande bringen würde.

Bei der Reaktion gegen die offenbare Ungerechtigkeit der jetzigen sozialen Verhältnisse sind solche wilden Pläne vorgeschlagen worden und finden noch immer Verteidiger. Aber nach meiner Ansicht sind dieselben so unausführbar und unnatürlich, wie sie nur immer denen scheinen können, welche den Kommunismus am lautesten verdammen. Ich will mich darüber nicht aussprechen, ob im Fortschritt der Menschheit ein Zustand der Gesellschaft möglich sein wird, welcher die Formel Louis Blancs realisiert „von jedem nach seinen Fähigkeiten: Jedem nach seinen Bedürfnissen"; denn es

bestehen heutigen Tages unter den religiösen Orden der katholischen Kirche Gesellschaften, welche auf dem Kommunismus des ersten Christentums beruhen. Allein es scheint mir, daß die einzige Kraft, durch welche eine solche Verfassung einer Gesellschaft erreicht und behauptet werden kann, diejenige ist, von der die Urheber der in Rede stehenden Pläne im allgemeinen nichts wissen wollen, auch wenn sie ihr nicht unmittelbar feindlich sind, nämlich ein tiefer, bestimmter, starker, religiöser Glaube, ein Glaube klar und glühend genug, um den Gedanken an das eigene Selbst gänzlich hinweg zu schmelzen — eine allgemeine sittliche Haltung, wie sie die Methodisten unter dem Namen der „Heiligung" für individuell möglich erklären, wobei der Traum der ersten Unschuld Wirklichkeit werden und der Mensch, so zu sagen, wieder mit Gott gehen soll.

Aber die Möglichkeit eines solchen Zustandes der Gesellschaft scheint mir auf der gegenwärtigen Stufe der menschlichen Entwickelung eine Spekulation, welche mehr in den höheren Bereich des religiösen Glaubens gehört, als auf einem Gebiete liegt, mit dem sich der Ökonomist und der praktische Staatsmann befassen kann. Daß die Natur, wie sie uns hier auf diesem unendlich kleinen Punkt im Raum und in der Zeit, den wir die Welt nennen, erscheint, der höchste Ausdruck der Kraft und der Absicht sei, welche das Weltall zum Dasein rief, welcher denkende Mensch darf es bejahen? Dennoch ist es klar, daß der einzige Weg, auf welchem der Mensch Höheres erreichen kann, darin besteht, daß er sein Verhalten mit den Geboten in Einklang setzt, welche in seinen Beziehungen zu seinen Mitmenschen und zur ewigen Natur so klar sind, als ob sie von dem Finger der Allmacht auf Tafeln von unvergänglichem Steine eingegraben wären. In der Ordnung der moralischen Entwickelung kommt Moses vor Christus — „Du sollst nicht töten," „Du sollst nicht ehebrechen," „Du sollst nicht stehlen" vor dem: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst." Das Gebot: „Du sollst dem Ochsen, der da drischet, das Maul nicht verbinden," geht der Vision eines allgemeinen Friedens voraus, in welchem sogar der Raub der Natur aufhören, der Löwe sich neben dem Lamme niederlegen und ein kleines Kind beide führen soll.

Daß die Gerechtigkeit die höchste Eigenschaft in der moralischen Rangordnung sei, sage ich nicht, wohl aber, daß sie die erste ist. Was über der Gerechtigkeit steht, muß auf Gerechtigkeit gegründet sein, Gerechtigkeit einschließen und durch Gerechtigkeit erreicht werden. Es ist nicht zufällig, daß in der hebräischen religiösen Entwickelung, welche wir durch das Christentum ererbt haben, die Erklärung: „Der Herr Dein Gott ist ein gerechter Gott," der süßeren Offenbarung eines Gottes der Liebe vorausgeht. Bis die ewige Gerechtigkeit begriffen wird, muß die ewige Liebe ge-

heim bleiben. Wie der Einzelne gerecht sein muß, ehe er wahrhaft edel sein kann, so muß die menschliche Gesellschaft auf die Gerechtigkeit gegründet werden, bevor sie auf die Liebe gegründet werden kann.

Dies, und dies allein ist es, was ich behaupte — daß unsere sozialen Einrichtungen in Einklang gebracht werden müssen mit der Gerechtigkeit, mit jenen natürlichen und ewigen Grundsätzen des Rechts, die so klar sind, daß niemand sie leugnen oder bestreiten kann, so klar, daß durch ein Gesetz des menschlichen Geistes selbst diejenigen, welche die soziale Ungerechtigkeit zu verteidigen suchen, genötigt sind, sie anzurufen. Dies, und dies allein behaupte ich — daß der, welcher schafft, haben, der, welcher spart, genießen soll. Ich fordere zu Gunsten des Armen nichts, was eigentlich dem Reichen gehört. Anstatt die Idee des Eigentums zu schwächen und zu verwirren, möchte ich es mit stärkerer Weihe umgeben. Anstatt den Reiz zur Produktion von Gütern zu vermindern, würde ich ihn mächtiger machen, indem ich die Belohnung sicherer mache. Was jemand zum gemeinsamen Gütervorrate hinzufügt oder durch den freien Willen dessen, der es hervorbrachte, erhalten hat, laßt es sein Eigentum sein gegen alle Welt — mag er es gebrauchen oder verschenken oder damit thun, was er will, so lange ein solcher Gebrauch nicht mit der gleichen Freiheit anderer in Streit gerät. Ich meinerseits würde dem Erwerbe keine Grenze setzen. Gleichgültig wie viele Millionen ein Mann durch Methoden gewinnen kann, die nicht die Beraubung anderer einschließen — sie sind sein: Laßt sie ihn haben. Ich würde nicht einmal Wohlthätigkeit von ihm fordern, oder ihm in die Ohren rufen, daß es seine Pflicht sei, den Armen zu helfen. Dies ist seine Sache. Laßt ihn mit dem Seinigen nach Belieben schalten, ohne Einschränkung und ohne Rat. Wenn er gewinnt, ohne von anderen zu nehmen, und gebraucht, ohne andere zu schädigen, dann ist es seine Sache, was er mit seinem Reichtum thut, und es fällt auf seine eigene Verantwortlichkeit zurück.

Ich achte den Geist, der in Städten, wie London und New-York so große Wohlthätigkeitsanstalten errichtet und sie mit so großartigen Schenkungen ausstattet; aber daß solche Wohlthätigkeitsanstalten notwendig sind, beweist mir, daß es ein Hohn auf Christus ist, solche Städte christliche Städte zu nennen. Ich ehre die Astors dafür, daß sie für New-York die Astorbibliothek geschaffen, und Peter Cooper, daß er der Stadt das Cooper-Institut gegeben hat; aber es ist ein Schandflecken und eine Unehre für die Bewohner von New-York, daß solche Dinge der Privatwohlthätigkeit überlassen bleiben mußten. Und wer für jene Anerkennung der Gerechtigkeit kämpft, welche jedem sein Eigentum sichert und es unnötig machen wird, von dem einen für den anderen Almosen zu erbetteln, thut ein größeres und höheres Werk, als der, welcher Kirchen erbaut, Hospitäler beschenkt oder Universitäten

und Bibliotheken stiftet. Diese Gerechtigkeit, welche zuerst einem jeden seinen Verdienst sichert, ist sie nicht von jener höheren Art, als das Almosengeben, welches der Apostel im Sinne hatte, als er sagte: „Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze?“

Fragen wir zuerst nach den natürlichen Rechten der Menschen und suchen sie ihnen zu verschaffen, ehe wir vorschlagen, entweder zu betteln oder zu rauben.

In dem Folgenden werde ich Betrachtungen über die natürlichen Rechte der Menschen, sowie darüber anstellen, wie dieselben unter den gegenwärtigen sozialen Einrichtungen mißachtet und geleugnet werden. Dies wird durch die Natur dieser Untersuchung notwendig gemacht. Aber ich wünsche diejenigen, die meine Stimme erreichen kann, nicht sowohl zur Forderung ihrer eigenen Rechte zu bestimmen, als vielmehr sie aufzufordern, für die Rechte Anderer, Hilfloserer einzutreten. Ich glaube, daß der Gedanke der Pflicht größere Macht über den sozialen Fortschritt hat, als der Gedanke des Interesses; daß in dem Mitleid eine stärkere soziale Kraft liegt, als in der Selbstsucht. Ich glaube, daß jeder große soziale Fortschritt entspringen und belebt werden muß mehr von jenem Geiste, der das Leben besser, edler, glücklicher für andere zu machen sucht, als von dem Geiste, der nur für sich selbst Genuß verlangt. Denn der Mammon der Ungerechtigkeit kann stets die Selbstsucht kaufen, sobald er glauben darf, es verlohne sich genug zu zahlen; aber die Selbstlosigkeit vermag er nicht zu kaufen.

In der Idee der Fleischwerdung — des Gottes, der freiwillig herabstieg zum Beistande der Menschen — einer Idee, die nicht bloß im Christentum, sondern auch in anderen Hauptreligionen vorkommt, liegt, wie ich manchmal glaube, eine tiefere Wahrheit, als es vielleicht manchmal die Kirchen lehren. Das ist gewiß, daß die Erlöser, die Befreier, die Beförderer der Menschen stets eher diejenigen waren, welche durch den Anblick der Ungerechtigkeit und Not bewegt wurden, als diejenigen, die ihr eigenes Leiden anspornte. Wie es nicht ein überbürdeter Sklave, gezwungen Ziegel ohne Stroh zu machen, sondern der in allen Kenntnissen der Ägypter erfahrene und frei am Hofe Pharaos lebende Moses war, welcher die Kinder Israels aus dem Hause der Knechtschaft führte, wie es die aus patrizischem Blute stammenden und reichen Gracchen waren, welche bis zum Tode gegen das verderbliche Agrar-System kämpften, unter dem Rom schließlich zu Grunde ging, so sind die Unterdrückten, Entwürdigten, Niedergetretenen stets mehr durch die Bemühungen und Opfer derjenigen, gegen welche das Schicksal gütiger war, als durch ihre eigene Kraft befreit und erhöht worden. Denn je vollständiger die Menschen ihrer natürlichen Rechte beraubt sind, desto ge-

ringer ist ihre Kraft, sie wiederzugewinnen. Je mehr die Menschen Hilfe brauchen, desto weniger können sie sich selbst helfen.

Das Gefühl, an welches ich appellieren möchte, ist nicht der Neid, noch auch das Selbstinteresse, sondern jenes edlere Gefühl, welches einen starken obwohl rohen Ausdruck in jenem Schlachtliede fand, das durch das Land ertönte, als ein großes Unrecht in Blut ertränkt wurde:

„Unter Lilien ward getragen der Herr Jesus übers Meer,
Mit dem Heiligenschein im Herzen, daß er dich und mich verklär',
Wie sein Tod die Menschen selig, so der unsre macht sie frei."*)

Und welche schönere Aufgabe kann uns das Leben darbieten als die Aufgabe, zu thun, was in unseren Kräften steht, sei es auch noch so wenig, um die sozialen Verhältnisse zu verbessern und andere in den Stand zu setzen, eine vollere, edlere Entwicklung zu erreichen? Der alte John Brown stürzte sich, als er den Tod des Verbrechers starb, mit ausgebreiteten Armen und dem Kusse des Sklavenkindes auf seinen Lippen in die Ewigkeit. War nicht sein Leben größer und sein Tod erhabener, als wenn er seine Lebensjahre der Selbstsucht gewidmet hätte? Nahm er nicht mehr mit sich, als der Mann, der nach Reichtum hascht und seine Millionen hinterläßt? Den Reichen beneiden! Wer bedenkt, daß er eines Tages im Jenseits erwachen muß, kann der diejenigen beneiden, die ihre Kraft darauf verwenden, zusammenzuscharren, was sie hier nicht gebrauchen und nicht mit sich fortnehmen können? Das einzige, was jedem von uns gewiß ist, ist der Tod. „Gleich der Schwalbe, die durch Deine Halle fliegt, so, o König, ist das Leben der Menschen!" Wir kommen, ohne zu wissen, woher; wir gehen, wer will sagen, wohin? Undurchdringliche Finsternis hinter und dunkle Schatten vor uns.

Was macht es aus, wenn unsere Zeit kommt, ob wir herrlich und in Freuden gelebt haben oder nicht, ob wir weiche Kleider trugen oder nicht, ob wir ein großes Vermögen hinterlassen oder nichts, ob wir Ehren genossen haben oder verachtet wurden, für gelehrt oder unwissend galten — im Vergleich damit, wie wir das Pfund, das uns zu des Herrn Dienste anvertraut war, benutzt haben. Was wird es ausmachen, wenn die Augen gläsern und die Ohren stumpf werden, wenn aus der Dunkelheit eine Hand hervorgestreckt wird und in der Stille eine Stimme ertönt:

„Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen; ich will dich über Vieles setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude."

Ich werde von Rechten, von Nützlichkeit, von Interessen reden: auf dem Boden ihrer Wahl werde ich mit denjenigen zusammentreffen, welche sagen, die größte Produktion von Gütern sei die größte Wohlthat und der

*) „Schlachtlied der Republik", von Julia Ward Howe.

materielle Fortschritt das höchste Ziel. Nichtsdestoweniger würdige ich die in den folgenden Worten **Mazzinis** an die arbeitenden Klassen Italiens liegende Wahrheit und wiederhole sie:

„Arbeiter, Brüder! Als Christus kam und das Ansehen der Welt änderte, sprach Er nicht von Rechten — weder zu den Reichen, die sie nicht zu erlangen brauchten, noch zu den Armen, die sie ohne Zweifel, dem Beispiele der Reichen folgend, gemißbraucht hätten. Er sprach nicht von Nützlichkeit, noch von Interesse zu einem Volke, das durch Interessen und Nützlichkeit korrumpiert war. Er sprach von Pflicht, Er sprach von Liebe, von Opfern und von Glauben; und Er sagte, daß diejenigen unter allen die ersten sein würden, die durch ihre Arbeit am meisten zum Wohle aller beigetragen hätten.

„Und das Wort Christi gewann Leben in dem Ohr einer Gesellschaft, in welcher alles wahre Leben vertilgt war, rief sie zum Dasein zurück, eroberte die Millionen, eroberte die Welt und ließ die Erziehung des Menschengeschlechts auf der Leiter des Fortschritts eine Stufe emporsteigen.

„Arbeiter! Wir leben in einer Zeit ähnlich derjenigen Christi. Wir leben in einer Gesellschaft, die eben so verderbt ist, wie diejenige des römischen Reichs und fühlen in unseren innersten Seelen die Notwendigkeit einer Wiederbelebung und Umbildung derselben, einer Einigung all ihrer verschiedenen Glieder in einem einzigen Glauben, unter einem einzigen Gesetz, zu einem einzigen Ziele — der freien und fortschreitenden Entwicklung aller Fähigkeiten, deren Keim Gott in seine Geschöpfe gelegt hat. Wir suchen das Reich Gottes auf **Erden, wie es im Himmel ist**, oder besser, wir wollen, daß die Erde eine Vorbereitung zum Himmel und die Gesellschaft ein Trachten nach der fortschreitenden Verwirklichung der göttlichen Idee werde.

„Aber jede Handlung Christi war das sichtbare Bild des Glaubens, den Er predigte; und um Ihn standen Apostel, die in ihren Thaten den Glauben verkörperten, den sie angenommen hatten. Seid von dieser Art und ihr werdet siegen. Predigt den Klassen um euch die Pflicht, und erfüllt, so viel an euch liegt, eure eigene. Predigt Tugend, Opfer und Liebe, und seid selbst tugendhaft, liebevoll und opferbereit. Sprecht kühn eure Gedanken aus und gebt eure Bedürfnisse mutig kund; aber ohne Zorn, ohne Rache und ohne Drohungen. Die stärkste Drohung, wenn es je Gelegenheiten giebt, wo Drohungen notwendig sind, wird die Festigkeit, nicht die Erregung eurer Sprache sein."



Die Feindinnen.

Von Irma v. Troll-Borostyáni.

(Salzburg.)

Preisgekrönt.

Ein weites, hügeliges Feld, über das der Himmel sich wölbt, grau, wolkig, öde und traurig.

In weiter Ferne liegt eine große Stadt. Ein schmutziger Dunstkreis lagert über dem Meer von grauen Mauern.

Es dämmert. Ist es die Nacht, die in schwarzen Schatten herniederfließt, ist es der Tag, der seine ersten Boten des Lichts vorausschickt — wer weiß es?

In langsamen, schleppenden Schritten wandelt ein Weib über das Feld, von der Richtung der Stadt her. Ihre Gewandung hängt in Fetzen um die edlen Glieder. Düster und traurig schweifen die leuchtenden Augen in die Ferne. Kummer liegt über den stolzen, kühnen Linien ihres Angesichts.

Auf eine verlöschte, halbzersplitterte Fackel stützt sie sich als Stab. Sie ist so müde — müde.

Ein Feldstein bietet ihr Rast. Darauf niedersinkend hüllt sie das Antlitz in ihre Hände und — weint. Verstoßen, verjagt, mit Hohn und Schimpf beladen, mit Steinen beworfen, hat sie sich aus der Stadt geflüchtet, vor den Menschen geflüchtet, welchen sie das höchste aller Güter hatte bringen wollen und die ihr mit ihrem Fluche gelohnt.

Wohin sollte sie nun sich wenden? Zu andern Kindern der Erde, die ihr denselben Empfang bereiten würden? Sollte sie nochmals den Versuch machen, Menschen zu finden, die sie freudig begrüßen und die Gabe, die sie ihnen mitbrachte, dankbar entgegennehmen würden? Oder glichen alle jenen Massen, die sie allüberall verbannt und verfolgt hatten, und sollte sie fliehen, fliehen, bis ihre Kraft zusammenbrach und der Tod sie von ihren Leiden erlöste?

Sie saß, und dachte, und weinte.

Ein Jüngling, dürftig gekleidet, mit bleichen, gramvollen Zügen, war ihr gefolgt, mit zögerndem Schritt und vorsichtig in die Runde spähend, ob kein Verfolger ihrer lauere. Jetzt, als sie ruhte, hatte er sie eingeholt und ließ sich an der Seite der Verbannten auf dem dürren Erdreich nieder.

Ein trübes Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie, aufblickend, den jungen Mann gewahrte.

„Was folgst Du mir?“ frug sie traurig. „Weißt Du nicht, daß Deine Liebe zu mir Dir den Hohn und Spott der Menge zuzieht? Daß meine Jünger, der Übermacht erliegend, dem Verderben geweiht sind? Fühlst Du die Kraft in Dir, ihrem Haß zu trotzen?“

Der Jüngling erhob sein Haupt. Sein Auge blitzte, als es den Feuerblick aus dem Auge der Geliebten auffing.

„Ob ich die Kraft haben werde, den Kampf siegreich zu bestehen, ich weiß es nicht,“ erwiderte er stolz. „Das nur weiß ich, daß ich den Mut hierzu in meiner Liebe finde.“

Er stockte, staunend in die Weite horchend. Denn plötzlich ließen sich die Klänge einer fernen Musik vernehmen. Bald kam sie näher und immer deutlicher und lauter ertönte Trompetenschall, Trommelschlag, Jauchzen und Singen.

Und jetzt zeigte sich ein Schwarm festlich gekleideter Menschen, der, von einer einen fröhlichen Marsch aufspielenden Musikbande gefolgt, Blumenkränze, brennende Fackeln und buntfarbige Lampions schwingend, sich jubelnd und frohlockend heranwälzte.

„Heil ihr! Sie lebe, lebe hoch! Gesegnet sei ihr Weg!“ so schmetterte es aus tausend Kehlen in jauchzendem Chor.

Der Menge voraus schritt ein Weib in prunkhafter Gewandung. Schweres, goldenes Geschmeide glitzerte ihr an Arm und Nacken, ein funkelndes Diadem schmückte ihr Haupt.

Kalt und höhnisch ließ sie ihre Blicke über die Menge gleiten und ein hartes Lächeln schwebte auf ihren Lippen, als sie den Troß der Sklaven musterte, der ihr sie preisend folgte. So zog sie von Stadt zu Stadt, von Land zu Land; denn so weit Menschen wohnen, war alles ihr unterthan.

Plötzlich zuckte sie zusammen. Sie hatte die Frau erschaut, die auf dem Steine ruhte, still und regungslos mit düsterem Aug' den wüsten Zug begleitend. Ihre Augen begegneten sich, Haß sprühte aus beiden. Sie erkannten sich und Jede wußte, daß sie der unversöhnlichsten Feindin gegenüberstand.

Doch jetzt gewahrte die Fremde auch den Jüngling an der Feindin Seite. Da blieb sie stehen und auf eine gebieterische Bewegung ihrer Hand verstummte die lärmende Musik, das Jubeln und Jauchzen des johlenden Haufens.

„Junger Poet — denn das bist Du, ich kenne Dich wohl —, was suchst Du in dieser trostlosen Öde?“ frug sie den unbeweglich auf dem Boden Kauernden. Und als dieser schwieg: „Soll ich Dir ein Almosen geben? Komm' und folge mir, wie diese hier, und Deine Not wird ein Ende nehmen; es wird Dir wohlergehen auf Erden.“

„Dir soll ich folgen?“ erwiderte Jener, „ohne zu wissen, wer Du bist, wohin Du mich führen willst?“

Lachend zeigte die Geschmückte zwei Reihen blendend weißer — falscher Zähne. Und da sah der Jüngling, daß ihr Haar gefärbt, Antlitz, Nacken und Arme geschminkt und die unter dem schillernden Seidengewand plastisch vortretenden, üppigen Formen aus Fischbein, Watte und Kautschuk bestanden.

„Gleichviel, wie ich auch heiße,“ sagte sie leichthin. „Genügt es Dir nicht, daß ich Deiner Not Dich entziehen, Dich dem Glücke, dem Reichtum, dem Ruhme zuführen will? — Sieh, was ich vermag! Alle diese hier — und noch viele andere — sind durch mich berühmt und reich geworden. Industrielle, Gelehrte, Advokaten, Ärzte, Künstler, Dichter, Angehörige aller Berufsarten findest Du unter meinen Anhängern, und alle, die sich meiner Leitung anvertrauen, führ' ich zu Erfolg.“ Und zu der Schar zurückgewendet, frug sie: „Ist es nicht so, wie ich gesagt?“

Ein Tumult erhob sich.

„Ja — ja! Dank Dir und Heil, o Gepriesene!“ brauste es aus den dichten Reihen, und sie schwenkten jubelnd die Kränze und die buntfarbigen Papierlaternen.

„Du siehst, ich übertreibe nicht,“ fuhr sie, als der Lärm verrauscht war, leiser fort. „Und nichts —“ kicherte sie spöttisch — „nichts fordere ich von meinen Getreuen, um sie zur Erringung der glänzendsten Güter der Erde zu führen. Weder Talent noch Charakter, weder Geist, noch Tüchtigkeit. Im Gegenteil . . . Doch dies gehört nicht hierher! So komm' denn mit mir und wende thöricht nicht dem Glück den Rücken, da es Dir winkt.“

So sprach sie mit eindringlich schmeichlerischer Stimme und streckte ihre weißgetünchten Arme aus, um den vor ihr Sitzenden emporzurichten.

Jener aber wehrte ihre Hand ab und sich erhebend, frug er nochmals:

„Wer bist Du, die Du die Macht hast, alle die, die zu Dir schwören, zu Glück und Ruhm zu führen?“

Da ward die Geschmückte böse. Unwillig ihre parfümierten, gefärbten Locken schüttelnd, erwiderte sie mit scharfem Ton:

„Was kümmert Dich mein Name? Vertraue mir und komm'!“ Und wieder zu ihrem Gefolge zurück sich wendend, rief sie halb spöttisch, halb belustigt: „Ihr Musen-Söhne und -Töchter, tretet vor, Euren neuen Gefährten aufzunehmen in Eure Mitte!“

Da ging eine Bewegung durch die Schar. Ein Teil derselben löste sich von den übrigen und näherte sich dem Jüngling, um auf das Geheiß ihrer Führerin, wenn auch ersichtlich widerwillig, ihn zu bewillkommnen. Und als sie an ihn herantraten, erkannte er sie alle. Denn in den ver-

breitetsten illustrierten Familienblättern, für welche er in früherer Zeit gearbeitet, war er ihren Porträten oftmals begegnet. Ihre dichterischen und künstlerischen Werke waren ihm nicht fremd: waren sie doch die Lieblinge der gebildeten Klassen des deutschen Volkes. In jedem Salon, an jedem Theetisch hatte er ihre Namen von den ästhetisierenden Männlein und Weiblein mit wonnigem Entzücken nennen gehört.

Er wich zurück. Mit diesen hier, nein, mit diesen allen konnte er nicht in Gemeinschaft treten. Hatte er sich doch von ihnen losgesagt in der großen Stunde seines Lebens, als die Erkenntnis der höchsten Ziele künstlerischen Schaffens in seinem Geist erwacht war.

Und nun fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und er erkannte sie plötzlich, die mit funkelnden Geschmeiden und Prunkgewändern angethane, geschminkte Dirne, die ihn rief, sich dem Troß ihrer Knechte einzureihen.

Schauer und Ekel erfaßte ihn. Er streckte seine Arme aus, wie um ihr zu wehren, daß sie ihm nahe, und weithin tönte sein Aufschrei:

„Laß ab von mir, Elende! Deine Bahnen sind die meinen nicht, Du bist die Lüge!"

Da zuckte ein Beben durch die Glieder der also Geschmähten. Sie erblaßte unter der Schminke.

Doch nur einen Augenblick drohte sie die Fassung zu verlieren. Dann lachte sie laut und höhnisch.

„Wie?!" rief sie mit drohender Geberde. „Du wagst es, mich zu lästern? Du schmähst mich Lüge? Anstand nennt man mich und edle Sitte! Freilich jene von allen Wohlgesitteten vertriebene Närrin dort — sie nennt sich Wahrheit! — hat Dein blödes Herz mit Haß und Abscheu gegen mich erfüllt. Mit Blindheit hat sie Dein geistiges Auge geschlagen, daß es nicht zu erkennen vermag, wie ich allein es bin, welcher die Menschheit die Wahrung ihrer edelsten Güter, der Tugend, der idealen Liebe und Moral verdankt. Geh' nur Deine Wege, armer, bethörter Poet, Du wirst sehen, in welchen Sumpf Deine Erkorene dort Dich führt, in den Du und Deine Genossen immer tiefer versinken. Der Wahrheit wollt Ihr dienen, die Schleier lüften über dem Verborgenen, die wechselnden Erscheinungen des Lebens, die Impulse des Menschenherzens in seinen tiefsten, innersten Regungen wollt Ihr Thoren in Euren künstlerischen Gebilden zur Darstellung bringen. Das ist es ja gerade, weshalb Euch der Beifall Eurer Mitmenschen stets versagt bleiben wird! Sie wollen sich nicht sehen, wie sie wirklich sind. In den Werken der Kunst und Poesie wollen sie sich idealisiert, d. h. schöner, besser und edler erblicken, als sie sind, auf daß sie vergessen, wie es in ihrem Innern und um sie herum in Wirklichkeit aussieht. Dieses Vergessen, dieses Hinübertäuschen über die Wirk-

lichkeit nennen sie sittliche Erhebung über den Staub der Alltäglichkeit, und der Künstler, der ihnen hierzu verhilft, der gilt ihnen als Verkünder der Schönheit, als Apostel der höchsten Ideale. Jener aber, der ihnen nichts davon weismacht, wie lieb und schön und wonniglich es in der Welt zugeht und welche erhabenen Gefühle in ihren Seelen wohnen, sondern der sich an die Wahrheit hält, den nennen sie einen Schmutzaufwühler und rümpfen die Nase über ihn und seine Werke, wobei sie nicht bedenken, daß nicht er dafür kann, daß er im Suchen nach der Wahrheit auf soviel Unreinlichkeit stößt, sondern sie selber, die nicht für Reinlichkeit Sorge tragen. Aber in all dem haben sie vollkommen recht, wenn sie vom Künstler in seinen Werken die Hervorbringung eines die Wirklichkeit verklärenden lieblichen Scheines fordern. Denn die Kunst soll der Schönheit dienen, die nackte Wahrheit ist aber niemals schön. Auch ist es nicht gut, mit rüder Faust die häßliche Wirklichkeit aufzudecken, weil die Menschen, wenn sie sich erst an das Spiegelbild ihrer moralischen Defekte gewöhnen, die Scham verlieren und mit der Scham der letzten Triebfeder verlustig gehen, soweit sittlich zu sein, um den sittlichen Schein zu retten."

Die Sprecherin hielt inne. Sie hatte sich außer Atem geredet.

Mit dem Ausdruck von Unruhe und Sorge blickte der junge Dichter auf sie. In seinem Geiste waren schmerzliche Zweifel erwacht. Hatte sie etwa recht, sie, die Lüge, die er haßte und verachtete? War sie die Schirmerin der Moral, und war sein künstlerisches Streben ein verwerfliches, da es dem Gesetze der Schönheit widersprach und die moralischen Motive der Menschheit schwächte?

Zaghaft blickte er zu Boden. Er fühlte seine Seele schwanken.

Da ward er leise an der Schulter berührt und aufblickend gewahrte er Einen aus dem Gefolge mit freundlicher Miene und lächelndem Munde vor sich stehen. Es war der Vornehmsten einer. Mehrere Ordensbändchen zierten seine schwarzbefrackte Brust. Mit hohen Würden, Ruhm und Reichtum hatte der Erfolg seine künstlerischen Leistungen gelohnt.

Und langsam, mit gravitätischer Herablassung fing er zu reden an.

„Junger Kollege" — also ließ er sich vernehmen — „Sie scheinen sich des richtigen Weges besinnen zu wollen, der besseren Einsicht nicht gänzlich unzugänglich zu sein. Erwägen Sie in Ihrem Geiste die herrlichen Worte, welche unsere erhabene Führerin soeben gesprochen, und gestatten Sie auch mir, dem älteren und in den Fragen der Kunst und der gesellschaftlichen Interessen erfahreneren Kollegen, Ihnen Rat zu erteilen. Sehen Sie, so wie Sie denken, so dachten auch wir, oder doch Viele von uns, da wir noch jung und grün waren. Die zunehmende Reife der Vernunft lehrte uns anders urteilen. Auch Sie werden sich noch zu unseren Lebens- und

Kunstanschauungen bekehren, je eher, desto besser für Sie. Ich will Ihnen gar nicht von den materiellen Vorteilen sprechen, welche die von uns befolgten ästhetischen Prinzipien ihren Vertretern bringen, nicht von der Thatsache, daß sich nur auf unserm Wege öffentliche Ehren und glänzende Einnahmen erlangen lassen. Ich will Sie auf zwei ganz andere Punkte aufmerksam machen. Fürs Erste ist es viel leichter und bequemer, nach unsern Gesetzen — „Schablone“ nennen es unsere Gegner — zu arbeiten. Wir haben unsere feststehenden Typen, die wir in verschiedenen Variationen dem Publikum auftischen, welches ganz entzückt darüber ist, bekannten Themen und Gestalten zu begegnen, weil es dabei nicht zu denken und zu prüfen braucht. Die Phänomene des Lebens zu ergründen, die vielgestaltigen Anlagen und Entwickelungen der persönlichen Individualität zu erforschen, dieses schwierige und wenig lohnende Studium ist uns erspart, denn um die Wahrheit kümmern wir uns eben nicht. Zweitens aber — und dies bitte ich Sie als den wichtigsten Punkt zu beachten — bildet die Wahrung wohlgesitteter Decenz — Ihr Stürmer nennt es „Prüderie“ — eine conditio sine qua non des künstlerischen und poetischen Schaffens, worauf unsere vortrefflichen Kritiker nicht müde werden, hinzuweisen. Sie kennen doch das Dichterwort: „Man darf es nicht vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können.“ Es ist ja freilich im Spott gemeint, spricht aber dennoch eine sehr beherzigenswerte Lehre aus. Der Künstler muß die Sprache des Salons, deren die gebildeten Kreise sich bedienen, mögen darunter sich auch noch so verderbte Elemente befinden, zu seiner eigenen Sprache machen. Er darf die Keuschheit des Auges und des Ohres der guten Gesellschaft, für welche die Werke der Kunst doch bestimmt sind, nicht verletzen, ebenso wie es sich ja nicht schickt, in seiner Gesellschaft von rohen geschlechtlichen Ausschweifungen oder von gewissen natürlichen Verrichtungen zu sprechen, welche der uncivilisierte Bauer allerdings ganz ungeniert behandelt. Übertüncht, durch die Blume läßt sich alles sagen, in anmutiger, zarter Form kann man die schlimmsten Laster künstlerisch verwerten, doch muß dies in einer Weise geschehen, daß es reizt und anzieht, nicht aber durch rohe Nacktheit abstößt und anekelt. Außerdem bietet diese von Euch wilden Wahrheitsuchern uns so vielfach zum Vorwurf gemachte Prüderie aber auch den Vorteil, daß sie uns den Ruf eines sittlichen Künstlers oder Schriftstellers verschafft. Und solcher Ruf ist doch sicher sehr bequem, da er etwaige kleine Unregelmäßigkeiten deckt, die wir uns vielleicht in unserm Privatleben — wir sind ja doch allesamt sündhaft schwache Menschen — zu schulden kommen lassen, während man bei Euch, die Ihr in Euren Kunst- und Dichterwerken, dem Streben nach Wahrheit zuliebe, jener unerläßlichen Decenz roh ins Angesicht schlagt,

allzuleicht auch unsittliche Lebensgrundsätze voraussetzt. — — Dies sind die Gründe, liebwerter Kollege, welche ich Sie wohl zu überlegen bitte. Ich zweifle nicht, daß deren reifliche Erwägung . . . ."

Der Satz blieb unvollendet. Schrecken lähmte die Zunge des Sprechers. Denn vor ihm stand die Wahrheit. Und in ihren Händen hielt sie, von den Lichtern und Lampions des Lügentrosses grell beleuchtet, einen Spiegel, in welchem er sein Antlitz erblickte im vollen, deutlichen Ausdruck seiner grenzenlosen Niedertracht.

Von Entsetzen erfaßt wich er zurück, Schritt um Schritt, und suchte Schutz und Zuflucht in der wüsten Schar seiner Genossen.

Da erhob die Lüge ihren Arm und auf ihren Wink erbrauste wieder Trompetenschall und Trommelschlag. Die Fackeln schwangen sich, Jauchzen und Jubeln ertönte, fort zog der Schwarm der Lügenknechte, und indem sie weiter und weiter schritten, scholl es, verklingend, herüber:

„Heil ihr! Sie lebe hoch! Gesegnet sei ihr Weg!"

Der Jüngling aber sank zu den Füßen der Wahrheit nieder. Mit bebendem Arm umfaßte er ihre Knie und rief:

„Dein, o meine Geliebte, Dein will ich sein für ewig! Führe mich, wohin es immer sei, ich folge Dir!"

Öde liegt das Feld, über das der Himmel sich wölbt, grau, wolkig und traurig.

Es dämmert. Ist es die Nacht, die in schwarzen Schatten herniederfließt, ist es der Tag, der seine ersten Boten des Lichts vorausschickt — wer weiß es?"



Wilhelm Arent.

Von Paul Barsch.

(Breslau.)

Was würde der lachende Philosoph, der da fordert, daß jeder honette Autor zu jeder Leipziger Messe nur ein Buch liefern solle, für kuriose Witze machen, wenn er aus dem neuesten Kürschner ersehen könnte, daß ein dichtender Jüngling lebt, der ungefähr so viele Bücher geschrieben, als er Lebensjahre, und so viel Verse gedichtet hat, als er Tage zählt! Wie verwundert aber würde er sein Schelmenhaupt schütteln bei der Entdeckung, daß dieser Autor sein Geschäft nicht fabrikmäßig betreibt, wie der geniale

Vega, der phantasiereiche Karl Spindler, oder wie einige noch lebende und weniger geniale und phantasiereiche Großindustrielle der Lesestofferzeugungsbranche, sondern uns ureigene Produkte bietet, die ein ureigenes Gepräge tragen! Aber recht hatte der gute Mann, wenn er meinte, daß die Seidenraupe nicht eher Seide geben kann, bis sie sich mit Blättern genährt hat — und bei allem Respekt, dessen unser junger, emsiger Autor würdig ist, muß gesagt werden, daß nicht alles Seide ist, was er gesponnen hat. —

Wilhelm Arent ist zweifellos ein bedeutender Dichter, und er hat Lieder geschrieben, die zu den besten Erzeugnissen der deutschen Lyrik zählen. Wenn er trotzdem, und trotz seinen sieben- oder achtundzwanzig Büchern bisher nur eine kleine Gemeinde von Verehrern, dagegen eine erkleckliche Anzahl von kritischen Gegnern gefunden hat, so liegt die Ursache hauptsächlich in seinem Wesen, in seiner Künstlernatur begründet. Er hat wohl nie ein Gedicht niedergeschrieben, das er nicht vorher in tiefster Seele empfunden hat; aber diese Seele ist krank, ist ergriffen von dem schleichenden Übel unseres Zeitalters, der Nervosität, und so ist auch die Art seines Schaffens zuweilen krankhaft. Seine sangesfreudige Seele bangt und sucht in ewiger Sehnsucht nach einer reinen, großen, allmächtigen Liebe, nach einer Heimat, in der ihr tiefes, inniges Verständnis blüht, nach einem Glück, für das es in dieser Welt der Mängel keine Erfüllung giebt, und so oft ihr diese trostlose Wahrheit aufs neue zum Bewußtsein kommt, sucht sie Vergessen im Rausche wilder Lust und in der Dichtkunst. Sie will Freundschaft, Treue, Hingebung, Opfermut finden, allein bei ihrer mimosenhaften Empfindsamkeit und ihrem durch manche herbe Enttäuschung erzeugten Mißtrauen, schaut oder wittert sie überall Verrat und Niedertracht, und so flüchtet sie weltscheu in die Einsamkeit — in die Urwälder der Romantik, doch nur, um bald wieder in den Strudel der Welt zurückzukehren. Befreit sie sich durch lyrische Eruptionen von dem Ekel, den sie im Brunst und Dunst der Großstadt eingesogen, so kommen mancherlei Schlacken mit zum Vorschein; gewinnt sie aber ihren Frieden wieder, besinnt sie sich auf sich selbst und versenkt sie sich in den Zauber der Natur, dann entquellen ihr Lieder von unnachahmlicher Schönheit und Zartheit. Die Eindrücke, die sie in unerschöpflicher Wechselfolge von der Natur empfängt, weiß sie in die duftigste Stimmung aufzulösen und in krystallklaren, leicht hinfließenden Melodien auszuströmen. Arent kennzeichnet sich in seinen besten Gedichten als Romantiker. Realist ist er nur insofern, als er sich nicht, wie die großen Sänger der romantischen Schule, eine eigene Wunderwelt erbaut, sich nicht des sprachlichen Zierates jener Dichter bedient, sondern das Erlebte und Erschaute unverfälscht in schlichter Sprache zum Ausdruck bringt, und die poetische Wirkung allein durch die Kraft seiner dichterischen Individualität

erzielt. Wo er sich auf dem Boden des modernen Gesellschaftslebens bewegt — wo er von der Not, den Gebrechen und Sünden seiner Zeit und seinen eigenen Verirrungen spricht, offenbart er zwar stets eine scharfe, oft überraschend feine Beobachtungsgabe und großen Gedankenreichtum, doch weiß er sich dann selten von Trivialitäten und Schwülstigkeiten freizuhalten. Auch seine Meisterschaft als Formkünstler versagt dann häufig, und so kommt es vor, daß ein Gedicht sehr schön und volltönend beginnt und plötzlich ganz abscheulich ausartet. Jemand sagte mir: „In den Arent'schen Liedern liegt etwas Bestrickendes, mich tief Berührendes, doch ich fürchte mich immer, ein neues Buch von ihm in die Hand zu nehmen, denn man muß stets gewärtig sein, daß mitten in einem Gedicht, welches man mit Andacht liest, plötzlich irgend ein formaler Knicks kommt, und dann ist mir zu Mute, als ob mir einer eine Ohrfeige gegeben hätte." Dieser Fehler, der ihm jedoch nur bei Stoffen begegnet, die sich nicht in reine Stimmung, in Klang und Melodie auflösen lassen, zeugt, wie seine Muse überhaupt, und die Zahl oder Unzahl seiner Dichtungen, von der krankhaften Hast seines Schaffens und von dem raschen Wechsel seiner Empfindungen. Durch Anwendung der Feile würden solche Härten und Trivialitäten leicht zu beseitigen sein, doch es mangelt ihm die Selbstkritik, und so wie die Gedichte im Fluge niedergeschrieben wurden, gelangen sie in seine Bücher. Als ich mir einst erlaubte, ihn auf diese Schwäche aufmerksam zu machen und gleichzeitig auf das Chaotische in seinen Dichtungen hinwies, gab er mir die treffende Antwort: „Vergessen Sie nicht, daß meine ganze Lyrik, weil ich ein hochgradiger Neurastheniker war, so chaotisch werden mußte. Aber echt ist alles, was ich schrieb. Das kann ich denen ruhig zur Antwort geben, welche von gemachtem Schmerz und Wonnen des Leides faseln." — Ich citiere hier noch eine andere Äußerung von ihm, durch die er sich — vielleicht unbewußt — selbst am vortrefflichsten kritisiert hat: „Schroffster Subjektivismus, welcher sich im Augenblicke ohne jede Spur von Reflexion auslebt, gilt mir als einzig berechtigte Lyrik. Das aus dem Gefühl Herausgeborene, auf dem Gefühl Gegründete, die musikalische Temperament-Auslebung meines Ichs erscheint mir als die Hauptsache. Elementar wirken daher die Natur- und Liebesstimmungen des Augenblicksdichters. Sobald der Lyriker aber die romantische Sphäre verläßt und realistisch werden will, wird er nichtig und trivial und schadet sich selbst am meisten." Wenn Arent den letzten Satz beherzigt, wird er sich in Zukunft nicht mehr so schaden, wie er sich leider durch oftmaliges Verlassen der romantischen Sphäre geschadet hat.

In allen Büchern des jungen Dichters finden wir neben zahlreichen Poesien von flammender Leidenschaft und Gedankenfülle, neben wunderbar

abgetönten Naturbildern und Liebesliedern gar mancherlei nüchternes und formell verfehltes Zeug. Das eigenartige Gepräge seiner Muse hatte zur Folge, daß seine Bücher, wenn auch nicht beim großen Publikum, so doch bei den Kollegen vom Handwerk große Aufmerksamkeit erregten. Obgleich er sich persönlich sehr wenig um die Pflege seines Ruhmes kümmerte, wurde doch unheimlich viel über ihn gesprochen und geschrieben. Einige anerkannte Größen des Tages hatten vernommen, daß er Realist sei, hatten wahrscheinlich einige schlechte Gedichte von ihm gelesen, und so schüttelten sie ironisch lächelnd ihre lorbeergeschmückten Häupter und ahnten in ihrer Unschuld nicht, daß sie ihm an echtem Dichtertum kaum bis an die Kniekehlen reichten; andere, und zwar solche, die entweder seiner „Schule" anzugehören glaubten, oder neben großer Kunstbegeisterung herzlich wenig Kunstgeschmack besaßen, schädigten ihn durch überschwängliche Lobpreisungen und Verherrlichung der lyrischen Sünden, die er außerhalb der „romantischen Sphäre" verbrochen. Dadurch boten sie einer dritten Sorte, den grünen Neidlingen, manche schöne Gelegenheit, ihr Mütchen an ihm zu kühlen. Ach, die liebe Konkurrenz! Gegenwärtig geht es auf dem deutschen Parnaß wieder einmal zu, wie auf dem Jahrmarkt, wo ein „billiger Jude" den anderen durch Ränke und Kniffe und Spektakel beim Publikum zu diskreditieren sucht.

Der erste, der die hohe Begabung Arents neidlos anerkannte und begeistert für ihn in die Schranken trat, war Karl Bleibtreu. Als ich mit diesem einst über Arents Poesien sprach, äußerte er folgende Worte, die mir aus tiefster Seele gesprochen waren: „Die Leute können es nicht erfassen, was in diesen Büchern steckt, und es läßt sich ihnen auch nicht beibringen. Arent als Mensch ist mir ziemlich gleichgültig, aber dem Dichter Arent bin ich zu heißem Danke verpflichtet. Wenn ich tief aufgeregt bin vom Denken und Schaffen, wenn mich das Treiben der Welt wieder einmal anekelt, dann greif ich zu einem Arent'schen Buche, und die mondsüchtige Weltentrücktheit, die Melodik dieser Lieder bringen mir Beruhigung und versetzen mich in eine wunderbare Traumwelt." — Diese Worte bilden die glänzendste Kritik, die sich über Arents Muse fällen läßt.

Arent ist im Begriff, die besten Poesieen aus seinen Büchern auszuwählen oder auswählen zu lassen, und sie in einen einzigen Band zu vereinigen. Ich bin überzeugt, daß er mit diesem Buche die deutsche Nationallitteratur um einen wertvollen, köstlichen Schatz bereichern und zahlreiche neue Freunde seiner Muse erobern wird.



Mein alter ego.

Einige notgedrungene Notizen von Wilhelm Arent.

(Berlin.)

Motto:

Sag', was Dir fehlt! Ein leicht Gewissen nur,
Ein Tropfen holden Leichtsinns und ein Herz,
Das härt'ren Stoffes als der unt're Mühlstein.

Reinhold Fuchs.

„Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe," — d. h. Hans Merians freundlicher Einladung gern nachgebend — anbei die folgenden flüchtigen, kargen Einzelheiten. Wenn Bleibtreus Wort wahr ist, „nur der Schmerz macht den Dichter," so kann ich dieses Ausspruchs Berechtigung wie selten jemand bestätigen. Im Vorwort zu meinem inhaltlich stärksten Werke, dem Doppelbande „Lebensphasen-Phantasus" schrieb ich vor ein paar Jahren: Wessen Dasein nun aber von frühester Jugend an nur von dem Schmerz eines traurig-unerbittlichen Individual-Schicksals bestimmt und gestaltet wurde, wer wird von diesem an der Kette herber Erfahrung Gereiften fordern, daß er die Bilder des Lebens in einem goldenen Zauberspiegel reflektiert sieht? Wer verlangen, daß er das Farbenspiel seiner Dichtung in die rosigen Tinten eines ihm unadäquaten Optimismus taucht? Diese Zeilen unterschreibe ich auch heute noch voll und ganz.... Seit Kindheitstagen hypersensibel, voll Melancholie, nervös-reizbar, stark phantasiebegabt, kam noch eine schwere Krankheit hinzu, so daß im siebzehnten Lebensjahre die Katastrophe eintrat. Monatelang schwebte ich zwischen Tod und Leben, und als ich wieder mühsam wie ein Kind gehen und stehen gelernt hatte, war ich ein gebrochener Mann. Jahre vergingen in Bädern, Heilanstalten, in ewigem Ortswechsel, in völliger seelischer und physischer Einsamkeit. Und die Einsamkeit, der Schmerz, die Sehnsucht machten mich zum Dichter. Auch der unergründliche Zauber der All-Natur, in deren Schoß ich durstig tauchte .... Mit siebzehn Jahren schrieb ich mein erstes Gedicht, charakteristischer Weise eine „Mondnacht". (Vgl. Satura, Brünn, Jahrgang 1882.) Zunächst erschienen — als Manuskript gedruckt — die „Lieder des Leides" (I, II), dann die schnell vergriffenen „Gedichte", welche die schmerzlich-süße Beichte einer „idealen Liebe" zu einer jungen Sängerin enthielten und von der bekannten ersten, „einzig-einen" und darum nie im Buche der Erinnerung verlöschenden Leidenschaft erzählten. Dann kam „Aus tiefster Seele," zu dem ursprünglich die Gebrüder Hart, dann Hermann Conradi das bekannte,

von schauspielerischem Stimmungszauber durchtränkte, pathetisch-idealisierende Vorwort schrieb u. s. w.

Die Mystifikation „Reinhold Lenz' Lyrisches aus dem Nachlaß" entstand in der Nervenheilanstalt zu G . . . ., allwohin sich der damals Neunzehnjährige weltscheu geflüchtet hatte. Der Band erregte weithin in wissenschaftlichen und Litteraturkreisen Aufsehen und führte u. A. zu Professor Erich Schmidts Aufsatz in der „Münchener Allgemeinen" über den „Gassenjungen", der „Kot gegen die Sterne zu werfen wagt" (id sunt Goethe und scilicet für die übrigen Sterne — die in Düntzeriaden machende Corona der Abschreibe-Litterarhistoriker!) und ferner zu der Polemik des jüngst verstorbenen Nestors der Germanistik, des Leipziger Professors Zarnke, welcher, nachdem er gründlich auf die angebliche Echtheit des Nachlasses hereingefallen war, nachträglich sein Ansehen unter der Maske der „verletzten Würde der Wissenschaft" im Buchhändler-Börsenblatt durch einen Appell an den deutschen Buchhandel zu retten suchte.*) Die 1885/86 erfolgte Herausgabe der „Modernen Dichtercharaktere" war ein Unternehmen, dessen ganze In-That-Setzung einzig und allein durch den Schreiber dieser Zeilen, nach unsäglichen Mühseligkeiten, geschah. Der Herausgeber gab nicht nur die nötigen Fonds, er sammelte und sichtete auch einzig und allein die Manuskripte, las die Korrekturen, rannte von Pontius zu Pilatus, um einen Kommissions-Verleger zu finden, was natürlich — bei dem bekannten Verlegermut — nicht gelang, denn keiner wagte, das Buch „in Kommission" zu nehmen, weil der Inhalt angeblich zu „frei, zu anstößig" sei! Zuguterletzt erschien dann das Werk im „Selbstverlag", nachdem noch ein größeres, stark-sozialistisches Gedicht von Arno Holz — Ecce homo — eliminiert und umgedruckt worden war, weil sonst eine sofortige Konfiskation zu befürchten stand. Welch einen Sturm das Buch erregte, wie es zu einem „Markstein der deutschen Litteraturentwicklung" wurde, gleichsam die Visitenkarte war, welche die junge Litteratur abgab, ist bekannt.**) Aber all das Drum und Dran der Litteratur-Coulissen erzeugte damals eine tiefe Publikations-Müdigkeit beim Schreiber dieser Zeilen, sodaß er bis 1890 schwieg, um dann in rascher Folge eine größere Anzahl von Bänden (im Ganzen 27, ungezählte tausende von Versen)

*) Bezüglich der Lenz-Mystifikation sei noch darauf hingewiesen, daß Karl Bleibtreu damals — auf des Autors Wunsch — die Mystifikation in einem längeren Artikel des Kauz' (Beiblatt zum Schalk) aufgedeckt und dort auch einen Brief des Autors abgedruckt hat, wo dieser seine Motive preisgab und auf seine Vorgänger Macpherson (Ossian), Chatterton (Rowley Ballads) und Steinmann (Aus Heines Nachlaß) hinwies.

**) Ich wäre auf meine Thätigkeit bei Herausgabe der „Modernen Dichtercharaktere" nicht ins Einzelne eingegangen, wenn nicht jedem Eingeweihten bekannte Umstände dies nötig gemacht hätten. Vgl. auch Karl Henckells würdige Erklärung in Professor Kürschners Schriftstellerztg. (1886.)

auf den Markt zu werfen. Leider habe ich bei meiner „Buchmacherei“ zu wenig auf die äußerliche Mache gesehen. Alle meine Bücher glichen wüsten Gärten, wo neben seltenen exotischen Blumen allerlei Unkraut üppig wuchert. Meine ganze Individualität, meine ganze Art zu schaffen, hat mich aber mit Naturnotwendigkeit zu dem kaleidoskopischen Durch- und Nebeneinander meiner Versbücher geführt. Ein dämonisches Muß, eine Reihe intensivster Nerven- resp. Seelenvibrationen drückt mir, — gleichviel wo ich mich befinde, ob Eisenbahn, Hôtel, Kneipe — den Bleistift oder die Feder in die Hand, und ich werfe — mit fabelhafter Schnelligkeit — auf einzelne Notizblätter, Rechnungen, Schnitzel, was mir gerade in die Hand fällt, meine Gedanken.

Diese psychischen Entladungen — die Phantasieblumen, seelische Krankheitserscheinungen einer anormalen Hirnthätigkeit möcht' ich sie nennen. Denn jeder Dichter (Lombroso, „Genie und Wahnsinn“) und gerade der „reine Lyriker“, welcher das Weltbild im Spiegel schärfster Subjektivität auffängt, besitzt ein seelisches Stimmungsfluidum, eine Energie des geistigen Verdauungsprozesses, eine Ideenassoziationsfähigkeit, welche naturgemäß — namentlich nach Seite der Phantasiethätigkeit hin — hundertmal intensiver geartet sein müssen, als es die Herdenorganisation gewöhnlicher Menschenkinder zuläßt. Angesichts des Dichteranges „in schönem Wahnsinn rollend“ — wo bleibt da — berechtigte Frage! — das psychische Niveau der übrigen Menschheit?! Man verfolge die Byron, Heine, Leopardi in ihrem Leben und ihren Werken. Im übrigen: aus den Tiefen des eignen Ichs schöpfen — diesem unauszuschöpfenden Brunnen — ächzen unter dem „Kainsfluch des Poeten“ und doch wieder beseligt von namenlosen Wonnen zum Äther aufjubeln, ewig an seinem Talent zweifeln, oft verzweifeln und doch weiterschaffen — unbekümmert um das täppische Banausentum einer mit dem Tag kommenden und gehenden borniert-engherzigen Kritik — dabei das blöde Urteil der Philister aus tiefster Seele ignorieren, verständniseins leben im Herzen einiger Weniger, das ist auf Erden das Metier des echten Poeten. Denn Hand aufs Herz: alles Cliquenwesen, herdenhafte Zusammenrotten war von jeher ein Hemmnis alles Großen in Litteratur, Kunst und Leben! Lerne jeder auf eigenen Füßen stehen und er wird sehen, daß es gut wird. Und nun zum Schluß ein Stückchen Lebensphilosophie als Ausklang:

Wenn düster-quälend
Des Lebens Elend
Mit jedem Schritt
Dir düsterer nur
Entgegen tritt:
Nicht lege die Hände
Mutlos in Schoß,
Träume nicht thatenlos,
Frisch geh' ans Werk,
Rühr' Dich geschäftig,
Nimm der Verlassenen
Freundlich Dich an . . .



Unser Dichteralbum.

Gedichte von Wilhelm Arent.

(Berlin)

Der Sultan.

(Ein Capriccio in 3 Absätzen, Baron Detlev von Liliencron gewidmet.)

I.

Von vielen hundert Frauen
Möcht' ich der Sultan sein:
Ein Zucken meiner Brauen
Gäb' Blitz und Sonnenschein!

Von wilden und von lauen
Sperrt' ich manch' Dutzend ein:
Der Schönheit Reiz zu schauen,
Wie Marmor keusch und rein . . .

Wo Asiens Himmel blauen
— Weltfern des Denkens Pein —
Von vielen hundert Frauen
Möcht' ich der Sultan sein!

II.

In seiner Weiber Armen,
Bei seinen Sultaniden
Der Sultan schon hinieden
Vergißt so Welt als Leben! . . .
Des Busens Duft, dem warmen,
Wild jauchzt sein Herz entgegen!
Dem Traum der Sinne geben
Muß er — aus vollem Herzen —
All seine Freuden, Schmerzen . . .
Der Schönheit Schleier heben
Muß er mit heißem Beben
Von vielen hundert Leibern —
Des Orients schönsten Weibern —
Stets neu — im trunk'nen Triebe —
Der nimmersatten Liebe! . . .

III.

Hätt' Frauen ich wie Sand am Meer —
Als Sultan wär' ich glücklich nur!
Mein Lieben wär' wie's tiefe Meer!
Blind folgte ich der Hindin Spur
Bis in den Rosenduft der Flur;
Die blütenschwang're Südnatur
Streut' ihren üpp'gen Segen aus
Bis an mein gold'nes Haremshaus.
Und was mir je die Phantasie
An holden Himmelsträumen lieh:
Auf Erden wär' es Wirklichkeit —
Denn eines Sultans Macht reicht weit!

Spazierfahrt.

Mein blau Dog-Cart, wer will es kaufen?
Mein schwarz Halbblut silberplattiert?
Von Weitem schon hör' ich es schnaufen,
Wenn es der Groom am Zügel führt . . .

Vorüber fliegt's mit Windeseile
Blitzgleich an Busch und Baum und Ried,
Bis immer schneller Meil' um Meile
Wie flücht'ger Traum vorüberzieht . . .

Leis' jetzt im Winde rauschen die Tannen . . .
Italiens Himmel mich umblaut . . .
Und weiche, weiße Wolken spannen
Ein Glückzelt, d'raus die Liebe schaut . . .

Mondnacht im Park.

Nach dem Tag — welch schöne Nacht!
Stumm — ein himmlisch Lichtgebild —
Krönt der Vollmond das Gefild;
Sanft des Marmors bleiche Pracht
Streut den weißen Silberschaum
In der Mainacht schönen Traum;
Meine Seele atmend lebt
In dem Licht, das sie umschwebt,
Trinkt des Sternenmeeres Duft, —
Sinkt in weißer Arme Gruft . . .

Traum.

Die Scharlachdecke legt auf's schwarze Roß
Und schmückt es mit Äthiopiens Federschmuck!
Hinaus, hinaus in bunt-phantast'schem Troß.
Windschnell mein Pferd; ein Ruf, ein Schenkeldruck —
Und jauchzend sprengt es in die Frühlingspracht,
Die Heide dämmert wie ein Paradies —
Wild wälzt sich morgen dort die Todesschlacht
Und Freund und Feind deckt blutend das Glacis . . .

„Gespenster."

O Leid, das niemals ausgelitten,
Düsterer Fluch Neurasthenie!
Wer hätte je den Sieg erstritten,
Wenn jede Nerve qualvoll schrie!

Des Morphormanen Folterqualen
Sie sind ein himmlisch Labsal noch
Gegen die Höllen-Folterqualen
Im neurasthen'schen Nervenjoch!

Das Hirn — der Ursitz der Gedanken, —
Fiebert wild, ohne Rast und Ruh!
Und nirgends Frieden, nirgend Schranken —
Da nahst du, ekler Teufel, du!

Die Hölle hat dich ausgespieen,
Nachtgebor'ne Melancholie!
Wie kann des Wahnsinns Kuß entfliehen
Wer dir sein ganzes Leben lieh?!

Die Schwindsüchtige.

O sag', was soll dein traurig Flehen?!
Ist nicht das Scheiden Lauf der Welt?!
Wie bald naht dir des Frühlings Wehen!
Dann wird die müde Seel' entfliehen —
Zerreißen jedes Erdenband —
Und wird gleich einer Schwalbe ziehen
Ins schöne ferne Heimatland . . .

Nächtlicher Gang.

Schmutzig-enge Gassen,
Dumpfer Kellerdunst,
Gierig sie dort fassen
Nach der Dirnen Gunst . . .

Trübes Lichtgeschwele —
Nicht ein holder Stern —
Dunkel meine Seele
Und der Tag — wie fern! . . .

Leona.

So kalt, so grausam blicken deine Augen,
Die schönen Sterne: gleich als wollten sie
Lächelnd das Herzblut ihres Opfers saugen;
Dann wieder fliegt's wie holder Kinderschein,
Wie Frühlingslächeln über deine Züge:
Als wärst zu wahrer Liebe du bereit
Und wartetest, daß der Erlöser käme! . . .

Vanitas humana.

Was wir Welt und Leben nennen
Ist der Sinne Gaukelspiel,
Nur ein flüchtiges Entbrennen
Kurz vor düstrem Todesziel.

Ob wir reine Gluten nähren,
Ob in wildem Taumel wir
Trocknen heiße Sehnsuchtszähren:
Ewig sind wir elend hier.



An die Verworfene.

(Aus dem Cyklus Regina Coeli.)

Not till the sun excludes you,
do I exclude you.
W. Whitman.

Du wandelst durch die Maien-Flur:
Keine Lilie errötet vor dir,
Kein Grashalm schämt sich deiner Spur,
Blühende Zweige neigen sich dir.

Es singt im Wald die Nachtigall
Ihr keusches Lied dir zu,
Die Amsel, die Drossel, die Sänger all,
Sie schmähen nicht: O du — —

Die Welle im Bach, o blicke nur hin,
Wie spiegelt sie klar dein Bild,
Im murmelnden Vorüberziehn
Wie grüßt sie dich traut und mild!

Die Sonne am Tag, der Mond in der Nacht,
Die glitzernden Sternelein,
Sie dunkeln nicht ihre reine Pracht,
Sie leihen dir himmlischen Schein;

Sie füllen mit Glanz dein lockiges Haar,
Sie spinnen dich ein in Gold
Wie ein Märchenkind, dein Augenpaar
Erschimmert von ihnen so hold!

Die gemeine Brut der Menschen allein
Wendet sich sittsam zur Seit'
Und hebt vom Wege den schwersten Stein
Und wirft ihn dir nach zum Geleit.

Und ich? Ich halt' es mit Himmel und Flur,
Umfang dich mit wonniger Lust
Und berge dich wie die ew'ge Natur
Still lächelnd an meiner Brust.

So lang uns Sonne und Stern bescheint,
So lang hat's keine Not —
Und wie uns im Leben die Liebe vereint,
Hält fest uns die Treue im Tod.

München. M. G. Conrad.

Federzeichnungen.

Tief dunkel liegt die stille Straße,
Im Erkerfenster brennt noch Licht,
Und hinter den dünnen Gardinen
Erkenn ich ein Fräulein mit bleichem Gesicht.

Sie blättert lässig in einem Buche,
Doch scheint sie nicht gelaunt zum Lesen.
Gebunden in rotem Samt mit Goldschnitt
Ist's das „Buch der Lieder" gewesen.

Sie schaut herab, geht dann zum Flügel
Und spielt wie träumend mit den Tasten.
Mir dünkte, daß zu ihrer Stimmung
Der Chopin und der Heine paßten.

Gespenstig naht die Dämmerung,
Die Sonne sank hinunter,
Nun wird's beim Gaslaternenlicht
In allen Gassen munter.

Arbeiter ziehn mit Werkgerät
Nach Haus zur kalten Kammer
Und finden dorten Weib und Kind
Im alten Daseins Jammer.

Der Reiche fährt gedankenlos
Vom Festmahl ins Theater,
Kasernwärts rückt ein Bataillon
Gestrammter Hinterlader.

München. Heinrich v. Reder.

Gewitterstimmung.

Es schwebt von blühenden Rosen
Der letzte Atem durchs Feld,
Aus Wolken, zerflatterten, losen,
Schwertropfend der Regen fällt.

Es rauscht und wühlt in den Wipfeln
Und Blüte fällt nieder und Blatt,
Fern über den schwarzen Gipfeln
Leuchtet es rötlich matt.

Grauflimmernd liegt's auf den Kissen
Wie lose Tücher so weich,
Es flattern, zerstückt und zerrissen,
Die Wolken, seltsam bleich.
Schwül steigt von atmenden Blüten
Durchs Feld noch ein müder Duft,
O, mög' das Geschick dich hüten,
Das grollend die Welt durchruft.
Ja! Du, mein wildes Entzücken,
Giltst mehr mir als eine Welt,
Kann der Himmel toller berücken,
Wenn er tausend Freuden enthält?
Kann er schönere Wonnen gewähren
Als du?? — Unmöglich! Nein!
Es rauscht durch die reifen Ähren,
Zuckt flammend im Wetterschein.
Und von verblühenden Rosen
Geht letzter Atem durchs Feld,
Aus Wolken, zerflatterten, losen,
Schwertropfend der Regen fällt.

Altenburg. A. v. Sommerfeld.

Das goldene Kalb.

S ist Phantasie, doch trägt's den Kern der Wahrheit:
Nacht deckt die Bühne, die wir Erde nennen;
Die Sterne schauen zitternd vom Parkett,
Dem Himmel; als Orchester tönt und dröhnt
Der Wald, der wilde Wind, das weite Weltmeer . . .
Aus den Coulissen strömen Menschenmassen
Endlos in Scharen zu der Mittelbühne,
Wo auf granitnem Riesenpostament
Ein goldnes Kalb sich in die Lüfte reckt.
Ein ew'ges tolles Toben, wüstes Ringen,
Grauvoller Krieg herrscht um den glatten Sockel.
Vieltausend haben kaum den Plan betreten,
Sind sie schon hingerissen und zerstampft,
Und über ihre Leiber wogt's von neuem.
Und oft schallt von den vordern ein Geheul,
Wenn sie der Druck der Vorwärtsdrängenden
Am harten Stein des Götzenbilds zerquetscht.
Ein wild Gewühl wie im Ameisenhaufen!
Dort zerrt an eines Weibes langen Haaren
Sich einer vorwärts — bis sie beide sinken;
Dort hängt an einen großen starken Mann,
Der sich den Weg mit kräft'gen Armen bahnt,
Sich gleich ein ganzes Dutzend; — krampfverzerrt
Zeugt noch im Tod ihr Antlitz von dem Kampfe.
Wie schlau sind ein'ge! Wo man festgerammt ist,
Erklettern sie die Schultern und die Köpfe;
Sie achten nicht das Fluchen, das Gekreisch
Und die verzerrten Mienen der Getret'nen
Und quälen sich empor; 's ist ihnen gleich,
Ob sie sich Arme, Hände blutig reißen
An scharfen Kanten und an spitzen Ecken;
Mit ungeheurer Muskelkraft gelingt's,
Sich zu den Beinen jenes Tiers zu heben.
Doch das erglüht von innrem Höllenfeuer,

Und kaum berühren sie die goldnen Füße,
So stürzen sie mit lautem Schrei herab,
Zerschellen sich den Schädel oder werden
Von unten Stehenden mit Hohn zerrissen.
Da schallt es: Platz da! — Eine Sturmkolonne
Von Männern naht mit Knütteln, Äxten, Sensen,
Mit starken Stangen und mit Riesenleitern.
Wer sich entgegenstellt, wird roh zerschmettert.
Als wenn im Kornfeld Schnitter weiter schreiten,
So öffnen sie erbarmungslos sich Bahn,
Und zwischen Leichengarben geht es vorwärts.
Jetzt ist das Ziel erreicht: Heran die Leitern!
Und wie ein Bienenschwarm, der seinen Stock
Im Sommer mit der Königin verließ,
Sich traubenartig an den Baumast hängt:
So hängt ein toller Knäul gleich an den Sprossen.
Langsam nach oben! — Die verschlungne Last
Wächst ungeheuer an, die Leitern brechen,
Und Menschenleiber regnen prasselnd nieder.
Ein Wutgebrüll erbraust! — Nun geht's mit Äxten
Und schwerem Werkzeug an ein Pochen, Hämmern,
Um endlich das Verhaßte zu zertrümmern,
Und ganz betäubend schall'n die raschen Schläge.
Ein Sturm erhebt sich laut, die Stern' erbleichen,
In schaurig fahles Grau hüllt blasse Dämmrung
Die ganze Scene ein; das goldne Kalb,
Es wankt, es schwankt — ein Siegesjauchzen klingt
Aus rauhen Männerkehlen — plötzlich stürzt
Das Ungetüm mit Donnerkrachen nieder,
Bis zu den Wolken wirbelt Staub und Rauch,
Und zahllos Volk wird bei dem Sturz begraben.
Das Siegesjauchzen wird zum Wehgewinsel;
Bis dieses auch erstirbt . . . Auf Trümmerhaufen,
Auf Knochensplitter und zerfetzte Glieder,
Auf blut'ge Lachen und auf Leichen schaut
In Purpurmajestät die Morgensonne.

Berlin. Max Hoffmann.

Kein Ideal.

An Karl Henckell.*)

Doch hab' ich meine Sehnsucht stets gebüßt;
ich ging nach Liebe aus auf allen Wegen,
auf allen kam die Liebe mir entgegen,
doch hab' ich meine Sehnsucht stets gebüßt . . .

*) Siehe das Märzheft der „Gesellschaft“.

Es stand ein Baum in einem Zaubergarten,
von tausend Blüten duftete sein Bild,
doch eine leuchtete vor allen mild;
es stand ein Baum in einem Zaubergarten.

Und aus den tausend pflückte ich die eine,
sie war noch schöner mir in meinen Händen;
ich aber kniete, Dank dem Baum zu spenden,
von dem aus tausend ich gepflückt die eine.

Ich hob die Augen zu dem Zauberbaume,
doch wieder schien vor allen eine rein,
und meine welkte schon im Sonnenschein;
ich hob die Augen zu dem Zauberbaume . . .

Doch hab' ich meine Sehnsucht nie verlernt;
ich ging nach Liebe aus auf allen Wegen,
auf jedem winkte mir ein neuer Segen,
drum hab' ich meine Sehnsucht nie verlernt.

Gieb mir.

Und du kamest in mein Haus,
kamst mit deinen schwarzen Blicken,
sah ich still die Palmen nicken,
und du gabst mir deinen Strauß.

Gabst die zitternden Narzissen,
die wir in der Wüste pflückten;
deine schwarzen Locken schmückten
meines Divans rote Kissen.

Kehre wieder in mein Haus,
laß die wilden Blumen blühen;
unsre jungen Lippen glühen,
gieb mir, gieb mir deinen Strauß.

Berlin. Richard Dehmel.

Moderner Totentanz.

Eine Mitternachts-Komödie.

Wie's Zwölfe klirrt, nimmt von der Wand
Der Totengräber die Fiedel zur Hand:
„Meine Gäste tanzen jetzt Reigen;
Ich muß ihnen dazu geigen."

Er tritt hinaus: zum Ringelreih'n
Schon stehn die Gerippe, es klappert manch Bein; —
Unlustig zum Tanz, vom Weiten
Ein Häuflein zaudert abseiten.

Aus ihrer Mitte wankt, — klapp! klipp! —
Hinüber zum Ballkreis ein Geripp,
Um wem auf die Schulterknochen
Mit rasselndem Finger zu pochen:

„Das ist ja Marie, unser Mädchen, — rechts!
Mit dir zu tanzen sich erfrecht's;
Unser Schuster steht dir zur Linken:
Gleich komm!" — streng ist ihr Winken.

Halb wie von Kräh'n, halb menschlich Geächz:
Der Totengräber versteht dies Gekrächz,
Die Sprache der Gerippe,
Als käm sie von lebender Lippe. —

Der Gerufene folgt; das Häuflein klein
Wird größer, und licht der Ringelreih'n:
Noch Viele folgen verstohlen,
Eh' ihre Weiber sie holen.

Nun stehn sie, — die ihre Arme gekreuzt,
Die in die Hüften die Finger gespreizt:
Dran unterschiede ein Kenner
Die Weiber und die Männer.

Da knicksen welche drüben im Reih'n,
Und andre mit klappernden Fäusten dräu'n,
Als führten sie Hammer und Schippe:
Das sind Sozialistengerippe.

Der Totengräber aufs Geigenholz
Klopft zornig: „So tanzt doch! Klassenstolz?
Hier — Klassenhaß? — hier — Sippen
Noch unter euch Gerippen?" —

„„Da ist ja Köchin, Nähmamsell,
Arbeiter, Meister und Schneidergesell,
Einspännig, ohne Decke,
Begraben in Kirchhofs-Ecke;

Kaufmann bin ich! — Ich Rat nebst Frau! —
Ich Fabrikant! — Ich Studierter vom Bau,
Begraben mit Glockenläuten, — —
Nie tanz ich mit solchen Leuten!"" — —

Da steht schon ein dritter Haufen von fern:
Die tanzen auch nicht und thätens doch gern;
Aus Kirchen-Lucke und -Fenster
Geschwebt sind die Gespenster.

Sie haben ihr Obdach im Kirchengewölb'
Als Mumien, pergamentsteif, gelb:
Es ruht im Kirchengewölbe
Manch stolzer Hochderselbe. — —

Da schlägt der Wärter aufs Geigenholz:
„Ihr, — hieher! endlich losgehn soll's!" —
Eine Mumie von altem Adel
Antwortet mit scharfem Tadel:

„„Sport-Dasein ist unser Daseinszweck,
Uralt die Ehre von Fels und Eck:
Sie verbeut uns, mit Solchen zu tanzen,
Die von Arbeit lebten und Schanzen."" —

„Was sind das für Possen! in meinem Reich, —
Wenn sie hieher kommen, sind alle gleich:
Rat, Graf und Leineweber!"
So zürnt der Totengräber.

„„Wir — gleich mit denen: mit Knochen gelb,
In der Erde modernd? wir — im Gewölb? —
Pfui, Erde, die grobkrum'ge! —
Wir behalten die Haut noch als Mumie;

Wir Edlen werden beigesetzt
Und bleiben ewig, — bis zuletzt;
Der Plebs dort wird begraben,
Daß Würmer sich dran laben.""

Der Wärter reißt an den Saiten: „kling!"
„Ihr wollt nicht tanzen? Der Hochmut ging
Bisher mit dem Leben in Scherben; —
Jetzt muß er besonders sterben!" — —

Bis auf ein Geklappe dann und wann
Fest steht —, nicht rührt sich Weib noch Mann,
Nicht Mumie noch Skelette, —
Hartnäckig um die Wette.

Doch, huh! da über die Erde geht
Ein Beben, als ob sie rings sich dreht:
Die Türme der Kirche schwanken,
Die Kreuz' auf den Gräbern wanken.

Und knisternd und klappernd, wie gesiebt,
Die Gesellschaft durcheinander stiebt:
Nicht Mumie, nicht Gerippe
Kann finden seine Sippe.

Der Totengräber, unverletzt,
Führt ein paar Striche, als wie: „jetzt!"
An hub er dann eine Weise:
Wild, — traurig, — stürmisch —, leise.

Da raffen sich, knisternd wie Seide, auf
Und klappernd wie dürre Hölzer, zu Hauf
Die Gerippe und die Mumien
Von Gräbern, den duftig blum'gen,

Und jedes reicht die Knochenhand
Dem, den es gerade als Nachbar fand,
Die Linke und die Rechte:
Ein Jeder war ihm der Rechte.

Nun endlich ging es an den Tanz:
Die Gräfin mit dem Kellner Franz,
Der Schuster mit dem Streber;
Drob lächelt der Totengräber:

„Ein Ruck bloß, den die Erde thut
Ist selbst auch für die Toten gut,
Nicht bloß für die Lebend'gen:
Hochmut im Nu zu bänd'gen."

Magdeburg. Peter Merwin.

Allein.

Einsam und alt, zwei schlimme Plagen;
Es rauscht im Laub, durch Flur und Hain
Hör ich des Herbstes Stimmen klagen.
Einsam und alt; — ich bin allein!

Nicht nur, daß sich die Locken lichten,
Gelichtet ist der Freunde Kreis,
Mir blieb kein Herz, zu ihm zu flüchten,
Und meins schlägt doch noch voll und heiß.

Ich könnte betteln eine Gabe
Von Liebe und von Zärtlichkeit,
Doch fern ist, wo geliebt ich habe
Und wieder Liebe fand, die Zeit.

Fern ist die Zeit, wo ich mein Sehnen,
Mein Glück vertraut der Einsamkeit,
Heut flieh ich sie mit bittren Thränen,
Denn um mich gähnt Verlassenheit!

Ich greife in die Luft, ins Leere,
Wie nach der Mutter greift das Kind,
Doch niemand kümmert eine Zähre,
Die über welke Wangen rinnt.

Wohl seh ich fern durch Nebelschleier,
Hör durch den Sturm, der mich umtost,
Den Glanz, den Klang von einer Leyer,
Doch, ach! es ist ein karger Trost.

Nicht sprudelt mehr des Liedes Quelle,
Die einst so rasch, so freudig rann,
Nur langsam rauscht noch ihre Welle,
Bis sie versiegt; was dann, was dann?

Wo sind die Sterne, deren Schimmer
Mir einst bethörte Herz und Sinn?
Ruhm, Liebe, Freundschaft, sankt für immer
In Nacht und Wolken ihr dahin?

Mir sagt's des Herzens banges Klopfen,
Ihr schwandet ohne Wiederkehr,
Und meiner Augen heißes Tropfen
Weckt den erloschnen Glanz nicht mehr,

Bannt nicht der Stunden eilend Fliehen;
Der Spätherbstsonne Scheidestrahl
Fällt über Blumen, die verblühen,
Färbt Wald und Flur zum letzten Mal.

Herbstnebel zieh'n — stumm Klang und Lieder —
Bald starrt im Winterfrost der Hain,
Doch kehrt auch Lenz und Sommer wieder,
Mir gleich! — ich bin allein, allein.

Dresden. Günther Walling.

Der Sandweg.

Ein neuer, ganz einsamer Weg, der Durchstich eines hochgelegenen Gemüsefeldes, lockt mich. Ich gehe in der tiefen Wegmulde, zwischen den schräg abfallenden gelben Sandwänden. Die Hitze steht in dem kleinen Engpaß, schwüle Sommermittagshitze. Über den Rand der dünenartigen Wälle lugen vorwitzig Kohlköpfe und hochrankende Bohnen. Ein betäubender Resedaduft strömt von rechts her, von wo der Citronenfalter, wie betrunken, herüber taumelt. Irgendwo zwischen den Gemüseanlagen müssen Blumenbeete sein.

Der Himmel ist ganz wolkenlos, tief blau, italienisch. Und eine große Stille ist ringsum, eine nachdenkliche Stille, wie mit dem Finger an den Lippen.

Und jetzt kommt es, überfällt mich, wie neulich vor dem jungen Birkenbäumchen. Bist du's? Du bist's, wir verstehen uns.

Mit wem rede ich? Es ist etwas da draußen in der Natur, etwas, das zu mir gehört. Welches Sehnen nach einander, alle die Tage, alle die kranken, wehen Stunden, und dann auf einmal: Gefunden, da bist du ja!

Diese Seligkeit, dieses stille, innige, garnicht zu beschreibende Entzücken. Die ganze Seele ein Freudengefühl.

Ich greife in den warmen Sand, und lasse ihn langsam, zärtlich durch die Finger gleiten. Zärtlich, das ist das rechte Wort.

Und ich liebäugele förmlich mit jener großblätterigen Kohlstaude da oben am Feldsaum, mit dem zitternden, zierlichen Spargelkraut, mit dem graziösen Bohnengerank.

Es ist so ein ruhiges, sattes, großes Glück.

Morgen, übermorgen und viele Tage noch gehe ich wieder diesen Weg. Aber dann ist es ein Weg wie andere, nur sandiger, öder, langweiliger. Und es ist nicht da, mein Eigenes, mein Seelenteil, mein anderes Ich. Vielleicht ist es drüben in jenem bläulichen Dunst am Horizont, und ein ziehendes, pressendes Sehnen sagt es mir: Dort, dort! . . . . wo du nicht bist.

Hamburg. Gustav Falke.



Glück im Vorübergehen.

Ein Frühlingslied von Traugott Pilf.

(Blankenburg am Harz.)

Dem Freiherrn Detlev v. Liliencron.

Ausschütteln, ausziehen lassen will ich heute den alten muffigen Winterdunst, die stickige Stubenträgheit, nach Kohlendunst und Petroleumlampen duftend. Frei und frisch soll die Lunge wieder werden in der Lenzesluft des deutschen Frühlingswaldes. Fort aus dem Gehirn mit dem schweren Bücherqualm, dem dicken Weisheitsdampf! Ach, wie sie mich in diesem Winter wieder gequält haben, die dicken mageren Schmöker mit ihrer schnurgraden Exaktheit, ihrer neunmalklugen Folgerichtigkeit, — — nun in die Ecke mit ihnen!

Und schon bin ich im Walde, im deutschen Frühlingswalde. Stumm und starr scheinen noch die graurindigen Buchen zu stehen, aber ich sehe es, wie sie leben; kaum zeigen sich die ersten glänzenden Spitzen auf den braunen Knospen, aber im Innern der mächtigen glatten Stämme fließt es und treibt und drängt.

Zu heiß ist's fast für den sechsten April.

Sonne, meine Sonne, wie habe ich mich nach dir gesehnt in Winternebel und Winterfrost!

Sonne, meine Sonne!

Tauche deine lebenerweckenden Strahlen in meine Seele, daß wieder die alte Frühlingsstärke, der siegende Sonnenmut über mich komme und mir Leib und Seele festige und weihe.

Sonne, meine Sonne!

Segne mich durch deinen Strahlenschein, daß ich immer mehr aufblühe zum Guten und Wahren, zum Gesunden und Starken, — zum echt Natürlichen.

Sonne, meine Sonne!

Fort mit allem Schwachen und Kranken, fort mit trübem Sinnen und Wägen und Messen und ängstlichem Zaudern.

Dir gilt mein Frühlingsgebet:

Sonne, meine Sonne! — — — — —!

Und meine Arme spannen und straffen sich, und von frühlingsfreudigen Atemzügen geschwellt, dehnt sich die Brust.

„Tod aller Weichlichkeit!"

Und als ob ich sie treffen und zerschmettern könnte, saust pfeifend mein Stock durch die Luft.

Über ein flutendes Waldbächlein mit einem Satz hinüber; hei, wie das klare Bergwasser über die blanken Steine tollt!

Nun in langen Sätzen einen Waldhügel hinauf, und ein Blick ins Thal: dünne schwankende junge Eichen stehen da unten; sie sehen aus wie Peitschenstiele für Riesenfäuste.

Und wenn der Sturm den Wald durchbraust, dann mögen sie wohl pfeifend hin und her sausen, die biegsamen Eichen; und sie geißeln die Nachbarbäume, alte, stolze Harzfichten, dick und grade, und stämmige, vielhundertzweigige Eichen, klatschend und knarrend, von des Sturmes Riesenfaust geschwungen.

Und da hinten, unten im Sandsteinbruch, hämmern die Arbeiter. Taktmäßig schallt das pickende Geräusch der Spitzäxte, bald in Einzelschlägen, bald in stärkeren Doppelhieben. An einer anderen Stelle werden die behauenen Sandsteinblöcke auf Wagen gewuchtet; ich höre einzelne Kommandorufe: „Achtung!" Und die hebenden Männer wuchten mit einem kräftigen Ruck empor und antworten dabei dem Befehlworte mit vielstimmigem „Up", das von hohen und tiefen Stimmen, lärmend oder sauer ächzend erschallt.

„Achtung! Eins — zwei" —

„Up!" — —

„Achtung! Eins — zwei" —

„Up!" — —

Weiter zwischen den Buchen hindurch, über braunes und dürres Raschellaub, in weiten Sprüngen den Berg hinab, zur „Waldmühle“ im Thal.

Da leuchtet mir schon durch die letzten Reihen der Buchenstämme das schneeweiße Gefieder der Schwäne, die ruhig dahinschwimmen auf den Teichen, die im Sommer weiße Wasserrosen tragen mit breiten grünen Blättern. Leise rauscht das trockene Schilf am Ufer im sanften Frühlingswinde.

Mit kräftigem Händeschütteln begrüßt mich der Wirt, der dicke, rotbäckige Wirt der „Waldmühle.“ Und ich trinke ein kühles, schäumendes Glas.

Dann begrüße ich die andern alten Bekannten.

Jakob, der Rabe, hüpft und flattert unruhig in seinem Käfig umher; auch ihm ist der Frühlingszauber in das kleine, dumme Gehirn gestiegen.

Ich rufe:

„Morgen, Jakob!“

„Morgen, Jakob,“ antwortet er in tiefen, kolkenden Tönen, und haut mit dem großen grauen Schnabel nachdrücklich gegen das Drahtgitter. Und dann schreit er gassenjungenhaft hinter mir her:

„Jakob, Jakob, Morgen Jakob, Morgen Jakob, Jakob, Jakob!“ —

An dem Affenkäfig, an den drei widerlichen Affen gehe ich vorüber; ich mag die ekelhaften Tiere nicht sehen. Aber diese gemeinsten Lumpen unter den Tieren sind die Lieblinge aller Backfische und jungen Damen, die im Sommer die Waldmühle besuchen. Mir unbegreiflich. Ja, der „Schönheitssinn und gute Geschmack“ unserer jungen Mädchen! Zum Gotterbarmen kläglich! . . . .

Was ich nicht leiden mag: Affen und Juden . . . .

Der prächtige Pfau mit dem glänzenden blauen Halse und dem herrlichen Schweif schlägt prunkend ein stolzes Rad und kreischt sein langgezogenes „Jiau!“

Nun in den Pferdestall zu meinen Lieblingen; aber die Gäule sind draußen im Felde, bis auf einen. Unruhig schnaubend und stampfend steht die schwarzbraune Stute vor der Krippe.

Ich streichele und klatsche den schlanken Hals und rieche den frischen, kräftigen Dunst des blanken, feurigen Tieres.

Und meine Reitlust erwacht, die im Winter eingerostet war.

„Darf ich, Herr Wirt?“

„Joa, joa, man tau! Aber Vorsicht, dei Stute is dulle, sei hat en poar Doage in Stalle stahn! Lat sei sik nich affmieten!“

„Ah wat, denn stahe ik wedder up“ . . . .

Rasch das Zaumzeug über, sonst nichts; kein Sattel, keine Decke.

Wie das Tier feurig-unruhig stampft.

Kaum ist die Stute aus dem dumpfen Stalle in die Frühlingswonne hinausgekommen — wie ein Ungewitter keilt und schlägt sie hinten aus, wiehert jauchzend der Sonne entgegen, bäumt sich hoch auf die Hinterbeine, als wollte sie die Sonne grüßen, der Sonne entgegen springen. Aber mit einem Ruck reiße ich das wiehernde Tier herunter, und dann mit einem ganz unvorschriftsmäßigen Satz auf den blanken Rücken.

Hurrah, im Trabe vom Hof hinunter auf die Landstraße, dann im Galopp, und jetzt — Hacken eingehauen — — und wie die wilde Jagd dahingeprescht — rechts und links fliegen die weißen Schaumflocken — — hui, jetzt zwischen vier alten Tanten hindurch gesaust, die kreischend auseinanderfliegen und schützend ihre großen Sonnenschirme ausspannen. Ein Radfahrer kommt mir entgegen gestrampelt auf seinem kläglichen Drahtgestell und bimmelt herzzerreißend mit seiner elenden Blechglocke — aus dem Wege, Kerl, mit deinem toten, langweiligen, gummibewickelten Drehwurm, oder ich reite dich und deine Drähte zu Brei — — — — schon sind sie weit hinter mir; mit unsäglich dummem Gesicht mag mir und meiner tollen Stute wohl der Radfahrer nachglotzen . . . . .

Nun wieder langsamer. Wie die Schwarzbraune schnauft und schnaubt und prustet!

Dunkelrot ist mein Gesicht, vor Freude und Hitze; hell lächele ich zu meiner lieben heißen Sonne empor.

Ach, es ist so herrlich, sich in Sonnenschein und Frühlingsluft auf einem Pferderücken auszutoben! Ich weiß mich kaum zu halten vor Übermut und Kraft; es ist mir, als ob ich jauchzend weiter und weiter stürmen müßte, höher und höher, in die Sonne hinein, auflodern, vergehen in der Glut meiner Sonne! — — —

Und nun wieder in raschem Trabe zurück nach der Waldmühle. Nach mir spähend steht der Wirt am Thor, die blauen Augen mit der derbroten Hand beschattend.

„Na, t' is joa woll gut gahn!"

„Ja, wat wolle et nich," antworte ich lachend.

Noch ein paar Mal langsam auf dem Hofe im Kreise herum, dann springe ich ab und bringe die schwitzende Stute wieder vor die Krippe.

Die vier alten Tanten mit den großen Sonnenschirmen — wie ich die Sonnenschirme hasse! — sitzen in der Stube, in der engen, muffigen Winterstube, denn wahrscheinlich „zieht's" ihnen draußen. Ich sehe, wie sie die alten Schnatterköpfe zusammenstecken und giftige Bemerkungen austauschen über den „verrückten Bengel", der sie fast umgeritten hätte, sie und ihre geliebten Sonnenschirme, mit denen sie meine lieben Sonnenstrahlen von den eingetrockneten Backpflaumengesichtern abwehren, und ihre Strickbeutel,

und ihr „Mitgebrachtes“, das sie in den Kaffee stippen — — und doch bin ich euch nicht gram, ihr alten dürren Unken, denn auch ihr spürt wohl, wenn auch nur ganz leise, die gewaltige Wundermacht des Frühlings, trotz eurer Sonnenknicker und Strickbeutel, trotz eurer vertrockneten Kaffeeseelen. — —

O, daß ihr Alten immer vergeßt, daß auch ihr einmal jung gewesen seid! —

Und der lächerliche Radfahrer, der sportsmäßig Kilometer für Kilometer auf schnurgraden Landstraßen abstrampelt, sitzt schwitzend und gelangweilt vor der Thür und streckt die dünnen, blaupumphosigen, blaustrumpfigen Beine mit den höchstens angedeuteten Waden feindselig von sich weg. Ich sehe es, er ist wütend auf mich, weil wir sein lautloses Drahtgerippe und sein ängstliches Notgebimmel ganz respektlos nicht beachtet haben, ich und meine schäumende Schwarzbraune.

Meinetwegen, du langweiliger Kilometer-Sportsfatzke, ich pfeife dir was! . . .

Noch ein kurzes Gespräch mit dem blonden Wirt, vom Wetter, vom Stand der Saaten, vom Reiten und Fahren, dann ruft mir der Rabe zum Abschied nach:

„Morjen, Jakob!“ — — — — —

Wieder nimmt mich mein Wald auf; ein Fichtenwald, wie ein großes Gebirge im Kleinen, mit Bergen und Thälern; mächtige Felsblöcke liegen hier und da zerstreut, uralt, mit Moos und Flechten bewachsen.

Und immer freudiger, immer siegesfroher werde ich mir des Frühlings bewußt, und lachend denke ich an alles, was mich im Winter quälte und grämelte.

Mit so manchem habe ich nun aufgeräumt; und ich bin stärker geworden, denn Nietzsche hat Recht: „Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.“

Aber der Nietzsche sonst! Mich hat dieser Dämon nicht fangen können, denn er ist krank, krank durch und durch.

Und er selbst fühlte es doch nicht. Denn einen Gesunden hat er krank genannt — Richard Wagners Kunst krank!!

Laut lache ich in den Fichtenwald hinein.

Siegfried, hilf mir lachen!

Der „kranke“ Wagner und der „gesunde“ Nietzsche! Die „kranke“ Wagner'sche Dichtung und Musik und die „gesunde“ Philosophie Nietzsches! Es ist tragikomisch, wahrhaftig!

Und ihr — Kaffern, die ihr an dem großen Dichter Wagner herumnörgelt und ihm „Keltentum“ und alles mögliche anquaffelt und anfaselt, euch sage ich nur: Der Teufel hole euch in drei Teufels Namen!

Wäre ich krank, ich wäre an Wagner gesund geworden. So hat er mir meine Gesundheit nur erhalten.

Bleibt doch davon, wenn ihr ihn nicht versteht, wenn für eure schlappen

Gefühlchen seine Leidenschaftlichkeit zu mächtig ist — — schnaubt euch nur entrüstet mit euren schneeweißen Rotzläppchen die idealen Schnüffelnäschen! ——

Überhaupt: Musik, Wagner'sche Musik — — — daß ihr euch immer so krampfhaft an dies unglückselige Wort Musik anklammern müßt! Als ob die Musik die Hauptsache bei den Wagner'schen Schöpfungen wäre! — — — —

Gestern Abend noch hatte ich die unsägliche Dummheit begangen, den „Liederabend" eines sogenannten „Künstlerpaares" anzuhören — (als ob Singen eine „Kunst" wäre, ihr alten Nachbeter!)

Unter zwölf Liedern wurden vier in italienischer, zwei in französischer Sprache gesungen; die übrigen, „deutschen" Lieder waren von Mendelssohn und Chopin in Musik gesetzt. Kläglich — daher der Name „Deutsche Musik".

Könnt ihr denn nicht deutsch sein, ihr Hallunken? — Und ich muß nun dies gezierte, geschraubte, stelzenwandelnde Geplärr, diese italienischen Trillereien, diese französischen Seichtigkeiten, erst aus meinen deutschen Ohren wieder los werden.

Wüßte ich doch hier in der Nähe eine alte Kuh, ich wollte sie so lange in den dürren Schwanz kneifen, bis sie ein recht unharmonisches, dafür aber recht natürliches Gebrüll in meine Ohren stieße, damit nur diese „Kunst" wieder herauskommt.

Und die Lust wandelt mich an, so recht grob und roh und laut, so recht „unkünstlerisch" durch den Wald zu brüllen „hoiho, hoiho!" — —

Und das hat mich erleichtert — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich sage euch, wenn die deutsche Dichtkunst gesund werden und bleiben soll, so schlagt erst die Weiber tot, die daran herumpfuschen; haut den Eschstruth-Jüngerinnen die dürren Strickbeutel um die Ohren, weiß von Bleichsucht, daß sie ohnmächtig alle vierundzwanzig von sich strecken! — — — —

Und dann kommt mir der Nietzsche noch einmal. Er und seine ganze Philosophie sind eigentlich mit einigen Worten erklärt, und diese Worte heißen: Progressive Paralyse der Irren. Es ist fast so, als habe Nietzsche die einzelnen „Symptome" seiner Philosophie aus dem Strümpell'schen Lehrbuch der Nervenkrankheiten abgeschrieben.

Armer, armer kranker Nietzsche, und ihr anderen Armen, die er noch krank macht mit seiner kranken Philosophie! — —

Fort damit; gesund und stark und deutsch wollen wir sein im Leben und im Denken!

Das ist ein rechter Frühlingsgedanke im deutschen Walde! — — —

Wie die Sonnenstrahlen liebewarm die alten gelben Stämme der Fichten umschlingen und Gras und Moos unter den trockenen Nadeln wecken, — o du Blühen und Wachsen und Zeugen und Werden!

Und ich denke wieder lauter frühlingsfreudige Naturgedanken.

Kein Mensch war mir noch begegnet im Walde.

Nun aber hörte ich einen leicht krachenden Tritt, wie wenn ein trockener Fichtenzweig zertreten wird; gedämpft durch das weiche Moos.

Ein Mädchen sah ich zwischen den Fichten stehen, das mich spähend anschaute. Eine mit trockenen Zweigen gefüllte Kiepe stand neben ihr.

Ich kannte dieses junge, blühende Weib.

Es war die Tochter eines Tagelöhners, der früher in Hof und Garten meiner Eltern gearbeitet hatte.

O, dieses Mädchen!

Sollte ich stumm vorüber gehen?

Freude und Bangen ergriffen mich.

Es war mir, als ob mich das Mädchen durch den Blick seiner großen blauen Augen bannte.

Nun wußte ich, was mir noch gefehlt hatte an diesem Tage des frühlingsstarken Werdens, in diesem Treiben und Drängen der erwachenden Natur. Dieses junge, blühende, in reiner Natur wild und unbändig aufgewachsene Mädchen erschien mir wie eine menschliche Verkörperung dieses heißen, quellenden Frühlingstages.

Und in heiligem Entzücken hingen meine Blicke an der schwellenden Naturkraft dieses blühenden Mädchenleibes.

Ich begrüßte das Mädchen.

Ein frischer Geruch von Erde und Wald ging von ihr aus, so rein, so stählend — und in dem Augenblicke haßte ich die „gebildeten" Modepuppen in der Stadt, mit ihren Hütchen und Handschuhen und Sonnenschirmchen und Trippelschühchen, mit ihren weißen Gesichtchen und weißen Händchen, — als das große blonde Mädchen vor mir stand mit den sonnenbraunen Wangen und Armen.

Die heilige Natur trieb mich zu diesem Naturkinde.

Und wir waren fröhlich. Wir plauderten als gute alte Bekannte. Hier und da half ich ihr ein Stück Holz auflesen.

Immer mehr wirkte der überwältigende Naturzauber des Mädchens auf mich.

Und ich fühlte, daß auch in diesem Naturkinde der Frühlingszauber trieb und blühte.

Beim Holzsammeln waren wir in eine kleine Schlucht gekommen, wo graue Felsen einen lauschigen Moosplatz umschlossen.

Eine traumhafte Seligkeit ergriff mich, und wie ermüdet streckte ich mich nieder auf das schwellende Moos. Über mir, zwischen den Spitzen der leise schwankenden Fichten hindurch, sah ich den blauen Frühlings-

himmel. Und um mich flutete so warm, so duftig und warm die selige Waldluft.

Diesen einen Tag wollte ich durchleben, ganz Natur, furchtlose Natur; nur ihr wollte ich folgen, alles thun, was sie heischte, sie, unsere heilige Mutter.

Und so wollte ich einen Tag glücklich sein, ganz frei im Glück, und glücklich in der Freiheit. Wenn auch nur im Vorübergehen.

Und plötzlich stand das Mädchen neben mir und sah mich an mit leuchtenden Blauaugen.

Und meine starke Sehnsucht irrte heiß zu diesem kraftvollen, herrlichen Geschöpfe vor mir.

Mit meinen Blicken zog ich sie nieder auf das grüne Moos, und wir sahen uns in die blauen Augen. Wir beide fühlten, daß die Natur in uns herrschte und forderte, und wir beide wollten glücklich sein.

Worte brauchten wir nicht.

Wir hatten den Mut, natürlich und glücklich zu sein.

Eine heilige Kraft war über uns gekommen.

Lange lag das blühende Mädchen in meinen Armen.

Und wir waren so glücklich, so glücklich; so stark und rein und heilig.

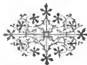
— — — — — — — — — — — — — —

Und dann — zurück in die Stadt, in Last und Lärm, in Dunst und Enge.

Aber ich bin geweiht, geheiligt durch den herrlichen Tag meiner Frühlingsfeier.

O du Glück, du Sonnenglück!

Warum nur Glück im Vorübergehen? — —



Eigenes Blut.

Eine psychologische Skizze von Max Neal.

(Würzburg.)

> Alle Dinge geschehen aus Notwendigkeit; es giebt in der Natur kein Gutes und kein Schlimmes.
> Spinoza.

Ein prächtiger Maimorgen war angebrochen.

Die Sonne flutete über die Häuser hin und flammte und zuckte wie ein Feuermeer auf den vom Nachtreif noch feuchten Dächern und Firsten.

An den Spitzen der Bäume und Sträucher in den städtischen Anlagen hatte die andauernde, warme Frühlingsluft bereits den ersten Anflug von Grün hervorgezaubert, und die ganze Atmosphäre war an diesen Plätzen mit einem modrigen, filzigen Erdgeruch durchschwängert.

In den Straßen der Vorstadt war es noch still und leer, nur einzelne Lastfuhrwerke bewegten sich knarrend und knirschend der inneren Stadt zu.

Drüben in einem kleinen Garten grub ein Alter die Beete um; von Zeit zu Zeit fuhr er sich mit dem Ärmel über die schweißige Stirn und schob mit dem Daumen die grün gestickten Hosenträger wieder zurecht. Jedesmal wenn er mit dem Spaten auf einen großen Stein stieß, hob er ihn auf und warf ihn über den Zaun auf des Nachbars Grund.

Gegenüber hing auf einer niederen Dachaltane eine kleine, hagere Person Wäsche auf, und so oft sie sich streckte, um ein Stück an den gespannten Strick zu klammern, wurden die nackten Füße bis zu den Waden sichtbar.

Auf dem sandigen Hof stritten sich lärmend einige Spatzen um eine alte Brodrinde, während in bestimmten Zwischenräumen das heißere Bellen eines Hundes aus dem anstoßenden Neubau herübertönte.

Den Platz vor der Auerkirche durchquerend, deren spitzaufstrebender Turm mit dem vergoldeten Kreuze im breiten Morgenlichte glänzte, schritt jetzt ein junger Mann die Straße herauf.

Sein Blick schweifte unruhig über die kleinen Häuser und Herbergen hin, indem er nur zögernd seinen Weg fortsetzte, dann wieder stehen blieb, und wie suchend umherschaute.

Er war von großem, kräftigem Körperbau, zu dem sein eingefallenes von Sommerflecken bedecktes Gesicht und seine tiefumränderten Augen nur schlecht paßten. Das dunkelbraune, dünne Haar hatte er auf beiden Seiten in die Schläfen hereingekämmt, was ihm ein freches Aussehen

verlieh, das durch die enge, karrierte Hose, die graue, schmierige Joppe und den schief aufs Ohr gerückten Hut noch erhöht wurde.

Der junge Mann machte nun plötzlich vor einem niederen Haus Halt, das etwas abseits von der Straße stand, und ein fast unmerkliches Lächeln glitt um seinen Mund, als er auf dem neben der Thüre angebrachten schwarzen Schild mit weißen Buchstaben geschrieben las:

Alois Bordenhammer
Tapezierer.

„Da wär' ich denn am Ziel," murmelte er, drückte seinen Hut fester auf den Kopf und zog die Weste glatt.

Dann öffnete er das Gitterthor und schritt auf das Haus zu.

Unter dem schwarzen Schild war ein Zettel angeklebt, der unsichere, schlechte Schriftzüge zeigte:

— Ein einfaches Zimmer ist an einen soliten Herrn zu vermieden. —

Wiederum verzerrte sich das Gesicht des jungen Mannes zu einem Grinsen.

„Um so besser," dachte er, „jetzt hab' ich doch einen Grund hinaufzugehen." Entschlossen stieg er die schmale, steile Treppe empor.

Als er jetzt das Zimmer betrat, blieb er verlegen an der Thüre stehen.

Dasselbe war mittelgroß und mit grünlich-blauer Farbe getüncht. Durch die beiden Fenster fiel die Sonne herein und bildete zwei zitternde, helle Flecken auf den weißgewaschenen Dielen.

Die Einrichtung bestand nur aus den notwendigsten Gegenständen, welche jedoch alle wie neu aussahen, — gerade als ob sie eben erst aus dem Laden kämen.

An den Wänden hingen Ölfarbendruckbilder sehr fraglicher Natur, — auf der einen Seite zwei lustige Jagdbilder, auf der anderen eine Maria von Lourdes, mit einem süßlichen, faden Gesicht.

In der einen Ecke des Zimmers befand sich ein kleiner Herdofen und vor demselben hantierte eine junge Frau, deren Kleidung sich einzig aus einem braungeblumten Unterrock und einem blau und rotgestreiften Nachtspenser zusammensetzte.

Sie mochte etwa fünfundzwanzig Jahre zählen; ihre Figur war schmächtig, ohne der abgerundeten Formen zu entbehren. Die Gesichtszüge hatten eine seltene Gleichmäßigkeit, die nur der etwas breite Mund mit den aufgeworfenen, sinnlichen Lippen etwas störte. Ihre blauen, lebhaften Augen blickten unstät, mit einer gewissen Scheu, und an den Schläfen und Mundwinkeln waren bereits feine Fältchen sichtbar.

Bei dem Geräusch, welches das Öffnen der Thüre verursacht hatte, drehte sie sich um und schaute den Eingetretenen scharf an; dann beruhigte sie den kleinen gelben Hund, der wütend unter dem Tisch hervor keifte.

„Ist der Herr Bordenhammer net zu Haus?“ frug der an der Thüre, und ein leises Zittern verzog seine Gesichtsmuskeln.

„Mein Mann ist auf der Arbeit,“ entgegnete stotternd die Frau, ohne von dem sonderbaren Besuch den Blick abzuwenden, „kann ich vielleicht .....“

Sie sprach den Satz nicht zu Ende; eine plötzliche Röte überzog ihr Gesicht.

„Jesus Maria!“ schrie sie, „Du, Schorsch, ... was willst Du da?“ .....

Sie streckte wie abwehrend die Hände vor.

„Hast wohl keine rechte Freud', Theres, daß ich wieder da bin! Kann mir's denken,“ gab der so Angeredete vorwurfsvoll zurück.

Beide schwiegen, nach Worten suchend, einige Zeit ..... Diese Stille war unerträglich ....

„Als ich gestern an'kommen bin,“ begann Georg wieder, indem er seinen Hut nervös in den Händen drehte, „war mein erster Gang zu Dir..... Da hab' ich denn erfahren, daß Du erst g'heiratet hast, ... vor acht Tag'?“ ....

„Drum frag' ich Dich eben, was Du bei mir z'suchen hast?“ stieß Therese mühsam zwischen den Zähnen hervor.

Der junge Mann schien die Frage überhört zu haben.

„Ich hab's net glaubt, daß Du mich so schnell vergessen kannst, und da wollt' ich mich überzeugen,“ sagte Georg langsamer und auf seinem Antlitz zeigte sich wieder jener hämische, grinsende Ausdruck.

„Red' net weiter!“ rief Therese entrüstet, „wer ist denn vor einem Jahr fort, ohne pfüt Gott z'sagen, ... wer hat denn während der ganzen Zeit nix hören lassen von sich, ... ich werd' Dich net erst d'ran erinnern müssen!“ ....

„Und da hast Du Dich schnell getröstet, und einen anderen g'nommen,“ setzte Georg spöttisch hinzu, „daß ich aber fort bin, um was zu verdienen und Dich zu meinem Weib machen z'können, das ist Dir net eing'fallen!“ ....

Wieder stockte das Gespräch. Die Frau überkam ein dumpfes Gefühl. Wie die Bilder einer Zauberlaterne auf der weißen Leinwand zogen die Vorgänge der letzten Woche an ihr vorüber, ... deutlich, scharf, aber doch unfaßbar, ... traumhaft. Sie sah Bordenhammer vor sich stehen, den sie durch seine Schwester kennen gelernt hatte, ... wie er ihr ernst und errötend das Geständnis seiner Liebe machte, und er sie bestimmt und entschlossen frug, ob sie mit ihm als seine Frau durch das Leben gehen wolle. Ohne sich zu besinnen, hatte sie damals zugesagt; es wäre auch ein Unrecht gewesen, eine sichere, schöne Zukunft für etwas Unbestimmtes wegzuwerfen; denn wer gab ihr die Gewißheit, daß Georg nicht wie tausende andere handeln würde.

Bald darauf hatte die Hochzeit stattgefunden . . . . . Sie erinnerte sich genau, daß sie am Altar einen Moment der Gedanke durchzuckte, als sei der, mit dem sie den Ring gewechselt habe, Georg, ... dann aber habe die Wirklichkeit den dummen Einfall verdrängt, und sie hielt sich, nachdem sie einige Gläser Wein getrunken hatte, doch für recht glücklich.

Jetzt freilich, da ihr Georg gegenüberstand, kam es ihr sonderbar vor, daß sie sich während der acht Tage ihrer Verheiratung noch nie darüber Rechenschaft gegeben habe, ob sie ihren Mann auch liebe. Sie führte ihm das Hauswesen, ... legte sich mit ihm zu Bett, ... aber nur im Gefühl ihrer ehelichen Pflichten, ... es war eine Art Dankbarkeit, . . . es zog sie mit einem gewissen tierischen Instinkt zu dem, welcher für ihr Fortkommen und Wohlbefinden sorgte . . . . .

Diese Idee beschäftigte sie nun ausschließlich, und als hätte Georg ihre Gedanken erraten, frug er sie leise, mit vibrierender Stimme:

„Sag' mir nur das Eine, Theres, ... hast Du ihn wirklich gern, ... so gern, wie Du mich g'habt hast, ... denn wenn's so ist, ... nachher hab' ich nir mehr z'suchen auf der Welt, ... und ich werd' Dir net länger im Weg sein!"

Die Frau war verwirrt, sie wußte nicht gleich, was sie antworten sollte.

Sie wäre ihm am liebsten an den Hals geflogen, . . . doch eine unbestimmte Furcht, ... die Scheu vor dem Schwur, den sie am Altar geleistet, hielt sie zurück.

„Mag's sein, wie's will, Schorsch . . . . mit uns zwei muß es aus sein!" entgegnete sie gefaßt, „ich acht' und schätz' meinen Mann, ... das ist die Hauptsache in der Ehe, ... so hat der Pfarrer g'sagt, ... und vor Gott und den Menschen bin ich seine Frau!" . . . . .

„Aber Du liebst ihn net!" rief der junge Mann bebend und ergriff Therese's Hand, „Du liebst ihn net, ... weil Du mich noch gern hast, ... das hat der Pfarrer übersehen! . . . . . Dein Leib hast verkaufen können, aber Dein Herz g'hört noch mir! Leugne's, wenn Du kannst!" . . . . .

„Schorsch, willst uns alle unglücklich machen," bat die Frau, „sei doch vernünftig!" . . . .

Der Hund, welcher bisher langgestreckt in der Sonne gelegen hatte, richtete sich auf und fing zu knurren an.

„Leugne's, daß Du mich noch leiden kannst, ... leugne's, dann geh' ich . . . . auf der Stelle geh' ich!" . . . . schrie Georg und seine Augen glühten.

Die Frau schlug die beiden Hände vor das Gesicht und brach in ein wüstes Heulen aus.

Aber es schien, als ob das Weinen den jungen Mann noch mehr erregte.

„Sind wir zwei net schon Mann und Frau g'wesen," eiferte er, indes seine Hautfarbe in das Grünliche spielte, „bevor der Pfarrer sein Spruch g'macht hat? . . . . Oder weißt vielleicht nimmer, wie wir . . . . . ."

Er konnte nicht weiterreden, ein heftiger Husten unterbrach ihn.

Dann wischte er sich das Wasser aus den Augen und spuckte aus.

Therese hatte äußerlich ihre Ruhe wieder gewonnen, aber innerlich tobte der Kampf noch fort; sie war auf einen Stuhl gesunken, ... die Unterlippen eingekniffen, starrte sie auf den Boden, und ihr Busen hob und senkte sich unter der dünnen Nachtjacke.

In Georg hatten diese Erinnerungen die alte Lüsternheit erweckt.

Er sah das jugendfrische, heißatmige Mädchen von ehemals vor sich, das sich in leidenschaftlicher Liebe ihm ganz hingegeben hatte.

In seinen Ohren begann es zu sausen. Er näherte sich der Frau und legte seinen Arm um sie.

„Theres!" sagte er und seinen ganzen Körper schüttelte es wie im Fieber, „die Vergangenheit giebt mir das erste Recht an Dich, auf das ich nie und nimmer verzicht', weil ich Dich noch g'rad so lieb hab', wie z'erst auch!" . . . . .

„Vergessen hab' ich Dich nie g'habt!" flüsterte sie, „aber jetzt ist's zu spät, ... es darf nimmer sein . . . es darf net!" . . . . .

Georg drückte sie fester an sich, um sie zu küssen. Therese aber wich sich sträubend mit dem Kopfe aus, wodurch ihre Nachtjacke aufgerissen wurde und der Kuß des jungen Mannes auf dem sichtbar gewordenen Busen brannte.

Frau Bordenhammer sprang mit einem Schrei auf und suchte sich los zu ringen.

Georg, durch jene Berührung jeder Überlegung beraubt, umschlang sie nur noch stürmischer. . . . . Schwer keuchte sein Atem und die Augen nahmen einen trüben verschwommenen Glanz an. . . . . .

Muck, im Glauben seine Herrin schützen zu müssen, stürzte sich auf den jungen Mann und zerrte bellend an dessen Hosen.

„Laß mich los!" stöhnte die Frau, „wenn wer kommen thät', ich müßt mich z' Tod schämen; sei g'scheit, Schorsch!" . . . . .

Dieser fühlte deutlich die Zähne des Hundes durch die Kleider.

Mit einem Fluch gab er Therese frei und versetzte Muck einen Fußtritt, daß jener sich winselnd in eine Ecke verkroch.

„Es ist wahr," sagte er dann und trocknete sich mit seinem großen, roten Taschentuch die Schweißtropfen vom Gesicht, „wir sind da net sicher! . . . . Aber ich hoff', daß wir uns noch öfters sprechen werden, denn von Dir laß ich net und müßt' alles drunter und d'rüber gehen!" . . . .

Er hob seinen Hut vom Boden auf und wandte sich der Thüre zu.

„Schorsch," flehte Therese mit aufgehobenen Händen, „hast denn gar kein Erbarmen mit mir! Willst Dich und uns verderben, ... ändern kannst Du's ja doch nimmer!" . . . . .

Georg machte eine unwillige Bewegung und zugleich überflog seine Züge das gewohnheitsmäßige Grinsen.

„Wenn Du für mich noch einen kleinen Funken Lieb' hast, nachher weißt Du, was Du thun mußt!" entgegnete er mit eigentümlicher Betonung, und sich rasch umkehrend, stürmte er zur Thür hinaus. . . . .

Therese atmete auf, als sie allein war.

Sie knüpfte die Nachtjacke zu und strich das verwirrte Haar aus der Stirne.

Dann trat sie an das offene Fenster.

Auf der vor ihr liegenden Dachaltane flatterte lustig die Wäsche hin und her, und d'rüben in dem schmalen Garten steckte der Spaten mitten in der aufgewühlten Erde. Der Alte zog eben seinen Rock an, schob eine Prise Tabak in die Nase und trottete dann in das Haus.

Ein leichter Wind trug den Lärm des stärker gewordenen Verkehrs zu ihr herüber.

Therese schaute teilnahmslos auf dieses Treiben. . . . . . . Es hatte sich ihrer eine unbestimmte Angst bemächtigt, ... alles war so überraschend gekommen.

Dieser Mensch, der schon einmal durch seine leidenschaftliche Liebe auf ihr Leben von so großem Einfluß gewesen war, sollte nun zum zweitenmal eine Rolle bei der Gestaltung ihrer Zukunft spielen?

Sie ahnte eine Katastrophe, deren düstere Schatten schon jetzt den Sonnenschein der Gegenwart zu verdunkeln drohten. . . . . . .

Warum war er nicht fortgeblieben, nachdem er sich doch über ein Jahr in der Welt herumgetrieben hatte; weshalb drängte er sich jetzt noch zwischen sie und ihren Mann?

Diese Fragen wirbelten ihr durch den Kopf, und sie hätte nun fast gewünscht, Georg möchte verdorben und gestorben sein auf seinen Reisen, damit sie niemehr etwas von ihm gehört hätte.

Aber konnte sie der Katastrophe nicht entgegentreten, ... sie nicht verhindern?

Therese quälte sich ab, aber sie vermochte keinen Entschluß zu fassen.

Die starke Frühlingsluft, die zum Fenster hereinströmte, wirkte ermüdend auf die Nerven, ... es überkam sie eine angenehme Mattigkeit.

Sie lehnte sich nachlässig gegen das Fensterkreuz und folgte mit den

Augen einigen vorüberfliegenden Tauben, die sich alsbald auf dem Vorsprung eines Hauses niederließen.

Muck wagte sich nun wieder aus seinem Versteck hervor und hüpfte zu Therese auf das Fensterbrett, indem er ihr die Hand zu lecken begann.

Da besann sich die Frau.

Ihrem Mann alles einzugestehen, wäre das Einfachste, überlegte sie, er würde am ehesten im Stande sein, sie vor der Katastrophe zu bewahren. .... Dann fiel ihr aber ein, daß er dadurch von ihrem früheren Verhältnis zu Georg erfahren müßte, ... und das Geständnis, daß sie vor ihm schon mit einem anderen zu thun gehabt habe, würde vielleicht ihr ganzes Eheglück für immer vernichten. Das durfte sie nicht aufs Spiel setzen.

Aber auf irgend eine Weise mußte sie handeln, dessen war sie sich bewußt, ... um keinen Preis wollte sie sich kampflos ergeben. ......

Wieder versank sie in dieses stumpfsinnige Brüten, das es ihr unmöglich machte, klar zu überlegen.

Über den Hof schlich eine große, schwarze Katze, den Schweif lang nach rückwärts ausgestreckt.

Kaum hatte Muck dieselbe bemerkt, als er wie elektrisiert emporsprang und ein zorniges Bellen ausschlug. Die Katze blieb stehen und blickte forschend herauf, dann verschwand sie hinter dem grünangestrichenen Zaun.

Aber der Hund konnte sich nicht gleich wieder beruhigen, ... in ihm war das schlummernde Kraftbewußtsein erwacht und dasselbe äußerte sich in diesem brutalen Vernichtungsdrang.

Und schläft nicht auch im Menschen solch' ein tierisches Kraftbewußtsein, das erst durch gewisse Umstände erweckt wird? .... Leidenschaften, der Egoismus in seiner allgemeinsten Erscheinungsform als Selbsterhaltungstrieb verleihen dem Menschen im entsprechenden Augenblick eine Kraft, die er sich niemals zugetraut hätte und die gleichzeitig mit dem treibenden Motiv endet.

Therese trat jetzt vom Fenster zurück und machte sich an dem kleinen Herd zu schaffen, auf dem das einfache Mittagessen brodelte und kochte.

Vom Turm der Auerkirche erklang das Zwölfuhrläuten.

Während die Frau den Tisch deckte, versuchte sie zu beten.

Aber sie konnte das Vaterunser nicht zusammenhängend hersagen. Ihr Mund leierte zwar einige fromme Phrasen herunter, doch ihre Gedanken waren nicht dabei. Sogleich mußte ihr Mann heimkehren, diese Gewißheit lastete auf ihr mit schwerem Druck. Sie konnte ihrem Mann nicht mehr offen und ehrlich entgegentreten, seit Georg sie umarmt hatte. Aber sie

hatte daran ja keine Schuld, und weshalb sollte sie alles dieser verrückten Wahrheitseselei aufopfern, wenn die Lüge sie und ihn glücklich machte! . . . .

So schwankte sie lange hin und her.

Als jetzt Schritte auf der Treppe ertönten, griff sie unwillkürlich an ihr Herz, das sich zusammenkrampfte. . . . .

Dann aber erwachte das Kraftbewußtsein.

Sie eilte dem hereinkommenden Bordenhammer entgegen und als dieser sie herzhaft küßte, lächelte sie sogar . . . . . Das Weib in ihr hatte gesiegt . . . .

Alois war zweiunddreißig Jahre alt. Seine ungewöhnliche Körpergröße, die ihm bei seinen Kameraden den Spitznamen „Der Wolkensepp" eingetragen hatte, verlieh den Gliedmaßen etwas Schloddriges, und alle seine Bewegungen erweckten den Anschein des Unbeholfenen, Ungelenken. Das volle runde Gesicht umrahmte ein struppiger, ins Rötliche spielender Bart und das blonde Haar war kurz geschoren. Hinter den Lippen zeigte sich, wenn er den Mund öffnete, eine Reihe brauner, angefressener Zähne und seine Stimme klang unausgeglichen, beinahe hart; trotz dieses Mangels an äußeren Vorzügen hatte seine Erscheinung etwas Angenehmes, Sympathisches, weil in ihr ein reichbegabtes inneres Leben zum Ausdruck kam, das auch allen seinen Handlungen den Stempel einer gewissen seelischen Tiefe aufdrückte.

Bordenhammer zog seinen Arbeitskittel aus und setzte sich an den Tisch, auf dem bereits die Suppe dampfte.

Muck nahm gewohnheitsgemäß den dritten freien Stuhl ein und wedelte freudig mit dem Schweif, als ihm sein Herr jetzt über die zottige Schnauze strich.

Therese beobachtete ihren Mann scharf . . . . . In ihr regte sich das schlechte Gewissen.

„„Du scheinst heut' net bei recht guter Laune zu sein?"" frug die junge Frau vorsichtig, „„weil Du so still bist."" . . . . .

„Warum net gar," lachte Alois und reichte Therese über den Tisch hinüber die Hand, „mir fehlt just nix, und wenn nur Du mich gern hast, nachher ist mir alles recht!""

Sie verspürte den leisen Druck seiner feuchten, warmen Hand.

Ein unmerkliches Frösteln überflog ihren Leib.

Alois hatte die Hand zurückgezogen und stellte den Teller mit dem Rest der Suppe vor den Hund hin, der dieselbe gierig ausleckte.

„Weißt Du," fuhr er dann fort, „Glück haben wir heut' schon g'habt; als ich vorhin ins Haus herein bin, hat Einer unser Zimmer g'mietet." . . . .

Therese horchte auf.

„Wie's scheint, ein ordentlicher Mensch, ... hat den Zins gleich für zwei Monat voraus'zahlt. .... Ja, ja, so ein Schreiner hat einen besseren Verdienst wie unsereiner," setzte er mehr für sich hinzu.

„„Das hat sich ja gut 'troffen,"" erwiderte sie, „„wer ist's denn?""

Mit diesen Worten stand sie auf und trat an den Herd.

„Da hat er mir seinen Namen aufg'schrieben, ... Georg Bender!" buchstabierte Alois.

Therese hatte in diesem Augenblick die Empfindung, als ob sie mit eiskaltem Wasser übergossen würde. Es sludderte ihr vor den Augen und ihre Kniee wankten. ..... Die Nennung des Namens hatte ihr mit einem Schlag den schweren Seelenkampf ins Gedächtnis zurückgerufen, den sie vor wenigen Minuten durchkostet hatte, und sie mußte ihre ganze weibliche Verstellungskunst aufbieten, um sich jetzt nicht zu verraten.

Georg machte also seine Drohungen wahr, er wagte es sogar, sich bei ihnen einzumieten, um gleich in der Nähe zu sein, wenn sich Gelegenheit ..... In Therese bäumte sich ein besseres Gefühl gegen die cynische Berechnung ihres ehemaligen Geliebten auf, und doch wußte sie, daß es für sie gleich dem Vogel, über welchen der Geier seine Kreise zieht, kein Entrinnen mehr gab. ..... Die Vergangenheit eines Menschen rächt sich stets an seiner Zukunft! .....

Vordenhammer hatte seine Frau mehr erstaunt als ängstlich betrachtet, dann wollte er ihr beispringen und sie unterstützen.

„„Laß nur, es ist schon wieder vorbei,"" wehrte sie ab, „„das kommt von der schwülen Luft, ... die treibt einem 's Blut in den Kopf!"" ....

Alois gab sich zufrieden. Er gehörte nicht zu jenen Menschen, die gerne lange über etwas nachgrübeln. Bei Frauen waren solche Anfälle nichts Ungewöhnliches.

„„Es war heut' schon einer da,"" warf Therese jetzt so nebenbei hin, und nur der aufmerksame Hörer hätte ein Zittern ihrer Stimme wahrzunehmen vermocht, „„der nach Dir g'fragt hat; wenn das der Mieter ist, dann danke ich!""

Sie staunte selbst, wie sie so sprechen konnte. Sie spielte gewissermaßen mit dem Lichte über dem Pulverfaß, ... ein ungeschickter Griff und die Explosion ist geschehen.

Aber ein unbestimmtes Drängen zwang sie förmlich, davon zu reden, ... es ging ihr wie dem Verbrecher, den es immer wieder an den Ort der That zurücktreibt. ..... Der Wille ist in solchem Falle dem Intellekt überlegen, ... der Mensch hat nicht mehr Macht über sich selbst.

„„Doch wie Du meinst,"" fuhr sie dann fort, gleichsam schwelgend im Bewußtsein ihrer Schuld, „„Du mußt's besser wissen!""

„Nun, da hat's keine Gefahr mit dem, das hab' ich schon g'sehen," antwortete er treuherzig, „richt' nur alles her, ... er zieht heut' noch ein. . . . . . Ändern kann man's später immer noch!"

„„Es hat keine G'fahr mit dem,"" wiederholte sie mechanisch. Sie merkte nicht sogleich die unwillkürliche Zweideutigkeit dieser Worte.

Dann räumte sie laut klappernd das Geschirr vom Tisch.

Muck hatte sich wieder in die Sonne gelegt.

Bordenhammer erhob sich und zündete seine Pfeife an. Er mußte lange ziehen, bis sie brannte; den braunen Saft, der ihm dabei in den Mund gekommen war, spuckte er zum Fenster hinaus.

Als er sich jetzt auf das Sopha hinstreckte, um sein tägliches Mittagsschläfchen zu machen, zog er Therese zu sich nieder.

Die junge Frau schlang mit einem Anflug von Zärtlichkeit die Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Er aber griff tändelnd an ihr herum, ohne daß sie den geringsten Widerstand leistete, ... er war ja dazu im Recht, da er bestimmte Bedingungen erfüllt hatte. . . . . .

„Gelt, Theres," flüsterte er mit egoistischer Gier, „Du hast nur mich lieb . . . . . nur mich allein!" . . . . .

— —

Der Himmel überzog sich mit Wolken, die sich langsam über die Stadt hin von Westen nach Osten schoben. Die Türme der Frauenkirche waren in einen grauen Regendunst gehüllt. Die Spitze des Wolkenzuges stand bereits über der Isar.

Scharen von Möven flogen kreischend dem Ufer entlang, manchmal mit ihren Flügeln die Wasserfläche berührend.

Die Luft war schwül, herzbeengend, und man roch in ihr förmlich den Regen. In den Straßen wirbelte der Wind den Staub empor, oft bis zum zweiten Stockwerk der Häuser.

Die Sommerwägen der Trambahn waren dicht besetzt und es bedurfte der immerwährenden Aufmunterung des Kutschers, um das abgehetzte Pferd im Trab zu halten.

Nun fielen einzelne große Tropfen, die sich auf dem staubigen Fahrdamm zu kleinen Dreckkugeln zusammenballten, indes sie auf dem grauen Trottoir als unzählige, schwarze Tupfen sichtbar wurden; wenige Minuten darnach rauschte ein ausgiebiger Gewitteregen nieder, welcher auf das keimende Leben der Natur erquickend, vollendungsdrängend wirkte, wie ein frischer Trunk auf einen Durstschmachtenden.

Georg hantierte in seinem Zimmer herum, das er seit einer Stunde bezogen hatte.

Er war damit beschäftigt, seinen Koffer auszukramen, während er einen Gassenhauer vor sich hinträllerte.

Draußen klopfte der Regen auf der Dachrinne den Takt dazu.

Jetzt kam ihm ein altes Buch in die Hand, das er einmal, durch den Titel angelockt, auf einem Jahrmarkt erstanden hatte.

Er schlug es auf und las: „Die Philosophie der Ehe.“ . . . . .

Georg mußte lächeln, ... es war jenes mephistophelisch-unheimliche Grinsen, das bei ihm stets der Ausdruck einer inneren Regung ist.

Er blätterte weiter:

„Die Liebe, welche Erscheinungsform sie auch immer annehmen mag, hat ihre Ursache im Geschlechtstrieb.“

Das leuchtete ihm ein. Es war dies gewissermaßen eine Entschuldigung seiner eigenen, fast krankhaften Sinnlichkeit.

Eine andere Stelle schnappte er auf: „Der vielleicht unbewußte, aber einzige Zweck der Liebe ist die Erzeugung eines bestimmten Kindes, also die Erhaltung der Gattung, und eben im Interesse der Gattung und nicht der einzelnen Individuen werden Ehen aus Liebe geschlossen.“

Bender schüttelte den Kopf; der Sinn dieses Satzes war ihm nicht klar geworden. . . . . Er hatte etwas anderes in dem Buche zu finden gehofft, als er es damals kaufte, ... etwas Erotisch-Aufregendes.

„Dummes Zeug,“ dachte er und warf das Buch in den Koffer zurück, „wie man nur solchen Plunder drucken kann!“

Nun durchmaß er mit großen Schritten das Zimmer.

„Warum sie so lange zaudert,“ überlegte er, „ich weiß, daß sie noch kommt, ... sie kann gar nicht anders, ... da kenn' ich sie zu genau . . . . .“

Er blieb stehen und horchte.

Dann lümmelte er sich auf das frisch überzogene Bett und schnellte sich einige Male auf und nieder, als probiere er die Weichheit desselben.

Dabei mußte er wieder an Therese denken.

Seine zügellose Phantasie malte ihm vergangene Bilder in den grellsten Farben, ... so daß er laut aufstöhnte.

Zugleich aber drängte sich ihm die Frage auf, ob er mit seinem brutalen, kein Mittel scheuenden Verlangen, das ihn soweit trieb, das Glück anderer zu zerstören, nicht ein großes Unrecht begehe; er versetzte sich in die Lage Bordenhammers und mußte sich eingestehen, daß er an dessen Stelle rasend würde bei der Gewißheit, ein anderer habe sich an seinem Weibe vergriffen, ... jedoch . . . . .

Es überkam ihn etwas wie Reue . . . . . aber die Vergangenheit ließ ihn nicht los und verscheuchte jeden edleren Vorsatz, ... sie war

sein böser Dämon, ... diese schöne, erinnerungsreiche Vergangenheit! . . .

Georg wälzte sich noch einige Zeit auf dem Bett hin und her, dann sprang er fluchend auf die Füße.

Dieses Warten war geradezu eine Qual. . . . . .

Sollte er sich etwa in Therese getäuscht haben? Doch die Weiber sind in dieser Beziehung alle gleich, ... sie besitzen eine merkwürdige Anhänglichkeit an ihren ersten Geliebten. . . . . . Es mag dies wohl seinen Grund in der nachhaltigen Wirkung haben, welche die Aufregungen der ersten Hingebung auf das jugendliche, unerfahrene Gemüt übt.

Mißmutig steckte Bender den Kopf zum Fenster hinaus, aber der Frühlingsregen, der seine Haare feuchtete, vermochte die innere Glut dieses leidenschaftlichen Charakters nicht zu dämpfen.

Jetzt fühlte er deutlich am Luftzug, daß die Zimmerthüre geöffnet wurde . . . . . Als er sich umdrehte, stand Therese vor ihm. . . . . .

Sie war bleich und die verschleierten Augen suchten ängstlich nach einem Ruhepunkt.

Ein triumphierender Zug überschattete Georgs Gesicht, ... dann hielt er ihr die Hand hin und sagte etwas unsicher:

„Es freut mich, daß Du mich heut' früh verstanden hast, ... ich hab' schon g'wartet auf Dich!" . . . . .

Therese wollte ihm antworten, daß sie nur gekommen sei, um ihn zu bitten, ... selbst auf den Knieen zu bitten, er möchte wieder ausziehen und durch seine Gegenwart sie nicht in Versuchung führen, ... aber sie brachte keinen Laut heraus, ... es war, als ob sie keine Luft mehr bekäme.

Der Sinn der Gattung, dieser feine Kunstkniff der Natur, begann auch in ihr rege zu werden beim Anblick des Mannes, den sie einstmals mit dem lohenden Feuer unüberlegten Jugendenthusiasmus und der bizarren Feinfühligkeit des erwachten Weibes liebte.

Georg hatte schon damals eine unbegreifliche Gewalt über ihre Person, so daß sie ihm in nichts zu widerstehen vermochte, ... und dieser geheimnisvolle Bann schien sie nun wieder gefangen zu nehmen.

Jetzt spürte sie seinen heißen, nach Tabak riechenden Atem an ihrer Wange.

„Theres," raunte Bender der jungen Frau zu, „ich habe viel mit Dir z' reden, ... komm, setz Dich zu mir!"

Er wollte sie zu einem der beiden Holzstühle führen, doch beide waren mit Kleidern und Wäsche belegt, die er eben ausgepackt hatte; . . . . . so ließ sie sich denn auf den Bettrand nieder.

Therese würde sich gerne dagegen gesträubt haben, aber sie war wie gelähmt.

Und Georg sprach ihr von der Zeit ihres ersten Zusammenlebens, ... er wiederholte alle jene intimen Kleinigkeiten, aus denen sich das Glück zweier Liebenden zusammensetzt, ... er wußte so geschickt verblichene Erinnerungen aufzufrischen, daß ihm Therese in die Vergangenheit folgen mußte, ... und dadurch war sie verloren ..... unrettbar verloren! ...

Der junge Mann rückte näher, ... er küßte sie, ... küßte sie immer wilder, ... dann sanken beide in die weichen zerknüllten Kissen zurück. .....

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vom Turme der Auerkirche schlug es sechs Uhr, als Therese Benders Zimmer verließ und das ihre betrat.

Sie sah müde aus, ... unter den Augen lagen tiefe Schatten.

Muck war ihr freudig entgegengesprungen, dann schnobberte er lange an ihr herum, ... aber sie hatte kein Wort für den Hund.

In ihrem Innern war eine unbeschreibliche Leere, eine skeptische Gefühllosigkeit entstanden, die ihr alles gleichgiltig machte. ..... Wäre in diesem Augenblick das Haus zusammengebrochen, sie hätte gar nicht versucht, sich zu retten.

Während sie ihr zerraustes Haar in Ordnung brachte und den zerknitterten Rock glättete, hörte sie Georg pfeifend die Stiege hinuntergehen. ....

Sie ärgerte sich nicht im mindesten, daß er auf so brutal-beleidigende Weise des gehabten Genusses sich freuen könne. .....

Als später Alois heimkam, war er besonders liebenswürdig mit Therese, ... er hatte nachmittags etwas viel Bier getrunken.

Die junge Frau nahm sein süßholzraspelndes Schmachten und seine dummen Späße ruhig entgegen, ... was lag ihr daran, ... wurde ihr doch vor wenigen Stunden das nämliche gesagt!

Da ihr Alois jetzt nicht mißzuverstehende Zeichen machte, stand sie auf und schritt mit dem Licht voran in die Schlafkammer, ... Vordenhammer aber folgte ihr, ... glücklich in dem Gedanken, dieses Weib zu besitzen .....

Welch' niederträchtigen Optimismus das Bewußtsein des menschlichen Glückes in sich schließt, ... es besteht einzig im Nichtwissen, ... in der Lüge!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Viele Monate dahin.

Es war Winter geworden.

Fußdick lag der Schnee auf den Dächern und den kahlen, übereisten Ästen der Bäume, die unter der schweren Last ächzten und krachten.

Ein scharfer, kalter Wind blies um die Ecken, und Menschen und Tiere waren förmlich in ihrem zu Dampf verdichteten Atem eingehüllt.

An den Fenstern hatten sich glitzernde Krystalle gebildet, welche die Scheiben immer mehr überzogen und nur ein kleines Stück des blei-granen Himmels hereinblicken ließen.

Von der Straße herauf klang das monotone Geläute der Trambahnpferde.

Therese saß in der Nähe des Ofens, neben sich in einem Korbwagen ein zartes, blasses Kind.

Ihr Blick ruht auf dem kleinen Wesen, das sie mit seinen matten Augen fragend anschaute, ... als wollte es seine Mutter ob der schweren Schuld anklagen, der es seine Existenz verdankte. . . . . .

Therese graute es.

Das Verhältnis mit Bender hatte bis zu den letzten Monaten gedauert, dann war er ihrer überdrüssig geworden.

Seine überschwängliche Sinnlichkeit fand bei der sich mutterfühlenden reizbaren Frau keine Befriedigung mehr.

Auch Therese empfand einen nicht zu bewältigenden Ekel, ... sie fing an sowohl Georg als ihren Mann zu hassen, ... und dieses Gefühl nahm in dem Maße zu, als ihre Entbindung herannahte.

Alois, der seine Frau seit der Geburt des Knaben geradezu vergötterte, hatte sich anfangs an Bender angeschlossen. Doch die beiden lernten sich nie so recht verstehen, und es gab immerwährend Reibereien und Differenzen, die nur durch die Gutmütigkeit Bordenhammers wieder beigelegt wurden.

Seit aber Georg sich im Wirtshaus die frivole Bemerkung erlaubt hatte, kein Mann könne wissen, ob er auch wirklich der Vater seines Kindes sei, war es zwischen beiden aus.

Der Unschuldsmensch Alois war durch diesen Cynismus empört und er zeigte seine Abschen vor einer solchen Denkungsweise dadurch, daß er seinen Zimmerherrn weder grüßte, wenn er ihn zufällig auf der Stiege traf, noch ein Wort mehr mit ihm sprach als unbedingt nötig war.

Bender beantwortete diese Nichtbeachtung, dieses Für-Luft-halten seiner Person regelmäßig mit einem beleidigenden Lächeln oder er sang auf seinem Zimmer anzügliche Lieder, deren Inhalt sich stets auf den Hahnrei zuspitzte.

Aber durch das Auf-sich-selbst-angewiesen-sein geriet er bald in seine frühere Lebensweise. . . . . . Er verlegte sich aufs Spielen, trieb sich ganze Nächte mit liederlichen Frauenzimmern herum und sein Arbeitslohn war eher zu Ende als die Woche.

Zum größten Unglück kam er eines Tages mit seinem Meister in Streit und wurde infolgedessen sofort entlassen.

Nun schlug Georg sich mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln durch die Welt. . . . . .

Therese litt unter diesen Verhältnissen entsetzlich. Bender forderte bei jeder Gelegenheit von ihr brutal Geld, und was sie sich vom Mund absparen konnte, steckte sie ihm heimlich zu; . . . . . auf der anderen Seite mußte sie das Geschimpf ihres Mannes auf Georg anhören, ... dazu die Schmerzen und die drückende Furcht vor der nahen Entbindung! . . . . .

Es war eine harte, sorgenvolle Zeit für die junge Frau und mehr als einmal stand sie auf dem Punkte, in der kalten Isar diesem quälenden Dasein ein schnelles Ende zu machen.

Als das Kind geboren war, wurde sie zwar ruhiger, aber das instinktive Bewußtsein, daß die Katastrophe doch noch über sie kommen werde, ... daß irgend etwas sich noch ereignen müsse, verließ sie keinen Augenblick, ... die Geister der Vergangenheit waren nicht mehr zu bannen, ... sie streckten ihre langen, dürren Arme nach ihr aus, schlugen die spitzigen Krallen in ihr Herz und rissen es ihr aus dem Leibe, ... das zuckende, warme Herz, ... und sie fühlte an der Stelle, wo es sonst pochte, eine brennende Wunde, ... durchtränkt mit dem Gift der Sünde, das langsam ihren seelischen Organismus zerstörte . . . . .

Therese sprang entsetzt vom Stuhle auf.

Eine seltsame Beklommenheit hielt sie umfangen, ... dieses Grübeln brachte sie noch zum Wahnsinn. . . . . .

Sie hatte gar nichts bemerkt, daß es bereits Nacht geworden war.

Während sie die Lampe anzündete, fing das Kind zu weinen an.

Die junge Frau suchte es zu beruhigen, aber das Geschrei artete zu einem Anfall aus. Das Gesicht des kleinen Kranken wurde blau und verzerrte sich unter gräßlichen Zuckungen, ... dann trat Schaum aus dem Munde. Von den nach aufwärts gedrehten Augen war fast nur mehr das Weiße sichtbar; und die Arme und Füße verbogen sich krampfhaft. . . . . .

Therese besprengte die Brust und das Gesicht des Knaben mit kaltem Wasser, und als er sich erholt hatte, gab sie ihm die Medizin, die der Arzt verschrieben. . . . . . Sie that dies alles mechanisch, ... gewohnheitsmäßig, ohne ein Zeichen von Angst. . . . . .

Unterdessen war Alois in das Zimmer getreten.

Er reichte Therese die Hand, dann beugte er sich über das Bett seines Kindes, das bereits wieder eingeschlafen war.

„Wie geht's ihm?“ frug er besorgt, „ich hab' den ganzen Tag an den armen Wurm denkt!“ . . . . .

„„Ruh' ist die Hauptsache, hat der Doktor g'sagt,““ erwiderte die junge Frau, „„nur recht viel Ruh', ... sonst macht er's nicht durch!“ . . . .

Beide hatten sich an den Tisch gesetzt.

Bordenhammer sah sinnend vor sich hin.

„Wenn mir das Kind sterbet," hub er nach einer Pause an, „ich wüßt' net, was ich anfangen würde! Wie's nur unser Herrgott so leiden lassen kann . . . . . es ist g'rad, als müßt es schon jetzt die Schuld büßen, daß es auf die Welt gekommen ist!" . . . . .

Therese nickte mit dem Kopf. Sie erinnerte sich plötzlich, einmal gehört zu haben, daß Kinder die Schuld ihrer Eltern büßen müßten. . . . . .

Dann sprach sie: „„Es ist gut, wenn er schlaft, ... das richtet ihn doch wieder ein wenig zusammen."" . . . . .

Muck wollte seine werte Person durch leises Winseln geziemendst in Erinnerung bringen, doch Alois drohte ihm so entschieden, daß er schleunigst unter dem Tisch verschwand.

Nichts rührte sich in dem angenehm durchwärmten Raum; man vernahm nur das schwere Atmen des Kleinen.

Da schritt jemand, mit lauter Stimme vor sich hinbrüllend, die Stiege herauf, ... dann wurde eine Thür heftig zugeschlagen.

Beuder war betrunken heimgekommen.

Das Kind fuhr bei dem Lärm erschrocken zusammen und ein schmerzliches Aufzucken ging über das müde, abgemagerte Antlitz desselben.

„Der Lump," stieß Alois zornig hervor, „wie er in seinem Rausch umhaust, als ob er allein auf der Welt wär', und wir net ein krankes Kind da liegen hätten!" . . . . .

Therese wollte ihren Mann beschwichtigen, aber als jetzt drüben ein Stuhl polternd umfiel und einige derbe Flüche laut wurden, eilte Alois wütend an die Thür, dieselbe weit aufreißend.

„Können Sie sich net wie ein ordentlicher Mensch aufführen," rief er, und der nur mühsam verhaltene Groll kam zum Ausbruch, „es ist rücksichtslos von Ihnen, wo Sie wissen wie schlecht mein Kind dran ist!" . . . . .

Georg stand in der Mitte des Zimmers, sich an eine Ecke des Tisches klammernd. Den Hut hatte er tief in die Stirne gedrückt und der eine Stiefel, den auszuziehen er eben im Begriff war, hing noch halb an seinem Fuß.

Mit stieren Augen blickte er auf den Sprecher.

„„Was geht denn mich der Bankert an,"" lallte dann der Betrunkene, „„das ist mein Zimmer . . . . . und da bin . . . . . ich Herr! . . . . . Verstehen Sie mich! . . . . . Sie . . . . . Sie!""

„Und ich duld' in meiner Wohnung keinen solchen Lärm," gab Bordenhammer zurück, „. . . . . und ein Bankert ist deswegen mein Kind noch net, ... Sie b'soffner . . . . .!"

Bender versuchte einige Schritte vorwärts zu machen, aber er taumelte gegen die Wand, an der er sich festhielt.

Alois stieg ein scharfer Geruch von Schnaps und Tabak in die Nase.

Mit den Armen in der Luft herumfuchtelnd, zischelte Georg jetzt in heiserem Tone: „„Bilden Sie sich fein nicht z'viel ein auf . . . . . das Kind, ... sonst red' ich auch . . . . . ein Wort, ... das Ihnen net angenehm ist!““ . . . . .

Vordenhammer stutzte, dann von einem furchtbaren Gedanken erfaßt, schrie er: „Was wollen Sie damit sagen! . . . . . Nur 'raus damit!“

Therese, die den ganzen Vorgang beobachtet hatte, erhob sich leichenblaß . . . . . die Stunde der Katastrophe war gekommen, ... wie sie es längst vorausgesehen hatte.

Alois packte den Betrunkenen bei der Brust.

„Soll ich am End' net wissen, ob ich der Vater von meinem Kind bin, elendiger Schuft!“ . . . . .

Bender, durch diesen Angriff in Wut versetzt, riß sich mit aller Kraft los.

„„Das weißt auch net!““ brüllte er, „„denn ich . . . . . bin g'rad so gut . . . . . der Vater, ... wie Du!! . . . . . Theres hat . . . . . mir schon früher . . . . . g'hört als Dir!““ . . . . .

Vordenhammer wurde plötzlich von einem Schwindel ergriffen: aber er raffte sich empor und langte mit zitternder Hand nach einem Stuhl.

„Das ist eine Lüg',“ raste er, „eine infame Lüg', ... dafür schlag' ich Dir den Schädel ein!“

Er holte mit dem Stuhl aus, um ihn auf Georg zu schleudern, dessen Magen sich eben des allzureichlich Genossenen entledigte, als sich die herbeigeeilte Frau schnell gefaßt in Vordenhammers Arm warf und so die That verhinderte.

Bender lachte schrill, indem er mit der Hand über den Mund wischte.

„„Frag' nur sie selber,““ gurgelte er, „„wenn Du's net glaubst, ... wir zwei haben . . . . . uns . . . . . schon gern . . . . . g'habt, ... vor sie . . . . . von Dir . . . . . noch was . . . . . g'wußt hat, ... also . . . . . mein Recht . . . . . ist älter . . . . . und . . . . .““

Ein neuer Erguß seines Magens machte der Rede ein Ende. . . . . .

Alois schnappte nach Luft . . . . . es wurde ihm so eng im Hals.

Therese brach in heftiges Schluchzen aus.

„Ich hab' net anders können, ... die Vergangenheit . . . . . Alois, Alois schau' net so gräßlich! . . . . . Jesses Maria und Joseph!“ . . . . .

Sie bedeckte schaudernd ihr Gesicht mit der Schürze.

Vordenhammers Augen waren weit aus den Höhlen getreten, ... ein konvulsivisches Zittern hatte seinen ganzen Körper überfallen; . . . . .

dann stürzte er sich auf das Bett des Kindes, riß es heraus und warf es Therese vor die Füße. . . . . .

Dumpf fiel der kleine Körper auf die harten Dielen.

„Da nimm's wieder!" . . . . . gröhlte er, „ich will's nimmer sehen, ... das ist net mein Fleisch und Blut! . . . . . Du hast mich um mein eig'nes Blut betrogen!" . . . . .

Aus Nase und Mund des röchelnden Kindes traten jetzt langsam rote Tropfen und befleckten die Hand der jungen Frau. . . . . .

Als Alois erkannte, was er gethan hatte, drückte er laut aufstöhnend die Hände an die Schläfen, dann stürzte er wie wahnsinnig aus dem Zimmer.

Georg aber lag, vom Alkohol überwältigt, langgestreckt, laut schnarchend am Boden.

— —

Einige Wegarbeiter entdeckten am nächsten Morgen die schneebedeckte Leiche Bordenhammers in den Isaranlagen unter einem dichten Gesträuch. . . . .

— —

Im großen Sitzungssaal des Landgerichtes wurde in den ersten Tagen des März unter Ausschluß der Öffentlichkeit ein verdächtig aussehender Mann und ein verkommenes Weib, das die Zeichen der Schande und Liederlichkeit im Gesicht trug, wegen fortgesetzten Konkubinats verhandelt und verurteilt. . . . . .

Bei Ablieferung in das Gefängnis vermerkte der Direktor in den Listen: Zelle 26: Georg Bender, ... Zelle 48: Therese Bordenhammer . . . . .



Die Wahrheit über den 18. August 1870.

Eine Studie von Karl Bleibtreu.

(Schweiz.)

Militärs im Dienst sollten sich nur ausnahmsweise mit Kriegsschriftstellerei beschäftigen, da in beteiligten Kreisen eine nervöse Reizbarkeit herrscht, welche ein unbedachtes Wort schwer verzeiht. Aber auch Offiziere außer Dienst laufen stets Gefahr, ihre Feder mäßigen zu sollen, da ein unliebsames Wahrheitsprechen oft teuer zu stehen kommt. Hat doch Moltke selbst geäußert, man dürfe gewisse „Prestigen" nicht zerstören.

Zu den rücksichtslosesten Wahrheitsuchern unsrer modernsten Kriegswissenschaft gehört der Hauptmann a. D. Hoenig, bekannt als Autor bahnbrechender Studien über Reitertaktik und eines umfangreichen Werkes über Cromwells Feldherrnschaft, welchem wohl niemand seine Anerkennung versagen konnte. Neuerdings nun tritt der auch als Herausgeber der „Heereszeitung" einflußreiche Mann mit einer Studie auf den Plan: „24 Stunden Moltke'scher Strategie", worin er die Vorgänge des 18. August 1870 beleuchtet. (Berlin, Luckhardt, mit 2 Karten.) Von den 247 Seiten des Buches sind nur 78 Seiten allgemeineren — strategischen — Fragen gewidmet, während zwei Drittel des Gesamtumfangs eine bis ins Einzelne gehende Schilderung jener verwickelten taktischen Begebenheiten enthalten, die man als Schlacht von Gravelotte zu bezeichnen pflegt. Diese Kämpfe an der Mance-Schlucht zeichnet Hoenig klar und greifbar, öfters auch plastisch schön, mit der ihm eigenen Wärme. Trotz seines manchmal ungefügen Stils, da dieser überschäumende Soldatengeist mit der Fülle seines Stoffes und seiner Vorstellungen ringt, weiß der Verfasser zu packen und den Leser seiner wuchtigen Darstellungsweise zu unterwerfen. Besonders markig entwirft er das Heldenbild jener vier preußischen Batterieen, die unter zerschmetternden Verlusten bei St. Hubert standhielten, in der Flanke auf 300 Meter dem Chassepotfeuer ausgesetzt, und ununterbrochen gegen Moscou feuerten, jeden französischen Vorstoß im Keime erstickend. Für Kriegshistoriker wird ferner die wichtige neuentdeckte Thatsache festgestellt, im Gegensatz zum Generalstabswerk, daß die Steinbrüche von Rozerieulles thatsächlich von einzelnen versprengten Mannschaften der 39er und 40er genommen und von 7 bis 9 Uhr abends behauptet worden sind.

Ehe wir etwas näher auf die taktische Seite der Hoenig'schen Darstellung eingehen, welche den Fachmann gewiß sehr anregen mag, für das

größere Publikum aber wenig Interesse bietet, geziemt es sich, das historische Schlachtbild selbst in kurzem Umriß zu untermalen. Hoenig geht von der Ansicht aus, daß die sonstigen Begebenheiten dieser Hauptschlacht zu allgemein bekannt seien, wenigstens in Offizierkreisen, als daß er sie nochmals zu berühren brauche. Dies scheint uns irrig. Selbst wenn er seine Schilderung lediglich auf die Kämpfe bei Gravelotte beschränken wollte, mußte er den zeitlich nebenher laufenden Erscheinungen im Nordosten doch einige erläuternde Worte zuwenden und auch der II. Armee einen Blick gönnen, zumal er deren Leiter Prinz Friedrich Karl in so leuchtenden Gegensatz zu dem Leiter der I. Armee stellt. Sei uns daher gestattet, noch einmal Bekanntes zu berichten, wahrheitsgemäß, wie es sich nach strenger unparteilicher Forschung wirklich begeben hat. Die Gründe aber, warum so und nicht anders, fallen unter das Gebiet der strategischen Maßnahmen, das wir erst später behandeln wollen.

Die Entscheidungsschlacht des 18. August zerfällt in Hälften zu fast gleichen Teilen, die Kämpfe des deutschen rechten Flügels bei Gravelotte und des linken Flügels bei St. Privat, beide lose verbunden durch eine dritte Kampfgruppe, nämlich das IX. Corps als Centrum bei Verneville. Hinter diesem stand als Reserve das III. Corps, hinter dem linken Flügel das X. Corps und hinter dem rechten Flügel das in Eilmärschen über Rezonville herannahende II. Corps. Die Garde und das sächsische Corps bildeten den linken Flügel, das VII. und VIII. den rechten, wozu am andern Moselufer noch das I. Corps Manteuffel mitwirken konnte. Die Übermacht deutscherseits war im ganzen also sehr bedeutend, da Bazaine diesen 9 Corps nur 5 entgegenzustellen hatte. Wenn man nichts Großes auszurichten vermochte, so konnte dies bloß an der Führung liegen.

Die I. Armee unter Steinmetz hatte am frühesten Fühlung mit dem Feind, dessen II. Corps Frossart vom Bois de Vaux bis St. Hubert die Höhen gegenüber den Hohlwegen von Gravelotte beherrschte.

Die preußische Artillerie ging in Stellung, doch kam es zu keinem ernsten Gefecht, bis um 12 Uhr ein heftiger Geschützdonner bei Verneville ertönte. Das IX. Corps, sich kaum dem Steinmetz'schen Corps anreihend, warf nämlich dort viel zu früh seine Artillerie an den Feind heran, ehe noch seine Infanterie in Masse aufmarschiert. Der kommandierende General v. Manstein glaubte den taktischen Vorteil der Überraschung sich nicht entgehen lassen zu dürfen, weil die Franzosen (das IV. Corps Ladmirault bei Amanvillers) mit der ihnen eigenen sträflichen Nachlässigkeit nirgends Vorposten ausgesetzt hatten und daher, wie später bei Beaumont, so auch hier bei der Mittagssiesta förmlich überfallen wurden, ohne jedoch in beiden Fällen die Fassung zu verlieren. Sie entwickelten sich vielmehr blitzschnell

mit großer Energie und Gewandtheit zum Kampfe, zerschossen die große Artillerielinie des IX. Corps, indem zugleich das III. Corps Leboeuf vom Bois de Genivaux rechts und das VI. Canrobert von St. Privat links rückwärts durch Batteriefeuer mitwirkten, und gingen sogar offensiv, obschon mit nicht hinreichenden Kräften, vor. Das ganze IX. Corps mußte sich von jetzt ab, brigadeweise anlangend, als Deckung dieser zu nah vorgeschobenen Artillerie tropfenweise verbrauchen. Verluste und Gefahren durch solch unvorsichtige Überstürzung heraufbeschwörend, verzettelte Manstein seine Streitkraft in vereinzelten Vorstößen, ohne nur die Vorstellungen Ladmiraults nehmen zu können. Die unerschütterlich unter unerhörten Verlusten standhaltende Artillerielinie bei Verneville mußte zurückgenommen werden, hingegen setzte man nördlicher bei Habonville das Feuergefecht gegen Amanvillers fort, während südöstlich das Gehölz Genivaux dem III. französischen Corps zum Teil entrissen wurde, indem jetzt das VIII. Corps Goeben dort heftig in die Aktion trat und eine lose Verbindung mit Corps Manstein herstellte. Seine 15. Division, durch Gravelotte vorgezogen, erstieg die Thalhänge des Mancethales und verdrängte die vorgeschobenen Abteilungen des III. französischen Corps Leboeuf, doch gleichfalls mit Verlusten bis zur Auflösung der Truppe. Das VII. Corps begnügte sich mit matten Angriffen bei St. Ruffine und Bois de Vaux, welche nur dazu dienten, sämtliche Bataillone zu zersplittern, ohne daß irgendwo etwas Nennenswertes erreicht wäre.

Die Auskundung am 17. war so mangelhaft gewesen, daß man vom wirklichen Standort des feindlichen rechten Flügels keine Ahnung hatte und denselben bei Amanvillers suchte. Erst das heftige Rückenfeuer von St. Privat her gegen das IX. Corps verriet die volle Wahrheit, während zugleich dem sächsischen Corps die bedeutsame Meldung über Besetzung von St. Marie zuging, gegen welches Dorf sich Kronprinz Albert in Bewegung setzte. Prinz Friedrich Karl, der bereits weit vorn auf der Höhe von Habonville hielt, gab nun rechtzeitig um 2 Uhr dem Gardecorps Befehl, auf St. Privat herumzuschwenken, mit der Weisung, das Gefecht nur hinhaltend zu nähren, bis das sächsische Corps von Norden her das französische Bollwerk umspannt haben werde. Der feldherrlich begabte Kronprinz von Sachsen hatte jedoch schon vorher scharfblickend die weite Bogen-Umgehung eingeleitet und selbständig durchgeführt auf Roncourt. Um ½4 Uhr nahmen der rechte Flügel der Sachsen und die linke Flügeldivision der Garde (v. Pape) die vorgeschobene Stellung des VI. Corps Canrobert, St. Marie, in gemeinschaftlichem Anlauf weg, worauf bis nach 5 Uhr eine Art Gefechtspause eintrat, während die Sachsen langsam auf Roncourt vordrangen. Da das IX. Corps sich schon um 3 Uhr verbraucht hatte, wurde ihm die 3. Gardebrigade überwiesen. Um diese Zeit eröffnete der linke französische Flügel bei St. Hubert ein scharfes

Andrängen und das VIII. Corps mußte gleichfalls seine letzten Reserven vorziehen. Dem heftig aufflammenden Gefecht folgte um 5 Uhr, genau wie bei der Armee Friedrich Karls, eine Feuerpause, in welcher man sich gleichsam von der Überstürzung erholte und zur Besinnung kam, um die begangenen Versehen wieder einzurenken. Das eben anrückende II. pommersche Corps wurde von König Wilhelm selbst heranbeordert und arbeitete sich durch die breiartig zerquirlten Massen des VIII. Corps mühsam hindurch, als schon die Dunkelheit hereinbrach, gegen 7 Uhr. Auch dieser Schutzstoß, um die allgemeine Panik zu stoppen, scheiterte, und als erst gegen 10 Uhr das Feuer völlig erlosch, hatten die Franzosen ihre Stellung ruhmvoll behauptet. Desgleichen im Centrum bei Amanvillers, welches um $^1/_2$6 Uhr General Manstein nochmals anfiel, wobei die hier mitverwandte 3. Gardebrigade besonders schwer heimgesucht wurde.

Auch diesen so blutig abgeschlagenen Angriff hätte man sich sparen können, da Amanvillers ohnehin unhaltbar war, sobald St. Privat gewonnen. In voller Erkenntnis der Lage warf der siegreiche Verteidiger Ladmirault daher seine Division Cissey gegen das Gardecorps herum, um dessen Aufmarsch gegen Canrobert zu stören. Mit unübertrefflicher Tapferkeit drangen jedoch die preußischen Garden etwa um 6 Uhr allseitig vor, was in doppelter Hinsicht verfrüht. Denn erstens hatte die deutsche Artillerie, nachdem sie am Nachmittag die französische zum Schweigen gebracht, ihr Feuer nicht auf das Dorf konzentriert und den Sturm vorbereitet. Zweitens hätte man abwarten sollen, ob die Sachsen auch wirklich heran wären. Auch geschah der Angriff nicht einheitlich genug und anfangs gar in geschlossenen Kolonnen, welche freilich alsbald durch den entsetzlichen Chassepothagel in die nötige Plänklerkette zerrissen wurden. Unter grauenhaften Verlusten blieb man daher im freien Felde liegen, bis die Artillerie endlich heranfuhr und die Sachsen über Roncourt eingriffen, während zugleich das X. Corps als Reserve vorrückte. Gegen 8 Uhr fiel das immer noch hartnäckig verteidigte Dorf, schon lange in Brand geschossen, endgültig in deutsche Hände. Das Corps Canrobert wich ins Moselthal zurück, übel zugerichtet, unter dem Schutz der Reserve, welche Bazaine erst um 3 Uhr von den Metzer Forts bei Plappeville hierher in Marsch gesetzt hatte, zu spät, um rechtzeitig einzutreffen. Nach der Niederlage des VI. Corps vermochte auch das IV. sich nicht mehr zu halten, da nun die deutschen Artilleriemassen von St. Privat aus auch nach Süden feuerten. Unter kräftigen Vorstößen räumte Ladmirault allmählich seine Linien, welcher Bewegung sich in später Nacht auch der linke französische Flügel bei St. Hubert anschloß. Der Fall von St. Privat hatte die ganze Schlachtordnung erschüttert.

Dies sind die äußern Thatsachen in ihrem historischen Verlauf. Schon

aus dieser Übersicht ergiebt sich, daß die Bravheit der Truppen überall gutmachen mußte, was die Führung verschuldet hat, sowohl im Einzelnen, als bei der Corpsleitung im großen. Allerorts Zersplitterung und grobe taktische Fehler. Außerdem erkennt selbst der Laie aus diesen Schlachtvorkommnissen, daß auch die Leitung der beiden deutschen Armeen mangelhaft gewesen sei, wofür wieder die Hauptschuld das Moltke'sche Hauptquartier treffen dürfte.

Hier wollen wir jedoch noch nicht ins strategische Gebiet abschweifen, sondern erst einmal die taktische Seite der Frage beenden.

Hoenig schließt kurz und bündig: „Der allgemeine Erfolg in der Schlacht von Gravelotte war ungeheuer gering. Drei Armeecorps wurden ganz gebraucht gegen etwas mehr als ebensoviel Divisionen, zum Teil sehr geschwächte, und man gewann damit nur die feindliche Vorstellung." So sah die Schlacht aus, wo Moltke persönlich anwesend kommandierte. Der Erfolg im Centrum war nicht größer, moralisch sogar noch geringer. Nur der Flankenstoß der Sachsen auf St. Privat hat die siegreiche Defensivschlacht der Franzosen zu ihren Ungunsten gewendet.

Die schweren taktischen Fehler der preußischen Führung hat Hoenig überzeugend nachgewiesen. Mit vieler Bitterkeit wird das Schweigen des Generalstabs-Werkes über die Einnahme der Steinbrüche in der linken französischen Flanke damit erklärt, daß „denkende Menschen sich angesichts solcher Vorgänge doch eigene Gedanken über unsere Führer machen könnten". Allerdings befremdet es schon in hohem Grade, auferzogen wie wir nun einmal sind in Illusionen über die unerreichte preußische Dienstgenauigkeit, daß nirgends Adjutanten aufgestellt waren, um die fechtende Linie mit der Leitung zu verbinden, was bei jedem Manöver ausdrücklich vorgeschrieben wird. Auch muß es billig Staunen erregen, daß die 24 Bataillone frischer Pommern nicht den mürben und an Zahl viel schwächeren Gegner, nachdem sie bis auf 200 m herangekommen, die Feuerzone schon hinter sich, einfach ohne Schuß mit dem Bajonett über den Haufen rannten. Statt dessen blieb man in Massen festgeschlossen (unglaublich, aber wahr) bis zum andern Morgen im Dunkeln vor den feindlichen Gewehrläufen stehen. Bei solcher Bewandtnis begreift man Hoenigs herbes Wort, daß dieser Tag „den Bankerott unserer Taktik" gesehen habe. „Man verstand nicht in Schützen zu fechten und verstand nicht, in Kolonnen und geschlossenen Linien zu fechten." Nur so scheint uns auch psychologisch jene beispiellose dreimalige Panik erklärbar, welche ein Viertel der Kämpfer in die Waldschluchten versprengte und wiederholt die deutsche Schlachtlinie lockerte, verdünnte, verkrümelte, zerbröckelte. Daß der abendliche Gegenstoß der Pommern nirgends über die alte Grenze beider Linien hinausgelangte, welche beide Parteien den Tag über inne

hatten, wird von Hoenig (p. 212) nochmals festgestellt. Es braucht kaum betont zu werden, daß der abfließende Strom der Flüchtigen den in tiefer Dämmerung sich entgegenwälzenden Strom der pommerschen Entsatz-Reserve von vornherein hemmte und in wirren Wirbeln begrub. Wiederholt hat es die preußische Führung dazu gebracht, die braven Truppen wehrlos, „in drangvoll fürchterlicher Enge“ eingekeilt, auf schmaler Durchzugsstraße dem feindlichen Massenfeuer preiszugeben. Berühmt geworden in dieser Beziehung ist das Ausliefern seiner Artillerie und Kavallerie an den Feind, welches Steinmetz um ½4 Uhr so schneidig in Scene setzte, indem diese armen Schlachtopfer zugleich die preußische Infanteriefront am Feuern verhinderten. Es giebt zu denken, wenn ein preußischer Obergeneral so geringe Gefechtskenntnis besitzt, daß er das unheimliche Schweigen des französischen Feuers, zum Zweck sammelnder Vorbereitung zu einem großen Schlage mit Einsetzung der absichtlich noch verhaltenen ganzen Feuerkraft, als Niederkämpfung des Gegners auffaßt und zur „Verfolgung“ vorbricht, — in dem Augenblick, wo der Feind sich grade anschickt loszudonnern und umgekehrt eine eigene Verstärkung erforderlich gewesen wäre! Wir mögen bei diesem traurigen Gegenstand nicht länger verweilen. Wohl aber möchten wir hervorheben, daß die entschiedene Niederlage der deutschen Übermacht auf diesem Flügel zum teil auch durch die vorzügliche Führung des General Frossart bewirkt wurde. Hoenig sagt schon von dem ersten Vorstoß (etwa 4 Uhr) mit Recht, daß er „mit außerordentlicher Thatkraft und Schnelligkeit, sowie mit vollständigem Erfolge“ ausgeführt ward. Auch der abendliche Stoß in die Pommern hinein, welcher verfrüht und ohne Einheitlichkeit blieb, hätte die Deutschen fast überwältigen können, da er „ebenso geschickt als schnell“ „mit vorzüglicher Ordnung“ (p. 186) erfolgte. Auch so aber wirkte der Stoß genug, um das VII. und VIII. Corps thatsächlich aus dem Felde zu schlagen, obschon St. Hubert von den Resten voller 59 Kompagnieen mühsam gehalten wurde. Wäre vollends Leboeuf, der bis 3 Uhr die Heerreserve unmittelbar zur Hand und seine 4 Divisionen in der Hand hatte, zwischen dem VIII. und IX. Corps offensiv durchgebrochen (am Gehölz Genivaux), so konnte die Lage verzweifelt werden und nichts die Deutschen vor gänzlicher Niederlage retten.

Wir lassen jetzt noch Zahlen reden.

Die Franzosen büßten auf ihrem linken Flügel nur 2043 Mann ein, die Deutschen ebendort 5395 Mann, wovon 267 Offiziere. Davon kommen auf den kurzen Abendvorstoß der Pommern 1239 Mann. —

Die 15. Division vom VIII. Corps focht bis ½4 Uhr mit 10000 Gewehren gegen 16000 französische, aber unterstützt von 156 Geschützen gegen nur 90 französische. Sie verlor, den Hauptkampf tragend, von

den 3240 Mann Verlust des VIII. Corps volle 2331 Mann, während das II. Corps Frossart, welches die Hauptlast des Kampfes auf französischer Seite trug, nur 700 Mann einbüßte. Allerdings hat Hoenig Recht mit dem Urteil: „ruhmvoller haben kaum je französische Truppen gefochten, als das II. Corps, welches eigentlich nur noch aus Resten der Schlachten von Spicheren und Vionville bestand; und es hat dabei seinen Willen durchgesetzt, den der Deutschen vereitelt.“ Allein dies wurde nur ermöglicht durch die sorgfältig in Bereitschaft gesetzte „eingebuddelte“ Stellung, deren Wert für Zukunftsschlachten hiermit erwiesen. Andrerseits aber konnte die 15. Division, welche am Spätnachmittag nach Verkrümelung von 25% Versprengter auf 6000 Mann (bei 2000 m Grundlinie der Front) geschmolzen, den Kampf gegen anfängliche Übermacht nur deshalb aufrecht erhalten, weil weit stärkere Artillerie, an Zahl um drei Fünftel und an Geschoßwert ums Zehnfache überlegen, den numerisch schwächeren Angreifer unterstützte. Ein Plus von 66 deutschen Geschützen mehr entsprach hier dem Plus von 6000 Infanterie mehr auf Seite der Franzosen, so daß man fast die Formel aufstellen möchte: 6 Geschütze entsprechen ungefähr dem Gefechtswert von 600 Mann.

Die französische Artillerie schoß zwar ebenso gut wie die deutsche, doch ihre Granaten „sprangen nicht oder die springenden thaten wenig Schaden“ (Hoenig 93). Die Geschütze waren also nicht schlecht, sondern nur die Geschosse, was heute alles anders steht: die Artillerie würde beiderseitig in einem Zukunftskrieg ungefähr ebenbürtig sein.

Allein, trotzdem die deutsche Artillerie ihr Fußvolk so fruchtbar unterstützte, zumal man die französische Batterielinie auf beiden Flanken beschießen durfte, was dieselbe aus örtlichen Gründen nur in der Front auf 2000 m erwidern konnte, hat ein 7stündiges Bearbeiten der feindlichen Infanteriestellung dieselbe nicht zu erschüttern vermocht! Noch am späten Abend war das französische Fußvolk nicht niedergekämpft. Ein Beweis somit, daß überlegenste Artillerie keinen wirklichen Erfolg zu erringen vermag, so lange die Leistung des Fußvolks dahinter zurückbleibt. —

Das Corps Frossart hatte eine Division (Laveaucoupet) an die Besatzung von Metz abgegeben, dafür aber die hierher verschlagene Brigade Lapasset (vom V. Corps) erhalten, deren 3310 Gewehre die Gesamtstärke Frossarts auf 14920 Gewehre erhöhen. Ferner focht hier vom III. Corps Leboeuf die Division Aymard mit 7950 Gewehren, und die Hälfte der Division Metman, etwa 3725. (Nach Berechnungen von Major Kunz.) Dies ergiebt 26595 Gewehre. Davon nahmen nicht am Kampfe teil: das 67. und 84. Regiment, etwa 2600 Mann, wofür jedoch etwa 3000 Mann Gardevoltigeure als Reserve ins Gefecht traten, während etwa die gleiche Zahl in

Reserve blieb. Man mag also in runder Summe hier 33000 Franzosen annehmen, wovon 27000 thatsächlich fochten.

Ihnen standen das VII. Corps mit 20000, das VIII. mit 24500 Mann entgegen, wozu am Abend das II. mit ca. 26000 Mann stieß. Thatsächlich zum Schlagen kamen aber nur 44580 Mann mit 190 Geschützen, immerhin eine dreifünftel stärkere Angriffsmacht, wovon man fast dreimal so viel als der Feind einbüßte. Rechnet man die doppelte Übermacht der Deutschen an Geschütz hinzu, so ist das Ergebnis des Angriffs ein klägliches. Auch muß man festhalten, daß, in der Gesamtmasse gerechnet und die Scharmützel am andern Moselufer gegen das I. Corps Manteuffel dazu, hier vier deutsche Corps und entsprechende Kavallerie gefesselt wurden: die Steinmetz'sche Armee (ca. 48000 Mann, 180 Kanonen) das II. Corps (ca. 26000 M., 84. K.), das I. Corps (ca. 24000 M., 84. K.), also eine Truppenzahl von nahezu 100000 Streitern.

Verfolgen wir diese Berechnung auf die andern Teile des Schlachtfeldes. Centrum: Man muß die französische Division auf 7—8000 Mann durchschnittlich berechnen und das IV. Corps Ladmirault hatte am 16. August fast 2500 Mann eingebüßt, seine drei Divisionen mochten also etwa 20000 Mann betragen. Hierzu kam eine Division des III. Corps Leboeuf (Montaudon) und die Hälfte der Division Metman, vielleicht 11—12000 Mann. Die Division Cissey des IV. Corps wirkte aber von Anfang an gegen das deutsche Gardecorps, so daß gegen das IX. Corps Manstein, welches 23600 Mann betrug, nur etwa ebenso viel Franzosen im Centrum fochten. Das IX. Corps hatte jedoch das III. deutsche Corps als Reserve hinter sich, das nach den herben Verlusten am 16. immer noch 17000 Mann zählte und mit seinen Geschützen auch eingriff. Rechnet man hinzu die 5. und 6. Kavalleriedivision (6800 Pferde, mit 18 Geschützen), so haben hier etwa 47000 Deutsche mit 130 Geschützen (das IX. Corps hatte allein 90) gestanden. Der eigentliche Kampf wurde allerdings hier mit ziemlich gleichen Kräften geführt; die Übermacht an Artillerie war jedoch auf deutscher Seite, wenn auch nicht im Anfang bei dem ersten Vorgehen der Manstein'schen Corpsartillerie. Das Verlustresultat ergiebt (inklusive 53 Mann andrer Verbände) für das d. IX. Corps 4140 Mann, für Ladmirault 4560 und für die Truppenteile Leboeufs, da dessen Corps im ganzen 2000 Mann verlor, wovon 1300 Mann für die Schlacht bei Gravelotte abgehen, etwa 700. Da aber der Hauptverlust Ladmiraults die Division Cissey bei ihren abendlichen Offensivstößen gegen unsere Garde traf, so wird man nur 3000 Mann für Amanvillers rechnen können. Doch hält sich immerhin der beiderseitige Verlust hier die Wage.

Das VI. Corps Canrobert hatte am 16. etwa 5550 Mann eingebüßt, die

franz. Garde etwa 2200. Da wir von letzterer etwa 6000 Mann für den linken Flügel gerechnet haben, wollen wir das Gleiche für die Grenadierdivision rechnen, die nach dem Fall von St. Privat als Reserve eintrat, nebst der Reserveartillerie. Die 4 Divisionen Canroberts können wir nach obengenanntem Verlust auf 25000 Mann (wohl noch zu hoch) berechnen. Inklusive Kavallerie haben hier also vielleicht 35000 Franzosen gefochten, oder wenig mehr. Canrobert selbst hatte nur 74 Geschütze, wurde aber von Amanvillers aus stark unterstützt, und erhielt am Schluß die große Artilleriereserve. Er verlor 4470 Mann, wozu noch 1500 Mann für Division Cissey zu rechnen, sagen wir 6000 Mann. Der Gegner führte 31000 Garde, 31000 Sachsen ins Ernstgefecht, dazu das X. Corps mit 19000 Mann. Also 80000 Deutsche mit 270 Geschützen wurden hier gebraucht, das heißt eine doppelte Übermacht, welche 10500 Mann verlor. Das bedeutet den verdoppelten Verlust des Verteidigers, da die Franzosen am entscheidenden Punkte hier nur 5000 Mann einbüßten. —

Zu dieser Übersicht der Streitkräfte muß noch beigefügt werden: Division Nayral (Hoenig citiert wohl irrig „Nayard") vom Corps Leboeuf. Diese diente als allgemeine Corps-Reserve, tritt aber wohl dem linken Flügel zu, so daß dort, mit ihren 6820 Mann, etwa 38—40000 Mann massiert gewesen sein mögen. Die historischen Angaben über die Mitwirkung der einzelnen Truppenteile schwirren hier so unklar durcheinander, daß von Boguslawski in seiner „Entwickelung der Taktik", Band I p. 100 die Division Metman als Reserve genannt wird. Dieser sonst so verdienstliche Militärschriftsteller verübt freilich häufiger solche kleinen Schnitzer, wie er z. B. p. 66 Division Grenier richtig zum IV. und gleich darauf p. 67 irrigerweise zum VI. Corps rechnet! Peinlichste Genauigkeit ist aber bei kriegshistorischer Darstellung allemal geboten. So rechnet B. auch bei Gravelotte **59** schwächere französische Bataillone gegen 75 deutsche; es haben aber höchstens **56** inklusive der Gardevoltigeurbrigade dort gefochten, wovon 6 in Reserve blieben. —

Das Ergebnis unsrer Tabelle besagt also für den Flügel bei Gravelotte: inklusive Division Laveaucoupet bei Metz, sowie Reiterei und Geschütz, vielleicht nahe an 50000 Franzosen gegen 100000 Deutsche inklusive Corps Manteuffel, wovon jedoch für die eigentliche Schlacht nur 27000 Gewehre gegen 44000 in Betracht kamen. Für das Centrum bei Amanvillers: inklusive Cissey und Kavallerie, vielleicht 35000 Franzosen gegen 47000 Deutsche. Für den Flügel bei St. Privat: inklusive Reserve, etwa 35000 Franzosen gegen 80000 Deutsche, wovon etwa 65000 ernstlich fochten.

Deutscherseits, sobald wir das mitgerechnete I. Corps am andern Moselufer abziehen, stimmt die Addition dieser Summe genau mit der Angabe des Generalstabs-Werkes überein. Französischerseits würden aber hiernach,

inklusive der Division Laveaucoupet, nur 120000 Streiter herauskommen, was wieder zu niedrig gegriffen sein dürfte. Wir mögen daher überall entsprechende Prozente zulegen und die Kräfte Bazaines in der Schlachtlinie selbst von Roncourt bis Russine, inklusive Reiterei und Artillerie, rechnen: II. Corps 17000, III. Corps 33000, IV. Corps 25000, VI. Corps 30000, Reserve: 25000, womit wir freilich immer nur 130000 Mann Gesamtstärke erhalten, was auch allgemein als thatsächliche Stärke Bazaines angenommen wurde. Letzthin hat Moltke unfaßlicher Weise in seiner Hinterlassenschaftsschrift die Franzosen auf 180000 Mann berechnet, während in der Natur der Sache liegt, daß ihre anwesenden 30 Brigaden (dem VI. Corps fehlte eine und das II. Corps zählte nur fünf) selbst beim Ausrücken nur 120000 Mann ausmachen konnten! Wir verhehlen nicht, daß neben den tendenziösen Versuchen, die französische Stärke herabzuschrauben (es giebt Bücher, wo Frossart am 18. nur auf 6000 Streiter berechnet wird!) doch andererseits selbst unser obiger Ansatz noch zu hoch gegriffen scheint.

Deutscherseits haben etwa 30000 Gewehre nicht ernstlich teilgenommen, was französischerseits wohl nur für 15000 gelten kann.

Die Deutschen zählten überhaupt, laut Anlage 26 des G.-St.-W., 178800 Gewehre, 24600 Reitersäbel, 726 Geschütze. Die Reiterei kam beiderseits nicht zur Geltung. Die Franzosen hatten 15 Divisionen im Feuer, welche nach Abzug von 20—30000 Mann Verlust höchstens 90—100000 Gewehre ausmachen konnten. Auch verfügten sie wohl schwerlich über mehr als 400 Geschütze.

Das Ergebnis dieser Berechnung ist kein glänzendes für die Deutschen, der Eindruck nach unbefangener Betrachtung kein erhebender. Denn so hoch man auch die natürliche Festigkeit und Vorbereitung der französischen Stellung veranschlagen mag, so läßt sich doch andererseits nicht bestreiten, daß die an Zahl und Fähigkeit unendlich überlegene deutsche Artillerie von Anfang an diese Infanterieaufstellung mit vernichtender Treffsicherheit beschossen hat. Die Franzosen hielten aber acht Stunden lang in solchem Granathagel aus und die fluchtartige Panik, die wiederholt bei den Steinmetzschen Truppen entstand, findet auf Seite des Verteidigers kein Gegenspiel. Auch als St. Privat nach heldenmütiger Gegenwehr erstürmt wurde, gaben die Franzosen nicht nach, sondern stemmten sich nach Kräften. Um Canrobert zu entlasten und später den Rückzug Canroberts zu decken, unternahm Ladmirault ununterbrochene Offensivstöße, wie er denn gleich anfangs gegen Verneville vorgebrochen war. Frossart und Leboeuf gingen wiederholt zu entschlossenen Gegenstößen vor und warfen die Deutschen mehrmals aus der Feuerlinie zurück. Wenn daher bei einer fast ein Drittel betragenden Übermacht an Gewehren (es müssen 150000 Zündnadel gegen 100000 Chasse-

pot thatsächlich gekämpft haben) und einer fast doppelten Geschütz-Überlegenheit an Zahl und Material die Deutschen fast zwei Fünftel mehr an Gesamtverlust auf dem Schlachtfeld ließen, so stellt dies, zumal in Anbetracht der großartigen Leistungen einzelner deutscher Truppenkörper, den Franzosen ein glänzendes Zeugnis aus. An Tapferkeit ebenbürtig, übertrafen sie an Geschicklichkeit die Deutschen weit. Auch ihre Corpsführung — das Benutzen vorgeschobener Stellungen sei hier hervorgehoben, wodurch dem Angreifer viel Abbruch geschah — hielt sich im ganzen (trotz grober Unterlassungsfehler Canroberts), auf höherem Niveau als die deutsche, den Kronprinzen von Sachsen ausgenommen. Man darf behaupten, daß 5000 Deutsche (2000 bei Gravelotte, 3000 bei St. Privat) zu viel gefallen sind, infolge mangelhafter taktischer Leitung, die in reine Schlächterei ausartete.

Bei dem gegenwärtigen Stand der Waffenfrage und mit Rücksicht auf Zukunftsgestaltung kriegerischer Dinge, muß die Schlacht von Gravelotte unter allen Schlachten der Vergangenheit bisher als einzig maßgebend und lehrreich gelten. Nicht etwa wegen des örtlichen Umfangs und der verfügbaren Streitkräfte, was übrigens bei Königgrätz noch stärker hervortrat. Denn, obschon man allen Ernstes gedruckt zu lesen bekam, bei den vielfältigen Jubelhymnen der Moltke-Feier, vor Ihm habe noch niemand solche Massen zur Schlacht geleitet, so scheinen solche naive Militärhistoriker nicht zu wissen, welche Zahlenstärken sich bei Wagram, Dresden und Leipzig gegenüberstanden! — Vielmehr liegt das Vorbildliche des 18. August darin, daß hier zum ersten und bisher einzigen Mal zwei ebenbürtige Heere von so bedeutendem Umfang mit gleicher Hinterladerbewaffnung gegeneinander wirkten.

Diese größte Schlacht des großen Krieges stellt ferner den einzigen Vorgang dar, der unter normalen Bedingungen, d. h. bei ungefährer Abgewogenheit der gegnerischen Lagen, nicht wie bei Sedan unter abnormer Lähmung des angegriffenen Teils, stattfand. „Gravelotte-St. Privat" war ein planmäßiges Unternehmen. Die furchtbar blutigen Raufereien am 14. und 16. August, obschon ihre Improvisation aus dem Stegreif von relativ richtigen Standpunkten ausgehen mochte, verdienen nicht den Ehrennamen einer Schlacht, d. h. einer entworfenen und geleiteten Entscheidungshandlung. Ebensowenig Spichern und Weißenburg, auch Wörth nicht seinem thatsächlichen Verlauf nach, während der erst auf den folgenden Tag berechnete Schlachtplan Blumenthals wahrscheinlich ein strategisches Kunstwerk gereift hätte. So wie aber „Wörth" bekanntlich verlief, hat dieser Kampf eine gewisse Ähnlichkeit mit der Metzer Entscheidungsschlacht. Wie dort das V. Corps, greift hier das IX. Corps im Centrum verfrüht an, wodurch

dort das XI. Corps und hier die Steinmetzsche Armee in verfrühten Angriff verwickelt. Hier wie dort bleibt das zuerst anpackende Centrum numerisch schwach, während die starken Flügel zu Umgehungen ausholen. Die Entscheidung bringt der eigentliche Umgehungsflügel, aber erst spät: dort die Bayern und Würtemberger, hier die Sachsen.

Es drängt sich bei Betrachtung beider Vorgänge sofort die Vermutung auf, das Ergebnis würde ein besseres gewesen sein, wenn man nur auf die eine Seite der Schlachtordnung allen Nachdruck gelegt hätte, statt sich in gleichmäßigen Kämpfen auf der ganzen Linie zu zersplittern. Es scheint mindestens sehr unwahrscheinlich, daß auf beiden Flügeln eine Umgehung und Eindrückung der feindlichen Flügelstellung gelingen könne. Daher dürfte ein wahrer Feldherr immer nur auf einen Punkt die ganze Kraft vereinen, wie z. B. Napoleon bei Wagram seinen einen Flügel (Massena, ähnlich auch Oudinot bei Bautzen) absichtlich schwächte, und ihn dem Feinde preisgab um mit dem andern Flügel am strategisch entscheidenden Punkte zu siegen. Man hätte also am 18. keineswegs 3 Corps auf den feindlichen linken Flügel loshetzen brauchen, sondern lieber das pommersche Corps auch noch gegen St. Privat heranziehen sollen, um den entscheidenden Umgehungsflügel möglichst stark zu machen. Man hätte dann am Abend nicht nur das Corps Canrobert vernichtender, als geschah, aus dem Felde geschlagen, sondern hätte auch den Rückzug des Corps Ladmirault von Amanvillers in Flucht verwandeln können.

Ferner legt das zu schwache Centrum bei jenen beiden Schlachten, zumal es sich vorzeitig hier wie dort verbiß, ernste Bedenken nahe. Zwar würden Centrumsstöße, wie die Napoleons bei Austerlitz, heut schwerlich mehr gelingen können und die angeblich napoleonische Methode des centralen Durchbruchs darf man beileibe nicht buchstäblich nehmen, da z. B. bei Ligny und Waterloo diese Durchbruchsarbeit lediglich als Abänderung der ursprünglich geplanten Flügelabdrängung aus taktischen Gründen eintrat. Trotzdem wird ein zu schwaches Centrum selbst heute noch dem Gegner die Möglichkeit des Durchstoßens gewähren, wie denn bei Wörth ein kräftiger Vorstoß der Division Raoul gleich anfangs das deutsche Centrum arg gefährden konnte. Hätten Ladmirault und Leboeuf eine gemeinsame Offensive gegen das Bois des Genivaux rechtzeitig verabredet, so wäre hier das deutsche Centrum vom rechten Flügel abgesprengt worden und letzterer in böse Lage geraten.

Unser Gardecorps auf dem linken Flügel stand vom Centrum zu weit entfernt ohne rechten Anschluß, infolge des weiten Bogens der Halblinksschwenkung auf St. Privat. Das III. Corps aber, das als Reserve hinter dem IX. im Centrum aufrückte, konnte infolge seiner Verluste und Kraft-

verzehrung am 15. nur noch als Schlacke gelten, da besonders der abnorme Prozentsatz gefallener Offiziere den inneren taktischen Verband gelockert hatte. Man hätte also das X. Corps noch einsetzen müssen, falls die Franzosen auch hier zur Offensive vorgingen; dadurch wäre aber Verzicht geleistet worden auf einen vollen Erfolg des linken umgehenden Flügels, welcher am Abend bei Erstürmung von St. Privat thatsächlich das X. Corps als Reserve bereithalten mußte.

Man darf also sagen, daß die deutsche Schlachtlinie nicht normal und mit weiser, aufsparender Kräfte-Verteilung angelegt wurde. Hinter das Centrum gehörte eine starke Reserve und die Pommern mit auf den (linken) Entscheidungsflügel, statt nutzlos an der Mance-Schlucht zu verbluten. Ebenso hätte freilich Bazaine seine ganze Reserve hinter Amanvillers massieren und dort vorstoßen sollen, oder von Anfang an bei St. Privat, mit der festen Absicht, von dort offensiv loszugehen, um dem Druck des deutschen Umgehungsflügels angreifend zu begegnen. Beides hätte, wenn auch nicht gerade einen Sieg der Franzosen herbeigeführt, so doch wenigstens die deutsche Heeresentfaltung gestört und die Entwickelung ihrer Absichten vereitelt. Als Ladmirault später zu Vorstößen schritt, richteten sich diese nur gegen den bereits vollzogenen Vormarsch der preußischen Garde. Er hätte aber sofort eine überraschende Angriffsbewegung mit Leboeuf und Canrobert kombinieren sollen, um das IX. Corps zu überwältigen und den Aufmarsch der Garde zu hindern. Canrobert mußte auch später noch sich zur Offensive ermannen und auf Roncourt vorbrechen, um die Sachsen vor ihrer Schlachtentwickelung zurückzuwerfen. Es fehlte hier eben überall an klarbewußtem Handeln und dreht sich französischerseits alles um die falsche Aufspeicherung der Bazaineschen Reserve, durch deren richtigen Einsatz recht wohl ein Erfolg der französischen Waffen hätte erzielt werden können. Denn man vergesse nicht, daß eine Bazainesche Offensive, etwa mit 6 Divisionen im ersten Treffen und 5 im zweiten (Garde, IV., VI. Corps und 2 Divisionen des III.), bis 1 Uhr mittags nur das deutsche IX. und Gardecorps auf der Linie Roncourt-Amanvillers vor sich hatte, welchen von beiden Flanken her das XII. und VIII. Corps nur allmähliche Hilfe bringen konnten. Selbst vorausgesetzt, daß solcher französischer Vorstoß, welcher übrigens in jedem Fall den dort noch nicht zu vollem Aufmarsch gelangten Deutschen bösen Schaden zufügte, zurückgeschlagen worden wäre, so wurde damit doch die große Umgehung nach Nordosten gehemmt oder gar verhindert; jedenfalls fiel St. Privat heute noch nicht und es bedurfte einer nochmaligen Schlacht am 19. Vielleicht aber zog Bazaine dann vor, sich der deutschen Auffassung seiner Lage anzubequemen, und rückte bei Nacht über St. Privat auf Etain und Briey ab. Die Behauptung Hoenigs, die

Franzosen hätten, auch wenn das Ergebnis bei St. Privat nicht so durchschlagend gewesen wäre, am 19. dennoch nicht die Schlacht erneuern können, weil sie sich aufgezehrt hätten, den Deutschen aber noch das III. und X. und — man denke! — die „wieder gesammelte“ Steinmetzsche Armee zu Gebote standen, zeugt nur für die patriotische Befangenheit selbst so vorurteilsloser Kriegsdenker, wie dieser Autor sich sonst zu geben pflegt. Wieder gesammelt — was heißt denn das! Sämtliche drei Corps des rechten deutschen Flügels waren taktisch ruiniert und das III. und X. Corps als „frische“ Reserve hatten den 16. August noch in allen Gliedern. Das Gardecorps war ruiniert, das IX. hart mitgenommen, nur das XII. noch schlagfertig. Hingegen hatte Bazaine noch das Gardecorps und seine Reiterei, die er defensiv verwenden konnte, während der deutschen das Gelände jede Entfaltung verbot, sowie die Division Nayral vom III. Corps fast intakt. Nur das Corps Canrobert wurde thatsächlich am 18. zerrüttet, doch eben nur durch Erstürmung von St. Privat, und wäre ohne dieselbe natürlich im inneren Verbande unversehrt geblieben. Die Behauptung Hoenigs ist also leere Spiegelfechterei patriotisch gefärbter Anschauung.

Wir müssen dies mit allem Nachdruck betonen, denn jetzt scheint der Augenblick gekommen, den berühmten „Metzer Plan“ in seine Bestandteile zu zerlegen und die Legende, welche unverdrossen historische Fälschung fortspinnt, auf ihr Wirklichkeitsmaß zurückzuführen.

Wir vermissen bei Hoenig zuvörderst einen Überblick des inneren Zustandes beider Heere am Morgen des 17. August. Französischerseits hatten am 16. alle Corps mitgewirkt, doch war das III. Leboeuf fast ganz frisch und unversehrt geblieben. Schwer gelitten hatte das VI.; das II. hatte 19% seiner Ist-Stärke verloren und zudem das Feld geräumt, durch und durch erschüttert. Hierzu muß gleich eingeschaltet werden, daß ein solcher einzelner Waffengang, wie der zwischen den Brandenburgern und Frossart bei Rezonville, wo ein Corps das andre einfach über den Haufen rennt, sich nicht wiederholt hat. Wenn also Boguslawski („Entw. d. T.“ I, 74) hieran die Schlußfolgerung knüpft: „Die Überlegenheit unsrer Infanterie ist damit endgültig festgestellt“, so will diese stolze Behauptung doch erst kühl erwogen werden. Denn die Leistung der Brandenburger an jenem glorreichen Tage war eben eine ganz abnorme und weit eher könnte man sich zu der Übertreibung aufschwingen: Die Überlegenheit des brandenburgischen Corps über alle andern deutschen Truppen sei hiermit „endgültig festgestellt“! Bei der durchschnittlich kleineren Leibesgestalt der Brandenburger gegenüber andern norddeutschen Stämmen erinnert dies an das, von Taine in seinem Napoleonbuch citierte, Urteil eines preußischen Offiziers nach Jena: Die Franzosen sähen so klein und schwächlich aus, daß man es mit Vieren aufnehmen könne; aber

auf dem Schlachtfeld verwandelten sie sich gleichsam in übernatürliche Wesen. — Wie wenig stichhaltig übrigens der gang und gäbe Aberglaube, daß der Franzose leicht seine Sache verloren gebe und der Ausdauer entbehre, beweist ja dieselbe Corps Frossart, das nach solch blutigen Niederlagen bei Spichern und Vionville dennoch schon wieder am 18. so zähe und erfolgreich seine Stellung behauptet hat. —

Deutscherseits hatten das III. und X. Corps nicht nur ungeheure Verluste erlitten, sondern die Vernichtung ganzer Truppenteile, die enorme Einbuße an Offizieren und die beispiellose Überanstrengung sowohl in Marschleistung als tagelangem Gefecht hatten ihre Gefechtskraft gänzlich erschöpft. Sie konnten nicht mehr zur Entscheidung schlagfertig, sondern nur als Reserve bleiben. Dafür reihten sich auf dem einen Flügel drei, auf dem andern zwei frische Corps ein und das pommersche Corps wurde vermittelst Gewaltmarsch noch am 18. erwartet.

Für eine etwaige Erneuerung der Schlacht am 17. hatte sich Bazaine so ziemlich verausgabt, bis auf 3 Divisionen, während deutscherseits — allerdings erst nach und nach eintreffend — das Doppelte und Dreifache an frischen Truppen zur Verfügung stand. Er handelte also richtig, indem er in der Nacht und am andern Vormittag abmarschierte — mit vorzüglicher Sicherheit und Ordnung, wie Hoenig, dessen Darstellung chronologisch hiermit beginnt, gebührend hervorhebt. Die neue äußerst vorteilhaft gewählte Stellung, links an Metz gelehnt, rechts die Abmarschstraße nach Etain beherrschend, wurde sofort mit regem Eifer verschanzt und für die Entscheidungsschlacht vorbereitet. Die zielbewußte Thätigkeit des französischen Heeres am 17. bildet einen betrübenden Gegensatz zu den Zögerungen und saumseligen Unklarheiten auf deutscher Seite, wo besonders die — allerdings am 16. schwer angegriffene — Reiterei nur Ungenügendes that, in Folge dessen man von der Ausdehnung der französischen Stellung nichts, von den Absichten Bazaines, ob er abziehen oder standhalten wolle, wenig erfuhr. Das ganze Ergebnis der persönlichen Auskundung durch Steinmetz, während Moltke selbst sich nicht vom Flecke rührte, war ein „es scheint", daß der Feind auf dem Höhenrücken von Moscou bis Amanvillers sich in Defensiv-Bereitschaft setze. Daraufhin wurde denn der historische Befehl ausgefertigt, wonach ein staffelweiser Vormarsch, mit dem VII. Corps als Pivot auf der rechten Flanke, am 18. früh beginnen sollte.

Es nimmt Wunder, daß Hoenig nicht die Frage erörtert, was wohl geschehen wäre, wenn Bazaine am 17. dennoch den Kampf fortsetzte. Der Marschall führt in seinem Werke „L'armée du Rhin" als triftige Entschuldigung seinen Munitionsmangel an. Aber solche und ähnliche Gründe, besonders die Erschöpfung der Truppen, mußten deutscherseits erst recht ins Gewicht

fallen und die große numerische Überzahl Bazaines fiel entscheidend in die Wage.

Am 16. fochten die Franzosen, das einzige Mal in der ersten Hälfte des Feldzugs, mit mehr als doppelter Übermacht: 145000, von denen fast 17000 außer Gefecht gesetzt wurden, gegen 62000, von denen obendrein 25 Prozent verloren gingen, also blieben 128000 gegen 46000! Rechnet man nun alle Hülfstruppen hinzu, die im Laufe des 17. bis zum Abend eintreffen konnten (das pommersche Corps fiel hier natürlich ganz weg), so hätten die Deutschen jedenfalls bis Mittag in der Minderzahl gefochten und erst Abends ein numerisches Übergewicht erlangt. Uns will daher bedünken, als ob das deutsche Heer vor den schwerlich erfreulichen Folgen einer Schlachtfortsetzung nur durch jene geniale Maßregel Prinz Friedrich Karls gerettet sei, welche Moltke in seinem Buche so herbe tadelt: Dem Vorbrechen am späten Abend, thatsächlichen Verhältnissen zum Trotz und auf jede Gefahr hin. Denn obschon Bazaine diese überraschende Offensive verlustreich zurückschlug, so imponierte sie ihm offenbar so sehr, daß er Verstärkungen angekommen glaubte. Da nun seine Stellung nicht sonderlich stark, so hielt er es eben für geraten, die schon früher ins Auge gefaßte Linie jenseits der Hohlwege von Gravelotte schlachtmäßig zu besetzen. Zu welchem Zweck? Einfach aus demselben Grunde, weshalb er am 16. die Schlacht annahm, obschon er, wie deutscherseits allseitig zugestanden wird, noch recht wohl auf der Straße Metz-Etain abrücken konnte. Hiermit wird also nur bestätigt, daß der Abmarsch auf Verdun, den verlegt zu haben man sich rühmt, überhaupt nicht mehr zu hindern war! Schon am 14. rechtfertigte man die wirre Rauferei, bei welcher diesmal auch der taktische Erfolg ausblieb und wiederum, wie in allen bisherigen Treffen, die Kräfte brigadeweis vereinzelt in Kampf mit Übermacht verwickelt wurden, natürlich weit größere Verluste als der Gegner erleidend: man habe Abzugsbewegungen der Franzosen bemerkt und daher Bazaine „festhalten" wollen. In Wahrheit aber blieb bis heute unaufgeklärt, ob der französische Oberfeldherr wirklich, dem Drängen des bisher anwesenden Empereurs nachgebend, die Metzer Stellung aufgeben und nach Verdun marschieren wollte, wobei man ihn am 16. auf langsamem Marsche traf. Deutscherseits tadelt man herbe, daß er zu diesem Behuf die Straße über Mars-la-Tour nicht freimachte und seine Reiterdivisionen nicht südwärts aufklären ließ. Auch Frossart kümmerte sich wenig um die Nähe einer preußischen „Vorhut" bei Gorze und stürzte sich nicht rechtzeitig von der Rezonviller Hochfläche auf die in Engwegen steckenden Kolonnenspitzen des III. Corps, sondern wurde vielmehr in seinen Lagern völlig überrascht. Vor allem aber hätte Bazaine nicht den auf die Morgenfrühe festgesetzten Weitermarsch bis Nachmittag verschieben

sollen. — So sieht sich die Sache eben vom deutschen Gesichtspunkt an. In Wahrheit aber lösen solche Widersprüche sich psychologisch sehr leicht, sobald wir erraten, daß Bazaine gar nicht den bestimmten Vorsatz hegte, sich von Metz zu entfernen, vielleicht sogar nur demonstrierte, um seinem Kaiser sich gefällig zu zeigen, oder gar bewußtermaßen, um die deutschen Massen durch sein Hin- und Herziehen selbst anzulocken. Denn er wünschte sich nichts Besseres, als in selbstgewählten Stellungen vorerst einmal die Chassepot-Defensive auszunutzen. Deshalb boten die Franzosen auch am 18. in ziemlich befriedigter Stimmung aufs neue die Schlacht an, obschon sie doch am 17. recht gut nordwärts abrücken konnten, während sie am 16. sogar auf der andern — jetzt freilich versperrten — Straße nach Verdun über Mars-la-Tour mit Gewalt sich hätten Bahn brechen können. Daß Bazaine dies unterließ, wo er doch nach Vernichtung der 38. Brigade umklafternd über Bruville nachstoßen konnte und sollte, wird mit seiner Besorgnis für den linken Flügel (bei Gravelotte) erklärt, um nur ja nicht von Metz abgedrängt zu werden. Man übersah bisher den inneren Widerspruch dieser Behauptung: Dann also hat Bazaine überhaupt nicht an Abmarsch gedacht und die obengenannten Vorwürfe, daß er die Straße nach Verdun nicht gesichert habe, fallen in sich selbst zusammen. Nein, es ist kein Zweifel, Bazaine hielt stets an dem Gedankengange fest: man wolle ihn von Metz abdrängen. Deshalb durfte er noch am 19. triumphieren, daß solches nicht gelungen sei. Ob er übrigens nicht noch am 19. sich hätte den Weg nordwärts nach Briey eröffnen können, entzieht sich heute der Untersuchung. Die äußerst ernst gehaltenen Befehle Prinz Friedrich Karls von $8^1/_2$ Uhr abends, dem „verzweifelten" Gegner, der gewiß durchbrechen wolle, mit allen Mitteln den Weg zu verlegen, zeugen jedenfalls dafür, daß man diese Eventualität nicht leicht nahm und sich noch auf einen harten Strauß gefaßt machte.

Das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit und das drückende Gefühl der Tragweite seiner Entschlüsse in solch weltgeschichtlich entscheidender Spanne weniger Tage — dies später auch Mac Mahon bei seinem Entsatzanmarsch hin und her rüttelnde Gefühl brachte Bazaine in jenes gefährliche Schwanken, wodurch die Feldzüge verloren gehen. Er wollte bei Metz bleiben und auch wieder nicht, insofern er dem Verdun-Plan des Kaisers nachgiebig Rechnung zu tragen wünschte. Am 17. und 18. aber wirft er gleichsam die Scheide weg und seine Unschlüssigkeit endet.

Vielmehr ist die von ihm gewählte Flankenstellung am 18. ebenso gewagt wie geistvoll. Er gab mit einer kühnen Drehung seines rechten Flügels all seine Verbindungen mit dem Innern preis, statt den Abmarsch nordwärts durchzusetzen, was bis zum Mittag des 18. noch

möglich war. Aber wenn die Deutschen sich an seiner „uneinnehmbaren" Stellung („inexpugnable" nennt er sie selbst in „L'armée du Rhin") verbluteten, so verloren erstere ihrerseits ihre Verbindungen mit der Heimat. Er hingegen behielt jedenfalls die Anlehnung an Metz, und das Generalstabswerk selbst hat an einer Stelle mit wünschenswerter Deutlichkeit betont, daß den Franzosen ein „nicht zu unterschätzender" Vorteil aus dieser Anlehnung an den starken Waffenplatz erwuchs. Uns will also scheinen, als ob Hoenig die Beweggründe Bazaines in seinem Einleitungskapitel doch nicht voll gewürdigt hätte. Denn wohl mag er Recht haben, daß eine Flankenstellung, wie die Napoleons bei Jena, nur dann Sinn hat, falls man zur Offensive übergehen will — soll heißen: sich auf die rückwärtigen Verbindungen des Gegners werfen kann. Wenn aber Bazaine dazu nicht die Fähigkeit fühlte, so übersehen alle Kriegshistoriker, unserer unmaßgeblichen Meinung nach, hierbei das punctum saliens: die große numerische Übermacht der Deutschen. Dieser Umstand macht überhaupt alle theoretischen Folgerungen in strategischer Hinsicht für die August- und Septemberwochen von 1870 hinfällig, da ein solcher Fall sich leider nicht mehr wiederholen wird. Schlug nämlich Bazaine am 16. die Deutschen aufs Haupt, was ja nicht ausgeschlossen scheint, weil er, auf der inneren Linie vereint, dort mit Übermacht auf das Centrum des deutschen Halbzirkel-Annarsches stieß, oder that er dies am 17. oder gelang sogar am 18. ein offensives Vorbrechen auf Batilly gegen den linken deutschen Flügel, so standen den Deutschen immer noch genug Reserven zu Gebote, um den Nachteil auszugleichen. Denn das IV. Corps und die Landwehrdivision Kummer waren noch ganz frisch im Anrücken; auch konnte in solchem Notfall auch das I. Corps jetzt vom anderen Moselufer herbeigeholt werden; welch letzteres man beiläufig doch zu der deutschen Ordre de bataille vom 18. hinzurechnen sollte, da es mit einer Brigade wirklich das Schlachtfeld betrat und als Ganzes immerhin die französische linke Flanke bedrohte. Das G.-St.-W. (Anlage 26) unterläßt dies. Daß aber Moltkes eigenes Buch sogar die Deutschen zu 178,000 Mann berechnet, indem er nur die Gewehre zählt, nicht die anwesenden 25,000 Reiter, während er umgekehrt die Franzosen alles in allem rechnet und dabei noch 50,000 Mann zu hoch, das ist freilich ein Kunstgriff, für den uns das Verständnis fehlt.

Wir möchten Bazaines Gesamtverhalten somit billigen und auch seine selbst französischerseits so arg gerügte Zersplitterung seiner Reserven ist psychologisch entschuldbar. Denn wer weiß, ob Bazaine überhaupt schon am 18. die Entscheidungsschlacht vermutete! Nur sein linker Flügel bei Metz hatte — am Drehungspunkte Rezonville, von wo er so plötzlich und geistvoll seinen rechten Flügel nordöstlich herumbog — mit dem Feinde Fühlung. Da

nun das I. Corps am andern Moselufer manöverierte, so mochte er immerhin glauben, daß Moltke, um ihn von Metz abzudrängen, hierhin den Schwerpunkt verlegen werde. Freilich fällt hier der französischen Kavallerie, wie so oft in diesem Feldzug, zur Last, daß sie sich nicht vor der Front tummelte und den drohenden Anmarsch der Sachsen feststellte. Die Kavalleriedivision du Barail, welche Graf Haeseler bei Verneville am 17. erkundete, hätte ein geeignetes Feld gehabt, um hier längs St. Ail-Roncourt die Deutschen zu belästigen und auszukunden. Da aber die deutsche Reiterei an diesem Tage, ebenso wie am 15. vor der Vionviller Schlacht, gleichfalls nicht ihre Pflicht that, so braucht man dies dem Feinde nicht so schwer anzurechnen. Sobald aber Bazaine etwa um 1 Uhr erfuhr, daß die Deutschen in der Richtung auf Montigny la Grange vorrückten, zog er seine Reserve von der Linken hinter die Mitte und um 3 Uhr, als die Absichten auf St. Privat sich deutlicher aussprachen, setzte er die stärkere Hälfte dorthin in Marsch. Es ist Schuld Bourbakis, daß sie nicht rechtzeitig eintraf, und Schuld Canroberts, daß er zu spät die äußerste Gefahr erkannte. Selbst eine halbe Stunde früher in Marsch gesetzt, hätte die Reserve den Sieg der Deutschen verhindern können. Über die Wichtigkeit dieses entscheidenden Punktes war sich Bazaine sonst völlig klar, wie seine dringenden Einschärfungen schon um 10 Uhr vormittags an Canrobert, dessen rechte Flanke zu sichern, beweisen; auch, daß er sofort seine Stellung räumte, nachdem St. Privat gefallen, obschon er taktisch vielleicht die Verteidigungsschlacht am 19. fortsetzen konnte. Der Mangel an Auskundung und an regelmäßigem schnellen Meldedienst zwischen den Corpsstäben und dem Oberkommando hat hier bei beiden Parteien unendlichen Schaden gestiftet.

Denn, indem wir hier von der französischen Oberleitung scheiden und uns der deutschen zuwenden, wird das Bild eher noch trüber, als klarer. Jedenfalls verdient der verständige Bazaine, durchaus fähig, große Massen zu leiten, den Undank nicht, der seinen Namen befleckt hat, zumal auch politische Gründe ihn bewogen, seinem Kaiser sein bestes, stärkstes Heer zu erhalten, indem er sich in Metz einschloß. —

Hoenig redet in seinem Einleitungskapitel davon, Moltke habe die „innere Linie“ gewinnen wollen, indem er Metz südwärts umging. Wir wollen nicht die akademische Frage untersuchen, ob der Begriff „innere Linie“ in solchem Sinne unter solchen Verhältnissen anwendbar sei. Jedenfalls wäre es ein sonderbares Verfahren, die innere Linie durch Operieren auf äußeren Linien zu gewinnen, d. h. die Corps in endlosem Halbzirkel zu verzetteln durch konzentrische Märsche, was doch schnurstracks dem Konzentrationsprinzip der inneren Linie zuwiderläuft. Beabsichtigte Moltke wirklich klar und fest,

Bazaine auf diese Weise abzudrängen, so war wohl sicher das einfachste und richtigste, mit der gesamten übermächtigen Masse sofort südwestlich auszuholen und der III. Armee die Hand zu reichen, zu gemeinsamem, rastlosem Vordrängen auf Chalons, wodurch Bazaine ja ohnehin genötigt wurde, unter ungünstigen strategischen Umständen entweder eine Schlacht gegen solche Übermacht zu suchen oder aber eilfertig nach Montmédy auszubiegen, um Mac Mahon zu erreichen. Beide französischen Heere gerieten dann in böse taktische Bedingungen an den Defileen der Argonnen und wurden wahrscheinlich zur Schlacht mit verkehrter Front, Rücken nach Belgien, genötigt, ja möglichenfalls über die belgische Grenze geworfen.

Jedenfalls erreichte man den angeblich bestehenden Plan schwerlich auf dem Wege, daß man den angeblich abziehenden Feind überall einzeln anpackte und neckte, um ihm am 16. Gelegenheit zu geben, trotz der deutscherseits verfügbaren großen Übermacht, mit anfänglich dreifacher, noch am Abend mehr als doppelter Streitkraft auf Einzelteile zu fallen! Wenn hier von „innerer Linie" geredet werden darf, so paßt dies doch wahrlich nur auf Bazaines vereinte Masse, nicht auf die weitgedehnten äußeren Linien der Deutschen! Daß man so etwas wagte, kann nur durch das Bewußtsein so großer numerischer Überzahl und das Vertrauen auf die seltene Tüchtigkeit der Truppen entschuldigt werden. Solche zufällige Nebenumstände haben aber nichts mit der Theorie der Kriegskunst zu schaffen. Wenn die Karten so ungleich gemischt sind, daß man alle Trümpfe in der Hand hält, könnte auch ein Stümper, bei noch so unaufmerksamem Spiel, die meisten „Stiche machen".

Daß man am 17. den überlegenen Feind nicht durch neue Angriffe reizen wollte, ist nur zu erklärlich. Allein, das durfte man wohl erwarten, daß nun eine rastlose Thätigkeit entwickelt werde, um des Gegners Absicht zu erraten. Daß nichts dergleichen geschah, ist eine historische Thatsache, über welche nicht mehr debattiert wird. Statt selbst zu „sehen", ging das Hauptquartier nach Pont à Mousson zurück und erhielt erst abends die gewisse Meldung von Steinmetz, der Feind sei nicht abgerückt, sondern halte Stand. Dies war natürlich ein Augenblick von welthistorischer Wichtigkeit, und es galt jetzt geniale Intuition zu zeigen. Mit Recht erinnert Hoenig an das Verhalten des unerreichten korsischen Schlachtenmeisters in ähnlichen Fällen.

Hier setzt Hoenigs Einleitung ein mit den bezeichnenden Worten, man nehme allgemein an: „Der 17. und 18. August bildeten einen dunklen Punkt im Leben Moltkes und viele dunkle Punkte im Leben anderer; aus diesem Grunde sei es „inopportun", an diese Geschichte und Unterlassungen zu rühren. Man habe Rücksichten gegen verdiente Männer; es sei „un-

patriotisch" und „taktlos", Dinge zu erörtern, welche diesem oder jenem unangenehm sein müßten." Daß diese Befürchtung in der That begründet, hat Hoenig sofort erfahren müssen. Denn die „Kreuzzeitung" fiel mit wahrer Wut über ihn her, indem sie, ohne natürlich eine Zeile zu widerlegen, Auszüge herausgerissener Stellen brachte, um gleichsam die Dreistigkeit des Autors ad oculos zu demonstrieren und eine weithin sichtbare Warnungstafel auszuhängen. Wir brauchen für Unkundige, die sich von derlei dürftiger Autoritätsanbetung und Unfehlbarkeitserklärung blenden lassen, wohl nicht nochmals zu betonen, daß der Herr Verfasser keineswegs der erste beste ist, zumal er zu den wenigen gehört, die selbst als Offizier vor Metz gefochten haben. Befleißigen wir uns also lieber eines vornehmen, würdigen Tones und untersuchen wir ruhig seine Untersuchungen, welche beiläufig, um auch dies gleich einzuschalten, selber nicht ganz der Befangenheit in blinder Heldenverehrung entbehren.

Daß freilich gewisse Kreise, die an der Abfassung des Generalstabswerks beteiligt, sich durch Hoenigs Logik schwer verletzt fühlen, begreifen wir schon. Leider aber lauert wohl im Hintergrund der böse Wille, das einmal angenommene System nicht fallen zu lassen. Auch mag vielleicht verstimmen, daß dem Prinzen Friedrich Karl hier endlich sein volles Verdienst zugewogen wird, wenn auch zu überschwänglich in der Form. Denn einen Satz, wie „der Prinz ist an diesem Tage eine Feldherrnfigur, die vor einem Napoleon nicht aus dem Wege zu gehen braucht", sollte ein ernster Kriegshistoriker nicht niederschreiben. So umsichtig und thatkräftig dieser einzige Schlachtenfeldherr des modernen deutschen Heeres auch verfuhr, so selbständig er auch die ihm unklar gestellte Aufgabe bis zur äußersten Konsequenz entwickelte, so darf man eben nicht übersehen, daß die Richtung der II. Armee, also das eigentlich Entscheidende, ihm allerdings von Moltke vorgeschrieben war. Auch griffen die schönen Maßregeln des sächsischen Kronprinzen den verständnisvollen Befehlen Friedrich Karls schon vor. Dennoch bleibt bestehen, daß letzterer allein die verlorene Schlacht zu einem großen Erfolge umgestaltet hat durch die unbeugsame Sicherheit seiner Leitung seit 2 Uhr mittags, in klarer Erkenntnis der Sachlage und des nötigen zu erreichenden Zweckes.

Um 10½ Uhr erhielt er den Befehl Moltkes, den feindlichen rechten Flügel zu umfassen, aber unter der falschen Voraussetzung, derselbe stehe bei La Folie. Von da ab hörte jede nähere Verbindung auf, kein neuer Befehl lief ein, sondern Friedrich Karl focht selbständig seine Schlacht bis zum Schlusse durch. Die Verhältnisse, die er fand, entsprachen nicht dem Wortlaut der Moltkeschen Anweisung. Und wenn auch Moltke den Grundgedanken gegeben hatte, so blieb derselbe doch ungar in der Befehlsform,

schattenhaft im Endzweck. Der Prinz aber erkannte sofort, daß es sich nur um völliges Absperren Bazaines von der Straße nach Etain nordwestlich handeln könne, und drängte daher schon um 12 Uhr, kaum daß man den Feind bei Verneville eingesehen, das sächsische Corpskommando, die Verbindungen Bazaines im Moselthal zu zerstören. Gegen 4 Uhr, wo die Gefechtslage reifer geworden, und um 6 Uhr sandte er nochmals dringende Befehle dazu. Vollends zeigten seine mündlichen Weisungen um $8\frac{1}{2}$ Uhr abends, nach dem Fall von St. Privat, und am 19. früh 5 Uhr im Kreise der zu ihm bestellten Corpskommandos den prinzlichen Feldherrn als würdigen Abkömmling Friedrichs des Großen, wie denn die Hohenzollernfamilie in diesem vielverkannten genialen Manne eine ihrer bedeutendsten Imperatornaturen hervorgebracht zu haben scheint. In der genialen Auffassung der Sachlage kam der Prinz hier dem Chef des Großen Generalstabs zuvor und ordnete bereits an, was letzterer später genehmigte und dann etwas weiter ausbaute. Der Ruhm des Metzer Gesamterfolges geht in der Legende natürlich auf Moltkes Rechnung, aber die wirkliche That gehört dem Prinzen und ihm allein. (Vergl. G.-St.-W. II 682 und Anlage 23.)

Um 5 Uhr nachmittags erhielt Moltke die letzte Meldung von der II. Armee, deren Kampf sich unablässig weiter nördlich ausdehnte. Je weiter sich dieser Kanonendonner entfernte, wuchs Moltkes peinliche Ungewißheit. Erst nach Mitternacht erfuhr er die Siegesbotschaft von St. Privat und fühlte sich nicht länger als Geschlagener. Die Einwirkung des Oberstabschefs oder Höchstkommandierenden auf die gesamte Schlacht des 18. ist in direkter Hinsicht gleich Null. An die II. Armee hat er seit dem (infolge irriger Vermutung) unbrauchbaren Befehl von $10\frac{1}{2}$ Uhr, auf Amanvillers umfassend vorzugehen, also zwölf Stunden lang keinen Befehl gesandt. Dies verschuldet mit die falsche Wahl des Hauptquartier-Standorts während der Schlacht, anfänglich weit hinten, später zu sehr nach rechts bei der I. Armee. Hoenig verbreitet sich schwerfällig über diesen Punkt, wobei das hohe Alter und der Mangel an Rüstigkeit bei König Wilhelm und Moltke ins Gewicht falle, und mißt dem viele Übel bei. Allein, die Vermutung dämmerte ihm wohl nicht, daß diese unbegreifliche Selbstlähmung Moltkes, wodurch jede übersichtliche Leitung ihm zwischen den Händen zerrann und die fünf Corps Friedrich Karls thatsächlich ihre eigene getrennte Schlacht bestehen mußten, vielleicht eine ebenso triftige wie leichte Erklärung findet. Erstlich hat Moltke nicht unbedingt an Entscheidungsschlacht an diesem Tage geglaubt, eben wegen der Ungewißheit über die feindliche Stellung, und zweitens scheint er thatsächlich den Schwerpunkt auf den Steinmetz'schen Heerteil gelegt zu haben. Denn nur so ist der Befehl erklärlich, vom Bois de Vaux, nämlich von der äußersten rechten Flanke her die Franzosen

anzugreifen. Daß Steinmetz diesen Moltke'schen Befehl von $10\frac{1}{2}$ Uhr vormittags **nicht** ausführte, sondern nur einseitig in die Front von Gravelotte aus angriff, rechnet ihm Hoenig als schwerste Unterlassungssünde an. Nur deshalb sei hier nirgends ein Erfolg erzielt, weil die Moltke deutlich vorschwebende Umfassung nicht zum Ausdruck gekommen sei. Wir lassen dahingestellt, ob dies taktisch wirklich richtig gedacht. Doch zweifeln wir schier, daß ein Vordringen über Rozerieulles möglich gewesen, da hier vom andern Moselufer die Forts und dort postierte Gardebatterieen eine überwältigende Wirkung auf die deutsche Flanke üben konnten, sobald dieselbe vordringend in ihr Bereich geriet. Die französische Stellung war gerade hier außerordentlich stark. Ferner würde ein Zusammenziehen des VII. Corps gegen Rozerieulles notwendig die ausgedehnte Schlachtlinie des VIII. Corps geschwächt haben, so daß ein Vorstoß Leboeufs am Gehölz Genivaux viel Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Hingegen lud gerade in der Front die Mance-Schlucht ein, hier den Hauptangriff zu versuchen, da die waldigen Bodeneinschnitte dem Stürmer einige Deckung gewährten und der südwestliche Schluchtrand für Geschütze passende Stellung bot. Und gerade solche heftigen Frontalstürme würden den Zweck erfüllt haben, welchen das G.-St.-W. dem General Steinmetz zuschiebt: die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen. Wir gewinnen daher bei näherer Betrachtung den Eindruck, als ob auch Hoenig hier im Dunkeln tappe, wenn er Steinmetz' Hauptschuld eben darin sieht, daß er Moltkes Direktive einer Flankenumfassung nicht begriffen habe. Denn nur **dann** konnte Moltke darauf solchen Wert legen, wenn **hierhin** der entscheidende Accent gelegt werden sollte. Stimmt dies aber, so hat man bisher, wie Hoenig im übrigen auf S. 177 schon andeutet, die Aufgabe der I. Armee absichtlich entstellt und durch spätere Zuthaten verdunkelt, d. h. nach dem Gesamtverlauf jener von der II. Armee erzwungenen Entscheidung nachträglich zurechtgemacht. Denn Moltke hat dann augenscheinlich **gerade hier auf dem rechten Flügel** den Sieg gesucht und eben deshalb das Hauptquartier am Nachmittag dorthin verlegt! Und Hoenig selbst scheint der Entdeckung dieser Wahrheit, welche an Wahrscheinlichkeit gewinnt, je mehr wir sie betrachten, sehr nahe gewesen zu sein. Das Hauptquartier, schon von Flavigny um 2 Uhr nach Rezonville verlegt, ließ dort die große Armeereserve (das frische II. Corps) fürs erste verbleiben, doch verfügte offenbar schon darüber, daß es nach dem **rechten Flügel** rücken solle. Nun, gewöhnlich pflegt man die große Reserve nicht gerade nach **dem** Punkte abzuzweigen, wo man den Feind bloß hinhalten will! Um $\frac{1}{2}5$ stellte Moltke sich nun direkt bei Gravelotte auf. Daher schreibt Hoenig (S. 175), es gewinne den Anschein, „als ob man **an die Entscheidung bei Gravelotte** geglaubt hätte und aus **diesem**

Grunde erst den schlechtgewählten Standpunkt (Rezonville) verlassen, um der Entscheidung selbst nahe zu sein".

Hoenig ahnt hier offenbar noch mehr, als er Wort haben will. Denn er fragt ironisch, indem er die ungerechten Vorwürfe gegen Steinmetz im Generalstabswerk entkräftet, dessen falsche Darstellung auch in chronologischer Hinsicht er schlagend nachweist: warum denn Moltke seit 12 Uhr, wo er die Weisung ergehen ließ, Steinmetz möge nur „Artillerie zeigen", bis die II. Armee heran sei, nie mehr etwas von sich hören ließ?! Er hatte morgens $10\frac{1}{2}$ Uhr befohlen, bei Gravelotte und Bois de Vaux anzugreifen; um $1\frac{1}{4}$ Uhr empfing Steinmetz die Belehrung, das „vereinzelte Gefecht bei Verneville" bedeute noch nichts, d. h. der „gleichzeitige" Angriff beider Heere müsse noch verschoben werden. Um diese Zeit aber wußte man bei der I. Armee schon genau, daß kein „vereinzeltes" Gefecht vorliege, sondern das ganze IX. Nachbar-Corps hart bedrängt werde. Man trat also in die allgemeine Schlacht ein. Warum belehrte man denn Steinmetz, der ununterbrochen rechtzeitig über den Stand des Gefechts meldete, nicht darüber, was unter „gleichzeitig" zu verstehen sei? Warum hat er bis 5 Uhr nicht den leisesten Wink erhalten, wie doch das Generalstabswerk S. 696 als Maßstab seiner Aufgabe nachträglich betont, was unter „abwartendem Verhalten der Hauptkräfte" zu verstehen sei? Selbst als Steinmetz um $\frac{1}{2}5$ Uhr erklärte, er könne keine Fortschritte machen, wenn nicht gegen den rechten französischen Flügel etwas geschehe — er glaubte wohl immer noch, die Stellung ende bei Amanvillers —, erhielt er keine Aufklärung. Warum? Weil das große Hauptquartier selbst jede Leitung verloren hatte und sich nach 5 Uhr von der II. Armee so völlig abgeschnitten sah, als fechte diese größere Hälfte des deutschen Heeres auf irgend einem andern Planeten. Um $6\frac{1}{2}$ Uhr ermannte es sich zu seiner einzigen direkten Willensäußerung an diesem Tage: Der König befahl Steinmetz, indem er ihm das frische II. Corps überwies, „alle noch verfügbaren Kräfte gegen die Höhen von Point du Jour in Bewegung zu setzen". Handelt man so, wenn man den Feind beschäftigen will, damit der entgegengesetzte Flügel, von welchem die Sorge des Gegners hierdurch abgezogen, leichter sein Werk thue? Nein, so handelt man, wenn man gerade hier die Entscheidung sucht! Durch die späteren Zurechtstutzungen hat sich freilich bisher noch jeder Kritiker blenden lassen. So findet Boguslawski („Entw. d. Taktik" II 127) für Steinmetz' „verfrühten" Angriff nur die schwache Entschuldigung: Das Hinhalten des Feindes müsse früher oder später in solchen Lagen zum Festhalten werden. — Allein, Steinmetz hat nicht verfrüht angegriffen, und vor allem, was uns das Wichtigste: Ein bloßes Scheinangriffsverfahren war keineswegs beabsichtigt. Sondern man hat dies nachträglich, allen vorliegenden Weisungen und Anordnungen

zuwider, als Plan dem Oberbefehl untergeschoben, um in die Verworrenheit einen Sinn zu bringen. Unstreitig beweist gerade Moltkes Betonen des Flankenstoßes, was laut Hoenig der arme Steinmetz nicht „begriff" (wir sprachen schon oben unsere Zweifel aus, ob dieser Flankenangriff wirklich den Verhältnissen entsprochen hätte), daß hier ernstlich angepackt werden sollte und daß somit ein Umfassen beider feindlichen Flügel in Moltkes Absicht lag. Nun versteht sich bei der heutigen Taktik die Umfassung in jedem Falle und an jedem Orte eigentlich ganz von selbst und man braucht von solch selbstverständlicher Absicht nicht ein Wesens zu machen, als ob es sich hier um eine tiefbedeutsame Idee handle! Wir haben aber schon an früherer Stelle betont, daß ein strategisches Umfassen beider Flügel sich schwerlich empfehlen dürfte, da hierdurch notwendig das Centrum zu arg geschwächt wird und man außerdem Gefahr läuft, seine Umfassungskraft auf zwei Punkte zu zersplittern, statt sie mit voller Wucht an einem strategisch wichtigsten Punkte einzusetzen. Um letzteren aber hat sich Moltke so wenig gekümmert, daß er, im Bann des örtlich nächstliegenden Standpunkts verharrend, sogar am 19. noch den König den historischen Schlachtbrief verfassen ließ, dessen Bericht dem Entscheidenden (Fall von St. Privat) nebensächliche und dem Geringwertigen höchste Bedeutung zumißt, vornehmlich den verfehlten Abendsturm der Pommern als Entscheidung betonend — ein Wahn, der selbst heute noch im Publikum spukt! Da liegt denn der Verdacht nahe, daß Moltke thatsächlich auf die Umfassung dieses feindlichen Flügels sich gesteift hatte. —

Die französische Stellung hatte eine Länge von 17000 Schritt; die Reserve stand 4000 Schritt entfernt dahinter.

Die Ausdehnung der deutschen Linie um 6 Uhr betrug 20000 Schritt, welche sich am Abend auf 16000 Schritt verengte, durch das Herumklappen des linken deutschen Flügels.

Der Aufmarsch geschah mit sicherer Methodik, gemäß dem Befehl Moltkes vom 17. um 2 Uhr mittags, Höhe von Flavigny. Das VII. Corps blieb stehen, das VIII. schwenkte rechts ein und diese Bewegung pflanzte sich dann bei der II. Armee fort, deren Abmarsch in Staffeln vom linken Flügel her erfolgte. Man marschierte also längs der feindlichen Front vorbei und hielt jedes einzelne Corps, sobald es den Feind vor sich sah. Da man über die Ausdehnung des feindlichen rechten Flügels von Stunde zu Stunde wechselnde Anschauung erhielt, so wurde die beabsichtigte Umfassung desselben nur ermöglicht durch immer weiteres Ausholen nach Norden. Hierbei trat eine Verschiebung des Garde- und XII. Corps ein, deren Kreuzung bei Mars la Tour erst um 9 Uhr morgens beendet war, was eine nachteilige Verzögerung für die Garde zur Folge hatte, weshalb sie ihren Auftrag zu

spät erfüllte, nach Amanvillers die Fühler auszustrecken und das IX. Corps zu decken. Diese traurigen Nachlässigkeiten ohne ersichtlichen Zweck, welche noch das G.-St.-W. beschönigt, hat Moltke in seinem Buche scharf gerügt. Auf diese Weise kam übrigens das Sächsische Corps anfänglich gleichsam in zweite Linie, links rückwärts der Garde, und es gehörte die eigene Entschlußkraft des Kronprinzen Albert dazu, um so schnell und rechtzeitig die ihm zufallende Rolle zu übernehmen. Er ließ seine Kavalleriedivision schon am 17. vorgehen, während die preußische sich verschnaufte, und trieb seine Avantgarde gegen Valleroy vor. Durch solch energisches Auskunden war er daher bald in der Lage, den Befehl Friedrich Karls um Mittag, auf St. Marie vorzurücken, durch selbständiges Ausholen auf Roncourt zu verbessern. Dieser Befehl, die Marschroute eines ganzen Corps ändernd, verrät echtes Feldherrntalent, da man berechnen konnte, erst spät abends werde dies Ausholen wirksam werden, ohne dasselbe aber werde überhaupt kein Erfolg zu erzielen sein. Der Entschluß des Kronprinzen Albert von 2 Uhr (G.-St.-W. 752) gelangte um 3 Uhr (G.-St.-W. 742) in Friedrich Karls Hände und mochte Letzteren wohl mit dem Hochgefühl durchdringen, daß zwei deutsche Fürsten diesmal als berufene Feldherren auftraten.

Nachdem wir nunmehr festgestellt, daß von einer Oberleitung am 18. August keine Rede war und jeder Anteil an den taktischen Vorgängen dem Hauptquartier entschlüpfte, kommen wir zum letzten Endziel: Entspricht der taktische Bankerott der Schlachtenleitung einem gleichen Versagen der strategischen Anlage?

Friedrich Karl gab 5½ Uhr morgens den zu ihm beschiedenen Generalen mündliche Weisungen, laut G.-St.-W. p. 682 nachstehenden Inhalts am Schluß: „Der Feind ist angeblich gestern Abend im Abmarsch auf Conflans gewesen. Auch die gestern im Biwouak bei Gravelotte beobachteten 3 Divisionen werden voraussichtlich abmarschiert sein, andernfalls aber vom General v. Steinmetz angegriffen werden, in welchem Falle dann das IX. Corps zunächst zum Eingreifen kommen kann. Ob sich aus dem Allen für die II. Armee eine Schwenkung nach rechts oder links ergeben wird, ist noch nicht zu bestimmen." In diesen mündlichen Weisungen findet sich auch eingangs zum ersten Mal als schon „bisheriger Auftrag der II. Armee" erwähnt, es gelte „den Feind von Verdun und Chalons abzudrängen", wofür keinerlei schriftliches Zeugnis vor dem 18. abgedruckt werden kann; sogar die Imperatorworte des Prinzen vom 18. abends und 19. früh, ähnlichlautenden Sinnes, werden uns nur als „mündlich" erlassen mitgeteilt! Wir möchten also die Historiker der Zukunft darauf aufmerksam machen, daß irgend ein schriftliches Zeugnis für den angeblich vorbedachten Metzer Plan nicht zu erbringen ist, aus dem einfachen triftigen Grunde, weil er anfänglich gar nicht bestanden hat und erst nachträglich untergeschoben wurde.

Deutsche Militärkritik bewundert natürlich den Aufmarschbefehl Moltkes als „klassisch". War der Feind im Abmarsch begriffen, so wollte man ihn anfallen und zur Schlacht zwingen; stand er noch bei Metz, so wollte man ihn von Nordwesten her nach Metz hineinwerfen; das Einschwenken, mit Vornehmen des linken Flügels, vereinte bewunderswert beide Zwecke. So lautet die offizielle Lobpreisung und das klingt ja recht schön. Wahr muß auch bleiben, daß Moltkes Befehl die Uridee des Tages, die Richtung des Erfolges, scharf und bestimmt skizziert hat. Aber mochte dies unter den obwaltenden Verhältnissen ein solches Kunststück sein?

Der linke feindliche Flügel stand noch am 17. Vormittags mit Nachhut westlich von Gravelotte, bei Rezonville. Das III. und X. Corps vermochten gegen ihn nicht mehr offensiv zu verfahren; dafür waren das IX. Corps rechts von Vionville und das VIII. Corps bei Gorze massiert. Steinmetz hatte dort schon bis abends enge Fühlung mit dem Feind, sein VII. Corps am Bois de Vaux. Es verstand sich also ganz von selber, daß letzteres am Feinde stehen blieb, das VIII. über Gravelotte vorrückte, das IX. nordöstlich von Rezonville sich entwickelte. Das XII. Corps hatte seine Vorposten gegenüber dem rechten französischen Flügel, wo besonders das IV. Corps gestanden hatte. Hier „fühlte" und „sah" man den Gegner nicht, in der Besorgnis, ihn durch Auskundung reizen zu können; doch trieb Kronprinz Albert seine Reiter nördlich gegen die Straße Conflans-Etain vor. Ohne sonderlichen Erfolg, siehe die Meinung des Oberkommandos noch am andern Morgen, daß Bazaine „angeblich gestern Abend im Abmarsch auf Conflans gewesen sei". Nun hatte aber schon bei Tagesanbruch des 17. dieser feindliche Flügel die Rückwärtsschwenkung vollzogen, 14 Kilometer von Bruville bis St. Privat, und stand schlachterwartend seit vorigem Nachmittag die Nacht hindurch dort fest. Der andere Flügel vollends hatte die 8 Kilometer von Rezonville bis Point du Jour schon mittags durchquert und bot abends den rekognoszierenden Stäben der I. Armee eine furchtbare Front.

Auch ein wenig geübter Heerführer hätte hier die Maßregel ergriffen, Steinmetz diesem Frontfeind gegenüber stehen zu lassen, da die Stellung bei Moscou ja die II. Armee überwachte und bedrohte, falls dieselbe den Hauptteil des französischen Heeres anfiel, der vermutlich nordwärts auf Briey oder Diedenhofen abgezogen war. Hier nimmt es schon Wunder, daß Friedrich Karl dennoch den westlichen Abmarsch auf Conflans voraussetzte, da die ihm bekannte südöstliche französische Stellung Verneville-Rozerieulles ja dann räthselhaft und sinnlos gewesen wäre, falls man sie als eine Art deckender Nachhut auffassen mochte! Außerdem dünkt uns wunderlich, daß obengenannte schmale Linie von höchstens 9000 Schritt

einem Techniker wie Moltke wahrscheinlich vorkam — als Stellungsraum für „125—150000 Mann", wie man laut G.-St.-W. die Franzosen schätzte!

Sprang aber die Unwahrscheinlichkeit dieser Stellung ins Auge, so mußte Moltke schon am 18. früh berechnen können, daß die französische Schlachtlinie sich weiter nordwärts ausdehne, und sein geübter Blick auf die Karte konnte ihm recht wohl St. Marie und St. Privat als notwendige Stützpunkte des rechten Flügels verraten, schon aus taktischen Geländegründen. Strategisch um so mehr, als dort die Straße nach Briey über Auboués sich abbiegt. Erriet er aber erst dies, was so nahe lag, so konnte auch nicht der geringste Zweifel über Bazaines Absicht obwalten, die Deutschen in dieser Schlachtstellung anrennen zu lassen. Alle Unklarheiten der Befehlführung, die am 18. so schwer sich rächten, schwanden hiermit. Thatsächlich aber haben die deutschen Hauptquartiere, siehe die obencitierten „mündlichen Weisungen" Friedrich Karls, an den Abmarsch Bazaines geglaubt, trotz der festgestellten Defensivlinie französischer Massen bei Moscou. So ergiebt sich denn das seltsame Bild, daß eine große Hauptarmee, am ersten Tage (16.) mit der feindlichen Hauptarmee sich mißt, am 17. ihre Gesamtmasse auf einem Fleck zusammenzieht, in nächster Fühlung mit dem langsam weichenden Feind, und am dritten Tage zu weiten Märschen ausholt, um die angeblich Abmarschierenden noch abzufangen, während die feindliche Gesamtmasse überraschend dicht vor ihr steht, zum Schlagen bereit! Die Kriegsgeschichte kennt keine ungünstigere Lage, nichts Ähnliches an Zeit- und Kraftverschwendung. Die äußeren Flügel beider Heere waren 16 Kilometer auseinander, also einen kleinen Tagemarsch unter normal ungestörten Verhältnissen. Das IX. Corps brauchte 6, die Garde 8, die Sachsen 10 Stunden Marsch, um die nötigen Angriffspunkte zu erreichen. Centrum und rechter Flügel standen seit 1 Uhr in heißem Kampf um die vorgesteckten Ziele, der Feuerkraft des französischen Gesamtheeres ausgesetzt, bis die Garde um 5 Uhr und die Sachsen fast eine Stunde später die Richtung auf ihr Angriffsobjekt einschlagen konnten! Man mag noch so viel zur Entschuldigung einer Schlachtentwickelung aus dem Anmarsch heraus anführen, die Theorie wird es unbedingt verwerfen müssen und der gesunde Menschenverstand sagt klar genug, daß man nicht seine frische Kraft in der größeren Hälfte des Tages zum Anmarsch vergeuden dürfe, um dann müde in der zweiten Tageshälfte gegen den ruhig wartenden ausgeruhten Feind den Entscheidungskampf aufzunehmen! Und wirklich wäre die Niederlage Bazaines gewiß verschärft worden, wenn St. Privat schon um 5 Uhr gefallen wäre, dessen Fall sich durch die Entfernungen der Umgehungsmärsche so lange verzögern mußte.

Die gegnerischen Linien bildeten einen Winkel, der sich innerlich berührte am Bois de Vaux. Liegt es nicht auf der Hand, daß Moltke dort

seinen Angriff durchzudrücken dachte? Alle von uns aneinander gereihten Thatsachen bringen uns zu dem Verdacht, daß man deutscherseits nicht an einen ernsten Hauptkampf der II. Armee gedacht hat. Eben deshalb wurde dort am 17. so arg durch fehlende Auskundung gesündigt, da sonst unbedingt Reiterei auf Auboué hätte vorgehen müssen, um wenigstens den vermuteten Abmarsch der Franzosen auf Briey festzustellen, da man im letzteren Falle doch jedes Gefecht dabei vermeiden konnte. Gerade weil die deutsche Oberleitung nichts erriet und nichts berechnete, auch weil der moralische Eindruck des Leichenfelds vom 16. ein ungünstiger war, verstrich thatenlos die unwiederbringliche Zeit am 17. und mußte der ganze Vormittag des Entscheidungstages erst geopfert werden, um überhaupt des Feindes habhaft zu werden, der doch ruhig und festen Fußes seit 24 Stunden auf seinem Platze stand, sich einbuddelnd und verschanzend.

Niemand ist allwissend. Aber von einem echten, genialen Feldherrn verlangen wir eben jene dichterische Vorstellungsgabe in divinatorischer Intuition, welche das Unsichtbare und Ungreifbare sieht und greift, die Situation sich klar veranschaulichend. In Erwägung der Umstände dürften Moltkes Operationsbefehle schwerlich die Ehrfurcht verdienen, welche noch Hoenig ihnen entgegenbringt, obschon nicht verkannt werden darf, daß aus ihnen der spätere Erfolg Friedrich Karls sich logisch entwickelt hat. Aber es waren Selbstverständlichkeiten, keineswegs das Ei des Columbus. Was richtig an diesem „Kunstwerk“, war sehr einfach; was unklar und unsicher daran, zeugt von sehr geringer Kombinationsgabe. Napoleon hätte am 17. einfach Reiterei nach Conflans und weiter nach Auboué vorgetrieben; dann wußte er schon, woran er war, und konnte schon am Abend den Vormarsch auf St. Marie diktieren.

Hätte nicht der feldherrliche Kronprinz von Sachsen schon am 17. selbstständig in dieser Weise seine Kavalleriedivision verwandt und sich vermutlich schon damals seine eignen Gedanken gemacht — hätte er ferner nicht schon um 2 Uhr, abweichend von dem Angriffsbefehl auf St. Marie, die Umgehung über Roncourt gelenkt, so kamen selbst die verständnisvollen Befehle Friedrich Karls zu spät, und diese Entscheidungsschlacht des ganzen Krieges blieb verfahren von Anfang bis zu Ende.

Verringert sich somit auch die Anerkennung der strategischen Schlachtidee, so bleibt noch zu untersuchen, welchen Wert der berühmte Metzer Plan besessen habe, d. h. das Hineinwerfen Bazaines in die Festung. Dem Marschall war am 16. allerdings die Straße über Mars la Tour entrissen worden; die Straße über Conflans aber beherrschte er von Bruville aus noch vollkommen. Allein, dieser Abmarsch nach der rechten Flanke bot immerhin Fährlichkeiten. Blieb also, wenn er rückwärts nicht durch konnte

oder wollte, die Straße nordwärts nach Briey. Doch selbst diesen sicheren Ausweg, der bis zum 18. früh benutzbar blieb, gab er preis, denn die Straße befand sich bei St. Marie bereits im Kampfbereich der Deutschen, schloß sich also, falls sie die französische Stellung dort nach Osten abdrängten. Blieb ihm also nur noch die Straße nach Diedenhofen, die ziemlich senkrecht auf Metz zuläuft und in der Luftlinie einen spitzen Winkel mit Bois de Vaux bildet. Auch diese wollte ihm Friedrich Karl am 19. durch einen Stoß auf Woippy verlegen. Unnötig, denn sogar diese letzte Rückzugspforte verschmähte der Marschall, indem er einfach nach Metz aufs andere Ufer ging. Er hat sich somit geflissentlich jede Rückzugsstraße versperren lassen, die er an jedem der entscheidenden Tage benutzen konnte. Man nannte dies deutscherseits: unseren Absichten verblendet in die Hände arbeiten. Allein, wir wissen jetzt längst, daß dies wohlerwogene Absicht war, und Moltke spricht in seinem Buche (S. 38) geradezu die Absicht aus, nur „politische" Gründe hätten den Marschall schon am 16. zu dem Entschlusse gebracht, bei Metz zu verbleiben. Sobald wir aber erkennen, daß Bazaine freiwillig auf den Abmarsch nach Verdun verzichtete und in die angebliche Mausefalle Metz hineinging, zerrinnt die legendäre Bewunderung des Moltkeschen angeblichen Planes, ihn nach Metz hineinzumanövrieren, in eitel Dunst. Wir sehen ja aus den Befehlen Friedrich Karls am Morgen des 18. zur Genüge, daß ein solcher Plan gar nicht bestehen konnte, weil man Bazaine bereits nördlich nach Briey oder gar westlich nach Conflans entkommen glaubte, es also nur galt, die am 17. verlorene Zeit durch rasches Verfolgen dorthin wieder einzubringen. Erst am 19. früh entstand der Cernierungsplan, nachdem festgestellt, daß Bazaine sich cernieren lassen wollte!! (Vergl. übrigens G.-St.-W. I Schluß und II 920—23.)

Laut Telegramm des Marschalls von 2 Uhr mittags des 18. an Mac Mahon, scheint er sogar für seinen Rücken besorgt gewesen zu sein, wie Hoenig es auslegt. Doch kann man dies wohl auch so verstehen, daß er sich den Rückzug auf Diedenhofen freihalten und sichern wollte. Damals fabelte er auch von einer preußischen „Reservearmee" am rechten Moselufer, wo nur das I. Corps Manteuffel stand. Die charakteristische Folge und Gefahr jeder Defensive ist eben die Ungewißheit über die Angriffsrichtung des Gegners. Daß er also seine Reserve anfangs nahe an Metz hielt, entspricht seinem Gedankengange, die Deutschen müßten suchen, ihn von Metz abzudrängen. Allerdings trifft Hoenig unbedingt das Richtige, wenn er S. 28 folgert: „Der Marschall wollte weder von Metz abgedrängt noch in die Festung hineingeworfen werden, sondern lediglich in Verbindung mit ihr bleiben und, gestützt und angelehnt an sie, sich verteidigen und stärken." Allein, als nun am Abend des 18. die letzte Wahl an ihn

herantrat, ob er nicht dennoch einen ungeordneten Rückzug bei Nacht, gedeckt durch seine Reiterei, während die deutsche hier noch nicht brauchbar wurde, auf Diedenhofen antreten solle, zog er es dennoch vor, lieber „hineingeworfen" als „abgedrängt" zu werden und rettete sich nach Metz hinein. Also stand das Ziel, bei Metz zu bleiben, doch immer als bestimmend vor seiner Seele; seine Hoffnung, sich bloß anlehnen zu brauchen, die von dem Ausgang der Verteidigungsschlacht abhing, kam erst als zweite Rücksicht, welche der Taktiker in ihm auslöste. Als Stratege und Politiker drehte sich ihm alles um Behauptung von Metz. Wohl wahr, er hätte in der Richtung auf Gravelotte offensiv vorbrechen können, doch gesteht Hoenig selber zu, daß die Waldschluchten hier eine Offensive nicht begünstigten, sondern erschwerten. Und der napoleonisch großartige Gedanke, Metz sich selbst zu überlassen und sich auf dem rechten Moselufer auf die rückwärtigen Verbindungen der Deutschen zu werfen, Metz dann als Stützpunkt für seinen rechten (statt linken) „Flügel ausnutzend," verbot sich bei einem verantwortlichen General von selbst; ein Souverain hätte so handeln dürfen. Zudem konnte er befürchten, auf neue deutsche Reserven zu stoßen, bis ein eherner Ring ihn allseits von Metz abgedrängt und ihm vielleicht gar ein Sedan bereitet hätte. Ein Gleiches stand dem Abmarsch nach Norden im Wege, wo er, wenn rechtzeitig eingeholt, an die belgische Grenze gedrückt werden konnte. Und auch der ihm zugemutete Abmarsch auf Verdun sah nicht verheißungsvoll aus, wenn er ins Bereich der III. Armee geriet, ehe er Mac Mahon erreicht hatte. Man soll daher nicht die politischen Beweggründe Bazaines in den Vordergrund rücken, da auch rein militärische hier volles Gewicht hatten. In Anbetracht aller ihm drohenden Verlegenheiten, blieb es für ihn das Ratsamste, den Feind durch Defensivschlacht zu entkräften. Gelang dies in bedeutendem Grade, blieb ihm die Wahl, immer noch den Abmarsch nordwärts zu versuchen, diesmal ungestörter und wenig gefährdet. Doch glauben wir bestimmt, daß er trotzdem bei Metz verblieben wäre, angelehnt daran und auf beiden Moselufern drumherum operierend. Das Resultat des 18. war für ihn kein glänzendes, allein es sah sich französischerseits keineswegs so fatal an, wie die Deutschen, wenigstens die II. Armee, annahmen. Der Diakon Prinz Radziwill, der später nach Metz hineinging, hat bezeugt, daß die französischen Offiziere sich steif und fest für Sieger in den Metzer Schlachten hielten, trotz ihrer Rückzüge. Offenbar überschätzten sie sogar noch den deutschen Verlust; immerhin kosteten die Metzer Schlachten uns über 40000 Mann, während die Franzosen nur über 30000 einbüßten. Außerdem mußten aber die Gewaltmärsche der einzelnen deutschen Corps die Gefechtskraft derselben physisch vermindert haben. Dies alles hat Bazaine thatsächlich erreicht, also mit

seiner Absicht einen Erfolg errungen. Seien wir aufrichtig: Er ist im Grunde nicht strategisch, sondern nur taktisch gescheitert, insofern er die Stellung bei St. Privat für fester hielt als sie war, wenigstens gegen so ungewöhnliche Truppen wie die deutschen. Vor allem gab es dort keine „rückwärtigen Stellungen" (Brief an Canrobert, 10 Uhr morgens), auf die man sich nach dem Fall des Dorfes zurückziehen konnte, und hier lag gerade die Achillesferse der „uneinnehmbaren" Stellung. Unseres Erachtens irrt Bazaine auch, wenn er Canrobert vorwirft, nicht „in möglichst schmaler Front", wie ihm vorgeschrieben, gefochten zu haben. Im Gegenteil wäre es angezeigt gewesen, Roncourt und St. Marie viel stärker zu verteidigen.

Wir haben bis zum Überdruß erörtert, daß Bazaine nicht durch überlegene Feldherrnkunst Moltkes, wie die Legende will, nach Metz „hineingeworfen" wurde, sondern freiwillig auf den Abmarsch verzichtete. Jetzt erübrigt noch zu untersuchen, ob die Anordnungen des Großen Hauptquartiers den thatsächlichen Verhältnissen, nicht etwa dem erst am 19. untergeschobenen Cernierungsplan, entsprechen. Daß Bazaine am 17. weder westwärts noch nordwärts abgerückt wäre, selbst wenn er dies gewünscht hätte, beruht auf seinem totalen Munitionsmangel nebst Rücksicht auf Proviant, Verfuhrwesen, Kranke und Verwundete, was alles von Metz aus ergänzt und gebessert werden mußte. Doch konnte er damit bis 17. abends fertig sein, jedenfalls in der Nacht und am Morgen des 18. in bester Verfassung abrücken. Deutscherseits wurde dies allseitig angenommen, denn Moltke schreibt selbst auf Seite 48 seines Buches: die Meldung der sächsischen Kavalleriedivision, auf der Straße nach Etain sei nichts vom Feinde zu sehen, habe „jedoch nur" gezeigt, „daß am 17. die Franzosen den Abmarsch noch nicht angetreten hatten". Sie konnten also noch in der Nacht abziehen und, wie wir ja wissen, ging Friedrich Karl ursprünglich von dieser Ansicht aus. Es wird regelmäßig behauptet, die II. Armee habe bei ihrem Vormarsch den Feind in der Richtung zum Orne-Fluß auffinden und „stellen" können. Nun marschiert aber eine — notabene noch nicht geschlagene — Armee auf dem Rückzug naturgemäß schneller, als die verfolgende, welche aus guten Gründen immer in Schlagbereitschaft marschieren muß. Bei einem Vorsprung von mindestens 12 Stunden wären die Franzosen also gar westlich nach Etain entwischt, falls man sie bis zum 18. früh ungestört ließ, wie geschah. Nordwärts auf Briey aber hatte der französische rechte Flügel, der schon am 17. nachmittags bei Montigny la Grange und St. Marie Lager bezog, bis wohin die Deutschen am 18. noch viele Kilometer in der Richtung auf St. Ail zurücklegen mußten, einen Vorsprung von mindestens 24 Stunden und zwar nördlich geradeaus, ohne wie auf der Straße nach Etain in der Flanke bedroht zu sein! Der linke Flügel, dessen Überführung auf die

Straße nach Briey Schwierigkeiten gemacht hätte, konnte ja über Woippy die Straße nach Diedenhofen benützen; diese Teilung war nicht gefährlich.

Wir halten es somit für erwiesen, daß Bazaine nicht mehr eingeholt und an der Orne oder an der belgischen Grenze zum Schlagen gebracht werden konnte, daß er somit seine Vereinigung mit Mac Mahon ohne besondere Fährlichkeiten vollzogen haben würde. Im Lichte der späteren Kapitulation gesehen, könnte ein Unkundiger also, trotz allem früher Gesagten, den Abmarsch Bazaines für heilsam erachten, obschon auch die Vereinigung mit Mac Mahon, dazu gerechnet die mißliche Verwirrung und Ermüdung jedes Rückzugs, nur die Vereinigung der drei deutschen Heere nach sich zog, deren Übermacht die Franzosen nur um so sicherer nach Paris hineingestoßen hätte. (Franzosen inklusive Vinoy 300000, Deutsche inklusive IV. und VI. Corps und Reservedivision Kummer 400000 Streiter.) Bazaine jedoch wollte eben nicht abmarschieren aus politischen Gründen und aus allgemeinen militärischen Gründen, die wir sattsam erörtert haben. Außerdem aber — und das ist zur Beurteilung der deutschen Heeresleitung maßgebend — konnte er unmöglich an eine so heillose Unthätigkeit glauben, wie die Deutschen am 17. sie bewährten. Er mußte daher mit Bestimmtheit voraussetzen, daß man ihm auf den Leib rücken und seinen Abmarsch möglichst belästigen werde. So kommt es im Kriege vor, daß man die Gunst des Glücks verscherzt, weil man dem Feinde mehr zutraut, als er will und kann.

Daß aber am 17. die Deutschen sich ohnmächtig fühlten, weiteres fürs erste zu unternehmen, geschweige durchzusetzen, daran trägt doch lediglich die halbkreisförmige Verzettelung der Corps die Schuld, sowie die Überhastung von Anfang an. Der unnütze Frontalstoß von Steinmetz bei Saarbrücken hatte naturgemäß den rechten Flügel der Deutschen zu weit vorgebracht, in Folge dessen derselbe am 14. am rechten Moselufer schon an Metz heranstieß. Man traf die Franzosen dort scheinbar im Begriff, aufs andere Moselufer abzurücken, was beiläufig nicht den vollen Abmarsch nach Westen, sondern nur einen taktischen Stellungswechsel zu bedeuten brauchte. Unter schwersten Opfern wurde der Feind „festgehalten", ohne jedoch den Abmarsch selbst irgendwie verhindern zu können. Im Gegenteil blieb der rechte Flügel (I. und VII. Corps) jetzt südöstlich vor Metz festgebannt. So mußte denn die II. Armee das Abfangen Bazaines allein übernehmen, obschon sie natürlich, in Folge des verfrühten Losbrechens der I. Armee, noch nicht auf deren Höhe angelangt war und daher in endlosem Marschbogen südlich ausholen mußte. Wie am 14. nur der rechte Flügel zum Teil (3 Divisionen von 6) gegen die Hauptmasse des französischen Heeres verblutete, so am 16. das Centrum (III., IX., X. Corps) zum Teil (7 Brigaden von 12)

gegen das ganze französische Heer. Jetzt hätte als logisch nur noch gefehlt, daß auch der linke Flügel (Sachsen und Garde) am 17. früh schon so westlich herumgeschwenkt wäre, um das angeblich auf Conflans abziehende französische Gesamtheer allein anzufallen! Natürlich weit abwärts, etwa bei Parfondrupt! Dann hatten sich nacheinander sämtliche deutsche Corps in Einzelkämpfen gegen die feindliche Masse abgequält und abgenutzt, und für die Verluste flossen ja die Reserven (II. und IV. Corps) nach! „Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode.“

Die grausame Ironie obiger Worte läßt sich nicht durch die Lehre ablehnen, daß ein strategischer Zweck — hier: den Abmarsch zu hindern — selbst mit taktischen Einbußen nicht zu teuer erkauft werde. Man wußte ja von Bazaines Absichten absolut nichts, konnte also die strategische Lage nicht so schlankweg von einem vorgefaßten Standpunkt aus beurteilen. Vor allem aber soll man gerade eine rein strategische Operation stets mit vereinter Kraft ausführen, zur Schlacht „jedes Bataillon heranbringen“, wie Napoleon sagte. Denn gerade wenn und weil man keine sonstigen taktischen Rücksichten nimmt, wird man taktisch meist keine günstige Lage finden und muß sich daher auch auf das Scheitern des strategischen Planes gefaßt machen, falls man sich die Aufgabe noch erschwert. Das Erschwerendste aber ist das Nicht-Versammeln aller irgend verfügbaren Kräfte, da eine rein strategische Absicht fast immer taktisch nur durch Übermacht zu erzwingen ist. Außerdem befiehlt landläufige Strategie, am entscheidenden Punkte immer stärker zu sein als der Gegner. Denn, wie Bonaparte und Moreau gesprächsweise vereinbarten: „es ist immer die größere Masse, die die kleinere schlägt“. Immer? Nein, allerdings hier nicht! Die unübertreffliche Tüchtigkeit des deutschen Soldaten machte alles wieder gut, was die oberste Führung verdarb. Jede andere Truppe der Welt wäre bei Spichern, Colombey, Vionville gänzlich geschlagen worden, wie auch keine andere Truppe jemals St. Privat weggenommen hätte. Mit solchen Mannschaften kann man die Welt erobern und nur das vielgeschmähte Heer des zweiten Empire war fähig, ebenbürtig damit zu ringen. Denn auch die Thatsache, daß die Besatzung von St. Privat noch eine Stunde lang nach der Erstürmung im Dorfe sich hielt gegen die Berserkerwut der norddeutschen Garde-Hünen, steht künftigen Geschlechtern als Beispiel hohen Soldatentums vor Augen.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Den Beschluß der Wintermusikzeit hat die königliche Akademie am Palmsonntag mit einem Konzert gemacht, dem durchaus der Stempel klassischer Größe aufgeprägt war. Das Programm umfaßte nur zwei Nummern: Händels Cäcilien-Ode und Beethovens neunte Symphonie. Die Ausführung des orchestralen wie das vokalen Teiles dieser in jedem Betrachte monumentalen Werke ersten Ranges ließ nichts zu wünschen übrig. Wenn als mitwirkende Gesangskünstler Herr Vogl und Frau Weckerlin genannt werden, so ist damit das höchste Lob schon ausgesprochen, und was die künstlerische Leistungsfähigkeit des Münchener Hoforchesters anlangt, so wüßten wir nicht, ob es nicht geradezu als Geschmacklosigkeit oder eher als journalistische Naivetät bezeichnet werden müßte, an den weltbekannten Ruf dieses vorzüglichen Instituts noch Lobesphrasen zu knüpfen. Das Nämliche gilt von dem längst bewährten Dirigenten Fischer, der als Leiter klassischer Musikwerke zu den ersten Kapellmeistern zählt, die Deutschland heute mit Stolz die seinen nennt. Nun will ich aber hinsichtlich der Beethovenschen Neunten mit vollkommener Unbefangenheit eine Nuance meines persönlichen Empfindens entschleiern, womit ich mich bei allen orthodoxen Musikfreunden wohl um allen Kredit bringen werde. Aber zur Not kann ein richtiger Mensch wohl ohne Kredit, aber niemals ohne rücksichtslose Wahrhaftigkeit gegen sich selbst leben. Also sei's darum: ich kann den Tropfen Ketzerblut in meinem gläubigen Gemüte nicht überwinden — Beethoven sei mir gnädig: der Schluß mit dem schwerfällig-schwülstigen Freudenlied seiner Neunten wird von mir nicht mehr als eine Erhöhung der vorausgegangenen unvergleichlichen Instrumentalsätze, sondern als ein minderwertiges Anhängsel empfunden. So oft ich die Neunte hörte — und ich habe im In- und Ausland keine Gelegenheit versäumt, sie zu hören, mit Andacht und Inbrunst zu hören, zweimal allein in Paris unter Lamoureux und dem unvergeßlichen Pasdeloup — jedesmal derselbe mit den Jahren sich steigernde Eindruck: der Schlußsatz zeigt trotz aller Gewalt und Schönheit in einzelnen Zügen nicht Beethoven auf seiner vollen Höhe — es ist ein Verlegenheitsschluß, eine künstlerische Not zur Tugend gemacht. Die Wagnerianer mögen mich totschlagen, der Meister überzeugt mich mit seiner an sich wundervollen Interpretation des Schlusses dieses Beethovenschen Geniewerkes nicht mehr. Bei der letzten Palmsonntag-Aufführung bin ich vor dem Schluß gegangen, weil ich den herrlichen Beethoven mit einem ungetrübten Eindruck, mit selig schwingender Seele verlassen wollte. Ich kann das Lied an die Freude in der Beethovenschen Komposition nicht mehr hören.

Nach diesem letzten Akademie-Konzert erschien unser Heinrich Porges, der nie genug zu rühmende, mit seinem Chor-Verein auf dem Plane, um die Frühlingsweltzeit einzusingen und zu weihen. Winterstürme weichen dem Wonnemond, wo Porges musizieren läßt. Ein Porgesisches Chor-Vereins-Konzert ist allen wahren Kunstfreunden ein ersehntes Ereignis. So war auch diesmal der große Museumssaal bis zum Ersticken überfüllt, und auf der letzten Stuhlreihe hatte Hans v. Bülow als Gast mit seiner Familie Platz genommen, eingekeilt in fürchterlicher Enge, und tapfer ausgehalten von der ersten bis zur letzten Note und darüber hinaus bis zum Verhallen des Beifallsjubels,

der dem Musikdirektor Porges zeigte, wie sehr er durch seine herrlichen Kunstgaben alle dankbaren Herzen verpflichtet. Das Konzert wurde eröffnet mit der Bachschen Motette „Ich lasse dich nicht“ für Doppelchor, ein Werk, in welchem Innigkeit und Kraft der Empfindung sich mit der künstlerischen Fülle und Schönheit des Ausdrucks und der persönlichen Eigenart des Gläubigen und Künstlers aufs Glücklichste verschmelzen. Dann folgten vier Wanderlieder von Uhland, in Musik gesetzt von Julius Kniese, die sich in ihrer vollströmenden Weise recht gut nach dem großen Sebastian hören lassen konnten. Was hierauf folgte, war eine Reihe von Perlen neudeutscher Liedeskunst, eine kostbarer als die andere: drei Duette für Sopran und Bariton (aus op. 4 und 6) von Peter Cornelius, sehr gut vorgetragen von Fräulein Dreßler und Herrn Gura, zwei Lieder von Richard Wagner aus seiner schweren Pariser Zeit: „Schlaf, holdes Kind“ und „Die Erwartung“, hinreißend gesungen von Fräulein Dreßler; sowohl in dem süß Mütterlichen wie in dem stürmisch Temperamentvollen der Liebesleidenschaft traf die Sängerin in überwältigender Vollkommenheit den richtigen natürlichen Ton. Der Beifallssturm legte sich erst, als die eminente Künstlerin das zweite Lied wiederholte. Nach dem Intermezzo eines längeren Klaviervortrags (Stücke von Liszt — Petrarca-Sonette — Chopin und Weber) ausgeführt von dem vortrefflichen Pianisten Prof. Josef Giehrl, folgten vier Gesänge für Bariton von Peter Cornelius („Auf ein schlummerndes Kind“ und „Auftrag“) und Liszt („Die Vätergruft“ und „In Liebeslust“) von Eugen Gura mit tadelloser Meisterschaft vorgetragen, und zum Schlusse drei geistliche Chöre für gemischte Stimmen von Peter Cornelius: „Liebe, dir ergeb' ich mich“, „Ich will dich lieben, meine Krone“ und „Thron der Liebe“, Werke, die in ihrem sechs- und achtstimmigen Satz schon so viele rein technische Schwierigkeiten bieten, daß nur hervorragend geschulte Sänger imstande sind, neben der sauberen und klaren äußeren Wiedergabe des polyphonen Themengewebes zugleich den tiefen gemütlichen Gehalt dieser Seelenergüsse edler Ton- und Versmeister zu erschöpfen und dem Zuhörerkreis wirksamst zum Mitempfinden zu bringen. Es giebt kein höheres Lob für den Porgesschen Chor-Verein, als die Versicherung, daß ihm die Lösung dieser Aufgabe in kaum zu übertreffender Weise geglückt ist. Damit ist zugleich die Stellung und Bedeutung dieses Vereins im Münchener Kunstleben fixiert: sie ist ersten Ranges. Doppelt wünschenswert wäre es daher, die Darbietungen desselben einem größeren Zuhörerkreis, als ihn der Museumssaal zu fassen vermag, zugänglich zu machen. Sollten sich in der reichen Kunststadt nicht die Mittel finden lassen, in einem der größten und akustisch besten Säle zu dem niedrigsten Eintrittspreis die Leistungen des Porgesschen Vereins den weitesten Kreisen in wahrhaft volkstümlichen Konzerten zugänglich zu machen? Welchen Erfolg hatte nicht der Volksbildungsverein mit seinen zwei versuchsweise veranstalteten Zwanzigpfennig-Konzerten im letzten Winter! Der große Saal vermochte die herbeiströmende Menge nicht zu fassen, Hunderte mußten wieder umkehren. Und es gab da doch nur einige klassische Kleinigkeiten für Klavier und Streichinstrumente zu hören. Aber so dankbar ist das Volk für jede ihm erreichbare gute Gelegenheit, aus dem Reiche der schönen Künste jene hehren Offenbarungen zu vernehmen, welche bei der heutigen kapitalistischen Gesellschaftsordnung nur den mit Mammon reich Gesegneten zugänglich zu sein pflegen. Wann werden wir einmal so weit in sozialer Erkenntnis und christlicher Empfindung vorgeschritten sein, wir Klugen, Gebildeten und Eingebildeten des modernen Staates, daß wir die Kunst nicht mehr als Luxus für den schwersten Geldsack, sondern als Seelenbrot für jedermann spenden, der herzliches Verlangen danach trägt, er sei reich oder arm an irdischem Gut, er gehöre zu einem Stande oder einer Partei oder einer Kirche wie er wolle? Warum lassen wir das Gemüt des Volkes bei billiger und schlechter

Biermusik, in Tingeltangeln und ähnlichen korrupten Spekulationsjuxanstalten veröden und verblöden? —

Das Theater am Gärtnerplatz hat am 20. April ein neues „Original-Volksschauspiel", wie es ausdrücklich auf dem Zettel genannt wird, „Der Musterhof" von Richard Manz (Mitglied des Theaters) und Hans Loherstorfer (Kaufmann und Schriftsteller) mit Erfolg zur ersten Aufführung gebracht. Die Handlung spielt zur Abwechslung einmal nicht im Hochlande, sondern in einem Dorfe Niederbayerns. Erste Originalität. Die Figuren haben nicht, wie in den bayerischen Volksstücken üblich, einen Stich ins Sentimentale, sondern ins Verzwickte, wenn nicht Verrückte. Zweite Originalität. Die ländlichen niederbayerischen Schönen schwärmen für den „Fortschritt der neuen Zeit" und rempeln die dickschädeligen Bauern mit modern-wissenschaftlichen Phrasen an. Dritte Originalität. Martin Reiner, genannt der „Hunger-Martl", ist in den ersten drei Akten ein vollkommener Trottel oder Depp, zwischen dem dritten und vierten Akt wird er von einem Stadtdoktor kuriert, so daß er im fünften Akt als Maschinengott auftreten, den Bösewicht entlarven und die Liebenden vor dem Standesamt, das nicht im Gemeindehaus, sondern unter freiem Himmel arbeitet, vereinigen kann. Vierte Originalität. Der Musterhofbauer Werner ist ein gelehrter Mann, der das eleganteste Hochdeutsch spricht, das man nur auf einer Bühne hören kann, jeder Zoll ein vollendeter Bildungsmensch des modernsten Maschinenzeitalters, dabei ermöglicht er jedoch unter seinem Gesinde so patriarchalische Gefühle und Verhältnisse, wie solche kaum in der romantischsten Biedermeierzeit bestehen mochten. Fünfte, aber noch lange nicht die letzte Originalität dieses niederbayerischen Volksschauspiels. Also, am Leben der Wirklichkeit gemessen, nichts weniger als eine echte, durch das Temperament eines Wahrhaftigkeitsdichters gesehene und nachgestaltete naturalistische Bauernkomödie. Ein Gemengsel von Echtem und Falschem, Naivem und bühnentechnisch Erklügeltem, Geradem und Schiefem. Aber da und dort eine frische Scene von packender Kraft und durchweg Aktschlüsse von flotter Wirkung. Die Inscenierung meisterhaft. Gespielt wurde auf der männlichen Seite vorzüglich — Herr Neuert bot als Hunger-Martl eine geniale Type seiner bekannten Specialität — auf der weiblichen Seite wurde stark in Puppenkomödie gemacht, d. h. die verehrlichen Damen waren in Kleidung und Gehaben, Geste und Gang nichts weniger als niederbayerische Dirndeln von echtem Schrot und Korn, sondern aufgeputzte, aufgeschminkte und salonbauernhaft zugerichtete Phantasiegeschöpfe, denen man die Komödiantinnen konventionellen Stils auf hundert Schritte ansah und anhörte, also ohne jede zureichende Fähigkeit, den Zuschauer kunstgerecht zu illusionieren.

Wenn wir von Fräulein Meittinger, dem verhältnismäßig urwüchsigsten Talent, und von Fräulein Noris, die ihren Gestalten immer noch künstlerische Physiognomie von einem gewissen modernen Reiz aufzuprägen vermag, absehen, hat das Gärtnertheater zur Zeit keine einzige Schauspielerin, die durch Frische, Originalität und starken Findergeist über das Durchschnittsmaß der Begabung hinausragt. Alle diese Weibchen wollen weniger charakteristisch, als pikant, gefällig, verführerisch aussehen und offenbaren damit nur, daß ihre feminine Eitelkeit größer ist, als ihre künstlerische Begabung. Fräulein Amalie Schönchen war die letzte bedeutende Schauspielerin von Eigenart und Wagemut, die das Gärtnertheater besessen.

Überhaupt will mir scheinen, daß in München die Entwickelung der Schauspielkunst mit der Entwickelung der übrigen Künste nicht Schritt gehalten habe. Als Herr Possart jüngst in einem sechsabendlichen Gastspielcyklus am Hoftheater seine weltbekannten Effektrollen vorführte, merkte man ganz deutlich, daß sich in den sechs Jahren seiner Abwesenheit nichts, aber auch garnichts verändert habe. Er war der alte Virtuos, als

welcher er München verlassen hatte, unverändert geblieben, und seine Mitspieler gaben den nämlichen Rahmen, ohne jede künstlerische Überraschung durch irgendwelchen neuen Zuwachs. Eine stille, stehen gebliebene Welt.

Und das ist auch gar nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß die Entwickelung der Schauspielkunst an die Entwickelung der dramatischen Dichtung gebunden ist von uralters her, und daß die Schauspielerei nur an neuen schauspielerischen Aufgaben, die ihr eine neue Poesie stellt, sich lebendig erhalten und in kräftiger Safterneuerung fortschreiten kann. Verschließt sich die Bühne den neuen dichterischen Idealen, sinkt sie, wie Max Bernstein sich treffend ausdrückt, zu einer „Huldigung an die Vergangenheit“ herab oder verknöchert im „Dienst der Gegenwart“, dem Alltagspublikum zu billigem Gefallen, statt an die „Vorbereitung der Zukunft“ zu denken, so verliert sie mit der Lust zugleich die Kraft zu höheren Zielen.

In einem solchen Dekadenz- oder Ermattungs-Stadium verwandelt sich der Schauspieler in einen einfach handwerksmäßigen Rollendarsteller (das Gegenteil von dem dichterisch-schöpferischen Gestalten-Verkörperer), der einzig und allein auf die Bühnenwirkung, auf Augenblickserfolge hinarbeitet, d. h. auf komödiantischen Effekt spielt. Damit ist der ideale Mensch großen Stils so gut wie der charakteristische Wirklichkeitsmensch von der Bühne verschwunden und der Schauplatz der weltbedeutensollenden Bretter wird von den Puppen, den homunculis theatralicis mehr oder weniger virtuos belebt, zur großen Befriedigung der auf ihre „Fächer“ eingeschworenen und eingepaukten Künstler und ihres anspruchslosen Publikums. Und diese große Befriedigung ist ohne große Anstrengung zu haben, denn im Grunde spielen diese fachkünstlerischen Herrschaften, die „Salondame“, der „Bonvivant“, die „Naive“, die „Heroine“ u. s. w. u. s. w. nur sich selbst, ihre eigene liebe Persönlichkeit in wechselnden Maskeraden, und das gute Publikum hat kein größeres Maß von Aufmerksamkeit, Grütze und Nachempfindung aufzuwenden als im Zaubersalon eines Taschenspielers. Es handelt sich nicht mehr um schwere Kunst, sondern um angenehme Kunststückchen, um Theatralik.

In einem solchen Dekadenz- oder Ermattungs-Stadium, wie ich's oben nannte, sind Schauspieler wie Possart, Barnay, Sonnenthal u. a. natürlich große Künstler. Ich unterschreibe Wort für Wort die Charakteristik, die Heinrich Hart von Sonnenthal entwirft, denn sie gilt von der ganzen Gattung dieser Bühnengrößen: „Was die bloß theatralische Darstellung an starker äußerer Wirkung hervorzubringen vermag, das leistet sein Spiel im höchsten Grade. Jeder Zug in Augenaufschlag, Handbewegung, Mienenspiel ist genau auf seine Wirkung berechnet, und ebenso jeder Ton des weichen Organs, niemals wird das Auge des Zuschauers durch eine allzuhastige Bewegung, niemals das Ohr durch einen grellen Schrei verletzt. Der Darsteller wahrt stets jene vornehme Ruhe, wie sie nur auf dem Theater, im Leben höchstens als Ausnahme möglich ist. Und das Publikum überkommt von der Bühne her ein Gefühl unendlicher Sicherheit; es folgt den Einzelheiten des Spiels wie den Vorführungen eines gewandten Zauberkünstlers, es empfindet mit Behagen, daß der Darsteller niemals einen faux pas machen wird, und mit wohligem Staunen verfolgt es all die kleinen Kunststücke, aus denen der Künstler seine Rolle zusammenbaut, so offen und durchsichtig, als wolle er sagen: Passen Sie auf, Verehrteste, so wird es gemacht, und doch wird's mir keiner nachmachen können. Aber auch die Grenzen der Wirkung, die diese Darstellungsweise zu erzielen vermag, treten bei Sonnenthal klar zu Tage. Im Grunde genommen spielt er immer sich selbst — ob er nun den Bolz in Freytags „Journalisten“ oder den „Grafen Waldemar“ oder den wahnsinnigen Lord in dem alten Vexierstücke „Wahn und Wahnsinn“ agiert; jedesmal wiederholen sich die Schattierungen des Mienenspiels

und die berückenden Anschwellungen der Stimme in gleicher Weise. Und niemals kommt der Zuschauer zu der Illusion, einen lebendigen Menschen, wirkliches Leben auf der Bühne zu sehen; stets bleibt ihm gegenwärtig, daß er nur eine Rolle sieht. Und so kommt es, daß man von Sonnenthals Darstellung, z. B. dem Spiel in „Wahn und Wahnsinn", äußerlich bis in alle Nervenspitzen hinein erschüttert werden kann — und zugleich innerlich über die Wahrheit der Rolle lächelt."

Lächelt! Im heutigen München kaum. Ich habe gefunden, daß man bei uns dieses vieux jeu wieder krampfhaft ernst nimmt, ernster, als für den kritischen Sinn eines Isaratheners gut ist.

Daraus erklärt sich auch, daß die dramatisierte Erzählung von Adolf Wilbrandt „Der Lootsenkommandeur" bei ihrer Erstaufführung im hiesigen Hoftheater am 27. April eine so warme Aufnahme finden konnte. Dieses rührselige Konflikts- und Zufallsstück mit seiner dürftigen, gleich auf den ersten Schlag durchsichtigen Handlung steht weit unter den älteren dramatischen Arbeiten Wilbrandts. Helmuth Nordmann, der Lootsenkommandeur der Rettungsstation an einem kleinen deutschen Ostseehafen, widmet seiner bildschönen aber von einem dämonischen Taugenichts verführten, in Schande, Not und Tod getriebenen Schwester einen schwärmerischen Kult. Der opferfähigste, gütigste Mensch, wandelt ihn der Haß in einen blindwütenden Berserker, wenn er jenes Elenden gedenkt und er schwört ihm höllisches Verderben, sollte er ihn je in seine Fäuste bekommen. Das wird sich freilich nicht leicht machen, denn der betreffende Herr lebt als reicher, angesehener Kaufmann in Mexiko. Das alles erfahren wir erzählungsweise in der ersten Scene aus einem Gespräch zwischen dem Lootsenkommandeur und dem Doktor Fritz Döring, der gekommen ist, um den mit zwei Töchtern gesegneten Nordmann um die Hand seiner Jüngsten zu bitten. Kaum ist die Sache zu größter Befriedigung aller Beteiligten erledigt, so ertönen Hilferufe von der heftig tobenden See her und der Lootsenkommandeur muß schleunigst seines Rettungsamtes walten. Unterdessen erscheint die älteste Tochter, die hyperromantische Korallina, eine mystisch angeflogene Senta-Natur, auf der Bildfläche, und hält merkwürdige Monologe, um vor den Zuhörern ihre Seele zu entschleiern. Inzwischen wird der gerettete Schiffbrüchige ins Nebenzimmer geschleppt. Bald ertönt von daher die berückende Melodie eines alten Liebesliedes auf dem Klavier, Korallina lauscht wie hypnotisiert und singt traumverloren die Schlußworte mit. Die Thür geht auf, der gerettete musikalische Fremdling tritt in Gestalt eines schwärmerischen schwarzäugigen und schwarzgelockten Jünglings herein in dezentem Negligé, verwundertes Anstarren, blitzartiges gegenseitiges Verlieben — und prompter Hinauswurf mit Donner und Doria, denn der Herr Papa entdeckt in dem netten jungen Herrn keinen Geringeren, als den Sohn seines bestgehaßten Feindes in Mexiko. Damit schließt der erste Akt. Der zweite Akt bringt die Flucht der Korallina mit dem Mexikaner und den Hinauswurf des Doktors Döring, der bei dem Lootsenkommandeur im Verdachte steht, das Liebesabenteuer begünstigt zu haben. Der dritte Akt zeigt Verzweiflung auf der ganzen Linie, bis sich plötzlich alles in helle Freude auflöst, da der Kommandeur aus dem Mastkorb eines gescheiterten Schiffes in Nacht und Nebel keine Geringere herabholt, als seine unvergeßliche Korallina, die heim wollte, um den Segen des Vaters für eine korrekte eheliche Verbindung mit dem als brav und treu befundenen Mexikaner zu erflehen. Doktor Fritz Döring, der vollkommene Biedermann und Schwiegersohn, erhält schließlich auch vollkommene Genugthuung für den erlittenen Hinauswurf u. s. w. Diese rührsame Geschichte war sehr wirksam insceniert und wurde fast durchweg auch sehr wirksam gespielt. Herr Schneider, dem die Titelrolle ausgezeichnet lag, gab eine seinem „Erbförster" und

seinem Pastor Firle in „Die neue Zeit" ebenbürtige Gestalt; Herr Keppler als Doktor Fritz Döring hatte gegen den Schluß einige tüchtige Momente, war aber doch zu schwächlich und fast weinerlich, wo er erschütternd gefühlvoll und tief sein sollte, seine Vorliebe für die französische Schule hat ihm den Weg in die deutsche Empfindungs- und Gemütswelt von ursprünglicher Überzeugungsgewalt nun schließlich doch verrammelt, wie es scheint. Deutsche Schlichtheit und Pariser Glanzlack sind eben Wesensgegensätze. Von den weiblichen Rollen — Rollen! — interessierte noch am meisten die von einer stark begabten Anfängerin (Fräulein Hofmann) gespielte Korallina, aber auch hier ist der Dichter nicht imstande gewesen, der Darstellerin mehr als das Schablonen-Gemisch von Phantastik, Träumerei, Wildheit und Sentimentalität in backfischlicher Vereinigung zu geben, statt einer lebensechten Mädchenindividualität. Kurzum, der Dichter blieb hinter seiner Aufgabe zurück, und es ist mit den Schauspielern nicht zu hadern, wenn sie auch nicht über ihre altgewohnten Rollen hinauskamen. Darüber ist kein Wort zu verlieren. Das Ewiggestrige. Keine Witterung von Morgenluft. Wilbrandt ist alt geworden, also kann er auch nicht als Verjünger wirken.

Anders rumort es in der Münchener Künstlergenossenschaft, wo das Moderne nicht nur im Künstlerischen, sondern auch im Geselligen und Ausstellungsmäßigen nach Freiheit vom Bann des Alten, nach neuen Ausdrucksmitteln und Lebensformen ringt. Die neue Seele will sich einen neuen Leib bauen. Da vollzieht sich ein Entwickelungsgesetz — die Scheidung der Jungen von den Alten war also nicht mehr aufzuhalten. Ob alles dabei so reinlich und zweifelsohne im Komplex der Motive war, ist eine andere Frage. Ich werde in einem nächsten Bericht auf den Vorgang zurückkommen.

In der Neumannschen Kunsthandlung hat die erste Ausstellung des Vereins deutscher Aquarellisten stattgefunden. Der Hervorragendste, neben Liebermann und Skarbina, war Hans v. Bartels mit seiner großartigen „Sturmflut".*)



Leipziger Theater.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Das Leipziger Stadt-Theater schläft gegenwärtig; — hoffen wir wenigstens, daß es ein Dornröschen-Schlaf sei, von dem es umfangen, und daß über kurz oder lang irgend ein Prinz Wunderhold erscheinen möge, der es erwecke zu neuem, lenzfrohem Leben.

Wenn ich sage, das Leipziger Theater schlafe, so meine ich das nicht äußerlich, das versteht sich von selbst, sondern geistig. Nein, äußerlich herrscht reges Leben und Treiben. Es wird viel, ja sehr viel gemimt: täglich in zwei Häusern, den Winter über sogar stellenweise in dreien! Die von der Direktion beschäftigten, zum Teil sehr tüchtigen Kräfte können sich also keineswegs über allzugroße Muße beklagen. Im

*) Unsere Zeitschrift hat schon vor sechs Jahren das Bild des Künstlers gebracht und ihm einen ersten Platz in der modernen Kunst eingeräumt D. Sch.

Gegenteil, wenn man die Rollen- und Spielabende der einzelnen Künstler zählt, so muß man schon vor ihrer rein physischen Leistungsfähigkeit allen Respekt bekommen. Und doch gleicht diese ganze Geschäftigkeit einem Traumwandeln in längst ausgetretenen Geleisen, in den Bahnen der Vergangenheit.

Von der neuen Zeit ist kaum ein Hauch zu verspüren, und der getreue Abonnent und tägliche Besucher des schönen Hauses am Augustusplatz wird aus seinen Theatererlebnissen kaum erfahren, daß sich die Kunstanschauungen in den letzten Jahren total geändert haben; den großen Umschwung der Geister, der sich besonders auch auf dem Gebiete der dramatischen Kunst mit aller Macht zu bethätigen beginnt, den haben wir Leipziger einfach verschlafen. —

Zwar tönten natürlich auch in unsern Schlummer seiner Zeit die Trompetenstöße von Sudermanns „Ehre" hinein. Aber sie wurden für unser Bühnenleben nicht zum Weckruf. Sie verklangen traumhaft in Baron von Roberts „Satisfaktion", um bald wieder in die altgewohnten Tonarten der Wildenbruchiaden, Gottschalliaden und unterschiedlicher Berliner Possen hinüber zu modulieren — und das theatralische Leipzig legte sich aufs andere Ohr und schnarchte weiter.

Nur wie eine störende Brummfliege im friedlich stillen Schlafgemach surrte einmal, vor mehr als Jahresfrist, der unbequeme Name Henric Ibsen auf — des struppigen Norwegers altbekanntes und wenigstens in seinem rührseligen, sadkonventionellen Schluß nicht allzusehr gegen alte, liebe Gewohnheiten verstoßendes Stück, „Die Stützen der Gesellschaft", war wieder ein paarmal aufgeführt worden —; doch auch dieser „peinliche" Brummer, der den Schläfern schon frech um die Nasen flog, kam wieder zur Ruhe, als der hochweise und für die seelische Ruhe seiner Pflegebefohlenen stets so besorgte akademische Senat der durch das Gesurr und Gebrumme jenes kecken Unholdes b e i n a h e aufgeweckten Studentenschaft, von einer geplanten p r i v a t e n Aufführung der „Gespenster" in väterlicher Weise abriet.

Seitdem blieb alles still und friedlich.

Es giebt demnach kaum etwas weniger Aufregendes, etwas Beruhigenderes, als einen Leipziger Theaterbericht; ein solcher wirkt darum auf unsere leider so nervöse Zeit wie ein heilsames Arkanum, wie schmerzstillendes Opium oder wenigstens wie süßlich-weichliche Fleur d'oranger.

Ich rate daher den jungen Dramendichtern, allzu feurigen Poeten, hypermodernen Gemütern und überhaupt allen aufgeregten Leuten, recht fleißig sich mit dem Leipziger Theater zu befassen, die wohlthuende Wirkung dieser Beschäftigung werden sie bald verspüren.

Den so unerquicklichen Namen Ibsen lesen wir, wie gesagt, niemals auf den Theaterzetteln und von Gerhardt Hauptmann rauscht es nur wie eine alte, halbverklungene Sage zu uns herüber, daß ein Mann dieses Namens irgendwo in Deutschland lebe und manchmal auch Theaterstücke schreibe, die merkwürdigerweise, trotz ihrer hochgradigen „Unerquicklichkeit", in Berlin, München, Wien und anderen von der Moderne stark angeseuchten Städten sogar schon aufgeführt worden seien — — — Gott sei Dank, recht weit weg von uns!

Woher kommt diese Ruhe, dieses absolute Negieren, dieses völlige Übersehen alles Neuen, Frischen und Starken, dieses mangelnde Interesse für das wahrhaft Lebendige? Liegt es in dem etwas spießbürgerlichen Charakter des Leipzigers? Zum Teil vielleicht - aber doch nur zum Teil; denn in Theaterangelegenheiten hört, oder hörte wenigstens früher, selbst bei den sanftesten Bliemchenseelen die Gemütlichkeit auf. Wir haben ein eifriges, ja sogar ein leidenschaftliches Theaterpublikum, wir sind ja die Stadt der viel-

berühmten — oder berüchtigten Theaterskandale. Woher also die gegenwärtige Schläfrigkeit und Indolenz?

Den größten Teil der Schuld trägt wohl die Leipziger Musikduselei. Die Musik ist gewiß eine hohe und schöne Kunst, wer wollte das leugnen? Aber sie wendet sich einseitig an das Gefühlsleben. Je besser die Musik als solche, um so stärker betont sie das Gefühlsmoment, um so mehr negiert sie den Gedanken (Gedankenmusik = Programmmusik!). Beim schaffenden musikalischen Künstler bleibt diese starke Erregung der Gefühlsseite deshalb ungefährlich, weil die ernsthafte Ausübung seiner Kunst eine gewaltige Geistesarbeit bedeutet und so den ganzen Menschen völlig in Anspruch nimmt. Beim schaffenden Musiker, bei einem Beethoven, Wagner rc., kann also von einer „Einseitigkeit" nicht die Rede sein, der Komponist erscheint, infolge der beständigen starken Gefühlserregung, höchstens etwas reizbarer, etwas nervöser, als andere Leute; aber er bleibt ein ganzer Mensch, ein Künstler, in dessen Werken sich das vollständige Weltbild wiederspiegelt. Bedeutend ungünstiger stellt sich die Sache schon beim Virtuosen, am allerungünstigsten beim Dilettanten und beim nur genießenden Musikschwärmer. Bei letzteren tritt der immerwährenden Gefühlserregung keine gleich starke Geistesthätigkeit, keine geistige „Arbeit" gegenüber, die jener die Wage halten könnte. Der Virtuose, der Dilettant, der Musikschwärmer verweichlichen durch die ewige Schwelgerei in nicht einmal eigenen, sondern fremden Gefühlen, ein klar und bestimmt ausgesprochener, starker Gedanke ist ihnen peinlich, unerquicklich, thut ihnen weh, sie verlernen das Denken überhaupt — und so gilt denn von ihnen der böseklingende, aber in dieser Beziehung nur allzuwahre Satz: Die Musik verdummt.

Diese verdummende und einschläfernde Musikduselei legt sich wie ein Meltau auf unser geistiges Leben. Das einzige wirkungsvolle Gegengift gegen dieses schleichende Opiat wäre meines Erachtens eine gesunde, derbe und kräftige Schauspielbühne, und es wäre deshalb die ehrenvollste Aufgabe für unsere Theaterleitung, durch ein solches gesundes, im guten Sinne „modernes" Schauspiel der allgemeinen Musikverschlammung und Musikverdummung nach Kräften entgegen zu wirken. Aber allerdings reichen dazu Gottschalls „Maria de Padilla", Wildenbruchs „Neuer Herr" oder gar die saloppen Berliner Possenmachwerke, Schwänke rc. nicht aus.

Deshalb könnte die Oper doch genügend gepflegt werden, denn die wahre Dichtkunst thut der guten Musik keinen Abbruch — und ich freue mich auch immer wieder aufs neue, daß die Oper bei uns gut gepflegt wird. Unser prächtiges Orchester hat von seinem Glanze noch nichts verloren, und die gegenwärtig am Stadttheater wirkenden Gesangskräfte sind, wenn sich auch außer Schelper (Bariton) und Frau Baumann (Sopran-Coloratur) gerade keine Sterne erster Größe darunter befinden, doch fast allesamt tüchtige Leute und brave Künstler. In Paur hat unsere Opernbühne einen vorzüglichen Dirigenten, der höchstens einmal durch allzugroße Gewissenhaftigkeit sündigt und, im Bestreben jede Einzelheit der Partitur möglichst präcis und „schön" herauszubringen, den dramatischen Fluß an einzelnen Stellen durch etwas zu langsame Tempi beeinträchtigt. — Diese peinliche Genauigkeit wäre — in Parenthese gesagt — im Konzertsaale ein nicht hoch genug anzuschlagender Vorzug, nur bei Bühnenwerken, wo der dramatische Fluß doch immer die Hauptsache bleibt und wo infolgedessen mehr al fresco gemalt werden muß, kann sie manchmal — weil sie dann wie Ängstlichkeit erscheint — vom Übel werden. Deshalb schreibt der Komponist auch freier für die Oper als für den Konzertsaal; denn er weiß wohl, daß im Theater, wo Handlung, Dekoration und der ganze Bühnenapparat neben der Musik auf den Hörer — der eigentlich hier ebenso sehr „Schauer" ist — wirken, eine kleine musikalische Unregelmäßigkeit, wenn sie nur

nicht allzugrell hervortritt und geradezu in „Fehler" ausläuft, weniger unangenehm und störend empfunden wird als eine noch so leise Beeinträchtigung des dramatischen Flusses. —

Daß die Oper nicht viel Neues bringen kann, liegt in der Natur der Sache. Erstens giebt es nicht viele Opernnovitäten und zweitens sind Experimente auf diesem Gebiete mühevoll und — besonders wenn sie mißglücken — äußerst kostspielig. Eine gewisse Reserve in der Einstudierung neuer Opern kann man also besonders der Direktion eines Stadttheaters, der keine reichen Subventionen zufließen und die aus eigenen Mitteln wirtschaften muß, nicht verdenken.

So wurde uns denn auch seit der „Cavalleria rusticana", die immer noch volle Häuser macht, außer Verdis „Othello" keine Opernnovität vorgeführt. Die Schönheiten dieses Werkes, das sich bereits alle Bühnen erobert hat und zu dessen Aufführung Leipzig relativ spät schritt, sind allzubekannt, um hier noch einmal aufgezählt zu werden. Jedesmal, wenn man das Werk wieder hört, wundert man sich von neuem über die Jugendfrische des italienischen Altmeisters und über den gediegenen Ernst dieser Partitur. Vom Trovatore über Aida bis zum Othello, welche Wandlungen, aber auch welche Läuterungen hat Verdi durchgemacht! Und wenn wir nun vollends hören, daß der Maëstro gegenwärtig an einer Oper „Falstaff" schreibt — also sich zuguterletzt an einen hoch humoristischen Stoff heranwagt, zu dessen Bewältigung geniale und überlegene Charakterisierung alles, italienische Pose aber garnichts beitragen kann, so muß man nur wiederum über diese geradezu phänomenale Unverwüstlichkeit staunen. Und wahrhaftig, nach diesem Othello traue ich dem alten Verdi auch noch einen Fallstaff zu, der sich sehen lassen kann. — Die Leipziger Inscenierung und die Aufführungen des „Othello" sind nur zu loben. Die Rollen der Desdemona (Fr. Baumann) und Jago (Schelper) sind geradezu vortrefflich besetzt, das Werk ist in allen seinen Teilen sorgfältig durchgearbeitet, das Zusammenspiel klappt flott, im ganzen haben wir also hier eine sehr gute Leistung der Oper zu verzeichnen.

Doch ich wollte ja vom Schauspiel sprechen und gerate nun selber in die Musikduselei. Die Leipziger Luft ist eben ansteckend und — vom Schauspiel ist so rührend wenig zu berichten. Possen — Schwänke, Schwänke und Possen, das ist alles! Darunter auch ein sogenanntes „Lustspiel": „Gewagte Mittel" von Francis Stahl. Der Baurat Frischmuth — warum dieser merkwürdige Ehekrüppel nur Frischmuth heißen muß? — und seine Gattin Hedwig streiten sich um die Führung des bekannten Pantoffels, bis der Gatte dieses Symbol der häuslichen Oberherrlichkeit schließlich durch die ebenso unmögliche wie läppische Simulierung einer Krankheit für sich erobert.

Als Prototyp der „Schwänke" mag „Sein bester Freund" von Fritz Brentano und Karl Tellheim genannt werden. Hier streift — wie bei so vielen modernen Theaterfabrikaten, die dem Volke an Stelle der „im Schmutze wühlenden" modern-realistischen Meisterwerke eines Ibsen, Hauptmann &c. vorgesetzt werden — die Albernheit an schmierige Immoralität. Wenn da der Herr Thimotheus Friedel, als langjähriger Busenfreund und Hausgenosse des Herrn Sebastian Schnabel und zugleich als ehemaliger Anbeter der Frau Caroline Schnabel, bei jeder Gelegenheit ausruft: „Deine Frau — sie sollte eigentlich meine Frau sein" oder „Deine Tochter Luise — sie sollte eigentlich meine Tochter sein", so steckt da weder Witz noch Humor dahinter, es ist einfach eine Schweinerei. Und wenn das Publikum solche Dinge belacht anstatt bepfuit und auszischt, so beweist das nur, in welchen Sumpf uns die zahme, sittsame, unrealistische Theaterlitteratur bereits geführt hat. Der dritte Akt, in welchem der leichtsinnige, eben vom Gerichtsvollzieher Kahl ausgepfändete Neffe des

Herrn Friedel mit Hilfe von ein paar Kisten, Brettern und Draperien sein Atelier vor den Augen des Publikums in einen sehr stilvollen, glänzend möblierten Wohnraum umwandelt, bildet übrigens the great attraction des Stückes. Dieser Scherz, der allerdings mit der „dramatischen" Kunst verdammt wenig zu thun hat, wird von den Herren Hänseler, Geidner und Raabe flott durchgeführt.

Von den Possennovitäten habe ich mir „König Krause" von Julius Ketter und L. Herrman angesehn. Dieses Stück ist insofern von einigem Interesse, als es sich hier um eine ins Berlinische übersetzte Lear-Parodie handelt. Die Sache ist harmlos und als Posse läßt man sie sich gefallen. Allerdings sollte der Parodist sich an poetischem und sittlichem Gehalt mit seinem Vorbild messen können. Ein Aristophanes darf einen Sophokles, ein Platen darf die Schicksalstragödie parodieren — aber wenn sich die Herren Keller u. Herrman an einen gewissen Shakespeare heranwag en, so lächelt man eben — aber nicht über Shakespeare, sondern über die Herren Keller u. Herrman.

Nur eine der inletzter Zeit auf geführten Novitäten kann vom litterarischen Standpunkt auf Beachtung Anspruch machen, es ist das von den Schiedsrichtern der Preisbewerbung am Deutschen Volkstheater zu Wien mit dem ersten Preise gekrönte vieraktige Lustspiel „Der Ring des Osterdingen" von Wilhelm von Wartenegg. Wir haben es hier mit einem Versuch zu thun, altdeutsche, romantische Motive für das Lustspiel zu gewinnen, ein Lustspiel zu schaffen, daß gewissermaßen stilvoll und doch dabei echt volkstümlich sein soll. Das zum Teil in Versen geschriebene Stück ist eine brave Arbeit, der Aufbau ist nicht übel, die Sprache ist edel, die Verse fließend — und doch muß ich den Versuch als mißlungen bezeichnen. Betrachten wir es als historisches Sittenbild, so ist das Zeitkolorit kaum getroffen. Die Charaktere sind nach der bekannten stilvollen Schablone gezeichnet, die Bürger erweisen sich als die aus Wolf und Baumbach zur Genüge bekannten Typen — von dem Dörpertum zeigen sie keine Spur, der Hofton ist modern-salonmäßig. Und wie interessant hätten gerade in einer Dichtung, deren Hauptfigur Heinrich von Osterdingen, der bekannte „Heini von Steyer", bildet, das Dörpertum und das höfische Leben einander gegenübergestellt werden können. Und dann kann ich mir selbst den alternden Heini von Steyer eben nicht als so zahmen Salonritter vorstellen. Das eigentliche Lustspielmotiv, daß der Wunderring Meister Klingsors infolge des naiven Aberglaubens der Burgbewohner in der Hand des geistig übertegenen Osterdinger wirklich Wunder wirkt, ist hübsch erfunden, auch die Steigerung, wie dieser Glaube an des Ringes Wunderkraft, von der Enkelin des Burgwartes ausgehend, allmählich Hofdame, Prinzessin und Herzogin ergreift, ist gefällig und echt lustspielmäßig; aber das Motiv ist doch zu modern, um nicht das Zeitkolorit zu stören und zu fein, beinahe zu spitzfindig, um echt „volkstümlich" wirken zu können. Dieses Lustspielmotiv ist, wenn es auch den breitesten Raum einnimmt, in der eigentlichen Oekonomik des Stückes doch die Nebensache. Der Schwerpunkt liegt in einer politischen Intrigue. Der Reichsverweser, Graf Eberstein, will aus selbstsüchtigen Absichten die Verbindung der Erbin Gertraud von Oesterreich mit dem Markgrafen Hermann von Baden vereiteln. Der letztere aber zieht als Minnesänger in Begleitung Heinrichs von Osterdingen auf die Burg der Geliebten, deren Herz er unerkannt, als Bote des Markgrafen, gewinnt. Diese politische Intrigue, der eigentliche Hauptnerv des Stückes, war bei der Aufführung leider — total gestrichen! Der Reichsverweser Otto Graf Eberstein und sein Genosse Ortulf, Komtur des Deutschen Ritterordens, blieben ganz und gar hinter den Couliffen stecken — während die ersten auf den Eintritt dieser Gestalten und auf die Exposition der Intrigue vorbereitenden Scenen des Vorspiels stehen blieben! Dadurch wurde die ganze Handlung für den Zuschauer einfach unver-

ständlich. — Im übrigen war die Inscenierung hübsch und besonders war der lästige Dekorationswechsel in den drei ersten auf Burg Mödling spielenden Akten durch sogenannte Nebeneinanderlegung der Örter äußerst geschickt vermieden. Gespielt wurde gut. Besonders das meisterhafte Zusammenspiel von Frl. Flössel (Burgwartstöchterlein Elsi) und Herr Hänseler (Knappe Kuno Greif) bot einzelne ganz entzückende Bilder, ähnlich denen, wie sie Fritz Kaulbach zu malen liebt. — Der „Ring des Osterdingen" wirkt wie ein romantischer Traum, den man wohl einmal, wenn man gerade die richtige Märchenstimmung mitbringt, über sich ergehen läßt, um sich nachher wieder in den Strom des modernen Lebens zu stürzen. Ein eigentliches „Volksstück" aber müßte meines Erachtens anders dreinschauen. —



Kritik.

Romane und Novellen.

Stasl. Eine Geschichte aus dem bayerischen Walde, erzählt von Otto v. Schaching. Deutsche Verlags-Anstalt 1891.

Dieses hübsch ausgestattete Buch ist „Sr. Kgl. Hoheit Dr. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern in tiefster Ehrfurcht" gewidmet. Trotz aller Abneigung, auf nebensächliche Dinge Gewicht zu legen, erwähne ich diese Widmung, weil sie je nach der Denkweise der verschiedenen Bücherfreunde Erwartungen erregen — oder auch zerstören wird. Anzengruber'scher Geist spricht nicht aus diesem Buche. Die völlige Beherrschung und getreue Wiedergabe des Dialekts läßt erkennen, daß der Verfasser aus der Gegend stammt, in der seine Geschichte spielt. Leider gelingt es dem Autor nicht, das Allgemein-Menschliche von dem Typisch Nationalen zu sondern, weil er eben selbst zu sehr „Waldler" ist und daher dieses Unterschiedes zu wenig gewahr wird. Wer die specifischen Eigentümlichkeiten, die charakteristische Eigenart im Denken und Empfinden bei einem Volksstamme schildern will, muß verschiedene Volksstämme studiert und sich selbst gewissermaßen entheimatet haben, weil ihm erst dadurch die unterscheidenden Merkmale klarer bewußt werden. Die Personen in der Erzählung „Stasi" könnten, abgesehen von ihrem Waldlerdialekte, jeder anderen Gegend unseres weiten Vaterlandes ebensogut angehören. Bei Schilderungen aus dem bayerischen Walde erwartet man, daß die Personen nicht bloß waldlerisch reden, sondern in ihrem ganzen Fühlen und Streben als Waldler erscheinen. Wahnsinnsausbruch, Mord, Brudermord, Selbstmord, Erpressung, Einbruch — läßt der Erzähler in raschem Wechsel sich abspielen, so daß der Leser mit Furcht und Bangen an dies durchaus nicht Gruseln erregende wirkliche Waldlervolk denkt. Dem Verfasser muß übrigens nachgerühmt werden, daß er gewandt erzählt und anmutig schildert.

J. G. St.

Unterwühlter Grund. Roman v. Anton Freiherrn von Perfall. Deutsche Verlagsanstalt. 1892.

Eine Erzählung aus dem bayerischen Oberlande, welche den schlimmen Einfluß

der industriellen Entwicklung mit ihren unausbleiblichen, die Menschen vom Boden trennenden und in heimatlose Proletarier verwandelnden Folgen auf die ländliche Bevölkerung schildert. Wir sehen das Ringen eines zähen, knorrigen Gebirgsbauern, den Tochter, Sohn und Weib durch trügerische Vorspiegelungen verführt, verlassen, indem sie, aus ihrem Lebens- und Arbeitskreise heraustretend, einem mühelosen Erwerbe nachstreben, bis sie zu letzt verarmt zum bejahrten Vater zurückkehren, der unterdessen mit seinem kargen Austragsbesitztume emsig gewirtschaftet und eine neue Heimstätte errungen hat. Der Autor versteht es, den Leser durch anziehende Schilderungen und ergreifende Darstellung seelischer Vorgänge zu fesseln. Seine weltmännische Bildung, sein Einblick in die sozialen Verhältnisse, sein Verständnis für die Eigenart der allmählich aussterbenden Oberländer Bauern befähigen ihn, die Wurzeln des Denkens und Fühlens bei den Menschen der verschiedensten Lebensstellungen bloß zu legen und so die Handlungen der Personen, wie die Ereignisse selbst ohne Zuhilfenahme außerordentlicher Zufälligkeiten und Unwahrscheinlichkeiten als notwendige Ergebnisse erscheinen zu lassen. Als Ausbeuter und korrumpierende Elemente lediglich Juden vorzuführen, hätte der Verfasser vermeiden sollen. Zu tadeln ist auch, daß der Autor durch zu große Produktivität verhindert wird, auf die sprachliche Ausfeilung mehr Sorge zu verwenden. Die Interpunktionszeichen sind mit einer aller Logik spottenden Prinziplosigkeit angewendet. J. G. St.

Klumpe Dumpe und andere Märchen v. Hanna Schomaker. Hamburg. 1892.

Die Litteratur läßt sich mit einer Wiese vergleichen, auf der neben vielen augenfälligen Blumen manches unbeachtete liebe Blümlein blüht, das erst genau beguckt werden muß, damit man seiner Reize gewahr wird. Ein solches Litteraturblümlein ist das Märchen, für welches die jetzige, entsetzlich nüchterne und praktische Menschheit wenig Interesse zeigt. Es gehört wahrlich viel Mut dazu, Märchen drucken zu lassen; doch wahre dichterische Begabung besiegt viele Hindernisse. Unbefangene Leser, deren Phantasie durch den trüben öden Daseinskampf noch nicht abgestumpft ist, werden an den drei reizenden Märchen, welche dieses Büchlein enthält, sich herzlich ergötzen. Die Sprache sprudelt so frisch und hurtig daher, wie ein klares Gebirgsbächlein. Innige Empfindung, warmes Gemüt und sieghafte Lebensfreude klingen anheimelnd uns entgegen und reizen an, mit der Erzählerin zurückzuflüchten in die beseligende Traumwelt der Jugend, wo dem Sehnen des Herzens sich keine harte Unmöglichkeit entgegenstellt. J. G. St.

Das Doppelbändchen 2871, 2872 der Reklam'schen Universalbibliothek enthält drei neue Novellen von Alfred Friedmann. Sie sind benannt: Der letzte Schluß — Die Erzählung des Henkers von Bologna — Ein Kind seiner Zeit.

Die erste Erzählung wird vom Autor als Arbeiternovelle bezeichnet, trotzdem Arbeiter darin nicht auftreten. Sie läßt kalt; es ist zuviel Künstelei, zu wenig Natur und Kunst darin. Im Tragischen des letzten Schlusses liegt zuviel Komik. In Arbeiterkreisen werden Friedmanns Arbeiternovellen wegen der gehässigen Tendenz gegen die Arbeiterbewegung Erbitterung erregen und so gerade das Gegenteil von dem bewirken, was ihr Verfasser anstrebte. Friedmanns Talent, zu fabulieren, verdient alle Anerkennung, seine Erzählungen sind partienweise äußerst packend; aber er vermengt Wahrheit und Dichtung, Mögliches und Unmögliches so sehr, daß das Ganze abstoßend wirkt. Dies ist um so bedauerlicher, als man sich immer wieder versucht fühlen wird, seine Schriften nicht ungelesen aus der Hand zu geben, vielmehr aufs neue zu forschen, ob der Autor nicht doch noch zu vollendeteren Schöpfungen sich emporringt. J. G. St.

„In junger Sonne." Novellen und Skizzen von Karl Busse. (München 1892, Druck und Verlag der Münchner Handelsdruckerei M. Poeßl.) — Ich weiß nicht, wie ich mich zu diesen Novellen und Skizzen stellen soll. Die feste Überzeugung, daß sie ein Dichter geschrieben, ein Dichter von eminent lyrischer Begabung, als welchen ich Karl Busse schon lange kenne, kann mir das Buch wert machen. Und doch! Ich habe keine rechte Befriedigung. Vielleicht weil ich schon so wie so kein Storm-Verehrer bin, an dessen Schöpfungen manches hier ebenbürtig anklingt. In den Gedichten in Prosa und in den Federstrichen namentlich liegt ungemein viel Talent. Ein Meister der Stimmungsmalerei hat hier den Pinsel geführt. Will man die selbständige Existenzberechtigung solcher intimen Kunstwerke zugeben, dann kann man Busse auch als Meister darin anerkennen. Nicht die gewaltige Wucht der Pinselführung ist es, die Staunen erweckt, sondern jener Zug ins Kleine, Stimmungs- und Gemütvolle, der, weil er durchaus echt ist, auch wiederum der Größe nicht entbehrt. Ja, Busse ist ein Stimmungsmaler von gewaltiger Begabung. Er kann die Natur, ein Stück Landschaft, ein Stückchen thörichter oder leidenschaftlicher Liebe mit Worten malen, daß es sich ausnimmt wie ein Bild. Und hier in seiner Größe, die etwas reinlyrisch Großes an sich hat, etwas Überwältigendes und Erschreckendes zugleich, weil man instinktiv fühlt, daß die Stimmung hier zu einer tyrannischen Herrschaft über ein Dichtergemüt gelangt ist, hier in seiner Größe, liegt auch seine Schwäche, gerade so wie in der „Symphonie". Das ist das oft allzu weichlich Lyrisch-Zerflossene, das zu oft Wiederkehrende in den Stimmungen und die oft unausstehlich werdende romantische Schönrednerei. Das Bemühen Busses gerade, realistische Intimitäten (wie z. B. in dem Hahnenfuß-Gedicht und viele andere Prosastellen) dem Leser vor Augen zu führen, läßt diese romantische Schönrednerei gerade doppelt stark und gerade unleidlich hervortreten. Ich weiß nicht, ob Busse das nicht selbst fühlt. Dann klingen die Stimmungen oft nicht gerade unwahr, aber gesucht wie allzu eigenmächtige Schöpfungen einer schönheitsdurstigen Phantasie. Das ist, was mir an dem Buche nicht gefällt, was mich zeitweilig sogar abgestoßen hat. Wie jedes Werk eines echten Dichters ist mir aber das Buch auch lieb. Es offenbart an sehr vielen Stellen eine künstlerische, meist rein lyrische Gestaltungskraft, die an Plastik und Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Der Hauch sinnender Melancholie, die stimmunggesättigte Schwüle des Sommertages oder der müde Glanz der Abendröte, die Nacht mit ihrer starrenden Klarheit, die instinktive Ahnung von der Richtigkeit alles Menschlichen, nicht pessimistisch als Überzeugung ausgesprochen, doch wie ein leiser Grundton alle diese Blätter durchzitternd, und dann Momente, Stunden reinsten Friedens, beobachtender Gleichgiltigkeit — das alles sind Eigentümlichkeiten dieser Novellen und Skizzen, in denen Busses große Gestaltungskraft sich sattelfest fühlt. Busses bislang wenigstens rein lyrische Subjektivität, die in ihrer immensen Tiefe und Vollendung zugleich etwas Tragisches in sich verkörpert, mag auf dem Gebiete der lyrischen Bildmalerei ihre große Stärke gefühlt haben und, obwohl ich kein großer Freund des selbständigen lyrischen Genrebildes bin, kann ich doch diesen Schöpfungen meine Achtung nicht versagen. Manches, wie z. B. No. 3 der Augsburger Skizzen, ist die höchste Vollendung. Und gerade in ihnen liegt die Stärke und die Anziehungskraft des Buches, nicht in den novellistischen Vorwürfen, die an und für sich keine allzugroße Bedeutung beanspruchen können.

A. v. Sommerfeld.

Otto Götze. „Aus dem Leben eines Nähmädchens". Realistische Novelle München 1891. M. Poeßl. Preis 1 Mark.

Da haben wir wieder einmal einen

„Auch"-Realisten. Herr Götze denkt, wenn er zur Heldin ein Nähmädchen nimmt, das sich verführen läßt, eine Frühgeburt zur Welt bringt, zur Dirne herabsinkt und sich schließlich vergiftet, so sei er ein famoser Realist. Nein, so einfach ist die Sache denn doch nicht. In Wahrheit sind diesem realistischen Herrn Götze noch nicht die einfachsten Anfangsgründe unseres neuen, echt künstlerischen Realismus zum Bewußtsein gekommen. Die Charakterisierung ist oberflächlich, schablonenhaft; die Personen handeln recht oft ohne Begründung und Folgerichtigkeit. Neben dem leichtsinnigen Nähmädchen spielt natürlich der unvermeidliche „Künstler" mit dem „geistreichen" Gesicht, statt des althergebrachten Malers diesmal ein Musiker, die Hauptrolle. Zur Charakterisierung benutzt Herr Götze die durch die Hausdichterinnen der Gartenlaube bis zum Erbrechen satt bekannten allgemeinen Phrasen; z. B. „der Künstler hatte etwas Fesselndes in seinem Wesen" . . . . „eine Menge von Gefühlen wogte in ihrem Innern". . . . . Warum bethätigt Herr Götze seine realistischen Absichten nicht, indem er als echter Realist das „Fesselnde" und die „wogenden Gefühle" zu ergründen und zu analysieren sucht?

Für „realistisch" scheint es Herr Götze auch zu halten, wenn er erzählt, daß sich Marie vor dem Zubettgehen allmählich langsam vollständig bis auf das „Hemd entkleidet". Beim Himmel, so ist es! Soll sie etwa mit Rock und Stock, mit Stiefel und Sporn schlafen gehen, oder sich ihre Kleider mit einem einzigen riesigen Ruck vom Leibe reißen?! Oder hält es Herr Götze überhaupt für etwas Auffallendes, wenn man im Hemd zu Bett geht? Außer schwer Bezechten pflegen doch alle Menschen diese Gewohnheit zu haben! Sollte Herr Götze vielleicht oft — — — na na!! — — —

Der Stil des ganzen Büchleins ist durchweg mangelhaft, gänzlich unkünstlerisch; die Novelle liest sich wie ein Schulaufsatz. Geist, Frische, Individualität werden gänzlich vermißt. Doch liebt Herr Götze zuweilen höchst wichtige und gänzlich unbekannte Belehrungen oder Aufschlüsse einzuschalten, z. B. „Bürger besaß wirklich tiefes Gefühl für die Natur, wie dies für einen echten Künstler ein Haupterfordernis ist". Ach ne, wirklich? Wie nett und lieb heißt es an einer anderen Stelle: „Bürger, — es war der uns bekannte Bürger" — — — Nein, so eine Kalendergeschichtenmanier!

Die Interpunktion ist haarsträubend falsch und schlecht. — Gehen Sie in sich, Herr Götze, und bessern Sie sich! Sie haben sicher den besten Willen, aber mit solchen Novellen schaden Sie dem Realismus. Und „die erreichte Kunst entscheidet, nicht der Wille zur Kunst," wie mir vor Jahren einmal unser M. G. Conrad schrieb. —

Dr. Traugott Pilf.

Lyrik.

Im Banne der Musen und Grazien. Ein Gedichtbuch von Eduard Romanowski. Norden, 1890. — Alte abgedroschene Phrasen: das war alles, was ich bis jetzt an Kritikäußerungen über dies seltsame Buch las. . . Zunächst die „Präludien": allerdings nicht gerade Vertrauen erweckende Heineismen, fabelhaft deutliche Anklänge an Volkslieder, wie sie Freiherr von Ditfurth u. a. ausgruben. . . . Dann aber „Aus der Fremde", Nachdichtungen Autrans, Blanchemains, Chateaubriands, Mussets, Prudhommes u. s. w., welch eine Leutholdsche Meisterschaft atmen sie! Und S. 78 ff. dieser Cyklus „Menda Sunelius", ist er nicht gleichsam ein in Poesie gesetztes Kapitel aus Kraft-Ebings Psychopathia sexualis?

„Du broncefarbener Inder
Suneta, Ceylanese."

Dann S. 143 ff. der Abschnitt „Gestalten". Einzelnes ist da geradezu eines Meisters würdig, z. B.:

Die schöne Jüdin Rahel,
Die Sascha, ist pikant:
Wie Palmen schlank der Sabel,
Versengend wie Wüstensand.

Ich wollt, ich wär ein Pascha
Im fernen Türkenland
Und Rahel samt der Sascha
Mein Weib mit Herz und Hand.

Flüchtig schwebt auf leichten Sohlen
Cara, die fesche Tänzerin,
Ihre Augen brennen wie Kohlen:
Magisch berückt sie Herz und Sinn!

Alles tanzt sie, Freude und Trauer,
Tanzt der Seele Dur und Moll,
Tanzt der Liebe unendliche Schauer,
Tanzt den tiefsten Haß und Groll.

Aber lieber noch mag ich sie schauen,
Wenn sie leblos, ein Bild aus Thon,
Einsam sitzt, die schönste der Frauen,
In der Seele Schwermut und Hohn:

Wie sie lacht ob all dem Flitter!
Wie ihr die Augen übergeh'n!
Dies schaurige Ungewitter
Ihrer Seele ist wunderschön.

Alles in allem: wo der Verfasser selbständig sich giebt, offenbart seine Natur eine an Theophile Gautier gemahnende Erotik und farbenschwelgende Phantastik.

W. Arent.

Kreuz und Quer. Lieder eines Handwerksburschen von Rudolf Liebisch. Großenhain und Leipzig. (Baumert und Ronge.) 1892. — „Es muß auch solche Käuze geben," dies Faustische Motto des Verfassers enthält eine feine Selbstcharakteristik und Selbstironie. Der Verfasser ist als fahrender Sänger resp. fechtender Handwerksbursche durch ganz Schlesien gezogen: überall einen guten Trunk und ein paar frische Mädchenlippen nicht verschmähend. Die Widmung des Büchleins gilt dem trefflichen warmherzigen Paul Barsch, dem bekannten Förderer schlesischer und vaterländischer Dichtkunst überhaupt, und schlägt warme Töne herzlicher Dankbarkeit an. Dies nimmt sofort sehr für den Verfasser ein. Sollen Einzelheiten hervorgehoben werden, so sei auf die trefflichen Genrebilder „Aus der Husarengarnison Leobschütz", auf die treffliche Legende „Drei Dichter", auf Ichbeichten wie „Die Pflicht", auf die „Momentbilder" S. 64 ff. hingewiesen. Liebisch ist ein neues sympathisches und frisches Talent, ein echter Lyriker, dessen Sang vom Herzen kommt und zum Herzen geht.

H. Derlan.

Gedichte von Clara Farstenheim. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1892.) — Selten erbt sich poetische Begabung fort. Aber Clara Farstenheim scheint mir eine glückliche Ausnahme von dieser Regel zu machen. Ein dichterisches Gemüt, ungestüm und engelsfromm, wie die frühentschlafene Verfasserin des „Menali", die unvergeßliche Anna Farstenheim, hebt hier zum ersten Male die Schwingen. Ein junges Herz muß für die Lyrik echte Töne haben. Auch unsere Lyrikerin hat sie, wenn sie singt:

„Hoch Wein! Hoch Weib! Gesang!"
Du sollst die Drei nicht messen!
Der Becher Wein ist schnell geleert,
Das Lied ist bald vergessen.

„Hoch Wein! Hoch Weib! Gesang!"
Kein größ'rer Schmerz auf Erden,
Als gleich dem Liede, gleich dem Wein,
Von Dir vergessen werden!

Johannes Fastenrath.

40 Lieder von einem Deutschen. Dresden, Verlag der Druckerei Glöß, 1891. — Ich weiß nicht, ob der Verfasser des geschmacklos ausgestatteten Buches mit dem helldunklen Rembrandtschwärmer identisch ist. Jedenfalls ist der arg enttäuscht, der es in dem Glauben vornimmt, hier würden nun wieder einmal die Worte und Gedanken nur so durcheinanderstieben, wie etwa der Sand, den der Hund, andächtigen Eifers voll, mit den beiden Hinterpfoten in die Höhe wirbelt. Hinter jedem Gedicht lugt ein ödes Philistergesicht hervor, bald ernsthaft biedermännisch, bald grinsend ekelhaft, bald lächerlich erhaben. Ich muß immer an meinen Schuster denken. Wie hübsch und gefällig würde er nicht, auf seinem Schemel sitzend, das krystallklare Gedicht von der Quelle vortragen!

Sie labt den Blick, sie labt den Mund,
Sie fließt dahin so rein;
Sie muß für jedermann gesund
Und herzerquickend sein.

Und sanfte Wehmut würde in seinen kleinen Schweinsäuglein glänzen, wenn er „Vorbei“ recitierte:

Schon entblättert ist die Rose,
Man beklagt sie sehr;
Man bedauert und bespöttelt --
Endlich zuckt man dann die Achseln
Und spricht leise·
Sie war schön.

Und ein anderes Bild. Mein Schuster sitzt auf der Bierbank in der „grünen Eiche“; die Bierbäuchlein rücken eng zusammen; denn das ewig junge Thema Coitus ist aufs Tapet gekommen. Und die versammelte Intelligenz streicht, vergnügt schmunzelnd, mit den Händen über die schwammigen Schenkel; denn der Schuster macht seine Sache gut. Er bittet seine Freunde, im Geiste ihm zuzugucken: „Säht ersch, so hammichs gemocht, ach, das war scheene!“ Und die Philisterschweine grunzen. Es ist kaum glaublich: in Deutschland ist wirklich ein Kritiker aufgetreten, der die erotischen Gedichte des Buches mit poetischen verglichen hat. Der dänische Buchhändler, der das Buch vertrieb, während es verboten war, konnte sich öffentlich auf die Kritik berufen. Wenn Goethe ein geschlechtliches Abenteuer besingt, so erzählt er schlicht und wahr. Der Verfasser der 40 Lieder hat die Frechheit, durch ein „Siehst Du?“ seinen Leser aufzufordern, bei einer Hochzeitsnacht den faunisch-grinsenden Zuschauer zu machen. Elendes Philisterschwein! G. M.

Nachschrift der Redaktion: Soeben fällt mir ein Zeitungsblatt in die Hände, darin zu lesen steht: „Am Dienstag nun erschien der Herausgeber Glöß unter der Anklage eines Vergehens in der Richtung von § 184 des Reichsstrafgesetzbuches vor der 3. Dresdener Strafkammer. Die Verhandlung fand unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt und endete mit der kostenlosen Freisprechung G.s, womit auch die Aufhebung der Beschlagnahme der Gedichte verknüpft ist. In dem Urteil war betont, daß die in den Gedichten geschilderten Thatsachen zwar geeignet seien, sinnlichen Reiz zu erregen, daß dieselben aber andererseits einen künstlerischen Zweck verfolgen und sich durch eine schöne poetische Form auszeichnen.“

Die Leser der „Gesellschaft“ erinnern sich zweifellos noch an den bekannten Leipziger Realistenprozeß. Einem Conradi, einem Walloth konnte das Leipziger Gericht leider keinen „künstlerischen Zweck“ und keine „schöne poetische Form“ zuerkennen, und so wurden denn die Autoren bestraft und ihre Bücher sind konfisziert und verboten innerhalb der Grenzpfähle des deutschen Reiches bis auf den heutigen Tag. — Es ist nur gut, daß wir armen Poeten jetzt nach dem Dresdener Urteil wenigstens ungefähr wissen, wie die künstlerische Form beschaffen sein muß, die vor den Augen unserer Richter Gnade findet.

Wer sich aber die nunmehr richterlich sanktionierte Dichtungsart nicht anzueignen vermag und das Versemachen doch nicht lassen kann, der schüttle den Staub von seinen Pantoffeln und wandre in die Ferne, z. B. nach Smyrna, das der Rembrandt-Deutsche in einem seiner berühmten 40 Lieder so schwungvoll, hochpoetisch und verlockend schildert:

Schön muß es in Smyrna sein'
Datteln, Wachteln, Trauben, Wein,
Glutgeaugte Griechenkinder,
Breitgestirnte fromme Rinder —
Alle diese Herrlichkeit
Wartet dein zu jeder Zeit!

Steige, Freund, denn rasch zu Schiff!
Fürchte Stürme nicht noch Riff;
Segel führen dich nach Süden,
Hoffnungslicht erquickt den Müden —
Lande, liebe, lebe dort
An dem allerschönsten Ort!

Dramen.

Cyrus. Schauspiel in fünf Aufzügen von Alberta von Puttkamer. Erste Aufführung am Straßburger Stadttheater.

Die hervorragende Lyrikerin verleugnet sich auch in diesem ihrem dramatischen Erstlingswerk nicht: Tiefe der Empfindung, Glanz der Sprache, Wucht und Prunk der Schilderung erheben das Jambenstück zu

einer wertvollen litterarischen Erscheinung. Allein es ist in der That mehr, als ein fesselndes Lesedrama, wie die erfolgreiche Aufführung bewiesen hat, obwohl im Buche die Schönheiten rein litterarischer Art genußreicher zur Geltung kommen mögen. Die Dichterin hat den Cyrus zu einer interessanten Theaterfigur gestaltet unter gewissenhafter Benutzung von Historie und Legende, ohne bei Entrollung ihrer farbensatten Lebensbilder in Pedanterie zu verfallen. Wo es anging, hat sie mit den knappsten Ausdrucksmitteln zu charakterisieren versucht und dem dramatischen Vorgang sein Recht stürmisch fortschreitender Handlung voll gewahrt. C.

Gestern. Studie in einem Akt in Reimen von Theophil Morren (Loris). („Moderne Rundschau" IV., 2 und 3.)

Die treffliche Zeitschrift, in der die Studie erschien, ist leider vor nicht langer Zeit eingegangen. Ihr Bestehen krankte an demselben Übel wie viele ähnlichen modernen Unternehmungen: an der Teilnahmlosigkeit des Publikums. Und nun nimmt sich in Wien nur mehr die Litteraturzeitung des Dr. Bauer so recht unserer aufkeimenden Produktion an. Die Wiener Freibühnler müssen nun ihre Geisteskinder in den Schutz der befreundeten Berliner „Freien Bühne" stellen. Manch schönes Talent hatte in dieser „Rundschau" eine Heimstätte, einen Fruchtboden gefunden, das größte und — jüngste war Theophil Morren, der sich auch Loris nennt und unter diesem Namen einiges über moderne französische Litteratur und über Herrmann Bahr, den Linzer Franzosen, geschrieben hat. Von Theophil Morren aber ist „Gestern". Der Vorgang geschieht in Italien zur Zeit der großen Maler, im Hause des reichen Andrea. Der Charakter dieses Mannes bildet die „Studie". Es steckt ein gutes Stück Psychologie in dem Gedicht. Andrea ist Feind des Begriffes „Gestern", Feind des ausgeführten Entschlusses, des geschaffenen Dinges.

„— — — Das Gestern lügt und nur das Heut ist wahr!" Ganz richtig begreift und versteht ihn sein Freund, der Dichter Fantasio, wenn er sagt: „— — — — Du trägst die Stimmung nicht, du läßt dich tragen!" Und Andrea entgegnet:

„Ist nicht dies „Tragenlassen" auch ein Handeln?
Ist es nicht weise, willig sich zu wandeln,
Wenn wir uns unaufhaltsam wandeln müssen?"

(Ein kostbarer Gedankensplitter!) An einer Stelle sagt Andrea: „— — —, weil meine Schöpferkraft am Schaffen stirbt und die Erfüllung stets den Wunsch verdirbt" und dann wieder, zu seinen Freunden:

„Ihr sollt mir raten. Denn ich taste kläglich,
Wenn mich die Dinge zwingen zum Entscheiden
Mich zu entschließen ist mir unerträglich,
Und jedes Wählen ist ein wahllos Leiden."

Nur wollen, nicht wählen! Er wechselt mit jedem Tage seine Launen und kann keinen Entschluß zur Ausführung bringen, zum Ärger der Freunde, von welchen er sagt: „Wie mich's zuweilen ekelt vor der Schar! Nimmt keiner doch des Augenblicks Verlangen, den Geist des Augenblickes keiner wahr!" Ähnlich später:

„Sein selbst bewußt ist nur ein Augenblick
Und vorwärts reicht kein Wissen noch zurück!
Und jeder ist des Augenblickes Knecht,
Und nur das Jetzt, das Heut, das Hier hat Recht"

Und ein ganz eigenartiger Zug seines Charakters spricht sich in seinen Worten aus:

„Ich liebe Schurken, ich kann sie verstehen,
Und niemand mag ich lieber um mich sehen.
So gern mein Aug' den wilden Panther späht,
Weil niemals sich der nächste Sprung verrät,
So haß ich die, die ihre Triebe zähmen
Und sich gemeiner Ehrlichkeit bequemen.
Es ist manchmal so gut, Verrat zu üben!
So reizend: grundlos, sinnlos zu betrüben!
Der grade Weg liegt manches Mal so fern!
Wir lügen alle und ich selbst — wie gern! — — —"

Wie wohl man eigentlich bei der kleinen Dichtung von Handlung nicht sprechen kann, denn sie soll nichts weiter als eben psychologische Studie sein, so hat das Gedicht gleichwohl Entwickelung, einen „Umschwung". Und dieser liegt in der Entwickelung, die das Liebesverhältnis des Andrea zu Ariette nimmt. Die Sentenz des Fantasio:

„Daß manchmal Worte, die wir täglich sprechen,
In unsre Seele plötzlich, leuchtend brechen“ —

bewahrheitet sich an Andrea, sie bringt ihn plötzlich zur Erkenntnis, daß ihn seine Arlette nicht mehr liebt, daß sein Freund Lorenzo ihm ihr Herz geraubt hat.

Doch soll sie ihm alles sagen, er will wenigstens wissen, „ob sie sich ihm verschenkte, er sie nahm“ und er wird dann vergessen, weil es bereits geschehen ist, er wird mit ihr unbekümmert um die Vergangenheit das Leben, den Augenblick genießen.

„Und was mich heute quält wie dumpfe Pein,
Wird eine Wonne der Erinnerung sein.“

Und sie erzählt von gestern, gestern, da Andrea nicht bei ihr weilte, und da, zum ersten Male kann sein Sinn über „Gestern“ nicht hinüber kommen und er weist ihr die Thüre und blickt ihr lange nach und kämpft mit aufquellenden Thränen.

Die großartige Psychologie darin, für deren Reproduktion die Bühne wohl ein zu rohes Werkzeug wäre, wird in Gedanken ausgesprochen, die wahrhafte Gedankenperlen sind, wie man sie bei einem „anerkannten“ Klassiker suchen muß: fast jeder Vers ein Gedanke von unergründlicher Tiefe, von unsagbarer Schönheit. Vers und Reim von Meisterhand behandelt, keine Zeile, die gemacht klingen würde, kein Reim der dem Dichter Schweiß gekostet haben mag. Die Sprache, so schön, so edel, so natürlich-ungezwungen, wie auf das Kolorit der Scenerie gestimmt, so klassisch-ruhig.

Als Arlette gesteht, spricht Andrea:

„O wie mich das empört,
Dies Gestern! dessen Atem ich noch fühle
Mit seines Abends feuchter, weicher Schwüle.
Da war's. Da! wie ich fort war. Da, sag ja!
In blauem Dufte lag der Garten da ....
Die Fliederdolden leuchteten und bebten ....
Der Brunnen rauschte und die Falter schwebten ...“

Arlette (suchend):

„So war's, allein ... der Garten ... und das Haus,
Das war so anders ... sah so anders aus.“

Andrea:

„Am Himmel war ein Drängen und ein Zieh'n,
Des Abends Atem wühlte im Jasmin,
Und ließ verträumte Blüten niederweh'n. — — —“

Das ist rechte Poesie, da liegt Stimmung, das fühlt man so alles mit, man versetzt sich so recht hinein, man verspürt den lauen „Atem“ der Abendluft, man halluciniert auch den bestrickenden Duft von Jasmin und Fliederdolden.

Das kleine Poem hat Aufsehen erregt. Herrmann Bahr vergöttert geradezu den jungen Loris. Überspannt und zu Übertreibung geneigt, wie der geniale Bahr nun einmal ist, stellt er aber an Loris physiognomische Studien an. Jede Schule, jede Kunstrichtung hat, wie er sagt, Loris gleich als den ihren bezeichnet. Man sollte sich aber nicht den Genuß einer echten Dichtung durch Klassifizierung derselben trüben. Naturalistisch ist sie sicher, schon die Studie ist das Naturalistische, und jedes gute Werk muß naturalistisch, muß natürlich sein. „Der echte Dichter wird immer als Naturalist geboren,“ sagt Liliencron. Hier ist ein allerdings lebensfähiger Zwitter: Naturalismus in klassischer Formvollendung: Eine psychologische Studie, die den Dichter vielleicht zufällig zu dramatischer Form, zu Vers und Reim führte. Eine „Überwindung des Naturalismus“ aber kann ich in dem Werke nicht erkennen, so sehr sich auch manche Mühe geben, eine solche analytisch *ad oculos* zu demonstrieren. „Überwindung des Naturalismus!“ da hat man denn wiederum ein neues Schlagwort glücklich herausgebracht, nach dem man nun künftig definieren wird. Die Studie Morreus muß lebenswahr sein, man sieht, es giebt manche Leute, die solche Andreas sind, die von „Gestern“ nichts wissen wollen. Sie haben jeden Tag eine andere Laune, jeden Tag ein anderes „Neues“, ein anderes *lin de siècle*, ihnen ist „morgen Moder, was heute Mode“. Neuidealisten, Symbolisten nennen sie sich, ihr Centrum ist Frankreich, ihr Haupt Maurice Maeterlinck in Brüssel, und nach Deutschland weht ein Zipfel ihres Banners und an diesem hängt Herrmann Bahr, der echteste Andrea der Litteratur. Sie mögen sich trösten, der Naturalismus ist noch lange, lange kein

ausgetretener Pfad, nicht im Norden oder in Frankreich, wo er allerdings schon über ein halbes Jahrhundert alt ist, viel weniger in Deutschland; die Hauptmanns und die Holz-Schlaf mit ihrem konsequenten Realismus sind noch lange nicht ganz verstanden und gewürdigt. — Doch bei uns, in Österreich an eine Überwindung des Naturalismus denken, wäre schneidende Ironie, ein lustiges Paradoxon. Den Naturalismus, den wir noch nicht haben, schon nicht mehr haben: es hieße: weggeben, was man nicht besitzt und wir, wir haben litterarische Schulden! Nein, vorher die starren Fesseln der Konvention und Schablone abstreifen und die Tyrannei überwinden, die sich die Kritik und autoritatives wie metaphysisches Ästhetikertum über die Köpfe angemaßt hat, dann den Naturalismus gewinnen, ihn lange, recht lange besitzen, ihn durchleben, bis man zu Höherem reif ist — wenn anders es ein Höheres giebt, das ich aber in Maeterlinck durchaus nicht verkörpert sehe. Vorläufig aber seien wir froh, daß wir einen Dichter wie Loris-Morren den unsern nennen dürfen, Morren, von dem ich mit seinen eigenen, dem Andrea in den Mund gelegten Worten mit Beziehung auf Schablonen- und Traditionswirtschaft sagen kann:

„Ich bin ihm dankbar; er hat mich gelehrt,
Wie sehr man frevelt, wenn man Totes nährt!"

Karl Krauß.

Philosophie und Geschichte.

Unser geschätzter Mitarbeiter, Dr. jur. Ludwig Huberti, der unseren Lesern hauptsächlich durch seine prägnanten und trefflich geschriebenen Besprechungen rechts- und staatswissenschaftlicher Werke bekannt ist, läßt soeben im Verlag von C. Bürgel & Sohn in Ansbach ein großes rechtsgeschichtliches Werk erscheinen, das nicht nur für Fachkreise, sondern auch für ein größeres Publikum von Interesse sein dürfte. Das auf drei starke Bände berechnete Werk führt den Titel: „Studien zur Rechtsgeschichte der Gottesfrieden und Landfrieden." Der erste Band behandelt „Die Friedensordnungen in Frankreich". Es hat sich bis herein in unsere Zeit ein altes Sprichwort erhalten, das da lautet: „daß man dem Landfrieden nicht trauen dürfe". Es wirft dieser Sprachgebrauch, „der ja immer philosophisch sein soll", ein eigentümliches Schlaglicht auf jene Friedenssatzungen des Mittelalters, die man gemeinhin unter den Namen „Gottesfriede" und „Landfriede" zusammenzufassen pflegt. In Verfolgung dessen, was diesen Worten des Volksmundes thatsächlich zu Grunde liegen mochte, ist der Verfasser gegenüber den bisherigen Anschauungen zu teilweise entgegengesetzten Resultaten gekommen, die für die deutsche Rechtsgeschichte wie für die Weltgeschichte nicht ohne Interesse sein dürften. Es geschieht zum ersten Mal, daß die Lösung auf solchem Wege versucht wird. Zwar fehlt es nicht an Bearbeitungen einzelner Materien, wohl aber an einer die sämtlichen Ergebnisse und Streitfragen auf diesem Gebiete zusammenfassenden und kritisch abwägenden Darstellung. Vorliegende Arbeit ist ein Versuch, diese Lücke auszufüllen. Ihre Aufgabe ist also: „die rechts- und universalhistorische Entwicklung der mittelalterlichen Friedenssatzungen, im besonderen der sogenannten Gottesfrieden und Landfrieden darzustellen.

Lange in seiner Geschichte des Materialismus sagt: „Selbst der Mißbrauch der bloßen Macht des Kapitals auf der einen Seite gegenüber dem Hunger auf der anderen ist ein neues Faustrecht, wenn es sich auch nur darum handelt, die Nichtbesitzenden immer abhängiger zu machen." Der Verfasser hat daher mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß ein Vergleich zwischen der mittelalterlichen Friedensbewegung und der gegenwärtigen sozialen Bewegung statthaft ist. Daher auch der moderne Begriff „sozialer Friede", der seit den Erlassen des deutschen Kaisers vom 4. Februar 1890 eine so große Rolle spielt! In der „Einleitung" anknüpfend an die gegenwärtige

soziale Bewegung, giebt der Verfasser im „ersten Buche“ des auf drei Bände berechneten Werkes den ersten Einblick in ein interessantes Stück kirchlicher und königlicher Sozialpolitik im Mittelalter. Das vorliegende erste Buch behandelt die Friedensordnungen in Frankreich; das zweite wird sich befassen mit den Friedensaufrichtungen in England, Normandie, Flandern, Italien, Spanien; das dritte mit den Gottesfrieden und Landfrieden in Deutschland. Die wichtigsten Belegstellen aus den Quellen sind in ihrem vollen Wortlaut angeführt, um eine Prüfung des Vorgebrachten zu gestatten, ohne jeweils die mitunter recht schwerfälligen und oft schwer zugänglichen Folianten herbeiziehen zu müssen. In der Namhaftmachung der Litteratur hat sich der Verfasser um möglichste Vollständigkeit bemüht. Eine am Schlusse des Buches angefügte Karte zeigt die geographische Verbreitung der Friedensbewegung.

Diese Friedensaufrichtungen bilden, wie schon Schroeder hervorgehoben hat, einen Teil der Rechts- und Verfassungsgeschichte des Mittelalters, der zu den wichtigsten gehört. Sie haben den Ausgangspunkt für die mittelalterliche Reichs- wie Landesgesetzgebung gebildet. Sie erscheinen das ganze Mittelalter hindurch als der eigentliche Kern der Gesetzgebung, um den sich allmählich immer weitere Materien legen, die in mehr oder weniger losem Zusammenhange mit Friede und Fehde stehen, zum Teil eines solchen Zusammenhanges ganz entbehren. Und doch sind bisher nur einzelne diesbezügliche Materien einer eingehenderen Erörterung unterworfen worden, ohne daß dabei die rechts- und universalhistorische Entwicklung der Gottesfrieden und Landfrieden in ihrer Einheit und Eigenartigkeit zum vollständigen Ausdruck gelangt wäre. Abgesehen von traditionellen Unrichtigkeiten stößt man bei genauerer Untersuchung noch auf eine Masse ungelöster Fragen. So über die Ursache dessen, daß man gerade diesen eigentümlichen Weg der Befriedung einschlug, so über die Arten dieser Friedenssatzungen, im besonderen über den Zusammenhang und den Unterschied der Gottesfrieden und Landfrieden, dann über die Art und Weise ihrer Entstehung und ihres Verschwindens, über ihre geographische Ausbreitung, über ihren Zusammenhang mit früheren Rechtsinstituten und ihre Fortentwicklung in späteren, über ihre Wirksamkeit und ihren Erfolg. Was hat das Mittelalter durch diese Friedenssatzungen zu erreichen gesucht und was hat es wirklich erreicht?

Als das Ergebnis der Forschungen des Verfassers läßt sich in Kürze bezeichnen: Die in der Rechtsgeschichte des Mittelalters eine so eigentümliche Stellung einnehmende Friedensbewegung erscheint als ein „Kampf ums Recht“. Jene zahlreichen und in unendliche Schattierungen sich zersplitternden Friedensordnungen suchten jenes Gebiet, das bislang der persönlichen Macht zum Schutze überlassen war, mit einem Worte das ganze Gebiet der „Selbsthilfe“ mit all ihren Begleiterscheinungen zu verdrängen und dafür einen allgemeinen rechtlich geschützten Zustand zu schaffen, in dem alle wichtigen menschlichen Beziehungen rechtlich geregelt sind, und jede Eigenmacht und Selbsthilfe möglichst ausgeschlossen erscheint. Verfasser kommt somit, wenn auch auf anderem Wege, zu demselben Resultate wie Nitzsch. Es läßt sich dieses Resultat mit Jastrow dahin zusammenfassen, „daß in den Friedenssatzungen des Mittelalters der Schlüssel zu dem größten Problem zu finden ist, das die Geschichte des deutschen Strafrechts bietet: der Verdrängung des alten Fehde- und Bussensystems durch die Idee der öffentlichen Strafe.“ X. Y. Z.

Hie gläubig! Hie modern! Modernisierung der zehn Gebote. Eine Scheidung der Geister von Curt Grottewitz. Berlin W. 1892. H. Conitzers Verlag. — Herr Curt Pfütze aus Grottewitz ist einer jener unglückseligen Menschen, denen die schönsten Gedanken immer dann ein-

sallen, wenn sie ein anderer schon ausgesprochen hat. Um aber dieses Zuspätkommen nicht allzu auffällig zu machen, versichert er jedesmal mit verblüffender Naivetät, daß vor ihm noch Keiner die neuen Wahrheiten, die er auftischt, gefunden habe. Man erinnere sich nur an seinen kritischen „Sonnenschein“, mit dem er das Chaos der deutschen Litteratur bestrahlte, nachdem die Gebrüder Hart, Bleibtreu, Conrad, Bölsche und meine Wenigkeit ihm den Staar gestochen hatten.

Diesmal hat es ihm Nietzsches „Umwertung aller Werte“ angethan, und flugs ist die „Modernisierung der zehn Gebote“ fertig, ein seltsames Gemengsel aus den von Nietzsche so verlachten „modernen Ideen“ und übermenschlichen Zarathustraphantasieen, eine scholastische Versöhnung des Curt Eisnerschen „Werdet weich!“ und des Nietzscheschen „Werdet hart!“, vorgetragen mit dem Selbstbewußtsein des Abschreibers, der sich für den Erfinder der abgeschriebenen Gedanken hält. Man merkt bei jeder Zeile, daß Curt Pfütze aus Grottewitz bei Wundt im Kolleg gesessen hat, und man kann sich der Überzeugung nicht verschließen, daß er außerdem in Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse“ — geblättert hat. Aber sowohl die Wundtschen wie die Nietzscheschen Gedanken, die sich auf Leben und Tod befehden, werden im Munde dieses Wiederkäuers so verwässert und verschleimt, so „populär“ im schlechtesten Sinne des Wortes, daß man sie gar nicht mehr von einander unterscheiden kann! Was bleibt also von Wundt und Nietzsche übrig? Eine Anzahl moralischer Gemeinplätze, die jeder Gymnasiast, dessen Gläubigkeit den ersten Stoß erlitten, sich mit Leichtigkeit zusammenbraut. Und das nennt unser bescheidener Gesetzgeber einen „Bau von architektonischer Schönheit, eigenartig und modern, aber schön für unsere Zeit, ebenso wie der Bau der christlichen Ethik eine große Pracht gewesen war für frühere Jahrhunderte.“

Daß der zweite Moses, der uns die sinaitischen Tafeln in zweiter verbesserter Auflage überreicht, für einen so tief unter ihm stehenden Geist wie Friedrich Nietzsche nur ein mitleidiges Lächeln hat, versteht sich von selbst. Gehört doch Nietzsche, wie Curt Pfütze aus Grottewitz uns versichert, bloß „zu der revolutionären Gruppe der Ludwig Büchner (!) und Max Nordau (!), Männer, die gegen das Alte Front machten und es mit schlagender Dialektik zerstörten, aber nichts Neues schufen. Denn sieht man näher zu, so ist Nietzsche sich über seine Anschauung durchaus nicht klar, er schwankt hinüber und herüber und widerspricht sich oft.“

Nietzsche und Büchner! Warum nicht Nietzsche und Curt Pfütze aus Grottewitz? Das schmerzverzerrte Antlitz des in ewigen Widersprüchen sich ausleidenden und auslebenden Menschengeistes und das selbstzufriedene, plebejische Schmunzeln des seichten Aufklärungsphilisters, der mit seinem Speichel Christentum und Antichristentum in einen magenstärkenden Brei zusammenrührt — welch prächtiger Vorwurf für den Künstler, der die große Komödie unserer untergehenden Kultur schreibt!

Doch genug! Man thäte Herrn Curt Pfütze aus Grottewitz zu viel Ehre an, wollte man seine ebenso banalen wie selbstverständlichen moralischen Gemeinplätze auch noch breittreten. Daß es ein Unsinn ist, einem, der an keinen Gott glaubt, die Verehrung anderer Götter oder den Mißbrauch des Gottesnamens zu verbieten, dürfte wohl jedes Kind begreifen. Und daß an die Stelle des Gottideals das Menschheitsideal zu treten habe, hat schon Feuerbach viel überzeugender gepredigt, als der neue Moses aus Grottewitz. Wenn man aber das Gebot „Du sollst Vater und Mutter ehren“ vom Standpunkte der modernen Ethik mit der Behauptung zu widerlegen sucht, daß man „kein Mädchen zwingen könne, ihren Vater zu ehren, der einen unsittlichen Angriff auf sie macht“, so freut sich gewiß niemand so sehr über diesen logischen Blödsinn als die Schar

derer, die Herr Pfütze durch seinen Schlachtruf „Sie gläubig!" herausgefordert hat. Mit demselben Rechte könnte man das Gebot „Du sollst nicht töten" mit dem Ausnahmefall der berechtigten Notwehr oder die Forderung unbedingter Wahrhaftigkeit mit dem Ausnahmefall der berechtigten Notlüge widerlegen! Hat denn unser großer Gesetzgeber keine Ahnung davon, daß sich jenes Gebot, das später mißverständlich auf die durch die Stimme des Bluts und das Gefühl der Abhängigkeit bedingte kindliche Pietät gedeutet wurde, ursprünglich lediglich auf den Ahnenkult der Urzeit bezog, und daß die Verehrung der verstorbenen Stammesmutter und später des verstorbenen Stammvaters durch tägliche Opfer für die Urvölker allerdings eine von der Selbsterhaltung gebotene Pflicht war? Doch fragen wir lieder nicht weiter! Wüßte Herr Pfütze aus Grottewitz etwas von der Genealogie der Moral, so wäre seine neueste Offenbarung ungeschrieben geblieben. Edgar Steiger.

Vermischte Schriften.

Sicilianische und andere Streifzüge. Von Siegfried Samosch. Minden in Westf., 1892. — Wieder einmal eine der mit Recht so unbeliebten „italienischen Reisen", mit denen der deutsche Büchermarkt alljährlich überschwemmt wird. Mir scheint, das ganze Buch ist bloß der Einleitung halber geschrieben, in der der Verfasser „seinem lieben Freunde, dem Maler Professor Fritz Werner" das Weihrauchfaß schwingt. Im übrigen flott geschrieben, leichte Feuilletonware. —r.

Geschichte der Schulbibel. Von Dr. Fr. Dix. Gotha. Emil Behrend. 1892. — Eine gedrängte Übersicht über den Gebrauch der Bibel beim Unterricht und über die verschiedenen zu Schulzwecken veranstalteten Bearbeitungen des Bibelwortes von Luthers Zeit bis auf unsere Tage, ein für jeden Pädagogen und Freund des Jugendunterrichts interessantes und belehrendes Schriftchen. —r.

Thierschutz und Vivisektion oder das dunkelste Brandmal moderner Gesittung. Von Adalbert Mann. St. Gallen. Busch u. Co. Etwas weniger sittliches Pathos und etwas mehr wissenschaftliche Kühle hätte meiner Ansicht nach überzeugender gewirkt. Ich ehre gewiß das allumfassende Mitleid, das die gesamte fühlende Lebewelt umspannt und alles Leiden lindern und, wenn irgend möglich, abschaffen will. Aber solange wir Menschen unter uns dem Massenmord im Krieg und Frieden huldigen, habe ich für die schwärmischen Bemitleider der Pferde, Hunde und Kaninchen nur ein spöttisches Lächeln. Ein einziges Menschenkind, das im Maschinensaal der Fabrik langsam zu Tode gemartert wird, gilt mir eben mehr als ein paar hundert geschundener Kaninchen. Zäumen wir doch die edle Stute „Mitleid" nicht am Schwanze auf!

Heinrich Freimund.

Erinnerungen an Amalie von Lasaulx, Schwester Augustine, Oberin der Barmherzigen Schwestern im St. Johannishospital zu Bonn. Von Christine Freiin von Hoiningen Huene. 4. Aufl. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1891. — Ein prächtiges Charakterbild aus dem katholischen Leben der Gegenwart, ein von dem frischen Duft des Persönlichen durchwehtes Aktenstück aus den bewegten Tagen des letzten römischen Concils, ein schönes Zeugnis weiblicher Charakterfestigkeit und Überzeugungstreue inmitten einer Zeit, da die Männer, an der Spitze die Bischöfe, in Deutschland sich feige unter das Unfehlbarkeitsdogma duckten, somit ein kulturgeschichtlich wie psychologisch gleich interessantes Buch. —r.

Die Pflicht zur Urkunden-Edition in dogmengeschichtlicher Entwickelung. Von Dr. jr. Max Apt. Berlin 1892. — Eine fleißige Studie, voll juristischen Scharfsinns, aber wieder so recht geeignet zu zeigen, woran unsere ganze Jurisprudenz krankt. Unsere Theologen kommen

mir den juristischen Orthodoxen gegenüber fast wie Freigeister vor. Was dort die Bibel, bedeutet hier das römische Recht, nur daß die Juristen von heute noch viel „rechtgläubiger" sind als die Theologen. —r.

Die Seehäfen des Weltverkehrs. Dargestellt von Jos. Ritter von Lehnert, Johann Holeczek, Dr. Karl Zehden, Dr. Theodor Cicalek, Ernst Becher rc. rc. unter Redaktion von Alexander Dorn. Wien 1892. Alexander Dorn. — Dieses Prachtwerk, das jetzt in zwei reich illustrierten Bänden abgeschlossen vor uns liegt, entrollt vor uns eine Reihe von meisterhaften Kulturbildern aus allen Ländern und Zonen. Gerade in unseren Tagen, da wir im Zeichen des Weltverkehrs stehen, war ein solches Buch ein dringendes Bedürfnis. Alexander Dorn hat es verstanden, eine stattliche Truppe hervorragender Mitarbeiter, weltumsegelnde Kapitäne sowohl als gelehrte Professoren, um sich zu versammeln, und ihrer vereinten Thätigkeit ist es gelungen, ein Meisterwerk zu Stande zu bringen, das sowohl den Verfassern als dem Verleger alle Ehre macht. Die Illustrationen sind dem Texte ebenbürtig. —r.

Französische Litteratur.

Alphonse Daudet, Rose et Ninette. (Paris, Flammarion.) — Daudets neuer Roman behandelt das Thema von der Stellung der Kinder in geschiedenen Ehen. Soll eine unglückliche, in sich zerfallene Ehe vor den Augen der Welt aufrecht erhalten werden, oder liegt es nicht vielmehr im Interesse der der Ehe entsprossenen Kinder, wenn eine gerichtliche Scheidung die losen Fäden, die eine solche Scheinfamilie noch notdürftig zusammenhalten, zerreißt? Das war die Frage, die Daudet in „Rose et Ninette" beantworten wollte. Es ist indessen beim bloßen Wollen geblieben, denn psychologisch ist die ganze Frage kaum gestreift worden. Auch in der Charakterzeichnung der Hauptpersonen hat der berühmte Autor diesmal keine glückliche Hand gezeigt. Da ist in erster Linie der unglückliche Held des Romans, Régis de Fagan, eine haltlose Drahtpuppe, wie nur je eine durch ein Buch gezerrt wurde. Mit diesem schmachtlappigen Schwachmatikus als Wortführer war freilich eine reinliche Klarlegung des Problems ein Ding der Unmöglichkeit. Daudet ist hier ein Opfer seines Helden geworden resp. hat sich mit ihm in eine Sackgasse verrannt.

In der Hauptsache und den Hauptpersonen ist daher „Rose et Ninette" als durchaus verfehlt zu bezeichnen; nur an der feinen Ausführung des Details und der glänzenden Behandlung der Sprache erkennt man, daß ein Meister wie Daudet die Feder geführt hat. Summa: Ein interessantes, aber kein bedeutendes Buch, minderwertig vor allem, wenn man die früheren Schöpfungen Daudets zum Vergleiche heranzieht. Die Verlagshandlung hat das Buch aufs glänzendste ausgestattet; sie eröffnet mit dem Bande eine neue Sammlung, die in Preis und Ausstattung der allbeliebten „Kollektion Guillaume" ebenbürtig an die Seite tritt.

„Un Héritage" von Lucien Macaigne (Paris, Savine) ist eine behäbige Tugendsalbaderei in einer stark gewässerten Tendenzbrühe gar lieblich angerichtet. Der Verfasser, der sein frommes Kinderbüchlein gar trutziglich Sozialroman nennt, trampelt den uralten Gemeinplatz von dem Segen der Arbeit und dem Fluch des Müßiggangs noch einmal gehörig breit und versteigt sich am Schlusse zu der auch nicht mehr ganz neuen Sentenz, daß Hochmut vor dem Fall komme. Der moderne Mensch steht solchen Harmlosigkeiten mit einem Gefühl des Neides gegenüber. Wie glücklich sind doch jene unschuldigen Menschenkinder, die an derartiger Lektüre noch Erbauung und Genuß finden! — Gleichfalls bei Savine erschien unter dem Titel „Gueule noire" ein Eisenbahnroman von Alexandre Lacoste. Man merkt

es an der Art, wie hier das innere Wesen des Bahndienstes geschildert ist, daß der Autor vom Fach ist und Erlebnisse aus seinem eigenen Berufsleben erzählt. Im übrigen bewegt sich auch Laeostes Roman in den ausgefahrenen Geleisen jener altehrwürdigen Erzähltechnik, die gang und gäbe war, als der Großvater die Großmutter nahm. Der ideale Herr Verfasser hält es in seiner Gewissensangst nichtsdestoweniger für angezeigt, im Vorwort laut und feierlich zu erklären, daß sein Roman mit Zolas „Bête humaine“ nichts weiter als den Stoff gemein habe. Was für naive Leute es doch noch in der Welt giebt.

Henry Gréville häuft Schmöker auf Schmöker und schreibt sich im Interesse der zahlreichen Kundschaft die Finger wund. Noch ist ihr letzter Roman nicht völlig der verdienten Vergessenheit anheimgefallen, so erscheint auch schon ein neues Opus unter dem Titel „Le mari d'Aurette“ (Paris, Plon). Und angesichts dieser unheimlichen Fruchtbarkeit giebt es noch immer Leute, die es nicht glauben wollen, daß Henry Greville ein echtes und rechtes Genie ist!

Als Novitäten auf dem Markte der Leihbibliotheksbelletristik, wie sie von schreibgewandten Handwerksfabulisten beiderlei Geschlechts massenweise konfektioniert zu werden pflegt, nenne ich Fortuné du Boisgobey, „Acquittée“, Ch. Moreau-Vauthier, „La Vie d'Artiste“, François Villars, „Le Passé de Soeur Monique“, alle drei bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris erschienen. Ein kritisches Wort ist bei dieser mittelmäßigen Eintagslitteratur nicht am Platze.

Wenn man all das banale Zeug, das ich vorstehend kurz erwähnte, pflichtschuldigst durchblättert hat, freut man sich doppelt, ein Buch wie den neuen Roman von Gustave Guiches, „Philippe Destal“ (Paris, Tresse & Stock), in die Hände zu bekommen. Hier hat man es doch wenigstens nicht mit dem gedankenlosen Wischiwaschi eines geschwätzigen alten Weibes zu thun, sondern hört wieder einmal das ernste Wort eines geistvollen, von neuen Ideen erfüllten Mannes, der auf Besseres bedacht ist, als gelangweilten Philistern die Zeit zu vertreiben. Es ist ein hochinteressanter Beitrag zur Pathologie der Liebe, den uns der Autor in seiner realistischen Sittenstudie liefert. So seltsam das erotische Problem, das hier entwickelt wird, auch anmutet, und so verblüffend die Lösung im ersten Augenblick auch erscheint, so wirkt das Ganze doch überzeugend und menschlich wahr, dank der großartigen Seelenanalyse, die uns in Gustave Guiches von neuem den scharfäugigen, zielbewußten Wahrheitssucher schätzen läßt.

Jane Dieulafoy, Volontaire (1792 bis 93). (Paris, Colin & Cie.) Eine treffliche geschichtliche Erzählung, die den Kampf ums Dasein der jungen französischen Republik lebhaft und anschaulich schildert. Der Roman bildet den neuesten Band der so rasch beliebt gewordenen „Bibliothèque de romans historiques“ und reiht sich seinen Vorgängern als gleichwertiger Genosse würdig an.

Die „Bibliothèque franco-étrangère“ der bekannten „Collection Hetzel“ (Paris, Hetzel & Cie.) bringt in ihrem letzterschienenen Band den von Robert de Cerisy aus dem Englischen übersetzten Roman „La Fille à Lowrie“ der Amerikanerin Frances Hodgson Burnett. Th. Bentzon hat der interessanten amerikanischen Schriftstellerin eine eingehende kritische Studie gewidmet, die dem Roman als wertvolle Beigabe angehängt ist.

Le Baron Heckedorn, Guillaume II., son peuple et son armée à la fin de 1891 (Paris, Dentu). — Wenn ich vorausschicke, daß Baron Heckedorn — offenbar ein Deckname — ein blindwütiger Chauvin ist, der sich seinen Haß gegen das böse Deutschtum in dieser giftgeschwollenen Satire vom Herzen geschrieben hat, so wird man ermessen können, in welcher Art hier über Kaiser Wilhelm und das deutsche Volk geurteilt wird. Es gehört die krasse Ignoranz

und der Kinderglaube eines Pariser Revanchemannes dazu, um all die albernen Märchen, die hier mit wenig Witz und viel Behagen erzählt werden, für bare Münze zu nehmen. Baron Heckedorn ist ein unfreiwilliger Witzbold, der von keinem verständigen Menschen ernst genommen wird. Grade deshalb eben wird sein Buch bei den französischen Radaupatrioten, für die allein es bestimmt ist, einen großen Erfolg haben.

Die Russomanie der Franzosen zeitigt recht absonderliche Blüten. Da hat jetzt Alfred Rambaud ein Buch herausgegeben, in dem er die mehr oder weniger wichtigen Berichte von Zeitgenossen des russischen Feldzuges Napoleons von 1812 und des Krimkrieges nach der mündlichen Überlieferung gesammelt und fein säuberlich aneinandergereiht hat (Français et Russes. Moscou et Sévastopol. Paris, Berger-Levrault & Cie.). Die historisch nicht uninteressante Dokumentensammlung soll den Beweis dafür erbringen, daß sich Franzosen und Russen, selbst wenn sie sich in den Haaren lagen, stets geliebt und geschätzt haben. Weshalb auch nicht? Wenn man die Sympathien der Völker nach der Methode, die Rambaud hier befolgt, feststellen will, kann man all und jedes beweisen; heute das und morgen, wenn sich die politische Konstellation geändert hat, irgend etwas anderes. — „Charges héroiques“ nennt George Bastard sein neues Buch, das, mit Zeichnungen von Charles Morel geschmückt, bei Savine in Paris erschienen ist. Es handelt sich hier um die glänzenden Waffenthaten der fünf Regimenter der ruhmreichen Division Margueritte am denkwürdigen 1. September 1870. Mit einer ungewöhnlichen Gestaltungs- und Darstellungskraft ausgestattet, entwirft der bekannte französische Schlachtenschilderer hier grandiose Bilder, die uns das wogende Kampfgetümmel mit unheimlicher Realität vor Augen führen. Bastard versteht es ausgezeichnet, Leben und Stimmung in das historische Gemälde zu bringen, die Sprache ist von prächtiger Gedrungenheit und männlicher Energie.

Unter dem Titel: „Les Enfants en prison. Etudes anecdotiques sur l'enfance criminelle“ veröffentlichten der Journalist Guy Tomel und der Advokat Henri Rollet bei Plon in Paris eine gehaltvolle, dokumentenreiche Arbeit über die brennende Frage der strafrechtlichen Behandlung jugendlicher Verbrecher, die das strafmündige Alter noch nicht erreicht haben. — Ebenso interessant für den Kriminalpsychologen ist auch die neue Sammlung berühmter Kriminalfälle aus der jüngsten Vergangenheit, die Maurice Talmeyr bei Plon erscheinen ließ (Sur le Banc, 2e Série). Man findet hier die nach den Akten gefertigten Berichte über die hervorragendsten Strafprozesse, die sich in letzter Zeit vor den Pariser Gerichtshöfen abgespielt haben.

Contes allemands du temps passé traduits par Félix Frank et E. Alsleben avec une introduction par Ed. Laboulaye (Paris, Perrin & Cie.). — Die vorliegende Sammlung enthält die schönsten Märchen von Jakob und Wilhelm Grimm, Simrock, Bechstein, Franz Hoffmann, Winter, J. Schanz, Musäus, Tieck und Gustav Schwab in vortrefflicher französischer Übersetzung. Den Kindern wird hier ein prächtiges Märchenbuch geboten, das im Interesse der jugendlichen Leser mit zahlreichen Illustrationen geschmückt ist, die zahlreichen Einleitungen, Kommentare und Fußnoten, vor allem aber die den Band beschließende „Notice sur la légende de Loreley et sur l'esprit de féerie en Allemagne et en France“ bergen gleichzeitig aber ein reiches wissenschaftliches Material, das die Sammlung auch dem Folkloristen und Völkerpsychologen wertvoll macht.

Émile de Laveleye, der jüngstverstorbene berühmte französische Soziologe und Nationalökonom, hat uns als letzte Frucht seines arbeitsreichen Lebens ein

zweibändiges Werk „Le Gouvernement dans la démocratie" hinterlassen (Paris, Alcan). Die „sozialen Forderungen" und die „religiöse Frage" sind nach Laveleye die beiden Kardinalpunkte, die das öffentliche Interesse fast vollständig absorbieren. Darüber ist sehr zu Unrecht die politische Seite der Frage vernachlässigt worden, obwohl gerade die politischen Staatseinrichtungen die Mittel darstellen, durch die der soziale Zweck zu erreichen ist. Diese in den Hintergrund gedrängte Seite der Frage behandelt unser Autor in dem vorliegenden Werk, das die Forschungsergebnisse langer und geduldiger Specialstudien in sich schließt. Auch hier wieder erweist sich Laveleye als ein Liberaler im wahren Sinne des Worts, der sich durch kein Parteisystem und kein doktrinäres Vorurteil beirren läßt. Man wird bei der Lektüre des Buches nicht immer der Ansicht des Verfassers sein, man wird aber stets seiner Aufrichtigkeit, der durchdringenden Schärfe seines Blickes und seiner umfassenden Kenntnis der Materie Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. — In der gleichfalls bei Alcan erscheinenden „Bibliothèque d'histoire contemporaine" veröffentlichte J. Bourdeau eine gehaltvolle Arbeit über den „Socialisme allemand et le nihilisme russe". Der gut unterrichtete Autor giebt zunächst ein treues Bild der sozialen Lage und des Lebens der Industriearbeiter in Deutschland und bespricht sodann die politische Agitation und das Programm der parlamentarischen Vertretung der deutschen Sozialdemokraten. Hieran anschließend giebt Bourdeau einen gedrängten Grundriß der Geschichte des Sozialismus und zeichnet die Charakterporträts der bedeutendsten modernen Verkünder seiner Lehre, wie Karl Marx, Ferdinand Lassalle und Michael Bakunin. Eine geistvolle Parallele zwischen dem deutschen Sozialismus und dem russischen Nihilismus schließt das interessante Buch, das der Beachtung bestens empfohlen sei. A. G—tze.

Polnische Litteratur.

Der moderne Entwickelungskampf des Lebens spiegelt sich immer deutlicher in der neupolnischen Litteratur ab. Zu den talentvollen Dichtern der Moderne, deren ich in meinen vorhergehenden Berichten erwähnte, gesellte sich jüngst wieder ein begabter und geistreicher Sänger — Stanislaw Rossowski. Seine eben erschienenen „Gedichte" („Poezye", Lemberg bei Altenberg) zählen zu den niedlichsten, die die polnische Litteratur aufzuweisen hat und enthalten trotzdem manchen bitterernsten Gedanken, der die moderne Lebensanschauung des Dichters in schönster Weise zur Ansicht bringt. In dem hübsch ausgestatteten Büchlein finden wir keine Spur romantischer Sentimentalität, von welcher die früher (im Jahre 1886) erschienene Gedichtsammlung strotzte, sondern frohe und kräftige Lieder und zuletzt ein realistisches Poëm „Die Wohnstube" (Staneya), das das Elend des städtischen Proletariers in grellem Lichte vorstellt. Ein leiser Anflug von Shelleyanismus, dem die Mehrzahl der jung polnischen Dichtergeneration jetzt huldigt, und der sich bei Rossowski in sichtlicher Vorliebe für Abstraktionen ausdrückt, verleiht seinen Gedichten einen eigentümlich ernsten und philosophischen Zug. Auch muß hier die vollkommene Formenbildung, welche Rossowkis Verse auszeichnet, rühmlichst hervorgehoben werden; sie hebt eben auch den Wert seiner zweiten, gleichzeitig herausgegebenen Gedichtsammlung „Tempi passati" (ebendaselbst), die übrigens — was ihren inhaltlichen Wert anbelangt — keineswegs der vorigen gleichgestellt zu werden verdient.

Rossowskis schriftstellerische Thätigkeit gab sich auch in prosaischen Erzählungen kund. Sein Novellenbuch „Vom Lebenspfade" („ze sciezek zycia") betitelt, enthält verschiedenartige „Eindrücke und Betrachtungen", die größtenteils von großer Vorliebe des Verfassers für die lichten Seiten des menschlichen Daseins zeugen.

Unter dem Titel: „Philosophische

Studien und Essays" („Studya i szkice filosoficzne", Warschau) ließ unlängst der bekannte und beliebte Kritiker Cezary Jellenta eine Sammlung kritischer und philosophischer Aufsätze erscheinen, in denen er die Hauptwerke der größten zeitgenössischen Philosophen und Sozialpolitiker, wie Wundt, Spencer, Schäffle, Lilienfeld u. a. einer eingehenden Kritik unterbreitet. In einem Schlußkapitel legt er endlich sein eigenes philosophisches „credo" auseinander (zarys syntezy), das in der „Ethik des Willens" gipfelt. Gründliche Kenntnis des behandelten Themas und ein geistreicher Vortrag und Stil verleihen dem Buche — auch in rein litterarischer Hinsicht — einen großen Wert. Auch wurde Jellentas Buch von der berufenen Kritik freundlichst aufgenommen.

Unter der vielverheißenden Aufschrift: „Die Revolution des Geistes in Polen" („Przewrót umystowy w Polsce"; Warschau) gab der bewährte Schriftsteller Wladyslaw Smolenski eine wertvolle Studie über die polnischen Zustände im 18. Jahrhundert heraus. Das Werk verdient zweifellos als eins der besten Erzeugnisse der zeitgenössischen polnischen Historiographie betrachtet zu werden.

Die 25jährige Jubiläumsfeier der schriftstellerischen Thätigkeit Elise Orzeszkos, der größten und beliebtesten Dichterin Polens, gestaltete sich fast zu einem großartigen allgemeinen Nationalfeste. Ungeachtet aller Chikanen und Verfolgungen, denen seitens der russischen Censur in Warschau sich jeder Redakteur und sogar jeder einzelne Schriftsteller aussetzte, sobald er seine Huldigung der Dichterin darbringen wollte: erwies sich die gesamte polnische Schriftstellerwelt in anerkennenswerter Einigkeit bereit, der gefeierten Dichterin die größte Ehrerbietung öffentlich zu zollen. Da aber die russischen Behörden jegliche Festveranstaltungen strengstens verboten und die Censur die Herausgabe eines Sammelwerkes zu Ehren Orzeszkos sistierte und in den lokalen Blättern die leiseste Andeutung strich; — so mußte man sich auf die Herausgabe einzelner Gedenkschriften und auf private Ehrengeschenke beschränken. So erschien der Reihe nach eine Festnummer des Lemberger „Ojczyzna" (Das Vaterland, Organ des israelitisch polnischen Vereines „Agudas Achim"), der Krakauer Illustration „Swiat" (Die Welt), der Petersburger Wochenschrift „Kraj" (Das Land) u. s. f., für welche Beiträge geleistet wurden von: P. Chmielowski, Badouin de Courtenay, W. Gomulicki, H. Glinski, M. Konopnicka, J. Kotarbinski, W. Marrene, L. Meyet, M. Szeliga u. v. a. Eine biographisch-kritische Studie über Elise Orzeszko brachte die Krakauer Zeitschrift „Mysl". — Eine unzählige Masse von wissenschaftlichen, litterarischen und verschiedenen anderen Vereinen ernannte die Dichterin zu ihrem Ehrenmitglied, und die galizischen Universitätshörer brachten ihr im Namen der gesamten polnischen Studentenschaft ihre herzlichsten Glückwünsche und Huldigungen dar.

Ignaz Suesser.

Vermischtes.

Ich schlage den 1. Sammelband der ausgewählten Abhandlungen, Kritiken und Aphorismen aus den Jahren 1854—1879 von Karl Heinzen auf, geordnet und herausgegeben von Karl Schmeman in Milwaukee (Freidenker-Verlag) und finde S. 100 folgende Aufzeichnung:

„Julius Fröbel schreibt, wie ich aus dem von ihm redigierten ‚San Franzisko Journal' ersehe, jetzt für die ‚demokratische Partei', die Partei der Sklavenhalter . . . Daß auch ein so edler Geist wie Fröbel der politischen Pest erliegt, ist eine der trostlosesten Erfahrungen, die ich in diesem Lande noch gemacht habe. Ich hätte nie geglaubt, den Verfasser der ‚Sozialen Politik' einmal als politischen Gegner und zwar auf der Seite der Sklavenhalter behandeln zu müssen. Aber er hat sein Urteil selbst unterschrieben und ich verrichte bloß das traurige Geschäft,

es weiter bekannt zu machen." Der radikale Karl Heinzen hat von Julius Fröbel so hoch gedacht, daß er im Falle der Errichtung einer deutschen Republik nur einen einzigen Mann für würdig erachtete, den ersten Präsidentenstuhl einzunehmen — Julius Fröbel! Und nun schlägt sich dieser nämliche Fröbel in Amerika auf die Seite der Sklavenhalter! Und nach achtjährigem Aufenthalt in der neuen Welt schlägt er sich bei seiner Rückkehr nach Europa in der alten Heimat gleichfalls auf die Seite der Sklavenhalter: er tritt 1858 in den Dienst der österreichischen Regierung, er, der rote Achtundvierziger! Die einseitigen Idealisten einer Wolkenkukuksheimer Transcendentalpolitik hatten allerdings nicht Hände genug, um sie ob solcher Wandlungen eines „so edlen Geistes" über dem Kopf zusammenzuschlagen. Und doch ging alles mit sehr natürlichen und verhältnismäßig sittlich sehr reinlichen Dingen zu. Es gehört zu den angenehmsten und belehrendsten Gelegenheiten, solche Umschläge und Umwertungen im Leben bedeutender Männer aus deren eigenem Munde berichten zu hören. In diesem Sinn ist der zweite Band von Julius Fröbels Selbstschau: Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.) womöglich noch interessanter, als der im vorigen Dezemberheft bereits besprochene erste Band dieses ausgezeichneten Lebensgeschichtswerkes, denn dieser zweite Band führt uns mitten in die Kreise der heimlichen und öffentlichen Macher jener Vorgänge, welche in Deutschland die Ereignisse von 66 und 70 reifen halfen. Der alte Gemeinplatz von der geringen Weisheit, mit welcher angeblich die Welt regiert wird, findet selbstverständlich auch in diesen Aufzeichnungen seine Bestätigung. Was man so pompös Regieren zu nennen gewohnt ist, nimmt sich eben in der historischen Maschinerie des Staatsalltagslebens sehr viel weniger großartig aus. Eine Unsumme von persönlichen Lumpereien und Intriguen spielen sich in allen Ecken und Winkeln der politischen Werkstatt ab. Aber mehr als für den Politiker fällt bei dem Studium des Fröbelschen Lebenslaufes für den Individual- und Sozialpsychologen an wichtigen Einblicken ab. Nur daß das beste nicht immer in, sondern zwischen den Zeilen zu lesen ist, wozu freilich einigermaßen geübte Augen gehören. Für die Geschichte der Wagnerschen Kunst enthält der Abschnitt VI: Stellungen und Wirksamkeit Fröbels in München, sehr viel Bemerkenswertes. Aber wie die Kunst der Politik, wie der Geist der Materie überlegen ist! Alles politische Wischiwaschi der sechziger und zum Teil auch schon der siebziger Jahre ist in neuen Strömungen und Gestaltungen versunken, während das Geisteswerk des echten Künstlers in Kraft und Schönheit dasteht wie an seinem Schöpfungstag. M. G. Conrad.

In Nr. 4 der „Wiener Litteratur-Zeitung" finden wir wieder eine hübsche Probe von der kritischen Lebensart, deren sich die vornehmen Idealisten im Umgange mit den sogenannten Naturalisten zu bedienen pflegen. Schreibt da Frau Karola Bruch-Sinn, laut Litteraturkalender Redaktrice des „Damen-Salon" in Wien, in einer Besprechung Tovotes: — „Fehlt diesem Salonpleinairisten das Rüppelhafte und Schmutzige, so mangelt ihm dafür nicht die trostlose Herzensöde ... der Modernen. Er verekelt uns das Dasein ebenso gut ... wie irgend einer aus der wüsten Bande, der mit schmutzigen Pfoten um sich schlägt und dem passierenden Leser auf die Kleider spuckt." Das ist ebenso wohlerzogen und elegant im Ausdruck wie die Vergleiche der Naturalisten mit „Nachtkönigen", „Kloakenräumern" u. s. w., die seinerzeit in den idealistischen Papieren „Kölnische Zeitung", Berner „Bund", „Allg. Zeitung" u. s. w. zur Vornehmheit kritischer Rechtspflege gehörten. M. G. C.

„Für das Deutschtum im Auslande." So betitelt sich jetzt das von

dem verdienstvollen Deutschösterreicher Karl Pröll in Berlin geleitete Organ des „Allgemeinen deutschen Schulvereins". Die Bestrebungen desselben sind uns im hohen Maße sympathisch und es kommt uns von Herzen, wenn wir dem Vereine und seinem vortrefflich geleiteten Organe den besten Erfolg wünschen. Wir sind aber auch mit dem Kopfe dabei und unterschreiben jedes Wort, das Karl Pröll in seinem „national-politischen Einmaleins" mit mannhafter Überzeugung hinsetzt:

„Der Traum, daß die Menschheit mit jedem Jahre eine höhere Lehrstufe erreiche, stets wohlgeratener werde, weicht der nüchternen modernen Betrachtung, welche in den volkswirtschaftlichen Zuständen, in den realistischen Machtfaktoren die Bedingungen für die Blüte und den Verfall der Völker erschaut. Die vergessenen Ideale, welche von diesen Kraft- und Stoffhistorikern nicht mehr gewürdigt werden, schleichen sich indeß unter den Masken von Massenleidenschaften ein, die teilweise bis zur Fratze verzerrt sind. Dagegen kommt der Deutsche mit seinem angeborenen Erhaltungstrieb, der sich an Herd, Haus, die selbstgepflügte Scholle, die selbsterworbene Frucht knüpft, nur schwer auf. Er will nur den eigenen Besitz bewahren, nicht diesen durch fremdes Gut vergrößern, das er an sich reißt. So steht er eigentlich moralisch höher, als die Nationen, in welchen die alte Raubgier weiter lodert. Aber er entbehrt auch einer wuchtigen Waffe in dem endlosen Daseinskampfe der Völker. Zusammengeschlossen hat sich zwar die Mehrzahl der deutschen Stämme vor zwei Jahrzehnten zu einer staatlichen Organisation, welche den feindlichen Stürmen Trotz bietet. Allein diejenigen Glieder der Nation, welche sich außerhalb des ehernen Waffenringes befinden, sind in fortdauernde Existenzkämpfe verwickelt, welche sie schwächen und der Gefahr nahebringen, aufgerieben zu werden.

„Deutschland befindet sich seit der Schaffung des Reiches in der politischen Abwehr, an der seine Leiter mit Ängstlichkeit festhalten. Wenn diese Politik der Abwehr und Vorbeugung auch mit Meisterschaft durchgeführt wird, so kann sie uns doch nicht wachsende nationale Verluste ersparen. Und deshalb beschleicht verschiedene ernste Beobachter der zeitpolitischen Vorgänge der trübe Gedanke, ob diese staatskluge Selbstbeschränkung nicht unvorteilhafte Folgen für die Zukunft nach sich ziehen wird. Es giebt Versäumnisse, die kaum mehr einzubringen sind.

„Gegenwärtig entschleiert sich der Plan der russischen Gewaltregierung, nach der Knebelung und vorbereiteten Entnationalisierung der baltischen Provinzen, auch mit der Austreibung der deutschen Kolonisten in Südrußland zu beginnen. In Ungarn sehen wir die Magyaren am Werke, das Deutschtum, das sie politisch nicht gänzlich beugen konnten, durch eine soziale Blockade zu unterwerfen. In Österreich haben die Deutschen einen zweifelhaften Waffenstillstand mit der ihnen keineswegs wohlwollend gesinnten Regierung erlangt, dessen weitere Ergebnisse niemand voraussehen kann. Allen diesen Ländern hat die deutsche Kultur als Lichtöffnung gedient. In kurzem werden wir nur mehr eingeschlagene oder erblindete Scheiben sehen, hinter welchen die ungemilderte oder geschminkte Barbarei schrankenlos waltet. Solche Ahnungen erfüllen wenigstens viele nationstreue Herzen.

„Diese sollten sich immer zahlreicher in deutschen Hilfs-Genossenschaften sammeln, welche bestrebt sind, dem Absterben des auswärtigen Deutschtums einigermaßen entgegenzuarbeiten. Einer davon ist der „Allgemeine deutsche Schulverein". Er zählt gegenwärtig 33000 Mitglieder, das heißt eines auf je 15000 Seelen. Das ist sehr wenig und unser Bestreben muß unablässig dahin zielen, diesem „Treubunde des Deutschtums" stets neue Bekenner zuzuführen. Wer sein Vaterland liebt, darf bei dieser Arbeit nimmer ermüden!"

Diese Arbeit muß aber durch die heute

ebenso wichtige, wenn nicht wichtigere, ergänzt werden: Wiederbelebung des Deutschtums im Inlande selbst bis zur heldenhaften Opposition gegen alles, komme es von den höchsten Stellen, was irgendwie unsere nationale Erziehung gefährden könnte. Leider sind solcher Gefährdungsmomente durch Einbringung des preußischen Volksschulgesetzentwurfes eine wahrhaft unheimliche Menge entschleiert worden. Daß diese Gefährdung von dem führenden Staate im Reiche ausgeht, ist eine jener grotesken Anomalien, an welchen unsere Geschichte so reich ist. Ein schlimmerer Mangel an klarer Einsicht in die Aufgaben, welche dem deutschen Volke durch die heutige allgemeine Weltlage gestellt sind, ist nicht leicht denkbar. Da gewinnt eine Schrift geradezu aktuelle Bedeutung, die, im vorigen Sommer erschienen, jetzt in 2. Auflage vorliegt: Unsere nationale Erziehung. Von einem Oberdeutschen. (Berlin, H. Reuther. 167 S. Preis 1 Mk.) Die direkte Bezugnahme des Verfassers auf gewisse Forderungen Paul de Lagardes u. a. gereicht seinen geist und gemütvollen Ausführungen nicht zum Nachteile. Wir kommen auf dieses vorzügliche Buch zurück.

M. G. Conrad.

Unter dem Titel „Die Schmach des Jahrhunderts" giebt Karl Schneidt in Berlin eine Zeitschrift heraus, deren Ziel die Bekämpfung des Antisemitismus ist. Die erste Nummer liegt uns vor und zeigt uns, daß wir künftig von einer Besprechung dieses Organs absehen dürfen. Herr Schneidt verspricht den Kampf mit geistigen Waffen loyal zu führen. Ist es nun loyal, die antisemitischen Führer ohne weiteres als Verführer hinzustellen und mit Angriffen auf Personen vorzugehn? Und warum begeht der Herausgeber, der doch geistig hoch über der Gegenpartei zu stehn meint, dieselbe Thorheit wie die Antisemiten, daß er zwei christliche Schurken an den Pranger stellt, die auch von jedem Nichtjuden verurteilt werden, damit der Jude sich sagen kann: Seht, so schlecht sind die Nichtjuden, unsre Leute sind doch besser? Wenn ferner der Antisemitismus bekämpft, d. h. doch wohl als unberechtigt dargethan werden soll, dann haben doch wohl die Semiten das Bestreben, in den Augen der Nichtjuden als achtungswert dazustehn. Glauben sie nun das dadurch erreichen zu können, daß sie mit schnodderigen Redensarten um sich werfen? Herr Schneidt führt aus, daß Christi Wiege nicht unter dem heiligen Eichbaume gestanden habe, obwohl man das daraus, daß Öchslein und Eselein bei seiner Geburt zugegen gewesen, recht wohl schließen könne. Mit solchen öden Redereien erwirbt sich das Judentum nirgends Achtung. Und auch damit nicht, daß das Judentum auf Kosten der Wahrheit in den Himmel erhoben wird. Niemand soll toleranter sein als der Jude. Beweis sei, daß die Juden das christliche Weihnachtsfest mitfeiern. Allein ist es denn tolerant, wenn z. B. ein Konservativer die sozialdemokratische Maifeier mitfeiern wollte? Ich meine, es wäre charakterlos; die Juden haben nun einmal, so lange sie Juden sind, mit dem Weihnachtsfest nichts zu schaffen, und zu behaupten, daß die jüdischen Kinder, die die Feier mitmachen, einen wesentlichen Anteil an der Poesie des Festes haben, das ist mindestens lächerlich. Es sollte mich nicht wundern, wenn die Antisemiten gerade aus diesem Organ die besten Waffen für ihre Sache holen. Und gerade das sollten doch die Gegner des Antisemitenwesens vermeiden. Wenn die Juden den Leuten auch nicht den leisesten Anlaß zu ihren Angriffen geben wollten, dann würde die leidige antisemitische Krätze bald verschwunden sein; durch eine Zeitschrift wie die vorliegende wird sie nur gefördert.

G. Morgenstern.

Der Münchener Journalisten- und Schriftstellerverein hat zu seinem zehnten Stiftungsfest eine von seinem 2. Vorsitzenden Karl Wetzstein verfaßte Denkschrift ausgegeben, die mancherlei

Daten von Wert über das kämpfereiche litterarische Vereinsleben an der Isar enthält. Der persönlichen Fehden und Intriguen endlich müde, hat der Verein mit voller Kraft das Gebiet des praktischen Versorgungswesens für Kranke und Invalide in Angriff genommen und damit bereits die glücklichsten Ergebnisse erzielt. Die interessante Wetzsteinsche Denkschrift verdient auch in außermünchenerischen Kreisen Beachtung. C.

Litterarisches Jahrbuch Nordwestböhmens und der deutschen Grenzlande. Herausgegeben von Alois John in Eger. II. Band. 92 S. Mit 2 Illustr.

Sehr beachtenswert sind namentlich die Erinnerungen an Jean Paul von Dr. Adam Wolf und die Gestalten aus Wallensteins Umgebung von Dr. Hallwich. Wertvoll ist auch Johns Schilderung des Karlsbader Lebens im Herbst. Die Ausbeute an Modernem ist noch ziemlich mager. Die Grenzorte des Gebietes: Nürnberg, Bayreuth und Prag sollten intensiver beigezogen werden. Auch gegen Süden gäbe der bayerische Wald mit Regensburg und Passau gewiß manchen kulturhistorisch wie modern anregenden Beitrag. Wir wünschen dem interessanten Unternehmen kräftige Entwickelung. C.

Von Paolo Mantegazza, dem Verfasser von „Physiologie der Liebe“, „Hygiene der Liebe“ und vielen anderen, auch in Deutschland vielgelesenen Büchern erscheint in der von Joseph Kürschner herausgegebenen Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) ein neues Werk. Es ist betitelt: „Die Kunst zu heiraten“ und behandelt in geistreicher Weise alle Fragen, die bei dem wichtigsten Schritt im Leben des Menschen in Betracht kommen. Mantegazza äußert seine Ansichten und Erfahrungen ohne Scheu, die Ergebnisse seiner umfassenden Beobachtungen und Studien freimütig, ohne jede Zurückhaltung, und er kann das ruhig thun, denn bei dem sittlichen Ernst, der aus allen seinen Werken spricht und in seiner Eigenschaft als Ausländer darf er wohl erwarten, daß auch diese neueste Arbeit in keiner Weise in Deutschland verdächtigt wird. In Deutschland ist es bekanntlich nur dem deutschen Schriftsteller verwehrt, in den wichtigsten Lebens- und Gesellschaftsfragen sich vollkommen freimütig zu äußern. Der Ausländer ist in unserem Schrifttum ein durchaus freier Mann, denn der von jeher national schlecht erzogene Reichsphilister sieht in ihm einen Menschen höherer Gattung, dem er keine Knechtsgesinnung und kein Knechtsbenehmen zuzumuten wagt. Wenn deutsche Lehrer, Professoren, Schriftsteller über das Liebes- und Eheleben in der Weise des italienischen Professors und Senators Mantegazza geschrieben hätten, würden sie sich um Ehre und Stellung gebracht haben. Aber dem Italiener wird das, was dem Deutschen bei Deutschen Schmach brächte, in Deutschland zum Ruhme gerechnet. So sehr sind wir um moralische Selbstachtung und Feinheit gekommen, so sehr ist unsere soziale und nationale Moral auf dem Hund.

M. G. C.

Die freie Volksbühne in Berlin veranstaltet im August dieses Jahres zur Feier ihres zweijährigen Bestehens ein Waldfest, als dessen Hauptstück ein kleines Festspiel aufgeführt werden soll. Der Verein ladet Dichter, die ihm Freund sind, ein, eine geeignete Dichtung zu verfassen und setzt zu diesem Zweck einen Ehrenpreis von 100 Mark aus, wobei jedoch das Eigentum des Werkes dem Dichter verbleibt. — Das Festspiel soll höchstens eine halbe Stunde spielen und sich für eine improvisierte Bühne im Freien eignen; alles übrige bleibt dem Dichter überlassen. — Die Stücke müssen, anonym, mit einem Sinnspruch versehen und mit einem verschlossenen Couvert, das denselben Sinnspruch als Aufschrift trägt und den Namen des Autors enthält, bis spätestens 15. Juni an Bruno Wille in Friedrichshagen eingesandt werden. X.

In der flottgeschriebenen und mutvoll für echt moderne Kunst eintretenden „Revue d'art dramatique“ findet sich ein geistreicher Aufsatz aus der Feder Adrien Wagnon's über die letzte Theatersaison in Wien, Berlin und München. Was der Verfasser über l'Obstacle von Alfons Daudet sagt, und die gerechte Würdigung, die er einem Gerhardt Hauptmann, Bleibtreu, und Ibsen zu teil werden läßt, beweist uns, daß die Franzosen gar nicht die Chauvinisten sind, als welche sie uns von einer hyperpatriotischen Presse unermüdlich dargestellt werden. Im Gegenteil, Lob und Tadel werden in so ruhiger und gerechter Weise verteilt, daß sich mancher deutsche Kritiker ein Beispiel daran nehmen könnte. M—n.

Unter verschiedenen Eingängen fällt mir folgendes charakteristisches Cirkular in die Hände: „Zur geneigten ernsten Beachtung. Die Mai-Ausgabe 1892 der „Kritischen Rundschau auf dem Gebiete der Unterrichtslitteratur,“ herausgeg. von Dr. J. Moltmann; mit Anhang: „Central-Anzeiger für die deutsche Lehrerwelt“ mahnt! Kostenfreier Versand an 1000 deutsche Lehranstalten. Honorar für Besprechungen von 10—15 Zeilen 4 Mk., von 25—30 Zeilen 8 Mk., von 50 und mehr Zeilen 15 Mk. Gelegentliche Wiederholungen gratis. Insertionsgebühr pro Halbzeile 30 Pf., pro Ganzzeile 50 Pf. Gefällige Aufträge werden baldigst erbeten. Man adressiere an Moltmanns Verlag, Hamburg-Hohenfelde.“ Das ist wenigstens klar und deutlich, und die Leser dieser „Kritischen Rundschau“ wissen demnach, was die Besprechungen dieses Organs wert sind. M—n.

Ein litterar-psychologisches Problem. Im vorjährigen Novemberheft dieser Zeitschrift machte Herr Max Hoffmann gelegentlich einer Besprechung der „Episoden“ dem Verfasser derselben, Herrn Richard Zoozmann, den Vorwurf, in seinen Publikationen hie und da allzu eifrig nach fremden Mustern zu arbeiten. Als Beleg dafür wies er auf einen Zyklus der betreffenden Sammlung hin, betitelt „Ein Dichter“, der seiner Meinung nach eine derartige Ähnlichkeit mit meinem „Phantasus“ zeigt, daß er nicht Anstand nahm, folgenden Satz niederzuschreiben: „Nicht nur in der Idee, sondern auch in Einzelheiten ist Zoozmann durch dieses Original beeinflußt worden.“ Sodann, als Versuch eines Beweises für diese Behauptung, folgte eine Gegenüberstellung von je 8 Stellen beider Zyklen in der Anzahl von zusammen 76 Zeilen.

Im Dezemberheft der Breslauer „Monatsblätter“ (!) beeilte sich dann Herr Richard Zoozmann, diese Ähnlichkeiten, von denen übrigens Herr Max Hoffmann noch ausdrücklich bemerkt hatte, daß sie nicht die einzigen gewesen wären, die ihm aufgefallen, nur „einige“ und „äußerliche“ zu nennen und einem etwaigen häßlichen Verdachte von Seiten Böswilliger, deren es ja allerdings leider nie mangelt auf dieser schlechten Welt, zumal in solchen Fällen, schon dadurch zuvorzukommen, daß er darauf hinwies, wie ja seine „Neuen Dichtungen“, in denen sein betreffender Zyklus zum ersten Male veröffentlicht ward, wenn freilich auch nur erst in außerordentlich abgekürzter Form, bereits „in demselben Jahre“ erschienen sei, wie mein „Buch der Zeit“; nämlich 1885.

Dazu bemerke ich: erstens, daß ich zu meinem wirklich aufrichtigen Bedauern Herrn Richard Zoozmann, der die von Herrn Max Hoffmann angeführten Ähnlichkeiten zwischen unseren beiden Zyklen nur „einige“ und „äußerliche“ nennt, nicht recht beistimmen kann. Ich finde sie im Gegenteil geradezu außerordentlich! Und ich muß gestehen, daß sich dieses Gefühl in mir nicht gerade abschwächte, als ein genauer Vergleich beider Zyklen mir die Überzeugung aufdrängte, daß ich im Notfalle die Zahl der Beispiele des Herrn Max Hoffmann nicht allein mühelos würde verdoppeln können, sondern bequem mit drei multiplizieren. Und, man wird mir

das nicht übel auslegen, aber das schien mir denn doch des Guten zu viel! Sozusagen Alles, was recht ist! Doch mag meinetwegen dergleichen, wie man es nennt, „subjektiv“ sein und ich lege daher keinen Wert darauf. Aber nicht ganz so wertlos und bei Seite zu schieben scheint mir das zu sein, was ich noch als Zweites auf dem Herzen habe. Nämlich daß Herr Zoozmann, während er damals seine Erklärung niederschrieb, dabei so bedauerlich wenig von seinem Gedächtnis unterstützt wurde, daß er den Erscheinungstermin seines betreffenden Buches ohne Weiteres um ein volles Jahr zurückdatierte; 1886 war es erschienen und 1885 gab Herr Zoozmann an. Ein „Druckfehler“, wie er mir schrieb. Schade! Und weswegen, wenn man fragen durfte, war dieser „Druckfehler“ 4 Monate lang unberichtigt geblieben? Soo? *War er das?* Herr Zoozmann mußte sich sehr darüber wundern. Er hatte der Redaktion eine betreffende Notiz sofort zugehen lassen! Sie konnte also nur „fortgelassen“ sein; „vermutlich,“ wie Herr Zoozmann meinte, „wegen Platzmangel“. Drei Zeilen!! Pech! Und damit sollte ich mich also zufrieden geben? Ganz und gar nicht! Herr Zoozmann war durchaus bereit, alles zu thun, was in seinen Kräften stand. Er wollte sofort noch einmal schreiben! Schön. Damit war die Sache abgethan. Also ein „Druckfehler“! Dagegen ließ sich nichts einwenden. Solche passieren. Nur frage ich Herrn Zoozmann, weswegen dann überhaupt jene „Erklärung“? *Mit* „Druckfehler“, damals, *entkräftete* sie den Verdacht, gegen den sie sich richtete, *ohne* „Druckfehler“, heute, fordert sie ihn ganz im Gegenteil geradezu erst heraus! Denn ich bitte Herrn Zoozmann, durchaus berücksichtigen zu wollen, daß sein „Druckfehler“ nur insofern einer war, als er sich auf sein eigenes Buch bezog, auf seine „Neuen Dichtungen“: denn das „Buch der Zeit“ ist *thatsächlich* 1885 erschienen, ganz wie Herr Zoozmann angiebt, und zwar, falls das interessieren sollte, bereits im Juni. Mithin, wozu, frage ich, damals jene Erklärung? *Was für einen Zweck hatte sie?*

Dann fällt mir heute das diesjährige *Januarheft* dieser Zeitschrift in die Hände, und — wer beschreibt mein Erstaunen? — ich ersehe aus ihm, daß Herr Zoozmann, dem die Kritik des Herrn Max Hoffmann nicht gerade angenehm gewesen zu sein schien, auch *diesem* versichert hat, seine „Neuen Dichtungen“ wären bereits „in demselben Jahre“ erschienen wie mein „Buch der Zeit“. „Ende 1885.“ Groß und breit steht's da. Seite 134. Oder hat auch der betreffende Setzer der „Gesellschaft“ sich wieder vergriffen? Und zwar genau wieder an derselben Stelle und mit genau wieder derselben Zahl? Herr Richard Zoozmann wird mir hoffentlich zugeben, daß dieses für ihn zum mindesten *fatal* ist. In beiden Erklärungen, in zwei verschiedenen Zeitschriften, an ein und derselben Stelle ein und derselbe „Druckfehler“! Und noch dazu, ich wiederhole das, ein Druckfehler, der, wenn man ihn rektifiziert, genau das Gegenteil sagt von dem, was, wie mir scheint, hatte gesagt werden *sollen*. Deprimierend!! —

Zum Schluß, um jedem etwaigen Mißverständnisse auch nur ja aus dem Wege zu gehen! Ich behaupte nicht, daß Herr Zoozmann von mir, wie er sich ausdrückt, „abgeschrieben“ hat. Das wäre zu unhöflich. Herr Zoozmann hat eben bereits ausdrücklich versichert, daß das nicht der Fall gewesen, und das genügt mir. Aber was ich behaupte, ist, daß ich diese ganze Geschichte von unsern beiden Zyklen nicht begreife! Daß sie mir echappiert! Daß sie mir meine Psychologie über den Haufen rennt! Und, man verzeihe mir, aber das beschämt mich! Beschämt mich tief! Angesichts einer derartig kleinen und, was weiß ich, vielleicht höchst simplen Affaire ein derartiges Geständnis. Welch ein testimonium für meine Intelligenz!

Berlin, 30. März 1892.

Arno Holz.

Die Alkoholfrage. Ein Vortrag von Dr. med. G. Bunge, ord. Professor der physiologischen Chemie an der Universität Basel. Nebst einem Anhange: Ein Wort an die Arbeiter. Basel, Verlag des Vereins zur Bekämpfung des Alkoholgenusses. 1891. 31 S.

Nächst der Schrift „Aus dem Tagebuche eines Enthaltsamen“ (Dresden, Pierson, 50 Pf.) von dem Dichter M. v. Stern gehört dieser Vortrag des Professors Bunge wohl nicht bloß sachlich, sondern auch litterarisch zum Bedeutendsten, was bisher in deutscher Sprache über die Alkoholfrage erschienen ist. Es ist zweifellos eine Pflicht aller Edelgesinnten, dieser Frage die ernsteste Aufmerksamkeit zu widmen, wenn die Rede von der Wiedergeburt und der geistigen und sozialen Zukunftsbedeutung unseres Volkes nicht eine leere Phrase bleiben soll. An dem Gezeter der pfäffischen Temperenzler wie an den polizeimäßigen Ausklüglern von Trunksuchtsgesetzen, denen nur an neuer Bedrückung und Freiheitsberaubung der Gesellschaft gelegen ist, geht der gebildete Mann und Menschenkenner mit Verachtung vorüber, während er dem Naturforscher, dem Arzt, dem Dichter und Menschenfreund willig Gehör schenkt. Wir empfehlen dabei auch die Beilage zu diesem Hefte geneigter Aufmerksamkeit. Prosit! M. G. C.

Neues Preisausschreiben.

Unser herzlieber alter Landedelmann im Norden sendet uns eine zweite Preisgabe im Betrage von **vierhundert Mark.** Dieselbe soll, zerlegt in 250 und 150 Mark, den beiden besten Arbeiten über **die zweckmäßigsten Mittel und Wege zur Verbesserung unserer Rasse** zuerkannt werden. Trotz aller civilisatorischen Fortschritte ist das Menschenmaterial minderwertig geworden. Es hat sich eine förmliche Kulturkrankheit herausgebildet, die uns körperlich und geistig mehr und mehr herunterbringt. Das trostlose Bild, welches die heutigen sozialen und politischen Zustände gewähren, ist zum nicht geringen Teile auf die psychophysiologische Entartung der herrschenden wie der dienenden Klassen zurückzuführen. Wir laden unsere Mitarbeiter und Freunde ein, uns in einer kurzen, klaren Arbeit — nicht über einen Druckbogen der „Gesellschaft“ — rückhaltlos ihre Gedanken zu entwickeln, **wie hier Besserung zu schaffen,** damit wir zu einem **erziehungswürdigen Geschlechte gelangen, das den großen Aufgaben der Zukunft gewachsen ist und uns über das Dekadenzelend der Gegenwart in eine gesündere, freudigere Lebensepoche hinüberleitet.**

Die Arbeiten sind in der üblichen Form bis zum 31. Oktober 1892 an die Redaktion der „Gesellschaft“ einzusenden. Das Preisgericht wird aus einem Mediziner, einem Soziologen und einem Philosophen bestehen, die Verkündigung des Spruchs und Auszahlung der Preise am 1. Januar 1893 erfolgen. Die preisgekrönten Arbeiten werden in der „Gesellschaft“ veröffentlicht.

München, Februar 1892. **Dr. M. G. Conrad.**

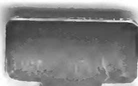
☛ Wir bitten, fortan **sämtliche Manuskriptsendungen** u. s. w. **ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft“,

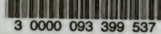
K. K. Hofbuchhandlung Wilhelm Friedrich in Leipzig

zu richten. **Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.**

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.






3 0000 093 399 537